

blanvalet

DIANA
GABALDON



ECHO DER
HOFFNUNG

ROMAN

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Widmung](#)

[PROLOG](#)

[ERSTER TEIL - DIE WASSER TRÜBEN SICH](#)

[Kapitel 1 - MANCHMAL SIND SIE WIRKLICH TOT](#)

[Kapitel 2 - UND MANCHMAL SIND SIE'S NICHT](#)

[Kapitel 3 - LEBEN UM LEBEN](#)

[Kapitel 4 - VORERST NOCH NICHT](#)

[Kapitel 5 - KLEINE MORALKUNDE FÜR ZEITREISENDE](#)

[ZWEITER TEIL - BLUT, SCHWEISS UND SAURE GURKEN](#)

[Kapitel 6 - LONG ISLAND](#)

[Kapitel 7 - EINE UNGEWISSE ZUKUNFT](#)

[Kapitel 8 - TAUWETTER](#)

[Kapitel 9 - ABSCHIED NEHMEN](#)

[Kapitel 10 - BRANDER](#)

[Kapitel 11 - SCHR ÄGLAGE](#)

Kapitel 12 - GENUG

Kapitel 13 - UNRAST

Kapitel 14 - HEIKLE ANGELEGENHEITEN

Kapitel 15 - DAS SCHWARZE KABINETT

Kapitel 16 - IN DER HALLE DES BERGKÖNIGS

Kapitel 17 - ZWERGDÄMONEN

Kapitel 18 - ZÄHNEZIEHEN

Kapitel 19 - EIN KUSS IN LIEBE

Kapitel 20 - ICH BEDAUERE ...

Kapitel 21 - PASTORS KATZE

Kapitel 22 - SCHMETTERLING

DRITTER TEIL - PRIVATIER

Kapitel 23 - KORRESPONDENZ VON DER FRONT

Kapitel 24 - JOYEUX NOËL

Kapitel 25 - AM BUSEN DER TIEFE

Kapitel 26 - IN DER KLEMME

Kapitel 27 - TUNNELTIGER

Kapitel 28 - AUF DEN GIPFELN DER HÜGEL

Kapitel 29 - GESPRÄCH MIT EINEM SCHULDIREKTOR

Kapitel 30 - SCHIFFE ZIEHEN IN DER NACHT VORÜBER

Kapitel 31 - EINE KLEINE FÜHRUNG DURCH DIE

KAMMERN DES HERZENS

VIERTER TEIL - ZUSAMMENTREFFEN

Kapitel 32 - VERDACHTSMOMENTE

Kapitel 33 - DIE EREIGNISSE SPITZEN SICH ZU

Kapitel 34 - BUCH DER PSALMEN 30

Kapitel 35 - TICONDEROGA

Kapitel 36 - DER GREAT DISMAL

Kapitel 37 - FEGEFUEHR I

Kapitel 38 - KLARE WORTE

Kapitel 39 - EINE FRAGE DES GEWISSENS

Kapitel 40 - DER SEGEN DER HEILIGEN BRIDE UND
DES HEILIGEN MICHAEL

Kapitel 41 - ZUFLUCHT VOR DEM STURM

FÜNFTER TEIL - AM RAND DES ABGRUNDS

Kapitel 42 - SCHEIDEWEG

Kapitel 43 - COUNTDOWN

Kapitel 44 - FREUNDE

Kapitel 45 - DREI PFEILE

Kapitel 46 - ENERGIELINIEN

Kapitel 47 - HÖHENLAGEN

Kapitel 48 - HENRY

Kapitel 49 - BEDENKEN

Kapitel 50 - EXODUS

Kapitel 51 - DIE BRITEN KOMMEN

Kapitel 52 - FEUER! FEUER!

Kapitel 53 - MOUNT INDEPENDENCE

Kapitel 54 - DIE RÜCKKEHR DES WILDEN

Kapitel 55 - RÜCKZUG

Kapitel 56 - BEI LEBENDIGEM LEIB

Kapitel 57 - DAS DESERTEURSSPIEL

Kapitel 58 - UNABHÄNGIGKEITSTAG I

Kapitel 59 - DIE SCHLACHT VON BENNINGTON

Kapitel 60 - DESERTEURSSPIEL, RUNDE II

Kapitel 61 - ... KEINEN BESSEREN BEGLEITER ALS
DIE BÜCHSE...

Kapitel 62 - EIN EINZIGER GERECHTER

Kapitel 63 - FÜR IMMER GETRENNT VON FREUNDEN
UND FAMILIE

Kapitel 64 - HERRENBESUCH

Kapitel 65 - MEIN HUT, DER HAT DREI ECKEN

Kapitel 66 - STERBEBETT

Kapitel 67 - WENN ES TRIEFT VOR SCHMALZ

Kapitel 68 - STÖRENFRIED

Kapitel 69 - KAPITULATIONSBEDINGUNGEN

Kapitel 70 - SCHUTZRECHT

SECHSTER TEIL - DIE HEIMKEHR

Kapitel 71 - DILEMMA

Kapitel 72 - DAS FEST ALLER HEILIGEN

Kapitel 73 - EIN VERLORENES SCHÄTZCHEN KEHRT ZURÜCK

Kapitel 74 - ICH SEH ETWAS, WAS DU NICHT SIEHST

Kapitel 75 - SIC TRANSIT GLORIA MUNDI

Kapitel 76 - WENN DER WIND WEHT

Kapitel 77 - MEMORARAE

Kapitel 78 - ALTE SCHULDEN

Kapitel 79 - DIE HÖHLE

Kapitel 80 - IN VINO VERITAS

Kapitel 81 - FEGEFUEHR II

Kapitel 82 - VORKEHRUNGEN

Kapitel 83 - SCHÄFCHENZÄHLEN

Kapitel 84 - ZU MEINER RECHTEN

SIEBTER TEIL - ... WIRD STURM ERNTEN

Kapitel 85 - SOHN EINER HEXE

Kapitel 86 - VALLEY FORGE

Kapitel 87 - TRENNUNG UND WIEDERSEHEN

Kapitel 88 - ZIEMLICH UNSCHÖN

Kapitel 89 - DER TINTENBEFLECKTE KRÜPPEL

Kapitel 90 - GEWAPPNET MIT DIAMANTEN UND MIT STAHL

Kapitel 91 - SCHRITTE

Kapitel 92 - UNABHÄNGIGKEITSTAG II

Kapitel 93 - ERDSTÖSSE

Kapitel 94 - DIE PFADE DES TODES

Kapitel 95 - BETÄUBUNG

Kapitel 96 - GLÜHWÜRMCHEN

Kapitel 97 - NEXUS

Kapitel 98 - MISCHIANZA

Kapitel 99 - SCHMETTERLING AUF DEM SCHLACHTHOF

Kapitel 100 - WARTE, WARTE NUR EIN WEILCHEN ...

Kapitel 101 - REDIVIVUS

Kapitel 102 - BACK TO THE ROOTS

Kapitel 103 - DIE STUNDE DES WOLFS

Danksagung

ANMERKUNGEN DER AUTORIN

ÜBER DIE LORD-JOHN-ROMANE

BRIGADIER SIMON FRASER

LOCH ERROCHTY UND DIE TUNNELTIGER

Copyright

Für die Hunde in meinem Leben

Penny Louise

Tipper John

John

Flip

Archie und Ed

Tippy

Spots

Emily

Ajax

Molly

Gus

Homer und JJ

PROLOG

Der menschliche Körper ist erstaunlich flexibel. Ebenso die Seele. Doch es gibt Erlebnisse, von denen keine Rückkehr möglich ist.

Glaubst du das, *a nighean*? Gewiss, ein Körper ist schnell verstümmelt, und eine Seele kann verkümmern - doch jeder Mensch hat auch etwas, das niemals zerstört werden kann.

ERSTER TEIL

DIE WASSER TRÜBEN SICH

MANCHMAL SIND SIE WIRKLICH TOT

Wilmington in der Kolonie North Carolina Juli 1776

Der Kopf des Piraten war verschwunden. William hörte, wie einige Zaungäste nebenan auf dem Kai darüber spekulierten, ob er wohl noch einmal auftauchen würde.

»Näh, der is' für immer weg«, sagte ein zerlumpter Mulatte und schüttelte den Kopf. »Holt ihn nicht der Alligator, tut's das Wasser.«

Ein Siedler aus dem Hinterland schob sich den Kautabak in die Backentasche und spuckte ins Wasser. Er war anderer Meinung.

»Nein, der hält bestimmt noch ein, zwei Tage. Das Geknorpel, das den Kopf festhält, trocknet in der Sonne aus. Wird so hart wie Eisen. Hab's schon oft bei Tierkadavern gesehen.«

William sah, wie Mrs. MacKenzie den Blick rasch auf den Hafen richtete und dann wieder abwandte. Sie sah blass aus, dachte er, und stellte sich etwas anders hin, sodass sie die Männer und die braune Flut nicht mehr sehen konnte - auch wenn tatsächlich *Flut* herrschte und die Leiche, die an einen Pflock gebunden war, natürlich nicht zu erkennen war. Der Holzpflock jedoch ragte aus dem Wasser und erinnerte die Zuschauer auf grimmige

Weise daran, welchen Preis das Verbrechen hatte. Man hatte den Piraten vor einigen Tagen dort draußen im Watt angebunden, damit er ertrank, wenn das Wasser stieg, und die Hartnäckigkeit, mit der seine verwesende Leiche an Ort und Stelle verweilte, beherrschte das Tagesgespräch.

»Jem!«, rief Mr. MacKenzie laut und stürzte an William vorbei, um seinem Sohn nachzusetzen. Der kleine Junge, der das rote Haar seiner Mutter hatte, war davonspaziert, um dem Gespräch der Männer zuzuhören, und beugte sich nun an einen Poller geklammert gefährlich über das Wasser hinaus, weil er den toten Piraten sehen wollte.

Mr. MacKenzie packte den Jungen am Kragen, zog ihn an sich und nahm ihn mit Schwung in die Arme, obwohl sich der Junge wehrte und den Hals in Richtung des sumpfigen Hafens reckte.

»Ich will sehen, wie der Walligator den Piraten frisst, Papi!«

Die Gaffer lachten, und selbst MacKenzie lächelte schwach, obwohl sein Lächeln verschwand, als er den Blick auf seine Frau richtete. Im nächsten Moment stand er an ihrer Seite und hatte ihr die Hand unter den Ellbogen gelegt.

»Ich glaube, wir müssen gehen«, sagte MacKenzie und setzte sich seinen Sohn auf die Hüfte, um seine Frau besser stützen zu können, deren Bestürzung nicht zu übersehen war. »Leutnant Ransom - ich meine Lord Ellesmere -«, verbesserte er sich mit einem entschuldigenden Lächeln in Williams Richtung, »- hat doch

gewiss noch andere Verpflichtungen.«

Das stimmte; William war mit seinem Vater zum Essen verabredet. Doch sein Vater wollte sich mit ihm in dem Wirtshaus auf der anderen Kaiseite treffen, daher konnte er ihn unmöglich verfehlen. Das sagte William auch, und er drängte sie zu bleiben, denn er genoss ihre Gesellschaft sehr - vor allem die Gesellschaft Mrs. MacKenzie's -, doch obwohl ihre Gesichtsfarbe jetzt gesünder wirkte, lächelte sie bedauernd und tätschelte das Häubchen des Babys auf ihrem Arm.

»Nein, wir müssen aufbrechen.« Sie richtete ihre Augen auf ihren Sohn, der immer noch darum kämpfte, wieder auf den Boden gelassen zu werden, und William sah, wie ihr Blick zum Hafen und dem Pfosten huschte, der finster aus der Flut ragte. Dann riss sie sich entschlossen davon los und wandte sich stattdessen an William. »Die Kleine wacht auf; sie wird Hunger haben. Aber es war wirklich schön, Euch kennenzulernen. Ich wünschte, wir könnten uns noch länger unterhalten«, sagte sie mit der größten Aufrichtigkeit und berührte dabei sacht seinen Arm, was ein angenehmes Gefühl in seiner Magengrube auslöste.

Inzwischen schlossen die Gaffer Wetten darauf ab, ob der untergetauchte Kopf noch einmal erscheinen würde, obwohl es nicht so aussah, als hätte einer von ihnen auch nur einen Groschen dabei.

»Zwei gegen eins, dass er bei Ebbe noch da ist.«

»Fünf gegen eins, dass der Rest noch da ist, nur der Kopf nicht. Ist mir egal, was du über den Knorpel erzählt

hast, Lem, aber als die Flut gekommen ist, hat der Kopf nur noch an einem Faden gehangen. Spätestens bei der nächsten Flut ist er weg.«

In der Hoffnung, dieses Gespräch zu übertönen, begann William, sich ausführlich zu verabschieden. Dabei ging er so weit, Mrs. MacKenzie in bester höfischer Manier die Hand zu küssen - und ließ sich sogar dazu hinreißen, dem Baby einen Kuss auf den Kopf zu drücken, was sie alle zum Lachen brachte. Mr. MacKenzie warf ihm zwar einen ausgesprochen seltsamen Blick zu, schien aber keinen Anstoß daran zu nehmen und schüttelte ihm nach Republikanersitte die Hand - und trieb den Scherz dann sogar noch weiter, indem er seinen Sohn auf den Boden stellte und dem kleinen Jungen auftrug, ihm ebenfalls die Hand zu schütteln.

»Habt Ihr schon einmal jemanden umgebracht?«, erkundigte sich der Junge und richtete den Blick neugierig auf Williams Paradeschwert.

»Nein, noch nicht«, erwiderte William lächelnd.

»Mein Großvater hat schon zwei Dutzend Männer umgebracht!«

»Jemmy!«, sagten seine Eltern wie aus einem Munde, und der kleine Junge zog die Schultern bis zu den Ohren hoch.

»Aber es *stimmt* doch!«

»Oh, er ist bestimmt ein tapferer und gefährlicher Mann, dein Großvater«, versicherte William dem Kleinen ernst.

»Solche Männer kann der König immer gut brauchen.«

»Mein Opa sagt, der König kann ihm den Buckel herunterrutschen«, erwiderte der Junge nüchtern.

»JEMMY!«

Mr. MacKenzie hielt seinem redseligen Nachwuchs die Hand vor den Mund.

»Du weißt genau, dass dein Opa das nicht gesagt hat!«, rügte Mrs. MacKenzie. Der kleine Junge nickte zustimmend, und sein Vater zog die knebelnde Hand wieder fort.

»Nein. Aber Oma hat es gesagt.«

»Tja, das kann schon eher sein«, murmelte Mr. MacKenzie, der sich sichtlich bemühte, nicht zu lachen. »Aber so etwas sagt man nicht zu einem Soldaten - Soldaten arbeiten doch für den König.«

»Oh«, sagte Jemmy, der das Interesse an dem Thema verlor. »Geht die Flut jetzt wieder?«, fragte er hoffnungsvoll und reckte den Hals noch einmal in Richtung des Hafens.

»Nein«, sagte Mr. MacKenzie bestimmt. »Das dauert noch Stunden. Dann bist du längst im Bett.«

Mrs. MacKenzie lächelte William entschuldigend zu, die Wangen ebenso verlegen wie entzückend gerötet, und dann entfernte sich die Familie hastig. William blieb stehen, hin und her gerissen zwischen Gelächter und Bestürzung.

»He, Ransom!«

Beim Klang seines Namens wandte er sich um und sah sich Harry Dobson und Colin Osborn gegenüber, zwei Oberleutnants aus seinem Regiment, die offensichtlich ihren Dienstpflichten entronnen waren und nun darauf brannten, die Fleischtöpfe Wilmingtons zu kosten - sofern vorhanden.

»Wer ist denn das?« Dobson blickte den Davoneilenden neugierig nach.

»Ein gewisser Mr. und Mrs. MacKenzie. Freunde meines Vaters.«

»Oh, sie ist verheiratet?« Dobson, der die Frau immer noch beobachtete, zog die Wangen ein. »Nun, das macht es natürlich etwas schwieriger, aber was ist das Leben schon ohne die Herausforderung?«

»Herausforderung?« William warf seinem alles andere als hochgewachsenen Freund einen zynischen Blick zu. »Ihr Mann ist ungefähr dreimal so groß wie du, falls dir das nicht aufgefallen ist.«

Osborn lachte, und sein Gesicht lief rot an.

»Und sie ist *doppelt* so groß wie er! Sie würde dich erdrücken, Dobby.«

»Und wie kommst du darauf, dass ich vorhabe, unten zu liegen?«, erkundigte sich Dobson würdevoll. Osborn johlte los.

»Warum bist du nur so von Riesinnen besessen?«, wollte William wissen. Er warf noch einen Blick auf die kleine Familie, die nun am Ende der Straße fast nicht mehr

zu sehen war. »Diese Frau ist doch fast so groß wie ich!«

»Ja, reib's mir nur richtig unter die Nase!« Osborn, der den eins fünfzig großen Dobson zwar überragte, aber immer noch einen Kopf kleiner war als William, trat scherzhaft nach dessen Knie. William wich dem Tritt aus und knuffte Osborn, der sich duckte und ihn gegen Dobson schubste.

»Meinehrnn!« Sergeant Cutters drohende Cockneytöne ließen sie innehalten. Auch wenn sie ranghöhere Positionen bekleideten als der Sergeant, hätte keiner von ihnen es gewagt, diesen darauf hinzuweisen. Das gesamte Bataillon erzitterte vor Sergeant Cutter, der zwar älter als der Herrgott war und ungefähr so groß wie Dobson, dessen Zwergenkörper jedoch die Rage eines ausgewachsenen Vulkans kurz vor dem Ausbruch beherbergte.

»Sergeant!« Leutnant William Ransom, Graf von Ellesmere und der älteste der drei, richtete sich kerzengerade auf und presste das Kinn in seinen Kragen. Hastigst folgten Osborn und Dobson seinem Beispiel.

Cutter schritt vor ihnen auf und ab wie ein Leopard auf der Pirsch. Man konnte fast sehen, wie er mit dem Schwanz zuckte und sich erwartungsfroh die Schnurrhaare leckte, dachte William. Darauf zu warten, dass er zubiss, war fast schlimmer als die eigentliche Attacke.

»Wo sind eigentlich Eure Männer?«, fauchte Cutter.
»Meine *Herrn*?«

Osborn und Dobson begannen sofort, sich stotternd zu

erklären, doch Leutnant Ransom war - ausnahmweise - unschuldig wie ein Lamm.

»Meine Männer bewachen den Gouverneurspalast, unter Leutnant Colson. Ich wurde freigestellt, Sergeant, um mit meinem Vater zu dinieren«, sagte er respektvoll. »Von Sir Peter.«

Sir Peter Packers Name wirkte für gewöhnlich Wunder, und auch Cutter verschlug es die Sprache. Zu Williams großer Überraschung war es jedoch nicht Sir Peters Name, der diese Reaktion ausgelöst hatte.

»Euer Vater?«, sagte Cutter blinzeln. »Das ist doch Lord John Grey, oder?«

»Äh ... ja«, erwiderte William vorsichtig. »Kennt ... Ihr ihn?«

Bevor Cutter antworten konnte, öffnete sich die Tür einer nahe gelegenen Gastwirtschaft, und Williams Vater kam heraus. William lächelte hochofrenut über sein rechtzeitiges Erscheinen, unterdrückte das Lächeln jedoch rasch, als sich der stechende Blick des Sergeanten auf ihn heftete.

»Grinst mich nicht so an, Affengesicht«, begann der Sergeant in bedrohlichem Ton, wurde jedoch unterbrochen, als ihm Lord John vertraulich auf die Schulter klopfte - etwas, das keiner der drei jungen Leutnants je gewagt hätte, nicht einmal gegen Bezahlung.

»Cutter!«, sagte Lord John mit einem herzlichen Lächeln. »Ich habe diesen Wohlklang gehört und mir gedacht, verdammt, wenn das nicht Sergeant Aloysius Cutter ist! Es

kann sonst keinen Menschen unter der Sonne geben, der sich derart nach einer Bulldogge anhört, die eine Katze verschluckt hat und dabei keinen Schaden genommen hat.«

»Aloysius?«, hauchte Dobson William zu, doch William grunzte nur kurz. Ein Achselzucken kam nicht in Frage, da sein Vater seine Aufmerksamkeit nun auf ihn gerichtet hatte.

»William«, sagte er und nickte freundlich. »Wie pünktlich du doch bist. Bitte entschuldige meine Verspätung; ich wurde aufgehalten.« Bevor ihm William jedoch die anderen vorstellen konnte, hatte er sich schon daran gemacht, gemeinsam mit Sergeant Cutter von den guten alten Zeiten zu schwärmen, die sie mit General Wolfe vor Quebec erlebt hatten.

Dies gestattete es den drei jungen Offizieren, sich ein wenig zu entspannen - was in Dobsons Fall bedeutete, seinen anfänglichen Gesprächsfaden wieder aufzunehmen.

»Du sagst, die kleine Rothaarige ist eine Bekannte deines Vaters?«, flüsterte er William zu. »Warum fragst du ihn nicht, wo sie wohnt?«

»Idiot!«, zischte Osborn. »Sie ist ja nicht einmal hübsch! Ihre Nase ist so lang wie - wie - wie Willies!«

»So hoch konnte ich nicht sehen«, sagte Dobson grinsend. »Aber ihre Titten waren genau auf Augenhöhe, und *die* ...«

»Esel!«

»Psst!« Osborn trat Dobson auf den Fuß, um ihn zum Schweigen zu bringen, denn Lord John wandte sich wieder den jungen Männern zu.

»Stellst du mich deinen Freunden vor, William?«, erkundigte sich Lord John höflich. Das tat William - der dunkelrot angelaufen war, wusste er doch, dass sein Vater trotz seiner Erlebnisse bei der Artillerie messerscharf hörte -, und Osborn und Dobson verneigten sich ehrfurchtsvoll. Ihnen war nicht klar gewesen, wer sein Vater war, und William war einerseits stolz, dass sie beeindruckt waren, und ein wenig bestürzt, dass sie seine Verwandtschaft mit Lord John herausgefunden hatten - bis zum morgigen Abendessen würde das ganze Bataillon davon wissen. Nicht dass Sir Peter es nicht ohnehin wusste, aber dennoch -

Er nahm seine Gedanken zusammen, weil er begriff, dass sich sein Vater gerade in ihrer beider Namen verabschiedete, und erwiderte Sergeant Cutters Salut - hastig, aber in vollendeter Ausführung -, bevor er seinem Vater nacheilte und Dobby und Osborn ihrem Schicksal überließ.

»Ich habe gesehen, wie du mit Mr. und Mrs. MacKenzie gesprochen hast«, sagte Lord John beiläufig. »Ich hoffe, es geht ihnen gut?« Er blickte suchend am Kai entlang, doch die MacKenzies waren längst außer Sichtweite.

»Anscheinend ja«, sagte Willie. Er würde *nicht* fragen, wo sie wohnten, aber die junge Frau hatte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Er hätte nicht

sagen können, ob sie hübsch war oder nicht, doch ihre Augen waren ihm aufgefallen - ein herrliches Dunkelblau mit langen, kastanienbraunen Wimpern -, und sie hatten sich mit einer Intensität auf ihn gerichtet, die ihm das Herz bis in den letzten Winkel wärmte. Ihre Körpergröße war natürlich grotesk, aber - was dachte er sich nur? Die Frau war verheiratet - und hatte Kinder! Und obendrein hatte sie rote Haare!

»Bist du schon lange mit ihnen - äh - bekannt?«, fragte er und dachte dabei an die verblüffend perversen politischen Überzeugungen, die in dieser Familie offenbar vorherrschten.

»Eine ganze Weile. Sie ist die Tochter eines meiner ältesten Freunde, Mr. James Fraser. Erinnerst du dich vielleicht an ihn?«

William runzelte die Stirn, konnte den Namen aber nicht einordnen - sein Vater hatte Tausende von Freunden, wie sollte er ...

»Oh!«, sagte er. »Du meinst gar keinen englischen Freund. War es nicht ein Mr. Fraser, den wir damals in den Bergen besucht haben, als du an den - an den Masern erkrankt bist?« Bei dem Gedanken an diese entsetzliche Zeit wurde ihm flau im Magen. Die Reise durch die Berge war ein einziger Nebel des Elends gewesen; nur einen Monat zuvor war seine Mutter gestorben. Dann hatte sein Vater die Masern bekommen, und William war fest überzeugt gewesen, dass er ebenfalls sterben würde. In seinem Kopf war kein Platz für irgendetwas anderes als

Angst und Schmerz gewesen, und ihm waren nur ein paar verworrene Eindrücke von diesem Besuch geblieben. Er erinnerte sich dumpf, dass Mr. Fraser mit ihm fischen gegangen war und dass er freundlich zu ihm gewesen war.

»Ja«, sagte sein Vater mit einem halben Lächeln. »Ich bin gerührt, Willie. Ich hätte gedacht, dass du dich eher wegen deines eigenen Missgeschicks an diesen Besuch erinnerst als wegen des meinen.«

»Missgeschick -« Die Erinnerung stürmte auf ihn ein, gefolgt von einer Hitzewelle, die heißer war als die schwüle Sommerluft. »Besten Dank! Es war mir gelungen, das zu vergessen, bis du es erwähnt hast!«

Sein Vater lachte so schallend, dass er sich vor Heiterkeit bog.

»Bedaure, Willie«, sagte er schließlich keuchend und wischte sich mit dem Taschentuch über die Augen. »Ich kann nichts dagegen tun; es war wirklich das - das - o Gott, ich werde den Anblick nie vergessen, als wir dich aus dem Abort gezogen haben!«

»Du weißt genau, dass es ein Unfall war«, sagte William steif. Seine Wangen brannten bei dem Gedanken an diese Peinlichkeit. Wenigstens war Frasers Tochter nicht dabei gewesen und hatte seine Erniedrigung nicht mit angesehen.

»Ja, natürlich. Aber -« Sein Vater hielt sich das Taschentuch vor den Mund, und seine Schultern bebten lautlos.

»Du kannst gern aufhören zu gackern«, sagte William beleidigt. »Wohin zum Teufel gehen wir überhaupt?« Sie hatten das Ende des Kais erreicht, und sein Vater - der immer noch prustete wie ein Schwertwal - bog jetzt in eine der ruhigen, von Bäumen gesäumten Straßen ein und ließ die Wirtshäuser am Hafen hinter sich.

»Wir speisen mit einem gewissen Hauptmann Richardson«, sagte sein Vater, der sich mit sichtlicher Mühe zusammenriss. Er hustete, putzte sich die Nase und steckte das Taschentuch ein. »Im Haus eines gewissen Mr. Bell.«

Mr. Bells Haus war weiß verputzt, gepflegt und wohlhabend, ohne prahlerisch zu wirken. Hauptmann Richardson wirkte ganz ähnlich; er war in den mittleren Jahren, gepflegt und gut gekleidet, jedoch ohne sichtlichen Stil, und sein Gesicht hätte man zwei Minuten nach der ersten Begegnung in keiner Menschenansammlung mehr wiedergefunden.

Die beiden jungen Damen des Hauses machten da schon größeren Eindruck, vor allem die jüngere, Miriam, aus deren Häubchen honigfarbene Locken hervorlugten und deren große, runde Augen während des gesamten Essens nicht von William wichen. Sie saß zu weit von ihm entfernt, als dass er sich direkt mit ihr hätte unterhalten können, doch er ging davon aus, ihr mit Hilfe der Sprache seiner Augen vermitteln zu können, dass die Faszination auf Gegenseitigkeit beruhte, und falls sich später die Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen ergab

...?

Ein Lächeln; die honigfarbenen Wimpern senkten sich züchtig, gefolgt von einem raschen Blick in Richtung einer geöffneten Tür, die Luft von der Veranda hereinließ.

»Meinst du nicht auch, William?«, fragte sein Vater. Seine Lautstärke deutete darauf hin, dass er die Frage bereits zum zweiten Mal stellte.

»Oh, gewiss. Äh ... was genau?«, fragte er, da es schließlich Papa war, nicht sein Befehlshaber. Sein Vater warf ihm einen Blick zu, der ausdrückte, dass er die Augen verdreht hätte, wenn sie sich nicht in Gesellschaft befunden hätten, doch er antwortete ihm geduldig.

»Mr. Bell hat sich erkundigt, ob Sir Peter die Absicht hat, lange in Wilmington zu bleiben.« Mr. Bell, der auf der anderen Seite neben Lord John saß, verneigte sich freundlich, obwohl William beobachtete, wie er mit zusammengekniffenen Augen in Miriams Richtung blickte. Vielleicht war es ja besser, ihr morgen seine Aufwartung zu machen, wenn Mr. Bell seinen Geschäften nachging.

»Oh. Ich glaube, dass wir nur kurz hierbleiben, Sir«, sagte er respektvoll zu Mr. Bell. »Wenn ich es richtig verstehe, gibt es vor allem im Hinterland Unruhen, daher werden wir gewiss ohne Zögern aufbrechen, um sie niederzuwerfen.«

Das schien Mr. Bell zu freuen, obwohl William aus dem Augenwinkel sah, wie Miriam ihren hübschen Mund verzog, als sie von seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise

hörte.

»Gut, gut«, sagte Bell jovial. »Gewiss werden auf dem Marsch Hunderte von Loyalisten zu Euch stoßen.«

»Ohne Zweifel, Sir«, murmelte William und aß noch einen Löffel Suppe. Er bezweifelte, dass Mr. Bell zu ihnen zählen würde. Er sah nicht aus wie ein Mann, der viel marschierte. Außerdem würde den Soldaten der Beistand unzähliger unausgebildeter, mit Schaufeln bewaffneter Provinzler ohnehin keine Hilfe sein, doch das konnte er ja kaum laut aussprechen.

Während William versuchte, Miriam zu beobachten, ohne sie direkt zu fixieren, fing er stattdessen ein Blick ab, der zwischen seinem Vater und Hauptmann Richardson hin und her huschte, und erst jetzt begann er sich zu wundern. Sein Vater hatte ausdrücklich gesagt, dass sie mit Hauptmann Richardson dinieren würden - also war die Begegnung mit dem Hauptmann der eigentliche Zweck des Abends. Warum?

Dann fiel ihm Miss Lillian Bell auf, die ihm gegenüber saß, neben seinem Vater, und er dachte nicht länger an Hauptmann Richardson. Dunkeläugig, hochgewachsener und schlanker als ihre Schwester - jedoch wirklich eine sehr hübsche junge Frau, wie ihm plötzlich klar wurde.

Als sich die Männer nach dem Essen auf die Veranda zurückzogen, überraschte es William nicht, sich am einen Ende neben Hauptmann Richardson wiederzufinden, während sein Vater am anderen Ende Mr. Bell in ein

angeregtes Gespräch über die Teerpreise verwickelte. Papa konnte sich mit jedem Menschen über alles Mögliche unterhalten.

»Ich möchte Euch einen Vorschlag unterbreiten, Leutnant«, sagte Richardson, nachdem sie die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten.

»Ja, Sir«, sagte William respektvoll. Er wurde zunehmend neugierig. Richardson war Dragonerhauptmann, befand sich jedoch im Moment nicht bei seinem Regiment; so viel hatte er bereits während des Essens preisgegeben und beiläufig fallen gelassen, er befinde sich auf einem Sonderauftrag. Doch was für ein Sonderauftrag?

»Ich weiß nicht, wie viel Euch Euer Vater über meine Mission erzählt hat.«

»Gar nichts, Sir.«

»Ah. Ich bin damit beauftragt, im Südlichen Department Nachrichten zu sammeln. Nicht dass ich das Kommando über derartige Operationen hätte, versteht Ihr -« Der Hauptmann lächelte bescheiden. »Ich bin nur ein kleiner Teil davon.«

»Ich ... bin mir des großen Wertes solcher Operationen bewusst, Sir«, sagte William, um Diplomatie bemüht, »doch ich - das heißt, was mich selbst angeht -«

»Ihr habt kein Interesse an der Spionage. Nein, natürlich nicht.« Es war dunkel auf der Veranda, aber der trockene Ton des Hauptmanns war nicht zu überhören. »Das haben

nur wenige Männer, die sich als Soldaten betrachten.«

»Es war nicht als Beleidigung gemeint, Sir.«

»So habe ich es auch nicht aufgefasst. Ich habe nicht vor, Euch als Spion zu rekrutieren - das ist ein delikates Amt, das einiges an Gefahr mit sich bringt -, sondern als Boten. Solltet Ihr dabei allerdings die Gelegenheit bekommen, Euch als Spitzel zu betätigen - nun, das wäre ein zusätzlicher Beitrag, der großen Beifall finden würde.«

William spürte, wie ihm bei der Andeutung, er könne weder mit delikaten noch mit gefährlichen Situationen umgehen, das Blut ins Gesicht stieg, doch er beherrschte sich und sagte nur: »Oh?«

Allem Anschein nach hatte der Hauptmann wichtige Informationen über die Zustände in Carolina zusammengetragen, die er nun dem Kommandeur des Nördlichen Departments zukommen lassen musste - General Howe, der sich gegenwärtig in Halifax befand.

»Natürlich werde ich mehr als einen Boten schicken«, sagte Richardson. »Und ebenso natürlich geht es auf dem Seeweg schneller - aber ich hätte gern mindestens einen Boten, der über Land reist, einerseits aus Sicherheitsgründen und andererseits, um *en route* weitere Beobachtungen anzustellen. Euer Vater ist voll des Lobes über Eure Fähigkeiten, Leutnant.« Hörte er da einen Hauch von Belustigung in der staubtrockenen Stimme? »Und ich habe gehört, dass Ihr North Carolina und Virginia ausgiebig bereist habt. Das ist sehr viel wert. Ihr könnt sicher nachvollziehen, dass ich nicht wünsche, dass mein

Bote auf Nimmerwiedersehen im Dismal-Sumpf verschwindet.«

»Haha«, machte William höflich, da er dies für einen Scherz hielt. Hauptmann Richardson war mit Sicherheit noch nie in der Nähe des Great-Dismal-Sumpfes gewesen; William hingegen schon, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, dass irgendein vernünftiger Mensch diesen Weg absichtlich wählen würde, es sei denn, um zu jagen.

Auch erfüllte ihn Richardsons Vorschlag mit großer Skepsis - doch noch während er sich einredete, dass er gar nicht erst daran denken sollte, seine Männer zu verlassen, sein Regiment ... hatte er bereits eine romantische Vision seiner selbst vor Augen, allein in der endlosen Wildnis, in Sturm und Gefahr mit wichtigen Neuigkeiten unterwegs.

Wichtiger jedoch war, was ihn am anderen Ende der Reise erwartete.

Richardson ahnte, dass diese Frage kommen würde, und antwortete, bevor er sie aussprechen konnte.

»Dort im Norden könntet Ihr Euch dann - falls es beliebt - General Howes Stab anschließen.«

Soso, dachte er. Das war also der Apfel, und wie schön rot und saftig er war. Ihm war zwar bewusst, dass Richardson meinte, falls es General Howe beliebte, nicht William - doch er vertraute durchaus auf seine Fähigkeiten und glaubte fest, dass er sich als nützlich erweisen konnte.

Er hatte sich nur einige Tage in North Carolina

aufgehalten, aber das reichte aus, um die Situation des Nördlichen mit der des Südlichen Departments vergleichen zu können. Die gesamte Kontinentalarmee befand sich mit Washington im Norden; im Süden schien die Rebellion aus Nestern widerspenstiger Hinterwäldler und improvisierter Milizen zu bestehen - kaum eine Bedrohung. Und was den Vergleich zwischen Sir Peter und General Howe und ihrer Bedeutung als Kommandeure betraf ...

»Ich würde gern über Euer Angebot nachdenken, wenn ich darf, Hauptmann«, sagte er und hoffte, dass man ihm den Eifer nicht anhören konnte. »Darf ich Euch meine Antwort morgen geben?«

»Gewiss. Ich denke, dass Ihr die Perspektiven mit Eurem Vater besprechen möchtet - das dürft Ihr gern tun.«

Dann wechselte der Hauptmann betont das Thema, und kurz darauf gesellten sich Lord John und Mr. Bell zu ihnen, und das Gespräch widmete sich allgemeineren Dingen.

William hörte kaum zu, denn seine Aufmerksamkeit wurde von zwei schlanken weißen Gestalten abgelenkt, die wie Gespenster vor den Büschen am Rand des Gartens weilten. Zwei weiße Spitzenhauben näherten sich einander, dann trennten sie sich wieder. Hin und wieder wandte sich einer der Köpfe offenbar spekulierend der Veranda zu.

»Und um seine Kleider losten sie«, murmelte sein Vater kopfschüttelnd.

»Wie?«

»Oh, nichts.« Sein Vater lächelte und wandte sich

Hauptmann Richardson zu, der gerade etwas über das Wetter gesagt hatte.

Glühwürmchen erleuchteten den Garten und schwebten wie grüne Funken über die feuchte, üppige Vegetation hinweg. Es war schön, wieder Glühwürmchen zu sehen; in England hatten sie ihm gefehlt - genau wie diese ganz besondere Sanftheit der Luft des Südens, die ihm das Leinen an den Körper schmiegte und das Blut in seinen Fingerspitzen pulsieren ließ. Ringsum zirpten die Grillen, und einen Moment lang schien ihr Lied alles außer dem Geräusch seines Pulsschlags zu übertönen.

»Kaffee ist fertig, die Herr'n.« Die leise Stimme der Bell'schen Sklavin durchdrang dann doch sein fermentierendes Blut, und er folgte den anderen Männern. Für den Garten hatte er nur einen flüchtigen Blick übrig. Die weißen Gestalten waren verschwunden, doch ein verheißungsvoller Hauch lag in der sanften, warmen Luft.

Eine Stunde später befand er sich auf dem Rückweg zu seinem Quartier. Seine Gedanken waren angenehm verworren; sein Vater schlenderte schweigend neben ihm her.

»Hauptmann Richardson hat mir von dem Angebot erzählt, das er dir gemacht hat«, sagte Lord John beiläufig. »Reizt es dich?«

»Weiß nicht«, erwiderte William genauso beiläufig. »Natürlich würden mir meine Männer fehlen, aber ...« Mrs. Bell hatte ihn gedrängt, doch später in der Woche einmal zum Tee zu kommen.

»Im Militärleben gibt es wenig Beständigkeit«, sagte sein Vater mit einem kleinen Kopfschütteln. »Ich habe dich gewarnt.«

William grunzte zustimmend, ohne ihm jedoch richtig zuzuhören.

»Eine gute Gelegenheit, sich zu profilieren«, sagte sein Vater und fügte dann wie nebenbei hinzu, »obwohl der Vorschlag natürlich nicht ganz ungefährlich ist.«

»Was?«, spottete William. »Ein Ritt von Wilmington zum Hafen von New York? Es gibt eine Straße, fast die ganze Strecke entlang!«

»Auf der es von Kontinentaltruppen wimmelt«, mahnte ihn Lord John. »General Washingtons gesamte Armee liegt auf unserer Seite von Philadelphia, wenn die Neuigkeiten, die ich gehört habe, korrekt sind.«

William zuckte mit den Achseln.

»Richardson hat gesagt, er will mich, weil ich das Land kenne. Ich komme genauso gut ohne Straßen zurecht.«

»Bist du sicher? Du bist seit fast vier Jahren nicht mehr in Virginia gewesen.«

William ärgerte sich über den skeptischen Ton dieser Worte.

»Meinst du etwa, ich bin nicht in der Lage, den Weg zu finden?«

»Nein, ganz und gar nicht«, sagte sein Vater, nach wie vor mit diesem skeptischen Unterton. »Aber dieser

Vorschlag birgt ein beträchtliches *Risiko*; ich möchte nicht, dass du darauf eingehst, ohne angemessen darüber nachgedacht zu haben.«

»Nun, ich *habe* darüber nachgedacht«, sagte William verletzt. »Ich werde es tun.«

Lord John ging einige Schritte schweigend weiter, dann nickte er widerstrebend.

»Es ist deine Entscheidung, Willie«, sagte er leise. »Ich persönlich wäre jedoch froh, wenn du vorsichtig wärst.«

Williams Ärger schmolz augenblicklich dahin.

»Natürlich bin ich das«, sagte er gespielt schroff. Dann schritten sie weiter unter dem dunklen Dach der Ulmen und Erlen dahin, ohne zu reden, so dicht beieinander, dass sich hin und wieder ihre Schultern berührten.

Vor dem Gasthaus wünschte William Lord John eine gute Nacht, kehrte jedoch selbst nicht sofort in sein Quartier zurück. Stattdessen wanderte er unruhig am Kai entlang; er war noch nicht bereit zu schlafen.

Inzwischen herrschte Ebbe, wie er sah; der Geruch nach totem Fisch und verfaulendem Seetang war stärker, obwohl die Schlammflächen immer noch von einer glatten Wasserfläche bedeckt waren, reglos im Licht des Viertelmondes.

Er brauchte einen Moment, um den Pfosten auszumachen. Eine Sekunde lang dachte er, er wäre verschwunden, doch nein - da war er, ein schmaler dunkler Strich vor dem schimmernden Wasser. Leer.

Der Pfosten stand nicht länger senkrecht da, sondern schräg, als sei er im Begriff umzufallen, und eine dünne Seilschleife baumelte daran und trieb auf dem sinkenden Wasserspiegel wie eine Henkerschlinge. William empfand eine Beklommenheit, die ihm durch Mark und Bein ging; es war unmöglich, dass die Flut allein die Leiche mitgenommen hatte. Man sagte, dass es hier Krokodile oder Alligatoren gab, obwohl er selbst noch kein derartiges Tier gesehen hatte. Er spähte unwillkürlich zu Boden, als könnte eines dieser Reptilien plötzlich zu seinen Füßen aus dem Wasser geschossen kommen. Die Luft war warm, doch ihn durchlief ein leiser Schauer.

Er schüttelte das Gefühl ab und wandte sich seinem Quartier zu. Ihm würden noch ein oder zwei Tage bleiben, bis er aufbrechen musste, dachte er, und er fragte sich, ob er die blauäugige Mrs. MacKenzie wohl noch einmal wiedersehen würde, bevor er abreiste.

LORDJOHN BLIEB NOCH EINEN MOMENT AUF DER VERANDA DES GASTHAUSES stehen und sah zu, wie sein Sohn unter den Bäumen im Schatten verschwand. Er hatte seine Bedenken; die ganze Angelegenheit war sehr viel hastiger arrangiert worden, als ihm lieb gewesen wäre - doch er vertraute auf Williams Fähigkeiten. Zwar hatte die Abmachung eindeutig ihre Risiken, doch das war nun einmal die Natur des Soldatenlebens. Es gab allerdings Situationen, die besonders gefährlich waren.

Er hörte das Summen der Gespräche aus dem Schankraum und zögerte, fand dann jedoch, dass er für heute Abend genug Gesellschaft gehabt hatte. Dann stellte er sich allerdings vor, wie er sich in der stickigen Hitze seines Zimmers unter der niedrigen Decke hin und her wälzen würde, und beschloss, spazieren zu gehen, bis ihm die schiere körperliche Erschöpfung den Schlaf garantierte.

Es war nicht nur die Hitze, dachte er, während er von der Veranda trat und in die entgegengesetzte Richtung aufbrach, in die William gegangen war. Er kannte sich gut genug, um zu begreifen, dass selbst der augenscheinliche Erfolg seines Plans nicht verhindern würde, dass er wach lag und sich sorgte wie ein Hund, der einen Knochen gefunden hat - dass er ihn auf Schwächen inspizierte und nach Verbesserungsmöglichkeiten suchte. William würde schließlich nicht sofort aufbrechen; es blieb noch ein wenig Zeit, zu überlegen und nötigenfalls Veränderungen vorzunehmen.

General Howe zum Beispiel. War das die beste Wahl gewesen? Vielleicht Clinton ... nein, doch nicht. Clinton war ein kleinliches altes Waschweib, und es widerstrebte ihm, auch nur einen Fuß zu rühren, solange es keine schriftliche Order in dreifacher Ausfertigung gab.

Die Gebrüder Howe - der eine General, der andere Admiral - waren für ihre Grobheit berüchtigt, und beide hatten das Benehmen, das Aussehen und die allgemeine Ausstrahlung wilder Eber in der Brunst. Allerdings waren

sie beide nicht dumm - und weiß Gott nicht zimperlich -, und Grey war der Auffassung, dass grobes Benehmen und harte Worte Willie gewiss nicht umbringen würden. Mit einem Kommandeur, der die Angewohnheit hatte, auf den Boden zu spucken - einmal hatte Richard Howe sogar Grey angespuckt, doch das war keine Absicht gewesen, da der Wind unerwartet gedreht hatte -, kam ein junger Subalterner wahrscheinlich eher zurecht als mit einigen der Launen, die Greys andere Militärbekanntschaften an den Tag legten.

Allerdings war selbst der verschrobenste Vertreter der Waffenbruderschaft jedem Diplomaten vorzuziehen. Er fragte sich, ob es wohl eine Kongregationsbezeichnung für Diplomaten gab. Wenn die schreibende Zunft die Bruderschaft des Federkiels war - vielleicht die Bruderschaft des Stiletts? Nein, beschloss er. Viel zu direkt. Wohl eher die Bruderschaft der Langweiler. Obwohl diejenigen, die nicht langweilig waren, gelegentlich sehr gefährlich sein konnten.

Sir George Germain gehörte der seltensten Sorte an: langweilig *und* gefährlich.

Eine Zeit lang wanderte er auf den Straßen des Städtchens auf und ab, um endlich müde zu werden, bevor er in sein kleines, stickiges Zimmer zurückkehren würde. Der Himmel hing tief; Wetterleuchten huschte durch die Wolken, und die Atmosphäre war so feucht wie ein Badeschwamm. Er hätte längst in Albany sein sollen - auch nicht weniger feucht und von Ungeziefer verseucht, aber ein

wenig kühler, in der Nähe der herrlichen dunklen Wälder der Adirondacks.

Dennoch, er bedauerte seine überhastete Reise nach Wilmington nicht. Für Willie war gesorgt; das war das Wichtigste. Und Willies Schwester Brianna - einen Moment lang erstarrte er mit geschlossenen Augen und durchlebte diesen schmerzhaft erhabenen Augenblick am Nachmittag noch einmal, als er die beiden zusammen gesehen hatte - die einzige Begegnung, die es je geben würde. Er hatte kaum atmen können; sein Blick war fest auf die beiden hochgewachsenen Gestalten geheftet, diese schönen, kühnen Gesichter, die einander so ähnelten - und die beide dem Mann so ähnelten, der neben ihm gestanden hatte, reglos, der anders als Grey jedoch in heftigen Zügen Luft geholt hatte, als fürchte er, nie wieder atmen zu können.

Grey rieb sich geistesabwesend den linken Ringfinger; er hatte sich noch nicht daran gewöhnt, ihn nackt vorzufinden. Er und Jamie Fraser hatten getan, was sie konnten, um für die Sicherheit derer zu sorgen, die sie liebten. Und bei aller Traurigkeit tröstete ihn der Gedanke, dass sie durch diese Verwandtschaft der Verantwortung verbunden waren.

Würde er Brianna Fraser MacKenzie je wiedersehen?, fragte er sich. Sie hatte nein gesagt - und diese Tatsache schien sie genauso traurig zu stimmen wie ihn.

»Gott segne dich, Kind«, murmelte er und schüttelte den Kopf, als er sich zum Hafen zurückwandte. Sie würde ihm sehr fehlen - doch genau wie bei Willie war seine

Erleichterung darüber, dass sie Wilmington und die Gefahr bald hinter sich lassen würde, größer als sein persönlicher Verlust.

Er spähte unwillkürlich zum Wasser hinüber, als er auf den Kai trat, und stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als er den leeren Pfahl sah, der schräg im abebbenden Wasser stand. Er hatte nicht verstanden, warum sie getan hatte, was sie getan hatte, doch er kannte ihren Vater - und natürlich ihren Bruder - schon viel zu lange, um die hartnäckige Überzeugung in ihren blauen Katzenaugen nicht zu sehen. Also hatte er ihr das kleine Boot besorgt, um das sie gebeten hatte, und hatte am Kai gestanden, das Herz in der Kehle, nötigenfalls zu einem Ablenkungsmanöver bereit, während ihr Mann sie zu dem gefesselten Piraten hinausgerudert hatte.

Er hatte schon viele Männer sterben sehen, normalerweise unfreiwillig, hin und wieder resigniert. Noch nie hatte er einen mit solch leidenschaftlicher Dankbarkeit in den Augen gehen sehen. Grey hatte Roger MacKenzie nur sehr flüchtig kennengelernt, vermutete jedoch, dass er ein bemerkenswerter Mann war, da er nicht nur die Heirat mit diesem fabelhaften, gefährlichen Geschöpf überlebt, sondern sogar Kinder mit ihm gezeugt hatte.

Er schüttelte den Kopf und machte kehrt, um das Gasthaus anzusteuern. Er konnte getrost noch zwei Wochen warten, dachte er, bevor er Germains Brief beantwortete - den er mit geschickten Fingern aus der Diplomatenschatulle entwendet hatte, als er Williams

Namen darauf sah. Zu diesem Zeitpunkt konnte er dann wahrheitsgemäß berichten, dass Lord Ellesmere bei der Ankunft des Briefes leider irgendwo zwischen North Carolina und New York in der Wildnis unterwegs war und es daher nicht möglich war, ihn von seiner Rückberufung nach England zu unterrichten, obwohl er (Grey) der festen Überzeugung sei, dass Ellesmere es sehr bedauern würde, dass ihm die Gelegenheit entgangen war, sich Sir Georges Stab anzuschließen, wenn er davon erfuhr - Monate später. Zu schade.

Er begann »Lillibuleero« zu pfeifen und schritt bester Laune zum Gasthaus zurück.

Er machte im Schankraum Halt und bat darum, ihm eine Flasche Wein auf sein Zimmer zu bringen - um jedoch von der Kellnerin zu erfahren, »der Herr« hätte bereits eine Flasche mit nach oben genommen.

»Und zwei Gläser«, fügte sie mit einem vertraulichen Lächeln hinzu. »Also wollte er ihn wohl nicht ganz allein trinken.«

Grey hatte das Gefühl, dass ihm etwas wie ein Tausendfüßler über den Rücken kroch.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er. »Habt Ihr gesagt, in meinem Zimmer befindet sich ein Herr?«

»Ja, Sir«, versicherte sie ihm. »Er sagt, er ist ein alter Freund von Euch ... hmm ... Er hat mir seinen Namen gesagt ...« Ihre Stirn legte sich kurz in Falten, dann glättete sie sich wieder. »Bou-schah hat er gesagt, oder so ähnlich.

Französischer Name«, erläuterte sie. »Sieht auch wie ein Franzose aus. Möchtet Ihr etwas essen, Sir?«

»Nein, ich danke Euch.« Er winkte ab und stieg die Treppe hinauf. Dabei überlegte er hastig, ob er irgendetwas in seinem Zimmer gelassen hatte, das dort besser nicht wäre.

Ein Franzose namens Bou-schah ... *Beauchamp*. Der Name blitzte in seinem Kopf auf wie Wetterleuchten. Einen Moment blieb er mitten auf der Treppe stehen, dann ging er weiter, langsamer jetzt.

Es konnte doch nicht ... doch wer sollte es sonst sein? Nachdem er vor einigen Jahren aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war, hatte er das Diplomatendasein als Mitglied des Schwarzen Kabinetts von England begonnen - jener schattenhaften Organisation von Personen, die mit dem Abfangen und der Dekodierung offizieller diplomatischer Post (und auch sehr viel weniger offizieller Dokumente) zwischen den europäischen Regierungen beauftragt war. Jede dieser Regierungen unterhielt ihr eigenes *Cabinet noir*, und es war nicht ungewöhnlich für die Mitglieder einer solchen Organisation, mit ihren Gegenspielern vertraut zu sein - denen sie zwar nie begegneten, die sie aber von ihren Signaturen, ihren Initialen oder ihren unsignierten Randnotizen her kannten.

Beauchamp war einer der aktivsten französischen Agenten gewesen; Grey war in den letzten Jahren noch mehrfach auf seine Spur gestoßen, auch wenn seine eigenen Tage im Schwarzen Kabinett längst hinter ihm

lagen. Wenn er Beauchamp beim Namen kannte, war es absolut denkbar, dass der Mann ihn ebenfalls kannte - aber ihre unsichtbare Verbindung lag doch schon Jahre zurück. Sie waren sich nie persönlich begegnet, und dass eine solche Begegnung *hier* stattfinden sollte ... Er berührte die geheime Tasche in seinem Rock und war beruhigt, als er gedämpftes Papierknistern hörte.

Am Kopf der Treppe zögerte er, doch es gab keinen Grund zur Verstohlenheit; er wurde ja eindeutig erwartet. Festen Schrittes ging er den Flur entlang und drehte den weißen Porzellanknauf seiner Tür, der glatt und kühl unter seinen Fingern lag.

Ihn überkam eine Hitzewelle, und er schnappte unwillkürlich nach Luft. Sehr gut, denn dies verhinderte, dass er den Fluch ausstieß, der ihm auf den Lippen lag.

Der Herr, der auf dem einzigen Stuhl des Zimmers saß, mutete in der Tat französisch an - Kaskaden schneeweißer Spitze an Hals und Manschetten hoben sich von einem exzellent geschnittenen Anzug ab, und die Silberschnallen seiner Schuhe passten perfekt zum Haar an seinen Schläfen.

»Mr. Beauchamp«, sagte Grey und schloss langsam die Tür hinter sich. Das feuchte Leinen klebte ihm am Körper, und er konnte spüren, wie ihm der Puls in den Schläfen schlug. »Ich fürchte, Eure Ankunft überrumpelt mich.«

Perseverance Wainwright lächelte kaum merklich.

»Freut mich, dich zu sehen, John«, sagte er.

GREY BISS SICH AUF DIE ZUNGE, UM NICHTS UNÜBERLEGTES ZU SAGEN - EINE

Beschreibung, die auf so gut wie alles zutraf, was er hätte sagen können, dachte er, mit Ausnahme von »Guten Abend«.

»Guten Abend«, sagte er. Er zog fragend die Augenbraue hoch. »Monsieur Beauchamp?«

»Oh, ja.«

Percy machte Anstalten, sich zu erheben, doch Grey winkte ab. Er machte kehrt, um sich einen Hocker zu holen, und hoffte, dass ihm die Sekunden, die er für diesen Weg brauchte, helfen würden, die Fassung zurückzuerlangen. Da dies nicht so war, verbrachte er einen weiteren Moment damit, das Fenster zu öffnen, und saugte sich die dicke, feuchte Luft in die Lunge, bevor er sich wieder umdrehte und sich ebenfalls hinsetzte.

»Wie ist denn das gekommen?«, fragte er und stellte sich uninteressiert. »Beauchamp, meine ich. Oder ist das nur ein *Nom de Guerre*?«

»Oh, nein.« Percy ergriff sein spitzengesäumtes Taschentuch und tupfte sich geziert den Schweiß vom Haaransatz - der zurückzuweichen begann, wie Grey bemerkte. »Ich habe eine der Schwestern des Barons Amandine geheiratet. Der Name der Familie ist Beauchamp; ich habe ihn angenommen. Diese Verwandtschaft hat mir einen gewissen Zugang zu politischen Kreisen verschafft, sodass ich -« Er zuckte

entwaffnend mit den Schultern und vollzog eine anmutige Geste, die seine Laufbahn im Schwarzen Kabinett umriss - und gewiss auch anderswo, dachte Grey grimmig.

»Meinen Glückwunsch zur Vermählung«, sagte Grey und versuchte erst gar nicht, die Ironie in seiner Stimme zu unterdrücken. »Mit wem schläfst du denn, mit dem Baron oder seiner Schwester?«

Percys Miene war belustigt.

»Gelegentlich mit beiden.«

»Gleichzeitig?«

Das Lächeln wurde breiter. Seine Zähne waren immer noch gut, bemerkte Grey, selbst wenn sie vom Wein verfärbt waren.

»Hin und wieder. Obwohl Cecile - meine Frau - in Wirklichkeit die Zuwendung ihrer Cousine Lucianne bevorzugt und ich selbst die des Hilfspächters. Ein Prachtkerl namens Emile - er erinnert mich an dich, als du jünger warst. Schlank, blond, muskulös und brutal.«

Zu seiner Bestürzung stellte Grey fest, dass er am liebsten gelacht hätte.

»Das hört sich wirklich sehr französisch an«, sagte er stattdessen trocken. »Ich bin mir sicher, dass es gut zu dir passt. Was willst du?«

»Es geht eher darum, was *du* willst, glaube ich.« Percy hatte den Wein noch nicht angerührt; er ergriff die Flasche und schenkte ihnen sorgfältig ein. Die rote Flüssigkeit ergoss sich dunkel in die Gläser. »Oder vielleicht sollte ich

sagen - was England will.« Lächelnd hielt er Grey ein Glas entgegen. »Denn man kann deine Interessen doch kaum von denen deines Vaterlandes unterscheiden, oder? Ich muss sogar gestehen, dass ich stets das Gefühl hatte, dass du England *bist*, John.«

Grey hätte ihm gern verboten, seinen Vornamen zu benutzen, doch dies hätte die Erinnerung an ihre Intimitäten nur noch verstärkt - was natürlich genau Percys Absicht war. Also beschloss er, es zu ignorieren, und trank einen Schluck Wein, der gut war. Er fragte sich, ob er wohl die Rechnung dafür bezahlen würde - und wenn ja, womit.

»Was England will«, wiederholte er skeptisch. »Und was ist dein Eindruck davon, was England will?«

Percy nahm einen Schluck Wein und behielt ihn im Mund. Offensichtlich kostete er ihn aus, bevor er schließlich schluckte.

»Das, mein Lieber, ist doch wohl kaum ein Geheimnis, oder?«

Grey seufzte und starrte ihn bohrend an.

»Hast du diese ›Unabhängigkeitserklärung‹ gesehen, die der sogenannte Kontinentalkongress verfasst hat?«, fragte Percy. Er wandte sich ab, griff in eine Ledertasche, die er über die Stuhllehne gehängt hatte, und zog einige zusammengefaltete Blätter heraus, die er Grey reichte.

Tatsächlich hatte Grey das fragliche Dokument noch nicht gesehen, obwohl er natürlich davon gehört hatte. Es war erst zwei Wochen zuvor in Philadelphia gedruckt

worden, aber die Kopien hatten sich wie vom Wind ausgesätes Unkraut in den Kolonien ausgebreitet. Er musterte Percy mit hochgezogener Augenbraue, faltete das Papier auseinander und überflog es rasch.

»Der König ist ein Tyrann?«, fragte er und konnte sich das Lachen über die teilweise hanebüchenen Behauptungen des Dokuments kaum verkneifen. Er faltete die Bogen wieder zusammen und ließ sie auf den Tisch fallen.

»Und wenn ich England bin, verkörperst du in diesem Gespräch Frankreich, nehme ich an?«

»Ich vertrete dort gewisse Interessen«, erwiderte Percy ausdruckslos. »Und in Kanada.«

Das ließ leise Alarmglocken schrillen. Grey hatte unter Wolfe in Kanada gekämpft, und ihm war sehr wohl bewusst, dass die Franzosen in diesem Krieg zwar den Großteil ihrer nordamerikanischen Besitztümer verloren hatten, dass sie jedoch unverrückbar in den nördlichen Regionen von Quebec bis zur Küste festsäßen. War das nah genug, um jetzt für Ärger zu sorgen? Er glaubte es nicht - allerdings gab es nichts, was er den Franzosen nicht zutraute. Oder Percy.

»England wünscht natürlich ein rasches Ende dieses Unsinns.« Eine lange, knochige Hand wies auf das Papier. »Die sogenannte Kontinentalarmee ist ein wilder Haufen von Männern, die über keinerlei Erfahrung verfügen und deren Vorstellungen einander widersprechen. Was, wenn ich in der Lage wäre, dich mit Informationen zu versorgen,

die dazu dienen könnten, einen der wichtigsten Generäle Washingtons von seinem Ziel abzubringen?«

»Was, wenn du das wärest?«, erwiderte Grey, der sich keine Mühe gab, die Skepsis in seiner Stimme zu verbergen. »Inwiefern würde das Frankreich nützen - oder deinen eigenen Interessen, von denen ich mir anzunehmen erlaube, dass sie wohl nicht vollständig dieselben sind?«

»Ich sehe schon, dass die Zeit deinen angeborenen Zynismus nicht geschmälert hat, John. Einer deiner weniger anziehenden Charakterzüge - ich weiß nicht, ob ich dir das je gesagt habe.«

Grey weitete seine Augen ein wenig, und Percy seufzte.

»Also gut, Land«, sagte er. »Das Northwest-Territorium. Wir wollen es zurück.«

Grey lachte kurz auf.

»Das kann ich mir vorstellen.« Die Franzosen hatten das fragliche Territorium, einen großen Landtrakt nordwestlich des Ohio-Flusstals, am Ende des Siebenjährigen Krieges an Großbritannien abgetreten. Britannien hatte es jedoch nicht besetzt und verhindert, dass sich Kolonisten dort ausbreiteten, weil die Eingeborenen bewaffneten Widerstand leisteten und man sich immer noch in Verhandlungen mit ihnen befand. Seines Wissens waren die Kolonisten darüber nicht begeistert. Grey war einigen der besagten Wilden persönlich begegnet und hielt die Haltung der britischen Regierung für ebenso vernünftig wie ehrenhaft.

»Die Franzosen hatten enge Handelsverbindungen mit den Eingeborenen in dieser Gegend; ihr habt keine.«

»Und die Pelzhändler zählen zu denen, deren ... Interessen ... du vertrittst?«

Bei diesen Worten lächelte Percy breit.

»Nicht in erster Linie. Dennoch, ja.«

Grey sparte sich die Mühe zu fragen, warum sich Percy in dieser Angelegenheit ausgerechnet an ihn wandte - einen augenscheinlich pensionierten Diplomaten ohne nennenswerten Einfluss. Percy wusste aus den Tagen ihrer persönlichen Beziehung um die Macht und den Einfluss der Familie Grey - und »Monsieur Beauchamp« wusste durch das Netz der Schwarzen Kabinette Europas noch einiges mehr über seine gegenwärtigen persönlichen Verbindungen. Grey selbst konnte natürlich nichts unternehmen. Doch er war in der Lage, jene, die es konnten, im Stillen von diesem Angebot in Kenntnis zu setzen.

Er fühlte sich, als stünde jedes Haar an seinem Körper zu Berge wie die Fühler eines alarmbereiten Insekts.

»Wir bräuchten natürlich mehr als eine bloße Andeutung«, sagte er kühl. »Den Namen des betreffenden Herrn zum Beispiel.«

»Den kann ich im Moment nicht weitergeben. Aber sobald ernstzunehmende Verhandlungen beginnen ...«

Grey fragte sich bereits, zu wem er mit diesem Angebot gehen sollte. *Nicht* Sir George Germain. Lord Norths

Ministerium? Doch das konnte warten.

»Und deine persönlichen Interessen?«, fragte er mit scharfem Unterton. Er kannte Percy Wainwright gut genug, um zu wissen, dass Percy irgendeinen persönlichen Nutzen von der Sache haben würde.

»Ah, das.« Percy nippte an seinem Wein, dann ließ er das Glas sinken und blickte Grey darüber hinweg offen an. »Das ist eigentlich ganz einfach. Ich habe den Auftrag, einen Mann zu finden. Kennst du einen Schotten namens James Fraser?«

Grey spürte, wie der Stiel seines Glases splitterte. Er ließ ihn jedoch nicht los und nippte vorsichtig an seinem Wein, während er Gott erstens dafür dankte, dass er Percy niemals Jamie Frasers Namen gesagt hatte, und zweitens, dass Fraser Wilmington heute Nachmittag verlassen hatte.

»Nein«, sagte er ruhig. »Was willst du denn von diesem Mr. Fraser?«

Percy zuckte mit den Achseln und lächelte.

»Nur ein oder zwei Fragen.«

Grey spürte, wie ihm das Blut aus der verletzten Handfläche rann. Er hielt das zerbrochene Glas vorsichtig zusammen und trank den Rest seines Weins. Percy schwieg und trank mit ihm.

»Mein Beileid zum Tod deiner Frau«, sagte Percy leise. »Ich weiß, dass sie -«

»Du weißt gar nichts«, sagte Grey schroff. Er beugte sich vor und legte das zerbrochene Glas auf den Tisch; der

Kelch rollte wild hin und her, und die Weinreste spülten durch das Glas. »Ganz und gar nichts. Weder über meine Frau *noch* über mich.«

Percy zog die Schultern zu einem kaum merklichen Achselzucken hoch. *Wie du willst*, bedeutete er damit. Und doch ruhten seine Augen - sie waren immer noch schön, verdammt, dunkel und sanft - mit einem Ausdruck auf Grey, der diesem wie aufrichtiges Mitgefühl vorkam.

Grey seufzte. Ohne Zweifel *war* es aufrichtig. Man konnte Percy nicht trauen - niemals -, doch was er getan hatte, hatte er aus Schwäche getan, nicht aus bösem Willen oder auch nur aus Gefühllosigkeit.

»Dein Sohn-«, begann Percy, und plötzlich ging Grey auf ihn los. Er packte Percy so fest an der Schulter, dass der Mann leise aufkeuchte und erstarrte. Grey beugte sich über ihn und sah Wainwright - nein, *Beauchamp* - ins Gesicht, so dicht, dass er den warmen Atem des Mannes auf seiner Wange spürte und sein Toilettenwasser roch. Sein Blut tropfte auf Wainwrights Rock.

»Als ich dich das letzte Mal gesehen habe«, sagte Grey sehr leise, »war ich ganz kurz davor, dir eine Kugel in den Kopf zu jagen. Sorge jetzt nicht dafür, dass ich meine Zurückhaltung bedaure.«

Er ließ los und erhob sich.

»Halt dich fern von meinem Sohn - halt dich fern von mir. Und wenn du einen gut gemeinten Rat annehmen möchtest - fahr zurück nach Frankreich. Und zwar schnell.«

Er machte auf dem Absatz kehrt, verließ das Zimmer und schloss die Tür fest hinter sich. Er war schon die halbe Straße entlanggegangen, als er begriff, dass er Percy in seinem eigenen Zimmer zurückgelassen hatte.

»Ach, zum Kuckuck«, knurrte er und stapfte davon, um Sergeant Cutter um Quartier für die Nacht zu bitten. Am Morgen würde er dafür sorgen, dass Frasers Familie und William wohlbehalten aus Wilmington verschwanden.

UND MANCHMAL SIND SIE'S NICHT

Lallybroch Inverness-Shire, Schottland September 1980

Wir leben noch«, wiederholte Brianna MacKenzie mit bebender Stimme. Sie blickte zu Roger auf, das Blatt mit beiden Händen an die Brust gepresst. Tränen strömten ihr über das Gesicht, doch ihre blauen Augen leuchteten überglücklich. »Sie leben!«

»Lass mich sehen.« Sein Herz hämmerte so heftig in seiner Brust, dass er seine eigenen Worte kaum hören konnte. Er streckte eine Hand aus, und sie überließ ihm widerstrebend das Blatt, um sich im nächsten Moment an ihn zu drücken und sich an seinen Arm zu klammern, während er las, weil sie das antike Blatt Papier einfach nicht aus den Augen lassen konnte.

Es fühlte sich angenehm rau unter seinen Fingern an, handgemachtes Papier, zwischen dessen Fasern die Geister von Blättern und Blüten eingepresst waren. Vom Alter vergilbt, aber immer noch fest und überraschend flexibel. Bree hatte es selbst geschöpft - zweihundert Jahre zuvor.

Roger wurde bewusst, dass seine Hände zitterten, und das Blatt bebte so sehr, dass die krakelige, schwerfällige Handschrift, deren Tinte verblasst war, schwierig zu lesen

war.

31. Dezember 1776

*Meine liebe Tochter,
wie Du sehen wirst, wenn Dich dies je erreicht - wir leben
noch ...*

Es verschwamm ihm vor den Augen, und er wischte sich mit dem Handrücken darüber, während er sich gleichzeitig sagte, dass es ohnehin keine Rolle spielte, denn inzwischen waren sie mit Sicherheit tot, Jamie Fraser und seine Frau Claire - doch er freute sich so sehr über diese Worte auf der Seite, dass es so war, als stünden die beiden lächelnd vor ihm.

Es waren tatsächlich beide, wie er herausfand. Der Brief begann zwar in Jamies Handschrift - und Tonfall -, doch auf der zweiten Seite ging es in Claires klarer Schrägschrift weiter.

*Die Hand Deines Vaters versagt gleich den Dienst,
schrieb sie. Und es ist eine verdammt lange Geschichte.
Er hat den ganzen Tag Holz gehackt und kann seine
Finger kaum noch gerade biegen, aber er hat darauf
bestanden, Dir selbst zu sagen, dass wir - noch - nicht zu
Asche verbrannt sind. Nicht dass dies nicht jeden
Moment passieren könnte; es drängen sich vierzehn
Menschen in der alten Blockhütte, und ich schreibe diese
Zeilen mehr oder weniger im Kamin, während
Großmütterchen MacLeod zu meinen Füßen auf ihrem*

Strohlager vor sich hin keucht, sodass ich ihr neuen Whisky in den Hals schütten kann, falls sie plötzlich Anstalten macht zu sterben.

»Mein Gott, ich kann sie *hören*«, sagte er staunend.

»Ich auch.« Brianna liefen immer noch die Tränen über das Gesicht, doch es war ein Schauer zwischen Sonnenstrahlen; lachend und schluchzend wischte sie sie ab. »Lies weiter. Warum sind sie in unserer Hütte? Was ist mit dem Haupthaus passiert?«

Roger fuhr mit dem Finger über die Zeilen, um die Stelle wiederzufinden, und las weiter.

»O Himmell!«, sagte er.

Erinnerst Du Dich noch an diesen Idioten Donner?

Bei diesem Namen überzogen sich seine Arme mit einer Gänsehaut. Ein Zeitreisender, Donner. Und einer der größten Nichtsnutze, die ihm je begegnet waren - was ihn aber nicht ungefährlicher machte.

Nun, er hat sich selbst übertroffen, indem er eine Schlägerbande aus Brownsville um sich geschart und zu uns gebracht hat, um den Schatz zu stehlen, der sich seiner Überzeugung nach in unserem Besitz befand. Nur dass es den natürlich nicht gab.

Es gab keinen Schatz - weil er, Brianna, Jemmy und Amanda die Handvoll verbliebener Edelsteine benutzt hatten, um sich auf ihrer Reise durch die Steine zu

schützen.

Sie haben uns als Geiseln genommen und das Haus verwüstet, die Schufte - unter anderem haben sie dabei den Glasballon mit Äther in meinem Sprechzimmer zerbrochen. Fast hätten uns die Dämpfe alle auf der Stelle vergast ...

Rasch las er den Rest des Briefes durch, während ihm Brianna über die Schulter lugte und dabei immer wieder kleine Schreckenslaute ausstieß. Als er fertig war, legte er die Blätter hin und wandte sich zu ihr um. Er zitterte am ganzen Körper.

»Du warst es also«, sagte er. Ihm war klar, dass er das besser nicht sagen sollte, doch er konnte es nicht lassen, konnte das prustende Gelächter nicht unterdrücken. »Du und deine verflixten Streichhölzer - *ihr* habt das Haus abgefackelt!«

Ihr Gesicht war eine Studie, deren Ausdruck zwischen Entsetzen und Empörung schwankte - und, ja, der gleichen hysterischen Fröhlichkeit wie bei ihm.

»Oh, haben wir nicht! Es war Mamas Äther. Irgendein Funke hätte die Explosion auslösen können -«

»Es war aber nicht irgendein Funke«, beharrte Roger. »Dein Vetter Ian hat eines von deinen Streichhölzern angezündet.«

»Na, dann war es eben Ians Schuld!«

»Nein, du warst es, du und deine Mutter. Frauen und Wissenschaft«, sagte Roger und schüttelte den Kopf. »Das

achtzehnte Jahrhundert kann von Glück sagen, dass es euch überlebt hat.«

Sie zog einen Schmolmund.

»Nun, ohne diesen Trottel Donner wäre das Ganze nicht passiert!«

»Das stimmt«, räumte Roger ein. »Aber er war halt ebenfalls so ein Unruhestifter aus der Zukunft, nicht wahr? Wenn er auch zugegebenermaßen weder eine Frau war noch wissenschaftlich begabt.«

»Hmpf.« Sie nahm den Brief. Sie fasste ihn vorsichtig an, konnte es sich aber nicht verkneifen, die Seiten zwischen den Fingern zu reiben. »Tja, *er* hat das achtzehnte Jahrhundert ja auch nicht überlebt, oder?« Ihre Augen waren zu Boden gerichtet, die Lider gerötet.

»Er tut dir doch nicht *leid*, oder?«, wollte Roger ungläubig wissen.

Sie schüttelte den Kopf, doch ihre Finger bewegten sich immer noch sacht über das dicke, weiche Blatt Papier.

»*Er* weniger. Es ist nur ... die Vorstellung, dass jemand so stirbt. Allein, meine ich. So weit fort von zu Hause.«

Nein, es war nicht Donner, an den sie dachte. Er legte einen Arm um sie und lehnte den Kopf an den ihren. Sie roch nach Prell-Shampoo und frischen Kohlköpfen; sie war im Gemüsegarten gewesen. Die Linien der Worte auf der Seite wurden abwechselnd dicker und schmäler, je nach Neigung des Stiftes, der sie geschrieben hatte, aber sie waren klar und deutlich - die Handschrift eines Chirurgen.

»Sie ist nicht allein«, flüsterte er und streckte einen Finger aus, um das Postscriptum nachzuzeichnen, das wieder in Jamies krakeliger Schrift verfasst war. »Keiner von ihnen ist allein. Und ob sie ein Dach über dem Kopf haben oder nicht - sie sind beide zu Hause.«

ICH LEGTE DEN BRIEF BEISEITE. ZEIT GENUG, IHN SPÄTER ZU BEENDEN, DACHTE ich. Ich hatte während der letzten Tage nur daran gearbeitet, wenn es meine Zeit zuließ; es war ja schließlich nicht so, als hätten wir Eile gehabt, den Briefkasten vor der Leerung zu erwischen. Ich lächelte ein wenig bei diesem Gedanken, faltete die Blätter vorsichtig zusammen und steckte sie in meine neue Arbeitstasche, um sie dort aufzubewahren. Ich wischte den Federkiel sauber und legte ihn beiseite, dann rieb ich mir die schmerzenden Finger und erfreute mich noch einen Moment an dem sehnsüchtigen Gefühl der Nähe, das ich beim Schreiben empfand. Mir fiel das Schreiben sehr viel leichter als Jamie, aber Fleisch und Blut hatten nun einmal ihre Grenzen, und es war ein sehr langer Tag gewesen.

Ich blickte zu dem Strohlager auf der anderen Seite des Kaminfeuers hinüber, wie ich es alle paar Minuten machte, doch sie war ruhig. Ich konnte ihre Atmung hören, ein keuchendes Gurgeln, das in derart langen Abständen kam, dass ich jedes Mal hätte schwören können, sie wäre zwischendurch gestorben. Doch das war sie nicht, und meiner Einschätzung nach würde es auch in nächster Zeit

nicht geschehen. Ich hoffte nur, dass sie sterben würde, bevor mein begrenzter Vorrat an Laudanum zu Ende ging.

Ich wusste nicht, wie alt sie war; sie sah aus wie hundert oder so, doch es war gut möglich, dass sie jünger war als ich. Ihre beiden jugendlichen Enkelsöhne hatten sie vor zwei Tagen hergebracht. Sie kamen aus den Bergen und hatten vorgehabt, ihre Großmutter zu Verwandten in Cross Creek zu bringen, bevor sie nach Wilmington weiterzogen, um sich dort der Miliz anzuschließen. Doch es hatte ihre Großmutter »böse erwischt«, wie sie es ausdrückten, und jemand hatte ihnen erzählt, dass es in Fraser's Ridge eine Heilerin gab. Also hatten sie sie zu mir gebracht.

Großmütterchen MacLeod - einen anderen Namen hatte ich nicht für sie; die Jungen hatten nicht daran gedacht, ihn mir zu sagen, bevor sie wieder aufbrachen, und ihr Zustand erlaubte es nicht, dass sie es selbst tat - hatte mit großer Sicherheit irgendeine Krebsart im Endstadium. Ihr Körper war abgemagert, ihr Gesicht selbst in der Bewusstlosigkeit vor Schmerz verzerrt, und ich konnte es dem Grauton ihrer Haut ansehen.

Das Feuer war heruntergebrannt; ich sollte es wieder anfachen und einen frischen Kiefern Scheit auflegen. Doch Jamies Kopf ruhte an meinem Knie. Konnte ich den Holzstapel erreichen, ohne ihn zu stören? Ich legte ihm sacht die Hand auf die Schulter, um mich abzustützen, und reckte mich, bis ich mit den Fingerspitzen gerade eben an das Ende eines kleinen Scheites gelangte. Ich bohrte mir die Zähne in die Unterlippe, während ich das Holzstück

vorsichtig befreite, und schaffte es, mich so weit vorzubeugen, dass ich es in den Kamin stoßen konnte. Schwarze Glut stob auf, und die Funken stiegen in Wolken auf.

Jamie regte sich unter meiner Hand und murmelte etwas Unverständliches, doch als ich dann das Holz ganz in das Feuer schob und mich wieder in meinem Sessel zurücklehnte, seufzte er, machte es sich erneut bequem und sank abermals in den Schlaf.

Ich blickte zur Tür und lauschte, hörte aber nichts außer dem Rascheln der Bäume im Wind. Natürlich, dachte ich, es *konnte* nichts zu hören geben, denn es war schließlich lan, auf den ich wartete.

Er und Jamie hielten abwechselnd Wache, versteckt zwischen den Bäumen oberhalb der verbrannten Ruine des Haupthauses. lan war seit über zwei Stunden draußen; es war Zeit, dass er hereinkam, um etwas zu essen und sich am Feuer zu wärmen.

»Jemand hat versucht, die weiße Sau umzubringen«, hatte er vor drei Tagen mit verwunderter Miene beim Frühstück verkündet.

»Was?« Ich reichte ihm eine Schüssel Porridge, der mit einem Klümpchen schmelzender Butter und etwas Honig garniert war - zum Glück waren meine Honigfässchen und die Kisten mit dem Bienenwachs im Kühlhaus gewesen, als sich der Brand ereignete. »Bist du sicher?«

Er nickte, während er das Schüsselchen entgegennahm

und selig den Dampf einatmete.

»Aye, sie hat eine Schnittwunde an der Flanke. Nicht tief, und sie ist schon wieder fast verheilt, Tante Claire«, fügte er mit einem Kopfnicken in meine Richtung hinzu, weil er offenbar das Gefühl hatte, dass ich das medizinische Wohlbefinden der Sau mit demselben Interesse betrachtete wie das jedes anderen Bewohners von Fraser's Ridge.

»Oh? Gut«, sagte ich, obwohl es herzlich wenig gab, was ich hätte tun können, wenn die Wunde nicht von selbst verheilte. Ich konnte - und musste - Pferde, Kühe, Ziegen, pelzige Nager und sogar hin und wieder ein Huhn verarzten, das keine Eier legte, doch dieses Schwein war auf sein eigenes Glück angewiesen.

Amy Higgins bekreuzigte sich bei der Erwähnung der Sau.

»Wahrscheinlich war es ein Bär«, sagte sie. »Sonst würde das nichts und niemand wagen. Aidan, hör auf das, was Mr. Ian sagt! Lauf nicht weit fort, und pass draußen auf deinen Bruder auf.«

»Bären schlafen im Winter, Mama«, sagte Aidan geistesabwesend. Seine Aufmerksamkeit galt einem neuen Kreisel, den Bobby für ihn geschnitzt hatte. Es war ihm noch nicht gelungen, ihn richtig laufen zu lassen. Er schielte das Spielzeug an, stellte es vorsichtig auf den Tisch, hielt einen atemlosen Moment lang die Schnur fest und riss dann daran. Der Kreisel schoss über den Tisch, prallte mit einem deutlichen *Krack* vom Honigtöpfchen ab

und hielt mit Höchstgeschwindigkeit auf die Milch zu.

Ian streckte die Hand aus und fing den Kreisel in letzter Sekunde auf. Kauend winkte er Aidan zu, ihm die Schnur zu reichen, wickelte sie wieder auf und ließ den Kreisel mit einer geübten Bewegung seines Handgelenks schnurgerade über die Mitte des Tisches laufen. Aidan sah mit offenem Mund zu und verschwand unter dem Tisch, als der Kreisel über die Kante fiel.

»Nein, es war kein Tier«, sagte Ian, dem es jetzt endlich gelang zu schlucken. »Es war ein gerader Schnitt. Irgendjemand ist mit einem Messer oder einem Schwert auf sie losgegangen.«

Jamie blickte von dem angebrannten Toastbrot auf, das er gerade untersuchte.

»Hast du seine Leiche gefunden?«

Ian grinste kurz, schüttelte aber den Kopf.

»Nein, wenn sie ihn umgebracht hat, hat sie ihn gefressen - und ich habe keine Überreste gefunden.«

»Schweine fressen furchtbar unordentlich«, merkte Jamie an. Er biss vorsichtig in das angebrannte Brot, verzog das Gesicht und aß es trotzdem.

»Ein Indianer vielleicht?«, fragte Bobby. Klein Orrie versuchte, sich von Bobbys Schoß zu befreien; sein Vater tat ihm den Gefallen und setzte ihn auf seinen Lieblingsplatz unter dem Tisch.

Jamie und Ian wechselten einen Blick, und ich spürte, wie sich meine Nackenhaare sacht sträubten.

»Nein«, antwortete Ian. »Die Cherokee hier kennen sie alle gut und würden sie nicht mit der Feuerzange anfassen. Sie glauben, dass sie ein Dämon ist, aye?«

»Und Indianer auf Streifzügen aus dem Norden würden Pfeile oder Tomahawks haben«, beendete Jamie diesen Gedankengang.

»Seid Ihr sicher, dass es kein Panther gewesen ist?«, fragte Amy skeptisch. »Panther jagen doch im Winter, oder?«

»Ja«, bestätigte Jamie. »Ich habe gestern an der grünen Quelle Spuren gefunden. Hört ihr mich, da unten?«, sagte er und bückte sich, um die Jungen unter dem Tisch anzusprechen. »Seid vorsichtig, aye?«

Er richtete sich wieder auf. »Doch nein«, fügte er hinzu. »Ian kennt den Unterschied zwischen Krallenspuren und einer Messerwunde, denke ich.« Er grinste Ian an. Ian verzichtete höflicherweise darauf, die Augen zu verdrehen, und nickte nur, den Blick skeptisch auf das Toastkörbchen gerichtet.

Niemand äußerte die Vermutung, jemand aus Fraser's Ridge oder aus Brownsville hätte vielleicht Jagd auf die weiße Sau gemacht. Die hier ansässigen Presbyterianer wären zwar mit Sicherheit ansonsten niemals in spirituellen Dingen mit den Indianern einer Meinung gewesen, doch in Bezug auf den dämonischen Charakter der Sau herrschte totales Einvernehmen.

Ich war mir nicht sicher, ob sie nicht recht hatten. Das

Tier hatte selbst den Brand des Haupthauses unbeschadet überlebt. Sie war in einem Schauer aus brennendem Holz aus ihrer Höhle unter dem Fundament gekrochen, gefolgt von ihrem jüngsten Wurf halb ausgewachsener Ferkel.

»Moby Dick!«, sagte ich jetzt, weil mir eine Idee gekommen war.

Rollo hob mit einem erschrockenen »Wuff?« den Kopf, sah mich mit gelben Augen an und bettete ihn wieder auf seine Pfoten.

»Dick wer?«, sagte Jamie schläfrig. Er setzte sich stöhnend auf und räkelte sich, dann rieb er sich das Gesicht und blinzelte mich an.

»Mir ist gerade eingefallen, an wen mich diese Sau erinnert«, erklärte ich. »Lange Geschichte. Über einen Wal. Ich erzähle sie dir morgen.«

»Wenn ich dann noch lebe«, sagte er und gähnte so herzhaft, dass er sich fast den Kiefer ausrenkte. »Wo ist denn der Whisky - oder brauchst du ihn für das arme alte Mütterchen?« Er nickte auf Großmütterchen MacLeods Gestalt, die in eine Decke gehüllt war.

»Noch nicht. Hier.« Ich bückte mich und kramte in dem Korb unter meinem Stuhl, um eine zugedöckelte Flasche zum Vorschein zu bringen.

Er zog den Korken heraus und trank, und langsam kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Nachdem er tagelang nichts anderes getan hatte, als zu jagen und Holz zu hacken, und die halben Nächte in einem eiskalten Wald auf

der Lauer gelegen hatte, machten nun selbst Jamies beachtliche Lebensgeister Anstalten, ihm den Dienst zu versagen.

»Wie lange wollt ihr denn noch so weitermachen?«, fragte ich leise, um die Higgins nicht zu wecken - Bobby, Amy, die im neunten Monat schwanger war, ihre beiden kleinen Jungen und Amys zwei Schwägerinnen aus erster Ehe, die gekommen waren, um zu helfen, und insgesamt fünf Kinder unter zehn Jahren mitgebracht hatten. Sie alle schliefen in der angebauten kleinen Schlafkammer. Die Abreise der MacLeod-Jungen hatte dem Gedränge zwar ein wenig abgeholfen, doch Jamie, ich, Ian, Ians Hund Rollo und die alte Frau schliefen in der eigentlichen Hütte auf dem Boden; was wir an Habseligkeiten aus dem Feuer hatten retten können, war ringsum an den Wänden aufgestapelt, und hin und wieder überkam mich eine eindeutige Anwandlung von Klaustrophobie. Kein Wunder, dass Jamie und Ian nicht nur deshalb im Wald patrouillierten, weil sie überzeugt waren, dass dort draußen irgendetwas sein Unwesen trieb, sondern auch, um frische Luft zu bekommen.

»Nicht mehr lange«, beruhigte er mich und erschauerte sacht, als ihm der Whisky durch die Kehle rann. »Wenn wir heute Nacht nichts sehen, werden wir -« Er brach ab, und sein Kopf wandte sich abrupt zur Tür.

Ich hatte nichts gehört, sah aber, wie sich der Riegel bewegte, und im nächsten Moment fuhr ein eiskalter Windstoß in das Zimmer, um mir seine gefrorenen Finger

unter die Röcke zu schieben und die Funken im Feuer aufstieben zu lassen.

Ich griff rasch nach einem Lumpen und schlug sie aus, bevor sie Großmütterchen MacLeods Haare oder ihr Schlaflager in Brand setzen konnten. Während ich das Feuer wieder unter Kontrolle brachte, war Jamie schon dabei, sich Pistole, Munitionsbeutel und Pulverhorn in den Gürtel zu schieben, und unterhielt sich dabei leise mit Ian an der Tür. Ian selbst hatte rot gefrorene Wangen, und ihm war deutlich anzusehen, dass er aufgeregt war. Rollo war ebenfalls wach. Er stieß Ian mit der Nase an die Beine und wedelte mit der Rute, weil er sich auf ein eisiges Abenteuer freute.

»Bleib lieber hier, *a cù*«, sagte Ian zu ihm und rieb sich mit kalten Fingern die Ohren. »*Sheas*.«

Rollo stieß einen missmutigen Kehllaut aus und versuchte, sich an Ian vorbeizuschieben, doch ein Bein verstellte ihm den Weg. Jamie drehte sich um, zog sich den Rock an und bückte sich, um mich hastig zu küssen.

»Verriegele die Tür, *a nighean*«, flüsterte er. »Mach niemandem auf außer mir oder Ian.«

»Was -«, begann ich, doch da waren sie schon fort.

DIE NACHTLUFT WAR KALT UND KLAR. JAMIE HOLTE TIEF LUFT UND ERSCHAUERTE, während er die Kälte eindringen ließ, die die Wärme seiner Frau vertrieb, den Rauch und den Geruch seiner Feuerstelle.

Eiskristalle schimmerten in seiner Lunge, spitz in seinem Blut. Er wandte den Kopf hin und her wie ein Wolf, der die Witterung aufnimmt, und atmete die Nacht ein. Es war nicht sehr windig, doch die Luft kam von Osten her und brachte den bitteren Aschegegeruch der Ruine mit ... und einen schwachen Hauch, den er für Blut hielt.

Er sah seinen Neffen an, den Kopf fragend schiefgelegt, und sah Ian nicken, dunkel vor dem Lavendelglühen des Himmels.

»Da draußen liegt ein totes Schwein, direkt hinter Tante Claires Garten«, sagte der Junge leise.

»Oh, aye? Du meinst aber nicht die weiße Sau?« Im ersten Moment sank ihm bei diesem Gedanken das Herz in die Knie, und er fragte sich, ob er das Biest wohl betrauern oder doch auf seinem Gerippe tanzen würde. Aber nein. Ian schüttelte den Kopf, eine Bewegung, die er eher spürte als sah.

»Nein, doch nicht diese hinterlistige Bestie. Ein Junges, vielleicht ein Ferkel vom letzten Jahr. Jemand hat es geschlachtet, hat aber nur ein paar Stückchen aus der Haxe mitgenommen. Und *die* hat er zum Großteil auf dem Weg verstreut.«

Jamie sah sich überrascht um.

»Was?«

Ian zuckte mit den Achseln.

»Aye. Und noch etwas, Onkel Jamie. Es ist mit einer Axt geschlachtet und zerlegt worden.«

Die Eiskristalle in seinem Blut verfestigten sich mit einer Plötzlichkeit, die ihm fast das Herz stehen bleiben ließ.

»Himmel«, sagte er, doch es war weniger der Schreck als vielmehr das unwillige Eingeständnis einer Tatsache, die ihm schon längst bewusst war. »Dann ist er es also.«

»Aye.« Sie hatten es beide gewusst, obwohl keiner von ihnen bereit gewesen war, darüber zu sprechen. Ohne sich miteinander abzusprechen entfernten sie sich von der Hütte und betraten den Wald.

»Aye, nun ja.« Jamie holte tief Luft und seufzte, sodass weißer Nebel in der Dunkelheit aufstieg. Er hatte gehofft, der Mann hätte sein Gold und seine Frau genommen und Fraser's Ridge verlassen - doch es war nie mehr gewesen als eine Hoffnung. Arch Bug war ein Grant, und der Clan der Grants war ein rachsüchtiger Haufen.

Die Frasers aus Glenhelm hatten Arch Bug vor über vierzig Jahren auf ihrem Land erwischt und ihm die Wahl gelassen: ein Auge zu verlieren oder Mittelund Zeigefinger seiner rechten Hand. Der Mann hatte sich mit seiner verstümmelten Hand abgefunden und sich angewöhnt, statt des Bogens, den er nicht mehr spannen konnte, eine Axt zu benutzen, in deren Gebrauch er es trotz seines Alters mit jedem Mohawk aufnehmen konnte.

Womit er sich nicht abgefunden hatte, das war die Niederlage der Stuarts und der Verlust des Jakobitengoldes, das zu spät aus Frankreich geschickt und dann geborgen worden war - oder gestohlen, je nachdem, wie man es betrachtete -, von Hector Cameron, der ein

Drittel nach North Carolina mitgebracht hatte, wo sein Anteil wiederum von Arch Bug gestohlen - oder geborgen - worden war.

Und mit Jamie Fraser hatte sich Arch Bug auch nicht abgefunden.

»Meinst du, es ist eine Drohung?«, fragte Ian. Sie hatten die Hütte hinter sich gelassen, hielten sich aber unter den Bäumen und umrundeten nun die große Lichtung, auf der das Haupthaus gestanden hatte. Der Schornstein und eine halbe Wand standen noch verkohlt und trostlos inmitten des schmutzigen Schnees.

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn er uns drohen wollte, warum sollte er so lange warten?« Dennoch dankte er im Stillen dafür, dass seine Tochter und ihre Kinder fort waren, in Sicherheit. Es gab schlimmere Drohgebärden als ein totes Schwein, und er glaubte nicht, dass Arch Bug vor irgendetwas zurückschrecken würde.

»Vielleicht ist er ja fort gewesen«, meinte Ian. »Um seine Frau irgendwo unterzubringen, und er ist erst jetzt zurückgekommen.«

Es war denkbar - wenn es auf der Welt etwas gab, das Arch Bug liebte, so war es seine Frau Murdina, die ihm seit über fünfzig Jahren zur Seite stand.

»Vielleicht«, sagte Jamie. *Und doch ...* Und doch hatte er in den Monaten seit dem Aufbruch der Bugs mehr als einmal Blicke in seinem Rücken gespürt. Eine Stille im Wald gespürt, die nicht die Stille der Bäume und Felsen

war.

Er fragte nicht, ob Ian nach der Spur des Axtschlächters gesucht hatte; wenn sie zu finden war, hätte Ian sie gefunden. Aber es hatte seit fast zwei Wochen nicht mehr geschneit, und an den Stellen, an denen noch Schneereste auf dem Boden lagen, waren sie von den Füßen unzähliger Menschen zertrampelt. Er blickte zum Himmel auf; wieder Schnee, und zwar bald.

Er stieg einen kleinen Felsen hinauf, vorsichtig, weil es glatt war; tagsüber schmolz der Schnee zwar, doch in der Nacht gefror das Wasser und hing in glitzernden Eiszapfen von den Traufen des Hauses und von jedem Ast, um den Wald im Morgengrauen mit blauem Licht zu erfüllen und es dann bei Sonnenaufgang Gold und Diamanten regnen zu lassen. Jetzt waren sie farblos und klirrten wie Glas, wenn sein Ärmel die Zweige eines vereisten Busches streifte. Auf der Spitze des Felsens machte er in der Hocke Halt und spähte auf die Lichtung hinunter.

Nun gut. Die Gewissheit, dass Arch Bug hier war, hatte eine Kette halb bewusster Schlussfolgerungen ausgelöst, deren letztes Glied er nun in Worte fasste.

»Es gibt zwei Gründe, warum er hier sein könnte«, sagte er zu Ian. »Um mir etwas anzutun - oder um das Gold zu holen. Den ganzen Rest.«

Er hatte Bug ein Stück Gold gegeben, als er den Mann und seine Frau fortgeschickt hatte, nachdem er den Verrat der beiden entdeckt hatte. Es war ein halber französischer Goldbarren, von dem ein älteres Ehepaar bescheiden,

aber bequem den Rest seines Lebens hätte fristen können. Doch Arch Bug war kein bescheidener Mensch. Er war einmal Landverwalter des Clanhäuptlings der Grants gewesen, und er hatte seinen Stolz zwar eine Zeit lang verborgen, doch auf die Dauer ließ sich Stolz nicht unterdrücken.

Ian sah ihn neugierig an.

»Den ganzen Rest«, wiederholte er. »Dann meinst du also, er hat es hier versteckt - aber an einer Stelle, die er nicht mehr einfach so erreichen konnte, nachdem du ihn verbannt hattest.«

Jamie zuckte mit einer Schulter und beobachtete die Lichtung. Nun, da das Haus fort war, konnte er den Pfad sehen, der dahinter steil bergauf führte zu der Stelle, an der einmal der Garten seiner Frau gestanden hatte, eingefasst von rotwildsicheren Palisaden. Einige der Palisaden standen noch schwarz vor dem Hintergrund aus fleckigem Schnee. Eines Tages würde er ihr einen neuen Garten anlegen, wenn Gott es wollte.

»Wenn er lediglich die Absicht hätte, mir etwas anzutun, hätte er oft genug Gelegenheit dazu gehabt.« Von hier aus konnte er das geschlachtete Schwein sehen, ein dunkler Umriss auf dem Weg, umringt von einer großen Pfütze aus Blut.

Er schob den plötzlichen Gedanken an Malva Christie von sich und zwang sich, seine Überlegungen fortzusetzen.

»Aye, er hat es hier versteckt«, wiederholte er, diesmal

überzeugter. »Wenn er das Gold hätte, wäre er längst fort. Er hat gewartet, nach einer Möglichkeit gesucht, an das Versteck zu gelangen. Aber es ist ihm nicht unbemerkt gelungen - also versucht er es jetzt anders.«

»Aye, aber wie? Das da -« Ian wies kopfnickend auf den verschwommenen Umriss auf dem Weg. »Ich dachte, es wäre womöglich eine Falle, aber das ist es nicht. Ich habe es mir angesehen.«

»Vielleicht ein Köder?« Selbst er konnte den Blutgeruch wahrnehmen; er musste ein deutlicher Lockruf für jedes Raubtier sein. Kaum hatte er das gedacht, als ihm eine Bewegung in der Nähe des Schweins ins Auge fiel, und er legte Ian die Hand auf den Arm.

Ein zögerndes Flimmern, dann huschte eine kleine, geschmeidige Gestalt vorbei und verschwand hinter dem Kadaver des Schweins.

»Fuchs«, sagten beide Männer gleichzeitig und lachten dann leise.

»Da ist dieser Panther im Wald über der grünen Quelle«, sagte Ian skeptisch. »Ich habe gestern seine Spuren gesehen. Ob er vorhat, ihn mit dem Schwein anzulocken in der Hoffnung, dass wir alle angelaufen kommen, um ihn zu verjagen, sodass er an das Gold gelangen kann, während wir beschäftigt sind?«

Jamie runzelte die Stirn und blickte zur Hütte hinüber. Gewiss, ein Panther würde die Männer ins Freie locken - aber nicht die Frauen und Kinder. Und wo hätte er das

Gold an einem Ort lassen sollen, an dem sich so viele Menschen drängten? Sein Blick fiel auf den langen, rundlichen Umriss von Briannas Brennofen, der sich ein Stück von der Hütte entfernt befand und seit ihrer Abreise nicht mehr benutzt worden war. Die Erregung durchfuhr ihn so heftig, dass er sich aufrichtete. Das wäre ja - doch nein; Arch hatte Jocasta das Gold barrenweise gestohlen, um es insgeheim nach Fraser's Ridge zu bringen, und er hatte seinen Diebstahl lange vor Briannas Abschied begonnen. Aber vielleicht ...

Ian erstarrte plötzlich, und Jamie wandte scharf den Kopf. Er konnte zwar nichts sehen, fing dann aber das Geräusch auf, das Ian gehört hatte. Tiefes Schweinegrunzen, ein Rascheln, ein Knacken. Dann konnten sie sehen, dass sich zwischen den geschwärzten Balken der Ruine etwas regte, und ein Licht ging ihm auf.

»Himmel!«, sagte er und fasste Ian so fest am Arm, dass sein Neffe erschrocken aufjaulte. »Es ist unter dem Haus!«

Die weiße Sau kam aus ihrem Bau unter der Ruine, ein gewaltiger, sahnigweißer Fleck in der Nacht, und sie bewegte den Kopf hin und her, um die Nachtluft zu wittern. Dann setzte sie sich in Bewegung, eine schwerfällige Bedrohung, die sich zielstrebig bergauf bewegte.

Jamie hätte am liebsten gelacht, so herrlich war das Ganze.

Listig hatte Arch Bug sein Gold unter dem Fundament des Haupthauses versteckt, immer wenn die Sau unterwegs war. Es wäre niemandem auch nur im Traum

eingefallen, in das Reich der Sau einzudringen; sie war die perfekte Wächterin - und gewiss hatte er vorgehabt, das Gold auf dieselbe Weise - vorsichtig und barrenweise - auch wieder an sich zu bringen, wenn er zum Aufbruch bereit war.

Doch dann war das Haus abgebrannt, und die Balken waren über dem Fundament zusammengestürzt, sodass das Gold nur noch mit großem Aufwand zu erreichen war - was mit Sicherheit Aufmerksamkeit erregt hätte. Erst jetzt, da die Männer den Großteil des Schutts beiseitegeräumt und die ganze Lichtung mit Ruß und Holzkohle übersät hatten, war es wieder möglich, unbemerkt an das Versteck zu gelangen.

Doch es war Winter, und die weiße Sau hielt zwar keinen Winterschlaf wie ein Bär, doch sie verharnte schön in ihrer gemütlichen Höhle - außer wenn es etwas zu fressen gab.

Ian stieß einen kleinen Laut des Ekels aus, als er auf dem Weg Schlabber- und Knirschgeräusche hörte.

»Schweine sind nicht besonders feinfühlig«, murmelte Jamie. »Wenn etwas tot ist, fressen sie es.«

»Aye, aber es ist doch wahrscheinlich ihr eigenes Junges!«

»Manchmal frisst sie ihre Jungen doch sogar lebend; ich glaube nicht, dass sie Hemmungen hätte, sie tot zu fressen.«

»Psst!«

Er verstummte schlagartig, die Augen auf den

geschwärzten Schandfleck gerichtet, der einmal das schönste Haus im ganzen Distrikt gewesen war. Und da, hinter dem Kühlhaus tauchte eine dunkle Gestalt auf und bewegte sich vorsichtig über den rutschigen Pfad. Das Schwein, das ganz in sein schauriges Festmahl vertieft war, schenkte dem Mann, der mit einem dunklen Umhang bekleidet war und eine Art Leinensack zu tragen schien, keine Beachtung.

ICH VERRIEGELTE DIE TÜR NICHT SOGLEICH, SONDERN TRAT INS FREIE, UM einen Moment frische Luft zu schnappen, nachdem ich Rollo hinter mir eingesperrt hatte. Jamie und Ian waren innerhalb von Sekunden zwischen den Bäumen verschwunden. Ich sah mich beklommen auf der Lichtung um und spähte zur schwarzen Masse des Waldes hinüber, konnte aber nichts Verdächtiges sehen. Nichts bewegte sich, und die Nacht war geräuschlos; ich fragte mich, was Ian wohl gefunden haben mochte. Fremde Spuren im Schnee vielleicht? Das hätte sein Drängen erklärt; es würde eindeutig bald wieder schneien.

Es war kein Mond zu sehen, doch der Himmel war tief graurosa gefärbt, und der Boden war zwar zertrampelt und stellenweise angetaut, doch er war immer noch mit altem Schnee bedeckt. Das Ergebnis war ein seltsames, milchiges Schimmern, in dem jeder Gegenstand zu schweben schien wie auf Glas gemalt, dimensionslos und

trüb. Die verbrannten Überreste des Hauses standen am anderen Ende der Lichtung, von hier aus nicht mehr als ein Fleck, wie der rußige Daumenabdruck eines Riesen. Ich konnte die Schwere des kommenden Schnees in der Luft spüren, konnte ihn im gedämpften Seufzen der Kiefern hören.

Die MacLeod-Jungen waren mit ihrer Großmutter über den Berg gekommen; sie hatten gesagt, auf den Hochpässen käme man kaum voran. Ein weiteres schweres Unwetter würde uns wahrscheinlich bis März oder April einschließen.

Dadurch an meine Patientin erinnert, ließ ich einen letzten Blick über die Lichtung schweifen und legte die Hand auf den Riegel. Rollo kratzte jaulend an der Tür, und ich schob ihm entschlossen mein Knie ins Gesicht, als ich sie öffnete.

»Zurück mit dir«, befahl ich. »Keine Sorge, sie sind bald wieder da.« Er stieß einen hohen, nervösen Kehllaut aus, wanderte auf und ab und stieß mit der Nase an meine Beine, weil er ins Freie wollte.

»*Nein*«, sagte ich und schob ihn zur Seite, um die Tür zu verriegeln. Der Riegel fiel mit einem beruhigenden *Tonk* in seine Halterung, und ich wandte mich dem Feuer zu und rieb mir die Hände. Rollo legte den Kopf zurück und stieß ein leises, trauriges Heulen aus, das mir die Nackenhaare zu Berge stehen ließ.

»Was denn?«, sagte ich alarmiert. »Still!« Das Geräusch hatte eines der kleinen Kinder im Schlafzimmer

geweckt, und es weinte; ich hörte Bettwäsche rascheln, dann das schläfrige Murmeln einer Mutter. Rasch kniete ich mich hin und packte Rollo an der Schnauze, bevor er erneut aufheulen konnte.

»Schsch«, sagte ich und wandte den Kopf, um nachzusehen, ob das Geräusch Großmütterchen MacLeod gestört hatte. Reglos lag sie da, mit wächsernem Gesicht, die Augen geschlossen. Ich wartete und zählte automatisch die Sekunden bis zum nächsten flachen Heben ihrer Brust.

Sechs ... sieben ... »O verdammt«, sagte ich und begriff.

Ich bekreuzigte mich hastig, während ich auf Knien zu ihr hinüberraute, doch die nähere Betrachtung verriet mir nichts, das ich nicht schon gesehen hatte. Selbstlos bis zum Letzten hatte sie die Minuten, in denen ich abgelenkt war, genutzt, um unauffällig zu sterben.

Rollo bewegte sich beklommen hin und her, heulte aber nicht mehr. Sanft legte ich meine Hand auf die eingesunkene Brust der alten Frau. Nicht um nach einer Diagnose zu suchen oder Hilfe anzubieten - nicht mehr. Nur ... die notwendige Verneigung vor dem Tod einer Frau, deren Vornamen ich nicht einmal kannte.

»Nun denn ... Gott sei Eurer Seele gnädig, armes Ding«, sagte ich leise und setzte mich in die Hocke, während ich versuchte zu überlegen, was als Nächstes zu tun war.

Die Highlandsitte wollte es, dass nach einem Todesfall

sofort die Tür geöffnet wurde, um die Seele hinauszulassen. Ich rieb mir skeptisch mit dem Fingerknöchel über die Lippen; ob die Seele vielleicht schnell entwischt war, als ich beim Hereinkommen die Tür geöffnet hatte? Wahrscheinlich nicht.

Man sollte ja meinen, dass es in einem Land, dessen Klima so menschenfeindlich war wie in Schottland, in solchen Dingen einen gewissen Freiraum gab, doch ich wusste, dass dem nicht so war. Regen, Schnee, Hagel, Wind - ein Highlander öffnete *immer* die Tür und ließ sie stundenlang offen, einerseits begierig, die scheidende Seele in die Freiheit zu entlassen, andererseits aus Angst, der Geist könnte umkehren und sich dauerhaft als Gespenst niederlassen, wenn man ihm den Abgang verweigerte. Die meisten Katen waren zu klein, um mit einer solchen Vorstellung zu leben.

Klein Orrie war jetzt wach; ich konnte ihn fröhlich vor sich hin singen hören, ein Lied, das aus dem Namen seines Stiefvaters bestand.

»Baaaaah-by, baaah-by, BAAAH-by ...«

Ich hörte ein leises, verschlafenes Glucksen und Bobbys gemurmelte Antwort.

»Hallo, mein Kleiner. Musst du aufs Töpfchen, *acooshla*?« Beim Klang des gälischen Koseworts - *a chuishle*, »mein Herzensblut« - musste ich lächeln, sowohl über das Wort als auch darüber, wie seltsam es sich aus Bobbys Mund anhörte, denn er stammte aus Dorset. Doch dann stieß Rollo einen beklommenen Kehllaut aus und

erinnerte mich daran, dass Handlungsbedarf bestand.

Wenn die Familie Higgins und ihre Schwägerinnen in einigen Stunden aufstanden und eine Leiche auf dem Boden vorfanden, würden sie verstört reagieren und sich in ihrem Anstand verletzt fühlen - und die Vorstellung, dass möglicherweise eine tote Fremde an ihrer Feuerstelle spukte, würde sie nervös machen. Ein sehr schlechtes Vorzeichen für die frisch Verheirateten und für das neue Jahr. Andererseits jedoch machte die Gegenwart der Toten auch Rollo unübersehbar nervös, und die Vorstellung, dass er in den nächsten Sekunden das ganze Haus wecken könnte, machte wiederum mich nervös.

»Also schön«, sagte ich mit zusammengebißenem Zähnen. »Dann komm schon.« Wie üblich hingen Zaumzeugteile, die geflickt werden mussten, an einem Haken neben der Tür. Ich entwirrte einen langen Zügel und improvisierte eine Leine, die ich Rollo anlegte. Er war mehr als dankbar, mit mir ins Freie zu gehen, und sprang voraus, als ich die Tür öffnete, auch wenn seine Begeisterung dann nachließ, als ich ihn zum Vorratsschuppen zerrte, wo ich die improvisierte Leine hastig um einen Regalständer wickelte, bevor ich in die Hütte zurückkehrte, um Großmütterchen MacLeods Leiche zu holen.

Ich sah mich vorsichtig um, bevor ich mich wieder ins Freie wagte, denn ich musste an Jamies Ermahnungen denken, doch die Nacht war so still wie das Innere einer Kirche; selbst die Bäume waren verstummt.

Die arme Frau konnte kaum mehr als dreißig Kilo

wiegen, dachte ich; ihre Schlüsselbeine malten sich dicht unter der Haut ab, und ihre Finger waren zerbrechlich wie getrocknete Zweige. Dennoch, dreißig Kilo Ballast waren mehr, als ich heben konnte, sodass ich gezwungen war, die Decke auseinanderzufalten, in die wir sie gewickelt hatten, und sie als Schlittenersatz zu benutzen. Damit zog ich sie ins Freie, während ich ein Gemisch aus Gebeten und Entschuldigungen vor mich hin murmelte.

Trotz der Kälte war ich schweißnass und keuchte, als ich sie in den Vorratsschuppen zog.

»Nun ja, zumindest hatte deine Seele reichlich Zeit, sich davonzumachen«, brummte ich und kniete mich hin, um noch einen Blick auf die Leiche zu werfen, bevor ich sie wieder in ihr improvisiertes Leichentuch wickelte. »Und ich kann mir nicht vorstellen, dass du vorhast, in einer Vorratskammer herumzuspuken.«

Ihre Augenlider waren nicht ganz geschlossen; es war ein weißer Spalt zu sehen, als hätte sie versucht, sie zu öffnen, um einen letzten Blick auf die Welt zu werfen - oder vielleicht auf der Suche nach einem vertrauten Gesicht.

»Sei gesegnet«, flüsterte ich und schloss ihr sanft die Augen. Dabei fragte ich mich, ob es wohl eines Tages ein Fremder sein würde, der das Gleiche für mich tat. Es war extrem wahrscheinlich. Es sei denn ...

Jamie hatte die feste Absicht geäußert, nach Schottland zurückzukehren, seine Druckerpresse zu holen und dann zurückzukommen, um zu kämpfen. *Doch was*, sagte eine leise, feige Stimme in meinem Inneren, *wenn wir nicht*

zurückfahren? Was, wenn wir nach Lallybroch gingen und dort blieben?

Doch noch während ich über diese Vorstellung nachdachte - mit ihren rosigen Visionen, in den Armen einer Familie in Frieden zu leben und langsam alt zu werden, ohne sich ständig vor Aufruhr, Hunger und Gewalt fürchten zu müssen -, wusste ich, dass es nicht funktionieren würde.

Ich wusste nicht, ob Tom Wolfe recht damit gehabt hatte, dass man nicht mehr nach Hause zurückkonnte - nun, wie *sollte* ich das auch wissen, dachte ich ein wenig bitter; ich hatte ja nie ein solches Zuhause gehabt - doch ich kannte Jamie. Abgesehen von etwaigem Idealismus - den er durchaus besaß, selbst wenn er von einer sehr pragmatischen Sorte war - war es einfach so, dass er ein Mann von Anstand war und daher halt anständige Arbeit brauchte. Nicht irgendeine körperliche Betätigung, irgendeinen Lebensunterhalt. Arbeit. Ich verstand den Unterschied.

Und ich war mir zwar sicher, dass Jamies Familie ihn übergücklich in die Arme schließen würde - wie man mich aufnehmen würde, war schon zweifelhafter, doch ich ging zumindest davon aus, dass sie nicht den Priester rufen würden, um mich exorzieren zu lassen -, aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Jamie nicht länger der Herr von Lallybroch war und es auch nie mehr sein würde.

»... und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben«, murmelte ich, während ich den Intimbereich der alten Frau

mit einem feuchten Tuch wusch - er war überraschend wenig verschrumpelt; vielleicht war sie ja jünger gewesen, als ich dachte. Sie hatte seit Tagen nichts mehr gegessen; selbst die Entspannung im Moment des Todes hatte sie kaum verändert - doch jeder Mensch hatte es verdient, sauber ins Grab zu gehen.

Ich hielt inne. Apropos. Würden wir sie überhaupt beerdigen können? Oder würde sie einfach bis zum Frühjahr friedlich unter der Heidelbeermarmelade und den Bohnensäcken ruhen?

Ich ordnete ihre Kleider und atmete mit offenem Mund aus, um an meinem dampfenden Atem die Temperatur einzuschätzen. Dies war erst der zweite große Schneefall des Winters, und es hatte bis jetzt noch nicht richtig gefroren; das geschah normalerweise erst Mitte bis Ende Januar. Wenn der Boden noch nicht gefroren war, konnten wir sie wahrscheinlich beerdigen - vorausgesetzt, die Männer waren bereit, genug Schnee beiseitezuschaufeln.

Rollo hatte sich resigniert niedergelegt, während ich meiner Arbeit nachging, doch jetzt fuhr sein Kopf mit gespitzten Ohren hoch.

»Was?«, sagte ich erschrocken und drehte mich auf den Knien, um aus der offenen Tür der Vorratskammer zu schauen. »Was ist los?«

»SOLLEN WIR IHN SOFORT ERGREIFEN?«, MURMELTE IAN. ER TRUG DEN BOGEN über der

Schulter; er ließ den Arm sinken, und der Bogen fiel ihm geräuschlos in die Hand, bereit.

»Nein. Erst einmal soll er es finden«, sagte Jamie langsam, während er versuchte zu entscheiden, was mit dem Mann zu tun war, der so plötzlich wieder vor ihm aufgetaucht war.

Auf keinen Fall töten; Arch und seine Frau hatten mit ihrem Verrat für reichlich Aufregung gesorgt, aye, doch sie hatten nicht vorgehabt, seiner Familie zu schaden - zumindest nicht ursprünglich. War Arch Bug in seinen Augen überhaupt wirklich ein Dieb? Jamies Tante Jocasta hatte schließlich auch keinen größeren - allerdings auch keinen geringeren - Anspruch auf das Gold als er.

Er seufzte und hob die Hand an den Gürtel, wo sein Dolch und seine Pistole hingen. Dennoch, er konnte nicht zulassen, dass sich Bug mit dem Gold davonmachte, und er konnte ihn auch nicht einfach vertreiben und ihn weiter sein Unwesen treiben lassen. Was in Gottes Namen er mit ihm anfangen würde, wenn er ihn hatte ... Es würde so sein, als hätte man eine Schlange in einem Sack. Doch zunächst blieb ihm nichts anderes übrig, als den Mann zu fangen und sich später Gedanken zu machen, was er mit dem Sack tun sollte. Möglicherweise ließ sich ja eine Abmachung treffen ...

Die Gestalt hatte den schwarzen Fleck des Fundaments erreicht und kletterte ungelenk zwischen den übrig gebliebenen Steinen und verkohlten Balken umher. Der dunkle Umhang hob und blähte sich mit jeder Bewegung

der Luft.

Schnee begann zu fallen, unvermittelt und lautlos, große träge Flocken, die weniger vom Himmel zu fallen schienen, als dass sie vielmehr plötzlich auftauchten und aus der Luft gewirbelt kamen. Sie streiften sein Gesicht und verklebten ihm die Wimpern; er wischte sie fort und winkte lan.

»Komm von hinten«, flüsterte er. »Wenn er davonläuft, schieß einen Pfeil an seiner Nase vorbei, um ihn aufzuhalten. Und halte Abstand, aye?«

»Halte *du* Abstand, Onkel Jamie«, erwiderte lan flüsternd. »Wenn du dich dem Mann auf Pistolenschussweite näherst, kann er dich mit seiner Axt erschlagen. Und *das* möchte ich Tante Claire nicht erklären.«

Jamie prustete kurz und stieß lan von sich. Er lud seine Pistole, dann trat er zielsicher ins Freie und ging durch den fallenden Schnee auf die Ruine seines Hauses zu.

Er hatte schon gesehen, wie Arch aus sieben Metern Entfernung mit seiner Axt einen Truthahn erlegte. Und es stimmte, dass die meisten Pistolen auf größere Entfernung nicht mehr akkurat trafen. Doch er hatte schließlich nicht vor, den Mann zu erschießen. Er zog die Pistole und hielt sie deutlich sichtbar in der Hand.

»Arch!«, rief er. Die Gestalt hatte ihm den Rücken zugewandt und wühlte gebückt in der Asche. Bei seinem Ausruf schien sie zu erstarren, blieb aber in der Hocke.

»Arch Bug!«, rief er. »Kommt heraus da, Mann. Ich will

mit Euch sprechen!«

Als Antwort richtete sich die Gestalt abrupt auf, wandte sich um, und ein Feuerstrahl erleuchtete den fallenden Schnee. Im selben Moment versengte ihm die Flamme den Oberschenkel, und er stolperte.

Vor allem war er überrascht; er hatte noch nie erlebt, dass Arch Bug eine Pistole benutzte, und er war beeindruckt, dass er so gut zielen konnte mit seiner linken -

Er selbst war im Schnee auf sein Knie gesunken, doch im selben Moment, als er die Waffe hob, um zu zielen, wurden ihm zwei Dinge klar: Die schwarze Gestalt zielte mit einer zweiten Pistole auf ihn - aber nicht mit der linken Hand. Was bedeutete -

»Großer Gott! Ian!« Doch Ian hatte ihn fallen sehen, und die zweite Pistole hatte er ebenfalls gesehen. Im Flüstern von Wind und Schnee hörte Jamie den Flug des Pfeiles nicht; wie von Zauberhand tauchte er auf und steckte im Rücken der Gestalt. Die Gestalt richtete sich auf und erstarrte, dann fiel sie als Häufchen zu Boden. Fast noch bevor sie am Boden auftraf, war er unterwegs, rannte, humpelte, weil sein rechtes Bein bei jedem Schritt unter ihm nachgab.

»Gott, nein, Gott, nein«, sagte er, und es klang wie die Stimme eines anderen.

Eine Stimme drang durch Schnee und Nacht, ein verzweifelter Ausruf. Dann schoss Rollo an ihm vorbei, eine verwischte Gestalt - wer hatte ihn ins Freie gelassen? -,

und ein Gewehrschuss knallte aus dem Wald. Ian brüllte irgendwo in der Nähe und rief den Hund, doch er hatte keine Zeit, danach zu sehen, holperte achtlos über die geschwärzten Steine, rutschte auf der frischen Schneeschiicht aus, stolperte, sein Bein war kalt und heiß zugleich, doch das war gleichgültig, o *Gott*, bitte nicht ...

Er erreichte die schwarze Gestalt, warf sich neben ihr auf die Knie und fasste nach ihr. Er wusste es sofort; er hatte es in der Sekunde gewusst, in der er begriff, dass die Frau die Pistole in der Rechten hielt. Arch konnte mit seinen fehlenden Fingern keine Pistole rechtshändig abfeuern. Aber, o *Gott*, nein ...

Er hatte sie umgedreht, spürte den gedrunghenen, schweren Körper schlaff und sperrig wie ein frisch erlegtes Stück Rotwild. Schob die Kapuze des Umhangs zurück und fuhr mit der Hand sacht und hilflos über das sanfte, runde Gesicht Murdina Bugs. Sie atmete in seine Hand ... Vielleicht ... Doch er spürte auch den Pfeilschaft mit der Hand. Er war ihr durch den Hals gedrunghen, und ihr Atem blubberte feucht, seine Hand wurde feucht und warm.

»Arch?«, sagte sie heiser. »Ich will Arch.« Und starb.

LEBEN UM LEBEN

Ich brachte Jamie in die Vorratskammer. Es war dunkel und kalt, vor allem für einen Mann, der keine Hose anhatte, doch ich wollte nicht riskieren, dass irgendein Higgins wach wurde. Gott, nicht jetzt. Sie würden alle aus ihrer Zuflucht platzen wie ein Wachtelschwarm in Panik - und ich schwitzte bei der bloßen Vorstellung, mich früher als unbedingt nötig mit ihnen befassen zu müssen. Es würde schon bei Tageslicht furchtbar genug sein, ihnen sagen zu müssen, was geschehen war; jetzt konnte ich mich mit diesem Gedanken nicht befassen.

Mangels besserer Alternativen hatten Jamie und Ian Mrs. Bug neben Großmütterchen MacLeod in die Vorratskammer gelegt und sie unter dem niedrigsten Wandbord verstaut, den Umhang über das Gesicht gezogen. Ich konnte ihre Füße hervorlugen sehen mit ihren rissigen, abgenutzten Schuhen und den gestreiften Strümpfen. Ich hatte eine blitzartige Vision der bösen Hexe des Westens und schlug mir die Hand vor den Mund, bevor mir irgendetwas wahrhaft Hysterisches entfahren konnte.

Jamie wandte mir den Kopf zu, doch sein Blick war nach innen gekehrt, sein eingefallenes Gesicht im Schein der Kerze von tiefen Falten durchzogen.

»Häh?«, sagte er vage.

»Nichts«, sagte ich, und meine Stimme zitterte. »Gar

nichts. Setz dich - setz dich doch.« Ich stellte den Hocker und meine medizinische Ausrüstung auf den Boden, nahm ihm die Kerze und eine Blechkanne mit heißem Wasser ab und versuchte, an absolut gar nichts zu denken außer an meine Aufgabe. Nicht an Füße. Um Gottes willen nicht an Arch Bug.

Jamie hatte sich eine Decke um die Schultern gelegt, doch seine Beine waren notwendigerweise nackt, und ich konnte spüren, wie die Härchen auf seiner Gänsehaut zu Berge standen, als meine Hand sie streifte. Die Unterkante seines Hemdes war mit halb getrocknetem Blut durchtränkt; es klebte an seinem Bein fest, doch er gab kein Geräusch von sich, als ich es abzog und ihm die Beine auseinanderschoob.

Bis jetzt hatte er sich bewegt wie ein Mann in einem Alptraum, doch als sich die brennende Kerze jetzt seinen Hoden näherte, wurde er wach.

»Du passt ja gut mit der Kerze auf, Sassenach, aye?«, sagte er und hielt sich schützend die Hand vor die Genitalien.

Ich sah ein, was er meinte, reichte ihm die Kerze und widmete mich nach einer kurzen Ermahnung, mit dem tropfenden Wachs aufzupassen, wieder meiner Inspektion.

Die Verletzung blutete zwar schwach, war aber sichtlich unbedeutend, und ich tauchte ein Tuch in das heiße Wasser und machte mich an die Arbeit. Ihm war kalt, und die Kälte dämpfte selbst die durchdringenden Gerüche der Vorratskammer, doch ihn konnte ich immer noch riechen,

seinen üblichen trockenen Moschus, versetzt mit Blut und panischem Schweiß.

Es war eine tiefe Rinne, die sich auf einer Länge von gut fünfzehn Zentimetern durch die Haut seines Oberschenkels zog, ziemlich weit oben. Aber sauber.

»Das hätte John Wayne auch nicht besser hinbekommen«, sagte ich, um einen leichten, trockenen Tonfall bemüht. Jamies Augen, die auf die Kerzenflamme gerichtet gewesen waren, wechselten die Blickrichtung und hefteten sich auf mich.

»Was?«, sagte er heiser.

»Nichts Ernstes«, sagte ich. »Die Kugel hat dich nur gestreift. Wahrscheinlich wirst du ein oder zwei Tage etwas merkwürdig laufen, aber der Held zieht weiter in den nächsten Kampf.« Tatsächlich war ihm die Kugel zwischen den Beinen hindurchgefahren und hatte einen tiefen Streifschuss auf seinem Oberschenkel hinterlassen, knapp unter seinen Hoden und seiner Femoralarterie. Zwei Zentimeter weiter rechts, und er wäre tot gewesen. Zwei Zentimeter höher ...

»Nicht sehr hilfreich, Sassenach«, sagte er, doch in seinen Augen erschien der Hauch eines Lächelns.

»Nein«, räumte ich ein. »Aber ein bisschen vielleicht?«

»Etwas«, sagte er und berührte kurz mein Gesicht. Seine Hand war sehr kalt und zitterte; heißes Wachs lief ihm über die Knöchel der anderen Hand, doch er schien es nicht zu spüren. Behutsam nahm ich ihm den Kerzenhalter ab und

stellte ihn auf das Regal.

Ich konnte die Trauer und die Selbstvorwürfe spüren, die mir von ihm entgegenprallten, und rang um meine Fassung. Ich konnte ihm nicht helfen, wenn ich mich von der Situation überwältigen ließ. Ich war mir gar nicht sicher, ob ich ihm überhaupt helfen konnte, aber ich würde es versuchen.

»Oh, Himmel«, sagte er so leise, dass ich ihn kaum hörte. »Warum habe ich es ihm nicht einfach gelassen? War es wirklich so wichtig?« Er hieb sich geräuschlos mit der Faust auf das Knie. »*Gott*, warum habe ich es ihm nicht einfach gelassen?«

»Du wusstest doch gar nicht, wer es war oder was er vorhatte«, sagte ich genauso leise und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es war ein Unfall.« Er war so gequält, dass seine Muskeln fest verkrampft waren. Ich spürte ihn, den festen Knoten des Protestes, der Verleugnung - *Nein, es kann nicht sein, es kann nicht geschehen sein!* - in meiner Kehle, doch es gab noch so viel zu tun. Mit dem Unausweichlichen würde ich mich später befassen.

Er hielt sich eine Hand vor das Gesicht und schüttelte den Kopf langsam hin und her. Er sagte nichts und bewegte sich nicht, während ich die Wunde reinigte und verband.

»Kannst du irgendetwas für Ian tun?«, fragte er, als ich fertig war. Er ließ die Hand wieder sinken und blickte zu mir auf, als ich mich erhob. Sein Gesicht war vor Erschöpfung und Elend verzerrt, doch es war jetzt wieder ruhig. »Er ...« Er schluckte und blickte zur Tür. »Es hat ihn furchtbar

getroffen, Sassenach.«

Ich warf einen Blick auf den Whisky, den ich mitgebracht hatte, eine Viertelflasche voll. Jamie folgte meiner Blickrichtung und schüttelte den Kopf.

»Nicht genug.«

»Dann trink du ihn.« Er schüttelte den Kopf, doch ich drückte ihm die Flasche in die Hand und schloss seine Finger darum.

»Ärztliche Anordnung«, sagte ich leise, aber sehr bestimmt. »Schock.« Er widersetzte sich und machte Anstalten, mir die Flasche zurückzugeben, und ich verstärkte den Druck meiner Hand.

»Ich *weiß*«, sagte ich. »Jamie - ich weiß. Aber du darfst nicht aufgeben. Nicht jetzt.«

Er sah mich einen Moment lang an, doch dann nickte er und ergab sich, weil er es musste, und die Muskeln seines Arms entspannten sich. Meine Finger waren steif von der Kälte des Wassers und der Luft, aber immer noch wärmer als die seinen. Ich umfasste seine freie Hand mit beiden Händen und hielt sie fest.

»Es hat seinen Grund, warum der Held niemals stirbt, weißt du«, sagte ich und versuchte ein Lächeln, obwohl sich mein Gesicht starr und falsch anfühlte. »Wenn es zum Schlimmsten kommt, muss doch immer noch irgendjemand die Entscheidungen treffen. Jetzt geh ins Haus, und wärme dich auf.« Ich blickte hinaus in den nächtlichen Schnee, der wild unter dem lavendelfarbenen Himmel umherwirbelte.

»Ich ... suche Ian.«

WOHIN KONNTE ER GEGANGEN SEIN? NICHT WEIT, NICHT BEI DIESEM WETTER. In der Stimmung, in der er und Jamie gewesen waren, als sie mit Mrs. Bugs Leiche zurückgekommen waren, wäre er *selbst* vielleicht einfach in den Wald gegangen, ohne darüber nachzudenken, wohin er ging und was ihm zustoßen mochte - doch er hatte den Hund bei sich gehabt. Ganz gleich, wie ihm zumute war, er würde Rollo nicht in einen tobenden Schneesturm führen.

Und das Wetter machte alle Anstalten, sich zu einem Schneesturm auszuwachsen. Ich kämpfte mich langsam hangaufwärts zu den Nebengebäuden vor und hielt meinen Umhang schützend über die Laterne. Plötzlich fragte ich mich, ob Arch Bug möglicherweise im Kühlhaus oder im Räucherschuppen Schutz gesucht hatte. Und ... o Gott, *wusste* er es überhaupt? Eine Sekunde lang kam ich abrupt auf dem Pfad zum Stehen, und der dichte Schnee legte sich wie ein Schleier auf meinen Kopf und meine Schultern.

Ich war so erschrocken über das, was geschehen war, dass ich noch gar nicht daraufgekommen war, mich zu fragen, ob Arch Bug wusste, dass seine Frau tot war. Jamie sagte, er hätte Arch sofort gerufen - doch er hatte keine Antwort bekommen. Vielleicht hatte Arch eine Hinterlist vermutet; vielleicht hatte er die Flucht ergriffen, als er Jamie und Ian sah, und war davon ausgegangen, dass

sie seiner Frau gewiss nichts tun würden. In welchem Fall ...

»O *verdammte*«, knurrte ich irritiert. Doch für ihn konnte ich nun wirklich nichts tun. Ich hoffte, dass ich etwas für Ian tun konnte. Ich rieb mir mit dem Unterarm über das Gesicht, blinzelte, um meine Wimpern vom Schnee zu befreien, und ging langsam weiter, während der umherwirbelnde Schnee das Licht der Laterne schluckte. Falls ich Arch fand ... Meine Finger klammerten sich fester um den Griff der Laterne. Ich würde es ihm sagen müssen, ihn zur Hütte mitnehmen müssen, um ihm zu zeigen - oje. Wenn ich mit Arch zurückkam, würden Jamie und Ian ihn ablenken können, bis ich Mrs. Bug aus dem Vorratsschuppen holen und sie etwas anständiger zurechtmachen konnte? Ich hatte keine Zeit gehabt, den Pfeil zu entfernen oder die Leiche vernünftig aufzubahren ... Ich bohrte mir die Fingernägel der freien Hand in die Handfläche, um die Beherrschung wiederzufinden.

»Himmel, lass mich ihn nicht finden«, murmelte ich.
»Bitte lass mich ihn nicht finden.«

Aber Kühlhaus, Räucherschuppen und Maisspeicher waren - Gott sei Dank - leer, und es war unmöglich, sich im Hühnerstall versteckt zu halten, ohne dass die Hühner Theater machten. Sie waren still und verschliefen den Sturm. Doch der Anblick des Hühnerstalls erinnerte mich plötzlich an Mrs. Bug; das Bild, wie sie Mais aus ihrer Schürze verstreute und die dummen Viecher summend zu sich rief. Sie hatte ihnen allen Namen gegeben. Mir war es

im Grunde völlig egal, ob wir nun Isobeail oder Alasdair zum Abendessen verspeisten, aber in dieser Minute erschien mir die Tatsache, dass niemals wieder jemand in der Lage sein würde, sie auseinanderzuhalten oder in Jubel auszubrechen, weil Elspeth zehn Küken ausgebrütet hatte, absolut herzerreißend.

Am Ende fand ich Ian in der Scheune, ein Schatten im Stroh zu Füßen des Maultiers Clarence, das bei meinem Erscheinen die Ohren spitzte. Dann brüllte es ekstatisch, weil es sich über jeden Besuch freute, und die Ziegen brachen in hysterisches Meckern aus, weil sie mich für einen Wolf hielten. Die Pferde schüttelten überrascht die Köpfe und schnaubten fragend. Rollo, der sich neben seinem Herrn ins Heu gekuschelt hatte, kommentierte den Lärm mit einem kurzen, verärgerten Bellen.

»Das ist ja schlimmer als auf der Arche Noah«, sagte ich, während ich mir den Schnee aus dem Umhang schüttelte und die Laterne an einen Haken hängte. »Fehlt nur noch ein Elefantenpaar. Ruhe, Clarence!«

Ian hatte mir das Gesicht zugewandt, doch ich konnte seiner ausdruckslosen Miene ansehen, dass er kein Wort von dem verstanden hatte, was ich gesagt hatte.

Ich hockte mich neben ihn und nahm seine rechte Wange in meine Hand; sie war kalt und voller frischer Bartstoppeln.

»Es war nicht deine Schuld«, sagte ich sanft.

»Ich weiß«, sagte er und schluckte. »Aber ich weiß nicht, wie ich damit leben soll.« Seine Worte klangen überhaupt

nicht theatralisch; sein Ton war einfach nur verblüfft. Rollo leckte ihm die Hand, und er vergrub seine Finger in den Nackenhaaren des Hundes, als suchte er dort Halt.

»Was kann ich tun, Tante Claire?« Er sah mich hilflos an. »Gar nichts, oder? Ich kann es nicht zurücknehmen oder ungeschehen machen. Und doch suche ich nach einem Weg, das zu tun. Alles wiedergutzumachen. Aber es gibt ... keinen.«

Ich setzte mich neben ihm ins Heu, legte ihm den Arm um die Schultern und drückte seinen Kopf an mich. Er lehnte sich zögernd an, doch ich konnte spüren, wie ihn die Schauer der Erschöpfung und der Trauer durchliefen wie Schüttelfrost.

»Ich habe sie lieb gehabt«, sagte er so leise, dass ich ihn kaum hören konnte. »Sie war wie eine Großmutter für mich. Und ich -«

»Sie hat dich auch lieb gehabt«, flüsterte ich. »Sie würde dir keine Vorwürfe machen.« Ich hatte meine eigenen Gefühle die ganze Zeit eisern unter Kontrolle gehalten, um tun zu können, was getan werden musste. Doch jetzt ... Ian hatte recht. Rückgängig machen konnte man es nicht. Und in blanker Hilflosigkeit begannen mir die Tränen über das Gesicht zu laufen. Ich weinte nicht. Schmerz und Schreck quollen einfach über; ich konnte sie nicht bei mir behalten.

Ob er die Tränen auf seiner Haut spürte oder nur das Beben meines Schmerzes, wusste ich nicht, doch nun gab auch Ian auf, und er weinte zitternd in meinen Armen.

Ich wünschte von ganzem Herzen, er wäre ein kleiner Junge, und der Sturm seiner Trauer könnte seine Schuldgefühle fortspülen und ihn gereinigt und in Frieden zurücklassen. Doch die Welt, in der die Dinge so unkompliziert waren, hatte er lange hinter sich gelassen; alles, was ich tun konnte, war, ihn festzuhalten, ihm den Rücken zu streicheln und selbst kleine hilflose Laute auszustoßen. Schließlich bot Clarence seinerseits Hilfe an, indem er Ian auf den Kopf atmete und sanft an einer seiner Haarsträhnen knabberte. Ian fuhr zurück und schlug nach der Nase des Maultiers.

»Och, weg mit dir!«

Ihm blieb die Luft weg, dann lachte er schockiert und weinte noch ein bisschen. Wenig später richtete er sich auf und wischte sich die Nase am Ärmel ab. Er saß eine Weile still, um wieder zu sich zu finden, und ich störte ihn nicht.

»Als ich diesen Mann in Edinburgh getötet habe«, sagte er endlich mit belegter, aber beherrschter Stimme, »hat mich Onkel Jamie zur Beichte mitgenommen und mir das Gebet beigebracht, das man spricht, wenn man jemanden umgebracht hat. Um Gott seine Seele anzuempfehlen. Würdest du es mit mir zusammen sprechen, Tante Claire?«

Ich hatte seit Jahren nicht mehr an das Gebet gedacht, das den Seelen den Weg wies - geschweige denn es gesprochen -, und ich holperte durch die Zeilen. Ian sprach es, ohne zu zögern, und ich fragte mich, wie oft er es im Lauf der Jahre schon benutzt hatte.

Die Worte erschienen mir kümmerlich und ohnmächtig, und sie gingen im Heugeraschel und den Geräuschen der kauenden Mäuler unter. Doch sie gesprochen zu haben, spendete mir einen Hauch von Trost. Vielleicht lag es ja nur daran, dass man durch das Gefühl, sich an etwas Größeres zu wenden, den Eindruck bekommt, dass es tatsächlich etwas Größeres *gibt* - und das muss es auch, weil man selbst der Situation ja eindeutig nicht gewachsen ist. Ich war es jedenfalls nicht.

Eine Zeit lang saß Ian mit geschlossenen Augen da. Schließlich öffnete er sie und sah mich an. Seine Augen waren schwarz und weise, das Gesicht unter den Bartstoppeln sehr bleich. »Und dann, hat er gesagt, lebst du damit«, sagte er leise.

Er rieb sich das Gesicht.

»Aber ich glaube, ich kann das nicht.« Er konstatierte nur eine simple Tatsache, und ich bekam einen furchtbaren Schrecken. Ich hatte keine Tränen mehr, doch ich hatte das Gefühl, in ein schwarzes, bodenloses Loch zu schauen - und den Blick nicht abwenden zu können.

Ich holte tief Luft und suchte nach Worten, zog ein Taschentuch aus meiner Tasche und gab es ihm.

»Atmest du, Ian?«

Sein Mund zuckte ein wenig.

»Aye, ich glaube schon.«

»Das ist fürs Erste alles, was du tun musst.« Ich stand auf, strich mir das Heu aus den Rücken und hielt ihm die

Hand hin. »Komm mit. Wir müssen zurück zur Hütte, bevor wir hier eingeschneit werden.«

Der Schnee war dichter geworden, und ein Windstoß löschte die Kerze in meiner Laterne. Es spielte keine Rolle; ich hätte die Hütte sogar mit verbundenen Augen gefunden. Ian ging wortlos vor mir her und trat einen Pfad in den frisch gefallenen Schnee. Er hatte den Kopf in den Sturm gebeugt und die schmalen Schultern hochgezogen.

Ich hoffte, dass ihm das Gebet geholfen hatte, zumindest ein wenig, und fragte mich, ob die Mohawk wohl eine bessere Methode hatten, mit ungerechten Todesfällen umzugehen, als die katholische Kirche.

Dann begriff ich, dass ich ganz genau wusste, was die Mohawk in einem solchen Fall tun würden. Ian wusste es ebenfalls; er hatte es schon einmal getan. Ich zog den Umhang dichter um mich und fühlte mich, als hätte ich eine große Kugel aus Eis verschluckt.

VORERST NOCH NICHT

Nach heftigen Diskussionen wurden die beiden Leichen vorsichtig ins Freie getragen und an den Rand der Veranda gelegt. Es war einfach kein Platz, um sie im Innenraum anständig aufzubahren, und angesichts der Umstände ...

»Wir können den alten Arch nicht länger im Zweifel lassen, als wir gezwungen sind«, hatte Jamie gesagt und den Streitgesprächen ein Ende gesetzt. »Wenn die Leiche deutlich sichtbar dort liegt, kann es sein, dass er sich zeigt - oder auch nicht. Aber dann weiß er, dass seine Frau tot ist.«

»So ist es«, sagte Bobby Higgins und blickte beklommen zum Wald. »Und was glaubt Ihr, was er dann tut?«

Jamie stand da, blickte zum Wald und schüttelte den Kopf.

»Trauern«, antwortete er leise. »Und morgen früh sehen wir dann, was zu tun ist.«

Es war keine normale Totenwache, aber wir verliehen ihr so viel Würde, wie wir konnten. Amy hatte für Mrs. Bug ihr eigenes Leichentuch gestiftet - das sie nach ihrer ersten Hochzeit genäht und sorgfältig aufbewahrt hatte -, und Großmütterchen MacLeod kleideten wir in die Überreste meines zweiten Hemdes und ein paar Schürzen, aus denen

wir hastig etwas Respektables nähten. Sie wurden Fuß an Fuß je auf eine Seite der Veranda gelegt, und wir stellten jeder Toten ein Tellerchen Salz und eine Scheibe Brot auf die Brust, obwohl kein Sündenesser in der Nähe war. Ich hatte ein kleines Tonöfchen mit Kohlen gefüllt und es neben sie gestellt, und wir einigten uns darauf, dass wir uns im Lauf der Nacht abwechselnd zu den Toten setzen würden, da nicht mehr als zwei oder drei Personen auf die Veranda passten.

»Es hatte geschneit, und der Mondschein lag so silbern auf allem, als sei's heller Tag«, sagte ich leise. Denn genau so war es; der Dreiviertelmond warf ein reines, kaltes Licht, das jeden einzelnen verschneiten Baum so deutlich und zart wie auf einer japanischen Tuschezeichnung hervortreten ließ. Und weiter entfernt in den Ruinen des Haupthauses verbargen die verkohlten Mikadostäbchen, was immer auch darunterlag.

Jamie und ich übernahmen die erste Wache. Niemand hatte widersprochen, als Jamie das verkündete. Niemand redete darüber, doch jeder hatte das Bild im Kopf, wie Arch Bug allein im Wald lauerte.

»Meinst du, er ist hier?«, fragte ich Jamie leise. Ich nickte zu den dunklen Bäumen hinüber, die friedlich in ihre eigenen Leichentücher gehüllt waren.

»Wenn du es wärst, die hier liegt, *a nighean*«, sagte Jamie und blickte auf die stillen weißen Gestalten an der Verandakante hinunter, »würde ich an deiner Seite sein, lebend oder tot. Komm und setz dich.«

Ich setzte mich neben ihn. Das Tonöfchen stand direkt neben unseren Knien, die in unsere Umhänge gewickelt waren.

»Die Armen«, sagte ich nach einer Weile. »Sie sind so weit weg von Schottland.«

»Das stimmt«, sagte er und nahm meine Hand. Seine Finger waren nicht wärmer als die meinen, doch ihre Größe und Kraft trösteten mich trotzdem. »Aber zumindest werden sie unter Menschen begraben, die ihre Sitten und Gebräuche kennen, wenn schon nicht unter ihren Verwandten.«

»Das ist wahr.« Sollten Großmütterchen MacLeods Enkel je zurückkommen, würden sie zumindest ein Kreuz auf ihrem Grab finden und wissen, dass man gut zu ihr gewesen war. Mrs. Bug hatte keine Verwandtschaft außer Arch - niemanden, der kommen und nach ihrem Grabkreuz suchen würde. Aber sie würde unter Menschen sein, die sie gekannt und geliebt hatten. Doch wie stand es mit Arch? Wenn er Verwandte in Schottland hatte, so hatte er das nie erwähnt. Seine Frau war sein Ein und Alles gewesen, so wie er für sie.

»Du, äh, glaubst nicht, dass Arch sich ... etwas antun könnte?«, fragte ich vorsichtig. »Wenn er Bescheid weiß?«

Jamie schüttelte entschieden den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Das wäre ihm nicht ähnlich.«

Einerseits war ich erleichtert, das zu hören. Andererseits - und sehr viel weniger mitfühlend - konnte ich nicht umhin,

mich beklommen zu fragen, wie ein so aufbrausender Mensch wie Arch wohl auf diesen Schicksalsschlag reagieren mochte - um die Frau gebracht, die für den Großteil seines Lebens sein Anker und sein sicherer Hafen gewesen war.

Was *würde* ein solcher Mensch wohl tun?, fragte ich mich. Sich vom Sturm treiben lassen, bis er auf ein Riff traf und sank? Oder sein Leben notdürftig in Wut verankern und die Rache zu seinem neuen Kompass machen? Ich hatte die Schuldgefühle gesehen, die Jamie und Ian belasteten; wie viel mehr davon trug Arch in sich? War es möglich, dass ein Mensch solche Schuldgefühle still erduldet? Oder musste er sie nach außen kehren, um überleben zu können?

Jamie hatte mir nichts über seine eigenen Gedankengänge verraten, doch mir war nicht entgangen, dass er sowohl seine Pistole als auch den Dolch im Gürtel stecken hatte - und dass die Pistole geladen war; ich konnte einen Hauch von Schwarzpulver unter dem harzigen Atem der Fichten riechen. Es *war* natürlich möglich, dass er sie brauchte, um einen Wolf oder Füchse auf Abwegen zu vertreiben ...

Wir saßen eine kleine Weile schweigend da und sahen dem Glühen der Kohlen im Tonöfchen und dem Flackern des Lichts in den Falten der Leinentücher zu.

»Meinst du, wir sollten beten?«, fragte ich.

»Ich bete ohne Unterlass, seit es geschehen ist, Sassenach.«

»Ich weiß, was du meinst.« Das stimmte - erst die flehentliche Bitte, es möge nicht wahr sein, und hinterher das verzweifelte Gebet um Rat; das Bedürfnis, etwas zu tun, wo es wirklich nicht das Geringste zu tun gab. Und natürlich die Bitte um die Erlösung der Verstorbenen. Großmütterchen MacLeod war immerhin auf ihren Tod gefasst gewesen - und hatte ihn begrüßt, so dachte ich. Mrs. Bug hingegen musste einen fürchterlichen Schrecken bekommen haben, sich so plötzlich tot wiederzufinden. Vor meinem inneren Auge entstand die verstörende Vorstellung, wie sie direkt vor der Veranda im Schnee stand und böse auf ihre Leiche hinunterfunkelte, die Hände auf die kräftigen Hüften gestemmt, die Lippen ärgerlich gespitzt, weil man sie so rüde aus ihrem Körper gerissen hatte.

»Uns hat es auch sehr erschreckt«, sagte ich entschuldigend zu ihrem Umriss.

»Aye, so war es.«

Jamie griff in seinen Umhang und zog seine Zinnflasche hervor. Er entkorkte sie, beugte sich vor und träufelte jeder der beiden Toten vorsichtig ein paar Tropfen Whisky auf den Kopf. Dann hob er die Flasche und prostete erst Großmütterchen MacLeod, danach Mrs. Bug zu.

»Murdina, Gemahlin des Archibald, Ihr wart eine große Köchin«, sprach er. »Euer Brot werde ich nie vergessen, und ich werde jeden Morgen beim Porridge an Euch denken.«

»Amen«, sagte ich mit einer Stimme, die zwischen Lachen und Tränen bebt. Ich nahm die Flasche entgegen und trank einen Schluck; der Whisky brannte mir in der belegten Kehle, und ich hustete.

»Ich kenne ihr Rezept für Senfgemüse. Das sollte nicht verloren gehen; ich werde es aufschreiben.«

Dieser Gedanke erinnerte mich an den Brief, den ich noch unfertig in meiner Tasche hatte. Jamie spürte, wie ich innehielt, und wandte mir fragend den Kopf zu.

»Ich habe nur an unseren Brief gedacht«, sagte ich und räusperte mich. »Ich meine, auch wenn Roger und Bree wissen, dass das Haus abgebrannt ist, wird es sie doch freuen zu hören, dass wir noch leben - vorausgesetzt natürlich, dass sie ihn irgendwann bekommen.«

Da sie sich bewusst waren, wie unruhig die Zeiten waren und wie ungewiss das Überdauern historischer Dokumente, hatten sich Jamie und Roger mehrere Pläne zur Übermittlung von Informationen ausgedacht, angefangen von der Veröffentlichung verschlüsselter Nachrichten in diversen Zeitungen bis hin zu einer komplizierten Methode, die irgendwie mit der Church of Scotland und der Bank of England zusammenhing. All diese Methoden gingen natürlich von der grundlegenden Tatsache aus, dass die Familie MacKenzie die Passage durch die Steine unversehrt überstanden hatte und mehr oder minder in der richtigen Zeit herausgekommen war - aber davon musste ich schon um meines eigenen Seelenfriedens willen ausgehen.

»Aber ich möchte ihn nicht damit beenden müssen, dass ich ihnen - von alldem hier erzähle.« Ich wies kopfnickend auf die verhüllten Gestalten. »Sie haben Mrs. Bug gerngehabt - und Brianna würde sich um Ian sorgen.«

»Aye, du hast recht«, sagte Jamie nachdenklich. »Und vermutlich würde Roger weiterdenken und auf Arch kommen. Es zu wissen und nicht in der Lage zu sein, etwas daran zu ändern - aye, sie würden sich Sorgen machen, bis sie einen anderen Brief fänden, in dem steht, wie das Ganze ausgegangen ist ... Und weiß der Himmel, wie lange es dauern kann, *bis* es ausgegangen ist.«

»Und wenn sie den nächsten Brief nicht bekämen ...«
Oder wenn wir nicht lange genug leben würden, um ihn zu schreiben, dachte ich.

»Aye, sag besser nichts davon. Vorerst noch nicht.«

Ich rückte dichter an ihn heran und lehnte mich an ihn, und er legte den Arm um mich. Eine Weile saßen wir schweigend da, immer noch bestürzt und traurig, aber zugleich getröstet durch den Gedanken an Roger, Brianna und die Kinder.

Ich konnte Geräusche aus der Hütte hinter mir hören; alle hatten stumm und erschrocken reagiert - doch es kehrte rasch wieder Normalität ein. Es war unmöglich, die Kinder lange stillzuhalten, und ich konnte hören, wie dünne Stimmchen Fragen stellten, etwas zu essen verlangten, das Geplapper kleiner Kinder, die es aufregend fanden, so spät in der Nacht auf zu sein, und deren Stimmen sich unter das Scheppern und Rumpeln der Essensvorbereitungen

mischten. Zur nächsten Wache würde es Brötchen und Pastetchen geben; das hätte Mrs. Bug gefreut. Ein plötzlicher Funkenregen ergoss sich aus dem Schornstein, als jemand im Feuer stocherte, und er fiel rings um die Veranda nieder wie Sternschnuppen, die vor dem Dunkel der Nacht und dem Weiß des Neuschnees aufleuchteten.

Bei diesem Anblick legte Jamie den Arm fester um mich und stieß einen leisen, wohligen Laut aus.

»Das, was du gesagt hast über den Mondschein und den Schnee - das ist ein Gedicht, oder?«

»Ja. Eigentlich nichts, was für eine Totenwache angemessen wäre - es ist ein komisches Weihnachtsgedicht namens ›Als der Nikolaus kam‹.«

Jamie schnaubte; sein Atem war weiß.

»Ich glaube nicht, dass das Wort ›angemessen‹ viel mit einer ordentlichen Totenwache zu tun hat, Sassenach. Gib den Trauergästen nur genug zu trinken, dann singen sie ›*O thoir a-nall am Botul*‹, und die Kinder tanzen im Mondschein Ringelreihen.«

Ich verkniff mir das Lachen, aber ich konnte es mir nur zu gut vorstellen. Genug zu trinken hatten wir auf jeden Fall; in der Vorratskammer stand ein frisch gebrauter Bottich Bier, und Bobby Higgins hatte das Notfallfässchen Whisky aus seinem Versteck in der Scheune geholt. Ich hob Jamies Hand und küsste ihn auf die kalten Fingerknöchel. Der Schock und das Gefühl der Unwirklichkeit wurden schwächer, je mehr uns der Puls des Lebens hinter uns zu

Bewusstsein kam. Die Hütte war eine kleine, vibrierende Insel voller Leben inmitten der Kälte der schwarz-weißen Nacht.

»*Niemand ist eine Insel, in sich selbst vollständig*«, sagte Jamie leise und nahm damit meinen unausgesprochenen Gedanken auf.

»Das dagegen *ist* angemessen«, sagte ich ein wenig trocken. »Vielleicht sogar zu angemessen.«

»Aye? Und wieso?«

»*Verlange nie zu wissen, wem die Stunde schlägt - sie schlägt dir selbst*. Immer, wenn ich ›*Niemand ist eine Insel*‹ höre, folgt für mich diese letzte Zeile auf dem Fuße.«

»Mpfm. Dann kennst du den ganzen Text, oder?« Ohne meine Antwort abzuwarten, beugte er sich vor und fachte mit einem Stock die Kohlen an, sodass die Funken lautlos nach oben schwebten. »Eigentlich ist es gar kein Gedicht - zumindest war es nicht als solches gedacht.«

»Nicht?«, sagte ich überrascht. »Was ist es denn? Oder was war es?«

»Eine meditative Betrachtung - irgendwo zwischen einer Predigt und einem Gebet. John Donne hat es als Teil seiner ›Andachten für den Fall der Not‹ geschrieben. Das ist doch wirklich angemessen, oder?«, fügte er mit einer Spur von trockenem Humor hinzu.

»Zumindest kann ich mir kaum einen größeren Fall der Not vorstellen. Was fehlt denn noch?«

»Mm.« Er zog mich dichter an sich und neigte den Kopf,

um ihn an den meinen zu lehnen. »Lass mich überlegen, was mir noch einfällt. Ich kann es nicht ganz auswendig, aber einige Stellen haben mich so angesprochen, dass ich sie behalten habe.« Ich konnte hören, wie er langsam und entspannt atmete, während er sich konzentrierte.

»*Die ganze Menschheit entstammt derselben Feder*«, sagte er langsam, »*und ist Teil desselben Werkes. Stirbt ein Mensch, so wird damit nicht ein Kapitel aus diesem Buch gerissen, sondern es wird in eine bessere Sprache übersetzt, und jedes Kapitel bedarf dieser Übersetzung.*« Dann folgt ein Stück, das mir entfallen ist, aber das hier gefällt mir: *Die Glocke schlägt für den, der glaubt, er ist's -*«, und seine Hand drückte sanft die meine, »*und mag sie auch wieder verstummen, so bleibt er doch von dieser Minute an mit Gott vereint.*«

»Hm.« Ich dachte einen Moment darüber nach. »Du hast recht; das ist zwar weniger poetisch, aber dafür etwas ... hoffnungsvoller?«

Ich spürte sein Lächeln.

»Aye, das habe ich auch immer so empfunden.«

»Woher hast du das?«

»John Grey hat mir ein Buch mit Donnes Texten geliehen, als ich als Gefangener in Helwater war. Darin hat es gestanden.«

»Ein sehr gebildeter Gentleman«, sagte ich etwas pikiert darüber, daran erinnert zu werden, wie lange John Grey Jamies Leben geteilt hatte und ich nicht - wenn ich auch

widerstrebend froh darüber war, dass er in dieser schweren Zeit einen Freund gehabt hatte. Wie oft, fragte ich mich unvermittelt, hatte Jamie diese Glocke schon schlagen hören?

Ich setzte mich auf, griff nach der Flasche und trank einen reinigenden Schluck. Durch die Tür kam der Geruch nach backendem Brot, Zwiebeln und köchelndem Fleisch, und mein Magen knurrte unanständig. Jamie bemerkte es nicht; er blinzelte nachdenklich nach Westen, wo der Berg in den Wolken verborgen lag.

»Die MacLeod-Jungen haben gesagt, der Schnee auf den Pässen lag schon hüfthoch, als sie heruntergekommen sind«, sagte er. »Wenn hier unten dreißig Zentimeter Neuschnee fallen, ist es auf den Hochpässen ein Meter. Wir sitzen bis zur Schneeschmelze im Frühling hier fest, Sassenach. Zeit genug, wenigstens ordentliche Grabkreuze zu schnitzen«, fügte er mit einem Blick auf unsere stummen Gäste hinzu.

»Dann hast du immer noch vor, nach Schottland zu gehen?« Das hatte er nach dem Brand gesagt, es seitdem aber nicht mehr erwähnt. Ich war mir nicht sicher, ob er es ernst gemeint hatte oder ob es damals nur eine Reaktion auf den Druck der Ereignisse gewesen war.

»Aye, das habe ich. Ich glaube nicht, dass wir hierbleiben können«, sagte er nicht ohne Bedauern. »Wenn es Frühling wird, fängt es im Hinterland wieder zu brodeln an. Wir sind dem Feuer schon nah genug gewesen.« Er wies mit dem Kinn zur verkohlten Ruine des Haupthauses

hinüber. »Ich habe nicht vor, mich nächstes Mal zu versengen.«

»Nun ... ja.« Ich wusste, dass er recht hatte. Wir konnten ein neues Haus bauen - aber es war nicht sehr wahrscheinlich, dass es uns vergönnt sein würde, in Frieden darin zu leben. Unter anderem war Jamie Oberst der Miliz - zumindest war er es gewesen. Dieses Amt konnte er nur aufgeben, wenn er körperlich nicht mehr dazu imstande war oder schlicht nicht mehr da war. Und die Siedler in den Bergen waren alles andere als einstimmige Befürworter der Rebellion. Ich kannte eine ganze Reihe von Menschen, die zusammengeschlagen, ausgeräuchert und in die Wälder oder Sümpfe getrieben oder sogar umgebracht worden waren, weil sie unüberlegt ihre politische Meinung kundgetan hatten.

Das Wetter verhinderte zwar unseren Aufbruch, doch es schob gleichzeitig jeder Bewegung einer Miliz einen Riegel vor - und jeder streunenden Bande von Briganden. Bei diesem Gedanken durchfuhr es mich eiskalt, und ich erschauerte.

»Möchtest du hineingehen, *a nighean?*«, sagte Jamie, dem dies nicht entging. »Ich kann eine Weile allein Wache halten.«

»Natürlich. Und dann kommen wir mit den Brötchen und dem Honig heraus und finden dich mit einer Axt im Kopf neben den alten Damen vor. Mir fehlt nichts.« Ich trank noch einen Schluck Whisky und reichte ihm die Flasche.

»Aber wir müssten doch nicht unbedingt nach Schottland

fahren«, sagte ich, während ich zusah, wie er trank. »Wir könnten nach Wilmington gehen. Du könntest dort zusammen mit Fergus in der Druckerei arbeiten.« Das war es, was er gesagt hatte: dass er nach Schottland fahren und die Druckerpresse holen würde, die er in Edinburgh zurückgelassen hatte, um danach zurückzukehren und sich dem Kampf anzuschließen. Statt der Musketenkugeln würden die Lettern der Drucktypen sein Blei sein. Ich war mir nicht sicher, welche Methode wohl die gefährlichere war.

»Du glaubst doch nicht, dass deine Anwesenheit Arch davon abhalten würde, mir den Schädel einzuschlagen, falls er das vorhat, oder?« Jamie lächelte kurz, und seine schrägen Augen zogen sich zu Dreiecken zusammen. »Nein - Fergus hat das Recht, sich in Gefahr zu begeben, wenn er das will. Aber ich habe kein Recht, ihn und seine Familie in meine Angelegenheiten hineinzuziehen.«

»Was mir alles Nötige darüber verrät, welche Art von Drucksachen dir vorschweben. Und was meine Anwesenheit angeht, vielleicht hält sie Arch nicht davon ab, auf dich loszugehen, aber ich könnte zumindest ›Achtung‹ rufen, wenn ich sehe, wie er sich von hinten an dich heranschleicht.«

»Dich hätte ich immer gern im Rücken, Sassenach«, versicherte er mir ernst. »Aber du hast doch bereits gewusst, was ich vorhabe, oder?«

»Ja«, sagte ich und seufzte. »Manchmal hege ich die vergebliche Hoffnung, mich in Bezug auf dich zu irren -

doch das kommt niemals vor.«

Da musste er lauthals auflachen.

»Nein, das stimmt«, pflichtete er mir bei. »Aber du bist immer noch hier, aye?« Er salutierte mir mit der Flasche und trank daraus. »Gut zu wissen, dass ich jemandem fehlen werde, wenn ich falle.«

»Ich habe nicht überhört, dass du ›wenn‹ gesagt hast, nicht ›falls‹«, sagte ich nüchtern.

»Es ist nie etwas anderes als ›wenn‹ gewesen, Sassenach«, sagte er sanft. »*Jedes Kapitel bedarf dieser Übersetzung. Aye?*«

Ich holte tief Luft und sah dem Nebelwölkchen beim Ausatmen nach.

»Ich hoffe aufrichtig, dass ich es nicht tun muss«, sagte ich, »aber sollte es dazu kommen - würdest du hier begraben werden wollen? Oder möchtest du nach Schottland zurückgebracht werden?« In Gedanken sah ich einen Doppelstein aus Granit auf dem Friedhof von St. Kilda, auf dem sein Name stand - und der meine ebenfalls. Ich hatte fast einen Herzinfarkt bekommen, als ich das verflixte Ding gesehen hatte, und ich war mir nach wie vor nicht sicher, ob ich Frank das verziehen hatte, auch wenn der Stein den Zweck erfüllt hatte, den er im Sinn gehabt hatte.

Jamie stieß ein leises Prusten aus, das fast wie Gelächter klang.

»Ich kann von Glück sagen, wenn ich überhaupt

begraben werde, Sassenach. Es ist viel wahrscheinlicher, dass ich ersaue, verbrenne oder auf irgendeinem Schlachtfeld verrotte. Wenn du meinen Kadaver loswerden musst, lass ihn einfach für die Krähen liegen.«

»Ich werde es mir merken«, versprach ich.

»Macht es dir etwas aus, nach Schottland zu reisen?«, fragte er und zog die Augenbrauen hoch.

Ich seufzte. Obwohl ich wusste, dass er nicht unter diesem Grabstein enden würde, konnte ich den Gedanken nicht abschütteln, dass er irgendwann dort sterben würde.

»Nein. Es wird mir etwas ausmachen, die Berge zu verlassen. Es wird mir etwas ausmachen zuzusehen, wie du auf dem Schiff grün wirst und dir die Eingeweide aus dem Leib erbrichst, und es ist gut möglich, dass mir das etwas ausmachen wird, was auch immer auf dem Weg *zu* besagtem Schiff geschieht - aber von Edinburgh und der Druckerpresse einmal abgesehen, du möchtest doch gern nach Lallybroch, oder?«

Er nickte, den Blick auf die glühenden Kohlen gerichtet. Das Licht des Tonöfchens fiel schwach, aber warm auf seine roten, geschwungenen Augenbrauen und vergoldete seinen langen, geraden Nasenrücken.

»Ich habe es versprochen, aye?«, sagte er leise. »Ich habe gesagt, ich bringe Ian seiner Mutter zurück. Und nach dieser Nacht ... ist es besser, wenn er geht.«

Ich nickte wortlos. Dreitausend Meilen Ozean mochten zwar nicht ausreichen, um Ian vor seinen Erinnerungen

fliehen zu lassen - doch es konnte ebenso wenig schaden. Und die Freude, seine Eltern wiederzusehen, seine Brüder und Schwestern, die Highlands ... vielleicht würde das helfen, ihn zu heilen.

Jamie hustete und rieb sich mit dem Fingerknöchel über die Lippen.

»Dann ist da noch etwas«, sagte er ein wenig verlegen. »Noch ein Versprechen, könnte man sagen.«

»Und welches?«

Jetzt wandte er den Kopf und sah mir in die Augen. Sein Blick war dunkel und ernst.

»Ich habe mir geschworen«, sagte er, »dass ich meinem Sohn nie mit angelegter Flinte gegenüberreten werde.«

Ich holte tief Luft und nickte. Nach kurzem Schweigen blickte ich von meiner Betrachtung der verhüllten Frauen auf.

»Du hast mich gar nicht gefragt, was mit *meiner* Leiche geschehen soll.« Ich hatte es halb scherzhaft gemeint, um seine Stimmung aufzuhellen, doch seine Finger schlossen sich so fest um die meinen, dass ich nach Luft schnappte.

»Nein«, sagte er leise. »Und das werde ich auch nie tun.« Sein Blick war nicht auf mich gerichtet, sondern auf das Weiß vor uns. »Ich kann mir deinen Tod nicht vorstellen, Claire. Alles - aber das nicht. Ich kann es nicht.«

Er stand abrupt auf. Holzklappern, das Scheppern eines zu Boden fallenden Zinngefäßes und vorwurfsvoll erhobene Stimmen ersparten mir die Antwort. Ich nickte nur und ließ

mir von ihm aufhelfen, als sich die Tür öffnete und uns mit Licht übergoss.

DER MORGEN DÄMMERTE KLAR UND HELL, UND AUF DEM BODEN LAGEN knappe dreißig Zentimeter Neuschnee. Gegen Mittag verloren die Eiszapfen, die an den Traufen der Hütte hingen, allmählich den Halt, und hin und wieder fiel einer davon mit einem gedämpften *Tschunk* zu Boden wie ein zufällig geworfener Dolch. Jamie und Ian waren mit ihren Spaten zu dem kleinen Friedhof auf dem Hügel hinaufgestiegen, um zu sehen, ob man tief genug für zwei ordentliche Gräber graben konnte.

»Nehmt Aidan und einen oder zwei der anderen Jungen mit«, hatte ich beim Frühstück gesagt. »Sie sind uns hier nur im Weg.« Jamie hatte mich scharf angesehen, hatte aber genickt. Er wusste ganz genau, was ich dachte. Falls Arch Bug noch *nicht* wusste, dass seine Frau tot war, würde er mit Sicherheit anfangen, seine Schlüsse zu ziehen, wenn er sah, dass ein Grab geschaufelt wurde.

»Am besten wäre es, wenn er sich zeigen und mit mir sprechen würde«, sagte Jamie leise zu mir, übertönt vom Lärmen der Jungen, die sich zum Aufbruch fertig machten, ihrer Mütter, die etwas zu essen einpackten, das sie mit auf den Hügel nehmen sollten, und der kleineren Kinder, die im hinteren Zimmer »Ringelrangelosen« spielten.

»Ja«, sagte ich, »und er wird sich von den Jungen nicht daran hindern lassen. Aber wenn er sich lieber nicht zeigen

und mit dir sprechen möchte ...« Ian hatte mir gesagt, dass er während der nächtlichen Begegnung einen Gewehrschuss gehört hatte, doch Arch Bug war kein besonders guter Schütze, und wahrscheinlich würde er zögern, auf eine Gruppe zu feuern, in der sich kleine Kinder befanden.

Jamie hatte schweigend genickt und Aidan losgeschickt, um seine beiden ältesten Vettern zu holen.

Bobby und das Maultier Clarence hatten die Totengräber begleitet. Etwas weiter oberhalb auf dem Hang befand sich ein Vorrat frisch gesägter Kiefern Bretter, an der Stelle, von der Jamie gesagt hatte, dass dort einmal unser neues Haus entstehen würde; wenn es möglich war, Gräber zu schaufeln, würde Bobby einige davon holen, um die Särge zu zimmern.

Von meinem Aussichtspunkt auf der Eingangsveranda konnte ich jetzt sehen, wie Clarence schwer beladen, aber mit der Grazie einer Ballerina den Abhang hinuntertänzelte, die Ohren vorsichtig gespitzt, als könnte ihm das helfen, das Gleichgewicht zu halten. Ich sah, wie Bobby, der auf der anderen Seite des Maultiers neben Clarence herging, hin und wieder die Arme reckte, um zu verhindern, dass die Ladung verrutschte; er sah mich und winkte lächelnd. Das in seine Wange eingebrannte »M« war selbst aus dieser Entfernung sichtbar und malte sich bläulich auf seiner kältegeröteten Haut ab.

Ich winkte zurück und wandte mich dem Inneren des Hauses zu, um den Frauen zu sagen, dass es in der Tat

eine Beerdigung geben würde.

AM NÄCHSTEN MORGEN STIEGEN WIR DEN GEWUNDENEN PFAD ZU DEM kleinen Friedhof hinauf.

Die beiden alten Damen, die einander so merkwürdige Gefährtinnen im Tode waren, lagen Seite an Seite in ihren Särgen auf einem Schlitten, der von Clarence und von einer kleinen schwarzen Maultierstute namens Puddin' gezogen wurde, die einer von Amys Schwägerinnen gehörte.

Wir trugen keinen Sonntagsstaat; niemand *hatte* mehr einen Sonntagsstaat, mit Ausnahme von Amy McCallum Higgins, die als Zeichen des Respekts ihr spitzenbesetztes Halstuch angelegt hatte. Doch wir waren weitgehend sauber, und die Erwachsenen sahen nüchtern aus und wachsam. Sehr wachsam.

»Welche von ihnen wird die neue Wächterin, Mama?«, fragte Aidan seine Mutter und warf einen Blick auf die beiden Särge, während der Schlitten langsam vor uns bergauf ächzte. »Wer ist zuletzt gestorben?«

»Oh ... ich weiß nicht, Aidan«, erwiderte Amy mit etwas verblüffter Miene. Sie starrte stirnrunzelnd auf die Särge, dann sah sie mich an. »Wisst Ihr es, Mrs. Fraser?«

Diese Frage traf mich, als hätte mich jemand mit einem Kieselstein beworfen, und ich blinzelte mit den Augen. Natürlich wusste ich es, aber - mit einiger Anstrengung verkniff ich mir den Blick auf die Bäume, die den Pfad säumten. Ich hatte keine Ahnung, wo sich Arch Bug genau

befand, doch er war in der Nähe, daran hatte ich keinen Zweifel. Und wenn er so nah war, dass er dieses Gespräch mit anhörte ...

In den Highlands gab es den Aberglauben, dass der letzte Tote, der auf einem Friedhof beerdigt wurde, der Wächter wurde und die Seelen, die dort ruhten, gegen alles Böse verteidigen musste, bis jemand anders starb und an seine Stelle trat - woraufhin der bisherige Wächter entlassen wurde und in den Himmel fahren konnte. Ich glaubte nicht, dass Arch besonders glücklich über die Vorstellung sein würde, dass seine Frau auf der Erde gefangen war, um die Gräber von Presbyterianern und von Sündern wie Malva Christie zu hüten.

Bei dem Gedanken an Malva wurde mir ein wenig kalt ums Herz - schließlich war sie es, die dem Glauben nach die augenblickliche Hüterin des Friedhofs war. »Dem Glauben nach«, weil seit ihrem Tod zwar noch mehr Menschen in Fraser's Ridge gestorben waren, doch sie war die Letzte, die tatsächlich auf dem Friedhof beerdigt worden war. Ihr Bruder Allan lag in der Nähe, ein Stückchen weiter im Wald in einem geheimen, anonymen Grab; ich wusste nicht, ob das auch zählte. Und ihr Vater ...

Ich hustete in meine Faust, räusperte mich und sagte: »Oh, Mrs. MacLeod. Sie war tot, als wir mit Mrs. Bug zurückgekommen sind.« Was streng genommen die Wahrheit war; die Tatsache, dass sie schon tot gewesen war, als ich die Hütte *verließ*, schien mir nicht hierhinzu gehören.

Ich hatte Amy angesehen, während ich redete. Ich wandte den Kopf zurück auf den Pfad, und da stand er, direkt vor mir. Arch Bug in seinem schwarzbraunen Umhang; den weißhaarigen Kopf entblößt und gesenkt, folgte er dem Schlitten durch den Schnee, langsam wie ein Rabe am Boden. Ein schwacher Schauer durchlief die Trauernden, und Amy schlug mit großen Augen die Hände vor ihren Kugelbauch, weil sie fürchtete, sein Anblick könnte ihrem Kind schaden.

Er wandte den Kopf und sah mich an.

»Würdet Ihr etwas singen, Mrs. Fraser?«, fragte er mit leiser, höflicher Stimme. »Ich möchte gern, dass sie so zu Grabe getragen wird, wie es Brauch ist.«

»Ich - ja, natürlich.« Völlig durcheinander suchte ich nach etwas Passendem. Ich war absolut nicht imstande, ein richtiges *Caithris* zu verfassen, einen Totengesang - von den offiziellen Klagelauten eines echten, erstklassigen Highland-Begräbnisses ganz zu schweigen.

Ich beschied mich hastig mit einem gälischen Lied, das Roger mir beigebracht hatte, »*Is e Dia fèin a's buachaill dhomh*«. Es war weniger ein Lied als vielmehr ein Versgesang, ein vertonter Psalm, der dazu gedacht war, von einem Priester vorgesungen und dann von der Gemeinde wiederholt zu werden. Doch es war ein einfacher Gesang, und während mir meine eigene Stimme auf dem Berghang dünn und schwach vorkam, fielen die anderen ringsum mit ein, und als wir den Friedhof erreichten, hatten wir es zu respektabler Inbrunst und

Lautstärke gebracht.

Der Schlitten blieb am Rand der von Kiefern gesäumten Lichtung stehen. Ein paar Holzkreuze und Steinhügel lugten durch den halb geschmolzenen Schnee, und in der Mitte klafften die beiden frischen Gräber, schlammig und brutal. Ihr Anblick beendete den Gesang so abrupt wie ein Eimer kaltes Wasser.

Die Sonne schien blass und hell durch die Bäume, und ein Schwarm Kleiber saß plappernd im Geäst am Rand der Lichtung und verbreitete unpassende Fröhlichkeit. Jamie hatte die Maultiere geführt und sich bei Archs Erscheinen nicht umgesehen. Jetzt jedoch wandte er sich Arch zu. Mit einer kleinen Geste in Richtung des ihm am nächsten stehenden Sarges fragte er leise: »Möchtet Ihr Eure Frau noch einmal sehen?«

Erst als Arch daraufhin nickte und neben den Schlitten trat, begriff ich, dass die Männer zwar Mrs. MacLeods Sargdeckel festgenagelt hatten, Mrs. Bugs aber nur lose aufgelegt hatten. Bobby und Ian nahmen ihn ab, die Blicke zu Boden gerichtet.

Als Zeichen der Trauer hatte sich Arch das Haar losgebunden; ich hatte es noch nie offen gesehen. Es war dünn und schlohweiß, und es umwehte sein Gesicht wie Rauchfäden, als er sich jetzt bückte und sanft das Leichentuch von Murdinas Gesicht hob.

Ich schluckte krampfhaft und bohrte die Fingerspitzen in meine Handflächen. Ich hatte den Pfeil herausgezogen - keine schöne Aufgabe - und ihr dann sorgfältig eine

saubere Bandage um den Hals gewickelt, bevor ich ihr das Haar gekämmt hatte. Sie sah friedlich aus, wenn auch schrecklich ungewohnt; ich glaubte nicht, dass ich sie je ohne ihre Haube gesehen hatte, und der Verband um ihren kräftigen Hals verlieh ihr die strenge, förmliche Ausstrahlung eines Presbyterianerpredigers. Ich merkte, wie Arch etwas zusammenzuckte und sich seine Kehle bewegte. Er brachte sein Gesicht sofort wieder unter Kontrolle, doch ich sah die Furchen, die von seiner Nase zu seinem Kinn liefen wie Rinnen in feuchtem Lehm, und die Art, wie er wieder und wieder die Hände öffnete und schloss, als versuchte er, etwas zu fassen zu bekommen, das nicht da war.

Er starrte einen langen Moment in den Sarg, dann griff er in seinen Sporrان und zog etwas hervor. Als er seinen Umhang zurückschlug, sah ich, dass sein Gürtel leer war; er war ohne Waffen gekommen.

Der Gegenstand in seiner Hand war klein und glitzerte. Er beugte sich nieder und versuchte, ihn an das Leichentuch zu heften, doch wegen seiner fehlenden Finger konnte er es nicht. Er tastete ungeschickt daran herum, murmelte etwas auf Gälisch vor sich hin, dann zuckte sein Blick zu mir, und in seinen Augen schimmerte fast Panik. Ich trat auf der Stelle zu ihm und nahm ihm den Gegenstand ab.

Es war eine Brosche, klein und wunderhübsch, in Form einer fliegenden Schwalbe. Sie war aus Gold und sah völlig neu aus. Ich nahm sie ihm ab, schlug das Leichentuch

zurück und heftete sie Mrs. Bug an das Halstuch. Ich hatte die Brosche noch nie gesehen, weder an Mrs. Bug noch unter ihren Besitztümern, und mir kam der Gedanke, dass Arch sie wahrscheinlich aus dem Gold hatte anfertigen lassen, das er Jocasta Cameron gestohlen hatte - vielleicht, als er damit begann, die Barren einzeln an sich zu nehmen, vielleicht später. Ein Versprechen an seine Frau - dass ihre Jahre des Mangels und der Abhängigkeit vorüber waren. Nun - das waren sie in der Tat. Ich sah Arch an, und als er nickte, zog ich seiner Frau das Leichentuch sanft über das kalte Gesicht.

Impulsiv streckte ich die Hand aus, um ihn zu berühren, ihn beim Arm zu nehmen, doch er wich zurück und verfolgte regungslos, wie Bobby den Deckel festnagelte. Irgendwann hob er den Blick und ließ ihn langsam über Jamie hinweggleiten, dann über Ian.

Ich presste die Lippen fest zusammen, und als ich wieder an Jamies Seite trat, sah ich den Kummer, der sich so deutlich in sein Gesicht gegraben hatte. So viele Schuldgefühle! Nicht dass daran nicht ohnehin Überfluss herrschte - auch Arch war sein Schuldbewusstsein deutlich anzusehen. Verschwendete denn keiner von ihnen nur einen Gedanken daran, dass Mrs. Bug selbst an der Situation nicht unschuldig war? Hätte sie nicht auf Jamie geschossen ... Doch Menschen verhalten sich nun einmal nicht immer intelligent oder gut, und wurde der Tod eines Menschen dadurch weniger tragisch, dass er selbst dazu beigetragen hatte?

Mein Blick fiel auf den kleinen Stein, der das Grab von Malva und ihrem Sohn markierte - nur seine Spitze stieß durch den Schnee, rund, feucht und dunkel wie das erste Auftauchen eines Babyköpfchens bei der Geburt.

Ruhe in Frieden, dachte ich und spürte, wie ein Teil der Anspannung der letzten beiden Tage von mir abfiel. *Du kannst jetzt gehen*.

Mir kam der Gedanke, dass sich, ganz gleich, was ich Amy und Aidan erzählt hatte, dadurch nichts daran änderte, welche Frau tatsächlich zuerst gestorben *war*. So wie ich Mrs. Bug kannte, dachte ich jedoch, dass es ihr wahrscheinlich große Freude machen würde, das Kommando zu übernehmen und die Seelen auf dem Friedhof zu umsorgen wie ihre geliebte Hühnerschar, während sie böse Geister mit scharfer Zunge und einer Wurst in der Faust vertrieb.

Dieser Gedanke half mir durch die kurze Bibellesung, die Gebete, die Tränen - der Frauen und Kinder, von denen die meisten gar nicht wussten, warum sie weinten -, dann wurden die Särge von den Schlitten gehoben, und es folgte ein außerordentlich stockendes Vaterunser. Roger fehlte mir, die ruhige, geordnete, aufrichtig mitfühlende Art, wie er ein Begräbnis leitete. Und er hätte vielleicht gewusst, was man als Nachruf auf Murdina Bug hätte sagen können. So jedoch sprach niemand, als das Gebet vorüber war, und es folgte eine lange, peinliche Pause. Jedermann trat beklommen von einem Bein auf das andere - wir standen bis zu den Schienbeinen im Schnee, und die Röcke der

Frauen waren nass bis zum Knie.

Ich sah, wie Jamie die Schultern bewegte, als sei ihm sein Rock zu eng, und den Blick auf den Schlitten richtete, wo die Schaufeln unter einer Decke lagen. Doch bevor er Ian und Bobby ein Zeichen geben konnte, holte Ian keuchend Luft und trat vor.

Er trat an Mrs. Bugs wartenden Sarg, ihrem trauernden Ehemann gegenüber, und blieb dort stehen. Es war offensichtlich, dass er etwas sagen wollte. Arch ignorierte ihn eine Weile und starrte in das Loch hinunter, doch schließlich hob er das Gesicht. Reglos wartete er.

»Es ist durch meine Hand geschehen, dass diese-«, Ian schluckte. »- dass diese Frau umgekommen ist, die uns so viel bedeutet hat. Ich habe ihr das Leben nicht aus bösem Willen genommen, und es geschah nicht mit Absicht, und es schmerzt mich sehr. Doch sie ist durch meine Hand gestorben.«

Rollo, der die Verzweiflung seines Herrn spürte, jaulte an Jamies Seite leise auf, doch Jamie legte ihm die Hand auf den Kopf, und er verstummte. Ian zog das Messer aus seinem Gürtel und legte es vor Arch Bug auf den Sarg, dann richtete er sich auf und sah ihm in die Augen.

»Einst habt Ihr meinem Onkel einen Eid geschworen, in einer Zeit großen Unrechts, und ihm Euer Leben für das dieser Frau angeboten. Ich schwöre bei meiner Klinge, und ich biete Euch das Gleiche an.« Er presste kurz die Lippen zusammen, und sein Kehlkopf bewegte sich. Sein Blick war dunkel und nüchtern. »Ich glaube, Ihr habt es vielleicht

damals nicht ernst gemeint, Sir - doch ich meine es ernst.«

Ich bemerkte, dass ich die Luft anhielt, und ich zwang mich zu atmen. Hatte Jamie das geplant?, fragte ich mich. Ian meinte eindeutig jedes einzelne Wort ernst. Zwar war kaum damit zu rechnen, dass Arch dieses Angebot auf der Stelle annahm und Ian vor einem Dutzend Zeugen die Kehle durchschnitt, ganz gleich, wie sehr ihn seine Gefühle drängen mochten. Verzichtete er allerdings in aller Öffentlichkeit darauf - eröffnete sich die Möglichkeit einer förmlicheren und weniger blutigen Wiedergutmachung, und doch würde Ian zumindest ein Teil seiner Schuld genommen. Verfluchter Highlander, dachte ich und blickte zu Jamie auf - nicht ohne ein gewisses Maß an Bewunderung.

Doch ich konnte spüren, wie ihn alle paar Sekunden ein kleiner Energiestoß durchlief, den er jedes Mal unterdrückte. Er würde sich nicht einmischen in Ians Versuch, Buße zu tun - doch er würde ebenso wenig zulassen, dass Ian etwas zustieß, falls sich der alte Arch tatsächlich dazu entschloss, Blut zu vergießen. Und das hielt er offenbar für denkbar. Ich musterte Arch und teilte seine Meinung.

Der alte Mann sah Ian an. In seinen buschigen Augenbrauen wucherten krumme eisengraue Altmännerhaare - und die Augen darunter waren ebenfalls eisengrau und so kalt wie Stahl.

»So leicht kommst du nicht davon, Junge«, sagte er schließlich mit einer Stimme wie rostiges Eisen.

Er senkte den Blick auf Rollo, der neben Jamie stand, die Ohren gespitzt und die Wolfsaugen voll Argwohn.

»Überlässt du mir deinen Hund, damit ich ihn töte?«

Ians Maske zerbröckelte augenblicklich, Schreck und Entsetzen ließen ihn plötzlich ganz jung aussehen. Ich hörte, wie er nach Luft schnappte und sich fasste, doch seine Stimme überschlug sich, als er erwiderte.

»Nein«, sagte er. »Er hat nichts getan. Es ist mein - mein Verbrechen, nicht seines.«

Da lächelte Arch ganz sacht, obwohl es nicht bis zu seinen Augen reichte.

»Aye. Siehst du. Und er ist nichts als ein Tier, das von Flöhen wimmelt. Keine Frau.«

»Frau« war nur ein geflüsterter Hauch. Er räusperte sich heftig. Dann ließ er den Blick sorgfältig von Ian zu Jamie schweifen, dann zu mir.

»Keine Frau«, sagte er leise. Ich dachte, mein Blut wäre schon zu Eis gefroren; jetzt erstarrte zudem mein Herz.

Ohne jede Eile ließ Arch den Blick erneut über die beiden Männer schweifen; Jamie, dann Ian, den er eine ganze Ewigkeit zu betrachten schien.

»Wenn du etwas hast, das sich zu nehmen lohnt, Junge - dann siehst du mich wieder«, sagte er leise, dann machte er auf dem Absatz kehrt und schritt in den Wald.

KLEINE MORALKUNDE FÜR ZEITREISENDE

Es gab eine elektrische Schreibtischlampe in seinem Studierzimmer, doch oft arbeitete Roger abends lieber bei Kerzenlicht. Er holte ein Streichholz aus der Schachtel und zündete es mit einer sachten Bewegung an. Nach Claires Brief dachte er, dass er wohl nie wieder ein Streichholz anzünden würde, ohne dabei an ihre Schilderung des Hausbrandes zu denken. Gott, er wünschte, er wäre dabei gewesen.

Die Streichholzflamme wurde kleiner, als er sie an den Docht hielt, und das durchscheinende Kerzenwachs nahm eine Sekunde lang einen schwachen, gespenstischen Blauton an, dann wurde es hell und begann normal zu brennen. Er warf einen Blick auf Mandy, die auf dem Sofa ihren Stofftieren etwas vorsang; sie hatte gerade gebadet, und er sollte sie beaufsichtigen, während Jemmy badete. Ohne die Augen von ihr abzuwenden, setzte er sich an seinen Schreibtisch und öffnete sein Notizbuch.

Er hatte es halb im Scherz begonnen. Halb aber auch, weil es das Einzige war, was ihm einfiel, um gegen seine lähmende Angst anzukämpfen.

»Man kann seinen Kindern doch beibringen, nicht allein über die Straße zu laufen«, hatte Bree argumentiert. »Also muss es auch möglich sein, ihnen beizubringen, dass sie

einen Riesenbogen um jeden Steinkreis machen.«

Er hatte ihr zugestimmt, insgeheim jedoch unter beträchtlichem Vorbehalt. Kleinkinder, ja; man konnte sie mittels Gehirnwäsche dazu bringen, keine Gabeln in eine Steckdose zu stecken. Aber wenn sie zu Teenagern heranreiften, mit all diesen unausgegorenen Sehnsüchten nach Selbstfindung und nach dem Unbekannten? Er konnte sich selbst noch viel zu gut an diese Zeit erinnern. Verbot man einem Jungen in diesem Alter, mit Gabeln in Steckdosen zu bohren, durchwühlte er die Besteckschublade, sobald man ihm den Rücken zudrehte. Womöglich waren Mädchen ja anders, doch er zweifelte daran.

Wieder blickte er zum Sofa hinüber, wo Amanda jetzt mit den Beinen in der Luft auf dem Rücken lag. Sie balancierte einen großen, verschlissenen aussehenden Stoffbären auf den Füßen und sang ihm »Frère Jacques« vor. Vielleicht war Mandy ja noch so jung gewesen, dass sie sich nicht daran erinnern würde. Jem würde sich erinnern. Er tat es jetzt schon; Roger konnte es sehen, wenn der kleine Junge aus Alpträumen aufwachte und mit großen Augen ins Leere starrte und seinen Traum nicht beschreiben konnte. Gott sei Dank kam das nur selten vor.

Ihm brach ja selbst jedes Mal der kalte Schweiß aus, wenn er daran dachte. Diese letzte Passage. Er hatte Jemmy an seine Brust geklammert und war ... Gott, es gab keinen Namen für den Ort, den er dann betreten hatte, weil es nicht zum normalen Erfahrungshorizont der Menschen

gehörte - zu Ihrem Glück. Es gab nicht einmal etwas *Ähnliches*, womit man es vergleichen konnte.

An diesem Ort funktionierte keiner der Sinne - und gleichzeitig reagierten sie allesamt derart über, dass man daran sterben würde, wenn das Ganze noch länger dauern würde, als es der Fall war. Eine heulende Leere, deren Lärmen auf den Reisenden einhämmerte und den Körper zu durchpulsen schien, als versuchte er, die einzelnen Zellen voneinander zu trennen. Absolute Blindheit, wie wenn man in die Sonne blickte. Und der Kontakt mit ... unsichtbaren anderen, die wie Schmetterlingsflügel vorüberstrichen oder sich so heftig durch den eigenen Körper hindurchzustürzen schienen, dass der Zusammenprall die Gebeine verknäulte. Das Gefühl unablässigen Geschreis.

Gab es einen Geruch? Stirnrunzelnd hielt er inne und versuchte, es sich ins Gedächtnis zu rufen. Ja, und ob. Merkwürdigerweise war es sogar ein Geruch, den man beschreiben konnte; der Geruch der Luft, die ein Blitz versengt hat - Ozon.

»*Es riecht kräftig nach Ozon*«, schrieb er und empfand bemerkenswerte Erleichterung darüber, zumindest diesen winzigen Bezug zur normalen Welt herstellen zu können.

Diese Erleichterung verflog im nächsten Moment, als er sich wieder dem Kraftakt des Erinnerns zuwandte.

Er hatte das Gefühl gehabt, dass allein seine eigene Willenskraft ihn mit Jem zusammenhielt, dass allein der bloße Überlebenswille *ihn* zusammenhielt. Dass er wusste,

was ihn erwartete, hatte nicht im Mindesten geholfen; es war anders - und viel schlimmer - gewesen als seine vorhergegangenen Erlebnisse.

Er wusste, dass er sie nicht ansehen durfte. Die Geister, wenn sie das denn waren. »Ansehen« war nicht das richtige Wort ... Sie beachten? Wieder gab es kein Wort, und er seufzte frustriert.

»Sonnez les matines, sonnez les matines.«

»Ding, dang, dong«, stimmte er leise in Mandys Refrain ein. *»Ding, dang, dong.«*

Eine Minute lang tippte er mit dem Stift auf das Papier und überlegte, dann schüttelte er den Kopf und beugte sich wieder über die Seite, um seinen ersten Versuch zu erklären, jene Situation, in der er - um ein Haar? Um den Bruchteil einer Sekunde? Jedenfalls war es unfassbar knapp gewesen - seinem Vater begegnet und damit untergegangen wäre.

»Ich glaube, es ist unmöglich, seine eigene Lebenslinie zu kreuzen«, schrieb er langsam. Sowohl Brianna als auch Claire - die wissenschaftlichen Denkerinnen hatten ihm versichert, dass es nicht möglich ist, dass zwei Gegenstände am selben Ort existieren, ganz gleich, ob es sich dabei um subatomare Partikel oder um Elefanten handelte. Das erklärte dann wohl auch, warum man nicht zweimal zur selben Zeit existieren konnte.

Er ging davon aus, dass es dieses Phänomen war, das ihn beim ersten Mal beinahe umgebracht hatte. Er war in

Gedanken bei seinem Vater gewesen, als er die Steine betrat, und zwar - wahrscheinlich - bei seinem Vater, so wie er, Roger, ihn gekannt hatte. Was natürlich zu seinen eigenen Lebzeiten gewesen war.

Wieder tippte er nachdenklich mit dem Stift auf das Papier, doch er konnte sich jetzt nicht dazu durchringen, über diese Begegnung zu schreiben. Später. Stattdessen blätterte er zu dem rudimentären Inhaltsverzeichnis am Beginn des Buches zurück.

Leitfaden für Zeitreisende

I. Physikalische Phänomene

- a. Bekannte Standorte (Energielinien)*
- b. Genetische Vererbung*
- c. Todesfälle*
- d. Einfluss und Vermögen von Edelsteinen*
- e. Blut?*

Das letzte Wort hatte er durchgestrichen, doch als er es jetzt ansah, zögerte er. War es seine Verpflichtung, alles preiszugeben, was er wusste, dachte oder argwöhnte? Claire hielt den Gedanken, dass ein Blutopfer nötig oder nützlich war, für Unsinn - für heidnischen Aberglauben ohne echte Wirksamkeit. Möglich, dass sie recht hatte; sie war schließlich Wissenschaftlerin. Doch ihm blieb die beklommene Erinnerung an die Nacht, in der Geillis Duncan durch die Steine gegangen war.

Langes blondes Haar, das im aufsteigenden Wind eines

Feuers wehte und dessen peitschende Strähnen sich eine Sekunde lang vor der Oberfläche eines Steins abzeichneten. Der Übelkeit erregende Gestank von Benzin, vermischt mit gebratenem Fleisch - und der Baumstamm, der kein Baumstamm war und der verkohlt in der Mitte des Kreises lag. Geillis Duncan war zu weit gegangen.

»Es sind immer zweihundert Jahre in den alten Märchen«, hatte Claire zu ihm gesagt. Märchen über Elfen und Feen, die Menschen entführten, sie »durch die Steine« in ihre Feenhügel mitnahmen. »Es war einmal vor zweihundert Jahren«, begannen solche Geschichten oft. Oder die Entführten wurden wieder dorthin zurückgebracht, wo sie verschwunden waren - aber zweihundert Jahre nach ihrem Verschwinden. Zweihundert Jahre.

Claire, Brianna, er selbst - bei jeder ihrer Passagen war der Zeitraum derselbe gewesen; zweihundertzwei Jahre - ganz schön dicht an den »zweihundert Jahren« der alten Erzählungen. Aber Geillis Duncan war zu weit gegangen.

Sehr zögerlich schrieb er das Wort »Blut« wieder hin und fügte in Klammern und Anführungszeichen »(Feuer??)« hinzu, schrieb aber nichts darunter. Jetzt nicht; später.

Um sich zu beruhigen richtete er den Blick auf das Bücherregal, wo der Brief lag, beschwert mit einer kleinen Schlange, die aus Kirschbaumholz geschnitzt war. *Wir sind am Leben ...*

Plötzlich wäre er am liebsten aufgestanden und hätte die Holzkiste geholt, um die anderen Briefe herauszuholen, sie aufzureißen und zu lesen. Neugier, gewiss, aber es steckte

mehr dahinter - der Wunsch, sie zu berühren, Claire und Jamie, den Beweis ihrer Existenz an sein Gesicht zu drücken, an sein Herz, den Raum und die Zeit zwischen ihnen auszulöschen.

Doch er unterdrückte den Impuls. Sie hatten eine Entscheidung gefällt - oder eher, Brianna hatte es getan, und es waren ihre Eltern.

»Ich möchte sie nicht alle auf einmal lesen«, hatte sie gesagt und den Inhalt der Kiste sanft durch ihre langen Finger gleiten lassen. »Es ist ... es ist so, als wären sie ... *wirklich* fort, wenn ich sie alle gelesen habe.«

Er hatte sie verstanden. Solange wenigstens ein Brief ungelesen blieb, *lebten* sie. Trotz seiner Historikerneugier teilte er dieses Gefühl. Außerdem ...

Briannas Eltern hatten diese Briefe ja nicht als Tagebucheinträge geschrieben, die möglicherweise für die Augen einer wenig konkreten Nachwelt bestimmt waren. Sie waren ausdrücklich zum Zweck der Kommunikation verfasst worden - mit Brianna, mit *ihm*. Was bedeutete, dass es gut möglich war, dass sie bestürzende Neuigkeiten enthielten; seine Schwiegereltern hatten beide ein Talent für solche Enthüllungen.

Dennoch erhob er sich, nahm den Brief vom Regal und las das Postskriptum noch einmal durch, nur, um sich zu vergewissern, dass er es sich nicht eingebildet hatte.

Es war nicht so. Mit dem leisen Echo des Wortes »Blut« in den Ohren setzte er sich wieder hin. »*Ein gewisser*

Italiener.« Das war Charles Stuart; es konnte niemand anders sein. Himmel. Nachdem er eine Weile ins Leere gestarrt hatte - Mandy hatte jetzt angefangen, »Jingle Bells« zu singen -, schüttelte er sich, blätterte ein paar Seiten weiter und machte sich hartnäckig wieder ans Werk.

II. Moralisches

A. Gewaltsame Todesfälle

Natürlich gehen wir davon aus, dass es nicht in Frage kommt, einen Menschen umzubringen, wenn es nicht in Notwehr, zum Schutz eines anderen oder im Krieg geschieht.

Er betrachtete diese Zeilen einen Moment, murmelte »aufgeblasener Esel«, riss die Seite aus dem Notizbuch und zerknüllte sie.

»*Dschingi Bells, Gockenkang, Wobin legt einei!*«, trällerte Mandy, doch er beachtete sie nicht, sondern griff nach dem Buch und stampfte durch den Flur zu Briannas Studierzimmer hinüber.

»Wer bin ich eigentlich, dass ich hier Moralpredigten halte?«, wollte er wissen. Sie blickte von einem Blatt auf, das eine in ihre Einzelteile zerlegte hydroelektrische Turbine zeigte, und ihre ausdruckslose Miene signalisierte ihm, dass ihr zwar bewusst war, dass man mit ihr redete, dass sie ihren Verstand aber noch nicht hinreichend vom Gegenstand ihrer Betrachtungen gelöst hatte, um zu begreifen, wer mit ihr sprach oder was er sagte. Da ihm dieses Phänomen vertraut war, wartete er geduldig, bis

sich ihr Kopf von der Turbine gelöst und auf ihn konzentriert hatte.

»... Predigten ...?«, sagte sie stirnrunzelnd. Sie kniff die Augen zu, dann wurde ihr Blick scharf. »Wem denn?«

»Na ja ...« Plötzlich verlegen hob er das vollgekritzelte Notizbuch hoch. »Den Kindern sozusagen.«

»Du musst deinen Kindern Moralpredigten halten«, erwiderte sie in aller Logik. »Du bist ihr Vater; es ist deine Aufgabe.«

»Oh«, sagte er, völlig aus dem Konzept gebracht. »Aber - ich habe doch selbst viele von den Dingen getan, die ich ihnen hier verbiete.« *Blut.* Ja, vielleicht hatte es eine schützende Funktion. Vielleicht aber auch nicht.

Sie betrachtete ihn mit hochgezogener Augenbraue.

»Hast du noch nie von gut gemeinter Heuchelei gehört? Ich dachte, so etwas bringen sie euch in der Predigerschule bei. Wo du schon von Moralpredigten sprichst. Die Aufgabe eines Geistlichen ist es doch ebenfalls, oder?«

Ihre blauen Augen musterten ihn abwartend. Er holte sehr tief Luft. Brianna, so dachte er trocken, machte wirklich nicht viel Federlesens. Seit ihrer Rückkehr hatte sie weder seine knapp versäumte Ordination noch die Frage, was er jetzt in Bezug auf seine Berufung vorhatte, mit einem Wort erwähnt. Ein Jahr hatten sie in Amerika verbracht ... Mandys Operation, der Entschluss, nach Schottland zu ziehen, die monatelange Renovierung, nachdem sie

Lallybroch gekauft hatten - während all dieser Zeit nicht ein Wort -, bis er sich jetzt diese Blöße gab. Auf die sie sich natürlich schnurstracks gestürzt hatte, um ihn über den Haufen zu rennen und ihm den Fuß auf die Brust zu stellen.

»Ja«, sagte er ruhig. »Das ist es«, und erwiderte ihren Blick.

»Okay.« Sehr sanft lächelte sie ihn an. »Was ist dann das Problem?«

»Brianna«, sagte er und spürte, wie ihm das Herz in der vernarbten Kehle stecken blieb. »Wenn ich es wüsste, würde ich es dir sagen.«

Da stand sie auf und legte ihm die Hand auf den Arm, doch ehe einer von ihnen noch etwas sagen konnte, hüpfen kleine nackte Füße durch den Flur, und Jems Stimme ertönte aus der Richtung Rogers Studierzimmer: »Papa?«

»Hier, Kumpel«, rief er zurück, doch Brianna war schon zur Tür unterwegs. Er folgte ihr und sah Jem in seinem blauen Superman-Schlafanzug mit nassen, zu Berge stehenden Haaren an seinem Schreibtisch stehen, wo er neugierig den Brief betrachtete.

»Was ist das?«, fragte er.

»Isdas?«, wiederholte Mandy treuherzig. Sie kam angestaunt und kletterte auf den Stuhl, um etwas zu sehen.

»Es ist ein Brief von deinem Opa«, erwiderte Brianna, ohne zu stocken. Sie legte beiläufig eine Hand auf den Brief, sodass das Postskriptum zum Großteil verdeckt war,

und zeigte mit der anderen auf den letzten Absatz. »Er schickt dir einen Kuss. Siehst du, da?«

Jems Gesicht begann zu strahlen.

»Er hat gesagt, er vergisst mich nicht«, sagte er glücklich.

»Bussi Opa«, rief Mandy aus. Sie beugte sich vor, sodass ihr die schwarze Lockenpracht ins Gesicht fiel, und drückte ein lautes »MUAH!« auf den Brief.

Hin- und hergerissen zwischen Entsetzen und Gelächter, ergriff Brianna den Brief und wischte die Feuchtigkeit ab - doch das Papier war trotz seines Alters stabil.

»Nichts passiert«, sagte sie und reichte den Brief beiläufig an Roger weiter. »Also, was für eine Geschichte lesen wir heute?«

»Tierschichte!«

»Tier-ge-schichte«, sagte Jemmy, der sich bückte, um es seiner Schwester deutlich ins Gesicht zu sagen.

»Okay«, sagte sie gut gelaunt. »Ich erst!«, und stürmte kichernd zur Tür hinaus, direkt gefolgt von ihrem Bruder. Brianna hielt drei Sekunden inne, um Roger an den Ohren zu fassen und ihn zielsicher auf den Mund zu küssen, dann ließ sie ihn los und flitzte ihrem Nachwuchs hinterher.

Deutlich erleichtert setzte er sich hin und lauschte dem Aufruhr des Zähneputzens und Haarekämmens über ihm. Seufzend legte er das Notizbuch wieder in die Schublade. Zeit genug, dachte er. Es würde noch Jahre dauern, bis es gebraucht wurde. Viele Jahre.

Vorsichtig faltete er den Brief zusammen und stellte sich dann auf die Zehenspitzen, um ihn auf das höchste Regalbrett zu legen. Dann legte er die kleine Schlange als Wachtposten darauf. Er blies die Kerze aus und machte sich auf den Weg zu seiner Familie.

Postscriptum:

Wie ich sehe, darf ich das letzte Wort haben - eine seltene Freude für einen Mann, der mit (bei der letzten Zählung) acht Frauen unter einem Dach lebt. Wir haben vor, Fraser's Ridge zu verlassen, sobald Tauwetter einsetzt, und nach Schottland zu fahren, wo wir meine Druckerpresse holen und damit zurückkehren wollen. Eine solche Reise ist in diesen Zeiten voller Gefahren, und ich kann nicht absehen, wann - oder ob - es möglich sein wird, wieder zu schreiben. (Auch weiß ich ja gar nicht, ob Du diesen Brief überhaupt erhalten wirst, aber ich verfare in dem unerlässlichen Vertrauen darauf, dass es so ist.)

Ich möchte Dir mitteilen, wo wir das Hab und Gut deponiert haben, das einst von den Camerons für einen gewissen Italiener aufbewahrt wurde. Ich halte es für unklug, es mitzunehmen, und habe es daher an einen sicheren Ort gebracht. Jem kennt den Ort. Sollte es einmal nötig werden, dass Ihr dieses Gut an Euch nehmt, sag ihm, der Spanier bewacht es. Sorgt in diesem Fall dafür, dass es von einem Priester gesegnet wird; es klebt

Blut daran.

Manchmal wünschte ich, ich könnte in die Zukunft blicken; meistens jedoch danke ich Gott, dass ich es nicht kann. Aber ich werde Eure Gesichter immer vor mir sehen. Gib den Kindern einen Kuss von mir.

Dein Dich liebender Vater JF

NACHDEM SICH DIE KINDER GEWASCHEN UND DIE ZÄHNE GEPUTZT, IHRE Eltern sie geküsst und ins Bett gebracht hatten, kehrten Letztere in das Bücherzimmer zurück, um sich einen Whisky zu genehmigen und erneut über den Brief zu sprechen.

»Ein gewisser Italiener?« Brianna sah Roger an, und die Art, wie sie die Augenbraue hochzog, erinnerte ihn so unmittelbar Jamie Fraser, dass Roger unwillkürlich auf das Blatt Papier blicken musste. »Meint er damit -«

»Charles Stuart? Er kann niemand anderen meinen.«

Sie hob den Brief auf und las das Postskriptum zum vielleicht dutzendsten Mal.

»Und wenn er Charles Stuart *meint*, dann ist das ›Hab und Gut‹ ...«

»Er hat das Gold gefunden. Und Jem weiß, wo es ist?« Roger konnte nicht verhindern, dass dieser letzte Satz den Ton einer Frage annahm, und er richtete die Augen zur Zimmerdecke, über der seine Kinder inzwischen wohl schliefen, eingehüllt in Rechtschaffenheit und Comic-Schlafanzüge.

Brianna runzelte die Stirn.

»Weiß er das? Das ist nicht ganz genau das, was Pa gesagt hat - und wenn er es *wüsste* ... Das ist ein verdammt großes Geheimnis für einen Achtjährigen.«

»Das stimmt.« Acht oder nicht, eigentlich fand Roger, dass Jem sehr gut Geheimnisse hüten konnte. Aber Brianna hatte recht - ihr Vater hätte niemals einen anderen mit solch gefährlichem Wissen belastet, schon gar nicht seinen geliebten Enkelsohn. Gewiss nicht ohne guten Grund, und sein Postskriptum machte ja deutlich, dass dies nur für den absoluten Notfall gedacht war.

»Du hast recht. Jem weiß nichts von dem Gold - nur von diesem Spanier, wer auch immer das sein mag. Hat er dir gegenüber nie etwas davon erwähnt?«

Sie schüttelte den Kopf, dann wandte sie sich um, weil ein plötzlicher Windstoß durch die Vorhänge des offenen Fensters wehte und nahenden Regen verkündete. Brianna stand auf und trat zum Fenster, um es zuzumachen. Danach lief sie nach oben, um dort die Fenster zu schließen, und bat Roger mit einer Handbewegung, sich um das Erdgeschoss zu kümmern. Lallybroch war ein großes Haus, und es war ungewöhnlich gut mit Fenstern ausgestattet - die Kinder versuchten immer wieder, sie zu zählen, kamen aber jedes Mal auf eine andere Zahl.

Irgendwann könnte er die Sache klären und sie selbst zählen, dachte Roger, doch es widerstrebte ihm. Wie die meisten alten Häuser hatte auch dieses seinen eigenen

Charakter. Natürlich war Lallybroch einladend; groß und freundlich, eher gemütlich als protzig angelegt, und in seinen Wänden flüsterten die Echos der Generationen. Doch es war zudem ein Haus, das seine Geheimnisse hatte, daran gab es keinen Zweifel. Und dass es nicht mit der Anzahl seiner Fenster herausrückte, passte zu seinem Eindruck, dass es ein ziemlich verspieltes Haus war.

Die Fenster in der Küche - die jetzt mit einem modernen Kühlschrank, einem Aga-Herd und fließendem Wasser ausgestattet war, aber immer noch die alten Granitflächen hatte, die mit Johannisbeersaft und dem Blut von Wild und Geflügel befleckt waren - waren alle geschlossen, doch er ging trotzdem hindurch und dann durch die Vorratskammer. Im hinteren Teil des Flurs brannte zwar kein Licht, doch er konnte den Gitterrost im Boden sehen, der dem darunterliegenden Notversteck Licht spendete.

Sein Schwiegervater hatte sich einmal kurz dort versteckt gehalten, in den Tagen nach dem Aufstand, bevor man ihn in Ardsmuir eingekerkert hatte. Roger war einmal - und ebenfalls kurz - dort unten gewesen, als sie das Haus gekauft hatten, und als er wieder aus der feuchten, stickigen kleinen Kammer gestiegen war, hatte er restlos begriffen, warum Jamie Fraser lieber in der Wildnis auf einem Berggipfel gelebt hatte, wo ihn nichts einengte.

Jahre im Verborgenen, Jahre der Entbehrungen, Jahre im Kerker ... Jamie Fraser war kein politischer Mensch, und er wusste besser als die meisten anderen, was der Preis des Krieges war, ganz gleich, zu welchem Zweck er

angeblich geführt wurde. Doch Roger hatte gesehen, wie sich sein Schwiegervater hin und wieder geistesabwesend die Handgelenke rieb. Die Spuren der Eisen mochten längst verblichen sein - die Erinnerung an ihr Gewicht war es nicht. Roger zweifelte nicht im Geringsten daran, dass Jamie Fraser in Freiheit leben oder sterben würde. Und mit einer Intensität, die ihm bis ins Mark ging, wünschte er sich einen Moment lang, er könnte dort sein, um an der Seite seines Schwiegervaters zu kämpfen.

Der Regen hatte eingesetzt; er konnte ihn auf die Schieferdächer der Nebengebäude prasseln hören, dann das Rauschen, als der Wolkenbruch einsetzte und das Haus in Nebel und Wasser tauchte.

»Für uns ... und unsere Nachkommen«, sagte er hörbar, aber leise.

Es war eine Abmachung unter Männern - unausgesprochen, aber selbstverständlich. Das Einzige, was zählte, war, dass die Familie bewahrt wurde, die Kinder geschützt wurden. Und ob man dafür mit Blut, Schweiß oder mit seiner Seele bezahlte - man bezahlte auf jeden Fall.

»*Oidche mhath*«, sagte er mit einem knappen Kopfnicken in Richtung des Notverstecks. Dann also gute Nacht.

Doch er blieb noch einen Moment in der alten Küche stehen und spürte die Umarmung des Hauses, das handfesten Schutz vor dem Sturm bot. Die Küche war schon immer das Herz des Hauses gewesen, dachte er,

und die Restwärme im Herd wärmte ihn so, wie es früher das Feuer in der jetzt leeren Feuerstelle getan hatte.

Am Fuß der Treppe traf er auf Brianna; sie hatte sich für das Bett umgezogen - aber nicht zum Schlafen. Die Luft im Haus war stets kühl, und mit dem Beginn des Regens war die Temperatur um mehrere Grade gefallen. Sie jedoch trug nicht ihre Wollwäsche, sondern ein dünnes Nachthemd aus weißer Baumwolle, das trügerisch unschuldig aussah und von einem roten Bändchen durchzogen war. Der weiße Stoff schmiegte sich um ihre Brüste wie eine Wolke um einen Berggipfel.

Das sagte er ihr auch, und sie lachte - protestierte aber nicht, als er sie in die Hände nahm. Durch den dünnen Stoff pressten sich ihre Brustwarzen fest in seine Handflächen, rund wie Kirschen.

»Oben?«, flüsterte sie. Sie beugte sich vor und fuhr ihm mit der Zungenspitze über die Unterlippe.

»Nein«, sagte er und erwiderte ihren Kuss, um ihre kitzelnde Berührung zu unterbinden. »In der Küche. Da haben wir es noch nicht getan.«

Er nahm sie über die Küchentheke mit ihren mysteriösen Flecken gebeugt, und ihre leisen Stöhnlaute unterbrachen das Rauschen von Wind und Regen vor den Fensterläden. Spürte, wie sie erschauerte und sich auflöste, und ließ selbst die Zügel schießen, bis ihm die Knie zitterten und er sich langsam nach vorn sinken ließ, sich an ihre Schultern klammerte und sein Gesicht in die shampooduftenden Wellen ihres Haars presste, während der alte, fleckige

Granit kühl unter seiner Wange lag. Sein Herz schlug langsam, fest und regelmäßig wie eine Basstrommel.

Er war nackt, und ein kalter Luftzug überzog seinen Rücken und seine Beine mit einer Gänsehaut. Brianna spürte sein Erschauern und drehte ihm das Gesicht zu.

»Frierst du?«, flüsterte sie. Sie fror nicht; sie glühte wie ein Stück Kohle, und er wünschte sich nichts mehr, als neben ihr ins Bett zu schlüpfen und gemütlich und warm das Ende des Sturms abzuwarten.

»Es geht schon.« Er bückte sich, um die Kleider aufzusammeln, die er auf den Boden geworfen hatte. »Gehen wir ins Bett.«

Oben klang der Regen lauter.

»Nimm von jedem Tier ein Paar ohne Makel und gesund«, sang Brianna leise, als sie die Treppe hinaufstieg, »und Frau Noah und die Kinder und die Katze und den Hund ...« Man konnte sich das Haus tatsächlich wie eine Arche vorstellen, die auf einer tosenden Wasserwelt dahintrieb - innen aber kuschelig war. Zwei Paare - zwei Eltern, zwei Kinder ... vielleicht eines Tages mehr. Sie hatten schließlich jede Menge Platz.

Auch als die Lampe gelöscht war und er nur noch den Regen gegen die Fensterläden prasseln hörte, verharrte Roger am Rand des Einschlafens, weil er diesen Moment der Erfüllung noch nicht ziehen lassen wollte.

»Wir werden ihn nicht danach fragen, oder?«, flüsterte Brianna. Ihre Stimme war schläfrig, ihr Körper schmiegte

sich warm an seine Seite. »Jem?«

»Oh? Nein. Natürlich nicht. Das brauchen wir nicht.«

Er verspürte einen Stich der Neugier - wer war der Spanier? Und die Vorstellung eines vergrabenen Schatzes war immer verlockend - doch sie brauchten ihn nicht; vorerst hatten sie genug Geld. Vorausgesetzt, das Gold war überhaupt noch dort, wo Jamie es versteckt hatte, was ja nicht sehr wahrscheinlich war.

Auch hatte er Jamies abschließende Ermahnung nicht vergessen.

Sorgt dafür, dass es von einem Priester gesegnet wird; es klebt Blut daran. Die Worte verschwammen in seinem Kopf, und was er vor seinen geschlossenen Augen sah, waren keine Goldbarren, sondern war die alte Granitplatte in der Küche, deren dunkle Flecken so tief in den Stein eingedrungen waren, dass sie ein Teil davon geworden waren und selbst durch heftigstes Schrubben nicht ausgelöscht werden konnten, geschweige denn durch ein Gebet.

Doch das spielte keine Rolle. Egal, wer der Spanier war, er konnte sein Gold behalten. Die Familie war in Sicherheit.

ZWEITER TEIL

BLUT, SCHWEISS UND SAURE GURKEN

LONG ISLAND

AM 4. JULI 1776 wurde in Philadelphia die Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet.

AM 24. JULI traf Generalleutnant Sir William Howe auf Staten Island ein, wo er im Wirtshaus »Rose and Crown« zu New Dorp sein Feldhauptquartier einrichtete.

AM 13. AUGUST traf Generalleutnant George Washington in New York ein, um die Befestigungen der Stadt, die von den Amerikanern gehalten wurden, zu verstärken.

AM 21. AUGUST traf William Ransom, Leutnant Lord Ellesmere, im Wirtshaus »Rose and Crown« zu New Dorp ein, um sich - etwas verspätet - als jüngstes und rangniedrigstes Stabsmitglied bei General Howe zum Dienst zu melden.

AM 22. AUGUST...

Leutnant Marquis von Clarewell sah William fragend ins

Gesicht, wodurch sich diesem aus nächster Nähe die unappetitliche Aussicht auf einen saftigen Pickel auf seiner Stirn bot, der kurz vor dem Platzen stand.

»Geht es, Ellesmere?«

»Bestens«, brachte William mit zusammengebißenem Zähen hervor.

»Es ist nur, Ihr seht ziemlich ... grün aus.« Mit besorgter Miene griff Clarewell in seine Tasche. »Möchtet Ihr vielleicht an meiner Gurke lutschen?«

William schaffte es gerade noch bis zur Reling. Hinter ihm wurden scherzhafte Bemerkungen über Clarewells Gurke ausgetauscht - wer wohl daran lutschen mochte und wie viel ihr Besitzer für diesen Dienst bezahlen musste. Dazwischen protestierte Clarewell, dass seine betagte Großmutter zur Vorbeugung der Seekrankheit auf eine saure Gurke schwor und dies offensichtlich funktionierte, denn man brauchte ja nur ihn anzusehen, standhaft wie ein Fels ...

William blinzelte sich die Tränen aus den Augen und heftete den Blick auf das herannahende Ufer. Es herrschte kein besonders schwerer Seegang, obwohl sich am Himmel etwas zusammenbraute, daran herrschte kein Zweifel. Doch das spielte keine Rolle; schon die sanfteste Auf-und-Ab-Bewegung auf dem Wasser, die kürzeste Bootsfahrt reichte aus, und prompt versuchte sein Magen, sein Inneres nach außen zu kehren. Jedes verdammte Mal!

Auch jetzt war das nicht anders, doch da sich nichts mehr

in seinem Magen befand, konnte William so tun, als ginge ihn das nichts an. Er wischte sich den Mund ab - er fröstelte trotz des warmen Wetters - und richtete sich auf.

Sie würden jede Minute den Anker werfen; es wurde Zeit, dass er unter Deck ging und so etwas wie Ordnung in die Kompanien unter seinem Kommando brachte, bevor sie in die Boote stiegen. Er riskierte einen kurzen Blick über die Reling und sah achtern die *River* und die *Phoenix*. Die *Phoenix* war Admiral Howes Flaggschiff; an Bord befand sich sein Bruder, der General. Würden sie warten müssen und wie Korken auf den immer rauerer Wellen tanzen, bis General Howe und Hauptmann Pickering, sein Flügeladjutant, an Land waren? Gott, er hoffte nicht.

Schließlich jedoch durften die Männer sofort von Bord gehen. »Aber ZACKIG, meine Herren!«, tönte Sergeant Cutter, so laut er konnte. »Wir machen kurzen Prozess mit den Rebellenschweinen! Und WEHE, ich sehe jemanden trödeln! HE, da drüben ...!« Mit grimmiger Entschlossenheit stapfte er davon, um einen säumigen Unterleutnant zur Ordnung zu rufen, und William fühlte sich allmählich besser. Gewiss konnte in einer Welt, in der es Sergeant Cutter gab, nichts wahrhaft Schreckliches passieren.

Er folgte seinen Männern die Leiter hinunter, und in der Aufregung vergaß er seinen Magen. Seine erste richtige Schlacht erwartete ihn, irgendwo auf den Feldern von Long Island.

ACHTUNDACHTZIG FREGATTEN. ANGEBLICH WAR DAS DIE ANZAHL, DIE Admiral Howe mitgebracht hatte, und er zweifelte nicht daran. Ein Wald aus Segeln füllte die Gravesend-Bucht, und im Wasser stockte der Verkehr der kleinen Boote, die die Soldaten an Land holten. William hingegen stockte der Atem vor Aufregung. Er konnte spüren, wie sie sich ebenfalls unter den Männern ausbreitete, als die Korporäle ihre Kompanien aus den Booten in Empfang nahmen und sie geordnet davonmarschieren ließen, um der nächsten Welle von Neuankömmlingen Platz zu machen.

Die Pferde der Offiziere ließ man an Land schwimmen, statt sie zu rudern, denn es war nicht weit. William duckte sich zur Seite, als dicht vor ihm ein kräftiger Brauner aus der Brandung auftauchte und sich so heftig schüttelte, dass jeder im Umkreis von drei Metern klatschnass wurde. Der Stallbursche, der sich an seine Trense klammerte, sah aus wie eine ertränkte Ratte, schüttelte sich aber auf dieselbe Weise das Wasser vom Leib und grinste William an. Sein Gesicht war blau vor Kälte, leuchtete aber vor Aufregung.

Auch William hatte ein Pferd - irgendwo. Hauptmann Griswold, ein ranghoher Offizier aus Howes Stab, war so freundlich, ihm eines zu leihen, da ihm keine Zeit geblieben war, sich anderweitig eines zu besorgen. Er ging davon aus, dass, wer auch immer das Pferd beaufsichtigte, ihn schon finden würde, wenn ihm auch nicht klar war, wie.

Es herrschte organisiertes Chaos. Das Ufer bestand hier aus Watt, und die Rotröcke schwärmten zwischen dem Seetang umher wie Seevögel, während das Gebrüll der Sergeanten das Kreischen der Möwen über ihnen kontrapunktierte.

Unter einigen Schwierigkeiten - man hatte ihn den Korporälen erst heute Morgen vorgestellt, und er hatte sich ihre Gesichter noch nicht eingeprägt - machte William seine vier Kompanien ausfindig und führte sie vom Strand in die Sanddünen, die dicht mit einer Art drahtigem Gras bewachsen waren. Es war ein heißer Tag, der die Männer in ihren schweren Uniformen und unter der Last ihrer Ausrüstung schwitzen ließ, und er gestattete ihnen eine Pause, um etwas Wasser oder Bier aus ihren Feldflaschen zu trinken und Käse oder Brot zu essen. Sie würden bald losziehen.

Wohin? Das war die Frage, die ihm im Moment keine Ruhe ließ. Eine hastige Stabszusammenkunft - seine erste - am Vorabend hatte ihn mit den Grundzügen des Invasionsplans vertraut gemacht. Die Hälfte der Armee würde von der Gravesend-Bucht aus landeinwärts ziehen und sich nordwärts auf die Brooklyn Heights zubewegen, wo sich, wie man glaubte, die Rebellenarmee verschanzt hatte. Der Rest der Männer würde sich am Ostufer bis Montauk verteilen und eine Verteidigungslinie bilden, die sich über die ganze Breite von Long Island hinweg bewegen konnte und die Rebellen nötigenfalls wie mit einem Netz in die Enge treiben konnte.

Mit einer Leidenschaft, die ihm das Rückgrat verknötete, wünschte sich William, in der Vorhut zu sein, anzugreifen. Realistisch betrachtet wusste er aber, dass dies nicht sehr wahrscheinlich war. Seine Männer waren ihm fremd, und ihr Aussehen flößte ihm kein besonderes Vertrauen ein. Kein vernünftiger Kommandeur würde solche Kompanien an vorderster Front einsetzen - es sei denn als Kanonenfutter. Dieser Gedanke ließ ihn einen Moment innehalten, jedoch wirklich nur einen Moment.

Howe setzte niemals unnötig Menschenleben aufs Spiel; er war bekannt für seine manchmal sogar übertriebene Vorsicht. Das hatte ihm sein Vater gesagt. Lord John hatte zwar nicht explizit erwähnt, dass dies der Hauptgrund war, warum er William seine Zustimmung gegeben hatte, sich Howes Stab anzuschließen, doch William wusste es ohnehin. Es war ihm gleichgültig; er hatte sich ausgerechnet, dass seine Chancen, ernsthafte Kampfhandlungen zu erleben, selbst unter Howe größer waren als mit Sir Peter im Hinterland von North Carolina.

Und schließlich ... Er wandte sich langsam von einer Seite zur anderen. Die See war eine einzige Masse britischer Schiffe; vor ihm an Land wimmelte es von Soldaten. Er hätte zwar niemals laut zugegeben, dass ihn dieser Anblick beeindruckte - doch sein Kragen schnürte ihm die Kehle zu. Ihm wurde bewusst, dass er die Luft angehalten hatte, und er zwang sich zum Ausatmen.

Jetzt kam die Artillerie ans Ufer. Sie wurde auf gefährlich schwankenden flachen Kähnen transportiert, die mit

fluchenden Soldaten bemannt waren. Die Munitionswagen und ihre Zugpferde und -ochsen, die weiter südlich an Land gekommen waren, trampelten als Gischt sprühende, mit Sand verklebte Herde über den Strand und wieherten und brüllten protestierend. Es war die größte Armee, die er je gesehen hatte.

»Sir, Sir!« Er senkte den Blick und sah einen kleinen, pausbäckigen Privatgefreiten vor sich, der wohl nicht älter war als William selbst und der sehr nervös war.

»Ja?«

»Eure Pike, Sir. Und Euer Pferd ist da«, fügte der Gefreite hinzu und wies auf den hochgewachsenen, schmalen Braunen, dessen Zügel er in der Hand hatte. »Mit den besten Empfehlungen von Hauptmann Griswold, Sir.«

William ergriff die Signalk Pike, die zwei Meter lang war und deren polierter Stahl selbst unter dem bewölkten Himmel schwach glänzte. Ihr Gewicht sandte einen Schauer der Erregung durch seinen Arm.

»Danke. Und Ihr seid ...?«

»Oh. Perkins, Sir.« Der Gefreite salutierte ihm hastig. »Dritte Kompanie, Sir, man nennt uns die Hacker.«

»Ist das so? Nun, hoffentlich werden wir Euch reichlich Gelegenheit verschaffen, Euren Namen zu rechtfertigen.« Perkins sah ihn verständnislos an.

»Danke, Perkins«, sagte William und entließ den Gefreiten mit einer Geste.

Er nahm das Pferd am Zügel, und Freude stieg in ihm

auf. Es war die größte Armee, die er je gesehen hatte. Und er gehörte dazu.

ER HATTE MEHR GLÜCK, ALS ER GEDACHT HATTE, WENN AUCH NICHT SO VIEL, wie er gehofft hatte. Seine Kompanien würden in der zweiten Angriffswelle marschieren, hinter den Infanteristen der Vorhut und der Artillerie. Kein garantierter Kampfeinsatz also, aber dennoch eine gute Chance, wenn die Amerikaner nur halb so gut kämpften, wie man es ihnen nachsagte.

Die Mittagsstunde war vorbei, als er seine Pike hob und rief: »Vorwärts marsch!« Das drückende Wetter hatte sich in heftigem Regen entladen, eine willkommene Erlösung von der Hitze.

Jenseits des Strandes machte ein schmaler Waldstreifen einer weiten, herrlichen Ebene Platz. Wogendes Gras lag vor ihnen, gesprenkelt mit Wildblumen, deren Farben im gedämpften Regenlicht leuchteten. Weit vor sich konnte er Vogelschwärme sehen - Tauben? Wachteln? -, die sich trotz des Regens in die Luft erhoben, von den vorbeimarschierenden Soldaten aufgescheucht.

Seine Kompanien bewegten sich ungefähr in der Mitte der vorrückenden Angriffslinie. Sie wanden sich in ordentlichen Kolonnen hinter ihm durch das Gelände, und er sandte im Geiste einen dankbaren Gedanken an General Howe. Als rangniedrigen Stabsoffizier hätte man ihn normalerweise für Kurierdienste eingeteilt, der

zwischen den Kompanien auf dem Feld hin und her eilte, um Befehle aus Howes Hauptquartier zu überbringen und Botschaften zwischen den beiden anderen Generälen, Sir Henry Clinton und Lord Cornwallis, hin und her zu tragen.

Doch da er so spät gekommen war, kannte er keinen der anderen Offiziere und war nicht mit der Aufstellung der Armee vertraut; er hatte nicht die geringste Ahnung, wer wer war, ganz zu schweigen davon, wo sie sich befinden sollten. Als Kurier wäre er nutzlos gewesen. General Howe, der inmitten des Wirrwarrs der kommenden Invasion irgendwie einen Moment Zeit für ihn gefunden hatte, hatte ihn nicht nur ausnehmend höflich begrüßt, sondern ihm auch die Wahl gelassen: Hauptmann Griswold zu begleiten und seine Anweisungen zu befolgen - oder das Kommando über einige verwaiste Kompanien zu übernehmen, deren eigener Leutnant krank geworden war.

Er hatte die Gelegenheit beim Schopf gepackt, und nun saß er stolz im Sattel, die Pike in ihre Schlinge gehakt, und führte Männer in den Kampf. Er reckte sich ein wenig und freute sich daran, wie sich der rote Wollstoff des neuen Uniformrocks auf seinen Schultern anfühlte, freute sich an seinem ordentlich geflochtenen Pferdeschwanz, dem steifen Lederkragen an seinem Hals und dem kleinen Gewicht seiner Offiziershalsberge, jenes winzigen Überrestes einer römischen Rüstung. Er hatte fast zwei Monate keine Uniform mehr getragen, und trotz der Regenfeuchte war es ein göttliches Gefühl.

Eine leichte Kavalleriekompanie war in ihrer Nähe

unterwegs; er hörte den Ruf ihres Offiziers und sah, wie sie vorrückten und sich einer etwas weiter entfernten Baumgruppe zuwandten. Hatten sie etwas gesehen?

Nein. Eine gewaltige Wolke von Amseln stieb aus den Bäumen auf und lärmte dabei so sehr, dass viele der Pferde scheuten. Die Reitersoldaten durchkämmten die Bäume mit gezogenen Säbeln und hieben hier und da auf einen Ast ein, doch sie stellten sich nur zur Schau. Falls sich jemand dort versteckt gehalten hatte, war er fort, und die Kavalleristen kehrten verärgert zur Vormarschlinie zurück.

Er setzte sich im Sattel zurück und lockerte seine Finger, die die Pike umkrallt gehalten hatten.

Keine Amerikaner in Sicht - doch das war auch nicht zu erwarten. Unterwegs als Kundschafter hatte er genug gesehen und gehört, um zu wissen, dass eigentlich nur echte Kontinentaltruppen organisiert kämpften. Er hatte Milizen gesehen, die auf Dorfplätzen exerzierten; hatte gemeinsam mit Männern gegessen, die zu solchen Milizen gehörten. Keiner von ihnen war Soldat gewesen - wenn man sie in Gruppen exerzieren sah, wirkten sie lächerlich, denn sie waren kaum in der Lage, in gerader Linie zu marschieren, geschweige denn im Gleichschritt -, doch fast alle waren erfahrene Jäger, und er hatte so viele von ihnen Wildgänse oder Truthähne im Flug schießen sehen, dass er die Verachtung der meisten britischen Soldaten nicht teilte.

Nein, wenn sich Amerikaner in der Nähe befanden,

würde das erste Warnsignal wahrscheinlich sein, dass Männer tot zu Boden fielen. Er winkte Perkins herbei, um den Korporälen die Order zu überbringen, den Männern Wachsamkeit zu befehlen. Sie sollten ihre Waffen geladen halten. Er sah, wie sich einer der Korporäle beim Erhalt dieser Nachricht abrupt aufrichtete - offenbar betrachtete er sie als Affront -, doch der Mann leistete der Anordnung Folge, und Williams Anspannung ließ ein wenig nach.

Seine Gedanken kehrten zu seiner Reise zurück, und er fragte sich, wann - und wo - er wohl mit Hauptmann Richardson zusammentreffen würde, um ihm die Ergebnisse seiner Erkundungen zu überbringen.

Er hatte sich den Großteil seiner Beobachtungen unterwegs eingeprägt und nur das Nötigste niedergeschrieben. Diese Notizen befanden sich codiert in einem kleinen Bändchen des Neuen Testaments, das ihm seine Großmutter geschenkt hatte. Er hatte es in der Tasche seines Zivilrocks auf Staten Island zurückgelassen. Jetzt, da er unbeschadet an den Busen der Armee zurückgekehrt war, sollte er seine Beobachtungen vielleicht in förmlichen Berichten aufschreiben? Er könnte ...

Irgendetwas ließ ihn in den Steigbügeln aufstehen, gerade rechtzeitig, um das Aufblitzen und dann den Knall von Musketenfeuer aus dem Wald zu seiner Linken mitzubekommen.

»Halt!«, rief er, als er sah, dass seine Männer begannen, ihre Waffen anzulegen. »Wartet!«

Die Entfernung war zu groß, und eine andere

Infanteriekolonnen befand sich näher am Wald. Diese nahm nun Gefechtsstellung ein und feuerte eine Salve in den Wald; die erste Reihe kniete am Boden, und die zweite feuerte über ihre Köpfe hinweg. Das Feuer wurde aus dem Wald erwidert; er sah einen oder zwei Männer fallen, andere stolperten, doch die Gefechtslinie schloss sich wieder.

Noch zwei weitere Salven erfolgten, das Aufblitzen des gegnerischen Feuers, jedoch sporadischer - aus dem Augenwinkel sah er eine Bewegung, und als er im Sattel herumfuhr, sah er auf der anderen Seite der Baumgruppe eine Gruppe von Männern in Jagdhemden auf der Flucht.

Die Kompanie vor ihm entdeckte sie ebenfalls. Ein Ausruf ihres Sergeanten, und sie pflanzten ihre Bajonette auf und rannten los, obwohl William klar war, dass sie die Flüchtenden niemals erwischen würden.

Der Vormarsch der Armee wurde den ganzen Nachmittag von ähnlichen, unvorhersehbaren Scharmützeln begleitet. Die Gefallenen wurden aufgelesen und nach hinten getragen, doch es waren nicht viele. Einmal wurde auf eine von Williams Kompanien gefeuert, und er kam sich vor wie ein Gott, als er den Befehl zum Angriff gab und sie wie wütende Hornissen in den Wald strömten. Es gelang ihnen, einen der Rebellen zu töten, und sie zerrten seine Leiche auf die Ebene hinaus. Der Korporal schlug vor, sie zur Abschreckung an einen Baum zu hängen, doch William untersagte dies ausdrücklich als nicht ehrenhaft und ließ sie den Mann am Waldrand ablegen, wo ihn seine Freunde

finden konnten.

Gegen Abend wurde eine Order von General Clinton entlang der Marschlinie weitergereicht. Sie würden nicht anhalten, um ein Lager aufzuschlagen. Eine kurze Pause, um etwas Kaltes zu essen, dann weiter.

Es gab überraschtes Gemurmel in den Reihen, doch niemand murrte. Sie waren hier, um zu kämpfen, und der Marsch wurde mit verschärfter Eile fortgesetzt.

Es regnete sporadisch, und die Überfälle versiegten gemeinsam mit dem gedämpften Licht. Es war nicht kalt, und obwohl seine Kleider zunehmend nasser wurden, waren William die Kühle und Feuchtigkeit lieber als die drückende Schwüle des vergangenen Tages. Wenigstens dämpfte der Regen die Laune seines Pferdes, und das war gut so; es war ein nervöses, schreckhaftes Geschöpf, und er war sich gar nicht mehr so sicher, ob Hauptmann Griswold es ihm wirklich aus Freundlichkeit geliehen hatte. Doch durch den anstrengenden Tag ermüdet, scheute der Wallach nicht länger vor im Wind wehenden Ästen, und statt an den Zügeln zu reißen, trottete er mit seitwärts hängenden Ohren resigniert vor sich hin.

Während der ersten paar Stunden war es nicht sonderlich schlimm. Nach Mitternacht jedoch begannen die Männer, die Anstrengung des Marsches und der Schlaflosigkeit zu spüren. Soldaten begannen zu stolpern und fielen zurück, und die gähnende Dunkelheit und der Kraftakt, der sie noch von der Dämmerung trennte, legten sich schwer auf ihre Gemüter.

William rief den Gefreiten Perkins zu sich. Der pausbäckige Soldat tauchte gähmend und blinzeln neben ihm auf und legte im Gehen die Hand auf seinen Steigbügelriemen, während William ihm erklärte, was er wollte.

»Singen?«, sagte er skeptisch. »Tja, das kann ich wohl, Sir. Aber nichts als Kirchenlieder.«

»Nicht ganz das, was mir vorschwebte«, sagte William trocken. »Geht und fragt Sergeant ... Millikin heißt er, nicht wahr? Der Ire? Was immer ihm gefällt, solange es nur laut und fröhlich ist.« Sie versuchten schließlich nicht, ihre Anwesenheit verborgen zu halten; die Amerikaner wussten genau, wo sie waren.

»Ja, Sir«, sagte Perkins nach wie vor skeptisch. Er ließ den Steigbügel los und verschwand in der Nacht. William ritt einige Minuten weiter, dann hörte er, wie Patrick Millikin mit ziemlich lauter irischer Stimme ein ziemlich unflätiges Lied begann. Gelächter breitete sich unter den Männern aus, und als er den ersten Refrain erreichte, hatten die Ersten von ihnen eingestimmt. Zwei Strophen weiter grölten sie alle fröhlich drauflos, William eingeschlossen.

Das konnten sie natürlich nicht stundenlang durchhalten, während sie mit vollem Gepäck im Eilschritt marschierten, doch bis sie das Repertoire ihrer Lieblingslieder erschöpft hatten und allmählich atemlos wurden, waren sie alle wieder wach und zuversichtlich.

Kurz vor der Morgendämmerung roch William die See und den kräftigen Schlammgeruch des Wattenmeers. Die

Männer, die ohnehin schon nass waren, stapften platschend durch eine Reihe kleiner Priele und Gezeitenbäche.

Ein paar Minuten später durchbrach Kanonendonner die Nacht, und die Vögel der Marsch erhoben sich erschrocken kreischend in den lichter werdenden Himmel.

Während der folgenden beiden Tage hatte William nie die geringste Ahnung, wo er sich befand. Hin und wieder tauchten Namen wie »Jamaica Pass«, »Flatbush« und »Gowanus Creek« in den Depeschen und Elnachrichten auf, die in der Armee die Runde machten, doch für ihn hatten sie dieselbe Bedeutung, als ob dort »Jupiter« oder »die Rückseite des Mondes« gestanden hätte.

Endlich bekam er auch Kontinentalsoldaten zu sehen. Ganze Horden, die aus den Marschen geschwärmt kamen. Die ersten Zusammenstöße waren heftig, doch man hielt Williams Kompanien als Ersatz im Hintergrund; nur ein einziges Mal kamen sie nah genug heran, um zu feuern und so eine herannahende Truppe von Amerikanern zurückzuschlagen.

Dennoch befand er sich in einem Zustand ständiger Erregung. Er versuchte, alles auf einmal zu sehen und zu hören, berauscht vom Geruch des Pulverqualms, selbst wenn er beim Donnern der Kanonen erzitterte. Als das Feuer bei Sonnenuntergang eingestellt wurde, aß er etwas Zwieback und Käse, ohne jedoch etwas zu schmecken, und schlief dann vor lauter Erschöpfung kurz ein.

Am späten Nachmittag des zweiten Tages fanden sie

sich in der Nähe eines großen Farmhauses wieder, das die Briten und einige Hessen als Artilleriestation eingenommen hatten; die Kanonenrohre ragten aus den Fenstern der oberen Etage, vom unablässigen Regen glänzend nass.

Nasses Pulver wurde jetzt zum Problem; die Patronen hielten dicht, aber wenn man das Pulver länger als ein paar Minuten in den Ladepfännchen ließ, begann es zu verklumpen und wurde unbrauchbar. Also musste man den Befehl zum Laden bis zum letzten möglichen Moment vor dem Abfeuern hinauszögern; William ertappte sich dabei, dass er mit den Zähnen knirschte, so nervös machte ihn der Zweifel, wann der Befehl zu erteilen war.

Manchmal allerdings gab es nicht den geringsten Zweifel. Unter heiserem Gebrüll kam eine Anzahl Amerikaner an der Vorderseite des Hauses aus dem Wald gestürmt und hielten auf die Türen und Fenster zu. Musketenfeuer der Soldaten im Inneren erwischte einige von ihnen, doch einige schafften es auch bis zum Haus, wo sie anfangen, in die Fenster hineinzuklettern. William nahm automatisch die Zügel auf und ritt so weit nach rechts, dass er die Rückseite des Hauses sehen konnte. Und richtig, auch dort war bereits eine größere Gruppe zugange, und einige kletterten am Efeu hoch, der die Rückseite des Hauses bedeckte.

»Dorthin!«, brüllte er, während er sein Pferd wendete und seine Pike schwenkte. »Olson, Jeffries, die Rückseite! Ladet und feuert, sobald Ihr in Schussweite seid!«

Zwei seiner Kompanien rannten los und rissen dabei mit den Zähnen die Enden ihrer Patronen auf, doch ein Trupp grün berockter Hessen war vor ihnen da. Sie packten die Amerikaner an den Beinen und zerrten sie aus dem Efeu, um sie am Boden zu erschlagen.

Er wendete sein Pferd und hastete in die andere Richtung, um zu sehen, was vor dem Haus passierte. Er kam gerade rechtzeitig, um mitzubekommen, wie ein britischer Kanonier aus einem der oberen Fenster flog. Der Mann landete mit abgeknicktem Bein am Boden und blieb schreiend liegen. Einer der Männer an Williams Seite rannte los und packte den Mann bei den Schultern, wurde aber von einem Schuss aus dem Haus getroffen. Er sackte zusammen und fiel, und sein Hut rollte in die Büsche davon.

Sie verbrachten den Rest des Tages bei dem steinernen Farmhaus; viermal wagten die Amerikaner einen Vorstoß - zweimal gelang es ihnen, die Hausinsassen zu überwältigen und für kurze Zeit die Kanonen an sich zu bringen, doch jedes Mal wurden sie von einer frischen Welle britischer Soldaten überrannt und vertrieben oder getötet. William kam zu keinem Zeitpunkt mehr als etwa zweihundert Meter an das Haus heran, schaffte es aber einmal, sich mit einer seiner Kompanien einem Ansturm verzweifelter Amerikaner in den Weg zu stellen, die sich als Indianer verkleidet hatten und grausiges Geheul ausstießen. Einer von ihnen hob ein langes Gewehr und feuerte direkt auf ihn, verfehlte ihn aber. Er zog sein Schwert, um den Mann niederzureiten, doch ein Schuss

von irgendwo traf den Mann, und er rollte einen kleinen Hügel hinunter.

William trieb sein Pferd näher heran, um zu sehen, ob der Mann tot war oder nicht - die Kameraden des Mannes waren bereits hinter das Haus geflohen, verfolgt von den Briten. Der Wallach wollte jedoch nichts davon wissen; er war zwar an Musketenfeuer gewöhnt, doch die Artillerie machte ihm Angst, und da genau in diesem Moment zufällig Kanonendonner ertönte, legte er die Ohren an und schoss davon.

William hatte das Schwert noch in der Hand und hielt die Zügel lose in der anderen; durch den plötzlichen Ruck geriet er aus dem Gleichgewicht. Das Pferd machte einen Satz nach links, sodass er den rechten Steigbügel verlor, und warf ihn ab. Er konnte sich gerade noch darauf besinnen, im Fallen sein Schwert loszulassen, und landete rollend auf seiner Schulter.

Während er seinem Schöpfer dankte, dass er nicht mit dem linken Fuß im Steigbügel hängen geblieben war, und gleichzeitig sein Pferd verfluchte, rappelte er sich mit Gras und Schlamm verschmiert auf alle viere hoch, und das Herz schlug ihm bis zum Hals.

Die Kanonen im Haus waren verstummt; die Amerikaner mussten erneut eingedrungen sein und einen Nahkampf mit der Kanonenbemannung führen. William spuckte Dreck und begann sich vorsichtig zurückzuziehen; er glaubte, in Schussweite der oberen Fenster zu sein.

Zu seiner Linken fiel sein Blick jedoch auf den

Amerikaner, der versucht hatte, auf ihn zu schießen, und der immer noch im nassen Gras lag. Mit einem argwöhnischen Blick zum Haus kroch er zu dem Mann hinüber, der reglos auf dem Bauch lag. Er hätte nicht sagen können, warum, doch er wollte das Gesicht des Mannes sehen. Er kniete sich hin und fasste den Mann an beiden Schultern, um ihn umzudrehen.

Der Mann war eindeutig tot, in den Kopf geschossen. Mund und Augen hingen halb offen, und sein Körper fühlte sich seltsam an, sehr schwer und sehr schlaff. Er trug eine Art Milizuniform; William sah die Holzknöpfe, in die man die Buchstaben »PUT« eingearbeitet hatte. Das bedeutete irgendetwas, doch sein benommener Verstand kam nicht darauf, was es war. Nachdem er den Mann sanft wieder ins Gras gelegt hatte, erhob er sich und ging sein Schwert holen. Seine Knie fühlten sich merkwürdig an. Weich.

Auf halbem Weg zu der Stelle, an der sein Schwert lag, hielt er inne, machte kehrt und kam zurück. Er kniete sich hin und schloss dem Toten die Augen, um sie vor dem Regen zu schützen.

IN DIESER NACHT SCHLUGEN SIE EIN LAGER AUF, ZUR FREUDE DER MÄNNER. ES wurden Feldküchen angelegt, die Küchenwagen wurden herangefahren, und der Geruch von gebratenem Fleisch und frischem Brot erhob sich in der feuchten Luft. William hatte sich gerade zum Essen niedergesetzt, als Perkins, dieser

Unglücksbote, entschuldigend mit einer Nachricht bei ihm auftauchte: er solle sich umgehend in General Howes Feldhauptquartier melden. William schnappte sich etwas Brot und ein Stück dampfenden Schweinebraten, den er in das Brot steckte, und machte sich kauend auf den Weg.

Er traf die drei Generäle und all ihre Stabsoffiziere bei einer Besprechung der Ergebnisse des Tages an. Die Generäle saßen an einem kleinen Tisch, auf dem sich Depeschen und hastig gezeichnete Landkarten türmten. William nahm seinen Platz unter den Stabsoffizieren ein und stellte sich respektvoll im Hintergrund an die Wand des großen Zelt.

Sir Henry drängte darauf, die Brooklyn Heights anzugreifen, sobald es Morgen wurde.

»Wir könnten sie leicht vertreiben«, sagte Clinton und wies mit einer Handbewegung auf die Depeschen. »Sie haben die Hälfte ihrer Männer verloren, wenn nicht mehr - und es waren ja ohnehin nicht sehr viele.«

»Nicht so leicht«, sagte Mylord Cornwallis und spitzte die fetten Lippen. »Ihr habt sie doch kämpfen sehen. Ja, wir könnten sie von hier vertreiben - doch das hätte seinen Preis. Was sagt Ihr, Sir?«, wandte er sich ehrerbietig an Howe.

Howes Lippen waren fast vollständig unsichtbar, und nur eine weiße Linie markierte ihre einstmalige Existenz.

»Noch einen Sieg wie den letzten kann ich mir nicht leisten«, entfuhr es ihm. »Selbst wenn ich es könnte, will ich

es nicht.« Sein Blick wanderte vom Tisch über die rangniedrigeren Offiziere hinweg, die an der Wand standen. »Ich habe auf diesem Hügel in Bosten meinen Stab bis auf den letzten Mann verloren«, sagte er, ruhiger jetzt. »Bis auf den letzten Mann.« Sein Blick fiel auf William, den jüngsten der anwesenden Offiziere, und er schüttelte den Kopf, wie an sich selbst gerichtet, und wandte sich wieder an Sir Henry.

»Stellt die Kämpfe ein«, sagte er.

Das missfiel Sir Henry sichtlich, doch er nickte nur.

»Sollen wir ihnen Bedingungen für ihre Kapitulation anbieten?«

»Nein«, sagte Howe kurz angebunden. »Wie Ihr schon gesagt habt, haben sie fast die Hälfte ihrer Männer verloren. Nur ein Wahnsinniger würde ohne guten Grund weiterkämpfen. Sie - Ihr, Sir. Wolltet Ihr etwas anmerken?«

Erschrocken stellte William fest, dass Howe diese Bemerkung an ihn richtete; die runden Augen des Generals bohrten sich in seine Brust wie Schrotkugeln.

»Ich -«, begann er, doch dann fing er sich und richtete sich auf. »Ja, Sir. Es ist General Putnam, der sie befiehlt. Dort am Bach. Er ist ... vielleicht kein Verrückter, Sir«, fügte er vorsichtig hinzu, »doch er steht in dem Ruf, ein sehr sturer Mensch zu sein.«

Howe hielt inne und kniff die Augen zusammen.

»Ein sturer Mensch«, wiederholte er. »Ja. Das kann man wohl sagen.«

»Er war doch einer der Kommandeure am Breed's Hill, nicht wahr?«, wandte Lord Cornwallis ein. »Da sind die Amerikaner gerannt wie der Wind.«

»Ja, aber -« William erstarrte, wie gelähmt unter den vereinten Blicken der drei Generäle. Howe wies ihn ungeduldig an fortzufahren.

»Bei allem Respekt, Mylord«, sagte er und war froh, dass seine Stimme nicht zitterte, »ich ... habe gehört, dass die Amerikaner in Boston erst geflüchtet sind, als sie jedes Körnchen Munition aufgebraucht hatten. Davon kann hier keine Rede sein. Und was General Putnam betrifft - am Breed's Hill hatte er nichts im Rücken.«

»Und Ihr glaubt, das hat er jetzt.« Es war keine Frage.

»Ja, Sir.« William gab sich Mühe, den Depeschenstapel auf Sir Williams Tisch nicht allzu vielsagend anzusehen. »Ich bin mir sicher, Sir. Ich glaube, dass sich fast die gesamte Kontinentalarmee auf der Insel befindet, Sir.« Er versuchte, es nicht wie eine Frage klingen zu lassen; er hatte es am Vortag im Vorübergehen von einem Major gehört, doch es war ja möglich, dass es nicht stimmte. »Wenn Putnam hier das Kommando hat -«

»Woher wisst Ihr denn, dass es Putnam ist, Leutnant?«, unterbrach Clinton und musterte William misstrauisch.

»Ich komme gerade von einer - einer Kundschaftermission, Sir, die mich durch Connecticut geführt hat. Ich habe dort mehrfach gehört, dass man dabei war, eine Miliz als Verstärkung für General Putnam zu

bilden, der in der Nähe von New York zu Washingtons Truppen stoßen sollte. Und heute Nachmittag habe ich an der Uniform eines toten Rebellen am Bach einen Knopf gesehen, Sir, in den ›PUT‹ eingeschnitzt war. So nennen sie ihn, Sir - General Putnam. Den alten Put.«

General Howe richtete sich auf, bevor Clinton oder Cornwallis weitere Zwischenbemerkungen machen konnten.

»Ein sturer Mensch«, wiederholte er. »Nun, vielleicht ist er das. Dennoch ... stellt die Kämpfe ein. Seine Lage ist unhaltbar, und das muss er auch wissen. Gebt ihm die Chance, darüber nachzudenken - sich mit Washington zu beraten, wenn er möchte. Washington ist ja vielleicht ein vernünftigerer Kommandeur. Und wenn die Möglichkeit besteht, die Kapitulation der gesamten Kontinentalarmee zu bewirken, ohne dass weiteres Blut vergossen wird ... Ich glaube, es ist das Risiko wert, meine Herren. Aber wir werden ihnen nicht anbieten, ihre Bedingungen zu nennen.«

Was bedeutete, dass es auf eine bedingungslose Kapitulation hinauslief, wenn die Amerikaner vernünftig waren. Und wenn nicht? William hatte Erzählungen über den Kampf am Breed's Hill gehört - natürlich aus amerikanischen Mündern, sodass er sie mit großer Vorsicht genoss, doch diesen Erzählungen nach hatten die Rebellen dort die Nägel aus den Befestigungszäunen, ja, sogar aus ihren Schuhabsätzen gezogen und damit auf die Briten gefeuert, als ihnen die Munition ausging. Den Rückzug hatten sie erst angetreten, als sie mit Steinen

werfen mussten.

»Aber wenn Putnam auf Verstärkung durch Washington wartet, wird er einfach abwarten«, sagte Clinton stirnrunzelnd. »Wäre es nicht besser, wenn wir ...«

»Das ist es nicht, was er gemeint hat«, unterbrach Howe. »Nicht wahr, Ellesmere? Als Ihr gesagt habt, am Breed's Hill hatte er nichts im Rücken?«

»Nein, Sir«, sagte William dankbar. »Ich habe gemeint ... dass er etwas beschützen muss. In seinem Rücken. Ich glaube nicht, dass er darauf wartet, dass ihm der Rest der Armee zu Hilfe kommt.«

Bei diesen Worten fuhren Lord Cornwallis' geschwungene Augenbrauen in die Höhe. Clinton sah William mit finsterner Miene an, und zu spät fiel diesem ein, dass Clinton der Feldkommandeur beim Pyrrhussieg von Breed's Hill gewesen war und Israel Putnam wahrscheinlich ein heikles Thema für ihn war.

»Und warum hören wir hier auf den Rat eines Jungen, der noch feucht hinter den ... Habt Ihr eigentlich selbst schon einmal gekämpft, Sir?«, wollte er von William spontan wissen, und dieser wurde puterrot.

»Gestern, Sir. Und ich würde jetzt gerade kämpfen, Sir«, sagte er, »wenn man mich hier nicht aufhalten würde.«

Lord Cornwallis lachte, und über Howes Gesicht huschte ein Lächeln.

»Wir sorgen schon noch dafür, dass Ihr eine ordentliche Feuertaufe bekommt, Leutnant«, sagte er trocken. »Aber

nicht heute. Hauptmann Ramsay?« Er winkte einem der ranghöheren Stabsoffiziere, einem kurz gewachsenen Mann mit sehr geraden Schultern, der vortrat und salutierte. »Nehmt Ellesmere mit und lasst Euch von ihm sagen, was er auf seinem Kundschafterritt herausgefunden hat. Teilt mir alles mit, was Euch von Interesse zu sein scheint. Unterdessen« - er wandte sich wieder an seine beiden Generäle -, »stellt bis auf Weiteres sämtliche Feindseligkeiten ein.«

MEHR HÖRTE WILLIAM NICHT VON DEN ÜBERLEGUNGEN DER GENERÄLE, DA Hauptmann Ramsay ihn unter seine Fittiche nahm.

Hatte er sich zu weit vorgewagt?, fragte er sich. Natürlich *hatte* ihm General Howe eine direkte Frage gestellt; er hatte antworten müssen. Aber die Erfahrung eines armseligen Monats als Kundschafter gegen das geballte Wissen so vieler erfahrener ranghoher Offiziere anzuführen ...

Er sprach Hauptmann Ramsay - der von der stillen, aber freundlichen Sorte zu sein schien - auf seine Zweifel an.

»Oh, Ihr hattet keine andere Wahl, als den Mund aufzutun«, versicherte ihm Ramsay. »Nur ...«

William wich einem Haufen Maultieräpfel aus, um mit Ramsay Schritt zu halten.

»Nur?«

Ramsay ging zunächst schweigend durch die ordentlichen Korridore der Leinwandzelte voraus und winkte nur hin und wieder den Männern an einem Feuer, die ihm etwas zuriefen.

Dann erreichten sie Ramsays Zelt, und er hielt William den Eingang offen und winkte ihn hinein.

»Schon mal von einer Dame namens Cassandra gehört?«, sagte Ramsay schließlich. »Irgend so eine Griechin, glaube ich. Nicht besonders beliebt.«

NACH DERANSTRENGUNG SCHLIEF DIE ARMEE TIEF UND FEST, UND WILLIAM tat es ihr gleich.

»Euer Tee, Sir?«

Er blinzelte verwirrt, denn er war immer noch in seinen Träumen gefangen, in denen er Hand in Hand mit einem Orang-Utan durch den Privatzoo des Herzogs von Devonshire spazierte. Doch es war das runde, dienstbeflissene Gesicht des Gefreiten Perkins, nicht das des Orang-Utans, das ihm entgegenblickte.

»Was?«, sagte er verständnislos. Perkins schien in einer Art Dunstschleier zu schwimmen, der jedoch auch durch Blinzeln nicht verschwand, und als er sich aufsetzte, um die dampfende Tasse entgegenzunehmen, stellte er fest, dass dies daran lag, dass die Luft von dichtem Nebel erfüllt war.

Alle Klänge waren gedämpft; zwar waren die üblichen Geräusche eines erwachenden Feldlagers zu hören, doch

sie klangen leise und wie von fern. Als er ein paar Minuten später den Kopf aus dem Zelt steckte, war es daher keine Überraschung, das Gelände in eine Nebelbank gehüllt zu sehen, die aus den Marschen aufgestiegen war.

Es spielte keine große Rolle. Die Armee plante ja keinerlei Bewegungen. Eine Depesche aus Howes Hauptquartier hatte offiziell die Einstellung der Feindseligkeiten angeordnet; es gab nichts zu tun als darauf zu warten, dass die Amerikaner zur Vernunft kamen und sich ergaben.

Die Armee räkelte sich gähmend und suchte Ablenkung. William spielte gerade angeregt mit den Korporälen Yarnell und Jeffries Karten, als Perkins erneut atemlos angerannt kam.

»Oberst Spencer lässt sich empfehlen, Sir, und Ihr sollt Euch bei General Clinton melden.«

»Ja? Warum denn?«, wollte William wissen. Perkins' Miene war verblüfft; er war nicht auf die Idee gekommen, den Boten zu fragen, warum.

»Es ist ... Ich vermute, er will Euch sehen«, sagte er, allzeit hilfsbereit.

»Danke sehr, Gefreiter Perkins«, sagte William voller Sarkasmus, den Perkins jedoch nicht registrierte, denn sein Gesicht strahlte erleichtert, und er zog sich zurück, ohne entlassen worden zu sein.

»Perkins!«, bellte er, und der Gefreite drehte sich aufgeschreckt um. »Welche Richtung?«

»Was? Äh ... was, Sir, meine ich?«

»In welcher Richtung liegt General Clintons Hauptquartier?«, fragte William betont geduldig.

»Oh! Der Husar ... Er kam von ...« Perkins runzelte konzentriert die Stirn und drehte sich langsam um sich selbst wie ein Wetterhahn. »Dort!« Er streckte den Arm aus. »Ich konnte den kleinen Hügel hinter ihm sehen.« Am Boden war der Nebel immer noch dicht, doch hier und dort sah man jetzt die Kuppen der Hügel und die Wipfel der hohen Bäume, und William konnte den kleinen Hügel, den Perkins meinte, ohne Schwierigkeiten sehen; er hatte einen merkwürdigen, klobigen Umriss.

»Danke, Perkins. Ihr könnt gehen«, fügte er rasch hinzu, bevor sich Perkins noch einmal ungefragt davonmachen konnte. Er sah zu, wie der Gefreite in der wabernden Masse aus Nebel und Menschen verschwand, dann schüttelte er den Kopf und machte sich auf, um Korporal Evans das Kommando zu übertragen.

Dem Wallach gefiel der Nebel gar nicht. William gefiel er ebenfalls nicht. Bei Nebel fühlte er sich beklommen, als ob ihm jemand in den Nacken hauchte.

Doch dies war Seenebel; dicht, feucht und kalt, aber nicht drückend. Er wurde abwechselnd dichter und dünner, als wäre er in ständiger Bewegung. William konnte nur ein paar Meter weit sehen, und den Umriss des Hügel, auf den Perkins gezeigt hatte, konnte er gerade noch ausmachen, obwohl die Kuppe immer wieder verschwand und dann erneut auftauchte wie eine Fata Morgana aus

einem Märchen.

Was mochte Sir Henry wohl von ihm wollen?, fragte er sich. Und hatte man nur ihn rufen lassen, oder war dies eine Zusammenkunft, bei der es darum ging, den Feldoffizieren eine Strategieänderung mitzuteilen.

Vielleicht hatten sich Putnams Männer ja ergeben. Besser wäre es mit Sicherheit für sie; unter den gegebenen Umständen konnten sie nicht auf einen Sieg hoffen, das musste ihnen klar sein.

Doch wahrscheinlich musste sich Putnam erst mit Washington beraten. Während des Kampfes um das alte Farmhaus hatte William in einiger Entfernung eine kleine Reitergruppe auf einem Hügelkamm gesehen, über denen eine Flagge flatterte, die er nicht kannte; damals hatte jemand darauf gezeigt und gesagt: »Da, das ist er, Washington. Eine Schande, dass wir keinen Vierundzwanzigpfünder hier haben - das würde ihn lehren, hier Maulaffen feilzuhalten!« Und der Mann hatte gelacht.

Die Vernunft sagte ihm, dass sie kapitulieren würden. Doch gleichzeitig verspürte er ein dumpfes Gefühl, das nichts mit dem Nebel zu tun hatte. Unterwegs hatte er einen Monat lang die Gelegenheit gehabt, vielen Amerikanern zuzuhören. Den meisten von ihnen war selbst beklommen zumute, denn sie wollten keinen Konflikt mit England, und vor allen Dingen wollten sie nicht in die Nähe von Kampfhandlungen geraten - eine sehr vernünftige Einstellung. Doch diejenigen von ihnen, die sich bewusst für die Revolte entschieden hatten, waren wirklich sehr

entschlossen.

Vielleicht hatte Ramsay ja etwas von diesen Beobachtungen an die Generäle weitergegeben; er hatte sich zwar nicht sehr beeindruckt von Williams Erkenntnissen gezeigt, von seinen Meinungsäußerungen ganz zu schweigen, aber vielleicht ...

Das Pferd stolperte, und er schwankte im Sattel und riss dabei unabsichtlich an den Zügeln. Das Pferd fuhr verärgert mit dem Kopf herum und biss nach ihm. Große Zähne schabten über seinen Stiefel.

»Mistvieh!« Er schlug dem Pferd die Zügelenden über die Nase und zog ihm den Kopf mit Gewalt so weit herum, bis er dessen verdrehte Augen und hochgezogene Lippe fast auf dem Schoß hatte. Nachdem er sich auf diese Weise durchgesetzt hatte, verringerte er allmählich den Druck. Das Pferd schnaubte und schüttelte heftig seine Mähne, setzte seinen Weg aber ohne weiteren Protest fort.

Er hatte den Eindruck, schon geraume Zeit unterwegs zu sein. Doch die Zeit trog in diesem Nebel genauso wie die Entfernung. Er hob den Blick zu dem Hügel empor, der sein Ziel war, musste aber feststellen, dass dieser verschwunden war. Nun, der Hügel würde zweifelsohne wieder auftauchen.

Nur dass dies nicht geschah.

Nebel umwaberte ihn nach wie vor, und er hörte die Feuchtigkeit von den Blättern der Bäume tropfen, die ihm plötzlich aus dem Nebel entgegenzukommen schienen, um

sich dann genauso plötzlich wieder zurückzuziehen. Doch der Hügel blieb hartnäckig unsichtbar.

Ihm fiel auf, dass er schon seit einiger Zeit keine Menschenstimmen mehr gehört hatte.

Die er aber hätte hören sollen.

Auf dem richtigen Weg zu Clintons Hauptquartier hätte er nicht nur die normalen Geräusche des Feldlagers hören sollen, sondern ebenfalls an Menschen, Pferden, Lagerfeuern, Wagen und Zelten vorbeikommen sollen.

In seiner Nähe war jedoch kein Geräusch zu hören außer rauschendem Wasser. Er hatte einen Bogen um das verdamnte Feldlager geschlagen.

»Verdammt, Perkins«, murmelte er vor sich hin.

Er blieb kurz stehen, um die Ladung seiner Pistole zu überprüfen. Er hielt die Nase an das Pulver in seinem Ladepfännchen; es roch anders, wenn Feuchtigkeit hineinkroch. Es war noch gut, dachte er; es roch scharf und beißend, nicht nach dem fauligen Eiergeruch des Schwefels, den feuchtes Pulver an sich hatte.

Er behielt die Pistole in der Hand, obwohl er bis jetzt nichts Bedrohliches gesehen hatte. Doch der Nebel war so dicht, dass er nur ein paar Meter weit sehen konnte; es konnte jederzeit jemand daraus hervorkommen, und er würde sekundenschnell entscheiden müssen, ob er schoss oder nicht.

Es war still; die Artillerie schwieg; es gab kein unvorhersehbares Musketenfeuer wie am Vortag. Der

Feind war auf dem Rückzug; daran gab es keinen Zweifel. Doch wenn er auf einen verirrtten Kontinentsoldaten stieß, der sich wie er im Nebel verlaufen hatte, sollte er dann schießen? Bei diesem Gedanken wurden ihm die Hände feucht, doch er würde es wohl müssen; der Kontinentsoldat würde ja wahrscheinlich ebenso wenig zögern, auf *ihn* zu schießen, sobald er seine rote Uniform sah.

Für den Fall, dass er von seinen eigenen Truppen angeschossen wurde, bereitete ihm die damit verbundene Erniedrigung größeres Kopfzerbrechen als die eigentliche Todesgefahr, auch wenn ihn dieses Risiko nicht völlig kaltließ.

Der verfluchte Nebel schien noch dichter geworden zu sein. Er sah sich vergeblich nach der Sonne um, um sich wenigstens irgendwie zu orientieren, doch der Himmel war unsichtbar.

Er kämpfte den leisen Anflug der Panik nieder, die ihm über den Rücken kroch. Nun, es befanden sich 34.000 britische Soldaten auf dieser verdamnten Insel; er konnte doch nicht weiter als einen Pistolenschuss von seinem nächsten Landsmann entfernt sein. *Und du brauchst nur in Pistolenschussweite eines einzigen Amerikaners zu geraten*, ermahnte er sich, während er sein Pferd grimmig durch einen Lärchenhain trieb.

In seiner Nähe hörte er es rascheln, und Zweige knackten; der Wald war nicht menschenleer, das stand fest. Doch wer war es?

Die britischen Soldaten würden sich in diesem Nebel nicht bewegen, so viel wusste er. Dieser verfluchte Perkins! Wenn er also eine Bewegung hörte, die nach einer Gruppe von Menschen klang, würde er anhalten und sich versteckt halten. Ansonsten ... konnte er nur hoffen, auf einen Trupp Soldaten zu stoßen oder etwas zu hören, das eindeutig militärischer Natur war - laute Befehle vielleicht ...

Eine Weile ritt er langsam weiter, und schließlich steckte er die Pistole ein, weil ihr Gewicht ihm lästig wurde. Himmel, wie lange war er schon unterwegs? Eine Stunde? Zwei? Sollte er kehrtmachen? Doch er hatte ja keine Ahnung, was »kehrt« war - es war gut möglich, dass er im Kreis ritt; das Gelände sah überall gleich aus, ein graues Einerlei aus Bäumen, Felsen und Gras. Gestern war er jede Minute bis aufs Äußerste angespannt gewesen, bereit für den Angriff. Heute hatte seine Kampfbegeisterung bedeutend nachgelassen.

Jemand verstellte ihm den Weg, und das Pferd stieg. Beides geschah so abrupt, dass William nur einen extrem vagen Eindruck von dem Mann bekam. Er sah jedoch genug, um zu begreifen, dass der Mann keine britische Uniform trug, und er hätte seine Pistole herausgerissen, wenn er nicht beide Hände dazu gebraucht hätte, das Pferd wieder in den Griff zu bekommen.

Das Pferd, das seiner Hysterie jetzt freien Lauf ließ, bockte wie verrückt im Kreis, und jeder Aufprall ging William durch Mark und Bein. Das Grau und Grün seiner Umgebung umkreiste ihn verschwommen, doch er war sich

undeutlich bewusst, dass er Stimmen hörte, die entweder verächtlich oder anfeuernd grölten.

Nach einer Weile, die ihm vorkam wie eine Ewigkeit, in Wirklichkeit aber wohl nicht länger als eine halbe Minute dauerte, gelang es William, das verflixte Tier zum Stehen zu bringen, auch wenn es unverändert prustete und keuchte und mit dem Kopf schlug, sodass man das feucht glänzende Weiße seiner Augen sah.

»Du verfluchtes Stück Hundefutter!«, sagte William zu dem Pferd und zog den Kopf des Tiers zu sich herum. Der Atem des Pferdes drang feucht und heiß durch das Leder seiner Reithose, und seine Flanken bebten unter ihm.

»Nicht das gutmütigste Pferd, das ich je gesehen habe«, pflichtete ihm eine Stimme bei, und eine Hand griff ihm ins Zaumzeug. »Dafür sieht es aber gesund aus.«

Eine Sekunde lang fiel Williams Blick auf einen unteretzten Mann in Jagdkleidung - dann packte ihn jemand von hinten um die Taille und zerrte ihn vom Pferd.

Er landete so hart auf dem Rücken, dass ihm der Atem verging, doch er versuchte tapfer, an seine Pistole zu gelangen. Ein Knie drückte sich auf seine Brust, und eine große Hand entrang ihm die Pistole. Ein bärtiges Gesicht grinste auf ihn herunter.

»Das ist aber nicht sehr freundlich«, sagte der Mann tadelnd. »Dachte, ihr seid alle so zivilisiert, ihr Briten.«

»Lass ihn nur aufstehen, Harry. Wenn er dich in die Finger bekommt, zivilisiert er dich garantiert.« Das war ein

anderer Mann von kleinerem, leichterem Körperbau mit der sanften, gebildeten Stimme eines Schulmeisters. Er lugte jetzt über die Schulter des Mannes hinweg, der auf Williams Brust kniete. »Du könntest ihn aber ruhig atmen lassen.«

Der Druck auf Williams Brust ließ nach, und ein Lufthauch drang ihm in die Lunge. Dieser verging ihm jedoch augenblicklich wieder, weil ihn der Mann, der ihn festgehalten hatte, in den Magen boxte. Hände begannen, seine Taschen zu durchwühlen, und seine Halsberge wurde ihm über den Kopf gezerrt und kratzte ihn schmerzhaft an der Nase. Ein Arm legte sich um ihn und öffnete ihm die Gürtelschnalle. Angesichts der Ausrüstungsgegenstände an Williams Gürtel stieß der Mann einen freudigen Pfiff aus.

»Sehr schön«, sagte der zweite Mann beifällig. Er blickte auf William hinunter, der jetzt am Boden lag und nach Luft schnappte wie ein Fisch an Land. »Ich danke Euch, Sir; wir sind Euch sehr verbunden. Fertig, Allan?«, rief er und wandte sich an den Mann, der das Pferd festhielt.

»Aye, ich hab's«, sagte eine näselnde schottische Stimme. »Gehen wir!«

Die Männer entfernten sich, und im ersten Moment dachte William, sie wären gegangen. Dann packte ihn eine fleischige Hand an der Schulter und drehte ihn um. Mit purer Willenskraft rappelte er sich auf die Knie hoch, und die Hand ergriff seinen Pferdeschwanz und zerrte ihm den Kopf nach hinten, bis seine Kehle bloß lag. William sah ein Messer aufglänzen, und der Mann grinste breit, doch er

hatte weder Zeit für Gebete noch für Flüche.

Das Messer sauste nieder, und er spürte einen Ruck am Hinterkopf, der ihm das Wasser in die Augen trieb. Der Mann grunzte misshütig und hackte noch zweimal zu, bis sich seine Schaufelhand schließlich triumphierend löste und Williams Pferdeschwanz hochhielt.

»Souvenir«, sagte er grinsend zu William und machte auf dem Absatz kehrt, um seinen Freunden zu folgen. Das Wiehern des Pferdes wehte hämisch durch den Nebel zu William zurück.

ERWÜNSCHTE SICH, ES WÄRE IHM GELUNGEN, WENIGSTENS EINEN VON IHNEN umzubringen. Doch sie hatten ihn einfach überwältigt wie ein Kind, ihn gerupft wie eine Gans und ihn am Boden liegen gelassen wie ein Häufchen Kot! Seine Wut war so überwältigend, dass er stehen bleiben musste, um mit der Faust an einen Baumstamm zu schlagen. Der Schmerz ließ ihn nach Luft schnappen - immer noch außer sich, jetzt aber atemlos.

Er klemmte sich die verletzte Hand zwischen die Oberschenkel und atmete zischend ein und aus, bis der Schmerz nachließ. Zu seiner Wut gesellte sich jetzt der Schock; er fühlte sich orientierungsloser als je zuvor, und ihm war schwindelig. Keuchend fasste er sich mit der gesunden Hand in den Nacken, fühlte den borstigen Stumpf, der alles war, was dort übrig geblieben war - wurde von frischer Wut überwältigt und versetzte dem Baum mit

aller Kraft einen Tritt.

Er humpelte fluchend im Kreis herum, bis er sich schließlich auf einen Felsbrocken sinken ließ und keuchend den Kopf auf die Knie legte.

Allmählich verlangsamte sich seine Atmung, und sein Denkvermögen kehrte zurück.

Also schön. Er irrte nach wie vor durch die Wildnis von Long Island, nur, dass er jetzt kein Pferd, kein Essen und keine Waffen mehr hatte. Und keine Haare mehr. Bei *diesem* Gedanken fuhr er kerzengerade hoch. Er ballte die Fäuste und kämpfte seine Rage nur mit Schwierigkeiten nieder. Nun gut. Er hatte jetzt keine Zeit, sich aufzuregen. Falls ihm Harry, Allan oder der kleine Mann mit der gepflegten Ausdrucksweise je wieder unter die Augen kamen - nun, dafür war Zeit genug, wenn es so weit war.

Jetzt war das Wichtigste, einen Teil der Armee ausfindig zu machen. Sein Impuls war es, auf der Stelle zu desertieren, nach Frankreich zu segeln und niemals zurückzukehren, sodass man in der Armee vermuten würde, dass er umgekommen war. Doch das kam aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht in Frage, nicht zuletzt seines Vaters wegen - dem es wahrscheinlich lieber *war*, wenn er umkam, als wenn er sich feige davonmachte.

Es half alles nicht. Resigniert erhob er sich und gab sich Mühe, dankbar zu sein, dass ihm die Banditen zumindest seinen Rock gelassen hatten. Hier und dort hob sich der Nebel jetzt ein wenig, doch er hing nach wie vor feucht und kalt über dem Boden. Nicht dass ihn das gekümmert hätte;

er kochte ja innerlich.

Er ließ die Augen finster über die verschwommenen Umrisse der Felsen und Bäume schweifen. Sie sahen genauso aus wie all die anderen verfluchten Felsen und Bäume, die ihm im Lauf dieses missratenen Tages unter die Augen gekommen waren.

»Nun gut«, sagte er laut und stieß mit dem Finger in die Luft, während er sich drehte. »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, eine alte Frau kocht Rüben, eine alte Frau kocht Speck ... Ach, verdammt und zugenäht!«

Er setzte sich hinkend in Bewegung. Er hatte keine Ahnung, in welche Richtung er unterwegs war, doch er musste sich bewegen, wenn er nicht platzen wollte.

Eine Weile hielt er sich damit bei Laune, dass er sich die Begegnung von vorhin in seiner Fantasie anders ausmalte. Mit Genugtuung stellte er sich vor, wie er den fetten Kerl namens Harry packte und ihm die Nase blutig quetschte, bevor er ihm den Kopf an einem Felsbrocken zerschlug. Wie er ihm das Messer entrang und den arroganten Mistkerl ausnahm, ihm die Lunge aus dem Leib riss ... Die wilden Germanenstämme nannten es »Blutadler«, wenn sie einem Mann den Rücken aufschlitzten und seine Lunge durch die Schlitze zogen, sodass sie wie Flügel flatterte, während er starb ...

Allmählich wurde er ruhiger, jedoch nur, weil es nicht möglich war, sich eine solche Wut über längere Zeit zu erhalten.

Seinem Fuß ging es besser; seine Fingerknöchel waren zwar aufgeschürft, pochten aber nicht mehr so schmerzhaft, und allmählich erschienen ihm seine Rachefantasien ein wenig absurd.

War es so, wenn man vom Rausch der Schlacht gepackt wurde?, fragte er sich. Drängte es einen Mann dann, nicht nur zu schießen und zu stechen, weil es seine Pflicht war zu töten, sondern weil er *Freude* dabei empfand? So wie ihn das Verlangen nach einer Frau drängte? Und kam er sich hinterher vor wie ein Narr?

Er hatte sich schon öfter Gedanken über das Töten in der Schlacht gemacht. Nicht ständig, aber hin und wieder. Er hatte sich große Mühe gegeben, es sich vorzustellen, als er den Entschluss fasste, in die Armee einzutreten. Und ihm war klar, dass eine solche Tat möglicherweise Bedauern nach sich ziehen würde.

Sein Vater hatte ihm ohne Umschweife und ohne jeden Versuch einer Selbstrechtfertigung von den Umständen erzählt, unter denen er zum ersten Mal einen Menschen getötet hatte. Nicht in der Schlacht, sondern nach einer Schlacht, und aus nächster Nähe. Die Exekution eines Schotten, der verletzt auf dem Feld von Culloden liegen geblieben war.

»Es war unser Befehl«, hatte sein Vater gesagt. »Keine Gnade, das war unsere schriftliche Order, unterzeichnet von Cumberland.« Solange er die Geschichte erzählte, war der Blick seines Vaters auf sein Bücherregal gerichtet gewesen, doch an diesem Punkt hatte er William direkt

angesehen.

»Ein Befehl«, wiederholte er. »Natürlich befolgt man seine Befehle; das muss man. Doch es wird Situationen geben, in denen du keinen Befehl hast oder sich die Lage plötzlich geändert hat. Und es wird Situationen geben - es *wird* Situationen geben, William -, in denen es dir deine Ehre diktiert, einen Befehl zu verweigern. Unter solchen Umständen musst du deinem eigenen Urteilsvermögen folgen und darauf vorbereitet sein, mit den Konsequenzen zu leben.«

William hatte ernst genickt. Er hatte seinem Vater die Papiere seines Offizierspatents zum Durchlesen mitgebracht, denn als sein gesetzlicher Vormund musste Lord John sie unterzeichnen. Doch er war davon ausgegangen, dass dies reine Formsache war; er hatte weder mit einer Beichte noch einer Predigt gerechnet - wenn es das denn war.

»Ich hätte es nicht tun sollen«, hatte sein Vater abrupt gesagt. »Ich hätte ihn nicht erschießen sollen.«

»Aber - eure Befehle -«

»Haben mich eigentlich nicht direkt betroffen. Ich hatte noch kein Offizierspatent; ich hatte meinen Bruder auf dem Feldzug begleitet, aber ich war noch kein Soldat; die Armee hatte keine Autorität über mich. Ich hätte mich weigern sollen.«

»Wenn du das getan hättest, hätte ihn dann nicht jemand anders erschossen?«, fragte William nüchtern.

Sein Vater lächelte, doch es war ein humorloses Lächeln.

»Doch. Aber darum geht es nicht. Und es stimmt, dass mir der Gedanke, dass ich eine andere Wahl haben könnte, gar nicht gekommen ist - aber das *ist* es, worum es geht. Du hast immer eine andere Wahl, William. Vergiss das nicht, ja?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, beugte er sich vor, zog einen Federkiel aus dem blau-weißen Porzellanväschen auf seinem Schreibtisch und öffnete sein Tintenfässchen aus Bergkristall.

»Bist du sicher?«, hatte er gesagt und William ernst angesehen. Als dieser nickte, hatte er schwungvoll unterschrieben. Dann hatte er aufgeblickt und gelächelt.

»Ich bin stolz auf dich, William«, sagte er leise. »Ich werde immer stolz auf dich sein.«

William seufzte. Er zweifelte nicht daran, dass sein Vater ihn immer lieben würde, aber was den Grund zum Stolz anging, so schien er sich auf seiner gegenwärtigen Expedition nicht gerade mit Ruhm zu bekleckern. Er konnte von Glück reden, wenn es ihm gelang, zu seiner Truppe zurückzukehren, bevor jemandem auffiel, wie lange er schon fort war, und Alarm geschlagen wurde. Gott, wie peinlich, sich als erste Amtshandlung zu verlaufen und dann ausrauben zu lassen!

Allerdings war es immer noch besser, als sich als erste Amtshandlung von Banditen umbringen zu lassen.

Vorsichtig bahnte er sich seinen Weg weiter durch den nebelverhangenen Wald. Es lief sich hier nicht schlecht, auch wenn der Boden an einigen Stellen, an denen sich der Regen in Mulden gesammelt hatte, sumpfig war. Einmal hörte er Musketenfeuer knallen und eilte darauf zu, doch es war schon wieder vorüber, bevor er in die Nähe des Schützen kam.

Grimmig stapfte er weiter und fragte sich dabei, wie lange man wohl brauchte, um die ganze verdammte Insel zu Fuß zu überqueren, und wie viel ihm wohl noch zu einer solchen Überquerung fehlte. Der Boden stieg plötzlich an; er ging jetzt bergauf, und der Schweiß lief ihm in Strömen über das Gesicht. Er bildete sich ein, dass der Nebel dünner wurde, je höher er kam, und tatsächlich trat er irgendwann auf einen kleinen Felsvorsprung hinaus, von dem er einen Ausblick auf das Gelände unter sich hatte - das vollständig in wabernden grauen Nebel gehüllt war. Bei diesem Anblick wurde ihm schwindelig, und er musste sich einen Moment mit geschlossenen Augen auf einen Felsen setzen, bevor er weitergehen konnte.

Zweimal hörte er Männer und Pferde, doch irgendetwas stimmte mit diesen Geräuschen nicht; die Stimmen hatten keinen Armeerhythmus, und er wandte sich ab und hielt sich alarmiert in die entgegengesetzte Richtung.

Wieder änderte sich das Gelände unvermittelt und ging in eine Art zwergwüchsigen Wald über, dessen verkrüppelte Bäume auf einem hellen Boden wuchsen, der unter seinen Schuhen knirschte. Dann hörte er Wasser -

Wellen, die gegen einen Strand schlugen. Das Meer! *Gott sei Dank*, dachte er und ging beschleunigten Schrittes darauf zu.

Doch während er auf das Geräusch der Wellen zuhielt, hörte er plötzlich noch andere Geräusche.

Boote. Bootskiele - mehr als einer -, die auf Kies knirschten, ächzende Riemendollen, Wasserplätschern. Und Stimmen. Gedämpfte, aber aufgeregte Stimmen. Tod und Teufel! Er duckte sich unter dem Ast einer Krüppelkiefer hindurch und hoffte auf eine Lücke im Nebel.

Eine abrupte Bewegung ließ ihn mit einem Satz zur Seite fahren, die Hand an der Pistole. Er zog und hätte beinahe geschossen, als er begriff, dass sein Widersacher ein Blaureiher war, der ihn mit seinen gelben Augen giftig anfunkelte, bevor er sich schimpfend in die Lüfte erhob. Keine drei Meter vor ihm erscholl im selben Moment ein Alarmruf im Gebüsch, gleichzeitig mit dem Dröhnen eines Musketenschusses, und der Reiher explodierte direkt über seinem Kopf in einem Regen aus Federn. Er spürte die Blutstropfen des Vogels, viel wärmer als der kalte Schweiß in seinem Gesicht, und setzte sich vor Schreck hin, weil ihm schwarze Flecken vor den Augen tanzten.

Er wagte es nicht, sich zu bewegen, geschweige denn, sich durch einen Ruf bemerkbar zu machen. Aus dem Gebüsch kam Stimmengeflüster, doch es war zu leise, um irgendwelche Worte auszumachen. Aber nach ein paar Minuten hörte er ein verstohlenes Rascheln, das sich allmählich entfernte. So geräuschlos wie möglich ließ er

sich auf alle viere nieder und kroch ein Stück in die andere Richtung, bis er glaubte, gefahrlos aufstehen zu können.

Er hatte immer noch das Gefühl, Stimmen zu hören. Er kroch dichter heran, langsam und mit hämmerndem Herzen. Er roch Tabak und erstarrte.

Doch in seiner Nähe regte sich nichts - er konnte die Stimmen zwar immer noch hören, aber sie waren ein gutes Stück entfernt. Vorsichtig schnupperte er, doch der Geruch war verschwunden; vielleicht ging ja seine Fantasie mit ihm durch. Er bewegte sich weiter auf die Geräusche zu.

Jetzt konnte er sie deutlich hören. Drängende, leise Rufe, klappernde Ruderrollen und platschende Füße in der Dünung. Bewegungen und murmelnde Männerstimmen, die - beinahe - im Rauschen von Wasser und Gras untergingen. Er warf einen letzten verzweifelten Blick zum Himmel, doch die Sonne blieb unsichtbar. Er *musste* sich auf der Westseite der Insel befinden; dessen war er sich sicher. So gut wie sicher. Und wenn er es war ...

Wenn er es war, mussten die Geräusche, die er hörte, die Geräusche der amerikanischen Soldaten sein, die von der Insel nach Manhattan flüchteten.

»Keine. Bewegung.« Das Flüstern hinter ihm erklang exakt im selben Moment, in dem sich der Lauf einer Schusswaffe so fest in seine Nierengegend rammte, dass er auf der Stelle versteinerte. Der Druck ließ eine Sekunde lang nach und kehrte dann mit solcher Wucht zurück, dass ihm das Wasser in die Augen stieg. Er stieß einen Kehl laut aus und krümmte sich, doch ehe er etwas sagen konnte,

hatte jemand mit schwieligen Händen seine Handgelenke gepackt und sie nach hinten gerissen.

»Überflüssig«, sagte die Stimme, tief, rau und mürrisch. »Geh zur Seite, und ich erschieße ihn.«

»Nee, lass das«, sagte eine andere Stimme, genauso tief, aber weniger ärgerlich. »Er ist doch noch ganz grün. Und hübsch isser auch.« Eine der schwieligen Hände streichelte seine Wange, und er zuckte zusammen, doch wer immer es war, hatte ihm die Hände bereits fest zusammengebunden.

»Und wenn du ihn erschießen wolltest, Schwester, hätt'ste das doch längst getan«, fügte die Stimme hinzu. »Dreh dich um, Junge.«

Langsam drehte er sich um und sah, dass er von zwei alten Frauen gefangen genommen worden war, die klein und gedrunken waren wie Trolle. Eine von ihnen, die auch die Waffe hielt, rauchte eine Pfeife; es war ihr Tabak gewesen, den er gerochen hatte. Als sie den Schreck und den Ekel in seinem Gesicht sah, zog sie den Mundwinkel hoch und hielt dabei die Pfeife mit den Stümpfen ihrer braun gefleckten Zähne fest.

»So'n schöner Schein kann auch trügen«, merkte sie an, während sie ihn von Kopf bis Fuß betrachtete. »Trotzdem brauch ich hier meine gute Munition nicht zu verschwenden.«

»Madam«, sagte er. Er sammelte sich und versuchte es auf die charmante Art. »Ich glaube, hier liegt ein

Missverständnis vor. Ich bin Soldat des Königs und -«

Die beiden brachen in Gelächter aus und ächzten wie ein paar rostige Scharniere.

»Darauf wäre ich nie gekommen«, sagte die Frau mit der Pfeife und schmielte ihre schmalen Lippen mit einem Grinsen um den Stiel. »Wir dachten wirklich, du bist das Latrinenkommando!«

»Psst, Söhnchen«, unterbrach ihn ihre Schwester, als er erneut zu sprechen versuchte. »Wir tun dir nichts, solange du schön still hältst und keinen Muckser machst.« Sie betrachtete ihn und begutachtete den Schaden, den er genommen hatte.

»Dich hat's aber übel erwischt, wie?«, sagte sie nicht ohne Mitgefühl, und ohne eine Antwort abzuwarten, schubste sie ihn auf einen Felsen. Dieser war vollständig mit Muscheln und triefendem Tang bewachsen, woraus er schloss, dass er sich dicht am Ufer befand.

Er schwieg. Nicht aus Angst vor den alten Frauen, sondern weil es nichts zu sagen gab.

Er saß da und lauschte auf die Geräusche des Rückzugs. Er hatte keine Ahnung, wie viele Männer daran beteiligt waren, weil er ja nicht wusste, wie lange sie schon zugange waren. Es wurde nichts gesagt, was ihm hätte nützen können; er hörte nur die atemlosen Wortwechsel von Männern bei der Arbeit, das Gemurmel der Wartenden, hier und dort unterdrücktes Gelächter, das von Nervosität kündete.

Der Nebel hob sich vom Wasser. Jetzt konnte er sie sehen - nicht mehr als hundert Meter von ihm entfernt, eine kleine Flotte aus Ruderbooten und hier und da einem Fischerboot, die sich langsam auf einer Wasseroberfläche hin und her bewegte, die so glatt war wie Glas - und eine beständig schrumpfende Menge von Männern am Ufer, deren Hände nicht von ihren Pistolen wichen, während sie sich nervös nach möglichen Verfolgern umsahen.

Wenn sie wüssten, dachte er bitter.

Im Moment machte er sich keine Gedanken um seine Zukunft; die Erniedrigung, als ohnmächtiger Zeuge mit anzusehen, wie die gesamte amerikanische Armee vor seiner Nase entwichte - und die Vorstellung, dass er verpflichtet war, zurückzukehren und General Howe von diesem Ereignis zu berichten -, dies nagte so an ihm, dass es ihm gleichgültig gewesen wäre, wenn die Frauen vorgehabt hätten, ihn zu braten und zu essen.

Er konzentrierte sich so auf die Szene am Strand, dass ihm nicht sogleich der Gedanke kam, dass nicht nur er jetzt die Amerikaner sehen konnte, sondern dass auch er für sie sichtbar wurde. Die Kontinentalssoldaten und Milizionäre waren allerdings so gebannt mit ihrem Rückzug beschäftigt, dass ihn keiner von ihnen bemerkte, bis sich einer von ihnen abwandte, um den höher gelegenen Teil des Strandes nach etwas abzusuchen.

Der Mann erstarrte, warf einen kurzen Blick auf seine ahnungslosen Kameraden und schritt dann zielsicher über den Kies auf ihn zu.

»Was ist denn das, Mutter?«, fragte er. Er trug die Uniform eines Kontinentaloffiziers und war von ähnlichem Körperbau wie die beiden Frauen, wenn auch um einiges größer. Sein Gesicht war zwar nach außen hin ruhig, doch hinter seinen blutunterlaufenen Augen rumorten die Gedanken.

»Wir haben ein bisschen geangelt«, sagte die Frau mit der Pfeife. »Haben dieses rote Fischlein gefangen, aber ich glaube, wir werfen ihn wieder rein.«

»Aye? Vielleicht aber besser erst später.«

William hatte sich beim Auftauchen des Mannes aufrecht hingesetzt und funkelte nun zu ihm hoch, so grimmig er konnte.

Der Mann hob den Blick in den Nebel, der sich hinter William auflöste.

»Gibt es hier noch mehr von deiner Sorte, Junge?«

William schwieg. Der Mann seufzte, holte mit der Faust aus und versetzte ihm einen Hieb in die Magengrube. William krümmte sich, fiel von seinem Felsen und blieb würgend im Sand liegen. Der Mann packte ihn am Kragen und zog ihn hoch, als wäre er leicht wie eine Feder.

»Antworte mir, Junge. Ich habe nicht viel Zeit, und du willst bestimmt nicht, dass ich überstürzt frage.« Sein Tonfall war gelassen, doch er fasste an das Messer in seinem Gürtel.

William wischte sich den Mund an der Schulter ab, so gut es ging, und wandte dem Mann das Gesicht zu. Seine

Augen brannten. *Nun gut*, dachte er und spürte, wie sich eine gewisse Ruhe über ihn legte. *Wenn das der Punkt ist, an dem ich sterbe, sterbe ich wenigstens nicht umsonst.* Dieser Gedanke war beinahe erleichternd.

Die Schwester der Pfeifenraucherin setzte dem Theater jedoch ein Ende, indem sie dem Fragesteller ihre Muskete in die Rippen stieß.

»Wenn es noch mehr gäbe, Schwester, hätte ich sie längst gehört«, sagte sie ein wenig angewidert. »Soldaten sind nun mal nicht leise.«

»Das stimmt«, pflichtete ihr die Raucherin bei und zog die Pfeife aus dem Mund, um auszuspucken. »Der hier hat sich nur verlaufen, das siehst du doch. Und du siehst auch, dass er dir nichts sagen wird.« Sie grinste William vertraulich an, sodass ihr letzter gelber Eckzahn zum Vorschein kam. »Lieber sterben als reden, was, Junge?«

William neigte steif den Kopf, und die Frauen kicherten. Es gab kein anderes Wort dafür, sie *kicherten* über ihn.

»Mach, dass du fortkommst«, sagte die Tante zu dem Mann und wies mit der Hand auf den Strand hinter ihm. »Sonst fahren sie ohne dich.«

Der Mann sah sie nicht an - sein Blick war unverwandt auf William gerichtet. Doch im nächsten Moment nickte er kurz und machte auf dem Absatz kehrt.

William spürte eine der Frauen in seinem Rücken; etwas Scharfes berührte sein Handgelenk, und die Kordel, mit der sie ihn gefesselt hatten, gab nach. Er hätte sich gern die

Handgelenke gerieben, tat es aber nicht.

»Geh, Junge«, sagte die Pfeifenraucherin beinahe sanft. »Bevor dich noch einer sieht und auf dumme Gedanken kommt.«

Er ging.

Ganz oben am Strand blieb er stehen und blickte zurück. Die alten Frauen waren verschwunden, doch der Mann saß am Heck eines Ruderbootes, das sich schnell vom inzwischen fast leeren Ufer entfernte. Der Mann beobachtete ihn.

William wandte sich ab. Inzwischen war die Sonne zu sehen, ein blasser orangefarbener Kreis, der durch den Dunst brannte. Sie senkte sich dem Horizont zu, also früher Nachmittag. Er wandte sich landeinwärts und ging nach Südwesten, doch selbst als der Strand bereits längst außer Sichtweite war, spürte er noch ein Augenpaar in seinem Rücken.

Sein Magen schmerzte, und sein einziger Gedanke waren die Worte, die Leutnant Ramsay zu ihm gesagt hatte. *Schon mal von einer Dame namens Cassandra gehört?*

EINE UNGEWISSE ZUKUNFT

Lallybroch Inverness-Shire, Schottland September 1980

Die Briefe waren nicht alle datiert, aber manche waren es. Brianna blätterte vorsichtig das obere halbe Dutzend durch, und mit dem Gefühl, auf dem Gipfel einer Achterbahn zu schweben, wählte sie einen aus, auf dessen Außenseite 2. März AD 1777 stand.

»Ich glaube, das ist der nächste.« Sie konnte nur mit Schwierigkeiten durchatmen. »Er ist - dünn. Kurz.«

So war es; es waren nicht mehr als anderthalb Seiten, doch der Grund für die Kürze des Briefes war offensichtlich; ihr Vater hatte ihn vollständig selbst geschrieben. Der Anblick seiner ungeschickten, hartnäckigen Handschrift tat ihr in der Seele weh.

»Wir werden niemals zulassen, dass ein Lehrer versucht, Jemmy zu zwingen, mit der rechten Hand zu schreiben«, sagte sie heftig zu Roger. »Niemals!«

Ihr Ausbruch überraschte ihn - und belustigte ihn zugleich ein wenig -, doch er stimmte ihr zu.

2ter März, Anno Domini 1777 Fraser's Ridge, in der Kolonie North Carolina

Meine liebste Tochter,

wir bereiten uns nun darauf vor, nach Schottland zu reisen. Nicht für immer, nicht einmal für lange. Mein Leben - unser Leben - liegt hier in Amerika. Und in aller Aufrichtigkeit würde ich mich lieber von Hornissen zu Tode stechen lassen, als noch einmal den Fuß an Bord eines Schiffes zu setzen; ich versuche, mich nicht übermäßig mit dieser Vorstellung zu befassen. Doch es gibt zwei wichtige Gründe, die mich zu diesem Entschluss treiben.

Hätte ich die Gabe des Wissens nicht, das Du, Deine Mutter und Roger Mac mir mitgebracht habt, so würde ich wahrscheinlich denken - wie es die große Mehrheit der Menschen in der Kolonie denkt -, dass der Kontinentalkongress keine sechs Monate Bestand haben wird und Washingtons Armee noch schneller der Vergangenheit angehören wird. Ich habe selbst mit einem Mann aus Cross Creek gesprochen, welcher (ehrenhaft) aus der Kontinentalarmee entlassen wurde, weil er eine eiternde Armverletzung hatte - Deine Mutter hat sich natürlich darum gekümmert; er hat furchtbar geschrien, und ich wurde dazu zwangsrekrutiert, mich auf ihn zu setzen. Dieser sagt mir, dass Washington nicht über mehr als ein paar tausend reguläre Soldaten verfügt, die alle nur sehr dürtig mit Ausrüstungsgegenständen, Kleidern und Waffen ausgestattet sind und alle auf ihren Sold warten, den sie wahrscheinlich niemals bekommen werden. Die meisten seiner Männer sind Milizionäre mit

kurzfristigen Kontrakten über zwei oder drei Monate, deren Zahl jetzt zunehmend weiter schrumpft, weil sie zur Aussaat nach Hause müssen.

Aber ich habe dieses Wissen nun einmal. Gleichzeitig kann ich jedoch nicht mit Sicherheit sagen, wie die Dinge, von denen ich weiß, zuwege kommen werden. Ist es mir bestimmt, auf die eine oder andere Weise daran teilzuhaben? Wenn ich mich zurückhalte, wird das der Erfüllung unserer Sehnsüchte irgendwie schaden oder sie verhindern? Ich wünsche mir oft, ich könnte diese Fragen mit Deinem Mann besprechen; obwohl sie ihm als Presbyterianer vielleicht noch bestürzender erscheinen würden als mir. Und am Ende spielt es doch keine Rolle. Ich bin der, zu dem Gott mich gemacht hat, und ich muss mit den Zeiten zurechtkommen, in die er mich gepflanzt hat.

Noch habe ich zwar mein Seh- und Hörvermögen nicht verloren, und auch mein Darm gehorcht mir noch, doch ich bin kein junger Mann mehr. Ich habe ein Schwert und ein Gewehr, und ich kann mit beidem umgehen - doch ich habe auch eine Druckerpresse, und mit dieser kann ich sehr viel wirksamer umgehen; mir ist bewusst, dass man Schwert oder Musquete nur gegen einen Feind gleichzeitig richten kann, Worte jedoch gegen eine beliebige Zahl.

Deine Mutter - die sich zweifellos nicht darauf freut, mich mehrere Wochen lang seekrank in ihrer Nähe ertragen zu müssen - schlägt vor, dass ich einen Handel mit Fergus abschließe und seine Presse benutze, statt

nach Schottland zu reisen, um meine eigene Presse zu holen.

Ich habe darüber nachgedacht, aber ich kann Fergus und seine Familie nicht guten Gewissens in Gefahr bringen, indem ich seine Presse für die Zwecke benutze, die ich im Sinn habe. Ihre Presse ist eine der wenigen Druckerpressen, die zwischen Charleston und Norfolk im Einsatz sind; selbst wenn ich unter noch so großer Geheimhaltung drucken würde, würde der Verdacht doch schnell auf sie fallen. Newbern ist eine Brutstätte loyalistischen Gedankenguts, und die Ursprungsstätte meiner Pamphletherstellung würde sicher umgehend ans Licht kommen.

Von der Rücksichtnahme auf Fergus und seine Familie ganz abgesehen glaube ich aber zudem, dass es von Nutzen sein könnte, Edinburgh zu besuchen, um meine Presse abzuholen. Ich habe dort viele Bekannte; einige von ihnen sind vielleicht dem Kerker oder der Schlinge entgangen.

Der zweite - und wichtigste - Grund, der mich nach Schottland treibt, ist dein Vetter Ian. Vor Jahren habe ich seiner Mutter geschworen - auf das Grab unserer eigenen Mutter -, dass ich ihn ihr heimbringen würde, und genau dies habe ich vor, auch wenn der Mann, den ich nach Lallybroch bringe, nicht der Junge ist, der von dort fortgegangen ist. Gott allein weiß, was sie miteinander anfangen werden, Ian und Lallybroch - und Gott hat einen höchst eigenwilligen Sinn für Humor. Doch wenn er

überhaupt zurückgehen soll, so muss es jetzt sein.

Der Schnee schmilzt; den ganzen Tag tropft Wasser von den Traufen, und morgens reichen die Eiszapfen vom Dach der Hütte fast bis zum Boden. In wenigen Wochen werden die Straßen passierbar sein. Es erscheint mir seltsam, Dich darum zu bitten, dass Du für das sichere Gelingen einer Reise betest, die längst abgeschlossen sein wird, wenn Du davon erfährst - im Guten oder im Schlechten -, aber ich bitte Dich dennoch darum. Sag Roger Mac, ich glaube, dass Gott keine Zeitrechnung kennt. Und gib den Kindern einen Kuss von mir.

Dein Dir zugeneigter Vater JF

Roger setzte sich ein wenig zurück und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Versuch's mal auf Französisch, wie?«

»Was?« Sie spähte ihm stirnrunzelnd über die Schulter und sah die Textstelle, die sein Finger markierte. »Das, was er über seine Freunde in Edinburgh sagt?«

»Aye. Waren nicht viele von seinen Bekannten in Edinburgh Schmuggler?«

»Das hat Mama zumindest gesagt.«

»Daher die Bemerkung über die Henkersschlingen. Und woher kam der Großteil der Schmuggelware?«

Ihr Magen tat einen kleinen Satz.

»Oh, das ist nicht dein Ernst. Du meinst, er hat vor, sich mit französischen Schmugglern einzulassen?«

»Na ja, nicht unbedingt Schmuggler; anscheinend kannte er ja auch jede Menge Aufwiegler, Diebe und Prostituierte.« Roger lächelte kurz, wurde aber sofort wieder ernst.

»Ich habe ihm alles über die Revolution erzählt, was ich wusste - zugegebenermaßen nicht viele Einzelheiten, weil es ja nicht mein Spezialgebiet war -, ich habe ihm jedoch mit Sicherheit erzählt, wie wichtig Frankreich für die Amerikaner sein würde. Ich überlege ja nur -« Er hielt etwas unbehaglich inne, dann blickte er zu ihr auf. »Er fährt nicht nach Schottland, um den Kampfhandlungen aus dem Weg zu gehen, das sagt er ja ganz deutlich.«

»Du glaubst also, dass er nach politischen Kontakten sucht?«, fragte sie langsam. »Statt sich einfach seine Druckerpresse zu schnappen, lan in Lallybroch abzusetzen und sich auf den Rückweg nach Amerika zu machen?«

Diese Idee fand sie irgendwie beruhigend. Die Vorstellung, dass ihre Eltern in Edinburgh und Paris Intrigen schmiedeten, war viel weniger haarsträubend als die Bilder vor ihrem inneren Auge, die sie inmitten von Explosionen und Schlachtfeldern zeigten. Und sie *würden* zusammen sein. Wohin ihr Vater ging, dort würde auch ihre Mutter sein.

Roger zuckte mit den Achseln.

»Diese beiläufige Bemerkung darüber, dass er das ist,

wozu Gott ihn gemacht hat. Du weißt, was er damit meint?«

»Ein Mann der Gewalt«, sagte sie leise und rückte dichter an Roger heran. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, als wollte sie sichergehen, dass er nicht plötzlich verschwinden würde. »Er hat mir gesagt, dass er ein brutaler Mensch ist. Dass er zwar kaum je aus freiem Willen gekämpft hat, dass er aber wusste, dass er dazu geboren war.«

»Aye, genau«, sagte Roger genauso leise. »Aber er ist nicht mehr der junge Gutsherr, der einmal sein Schwert ergriffen und dreißig Bauern in eine zum Scheitern verdamnte Schlacht geführt hat - und sie wieder heimgebracht hat. Er weiß jetzt einiges mehr darüber, was ein einzelner Mann bewirken kann. Und ich glaube, das hat er vor.«

»Das glaube ich ebenso.« Sie konnte kaum schlucken, jedoch genauso sehr vor Stolz wie aus Angst.

Roger hob die Hand, legte sie auf die ihre und drückte zu.

»Ich weiß noch ...«, sagte er langsam, »etwas, was deine Mutter gesagt hat, als sie uns davon erzählt hat, wie sie zurückgekommen ist und dann Ärztin geworden ist. Etwas, was dein ... was Frank zu ihr gesagt hat. Dass es zwar für ihre Umgebung verdammt unbequem war, dass es aber ein großer Segen war, dass sie wusste, wozu sie bestimmt war. Ich glaube, damit hatte er recht. Und Jamie weiß es auch.«

Sie nickte. Eigentlich hielt sie wohl besser den Mund, dachte sie. Aber sie konnte sich die Frage nicht länger verkneifen.

»Weißt *du* es auch?«

Er schwieg lange und hielt die Augen auf die Briefseiten auf dem Tisch gerichtet, doch schließlich schüttelte er den Kopf, eine Bewegung, die so schwach war, dass Brianna sie eher spürte als sah.

»Ich habe es einmal gewusst«, sagte er und ließ ihre Hand los.

IHR ERSTER IMPULS WAR ES, IHM EINEN FAUSTHIEB IN DEN NACKEN ZU VERsetzen; ihr zweiter, ihn an den Schultern zu packen, sich zu ihm niederzubeugen, bis ihre Augen nur noch einen Zentimeter von den seinen entfernt waren, und - ruhig, aber deutlich - zu sagen: »Was zum Teufel meinst du denn *damit*?«

Sie sah von beiden Möglichkeiten ab, aber nur, weil beide wahrscheinlich zu einem Gespräch geführt hätten, das für Kinderohren absolut ungeeignet war, und beide Kinder waren draußen vor der Studierzimmertür im Flur; sie konnte sie reden hören.

»Siehst du das?«, sagte Jemmy gerade.

»Mm-hm.«

»Vor langer Zeit sind böse Männer gekommen und haben Opa gesucht. Böse *Engländer*. Sie sind das

gewesen.«

Roger wandte den Kopf, als er hörte, was Jemmy sagte, und er sah Brianna halb lächelnd in die Augen.

»Böse Engwänder!«, wiederholte Mandy dienstbeflissen. »Sollen das wegmachen!«

Trotz ihrer Verärgerung musste auch Brianna lächeln, doch gleichzeitig spürte sie einen leisen Schauer, als sie daran dachte, wie ihr Onkel Ian - was für ein ruhiger, gütiger Mensch - ihr die Säbelspuren in der Holzvertäfelung des Flurs gezeigt und zu ihr gesagt hatte: »Wir lassen das so, um es den Kindern zu zeigen - und sagen ihnen, so sind die Engländer.« Seine Stimme hatte einen stählernen Unterton gehabt - und als sie jetzt ein schwaches, kindlich-absurdes Echo dieses Untertons in Jemmys Stimme hörte, kamen ihr erstmals Zweifel in Bezug auf diese Familientradition.

»Hast du ihm das erzählt?«, fragte sie Roger, als sich die Stimmen der Kinder Richtung Küche entfernten. »Ich war es nicht.«

»Annie hatte es ihm schon zum Teil erzählt; ich dachte, es ist besser, ihm den Rest dazu zu erzählen.« Er zog die Augenbrauen hoch. »Hätte ich ihn lieber zu dir schicken sollen?«

»Oh. Nein. Nein«, wiederholte sie immer noch zweifelnd. »Aber - sollten wir ihm beibringen, Engländer zu hassen?«

Roger lächelte.

»Hass ist vielleicht ein etwas starkes Wort. Er hat

schließlich böse Engländer gesagt. Und es *waren* böse Engländer, die das getan haben. Außerdem wird er, wenn er in den Highlands groß wird, zwangsweise den einen oder anderen Seitenhieb auf die Sassenachs hören - und sie mit den Erinnerungen an deine Mutter aufwiegen; dein Vater hat sie schließlich immer ›Sassenach‹ genannt.«

Er blickte den Brief auf den Tisch an, dann fiel ihm die Wanduhr ins Auge, und er erhob sich abrupt.

»Himmel, ich komme zu spät. Ich gehe noch zur Bank, wenn ich in der Stadt bin - brauchst du irgendetwas vom Landmarkt?«

»Ja«, sagte sie trocken, »eine neue Pumpe für die Zentrifuge.«

»In Ordnung«, sagte er, küsste sie hastig und ging, mit einem Arm schon im Jackett.

Sie öffnete den Mund, um ihm zu sagen, dass es ein Scherz gewesen war, doch dann überlegte sie es sich anders und schloss ihn wieder. Es war gar nicht undenkbar, dass es im Landmarkt tatsächlich eine Pumpe für eine Zentrifuge gab. Der Landmarkt war ein großes, erstaunlich geschäftiges Gebäude am Stadtrand von Inverness und führte beinahe alles, was man auf einem Bauernhof brauchte, bis hin zu Mistgabeln, Löscheimern aus Gummi, Heukordeln und Waschmaschinen sowie Geschirr, Einmachgläsern und einer ganzen Reihe mysteriöser Gegenstände, über deren Verwendungszweck sie höchstens spekulieren konnte.

Sie steckte den Kopf in den Flur, doch die Kinder waren mit Annie MacDonald, ihrer Haushaltshilfe, in der Küche; Gelächter und das drahtige *Klong!* des antiken Toasters - sie hatten ihn gemeinsam mit dem Haus übernommen - schwebten an der abgenutzten grünen Tür vorüber und brachten den verlockenden Duft nach heißem Toast und Butter mit. Duft und Gelächter zogen sie an wie ein Magnet, und die Wärme ihres Zuhauses überströmte sie golden wie Honig.

Aber sie hielt inne, um den Brief zusammenzufalten, bevor sie zu ihnen ging, und bei der Erinnerung an Rogers letzte Bemerkung pressten sich ihre Lippen aufeinander.

»Ich habe es einmal gewusst.«

Sie prustete, steckte den Brief wieder in die Kiste und trat in den Flur hinaus - wo ihr ein großer Briefumschlag auffiel, der auf dem Tisch neben der Tür lag, wo täglich die Post - und Rogers und Jemmys Tascheninhalt - abgeladen wurden. Sie zerrte den Umschlag aus dem Häufchen der Prospekte, Kieselsteine, Bleistiftstummel, Fahrradkettenglieder und - war das eine tote Maus? So war es; sie war platt gedrückt und vertrocknet, aber mit einem steifen rosa Ringelschwänzchen verziert. Sie nahm das Tier mit spitzen Fingern in die Hand und drückte sich den Umschlag an die Brust, um auf Tee und Toast zuzusteuern.

Wenn sie ganz ehrlich war, dachte sie, war Roger nicht der Einzige, der Geheimnisse hatte. Der Unterschied war jedoch, dass sie vorhatte, ihm zu sagen, was in ihr vorging -

sobald es feststand.

TAUWETTER

Fraser's Ridge, Kolonie North Carolina März 1777

Einen Vorteil hatte so ein verheerendes Feuer ja, dachte ich. Es machte das Packen entschieden einfacher. Gegenwärtig besaß ich ein Kleid, ein Hemd, drei Unterröcke - einen aus Wolle, zwei aus Musselin -, zwei Paar Strümpfe (eines davon hatte ich angehabt, als das Haus abbrannte; das andere hatte zum Trocknen über einem Busch gehangen und war dort vergessen worden, um später mitgenommen, aber immer noch tragbar wiederentdeckt zu werden), und ein Paar Sandalen. Jamie hatte irgendwo einen fürchterlichen Umhang für mich aufgetrieben - ich wusste nicht, wo, und ich wollte auch nicht fragen. Er bestand aus dicker, leprafarbener Wolle und roch so, als wäre jemand darin gestorben und dann einige Tage unentdeckt liegen geblieben. Ich hatte ihn mit grober Seife ausgekocht, doch der Geist seines Vorbesitzers ließ sich nicht vertreiben.

Immerhin würde ich nicht frieren.

Meine medizinische Ausrüstung ließ sich fast genauso leicht zusammenpacken. Mit einem Seufzer des Bedauerns um die Asche meiner schönen Apothekertruhe mit ihrem eleganten Besteck und den vielen Fläschchen durchstöberte ich das Häufchen der Überreste, die wir aus

meinem Sprechzimmer gerettet hatten. Der verbeulte Zylinder meines Mikroskops. Drei angekohlte Keramikgefäße, von denen eines keinen Deckel mehr hatte und das andere gesprungen war. Eine große Dose Gänseschmalz mit Kampfer - die nach den Katarrhen und Erkältungen des Winters jetzt fast leer war. Eine Handvoll angesengter Seiten aus dem Logbuch, das Daniel Rawlings begonnen und das ich fortgesetzt hatte - obwohl sich meine Stimmung gehoben hatte, als ich entdeckte, dass unter den geretteten Seiten ein Blatt war, auf dem das Rezept für Dr. Rawlings' Durchfallmittel stand.

Es war das einzige seiner Rezepte, das ich wirksam gefunden hatte, und ich konnte es zwar längst auswendig, doch es in der Hand zu haben, hielt ihn in meiner Erinnerung lebendig. Ich war Daniel Rawlings nie begegnet, doch er war mein Freund gewesen seit dem Tag, an dem mir Jamie seine Truhe und sein Logbuch schenkte. Ich faltete das Blatt vorsichtig zusammen und steckte es in meine Tasche.

Meine Kräuter und vorgefertigten Arzneien waren zum Großteil in den Flammen vernichtet worden, zusammen mit den Steingutgefäßen, den Glasphiolen, den großen Schüsseln, in denen ich Penizillinbrühe ansetzte, und meinen chirurgischen Sägen. Mir waren ein Skalpell geblieben und das geschwärzte Blatt einer kleinen Amputationssäge; der Griff war zwar verkohlt, doch Jamie konnte mir einen neuen machen.

Die Bewohner von Fraser's Ridge waren großzügig

gewesen - so großzügig, wie es Menschen möglich war, die selbst so gut wie nichts besaßen und einen langen Winter hinter sich hatten. Wir waren mit Proviant für die Reise versorgt, und viele der Frauen hatten mir etwas von ihren Haushaltskräutern gebracht; ich besaß einige kleine Gefäße mit Lavendel, Rosmarin, Beinwell und Senfsamen, zwei kostbare Stahlnadeln, eine kleine Spule Seidengarn zum Nähen von Wunden und als Zahnseide (obwohl ich Letzteres den Damen gegenüber nicht erwähnte, denn sie wären zutiefst beleidigt gewesen), und einen kleinen Vorrat an Verbandsmaterial.

Eines jedoch besaß ich im Überfluss, und das war Alkohol. Der Maisspeicher war vor den Flammen verschont geblieben, und das Gleiche galt für die Destillerie. Da wir mehr als genug Getreide für die Tiere und den Haushalt hatten, hatte Jamie - der in jeder Lebenslage wirtschaftlich dachte - den Rest in einen ziemlich rohen - aber gehaltvollen - Schnaps verwandelt, den wir mitnehmen würden, um ihn unterwegs gegen das Notwendigste einzutauschen. Ein Fässchen war jedoch speziell für mich reserviert; ich hatte es sorgfältig mit dem Wort »Sauerkraut« beschriftet, um potenzielle Diebe abzuschrecken.

»Und was, wenn wir von analphabetischen Banditen überfallen werden?«, hatte Jamie belustigt gefragt.

»Auch daran habe ich gedacht«, teilte ich ihm mit und zeigte ihm eine kleine verkorkte Flasche mit einer milchigen Flüssigkeit. »*Eau de Sauerkraut*. Beim ersten

Auftauchen eines Verdächtigen schütte ich es über das Fässchen.«

»Dann wollen wir hoffen, dass es keine deutschen Banditen sind.«

»Bist du denn schon einmal einem deutschen Banditen begegnet?«, fragte ich. Mit Ausnahme gelegentlicher Trunkenbolde oder gewalttätiger Ehemänner waren fast alle Deutschen in unserer Bekanntschaft aufrechte, fleißige und tugendhafte Menschen. Keine große Überraschung angesichts der Tatsache, dass so viele von ihnen als Mitglieder einer religiösen Bewegung in die Kolonie gekommen waren.

»Nicht direkt«, räumte er ein. »Aber vergiss die Muellers nicht, aye? Und das, was sie deinen Freunden angetan haben. Sie hätten sich zwar niemals als Banditen bezeichnet, aber ich glaube nicht, dass die Tuscarora das ebenso gesehen hätten.«

Das war schlicht und ergreifend die Wahrheit, und es lief mir kalt über den Rücken. Den Muellers, unseren deutschen Nachbarn, waren eine geliebte Tochter und ihr neugeborenes Kind an den Masern gestorben, und sie hatten die Indianer in ihrer Nähe für die Ansteckung verantwortlich gemacht. Außer sich vor Schmerz war der alte Mueller mit einem Trupp seiner Söhne und Schwiegersöhne ausgezogen, um Rache zu nehmen - in Form von Skalps. Es verdrehte mir immer noch den Magen, wenn ich an den grauenvollen Anblick der weiß gesträhten Haare meiner Freundin Nayawenne dachte,

die mir aus einem Bündel in den Schoß fielen.

»Meinst du eigentlich, meine Haare werden weiß?«, fragte ich abrupt. Er zog die Augenbrauen hoch, beugte sich aber vor und betrachtete meinen Scheitel, während mir seine Finger sanft durch das Haar fuhren.

»Eines von fünfzig Haaren ist vielleicht weiß geworden. Eines von fünfundzwanzig ist silbern. Warum?«

»Dann habe ich wohl noch etwas Zeit. Nayawenne ...« Ich hatte ihren Namen seit Jahren nicht mehr ausgesprochen und empfand es jetzt als seltsam beruhigend, als hätte ich sie damit selbst herbeigerufen. »Sie hat mir gesagt, ich würde meine volle Macht erlangen, wenn mein Haar weiß wird.«

»Was für ein angsteinflößender Gedanke«, sagte er grinsend.

»Zweifellos. Da es jedoch noch nicht so weit ist, werde ich mein Fässchen wohl mit dem Skalpell verteidigen müssen, wenn wir unterwegs einer Bande von Sauerkrautdieben begegnen.«

Bei diesen Worten warf er mir einen seltsamen Blick zu, doch dann lachte er und schüttelte den Kopf.

Für ihn war das Packen schon komplizierter. Er und Ian hatten am Abend nach Mrs. Bugs Begräbnis das Gold aus dem Fundament des Hauses geholt - ein gefährliches Unterfangen, in dessen Vorfeld ich zunächst eine große Schüssel in Kornschnaps getränktes, altes Brot an das Ende des Gartenpfades stellte und dann aus voller Kehle

»Sau-ieee« rief.

Ein Moment der Stille, und dann tauchte die weiße Sau aus ihrer Höhle auf, ein heller Fleck, der sich von den rauchgeschwärzten Steinen des Fundaments abhob. Ich wusste genau, was es war, doch der Anblick dieses weißen Umrisses, der sich rasch bewegte, ließ mir die Nackenhaare zu Berge stehen. Es hatte zu schneien begonnen - einer der Gründe, warum Jamie beschlossen hatte, sofort zu handeln -, und sie kam in solchem Tempo durch das Schneegestöber gefegt, dass es schien, als sei sie der Geist des Sturms, der dem Wind vorauseilte.

Zuerst dachte ich, sie würde mich angreifen; ich sah, wie sie mir den Kopf zuwandte, und hörte das laute Schnüffeln, als sie meine Witterung aufnahm - doch das Fressen roch wohl besser, und sie wandte sich ab. In der nächsten Sekunde klangen die schaurigen Geräusche eines Schweins in Ekstase durch den flüsternden Schnee, und Jamie und Ian kamen aus dem Wald geeilt, um sich ans Werk zu machen.

Sie brauchten mehr als zwei Wochen, um das Gold abzutransportieren; sie arbeiteten nur bei Nacht und nur dann, wenn es entweder schneite oder wenn Schneefall bevorstand, um ihre Spuren zu verdecken. In der Zwischenzeit bewachten sie abwechselnd die Ruine des Hauses, unablässig immer auf der Ausschau nach einem Lebenszeichen von Arch Bug.

»Meinst du, er interessiert sich überhaupt noch für das Gold?«, hatte ich Jamie inmitten diesen Unterfangens

gefragt, während ich ihm die Hände rieb, um sie so weit aufzutauen, dass er zumindest seinen Löffel halten konnte. Durchgefroren und erschöpft war er zum Frühstück in die Hütte gekommen, nachdem er die ganze Nacht um das abgebrannte Haus gewandert war, um sein Blut in Fluss zu halten.

»Er hat doch sonst nichts mehr, was ihn interessieren könnte, oder?« Er sprach leise, um die Higgins nicht zu wecken. »Abgesehen von Ian.«

Der Gedanke an den alten Arch, der wie ein Geist im Wald hauste und von der Hitze seines Hasses lebte, ließ mich ebenso erschauern wie die Kälte, die Jamie mit nach innen gebracht hatte. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, um es wärmer zu haben - wie alle Männer auf dem Berg im Winter -, und Eis glimmerte auf seinem Backenbart und bestäubte seine Augenbrauen.

»Du siehst aus wie Väterchen Frost persönlich«, flüsterte ich und brachte ihm ein Schüsselchen heißen Porridge.

»So komme ich mir auch vor«, erwiderte er heiser. Er hielt sich das Schüsselchen unter die Nase, atmete den Dampf ein und schloss selig die Augen. »Gib mir den Whisky, aye?«

»Hast du etwa vor, ihn dir über den Porridge zu schütten? Es ist schon Butter und Salz darauf.« Trotzdem reichte ich ihm die Flasche vom Wandbord über der Feuerstelle.

»Nein, ich will mir nur den Bauch anwärmen, damit ich

ihn essen kann. Ich bin vom Kinn abwärts zu Eis gefroren.«

Niemand hatte irgendetwas von Arch Bug gesehen - nicht einmal eine verirrte Spur im Schnee -, seit er bei der Beerdigung aufgetaucht war. Möglich, dass er sich für den Rest des Winters irgendwo in einer Zuflucht eingekeltet hatte. Möglich, dass er in die Indianerdörfer gegangen war. Möglich, dass er tot war - was ich sehr hoffte, selbst wenn das kein sehr freundlicher Gedanke war.

Ich sprach ihn aus, und Jamie schüttelte den Kopf. Das Eis in seinem Haar war jetzt geschmolzen, und der Feuerschein spiegelte sich glitzernd in den Wassertropfen in seinem Bart.

»Wenn er tot ist und wir es nicht herausfinden, wird Ian nie wieder für eine Sekunde Frieden haben. Möchtest du, dass er sich bei seiner Hochzeit nervös umschauen muss, weil er Angst hat, dass seine Frau eine Kugel ins Herz bekommt, während sie ihr Gelübde spricht? Oder dass er als Familienvater täglich Angst haben muss, sein Haus und seine Kinder zu verlassen, weil er nicht weiß, was ihn bei seiner Rückkehr erwartet?«

»Ich bin beeindruckt, wie weit deine Fantasie reicht und wie krank sie ist - aber du hast recht. Also gut, ich hoffe nicht, dass er tot ist - es sei denn, wir finden seine Leiche.«

Doch seine Leiche fand sich nicht, und das Gold wanderte portionsweise in sein neues Versteck.

Dieses hatte Jamie und Ian einiges Kopfzerbrechen bereitet, und sie hatten sich ausgiebig darüber unterhalten.

Nicht die Whiskyhöhle. Es wussten zwar nur sehr wenige Personen davon - aber einige schon. Joseph Wemyss, seine Tochter Lizzie und ihre beiden Ehemänner - ich staunte doch sehr, dass es so weit gekommen war, dass ich an Lizzie und die Beardsleys denken konnte, ohne dass dies meine Vorstellungskraft sprengte - wussten alle notwendigerweise darüber Bescheid. Vor unserem Aufbruch würden wir sie zusätzlich Bobby und Amy Higgins zeigen müssen, weil sie in unserer Abwesenheit Whisky herstellen würden. Arch Bug hatten wir nicht erzählt, wo die Höhle war - es war jedoch sehr wahrscheinlich, dass er es wusste.

Jamie beharrte mit Nachdruck darauf, dass niemand in Fraser's Ridge von der Existenz des Goldes erfuhr, von seinem Versteck ganz zu schweigen.

»Wenn nur der Hauch eines Gerüchts aufkommt, sind alle hier in Gefahr«, hatte er gesagt. »Du weißt, was geschehen ist, als dieser Donner herumerzählt hat, wir hätten kostbare Edelsteine.«

Das wusste ich allerdings. Ich fuhr jetzt noch aus Alpträumen auf, in denen ich das gedämpfte *Whumpf!* explodierender Ätherdämpfe hörte, in denen ich Glas und Holz zersplittern hörte, während die Räuber das Haus verwüsteten.

In manchen dieser Träume rannte ich sinnlos hin und her, weil ich versuchte, jemanden - wen? - zu retten, doch stets stieß ich auf verschlossene Türen, nackte Wände oder Zimmer, die lichterloh in Flammen standen. In anderen

stand ich wie angewurzelt da und konnte keinen Muskel rühren, während das Feuer an den Wänden hinaufkroch, sich grazil und gierig an den Kleidern der Toten zu meinen Füßen nährte, durch das Haar einer Leiche zischte, sich in meinen Rücken verfang und aufwärtszüngelte, um meine Beine in ein flammendes Netz zu hüllen.

Selbst jetzt noch empfand ich überwältigende Trauer - und eine tiefe, reinigende Wut -, wenn ich den rußigen Fleck auf der Lichtung betrachtete, der einmal mein Zuhause gewesen war ... Und doch musste ich nach jedem dieser Träume am Morgen hinausgehen und ihn trotzdem betrachten, im Kreis um die kalte Ruine wandern und den Hauch toter Asche riechen, um die Flammen zu ersticken, die hinter meinen Augen brannten.

»Nun gut«, sagte ich und zog mein Schultertuch fester um mich. Wir standen neben dem Kühlhaus und blickten auf die Ruine hinunter, und die Kälte ging mir durch Mark und Bein. »Also ... wo denn nun?«

»Die Höhle des Spaniers«, sagte er, und ich sah ihn blinzeln an.

»Die was?«

»Ich zeige es dir, *a nighean*«, sagte er und grinste mich an. »Wenn der Schnee schmilzt.«

DER FRÜHLING WAR DA, UND DER BACH SCHWOLL AN. GENÄHRT VON DER Schneeschmelze und von den Hunderten von Wasserfällen, die den Hang

des Berges hinunterrannen und -purzelten, rauschte er übermütig schäumend zu meinen Füßen entlang. Ich konnte ihn kalt in meinem Gesicht spüren und wusste, dass ich in Minutenschnelle nass bis zu den Knien sein würde, doch das spielte keine Rolle. Das frische Grün von Pfeilkraut und Hechtkraut säumte das Ufer; manche Pflanzen wurden vom steigenden Wasser aus der Erde gerissen und flussabwärts gespült; andere klammerten sich mit den Wurzeln fest, was das Zeug hielt, und ihre Blätter hingen in der rasenden Flut. In der Nähe des schützenden Ufers wogte Kresse in dunklen Matten unter der Wasseroberfläche. Und frisches Grün war das, wonach mir der Sinn stand.

Mein Sammelkorb war zur Hälfte mit Farnsprossen und Frühlingszwiebeln gefüllt. Eine ordentliche Handvoll zarter junger Kresse, frisch und kalt aus dem Bach, würde das Sahnehäubchen auf dem Vitamin-C-Mangel des Winters sein. Ich zog Sandalen und Strümpfe aus, und nach kurzem Zögern legte ich Kleid und Schultertuch ebenfalls ab und hängte beides über einen Ast. Im Schatten der Silberbirken, die hier über den Bach hinwegwuchsen, war es kühl, und mich überlief ein kleiner Schauer, doch ich ignorierte die Kälte und knotete mir das Hemd hoch, bevor ich in den Bach watete.

Diesmal ließ sich die Kälte nicht so leicht ignorieren. Ich schnappte nach Luft und hätte fast den Korb fallen gelassen, doch dann fand ich festen Halt zwischen den schlüpfrigen Steinen und hielt auf die nächstbeste Matte

aus verlockendem Dunkelgrün zu. In Sekundenschnelle wurden meine Beine taub, und die salatlüsterne Sammelleidenschaft ließ mich jedes Gespür für die Kälte verlieren.

Unsere Lebensmittelvorräte waren dem Feuer zum Großteil entgangen, weil sie in den Nebengebäuden gelagert waren: im Kühlhaus, im Maisspeicher und im Räucherschuppen. Doch der Kartoffelkeller war zerstört worden und damit nicht nur die Möhren und Zwiebeln, der Knoblauch und die Kartoffeln, sondern auch mein sorgfältig angelegter Vorrat an getrockneten Äpfeln und wilden Yamswurzeln und die in großen Trauben aufgehängten Rosinen - alles Dinge, die uns vor den Mangelerscheinungen des Skorbut schützen sollten. Die Kräuter hatten sich mit dem Rest meines Sprechzimmers in Rauch aufgelöst. Den Flammen waren massenweise zumindest die Kürbisse entgangen, aber nach ein paar Monaten kann man keine Kürbispastete und keinen Succotash-Eintopf mehr sehen - oder was mich angeht, bereits nach ein paar Tagen.

Nicht zum ersten Mal trauerte ich um Mrs. Bugs Kochtalente, obwohl sie mir natürlich auch um ihrer selbst willen fehlte. Amy McCallum Higgins war in einer Bauernkate in den Highlands von Schottland groß geworden, und sie war, wie sie es selbst formulierte, »eine gute Köchin für den Hausgebrauch«. Das bedeutete im Wesentlichen, dass sie gleichzeitig Brötchen backen, Porridge kochen und Fisch braten konnte, ohne

irgendetwas anbrennen zu lassen. Kein Kinderspiel, aber als Speiseplan ein wenig monoton.

Mein eigenes Meisterstück war Fleischeintopf. Ohne Zwiebeln, Knoblauch, Möhren und Kartoffeln war dieser nun zu einer Art Suppe aus Hirsch oder Truthahn verkommen, die ich mit gestampften Maiskörnern, Gerste und wenn möglich alten Brotstückchen andickte. Ian hatte sich überraschenderweise als passabler Koch entpuppt; die Kürbisgerichte waren sein Beitrag zu unserer gemeinsamen Speisekarte. Ich fragte mich, wer ihm das beigebracht hatte, hielt es aber für klüger, diese Frage nicht laut zu stellen.

Bis jetzt war zwar niemand verhungert oder seiner Zähne verlustig gegangen, doch Mitte März war ich so weit, dass ich bis zum Kinn durch eiskalte Fluten gewatet wäre, um an irgendetwas zu gelangen, das sowohl essbar als auch grün war.

Ian atmete nach wie vor. Nach etwa einer Woche begann seine Betäubung nachzulassen, bis er sich schließlich wieder einigermaßen normal verhielt. Doch ich merkte, wie Jamie ihn hin und wieder scharf beobachtete, und Rollo hatte sich seit Neuestem angewöhnt, mit dem Kopf auf Ians Brust zu schlafen. Ich fragte mich, ob er tatsächlich spürte, welchen Schmerz Ian in seinem Herzen litt, oder ob es nur eine Reaktion auf die beengten Schlafbedingungen in der Hütte war.

Ich reckte meinen Rücken und hörte es zwischen den einzelnen Wirbeln leise knacken. Jetzt, da die

Schneeschnitzerei eingesetzt hatte, konnte ich unsere Abreise kaum erwarten. Fraser's Ridge und all seine Bewohner würden mir fehlen - nun ja, fast all seine Bewohner. Hiram Crombie vielleicht weniger. Oder die Chisholms - ich unterbrach meine Aufzählung, bevor sie ernstlich boshaft wurde.

»*Andererseits* aber«, sagte ich entschlossen zu mir selbst, »vergiss die Betten nicht.«

Natürlich würden wir oft auf der Straße übernachten und unter freiem Himmel kampieren - doch irgendwann würden wir die Zivilisation erreichen. Wirtshäuser. Mit Essen. Und Betten. Ich schloss einen Moment die Augen und malte mir die absolute Seligkeit einer Matratze aus. Es brauchte nicht einmal ein Federbett zu sein; alles, was mehr als drei Zentimeter Polsterung zwischen mir und dem Boden bedeutete, wäre schon himmlisch. Und wenn es dann obendrein mit einem gewissen Maß an Zurückgezogenheit verbunden war - noch besser.

Jamie und ich waren natürlich seit Dezember nicht völlig enthaltsam gewesen. Von der Lust ganz abgesehen - falls man davon absehen konnte - brauchten wir den Trost und die Wärme des anderen. Dennoch war der heimliche Beischlaf unter einem Quilt, einen halben Meter von Rollos wachsamen gelben Augen entfernt, alles andere als ideal, selbst wenn man davon ausging, dass Ian schlief, was ich nicht glaubte, auch wenn er so taktvoll war, so zu tun.

Ein durchdringender Schrei erklang, und ich zuckte zusammen und ließ den Korb fallen. Ich stürzte mich

hinterher und bekam gerade noch den Griff zu fassen, bevor er von der Flut mitgerissen wurde. Triefend und zitternd stand ich da und wartete herzklopfend ab, ob sich der Schrei wiederholen würde.

Das tat er - kurz darauf ertönte ein nicht minder durchdringender Schrei, dessen Tonlage jedoch tiefer war und den mein geschultes Ohr als das Geräusch erkannte, das ein Highlandschotte ausstößt, der plötzlich in eiskaltes Wasser getaucht wird. Einige schwächere, schrillere Kreischlaute und ein atemloser Fluch mit einem Akzent aus Dorset deuteten darauf hin, dass die Herren des Hauses ihr Frühlingsbad nahmen.

Ich wrang den Saum meines Hemdes aus, fischte mein Schultertuch von dem Ast, auf dem ich es abgelegt hatte, schlüpfte in meine Sandalen und folgte der Richtung des Gebrülls.

Es gibt nicht viele Dinge, die mehr Freude machen, als von einem relativ warmen und gemütlichen Ort aus zuzusehen, wie andere mit kaltem Wasser übergossen werden. Wenn die besagten anderen dann auch noch ein vollständiges Spektrum nackter Männlichkeit präsentieren, umso besser. Ich schob mich durch einen kleinen Hain frisch knospender Uferweiden, fand einen praktischerweise abgeschirmten Felsbrocken in der Sonne und breitete meine feuchten Hemdschöße aus, während ich die Wärme auf meinen Schultern, den durchdringenden Duft der Weidenkätzchen und den Anblick vor meinen Augen genoss.

Jamie stand fast bis zu den Schultern im Teich und hatte sich das nasse Haar zurückgestrichen wie ein rötlich leuchtender Seehund. Bobby stand am Ufer. Mit einem Grunzlaut hob er Aidan auf und warf ihn Jamie zu, ein Gewirr um sich schlagender Arme und Beine, das vor Entzücken und Angst kreischte.

»Ich-ich-ich-*ich!*« Orrie tanzte um die Beine seines Stiefvaters herum, und sein Babypo hüpfte im Schilf auf und ab wie ein kleiner rosafarbener Ballon.

Bobby lachte, bückte sich und hob ihn hoch. Einen Moment hielt er ihn sich über den Kopf, und Orrie quiekte wie ein angesengtes Schweinchen, dann warf er ihn im flachen Bogen in den Teich.

Er traf mit einem gigantischen Platsch im Wasser auf, und Jamie packte ihn lachend und zog ihn an die Oberfläche, wo er mit einer derart verblüfften Miene auftauchte, dass sie alle kicherten wie die Gibbons. Aidan und Rollo paddelten unterdessen mit Gebrüll - und Gebell - im Kreis.

Ich blickte zum anderen Ufer des Teichs hinüber und sah, wie Ian nackt den kleinen Hügel hinuntergelaufen kam, um sich dann mit einem seiner besten Mohawk-Kriegsrufe wie ein Lachs in den Teich stürzen. Das kalte Wasser schnitt seinen Schrei abrupt ab, und er verschwand beinahe ohne eine Welle.

Ich wartete - genau wie die anderen - darauf, dass er wieder auftauchte, aber das tat er nicht. Jamie sah sich argwöhnisch nach einem Überraschungsangriff um, doch

im nächsten Moment schoss Ian direkt vor Bobby mit markerschütterndem Gebrüll aus dem Wasser, packte ihn am Bein und zog ihn ins Wasser.

Danach brach allgemeines Chaos aus, und während alles planschte, kreischte, kicherte und von den Felsen sprang, hatte ich Gelegenheit, darüber nachzusinnieren, was für eine herrliche Sache nackte Männer sind. Nicht dass ich nicht schon eine ganze Reihe davon zu Gesicht bekommen hatte, doch abgesehen von Frank und Jamie waren die meisten Männer, die ich ohne Kleider gesehen hatte, entweder krank oder verletzt gewesen, und die Umstände hatten jede genüssliche Betrachtung ihrer nobleren Attribute verhindert.

Von Orries Babyspeck und Aidans winterweißen Spinnengliedern bis hin zu Bobbys kräftigem, schwarz bepelztem Oberkörper boten die McCallum-Higgins den unterhaltsamen Anblick eines Käfigs voller Schimpansen.

Ian und Jamie waren von einer anderen Sorte - Paviane vielleicht oder Mandrills. Abgesehen von ihrer Körpergröße hatten sie eigentlich nichts gemeinsam, aber sie waren dennoch sichtlich aus demselben Holz geschnitzt. Während ich beobachtete, wie Jamie oberhalb des Teichs auf einem Felsen hockte und seine Oberschenkel für den Absprung anspannte, konnte ich mir gut vorstellen, wie er sich darauf vorbereitete, einen Leopard anzugreifen. Ian räkelte sich unterdessen glänzend in der Sonne und wärmte sich die Kronjuwelen, während er aufmerksam nach Störenfrieden Ausschau hielt. Ihnen fehlten nur noch die lila Hinterteile,

und sie hätten überall in der afrikanischen Steppe ein Wörtchen mitreden können.

Auf ganz unterschiedliche Art und Weise waren sie alle schön, doch es war Jamie, zu dem mein Blick ständig zurückkehrte. Er war von Narben und Kampfspuren übersät, seine Muskeln verhärtet und verknotet, und das Alter hatte zwischen ihnen tiefe Furchen gegraben. Die dicke Wulst der Bajonettnarbe kroch breit und hässlich an seinem Oberschenkel hinauf; die dünnere weiße Linie der Narbe, die der Biss einer Klapperschlange hinterlassen hatte, war dagegen beinahe unsichtbar und verschwand im dichten Pelz seiner Körperbehaarung, die jetzt zu trocknen begann und wie eine rotgoldene Wolke von seiner Haut abstand. Der halbmondförmige Schwerthieb, der sich über seine Rippen zog, war ebenfalls gut verheilt; es war nicht mehr als eine haarbreite weiße Linie davon geblieben.

Er drehte sich um und bückte sich, um ein Stück Seife vom Felsen aufzuheben, und mein Inneres tat einen Satz. Er war zwar nicht lila, doch ansonsten hätte man nichts daran verbessern können; er war fest und rund und mit einem Hauch von Rotgold überzogen, und seine Muskeln waren an den Seiten sehr hübsch konkav geformt. Seine Hoden, die ich von hinten gerade eben sehen konnte, *waren* lila vor Kälte und weckten in mir das heftige Bedürfnis, mich von hinten an ihn zu schleichen und sie in meine vom Felsen gewärmten Hände zu nehmen.

Ich fragte mich, ob ihn der Satz, den er dann machen würde, wohl bis ans andere Teichufer tragen würde.

Ich hatte ihn seit Monaten nicht mehr nackt - oder auch nur halb angezogen - gesehen.

Jetzt jedoch ... Ich legte den Kopf zurück, schloss die Augen zum Schutz gegen die helle Frühlingssonne und genoss das Kitzeln meiner ebenfalls frisch gewaschenen Haare auf meinen Schulterblättern. Der Schnee war fort, das Wetter war schön - und der ganze Wald winkte einladend mit Orten, an denen wir für uns sein konnten -, von gelegentlichen Stinktieren einmal abgesehen.

ICH ÜBERLIESS DIE TROPFNASSEN MÄNNER IHREM SONNENBAD AUF DEN FELSEN und ging meine Kleider holen. Ich zog sie jedoch nicht an. Stattdessen stieg ich rasch zum Kühlhaus hinauf, wo ich meinen Korb mit dem frischen Grün in das kalte Wasser tauchte - wenn ich ihn zur Hütte brachte, würde Amy alles an sich reißen und es bis zur Unkenntlichkeit verkochen - und mein Kleid, mein Korsett und meine Strümpfe zusammengerollt auf das Käserregal legte. Dann ging ich zum Bach zurück.

Das Planschen und Kreischen waren verstummt. Stattdessen kam mir leiser Gesang auf dem Weg entgegen. Es war Bobby, der Orrie nach Hause trug - der von der Anstrengung fest eingeschlafen war. Aidan trottete müde, sauber und warm neben seinem Stiefvater her, und sein dunkler Kopf neigte sich im Rhythmus des Liedes hin und her.

Síomadh oidhche fhliuch is thioram

*Side nan seachd sian
Gheibheadh Griogal dhomhsa creagan
Ris an gabhainn díon.*

*(In so manch einer Nacht, ob nass oder trocken,
Selbst beim schlechtesten Wetter
Hat mir Gregor einen kleinen Fels gesucht,
Der mir Schutz gespendet hat.)*

*Òbhan, òbhan òbhan ìrì
Òbhan ìrì ò!
Òbhan, òbhan òbhan ìrì
'S mòr mo mhulad's mor.*

*(O weh mir, o weh
O weh mir, denn mein Schmerz ist groß.)*

Ich lächelte bei ihrem Anblick, musste aber gleichzeitig schlucken. Ich erinnerte mich daran, wie Jamie letzten Sommer Jem einmal vom Schwimmen heimgetragen hatte oder wie Roger Mandy nachts etwas vorgesungen hatte, seine raue Stimme kaum mehr als ein Flüstern - und dennoch Musik.

Ich nickte Bobby zu, der mein Nicken lächelnd erwiderte, jedoch ohne sein Lied zu unterbrechen. Er zog die Augenbrauen hoch und wies mit dem Daumen hinter sich, wohl um mir mitzuteilen, wohin Jamie gegangen war. Er ließ sich keine Überraschung darüber anmerken, mich in Hemd und Schultertuch zu sehen - gewiss glaubte er, dass

auch ich zum Bach unterwegs war, um zu baden, angeregt durch den außergewöhnlich warmen Tag.

Eudail mhòir a shluagh an gomhain

Dhòirt iad d'fhuil an dè

'S chuir iad do cheann air stob daraich

Tacan beag bhod chrè.

(Du Liebster aller Völker der Welt,

Gestern vergossen sie dein Blut

und haben deinen Kopf auf einen Eichenspieß gesteckt

und ihn neben dich gestellt.

Òbhan, òbhan òbhan ìrì

Òbhan ìrì ò!

Òbhan, òbhan òbhan ìrì

'S mòr mo mhulad's mor.

(O weh mir, o weh

O weh mir, denn mein Schmerz ist groß.)

Ich winkte ihm zu und schlug den Seitenpfad ein, der zur oberen Lichtung führte. Alle nannten diese Stelle das neue Haus, obwohl das Einzige, das darauf hindeutete, dass es dort einmal ein Haus *geben* könnte, ein Stapel Baumstämme und einige Pflöcke im Boden waren, die durch Schnüre miteinander verbunden waren. Diese sollten den Standort und den Grundriss des Hauses markieren, das Jamie als Ersatz für das Haupthaus bauen wollte -

wenn wir zurückkamen.

Ich sah, dass er die Pflöcke umgesetzt hatte. Das große Vorderzimmer war noch größer geworden, und der Raum an der Rückseite, der als Sprechzimmer für mich vorgesehen war, hatte eine Art Auswuchs bekommen, vielleicht eine separate Kräuterkammer.

Der Architekt saß splitternackt auf einem Baumstamm und betrachtete sein Königreich.

»Du hast mich wohl erwartet, wie?«, fragte ich. Ich legte mein Schultertuch ab und hängte es über den nächstbesten Ast.

»Ja.« Er lächelte und kratzte sich die Brust. »Ich dachte mir schon, dass dich der Anblick meines nackten Hinterteils entflammen würde. Oder war es vielleicht Bobbys?«

»Bobby hat kein nacktes Hinterteil. Weißt du eigentlich, dass du vom Hals abwärts kein einziges graues Haar hast? Warum ist das wohl so?«

Er blickte an sich hinunter, um sich zu betrachten, doch es stimmte. Die flammende Masse seines Haars war nur von einzelnen Silbersträhnen durchzogen, während sein Bart - er hatte den Winterwuchs vor ein paar Tagen ebenso mühsam wie sorgfältig entfernt - mit reichlich Weiß durchsetzt war. Doch das Haar auf seiner Brust war nach wie vor von dunkler rotbrauner Farbe und das darunter ein Pelz aus leuchtendem Rot.

Er kämmte mit den Fingern nachdenklich durch die

sprießenden Blätter und senkte den Blick.

»Ich glaube, er versteckt sich«, sagte er und sah mich mit hochgezogener Augenbraue an. »Willst du mir helfen, ihn zu suchen?«

Ich trat vor ihn und kniete mich dienstbeflissen hin. Der fragliche Gegenstand war zwar durchaus zu sehen, sah aber nach dem kalten Bad zugegebenermaßen noch ein wenig erschrocken aus und hatte einen höchst interessanten Blauton angenommen.

»Nun«, sagte ich, nachdem ich ihn einen Moment betrachtet hatte. »Jede große Eiche hat einmal als kleines Früchtchen angefangen. Habe ich zumindest gehört.«

Die Wärme meines Mundes ließ ihn erschauern, und ich hob unwillkürlich die Hände, um seine Hoden zu umfassen.

»Großer Gott«, sagte er, und seine Hände legten sich wie segnend leicht auf meinen Kopf.

»Was hast du gesagt?«, fragte er wenig später.

»Ich habe gesagt«, sagte ich und tauchte auf, um Luft zu holen, »ich finde deine Gänsehaut sehr erotisch.«

»Oh, ich habe noch mehr davon«, versicherte er mir. »Zieh dein Hemd aus, Sassenach. Ich habe dich fast ein halbes Jahr nicht mehr nackt gesehen.«

»Ähm ... nein, das stimmt«, pflichtete ich ihm zögernd bei. »Und ich weiß nicht genau, ob ich das möchte.«

Eine seiner Augenbrauen hob sich.

»Warum denn nicht?«

»Weil ich mich wochenlang nur im Haus aufgehalten habe, ohne Sonnenlicht und Bewegung. Ich sehe wahrscheinlich aus wie eine von diesen Maden, die man unter einem Stein findet - fett, weiß und schwammig.«

»Schwammig?«, wiederholte er und begann zu grinsen.

»Schwammig«, wiederholte ich würdevoll und schlug die Arme um mich selbst.

Er spitzte die Lippen und atmete langsam aus, während er mich mit zur Seite gelegtem Kopf betrachtete.

»Ich habe es zwar gern, wenn du fett bist, aber ich weiß genau, dass du es nicht bist«, sagte er, »weil ich seit Ende Januar jeden Abend deine Rippen spüre, wenn ich die Arme um dich lege. Was die weiße Farbe betrifft - du bist weiß, seit ich dich kenne; das wird mich kaum erschrecken. Und schwammig -« Er streckte eine Hand aus und winkte mir einladend mit den Fingern. »Ich glaube, das könnte mir gefallen.«

»Hmm«, sagte ich immer noch zögernd. Er seufzte.

»Sassenach«, sagte er, »ich habe gesagt, ich habe dich seit einem halben Jahr nicht mehr nackt gesehen. Das heißt, wenn du jetzt dein Hemd ausziehst, bist du das Beste, das mir seit einem halben Jahr vor die Augen kommt. Und weiter kann ich mich, glaube ich, in meinem Alter sowieso nicht zurückerinnern.«

Ich lachte, und ohne weitere Umstände stand ich auf und zog an dem Bändchen, das den Halsausschnitt meines Hemdes zusammenhielt. Ich wand mich, um es mir auf die

Füße sinken zu lassen.

Er schloss die Augen. Dann holte er tief Luft und öffnete sie wieder.

»Ich bin geblendet«, sagte er leise und hielt mir die Hand hin.

»Geblendet wie von einem Schneefeld in der Sonne?«, fragte ich skeptisch. »Oder wie vom Anblick einer Gorgo?«

»Beim Anblick einer Gorgo wird man zu Stein, nicht blind«, unterrichtete er mich. »Obwohl -«, er betastete sich versuchsweise mit dem Zeigefinger, »es durchaus noch passieren kann, dass ich zu Stein werde. Kommst du jetzt um Himmels willen zu mir?«

Ich kam.

ICH SCHLIEF IN JAMIES WÄRME EIN UND ERWACHTTE EINIGE ZEIT SPÄTER wohlig in sein Plaid gehüllt. Ich räkelte mich und alarmierte damit ein Eichhörnchen über mir, das auf einen Ast hinausrannte, um einen besseren Überblick zu haben. Offenbar war es nicht mit dem zufrieden, was es sah, denn es fing an zu schimpfen und zu plappern.

»Ach, gib Ruhe«, sagte ich gähnend und setzte mich hin. Das Eichhörnchen legte Protest gegen diese Bewegung ein und wurde hysterisch, was ich jedoch ignorierte. Zu meiner Überraschung war Jamie fort.

Ich dachte, er wäre vielleicht einfach nur in den Wald

gegangen, um sich zu erleichtern, doch ein rascher Blick in alle Richtungen brachte nichts zutage, und auch als ich mich auf die Beine kämpfte, das Plaid an mich geklammert, sah ich keine Spur von ihm.

Ich hatte nichts gehört: Wenn jemand gekommen wäre, wäre ich doch gewiss aufgewacht - oder Jamie hätte mich geweckt. Ich spitzte sorgfältig die Ohren, doch das Eichhörnchen war wieder zum Alltag übergegangen, und ich hörte nichts als die normalen Geräusche eines Waldes, in dem sich der Frühling regt: das Murmeln und Rauschen des Windes im frischen Grün der Bäume, unterbrochen vom gelegentlichen Knacken eines fallenden Astes, oder das Klappern der fallenden Kiefernzapfen aus dem letzten Jahr; den fernen Ruf eines Eichelhäher, das Gezwitzchen eines Schwarms von Karolinakleibern auf Futtersuche, das Rascheln eines hungrigen Maulwurfs im Laub des Winters.

Der Eichelhäher lärmte nach wie vor; ein zweiter hatte jetzt mit schrillen Alarmrufen eingestimmt. Vielleicht war das die Richtung, in die Jamie gegangen war.

Ich wickelte mich aus dem Plaid und zog mir das Hemd und die Sandalen an. Es ging jetzt auf den Abend zu; wir - oder zumindest ich - hatten lange geschlafen. In der Sonne war es noch warm, aber im Schatten unter den Bäumen war es kalt, und ich legte mir mein Schultertuch um und nahm Jamies Plaid als Bündel mit - er würde sicher froh sein, es zu bekommen.

Ich folgte dem Ruf der Eichelhäher bergauf, fort von der Lichtung. An der weißen Quelle nistete ein Pärchen; ich

hatte es erst vor zwei Tagen beim Nestbau gesehen.

Es war nicht weit, doch diese Quelle fühlte sich immer so an, als läge sie fernab von allem. Sie befand sich in der Mitte eines kleinen Hains aus Eschen und Hemlocktannen und war an der Ostseite durch einen mit Flechten bewachsenen Felsvorsprung geschützt. Wasser hat stets etwas Lebendiges an sich, und eine Gebirgsquelle, die rein aus dem Herzen der Erde entspringt, strahlt ein ganz besonderes Gefühl stiller Freude aus. Bei der weißen Quelle, die ihren Namen von dem großen hellen Felsbrocken hatte, der das Wasserbecken bewachte, war es jedoch noch mehr - sie schien von unberührtem Frieden erfüllt zu sein.

Je näher ich kam, desto sicherer war ich mir, dass ich Jamie dort finden würde.

»Es gibt dort etwas, das zuhört«, hatte er einmal wie beiläufig zu Brianna gesagt. »Es gibt solche Wasserbecken auch in den Highlands; man nennt sie Heiligenquellen - die Leute sagen, der Heilige lebt dort und hört ihren Gebeten zu.«

»Und was für ein Heiliger lebt in der weißen Quelle?«, hatte sie zynisch gefragt. »Sankt Killian?«

»Warum?«

»Der Schutzheilige der Gicht- und Rheumakranken und der Schönfärber.«

Er hatte gelacht und den Kopf geschüttelt.

»Was auch immer in diesem Wasser lebt, ist älter als

die Vorstellung, dass es Heilige gibt«, versicherte er ihr.
»Aber es hört zu.«

Ich ging mit leisen Schritten auf die Quelle zu. Die Eichelhäher waren verstummt.

Er war dort. Er saß auf einem Felsen am Wasser und trug nur sein Hemd. Ich begriff, warum die Eichelhäher wieder zum Tagesgeschäft übergegangen waren - er war so reglos wie der weiße Felsen selbst, und er hatte die Augen geschlossen. Seine Hände lagen offen auf seinen Knien, die Finger leicht gekrümmt.

Ich blieb abrupt stehen, als ich ihn sah. Ich hatte ihn schon einmal hier beten gesehen - als er Dougal MacKenzie um Beistand im Kampf gebeten hatte. Ich wusste nicht, mit wem er diesmal sprach, doch es war ein Gespräch, das ich nicht stören wollte.

Eigentlich sollte ich gehen, dachte ich - aber ganz abgesehen von meiner Befürchtung, dass ich ihn durch ein unbeabsichtigtes Geräusch stören würde, wollte ich nicht gehen. Die Quelle lag fast vollständig im Schatten, doch einzelne Lichtstrahlen drangen durch die Baumwipfel und liebkosten ihn. Die Luft war voller Pollen, und das Licht war von Goldstaub erfüllt. Es schlug Funken auf seinem Scheitel, seinen geschwungenen Fußrücken, seiner schmalen Nase, seinen Gesichtsknochen. Er hätte dort festgewachsen sein können, ein Teil von Erde, Stein und Wasser, hätte selbst der Geist der Quelle sein können.

Ich hatte nicht das Gefühl, nicht willkommen zu sein. Der Friede der Quelle berührte mich sanft und verlangsamte

meinen Herzschlag.

Was war es wohl, was er hier suchte?, fragte ich mich. Nahm er den Frieden des Berges in sich auf, um ihn sich einzuprägen, um sich während der Monate - vielleicht Jahre - des kommenden Exils daran zu stärken?

Ich *würde* diesen Moment im Gedächtnis behalten.

Das Licht begann zu schwinden, und die Luft verlor ihr Leuchten. Schließlich regte er sich und hob den Kopf ein wenig.

»Bitte lass mich genug sein«, sagte er leise.

Beim Klang seiner Stimme fuhr ich auf, doch er hatte nicht mit mir gesprochen.

Dann öffnete er die Augen und erhob sich so still, wie er dagesessen hatte. Er ging am Bach entlang, und seine schlanken Füße bewegten sich lautlos über den Teppich aus feuchten Blättern. Als er den Felsvorsprung passierte, sah er mich und lächelte. Wortlos streckte er die Hand aus, um das Plaid zu nehmen, das ich ihm entgegenhielt. Er sagte nichts, sondern nahm meine kalte Hand in seine warme, und wir gingen gemeinsam im Frieden des Berges heimwärts.

EIN PAAR TAGE SPÄTER KAMER MICH HOLEN. ICH SUCHTE GERADE AMBACHUFER nach Blutegeln, die nach dem Winterschlaf nun allmählich zum Vorschein kamen und heißhungrig auf Blut waren. Sie waren nicht

schwer zu fangen; ich watete einfach in Ufernähe durch das Wasser.

Im ersten Moment war der Gedanke, den lebenden Köder für die Egel zu geben, abstoßend, doch so bekam ich meine Egel schließlich immer - indem ich Jamie, Ian, Bobby oder irgendeinen aus dem Dutzend männlicher Heranwachsender durch die Bäche waten ließ und hinterher die Egel abpflückte. Und wenn man sich einmal an den Anblick der Tiere gewöhnt hatte, die sich langsam mit dem eigenen Blut vollsaugten, war es halb so schlimm.

»Ich muss sie genug Blut zum Überleben trinken lassen«, erklärte ich und verzog das Gesicht, während ich vorsichtig den Daumnagel unter den Sauger eines Blutegels schob, um ihn abzulösen, »aber nicht so viel, dass sie ins Koma fallen, denn dann nützen sie mir nichts.«

»Da brauchst du ja ein gutes Auge«, pflichtete mir Jamie bei, als ich den Blutegel in ein Gefäß mit Wasser und Entengrütze fallen ließ. »Wenn du deine zahmen Blutsauger fertig gefüttert hast, komm mit, und ich zeige dir die Höhle des Spaniers.«

Es war alles andere als ein kurzer Weg. Von Fraser's Ridge zirka vier Meilen durch kalte, schlammige Bäche und über steile Berghänge, dann durch einen Spalt in einer Granitwand, der mir das Gefühl gab, lebendig begraben zu sein, bevor wir eine Wildnis aus scharfkantigen Felsen betraten, die von wildem Wein umschlungen waren.

»Wir haben sie eines Tages auf der Jagd gefunden, Jem und ich«, erklärte Jamie, während er einen Laubvorhang

beiseitehielt, um mich durchzulassen. Weinranken von der Dicke eines männlichen Unterarms wanden sich knorrig vom Alter über die Felsen, und noch bildete das rotgrüne Frühlingslaub keine geschlossene Oberfläche. »Es war unser Geheimnis. Wir haben ausgemacht, niemandem etwas davon zu erzählen - nicht einmal seinen Eltern.«

»Oder mir«, sagte ich, doch ich fühlte mich nicht gekränkt. Ich hörte die Trauer in seiner Stimme, als er Jem erwähnte.

Der Eingang der Höhle war eine Bodenspalte, die Jamie mit einem großen, flachen Stein bedeckt hatte. Diesen schob er jetzt mühsam beiseite, und ich beugte mich vorsichtig darüber. Im ersten Moment verkrampfte sich mein Magen, als ich die Luft durch den Riss strömen hörte. Doch die Luft an der Oberfläche war warm; die Höhle atmete ein, nicht aus.

Ich erinnerte mich nur zu gut an die Höhle von Abandawe, die rings um uns zu atmen schien, und es kostete mich einige Überwindung, Jamie zu folgen, als er jetzt im Erdinneren verschwand. Es gab eine grob gezimmerte Holzleiter - neu, wie ich sah, doch als Ersatz für eine sehr viel ältere Leiter, die in Stücke zerfallen war; einige wurmstichige Holzreste befanden sich noch an Ort und Stelle und baumelten an rostigen Eisenbolzen im Felsen.

Es konnten nicht mehr als drei oder dreieinhalb Meter bis zum Boden sein, doch der Einstiegstunnel war schmal, und der Abstieg kam mir ewig vor. Endlich kam ich unten an und sah, dass sich die Höhle nach allen Seiten hin

öffnete wie der Bauch einer Flasche. Jamie hockte an der Wand; ich sah, wie er ein kleines Fläschchen hervorzog, und mir stieg beißender Terpentingeruch in die Nase.

Er hatte eine Fackel mitgebracht, ein knorriger Kiefernast, dessen Ende in Teer getaucht und mit einem Lappen umwickelt war. Er durchtränkte den Lappen mit Terpentin und hob dann das Feuerzeug, das Brianna für ihn gemacht hatte. Ein Funkenregen tauchte sein konzentriertes Gesicht in rötliches Licht. Noch zwei Versuche, dann fing die Fackel Feuer. Die Flamme schoss durch das brennbare Tuch und heftete sich an den Teer.

Er hielt die Fackel hoch und wies damit auf den Boden hinter mir. Ich drehte mich um und wäre fast aus der Haut gefahren.

Der Spanier lehnte sitzend an der Wand, die Skelettbeine vor sich ausgestreckt. Sein Kopf war vornübergefallen, als ob er döste. Hier und dort hing noch ein Büschel verblasster rötlicher Haare, doch die Haut war vollständig verschwunden. Seine Hände und Füße waren ebenfalls weitgehend verschwunden, denn Nager hatten die kleinen Knochen davongeschleppt. Doch für größere Tiere war er unerreichbar gewesen. Sein Oberkörper und die langen Knochen waren zwar angenagt, jedoch weitgehend unbeschädigt; die Rundung seines Brustkorbs bohrte sich durch einen Stoffrest, der so verblichen war, dass man nicht mehr sagen konnte, welche Farbe er einmal gehabt hatte.

Es war in der Tat ein Spanier. Ein Metallhelm mit einem

Wappen, rot vom Rost, lag neben ihm, gemeinsam mit einem eisernen Brustpanzer und einem Messer.

»Jesus H. Roosevelt Christus«, flüsterte ich. Jamie bekreuzigte sich und kniete sich neben das Skelett.

»Ich habe keine Ahnung, seit wann er hier ist«, sagte er ebenfalls ganz leise. »Wir haben nichts bei ihm gefunden, nur die Rüstung und das da.« Er zeigte auf den Kies direkt vor dem Beckenknochen. Ich beugte mich dichter darüber, ein kleines Kruzifix, wahrscheinlich aus Silber, jetzt schwarz angelaufen, und ein paar Zentimeter weiter ein kleines Dreieck, ebenfalls schwarz.

»Ein Rosenkranz?«, fragte ich, und Jamie nickte.

»Ich vermute, er hat ihn um den Hals getragen. Er muss aus Holz und einer Schnur bestanden haben, und als er verrottet ist, sind die Metallteile zu Boden gefallen. Das ...« Sein Finger berührte sanft das kleine Dreieck. »Auf der einen Seite steht »Nr. Sra. Ang.« - ich glaube, es heißt »Nuestra Senora de los Angeles«. Unsere liebe Frau von den Engeln. Auf der Rückseite ist ein Bildchen der Heiligen Jungfrau.«

Ich bekreuzigte mich automatisch.

»Hat Jemmy Angst gehabt?«, fragte ich nach einem Moment respektvollen Schweigens.

»Ich habe Angst gehabt«, sagte Jamie trocken. »Es war dunkel, als ich durch den Tunnel hinuntergestiegen bin, und beinahe wäre ich direkt auf unserem Freund hier gelandet. Ich dachte, er würde noch leben, und vor Entsetzen ist mir

fast das Herz stehen geblieben.«

Er hatte einen Schreckensruf ausgestoßen, und Jemmy, den er mit der strikten Anweisung oben gelassen hatte, sich nicht vom Fleck zu rühren, war prompt in das Loch gekrochen, hatte auf halbem Weg den Halt auf der kaputten Leiter verloren und war mit den Füßen zuerst auf seinen Großvater geprallt.

»Ich habe ihn rascheln hören und nach oben geschaut, und genau in dieser Sekunde ist er vom Himmel gefallen und hat meine Brust getroffen wie eine Kanonenkugel.« Jamie rieb sich ebenso reumütig wie belustigt die linke Brustseite. »Hätte ich den Kopf nicht gehoben, hätte er mir das Genick gebrochen - und er wäre nie allein hier herausgekommen.«

Und wir hätten nie erfahren, was euch beiden zugestoßen ist. Ich schluckte, weil mir bei diesem Gedanken der Mund trocken wurde. Und doch ... konnte jeden Tag irgendetwas nicht minder Zufälliges passieren. Jedem von uns.

»Ein Wunder, dass sich keiner von euch etwas gebrochen hat«, sagte ich stattdessen und zeigte auf das Skelett. »Was meinst du denn, was ihm hier zugestoßen ist?« *Seine Familie hat es auch nie erfahren.*

Jamie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht. Er hat nicht mit einem Feind gerechnet, denn er trug ja keine Rüstung.«

»Und du glaubst nicht, er ist in die Höhle gefallen und

einfach nicht wieder hinausgekommen?« Ich hockte mich neben das Skelett und tastete sein linkes Schienbein ab. Der Knochen war ausgetrocknet und aufgerissen, und sein Ende war von kleinen scharfen Zähnen angenagt - doch ich konnte eine Stelle sehen, die ein Bruch hätte sein können. Oder aber auch nur der Zahn der Zeit.

Jamie zuckte mit den Achseln und blickte auf.

»Das glaube ich nicht. Er war zwar um einiges kleiner als ich, aber ich glaube, dass die ursprüngliche Leiter schon hier war, als er gestorben ist - denn wenn jemand sie später gezimmert hat, warum hätte er den Mann hier unten lassen sollen? Selbst mit einem gebrochenen Bein hätte er es schaffen müssen, sie hochzuklettern.«

»Hm. Er könnte vielleicht an einer Krankheit gestorben sein. Das würde erklären, warum er den Helm und den Brustpanzer ausgezogen hat.« Wobei ich persönlich beides bei der ersten Gelegenheit ausgezogen hätte; je nach Jahreszeit musste er entweder lebendig gekocht worden oder in seiner Metallhülle halb verschimmelt sein.

»Mmpfm.«

Bei diesem Geräusch blickte ich auf, denn es zeugte zwar von skeptischer Übereinstimmung mit meinen Überlegungen, jedoch nicht mit meiner Schlussfolgerung.

»Du meinst, er ist umgebracht worden?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Er hat eine Rüstung - aber keine Waffen außer einem kleinen Messer. Und man kann sehen, dass er

Rechtshänder war, aber das Messer liegt zu seiner Linken.«

Der Tote *war* Rechtshänder gewesen, die Knochen seines rechten Arms waren selbst im flackernden Fackelschein deutlich dicker. Ein Schwertkämpfer vielleicht?, fragte ich mich.

»Ich habe auf den Westindischen Inseln viele spanische Soldaten kennengelernt, Sassenach. Sie strotzten alle nur so vor Schwertern, Speeren und Pistolen. Wenn dieser Mann an einer Krankheit gestorben wäre, hätten seine Kameraden möglicherweise seine Waffen mitgenommen - aber auch seine Rüstung *und* das Messer. Warum hätten sie es hierlassen sollen?«

»Aber warum *hat* sein Mörder - wenn er denn ermordet worden ist - dann die Rüstung und das Messer zurückgelassen?«

»Was die Rüstung angeht - er wollte sie nicht. Sie hätte ja nur einem Soldaten etwas genützt. Und das Messer - weil es in ihm gesteckt hat?«, spekulierte Jamie. »Außerdem ist es kein besonders gutes Messer.«

»Sehr logisch«, sagte ich und schluckte erneut. »Von der Frage, wie er gestorben ist, einmal abgesehen - was in Gottes Namen wollte er überhaupt in den Bergen von North Carolina?«

»Vor fünfzig oder sechzig Jahren haben die Spanier Kundschafter bis nach Virginia geschickt«, unterrichtete er mich. »Aber die Sümpfe haben sie abgeschreckt.«

»Das kann ich verstehen. Aber warum ... *das hier?*« Ich erhob mich und wies mit einer Handbewegung auf die Höhle und die Leiter. Er antwortete nicht, sondern nahm meinen Arm und hielt die Fackel hoch, während er sich der anderen Seite der Höhle zuwandte. Hoch über meinem Kopf sah ich noch einen Riss im Felsen, schwarz im Fackelschein, gerade so breit, dass ein Mann sich hindurchwinden konnte.

»Da ist noch eine kleinere Höhle«, sagte er und wies kopfnickend nach oben. »Und als ich Jemmy hochgehalten habe, um nachzusehen, hat er mir gesagt, dort wären Spuren im Staub - rechteckige Spuren, als hätten dort schwere Kisten gestanden.«

Weshalb er auf die Höhle des Spaniers gekommen war, als es nötig wurde, einen Schatz zu verstecken.

»Heute Abend bringen wir den Rest des Goldes her«, sagte er, »und verbergen die Öffnung dort oben hinter einem Steinhaufen. Dann lassen wir unseren Señor hier in Frieden ruhen.«

Ich musste zugeben, dass die Höhle kein schlechterer Ruheplatz war als jedes andere Grab. Und die Gegenwart des spanischen Soldaten würde wahrscheinlich jeden, der zufällig in die Höhle stolperte, von weiteren Nachforschungen abhalten, da sowohl die Indianer als auch die Siedler eine tiefe Abneigung gegen Geister hegten. Highlandschotten übrigens ebenso, und ich wandte mich zu Jamie um.

»Du und Jem - hattet ihr keine Angst, dass er euch

heimsuchen würde?«

»Nein, wir haben das Gebet für seinen Seelenfrieden gesprochen, als ich die Höhle verschlossen habe, und ringsum Salz verstreut.«

Ich musste lächeln.

»Du weißt für jede Gelegenheit ein passendes Gebet, oder?«

Er lächelte ebenfalls schwach und drückte die Spitze der Fackel in den feuchten Kies, um sie zu löschen. Ein schwacher Lichtstrahl beleuchtete seinen Scheitel von oben.

»Es gibt immer ein Gebet, *a nighean*, und wenn es nur *A Dhia, cuidich mi* ist.« *O Gott, hilf mir.*

ABSCHIED NEHMEN

Das Gold ruhte nicht vollständig bei dem Spanier. Ich hatte zwei meiner Unterröcke am Saum umgeschlagen und Goldspäne gleichmäßig in kleine Taschen verteilt und dazu in den Saum am Boden meiner großen Tasche mehrere Unzen Gold eingenäht. Jamie und Ian trugen jeweils eine kleine Menge in ihrem Sporran bei sich. Und jeder von ihnen würde zwei prall gefüllte Munitionsbeutel am Gürtel tragen.

»Du vergisst aber nicht, aus welchem du dir Nachschub zum Laden nimmst, aye?« Jamie ließ eine frische Musketenkugel, die wie ein winziger Sonnenaufgang glänzte, aus der Gussform in den Topf mit Schmalz und Ruß fallen.

»Solange du dich nicht aus Versehen an meinem Beutel vergreifst, nein«, sagte Ian sarkastisch. Er goss Bleikugeln, die er noch heiß in eine mit Laub ausgelegte Vertiefung fallen ließ, wo sie in der kühlen Abendluft qualmten und dampften.

Rollo, der dabeilag, nieste, als ein Rauchkringel an seiner Nase vorüberzog, und prustete heftig. Ian warf ihm einen Blick zu und lächelte.

»Ob es dir wohl gefallen wird, das Rotwild über die Heide zu jagen, *a cù?*«, fragte er. »Aber von den Schafen musst du dich fernhalten, sonst hält dich am Ende noch

jemand für einen Wolf und erschießt dich.«

Rollo seufzte und kniff die Augen zu schläfrigen Schlitzen zusammen.

»Denkst du schon darüber nach, was du zu deiner Mutter sagen wirst, wenn du sie siehst?«, fragte Jamie und blinzelte, weil ihm der Rauch des Feuers in den Augen brannte, während er die kleine Kelle mit den Goldspänen über die Flammen hielt.

»Ich versuche, nicht allzu viel nachzudenken«, erwiderte Ian unverblümt. »Mir wird ganz anders, wenn ich an Lallybroch denke.«

»Gut oder schlecht anders?«, fragte ich, während ich die abgekühlten Goldkugeln vorsichtig mit einem Holzlöffel aus dem Schmalz fischte und sie in die Munitionsbeutel legte. Da wir im Verborgenen vorgehen mussten, stellten wir die Kugeln an einem kleinen Feuer auf der Lichtung für das neue Haus her, wo wir außer Sichtweite waren.

Ian runzelte die Stirn, ohne die Augen von seiner Schöpfkelle abzuwenden, wo sich die knittrigen Bleiklumpchen von einer Sekunde zur nächsten in eine bebende Pfütze verwandelten.

»Beides, glaube ich. Brianna hat mir einmal von einem Buch erzählt, das sie in der Schule gelesen hat und in dem steht, dass es kein Zurück nach Hause gibt. Das stimmt wahrscheinlich – aber ich möchte so gern zurück«, fügte er leise hinzu, die Augen nach wie vor fest auf seine Arbeit gerichtet. Das geschmolzene Blei floss zischend in die

Gussform.

Ich wandte den Blick von seinem sehnsüchtigen Gesichtsausdruck ab und stellte fest, dass mich Jamie fragend, aber zugleich zärtlich ansah. Ich stand auf und ächzte leise, weil mein Kniegelenk knackte.

»Nun ja«, sagte ich kurz angebunden. »Das kommt doch ganz darauf an, was man unter einem Zuhause versteht, oder? Es ist schließlich nicht immer ein Ort.«

»Aye, das stimmt.« Ian hielt die Kugelform kurz hoch, um sie abkühlen zu lassen. »Aber selbst wenn es ein Mensch ist, gibt es nicht immer ein Zurück, aye?«, und sein Mund zuckte, als er erst zu Jamie sah, dann zu mir.

»Ich denke, du wirst deine Eltern in etwa so antreffen, wie du sie verlassen hast«, sagte Jamie trocken, ohne auf Ians Anspielung einzugehen. »Sie werden wahrscheinlich viel eher von dir schockiert sein.«

Ian blickte an sich hinunter und lächelte.

»Bin ein bisschen gewachsen«, sagte er.

Ich prustete belustigt auf. Er war fünfzehn gewesen, als er Schottland verließ – ein hageres Gestell von einem Jungen. Er ~~war~~ war um einiges gewachsen. Außerdem war er sehnig und zäh wie trockenes Leder. Normalerweise hatte er auch in etwa dieselbe Hautfarbe, obwohl er jetzt vom Winter gebleicht war, sodass die tätowierten Pünktchen, die sich im Halbkreis über seine Wangenknochen zogen, noch deutlicher auffielen.

»Erinnerst du dich an den anderen Spruch, den ich dir

gesagt habe?«, fragte ich ihn. »Als wir aus Edinburgh nach Lallybroch gekommen sind, nachdem ich ... Jamie wiedergefunden hatte. *Zuhause ist der Ort, wo sie nicht anders können, als dich aufzunehmen.*«

Ian zog eine Augenbraue hoch, ließ den Blick von mir zu Jamie wandern und schüttelte den Kopf.

»Kein Wunder, dass du sie so gern hast, Onkel Jamie. Sie muss dir wahrhaftig ein großer Trost sein.«

»Nun ja«, bekannte Jamie, ohne den Kopf von seiner Arbeit zu heben, »sie nimmt mich immer wieder auf - also muss sie wohl mein Zuhause sein.«

ALS WIR FERTIG WAREN, BRACHTEN IAN UND ROLLO DIE VOLLEN MUNITIONSBEUTEL zur Hütte zurück, während Jamie das Feuer austrat und ich die Utensilien zusammenpackte. Es wurde dunkel, und die Luft - die ohnehin schon so frisch war, dass sie in der Lunge kitzelte - nahm jetzt eine lebendige Kühle an, die auch die Haut liebte: der Atemhauch des Frühlings, der unablässig über die Erde weht.

Einen Moment lang stand ich einfach da und genoss. Obwohl wir im Freien gearbeitet hatten, war es heiß und stickig gewesen, und der kalte Lufthauch, der mir die Haare aus dem Nacken strich, war herrlich.

»Hast du einen Penny, *a nighean?*«, sagte Jamie neben mir.

»Einen was?«

»Nun ja, irgendein anderes Geldstück reicht auch.«

»Ich *glaube* nicht, aber ...« Ich kramte in der Tasche, die ich mir an die Taille gebunden hatte und die im jetzigen Stadium unserer Vorbereitungen fast genauso viele unmögliche Dinge enthielt wie Jamies Sporrان. Unter den Garnsträhnchen, den zusammengefalteten Papierstückchen, die Samenkörner oder getrocknete Kräuter enthielten, den Lederstückchen, in denen Nadeln steckten, dem kleinen Gefäß mit chirurgischem Nähmaterial, einer schwarz-weiß gemusterten Spechtfeder, einem Stückchen weißer Kreide und einem halben Brötchen, bei dessen Verzehr ich offensichtlich unterbrochen worden war, entdeckte ich tatsächlich einen schmierigen, mit Flusen und Krümeln verklebten halben Shilling.

»Kannst du den nehmen?«, fragte ich. Ich wischte die Münze ab und reichte sie ihm.

»Ja«, sagte er und hielt mir etwas entgegen. Meine Hand schloss sich automatisch um den Gegenstand, der sich als Griff eines Messers entpuppte, das ich vor lauter Überraschung beinahe fallen gelassen hätte.

»Ein neues Messer musst du immer mit Geld bezahlen«, erklärte er mir halb lächelnd. »Damit es weiß, dass du sein Besitzer bist, und sich nicht gegen dich wendet.«

»Sein Besitzer?« Die Sonne berührte jetzt den Grat des Berges, doch es war noch hell genug, um meine neue

Errungenschaft zu betrachten. Es war eine schmale, aber stabile Klinge, die an einer Kante sorgfältig geschärft war; die Schneide schimmerte silbern im ersterbenden Sonnenlicht. Der Griff war aus Hirschhorn geschnitzt, glatt und warm in meiner Hand - und er hatte zwei kleine Einkerbungen, die genau zu meiner Hand passten. Dies war eindeutig mein Messer.

»Danke«, sagte ich, während ich es bewunderte. »Aber -«

»Du wirst dich sicherer fühlen, wenn du es dabei hast«, sagte er nüchtern. »Oh - eines noch. Gib es mir.«

Ich reichte es ihm verwundert zurück und beobachtete verblüfft, wie er die Klinge leicht über seinen Daumenballen zog. Aus dem flachen Schnitt quoll Blut auf, und er wischte es an seiner Hose ab und steckte den Daumen in den Mund, während er mir das Messer zurückreichte.

»Man tauft eine Klinge mit Blut, damit sie weiß, wozu sie da ist«, erklärte er mir und nahm den verletzten Finger aus dem Mund.

Der Griff des Messers lag zwar warm in meiner Hand, doch mich durchlief ein kalter Schauer. Bis auf seltene Ausnahmen neigte Jamie eigentlich nicht zu romantischen Gesten. Wenn er mir ein Messer gab, so glaubte er, dass ich es möglicherweise brauchen würde. Und zwar nicht, um Wurzeln auszugraben oder Baumrinde zu schaben. Zu wissen, wozu es da war - in der Tat.

»Es passt genau in meine Hand«, sagte ich. Ich

streichelte die kleine Mulde, die für meinen Daumen gedacht war. »Wie hast du das so exakt hinbekommen?«

Er lachte.

»Ich habe deine Hand schon oft genug an meinem Schwanz gehabt, um zu wissen, wie groß sie ist, Sassenach«, versicherte er mir.

Ich prustete los, drehte jedoch das Messer um und stach mir mit der Spitze in den Daumen. Es war erstaunlich scharf; ich spürte kaum etwas, doch sofort quoll eine Perle aus dunkelrotem Blut auf. Ich steckte mir das Messer in den Gürtel, nahm seine Hand und drückte meinen Daumen gegen den seinen.

»Blut von meinem Blut«, sagte ich.

Ich hatte ebenfalls keinerlei Hang zu romantischen Gesten.

BRANDER*New York August 1776*

Am Endenahm man Williams Kunde von der Flucht der Amerikaner weitaus besser auf, als er erwartet hatte. Berauscht von dem Gefühl, den Feind in die Enge getrieben zu haben, bewegte sich Howes Armee mit bemerkenswerter Geschwindigkeit. Die Flotte des Admirals lag nach wie vor in der Gravesend-Bucht; innerhalb eines Tages marschierten Tausende von Männern im Eiltempo ans Ufer und gingen wieder an Bord, um nach Manhattan überzusetzen; als am nächsten Tag die Sonne unterging, begannen bewaffnete Kompanien mit dem Angriff auf New York - nur um festzustellen, dass die Gräben leer und die Befestigungsanlagen verlassen waren.

So enttäuschend dies für William war, der auf die Chance gehofft hatte, sich direkt und von Mann zu Mann zu rächen, so außerordentlich erfreut war General Howe über diese Entwicklung. Er zog mit seinem Stab in eine große Villa namens Beekman House, um von dort die Kolonie fest unter seine Kontrolle zu bringen. Zwar sprachen sich die ranghohen Offiziere unablässig dafür aus, den Amerikanern nachzusetzen - ein Vorschlag, dem William von Herzen zustimmte -, doch General Howe war der Meinung, dass das Gefühl der Unterlegenheit und die

Zermürbung Washingtons verbleibende Truppen aufreiben würden und der Winter ihnen den Rest geben würde.

»Bis dahin«, sagte Leutnant Anthony Fortnum und sah sich in dem stickigen Speicherzimmer um, das man den drei rangniedrigsten Stabsoffizieren zugeteilt hatte, »sind wir eine Besatzungsarmee. Was bedeutet, dass wir das Recht darauf haben, die Vergnügungen unseres Dienstortes auszukosten.«

»Als da wären?«, erkundigte sich William, während er sich vergeblich nach einem Aufbewahrungsort für den wettergegerbten Handkoffer umsah, der gegenwärtig den Großteil seiner weltlichen Besitztümer enthielt.

»Nun ja, Frauen«, sagte Fortnum und überlegte. »Außerdem muss New York doch seine Fleischtöpfe haben?«

»Ich habe auf dem Hinweg keine gesehen«, erwiderte Ralph Jocelyn skeptisch. »Und ich habe gründlich Ausschau danach gehalten.«

»Nicht gründlich genug«, sagte Fortnum bestimmt. »Ich bin mir sicher, dass es Fleischtöpfe geben muss.«

»Es gibt Bier«, meinte William. »Ein anständiges Wirtshaus namens Fraunces in der Nähe der Water Street. Dort habe ich unterwegs einen guten Schluck getrunken.«

»Es muss etwas in der Nähe geben«, warf Jocelyn ein. »Ich spaziere doch in dieser Hitze nicht meilenweit durch die Gegend!« Das Beekman House war zwar hübsch gelegen; das Grundstück war riesig, und die Luft war

sauber - doch es befand sich ein gutes Stück außerhalb der Stadt.

»Sucht, und ihr werdet finden, meine Brüder.« Fortnum schob eine Seitenlocke zurecht und warf sich den Rock über die Schulter. »Kommst du mit, Ellesmere?«

»Nein, jetzt nicht. Ich muss ein paar Briefe schreiben. Solltet ihr Fleischtöpfe finden, erwarte ich einen schriftlichen Bericht. In dreifacher Ausfertigung natürlich.«

Vorerst sich selbst überlassen, stellte er seine Tasche auf den Boden und holte das kleine Briefbündel heraus, das ihm Hauptmann Griswold überreicht hatte.

Es waren fünf Briefe; drei mit dem lächelnden Halbmondsiegel seines Stiefvaters - Lord John schrieb ihm pünktlich am Fünfzehnten eines jeden Monats, aber zusätzlich zu anderen Zeiten -, einer von seinem Onkel Hal - bei diesem Anblick grinste er; Onkel Hals Briefe waren zwar hin und wieder verwirrend, aber stets unterhaltsam -, und einer in einer unbekannten, aber weiblichen Handschrift mit einem einfachen Siegel.

Neugierig brach er das Siegel auf, und als er den Brief öffnete, fand er zwei dicht beschriebene Seiten von seiner Cousine Dottie. Er zog die Augenbrauen hoch; Dottie hatte ihm noch nie geschrieben.

Seine Augenbrauen blieben, wo sie waren, während er den Brief las.

»Das ist ja nicht zu fassen«, sagte er laut.

»Was denn?«, fragte Fortnum, der zurückgekommen

war, um seinen Hut zu holen.» Schlechte Nachrichten von zu Hause?«

»Was? Oh. Nein. Nein«, wiederholte er und las die erste Seite des Briefes noch einmal. »Nur ... interessant.«

Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in seinen Rock, wo er vor Fortnums neugierigen Blicken sicher war, und ergriff Onkel Hals Brief mit dem herzoglichen Siegel. Bei diesem Anblick bekam Fortnum große Augen, doch er schwieg.

William hustete und brach das Siegel auf. Wie üblich war die Note weniger als eine Seite lang und enthielt weder Begrüßung noch Unterschrift - Onkel Hal war der Meinung, dass der Adressat schließlich klar war, da der Brief mit einer Anschrift versehen war, dass das Siegel deutlich sagte, wer ihn geschrieben hatte, und dass er seine Zeit nicht damit verschwendete, an Dummköpfe zu schreiben.

Adam ist unter Sir Henry Clinton in New York stationiert, besagte der Brief. Minnie hat ihm ein paar Dinge für Dich mitgegeben, die ihm fürchterliche Umstände machen. Dottie lässt Dich herzlich grüßen, was sehr viel weniger Platz wegnimmt.

John sagt, Du arbeitest für Hauptmann Richardson. Ich kenne Richardson, und ich finde, das solltest Du nicht.

Grüße Oberst Spencer von mir, und hüte Dich davor, mit ihm Karten zu spielen.

Onkel Hal, dachte William, konnte mehr Information in weniger Worte stopfen als irgendjemand sonst. Er fragte

sich, ob Oberst Spencer wohl beim Kartenspiel betrog oder ob er lediglich ein sehr guter Spieler oder ein großer Glückspilz war. Das verschwieg ihm Onkel Hal gewiss mit Absicht, denn wenn es eine der beiden letzteren Alternativen war, wäre William versucht gewesen, sein Können auf die Probe zu stellen - obwohl er wusste, wie gefährlich es war, regelmäßig gegen einen ranghöheren Offizier zu gewinnen. Ein- oder zweimal jedoch ... Nein, Onkel Hal war selbst ein sehr guter Kartenspieler, und wenn er William warnte, so war es ein Gebot der Klugheit, sich an die Warnung zu halten. Vielleicht war Oberst Spencer ja sowohl ehrlich als auch kein besonderer Spieler, aber ein Mensch, der sich beleidigt fühlte - und sich rächte -, wenn er zu oft geschlagen wurde.

Onkel Hal war ein hinterlistiger alter Teufel, dachte William nicht ohne Bewunderung.

Weshalb ihm dieser zweite Absatz große Sorgen bereitete. *Ich kenne Richardson* ... In diesem Fall verstand er sehr gut, warum Onkel Hal die Details ausgelassen hatte; man wusste nie, von wem die Post gelesen wurde, und es war gut möglich, dass ein Brief mit dem Siegel des Herzogs von Pardloe Aufmerksamkeit erregte. Es sah zwar nicht so aus, als sei das Siegel manipuliert worden, doch er hatte bereits seinem eigenen Vater dabei zugesehen, wie dieser mit großem Geschick und einem heißen Messer Briefsiegel entfernte und wieder anbrachte, und hegte diesbezüglich keine Illusionen.

Das hinderte ihn aber nicht daran, sich zu fragen, *was*

Onkel Hal über Hauptmann Richardson wusste und warum er wollte, dass William seine Kundschafterdienste beendete - denn offensichtlich hatte Papa Onkel Hal davon erzählt.

Was ihn noch nachdenklicher machte - wenn Papa seinem Bruder erzählt hatte, womit William beschäftigt war, musste Onkel Hal Papa erzählt haben, was er über Hauptmann Richardson wusste, falls dieser irgendwie in Verruf stand. Und wenn er das getan hatte -

Er legte Onkel Hals Note beiseite und riss den ersten Brief seines Vaters auf. Nein, kein Wort über Richardson ... Der zweite? Wieder nichts. Im dritten eine vage Anspielung auf Spionage, aber in Form eines Wunsches, er möge nicht in Gefahr geraten, und einer indirekten Anspielung auf seine Körperhaltung.

Ein hochgewachsener Mann fällt in Gesellschaft stets auf, und zwar umso mehr, wenn sein Blick direkt ist und seine Kleidung ordentlich.

William lächelte. In Westminster, wo er zur Schule gegangen war, hatten alle Klassen einen einzigen großen Raum benutzt. Dieser war zwar durch einen Vorhang in die niedrigeren und höheren Klassen unterteilt gewesen, doch es wurden Jungen jedes Alters zusammen unterrichtet, und William hatte schnell gelernt, wann - und wie - er sich am besten unsichtbar machte oder mit Absicht auffiel, je nachdem, wer in seiner unmittelbaren Nähe war.

Nun denn. Was auch immer Onkel Hal über Richardson wusste, Papa bereitete es jedenfalls keine Sorgen.

Natürlich, so rief er sich zu Bewusstsein, musste es ja nicht zwingend etwas Negatives sein. Der Herzog von Pardloe war zwar furchtlos, solange es um ihn selbst ging, doch im Hinblick auf seine Familie neigte er zu übertriebener Vorsicht. Vielleicht glaubte er ja nur, dass Richardson waghalsig war; wenn das der Fall war, würde sich Papa wahrscheinlich auf Williams gesunden Menschenverstand verlassen und es daher nicht erwähnen.

Es war stickig auf dem Speicher; der Schweiß tropfte William über das Gesicht und zerknitterte ihm das Hemd. Fortnum war wieder gegangen, ohne seinen Koffer zurückzuschieben. Dieser ragte unter seinem Feldbett hervor, das in Schiefelage geraten war. William blieb gerade noch genug Platz, um aufzustehen und zur Tür zu gehen, und er flüchtete mit einem Gefühl der Erleichterung ins Freie. Dort war die Luft zwar heiß und feucht, doch immerhin stand sie nicht. Er setzte sich den Hut auf und machte sich auf den Weg herauszufinden, wo genau sein Vetter Adam einquartiert war. Die »fürchterlichen Umstände« klangen doch sehr vielversprechend.

Doch während er sich zwischen den Bauersfrauen hindurchschob, die unterwegs zum Marktplatz waren, spürte er den Brief in seinem Rock knistern, und Adams Schwester fiel ihm wieder ein.

Dottie lässt dich herzlich grüßen, was sehr viel weniger Platz wegnimmt. Onkel Hal war zwar hinterlistig, dachte William, doch selbst der hinterlistigste Teufel tappt hin und wieder völlig im Dunklen.

DIE »FÜRCHTERLICHEN UMSCHANDE« HIELTEN, WAS SIE VERSPRACHEN: EIN Buch, eine Flasche mit ausgezeichnetem spanischem Sherry, ein Glas mit Oliven dazu und drei Paar neue Seidenstrümpfe.

»Ich ertrinke in Strümpfen«, versicherte Adam ihm, als William versuchte, seine Ausbeute mit ihm zu teilen. »Mutter kauft sie *en gros* und schickt, glaube ich, mit jedem Schiff welche. Du hast Glück, dass sie nicht auf die Idee gekommen ist, dir neue Unterhosen zu schicken; ich bekomme jedes Mal welche mit der Diplomatenpost, und du kannst dir ja vorstellen, wie peinlich es ist, Sir Henry *das* zu erklären ... Aber zu einem Glas von deinem Sherry würde ich nicht nein sagen.«

William war sich nicht sicher, ob das ein Scherz war; Adam hatte ein ernstes Gesicht, was ihm im Umgang mit den ranghöheren Offizieren gute Dienste tat, und zudem beherrschte er diesen Trick der Greys, die ungeheuerlichsten Dinge zu sagen, ohne dabei eine Miene zu verziehen. William lachte dennoch und rief unten nach Gläsern.

Einer von Adams Freunden brachte drei Gläser herbei und blieb hilfreicherweise gleich da, um beim Leeren des Sherrys zu helfen. Ein weiterer Freund erschien wie aus dem Nichts - es war sehr guter Sherry - und holte eine kleine Flasche Portwein aus seiner Truhe, um seinen Beitrag zu den Festivitäten zu leisten. Wie es solche Zusammenkünfte nun einmal an sich haben, vermehrten sich sowohl Flaschen als auch Freunde, bis jede

waagerechte Oberfläche in Adams Zimmer - das zugegebenermaßen nicht groß war - besetzt war.

William hatte großzügigerweise zu dem Sherry seine Oliven spendiert, und als die Flasche zur Neige ging, prostete er auf seine Tante und ihre großzügigen Geschenke, wobei er nicht vergaß, die Strümpfe zu erwähnen.

»Wobei ich allerdings davon ausgehe, dass es nicht deine Mutter war, die auf die Idee mit dem Buch gekommen ist, oder?«, sagte er zu Adam und atmete heftig aus, während er sein leeres Glas sinken ließ.

Adam bekam einen Kicheranfall, denn sein üblicher Ernst hatte sich völlig im Rumpunsch aufgelöst.

»Nein«, gackerte er, »und Pabba war es auch nicht. Das war mein eigener B-beitrag zur kullu ..., ich meine kulturellen Weidderentwigglung in den Kolonien.«

»Ein wahrhaft großer Dienst an der Menschheit und der Zivilisation«, versicherte ihm William ernst und gab gleichzeitig damit an, wie gut er seine Zunge trotz des Alkohols im Zaum halten konnte.

Da nun der allgemeine Ausruf »Was für ein Buch? Was für ein Buch? Zeig uns dieses vielgepriesene Buch!« folgte, war er gezwungen, die Krönung seiner Geschenkesammlung hervorzuholen: ein Exemplar der berühmten »Liste der Damen vom Covent Garden« eines gewissen Mr. Harris - ein schwelgerischer Katalog der Vorzüge und Spezialitäten, der Preise und der

Verfügbarkeit der besten Huren, die in London zu finden waren.

Das Auftauchen des Buches wurde mit Ausrufen des Entzückens begrüßt, und nach allgemeinem Gerangel rettete William es, bevor es in Stücke gerissen wurde. Allerdings ließ er sich dazu überreden, einige Passagen laut vorzulesen, und seine bühnenreife Darbietung wurde mit begeistertem Wolfsgeheul und einem Hagel von Olivenkernen belohnt.

Vorlesen macht natürlich Durst, und man rief nach weiteren Erfrischungen, die prompt vertilgt wurden. Er hätte nicht sagen können, wer zuerst den Vorschlag machte, dass die Anwesenden einen Expeditionstrupp bilden sollten, um eine ähnliche Liste auch für New York zu verfassen. Egal, wer es war, sein Vorschlag wurde begeistert aufgenommen und mit Rumpunsch gefeiert - inzwischen waren alle Flaschen leer.

Und so kam es schließlich, dass er gemeinsam mit den anderen vom Alkohol umnebelt durch enge Straßen wanderte, deren Dunkelheit von kerzenerhellten Fenstern unterbrochen wurde und hin und wieder von einer Hängelaterne an einer Kreuzung. Niemand schien ein bestimmtes Ziel zu haben, und doch rückten sie geschlossen vor wie ein Mann, angezogen von einem geheimen Lockruf.

»Wie Rüden, die einer läufigen Hündin folgen«, stellte er fest, und zu seiner Überraschung quittierte einer von Adams Freunden diese Bemerkung mit einem beifälligen

Schulterschlag - ihm war gar nicht bewusst gewesen, dass er laut gesprochen hatte. Schließlich erreichten sie eine Gasse, in der zwei oder drei in rotes Musselintuch gehüllte Laternen hingen, deren Schimmer die Türen - die einladend offen standen - blutrot leuchten ließ. Der Anblick wurde von Geheul begrüßt, und die Möchtegernkundschafter hielten zielsicher darauf zu. Nur einmal blieben sie kurz mitten auf der Straße stehen, um darüber zu diskutieren, mit welchem der Etablissements sie ihre Recherchen beginnen sollten.

William selbst beteiligte sich kaum an der Diskussion; die Luft war drückend und schwül und stank nach Vieh und Abwasser, und plötzlich wurde ihm bewusst, dass wohl eine der Oliven, die er gegessen hatte, schlecht gewesen war. Er schwitzte heftig; seine Haut war wie mit Öl überzogen, und seine feuchten Kleider klebten so beharrlich an ihm, dass ihm der schreckliche Gedanke kam, er könnte womöglich nicht in der Lage sein, sich rechtzeitig die Hose herunterzuziehen, sollte sich die Störung in seinem Inneren plötzlich entschließen, einen südlichen Kurs einzuschlagen.

Er setzte ein gezwungenes Lächeln auf und bedeutete Adam mit einer vagen Armbewegung, nach Belieben zu verfahren - William würde noch ein wenig weitergehen.

Gesagt, getan. Er ließ die lärmenden jungen Offiziere hinter sich und stolperte an der letzten der roten Laternen vorüber. Er sah sich verzweifelt nach irgendeiner Nische um, in der er sich übergeben konnte, doch da er nichts

Geeignetes fand, kam er schließlich wankend zum Halten und erbrach sich ausgiebig in einem Hauseingang - woraufhin zu seinem Entsetzen die Tür aufschwang und einen zutiefst empörten Hausbewohner preisgab, der keinerlei Erklärungen, Entschuldigungen oder Entschädigungsangebote abwartete, sondern einen Knüppel hinter der Tür hervorholte und William unter unverständlichen Flüchen - möglicherweise auf Deutsch - die Straße entlangjagte.

So kam es, dass er einige Zeit zwischen Schweineställen, ärmlichen Hütten und übel riechenden Anlegestegen umherirrte, bevor er in den richtigen Stadtteil, also zum Ausgangspunkt, zurückfand. Hier überraschte er seinen Vetter Adam, der die Straße auf und ab lief, gegen die Türen hämmerte und laut nach ihm rief.

»Da nicht!«, warnte er alarmiert, als er sah, dass Adam im Begriff war, die Tür des knüppelschwingenden Deutschen zu attackieren. Adam fuhr ebenso verblüfft wie erleichtert herum.

»Da bist du ja! Alles in Ordnung, alter Knabe?«

»O ja. Mir geht's gut.« Trotz der brütenden Hitze der Sommernacht fühlte er sich blass und klamm, doch seine akute Übelkeit war verflogen, und als heilsame Nebenwirkung war er dabei nüchtern geworden.

»Ich dachte schon, du wärest in irgendeiner Seitengasse ausgeraubt oder umgebracht worden. Ich könnte Onkel John niemals mehr gegenüberreten, wenn ich ihm sagen müsste, dass ich an deinem Ableben schuld bin.«

Einträchtig gingen sie nun die Gasse entlang und steuerten erneut auf die roten Laternen zu. Die jungen Männer waren samt und sonders in den verschiedenen Etablissements verschwunden, obwohl das Grölen und Hämmern, das von dort nach außen drang, darauf schließen ließ, dass ihre Hochstimmung nicht verfliegen war, sondern sich nur anderweitig austobte.

»Hast du etwas Gutes gefunden?«, fragte Adam. Er wies mit dem Kinn in die Richtung, aus der William gekommen war.

»Oh, bestens. Und du?«

»Nun, mehr als einen Absatz würde sie Harris wohl nicht wert sein, aber für eine Absteige wie New York war es nicht schlecht«, fasste Adam zusammen. Die Halsbinde hing ihm lose um den Hals, und als sie an einem schwach leuchtenden Fenster vorüberkamen, entdeckte William, dass einer der Silberknöpfe an seinem Rock fehlte. »Allerdings könnte ich schwören, dass ich ein paar von diesen Huren schon im Feldlager gesehen habe.«

»Wohin dich bestimmt Sir Henry geschickt hat, um eine Volkszählung zu veranstalten, wie? Oder verbringst du zum Vergnügen so viel Zeit mit den Schlachtenbummlern, dass du schon ihre Gesichter -«

Er wurde unterbrochen, weil sich der Lärm, der aus einem der Häuser drang, veränderte. Es ging laut zu, aber es war nicht das launige Gebrüll der Trunkenbolde, das bis jetzt zu hören gewesen war. Dies hier war böse, eine

aufgebrachte Männerstimme und die Schreie einer Frau.

Die beiden Vettern wechselten einen Blick und rannten dann wie ein Mann auf den Tumult zu.

Dieser hatte inzwischen zugenommen, und als sie das am weitesten entfernte Haus erreichten, strömte eine Anzahl halbentkleideter Soldaten auf die Straße hinaus, gefolgt von einem unteretzten Leutnant, den man William während der Festivitäten in Adams Zimmer zwar vorgestellt hatte, an dessen Namen er sich aber nicht erinnern konnte. Er zerrte eine halbnackte Hure am Arm hinter sich her.

Der Leutnant hatte seinen Rock und seine Perücke verloren; sein dunkles Haar war kurz geschnitten und wuchs ihm tief in die Stirn, was ihm zusammen mit seinem breitschultrigen Körperbau das Aussehen eines angriffsbereiten Bullen gab. Genauso verhielt er sich jetzt auch - er wandte sich um und rammte die Frau, die er ins Freie gezerrt hatte, so heftig mit der Schulter, dass sie gegen die Hauswand prallte. Er war stockbesoffen und brüllte zusammenhanglose Unflätigkeiten.

»Brander.«

William wusste nicht, wer das Wort ausgesprochen hatte, doch es verbreitete sich unter den aufgeregten murmelnden Stimmen, und etwas Niederträchtiges durchlief die Männer in der Gasse.

»Brander! Sie ist ein Brander!«

Mehrere Frauen hatten sich im Eingang versammelt. Das Licht hinter ihnen reichte nicht aus, um ihre Gesichter

zu erkennen, doch es war klar, dass sie Angst hatten, und sie hielten sich dicht beieinander. Eine erhob zögernd die Stimme und streckte den Arm aus, doch die anderen zogen sie zurück. Der schwarzhaarige Leutnant nahm keine Notiz davon; er prügelte auf die Hure ein und boxte sie wiederholt in den Bauch und vor die Brüste.

»Heh, Kamerad!«

William setzte sich in Bewegung, doch mehrere Hände packten seine Arme und hielten ihn auf.

»Brander!« Die Männer begannen, jeden Fausthieb des Leutnants mit einem Singsang zu begleiten.

Ein Brander war ein Schiff, auf dem man Feuer legte, um damit eine gegnerische Flotte in Brand zu setzen - oder eine ansteckende Hure. Als der Leutnant jetzt aufhörte, auf die Frau einzuprügeln, und sie ins Licht der roten Laterne zerrte, konnte William sehen, dass sie in der Tat krank war; der Ausschlag in ihrem Gesicht war deutlich zu sehen.

»Rodham! Rodham!«, rief Adam den Leutnant beim Namen und versuchte, das Gedränge der Männer zu durchbrechen, doch sie schoben sich noch dichter zusammen, sodass er zurückfiel, und der »Brander!«-Singsang wurde lauter.

Schreie kamen von den Huren in der Tür, und sie fuhren zurück, als Rodham die Frau auf die Schwelle schleuderte. William machte einen Satz, und es gelang ihm, das Gedränge zu durchbrechen, doch bevor er den Leutnant erreichen konnte, hatte Rodham den Arm gehoben und die

Laterne ergriffen. Er schleuderte sie gegen die Hausfront, und flammendes Öl ergoss sich über die Hure.

Dann wich er keuchend zurück und starrte mit weit aufgerissenen Augen beinahe ungläubig auf die Frau, die jetzt aufsprang und panisch mit den Armen um sich schlug wie mit Windmühlenflügeln, während ihre Haare und ihr dünnes Hemd Feuer fingen. In Sekundenschnelle war sie in Flammen gehüllt und schrie mit einer schrillen, hohen Stimme, die das laute Durcheinander auf der Straße durchschnitt und sich direkt in Williams Hirn bohrte.

Die Männer wichen zurück, als die Frau auf sie zutaumelte, die Arme ausgestreckt - ob im vergeblichen Flehen um Hilfe oder in der Absicht, die Männer mit anzustecken, konnte er nicht sagen. Er stand wie angewurzelt da, jede Muskelfaser angespannt in dem Bedürfnis, etwas zu tun, in völliger Ohnmacht und dem überwältigenden Gefühl des Schreckens. Ein beharrlicher Schmerz in seinem Arm ließ ihn mechanisch zur Seite blicken, wo Adam stand und ihm die Finger fest in den Unterarmmuskel bohrte.

»Gehen wir«, flüsterte Adam mit weißem, verschwitztem Gesicht. »Um Himmel willen, gehen wir!«

Die Tür des Bordells hatte sich mit einem Knall geschlossen. Die brennende Frau fiel dagegen und presste die Hände gegen das Holz. Der appetitliche Geruch gebratenen Fleisches stieg in der heißen, beengten Gasse auf, und wieder spürte William, wie es ihm hochkam.

»Gott verfluche euch! Mögen euch die gottverdammten Schwänze verrotten und abfallen!« Der Schrei kam aus einem Fenster über ihnen; Williams Kopf fuhr auf, und er sah eine Frau, die den Männern die Faust entgegenreckte. Gemurmel erhob sich unter den Männern, und einer rief eine unflätige Antwort; ein anderer bückte sich und ergriff einen Pflasterstein, richtete sich auf und warf ihn mit Schwung nach der Frau. Er prallte unter dem Fenster an der Hauswand ab, fiel herunter und traf dabei einen der Soldaten, der einen Fluch ausstieß und dem Mann, der ihn geworfen hatte, einen Schubs versetzte.

Die brennende Frau war an der Tür zusammengesunken, an der die Flammen einen verkohlten Fleck hinterlassen hatten. Sie stieß immer noch leise Jammerlaute aus, bewegte sich aber nicht mehr.

Plötzlich verlor William die Beherrschung. Er packte den Mann, der den Stein geworfen hatte, fasste ihn am Hals und stieß ihn mit dem Kopf gegen den Türpfosten des Hauses. Der Mann erstarrte und sackte dann zusammen, weil ihm die Knie versagten. Dann saß er auf der Straße und stöhnte.

»Fort mit euch!«, brüllte William. »Alle! Ab!« Mit geballten Fäusten wandte er sich zu dem schwarzhaarigen Leutnant um, dessen Wut vollständig verfliegen war. Er stand reglos da und starrte die Frau auf der Schwelle an. Ihre Röcke waren verschwunden; ein geschwärztes Beinpaar zuckte schwach in der Dunkelheit.

William war mit einem Schritt bei dem Mann, packte ihn

an der Vorderseite seines Hemdes und zerrte ihn zu sich herum.

»Geht«, sagte er in drohendem Ton. »Fort. Los. Auf der Stelle!«

Er ließ den Mann los, und dieser blinzelte, schluckte, wandte sich ab und stakste steif und unbeholfen in die Dunkelheit.

Keuchend wandte sich William den anderen zu, doch ihre Gewaltgelüste waren genauso schnell verflogen, wie sie über sie gekommen waren. Der eine oder andere warf noch einen Blick auf die Frau - sie war jetzt ganz still -, trat beklommen auf der Stelle oder murmelte unzusammenhängende Worte. Keiner sah dem anderen in die Augen.

Er war sich vage bewusst, dass Adam wieder an seiner Seite war, zitternd vor Schock, aber standhaft. Er legte seinem Vetter, der kleiner war als er selbst, die Hand auf die Schulter und ließ sie nicht mehr los, denn auch er zitterte, als sich die Männer nun entfernten. Der Mann, der auf der Straße saß, erhob sich langsam erst auf alle viere, dann stand er auf und schwankte seinen Kameraden hinterher. Er taumelte von Hauswand zu Hauswand, bis er in der Dunkelheit verschwand.

In der Gasse wurde es still. Das Feuer war erloschen. Die anderen roten Laternen entlang der Straße waren gelöscht. Er hatte das Gefühl, an Ort und Stelle festgewachsen zu sein, sodass er für ewig an diesem hasserfüllten Ort stehen musste - doch Adam setzte sich in

Bewegung, Williams Hand sank seinem Vetter von der Schulter, und er stellte fest, dass ihn seine Füße trugen.

Sie wandten sich ab und gingen schweigend durch die dunklen Straßen. Sie passierten einen Posten, wo einige Soldaten um ein Feuer herumstanden und beiläufig Wache hielten. Es war ihre Aufgabe, in der besetzten Stadt für Ordnung zu sorgen. Die Wachtposten sahen sie zwar an, hielten sie aber nicht auf.

Im Schein des Feuers sah er die feuchten Spuren in Adams Gesicht und begriff, dass sein Vetter weinte.

Das tat er ebenfalls.

SCHR ÄGLAGE

Fraser's Ridge März 1777

Die Welt war tiefend nass. Schmelzwasser stürzte in Bächen den Berg hinunter, Gras und Blätter waren taufeucht, und die Dachschildeln dampften in der Morgensonne. Unsere Vorbereitungen waren abgeschlossen, und die Pässe waren frei. Es blieb nur noch eines zu tun, bevor wir gehen konnten.

»Heute vielleicht?«, fragte Jamie hoffnungsvoll. Er war nicht für das friedvolle Meditieren geschaffen; wenn er sich einmal für eine Handlungsweise entschlossen hatte, wollte er auch zügig handeln. Unglücklicherweise jedoch fehlt einem Baby jeglicher Sinn für den passenden Zeitpunkt oder die Ungeduld der Erwachsenen.

»Vielleicht«, sagte ich und kämpfte selbst darum, nicht ungeduldig zu werden. »Vielleicht auch nicht.«

»Ich habe sie letzte Woche gesehen, und da hat sie ausgesehen, als würde sie jede Minute explodieren, Tante Claire«, merkte Ian an und reichte Rollo den letzten Bissen seines Muffins. »Kennst du diese Pilze? Die großen runden? Man berührt sie, und *puff!*« Er schnippte mit den Fingern und verstreute dabei Muffinkrümel. »Einfach so.«

»Sie bekommt aber nur eines, oder?«, fragte mich

Jamie stirnrunzelnd.

»Ich habe dir doch gesagt - und zwar schon sechsmal -, ich glaube ja. Ich *hoffe* es jedenfalls«, fügte ich hinzu und verkniff es mir, mich zu bekreuzigen. »Aber man kann nichts mit Bestimmtheit sagen.«

»Zwillinge sind erblich«, warf Ian hilfreicherweise ein.

Jetzt bekreuzigte sich Jamie.

»Ich habe aber nur einen Herzschlag gehört«, wandte ich ein, um Beherrschung bemüht, »und ich habe sie monatelang abgehört.«

»Kannst du nicht die Körperteile zählen, die vorstehen?«, erkundigte sich Ian. »Ich meine, wenn es so aussieht, als hätte es sechs Beine ...«

»Leichter gesagt als getan.« Natürlich konnte ich die allgemeinen Umrisse des Kindes ausmachen - ein Kopf war einigermaßen einfach zu ertasten, genau wie die Pobacken; Arme und Beine waren ein wenig problematischer. Genau das war es, was mir im Moment enormes Kopfzerbrechen bereitete.

Während des letzten Monats hatte ich Lizzie einmal in der Woche untersucht - und während der letzten Woche war ich jeden zweiten Tag zu ihrer Hütte hinaufgegangen, obwohl es ein langer Fußweg war. Das Kind - und ich glaubte wirklich, dass es nur eines war - kam mir sehr groß vor; der Muttermund befand sich noch um einiges höher, als er meiner Meinung nach hätte sein sollen. Es kam zwar häufig vor, dass Babys in den Wochen vor der Geburt die

Lage wechselten, doch dieses hier verharrte nun schon besorgniserregend lange in Schräglage - es lag quer in ihrem Bauch.

Und es war nun einmal so, dass ich ohne Krankenhaus, OP oder Anästhesie nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten hatte, mit einer unorthodoxen Geburt umzugehen. Ohne chirurgische Intervention hatte eine Hebamme bei einer Schräglage vier Alternativen: die Frau nach tagelangen qualvollen Wehen einfach sterben zu lassen; die Frau nach einem Kaiserschnitt ohne die Segnungen der Anästhesie oder Sterilität sterben zu lassen - dabei aber möglicherweise das Baby zu retten; möglicherweise die Mutter zu retten, indem sie das Kind im Mutterleib tötete und es dann stückweise entfernte (Daniel Rawlings hatte mehrere - illustrierte - Seiten in seinem Buch gehabt, die diese Prozedur beschrieben) oder eine interne Wendung zu versuchen, um das Baby in eine Lage zu drehen, in der es geboren werden konnte.

Während die letzte Option oberflächlich betrachtet die verlockendste war, konnte sie durchaus genauso gefährlich sein wie die anderen und zum Tod von Mutter *und* Kind führen.

Ich hatte vorige Woche eine externe Wendung versucht, und es war mir - unter Schwierigkeiten - gelungen, das Kind kopfunter zu drehen. Zwei Tage später hatte es sich wieder zurückgedreht, denn anscheinend lag es gern auf dem Rücken. Möglich, dass es sich von selbst wieder drehte, bevor die Wehen einsetzten - oder aber auch nicht.

Die Erfahrung hatte mich gelehrt, zwischen sinnvoller Planung für Notfälle und nutzloser Sorge um Dinge zu unterscheiden, zu denen es vielleicht niemals kam, sodass ich nachts noch schlafen konnte. Während der letzten Woche hatte ich jedoch jeden Abend bis weit nach Mitternacht wach gelegen und mir vorgestellt, dass sich das Kind nicht rechtzeitig drehen würde, um dann diese kurze, trostlose Liste der Möglichkeiten durchzugehen und vergeblich nach einem anderen Weg zu suchen.

Wenn ich Äther hätte ... doch alles, was ich hatte, war beim Brand des Hauses vernichtet worden.

Lizzie umbringen, um das Kind zu retten? Nein. Wenn es so weit kam, war es besser, das Kind *in utero* zu töten, damit Rodney seine Mutter behielt und Jo und Kezzie ihre Frau. Aber die Vorstellung, einem geburtsreifen Baby den Schädel einzudrücken - oder es mit einer scharfen Drahtschlinge zu enthaupten ...

»Hast du heute Morgen keinen Hunger, Tante Claire?«

»Äh ... nein. Danke, Ian.«

»Du siehst ein wenig blass aus, Sassenach. Du wirst doch nicht krank, oder?«

»Nein!« Ich stand hastig auf, bevor sie weiterfragen konnten - es reichte völlig, wenn *mir* vor den Dingen graute, die mir durch den Kopf gingen -, und ging einen Eimer Wasser vom Brunnen holen.

Amy war draußen; sie hatte unter dem großen Waschkessel Feuer gemacht und hielt Aidan und Orrie auf

Trab, die hin und wieder beim Holzsammeln innehielten, um sich gegenseitig mit Dreck zu bewerfen.

»Braucht Ihr Wasser, *a bhana-mhaighstir?*«, fragte sie, als sie den Eimer in meiner Hand sah. »Aidan kann es Euch holen.«

»Nein, schon gut«, versicherte ich ihr. »Ich wollte nur etwas frische Luft schnappen. Es ist morgens jetzt so herrlich draußen.« Das stimmte; es war zwar immer noch kühl, bis die Sonne hoch am Himmel stand, aber frisch, und es roch schwindelerregend gut nach Gras, harzgetränkten Knospen und frühen Weidenkätzchen.

Mit friedvoller Miene atmete sie die berauschenden Düfte tief ein.

»Aye, das ist es.« Sie blickte auf das kleine Mädchen hinunter, das in dem Schultertuch schlief, das sie sich wie eine Schlinge vor die Brust gebunden hatte. »Ich habe mir gedacht, ich nenne die Kleine Redbud. Bobby meint, es klingt etwas wie ein heidnischer Name, und das kann schon sein, aber ich habe gesagt, wir können sie ja mit erstem Namen nach einer Heiligen nennen. Catherine vielleicht; Ehrwürden sagt, die heilige Katharina war eine große Gelehrte, und ich hätte doch so gern, dass sie lesen lernt«, fügte sie ein wenig sehnsuchtsvoll hinzu.

Sanft berührte ich die winzige Wange. Das Baby schlief tief und fest, das Gesicht gerötet von der Wärme seiner Mutter, und dabei puffte es behäbig vor sich hin wie eine kleine Dampfmaschine.

»Catherine Redbud Higgins ist ein hübscher Name«, sagte ich. »Wenn Ihr es möchtet, wird Ehrwürden Mr. Crombie bestimmt sagen, dass er ihr das Lesen beibringen muss, wenn sie alt genug ist.«

»Oh. Nun ja ... aye.« Amys Mund verzog sich zweifelnd. »Mr. Crombie hält aber nicht viel davon, die Mädchen zu unterrichten; er meint, Frauen müssen daheimbleiben und von den Männern unterrichtet werden - aber Bobby kann es ihr nicht beibringen. Meint Ihr nicht, dass Ihr womöglich wieder da seid, wenn sie alt genug ist, um zu lesen? *Ihr* könntet es ihr doch beibringen«, fügte sie hoffnungsvoll hinzu.

»Das würde ich sehr gern tun«, sagte ich lächelnd und hoffte, dass das Lächeln den Hauch von Panik überdeckt hatte, der bei ihrer Frage in mir aufgestiegen war. *Würden* wir zurückkommen? Wenn ja - wann? Und was würden wir dann vorfinden?

Das Baby schmatzte im Schlaf, als ob es einen Traum kostete, und wir lachten beide. Ich nahm meinen Eimer und machte mich auf den Weg zum Brunnen. Ich schöpfte Trost und Frieden aus der Existenz der kleinen Catherine.

Sie war vor zwei Wochen ohne jeden Zwischenfall zur Welt gekommen - abgesehen vom üblichen Drama einer jeden Geburt. Sie war Bobby Higgins' erstes Kind und sein Ein und Alles. Ich hatte sie ihm in die Arme gelegt und war dann zu Amy zurückgegangen, um sie zu versorgen. Als ich wieder herauskam, hatte er am Feuer gesessen und dem kleinen Bündel flüsternd ein Schlaflied vorgesungen.

Er blickte mit feuchten Wangen zu mir auf und sagte staunend: »Sie ist perfekt. Wie kann etwas so perfekt sein?«

Bobby würde schon dafür sorgen, dass seine Tochter lesen lernte, dachte ich. Er war zwar kein geborener Anführer wie Jamie - aber er verfügte über eine stille, hartnäckige Art der Kompetenz, die ihm den Respekt der anderen Männer einbrachte. Er würde schon einen Weg finden, mit Hiram Crombie umzugehen.

Dennoch ...

Ich füllte den Eimer und machte mich langsam auf den Rückweg. Dabei betrachtete ich meine Umgebung so, wie man etwas betrachtet, wenn man weiß, dass man es lange Zeit nicht mehr wiedersehen wird. Wenn überhaupt.

Der Alltag in Fraser's Ridge hatte sich ja bereits drastisch verändert - durch die zunehmende Gewalt, die Turbulenzen des Krieges und die Zerstörung unseres Hauses. Er würde sich noch mehr ändern, wenn Jamie und ich fort waren.

Wer würde der natürliche Anführer sein? Hiram war *de facto* das Oberhaupt der presbyterianischen Fischerfamilien aus Thurso - doch er war ein rigider, humorloser Mensch, der wahrscheinlich eher für Reibungen mit dem Rest der Siedlergemeinschaft sorgen würde, als die Ordnung aufrechtzuerhalten und die Zusammenarbeit großzuschreiben.

Bobby? Nach reiflicher Überlegung hatte Jamie ihn zum

Faktor ernannt und ihn mit der Aufsicht über unseren Besitz beauftragt - zumindest das, was davon übrig war. Doch zu seinen angeborenen Talenten - oder ihrem Fehlen - kam die Tatsache, dass Bobby noch sehr jung war. Es war deshalb leicht möglich, dass er - gemeinsam mit vielen der anderen Männer von Fraser's Ridge - vom kommenden Sturm mitgerissen und gezwungen wurde, in einer der Milizen zu dienen. Es würden allerdings nicht die Truppen der Krone sein; er war britischer Soldat und sieben Jahre zuvor in Boston stationiert gewesen, wo er und einige seiner Kameraden von einem Pöbel aus mehreren Hundert aufgebrachter Bostoner Bürger bedroht worden waren. In ihrer Todesangst hatten die Soldaten ihre Musketen geladen und sie auf die Menge gerichtet. Es hatte Steine und Holzknüppel gehagelt, dann waren Schüsse gefallen - man hatte nie festgestellt, wer sie abgefeuert hatte, und ich hatte Bobby nie danach gefragt -, und es hatte Tote gegeben.

Bei dem darauffolgenden Prozess war Bobby zwar mit dem Leben davongekommen, doch er trug ein Brandzeichen auf der Wange - »M« stand für »Mörder«. Ich hatte keine Ahnung von seinen politischen Überzeugungen - er sprach niemals von solchen Dingen -, aber in der britischen Armee würde er nie wieder kämpfen.

Etwas ruhiger drückte ich die Tür zur Hütte wieder auf.

Jamie und Ian diskutierten inzwischen darüber, ob das neue Kind Rodneys Bruder oder Schwester sein würde oder ein Halbgeschwisterchen.

»Nun, es ist doch nicht zu sagen, oder?«, sagte Ian.
»Niemand weiß, ob Jo oder Kezzie den kleinen Rodney gezeugt hat, und mit diesem Kind ist es genauso. Wenn Jo Rodneys Vater ist und Kezzie der von diesem Kind ...«

»Eigentlich spielt es keine Rolle«, unterbrach ich ihn und schüttete Wasser aus dem Eimer in den Kessel. »Jo und Kezzie sind eineiige Zwillinge. Das bedeutet, dass auch ihr ... äh ... Sperma identisch ist.« Das war zwar arg vereinfacht, aber es war viel zu früh am Tage für einen Vortrag über Reduktionsteilung bei der Fortpflanzung und rekombinante DNA. »Wenn sie dieselbe Mutter haben - und die haben sie - und einen genetisch identischen Vater - und das sind die beiden -, dann sind sämtliche Kinder Vollgeschwister.«

»Ihr Samen ist gleich?«, wollte Ian ungläubig wissen. »Woher weißt du das? Hast du etwa *nachgesehen*?«, fügte er hinzu und musterte mich mit einer Mischung aus Neugier und Entsetzen.

»Nein«, sagte ich ernst. »Ich brauchte nicht nachzusehen. Ich kenne mich mit solchen Dingen aus.«

»Oh, aye«, sagte er und nickte respektvoll. »Natürlich. Manchmal vergesse ich, wer du bist, Tante Claire.«

Ich war mir nicht ganz sicher, was er damit meinte, doch es schien mir weder notwendig nachzufragen noch, ihm zu erklären, dass mein Wissen über die Fortpflanzungsprozesse der Beardsleys akademischer Natur war und nichts Übernatürliches an sich hatte.

»Aber diesmal ist Kezzie der Vater, oder?«, wandte Jamie stirnrunzelnd ein. »Ich habe Jo doch fortgeschickt; es ist Kezzie, mit dem sie im letzten Jahr zusammengelebt hat.«

Ian sah ihn mitleidig an.

»Und du glaubst, er ist gegangen?«

»Ich habe ihn jedenfalls nicht mehr gesehen«, sagte Jamie, doch seine dichten roten Augenbrauen zogen sich zusammen.

»Nun ja, das wäre auch schwer möglich gewesen«, räumte Ian ein. »Sie sind bestimmt sehr vorsichtig gewesen, weil sie dich nicht verärgern wollten. Mehr als einer von ihnen war bestimmt nie dort zu sehen - zur selben Zeit«, fügte er beiläufig hinzu.

Wir starrten ihn beide an. Er blickte von dem Schinkenstück in seiner Hand auf und zog die Augenbrauen hoch.

»Ich kenne mich mit solchen Dingen aus, aye?«, sagte er, ohne eine Miene zu verziehen.

NACH DEM ABENDESSEN LIESS SICH DER HAUSHALT FÜR DIE NACHT NIEDER. Familie Higgins zog sich in das hintere Schlafzimmer zurück, wo sie alle gemeinsam in dem einzigen vorhandenen Bett schliefen - alle bis auf die kleine Catherine Redbud, die die gemütliche Zurückgezogenheit ihrer eigenen Wiege

genoss. Jamie hatte sie gebaut, und Jemmy und danach Amanda hatten darin geschlafen; ich fragte mich, wie viele Kinder sie wohl im Lauf der Jahre noch benutzen würden.

Auch Lizzie hatte eine Wiege; ihr Vater hatte sie für Rodney gezimmert. Jetzt würde - hoffentlich - das neue Baby dort einziehen.

Beinahe zwanghaft öffnete ich das Bündel mit meiner Hebammenausrüstung und breitete es aus, um es ein weiteres Mal zu überprüfen. Schere, weißer Zwirn für die Nabelschnur. Saubere Lappen, mehrfach ausgespült, um auch die letzte Spur der groben Seife zu entfernen, ausgekocht und getrocknet. Ein großes Quadrat aus gewachstem Leinen, um die Matratze vor Feuchtigkeit zu schützen. Eine kleine Flasche Alkohol, zur Hälfte mit sterilem Wasser verdünnt. Ein kleiner Beutel mit gewaschenen - aber nicht gekochten - Wollbäuschen. Ein zusammengerolltes Stück Pergament als Ersatz für mein Stethoskop, das ein Raub der Flammen geworden war. Ein Messer. Und ein Stück dünner Draht, der an einem Ende geschärft und wie eine Schlange zusammengerollt war.

Ich hatte nicht viel zu Abend gegessen - wie schon tagsüber nicht -, hatte aber ständig das Gefühl, mir käme die Galle hoch. Ich schluckte, wickelte das Bündel wieder zusammen und band es mit einem Stück Schnur fest zusammen.

Ich spürte Jamies Blick auf mir und sah auf. Er sagte nichts, lächelte aber schwach, und seine Augen waren warm. Im ersten Moment wurde mir leichter ums Herz -

dann verkrampfte es sich wieder, denn ich fragte mich, was er wohl denken würde, wenn es zum Schlimmsten kam und ich gezwungen war ... Doch er hatte den Stich der Angst in meinem Gesicht gesehen, und ohne den Blick von mir abzuwenden, holte er wortlos den Rosenkranz aus seinem Sporran und fing schweigend an, die Perlen zu zählen, deren abgenutztes Holz ihm langsam durch die Finger glitt.

ZWEI NÄCHTE SPÄTER FUHR ICH AUS DEM SCHLAF,WEIL ICH DRAUSSENAUF dem Pfad Schritte hörte, und ich war schon auf den Beinen und halb angezogen, bevor Jos Klopfen an der Tür ertönte. Jamie ließ ihn ein; ich hörte, wie sie sich murmelnd unterhielten, während ich unter der Kaminbank nach meinem Bündel tastete. Jo klang aufgeregt, ein wenig besorgt - aber nicht panisch. Das war gut; hätte Lizzie Angst gehabt oder sich in ernsthaften Schwierigkeiten befunden, hätte er das sofort gewusst - die Zwillinge hatten fast dasselbe Gespür für Lizzies Stimmungen und für ihr Wohlergehen, wie sie es füreinander hatten.

»Soll ich mitkommen?«, flüsterte Jamie, der plötzlich neben mir auftauchte.

»Nein«, erwiderte ich leise und berührte ihn, damit er mir Kraft spendete. »Geh wieder schlafen. Ich lasse dich holen, wenn ich dich brauche.«

Er war vom Schlaf zerzaust, und die Glut des Feuers malte ihm Schatten ins Haar, doch sein Blick war hellwach. Er nickte und küsste meine Stirn, doch statt zurückzutreten, legte er mir die Hand auf den Kopf und flüsterte: »O seliger

Michael aus dem roten Reich«, dann berührte er zum Abschied meine Wange.

»Wir sehen uns morgen früh, Sassenach«, sagte er und schob mich sanft zur Tür.

Zu meiner Überraschung schneite es draußen. Der Himmel war grau und lichterfüllt, und in der Luft tanzten riesige, wirbelnde Flocken, die mein Gesicht streiften und auf meiner Haut schmolzen. Es war eine Wetterlaune des Frühlings; ich konnte sehen, wie sich die Flocken kurz auf den Grashalmen niederließen und dann unsichtbar wurden. Am Morgen würde der Schnee wahrscheinlich spurlos verschwunden sein, doch jetzt erfüllte er die Nacht wie ein Geheimnis. Ich drehte mich um, um zurückzublicken, doch ich konnte die Hütte hinter uns nicht sehen - nur die Umrisse halb verborgener Bäume, unsicher im perlgrauen Licht. Der Weg vor uns sah ebenfalls unwirklich aus und verlор sich zwischen seltsamen Bäumen und fremden Schatten.

Ich fühlte mich merkwürdig körperlos, gefangen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, und ich sah nichts außer der wirbelnden weißen Stille, die mich umgab. Und doch hatte ich mich seit Tagen nicht mehr so ruhig gefühlt. Ich spürte Jamies Händedruck auf meinem Kopf und seinen geflüsterten Segensspruch. *O seliger Michael aus dem roten Reich ...*

Es war der Segen, den man einem Krieger gab, der in die Schlacht zog. Ich hatte ihn schon mehr als einmal über Jamie gesprochen. Er selbst hatte so etwas noch nie

getan, und ich hatte keine Ahnung, was ihn heute dazu bewogen hatte - doch die Worte glühten in meinem Herzen, ein kleiner Schutzschild gegen die Gefahren, die mich erwarteten.

Inzwischen bedeckte der Schnee den Boden mit einer dünnen Decke, die die dunkle Erde und das junge Wachstum unter sich verbarg. Jos Füße hinterließen deutliche schwarze Abdrücke, denen ich bergauf folgte. Die Nadeln der Fichten strichen kalt und duftend über meine Röcke, während ich der lebendigen Stille lauschte, die wie eine Glocke widerhallte.

Wenn es je eine Nacht gab, in der die Engel auf der Erde wandelten, so betete ich, dass es diese war.

DER FUSSWEG ZUR HÜTTE DER BEARDSLEYS DAUERTE FAST EINE STUNDE - BEI

Tageslicht und gutem Wetter. Doch die Angst beschleunigte meine Schritte, und Jo - ich glaubte jedenfalls, dass es Jo war - hatte Mühe mitzuhalten.

»Wie lange hat sie schon Wehen?«, fragte ich. Man konnte ja nie wissen, aber Lizzies erste Geburt war sehr schnell gegangen; sie hatte den kleinen Rodney ganz allein und ohne jeden Zwischenfall zur Welt gebracht. Ich glaubte nicht, dass wir heute Nacht auch solches Glück haben würden, obwohl ich nicht verhindern konnte, dass sich mein Kopf ausmalte, wie Lizzie bei unserem Eintreffen das neue Baby schon im Arm hatte, nachdem es ganz von selbst heil

herausgeflutscht war.

»Noch nicht lange«, keuchte er. »Ihre Fruchtblase ist ganz plötzlich geplatzt, als wir alle im Bett waren, und sie hat gesagt, ich soll Euch am besten sofort holen.«

Ich versuchte, dieses »alle« zu überhören - es war ja schließlich möglich, dass er oder Kezzie auf dem Boden geschlafen hatte -, doch die *Menage* der Beardsleys war das personifizierte Verwechslungsspiel; keiner, der die Wahrheit kannte, konnte an sie denken, ohne daran zu denken, wie sie ...

Ich wollte nicht wissen, wie lange er und Kezzie schon gemeinsam in der Hütte wohnten; lan zufolge war ja keiner von ihnen je fort gewesen. Angesichts der Lebensbedingungen im Hinterland hätte niemand bei der Vorstellung, dass ein Mann mit seiner Frau und seinem Bruder zusammenlebte, auch nur eine Miene verzogen. Den Bewohnern von Fraser's Ridge war lediglich bekannt, dass Lizzie mit Kezzie verheiratet war. Als Resultat einer Intrige, die mich heute noch in Staunen versetzte, war sie aber ebenfalls mit Jo verheiratet. Doch darüber bewahrte der Haushalt der Beardsleys auf Jamies Anordnung Stillschweigen.

»Ihr Vater ist bestimmt da«, sagte Jo. Sein Atem stieg in weißen Wölkchen auf, als er jetzt an meine Seite kam, weil der Pfad breiter wurde. »Und Tante Monika. Kezzie ist sie holen gegangen.«

»Ihr habt Lizzie *allein* gelassen?«

Er zog beklommen die Schultern hoch.

»Sie wollte es so«, sagte er schlicht.

Ich antwortete ihm erst gar nicht, sondern beschleunigte meine Schritte, bis mich die Seitenstiche zwangen, ein wenig langsamer zu gehen. Wenn Lizzie das Kind nicht bereits geboren hatte, verblutet war oder Opfer einer anderen Katastrophe geworden war, während sie allein war, würde es sicher hilfreich sein, »Tante Monika« - Mr. Wemyss' zweite Frau - zur Hand zu haben. Monika Berrisch Wemyss war eine Deutsche, die ein sehr eingeschränktes und exzentrisches Englisch sprach, deren Mut und gesunder Menschenverstand jedoch keine Grenzen kannten.

Mr. Wemyss mangelte es ebenfalls nicht an Mut, doch es war eine stille Art von Mut. Er erwartete uns mit Kezzie auf der Veranda, und es war nicht zu übersehen, dass er seinen Schwiegersohn stützte, nicht umgekehrt. Kezzie hüpfte händeringend von einem Fuß auf den anderen, während sich Mr. Wemyss' schwächliche Gestalt tröstend zu ihm hinüberbeugte, eine Hand auf seinem Arm. Ich hörte leises Murmeln, und dann sahen sie uns und wandten sich uns zu, plötzliche Hoffnung in ihrer nun aufrechten Haltung.

Ein leiser, lang gezogener Heullaut kam aus der Hütte, und die Männer erstarrten, als wäre es ein Wolf gewesen, der aus der Dunkelheit auf sie zustürzte.

»Nun, das klingt doch gut«, sagte ich gelassen, und alle drei atmeten im selben Moment hörbar aus. Ich hätte am liebsten gelacht, hielt es aber für besser, es zu lassen, und

drückte die Tür auf.

»Uff«, sagte Lizzie und blickte vom Bett auf. »Oh, Ihr seid es, Ma'am. Dem Himmel sei Dank.«

»Gott sei Dank, aye«, pflichtete Tante Monika ihr in aller Ruhe bei. Sie kroch auf allen vieren über den Boden, den sie mit einem Tuch abwischte. »Nicht mehr lange, hoffe ich.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Lizzie und schnitt eine Grimasse. »GAAAAARRRRRRGH!« Ihr Gesicht verzerrte sich krampfhaft und wurde leuchtend rot, und ihr angeschwollener Körper bäumte sich auf. Sie sah eher aus wie ein Mensch in den Klauen des Wundstarrkrampfes als eine werdende Mutter, doch zum Glück währte der Krampf nicht lange, und sie sank keuchend zu einem schlaffen Häufchen zusammen.

»So ist es letztes Mal aber nicht gewesen«, klagte sie und öffnete ein Auge, während ich ihren Bauch abtastete.

»Keine Geburt gleicht der anderen«, sagte ich geistesabwesend. Beim ersten raschen Blick hatte mein Herz einen Freudensprung getan; das Kind lag nicht mehr quer. Andererseits ... lag es auch nicht sauber mit dem Kopf nach unten. Es bewegte sich nicht - die meisten Babys bewegten sich während der Geburt nicht -, und ich glaubte zwar, den Kopf unter Lizzies Rippen ausgemacht zu haben, doch was den Rest betraf, war ich mir nicht sicher.

»Dann wollen wir uns das einmal ansehen ...« Sie war

nackt in einen Quilt gehüllt. Ihr nasses Hemd hing dampfend auf einer Stuhllehne vor dem Feuer. Das Bett war allerdings nicht nass, woraus ich schloss, dass sie gespürt hatte, wie ihre Fruchtblase platzte, und es geschafft hatte, sich hinzustellen, bevor das Wasser kam.

Ich hatte mich vor dieser Untersuchung gefürchtet und atmete jetzt hörbar erleichtert aus. Die größte Angst bei einer Steißlage ist die, dass beim Platzen der Fruchtblase ein Teil der Nabelschnur vorfällt und dann zwischen dem Becken und dem Fötus eingeklemmt wird. Doch es war alles gut, und ich konnte fühlen, dass der Muttermund fast vollständig eröffnet war.

Jetzt konnten wir nur noch abwarten und sehen, was zuerst herauskam. Ich rollte mein Bündel auseinander, und nachdem ich die Drahtschleife hastig unter ein Paket mit Tüchern geschoben hatte, breitete ich das Wachstuch aus und hievte Lizzie mit Tante Monikas Hilfe hinauf.

Monika blinzelte und warf einen Blick auf die Wiege, in der Klein-Rodney schnarchte, als Lizzie erneut einen dieser gespenstischen Heullaute ausstieß. Sie sah mich an, um sich zu vergewissern, dass alles seine Ordnung hatte, dann nahm sie Lizzies Hände und murmelte ihr leise auf Deutsch zu, während Lizzie stöhnte und keuchte.

Die Tür knarrte leise, und als ich mich umdrehte, sah ich einen der Beardsleys mit einer Miene zwischen Angst und Hoffnung in die Hütte spähen.

»Ist es schon da?«, flüsterte er heiser.

»NEIN!«, brüllte Lizzie und setzte sich kerzengerade hin.
»Verschwinde bloß, sonst reiße ich dir die Eier ab! Alle vier!«

Die Tür schloss sich prompt, und Lizzie sank schnaufend in sich zusammen.

»Ich hasse sie«, sagte sie mit zusammengebißenem Zähnen. »Ich will, dass sie sterben!«

»Mm-hm«, sagte ich mitfühlend. »Nun, mit Sicherheit leiden sie gerade sehr.«

»Gut.« Ihre Wut verwandelte sich im Bruchteil einer Sekunde in Pathos, und Tränen stiegen ihr in die Augen.
»Werde ich sterben?«

»Nein«, sagte ich so beruhigend wie möglich.

»EEEEAAAARRRRRRRGGGGG!«

»Großer Gott«, sagte Tante Monika und bekreuzigte sich. »Ist das normal?«

»Ja«, sagte ich immer noch beruhigend »Es gibt hier nicht zufällig eine Schere?«

»Oh, doch«, erwiderte sie und griff nach ihrer Tasche. Sie holte eine winzige, abgenutzte, einst jedoch vergoldete Handarbeitsschere hervor. »Könnt Ihr die brauchen?«

»Danke.«

»BLOOOOOORRRRRRGGGGG!«

Monika und ich sahen Lizzie gleichzeitig an.

»Übertreib es nicht«, sagte ich. »Sie haben zwar Angst, aber sie sind keine Idioten. Außerdem machst du deinem

Vater Angst. Und Rodney«, fügte ich mit einem Blick auf den kleinen Bettwäscheberg in der Wiege hinzu.

Sie sank keuchend in sich zusammen, brachte jedoch ein Kopfnicken und den Hauch eines Lächelns zuwege.

Danach ging alles ziemlich schnell. Ich überprüfte ihren Pulsschlag, dann ihren Muttermund und spürte, wie sich mein eigener Herzschlag verdoppelte, als mein Finger etwas berührte, das eindeutig ein winziger Fuß auf dem Weg ins Freie war. Konnte ich den anderen zu fassen bekommen?

Ich warf einen Blick auf Monika, um ihre Größe und Körperkraft zu beurteilen. Ich wusste, dass sie zäh wie Schuhleder war, aber sie war nicht sehr groß. Lizzie dagegen hatte die Ausmaße eines - nun, Ian hatte nicht übertrieben, als er gedacht hatte, es wären vielleicht Zwillinge.

Der schleichende Gedanke, dass es möglicherweise doch Zwillinge waren, ließ mir trotz der Schwüle in der Hütte die Nackenhaare zu Berge stehen.

Nein, sagte ich entschlossen zu mir selbst. Es sind keine, du weißt, dass es keine sind. Eines ist schon schlimm genug.

»Wir brauchen einen der Männer, um ihre Schultern festzuhalten«, sagte ich zu Monika. »Holt einen der Zwillinge, ja?«

»Beide«, keuchte Lizzie, als sich Monika zur Tür wandte.

»Einer reicht -«

»Beide. Nnnnnngggg ...«

»Beide«, sagte ich zu Monika, die ungerührt nickte.

Die Zwillinge brachten einen kalten Lufthauch mit in die Hütte, und ihre Gesichter waren identische rote Masken der Angst und Aufregung. Ohne dass ich etwas zu ihnen gesagt hätte, gingen sie auf der Stelle zu Lizzie hinüber wie zwei Eisenspäne zu einem Magneten. Sie hatte sich zum Sitzen hochgekämpft, und einer von ihnen kniete sich hinter sie, um ihr mit den Händen sanft die Schultern zu kneten, die sich gerade von der letzten Wehe entspannten. Sein Bruder setzte sich neben sie und legte ihr den Arm um das, was einmal ihre Taille gewesen war. Mit der anderen Hand strich er ihr das schweißnasse Haar aus der Stirn.

Ich versuchte, den Quilt um sie zu legen, über ihren Kugelbauch, doch sie schob ihn verschwitz und gereizt von sich. Der dampfende Kessel und der Schweiß der Anstrengung erfüllten die Hütte mit feuchter Hitze. Nun, den Zwillingen war ihre Anatomie wahrscheinlich vertrauter als mir, dachte ich und reichte Tante Monika den zusammengeballten Quilt. Bei einer Geburt war kein Platz für Schamgefühle.

Ich kniete mich mit der Schere vor sie, legte blitzschnell einen Dammschnitt an und spürte, wie mir etwas Blut warm auf die Hand sprühte. Bei einer normalen Geburt musste ich dies nur selten tun, doch hier würde ich Platz zum Manövrieren brauchen. Ich drückte eines meiner sauberen Tücher auf den Schnitt, doch er blutete kaum, und die Innenseiten ihrer Oberschenkel waren ohnehin mit den

blutigen Überresten des Schleimpfropfs verschmiert.

Es war ein Fuß; ich konnte die Zehen sehen, lang wie Froschzehen, und richtete den Blick automatisch auf Lizzies nackte Füße, die rechts und links von mir fest auf dem Boden standen. Nein, ihre waren kurz und kompakt; es musste der Einfluss der Zwillinge sein.

Der feuchtwarme Sumpferuch nach Fruchtwasser, Schweiß und Blut stieg von Lizzies Körper auf wie eine Nebelwolke, und ich spürte, wie auch mir der Schweiß an den Seiten herunterlief. Ich tastete mich aufwärts, legte einen Finger um die Ferse und zog das Füßchen zu mir. Ich spürte das Leben im Körper des Kindes, obwohl es sich nicht bewegte, hilflos in der Umklammerung der Geburt.

Den anderen, ich brauchte den anderen. Während ich zwischen zwei Wehen hastig mit der einen Hand Lizzies Bauchwand abtastete, glitt ich mit der anderen an dem ausgetretenen Beinchen entlang, fand die winzige Rundung der Pobacke. Wechselte schnell die Hände und fand mit geschlossenen Augen den Umriss des angewinkelten Oberschenkels. Verdammt, anscheinend hatte es das Knie unter dem Kinn stecken ... Spürte die nachgiebige Härte winziger Knorpelknochen, fest inmitten der flüssigen Umgebung, der kleinen Muskeln, bekam einen Finger, zwei Finger um den anderen Knöchel gelegt, fauchte: »Festhalten! Haltet sie fest!«, als sich Lizzie aufbäumte und auf mich zurutschte, und zog das zweite Füßchen herunter.

Ich setzte mich zurück. Ich hatte jetzt die Augen offen und atmete schwer, obwohl es körperlich nicht anstrengend

gewesen war. Das Kind kam mit dem Gesicht nach oben. Nicht ideal. Die kleinen Froschfüße zuckten, dann erschlafften sie, und mit der nächsten Presswehe kamen die Beine in Sicht.

»Einmal noch, Kleine«, flüsterte ich, eine Hand auf Lizzies angespanntem Oberschenkel. »Mach es noch einmal so.«

Ein Heulen aus den Tiefen der Erde, als Lizzie jenen Punkt erreichte, an dem es eine Frau nicht länger kümmert, ob sie am Leben bleibt, ob sie stirbt oder ob es sie entzweireißt, und dann glitt der Unterkörper des Kindes heraus. Die Nabelschnur wand sich wie ein pulsierender lila Wurm um seinen Bauch. Mein Blick war fest darauf geheftet, und ich dachte, *Gott sei Dank, Gott sei Dank*, als ich merkte, dass mir Tante Monika gebannt über die Schulter blickte.

»Sind das Hoden?«, fragte sie und zeigte auf die Genitalien des Kindes.

Ich hatte mir noch nicht die Zeit genommen, einen Blick darauf zu werfen, da ich mich so auf die Nabelschnur konzentriert hatte, doch jetzt sah ich hin und lächelte.

»Nein. Es ist ein Mädchen«, erklärte ich. Das Geschlecht des Babys war angeschwollen; mit seiner Klitoris, die zwischen dicken Labien hervorlugte, sah es tatsächlich aus wie ein Junge, doch es war keiner.

»Was? Was ist es?«, fragte einer der Beardsleys und beugte sich vor, um nachzusehen.

»Ihr habt ein kleines Mädchen«, sagte Tante Monika zu ihm und blickte strahlend auf.

»Ein Mädchen?«, sagte der andere Zwilling mit offenem Mund. »Lizzie, wir haben eine Tochter!«

»Wirst du wohl die Klappe halten, verdammt?!?«, fauchte Lizzie. »NNNNNNNGGGGG!«

In diesem Moment wurde Rodney wach und setzte sich mit offenem Mund und großen Augen kerzengerade hin. Tante Monika war blitzartig auf den Beinen und hob ihn aus der Wiege, bevor er anfangen konnte zu schreien.

Rodneys Schwester schob sich zentimeterweise in die Welt, von jeder Wehe weiter vorwärtsgedrückt. Ich zählte im Kopf die Sekunden, *ein Hippopotamus, zwei Hippopotamus* ... Vom Auftauchen der Nabelschnur bis zur erfolgreichen Entbindung des Mundes und dem ersten Atemzug konnten wir uns nicht mehr als vier Minuten leisten, bevor es durch den Sauerstoffmangel zu Hirnschäden kam. Ich konnte aber weder ziehen noch es riskieren, das Genick oder den Kopf zu verletzen.

»Pressen, Liebes«, sagte ich ruhig und stützte beide Hände auf Lizzies Knie. »Fest, jetzt.«

Vierunddreißig Hippopotamus, fünfunddreißig ...

Alles, was wir jetzt noch brauchten, war, dass das Kinn am Beckenknochen hängen blieb. Als die Wehe nachließ, ließ ich meine Finger hastig über das Gesicht des Babys gleiten und konnte zwei Finger über den Kieferknochen schieben. Ich spürte das Kommen der nächsten Wehe und

biss die Zähne zusammen, weil ihre Wucht mir zwischen den Beckenknochen und dem Schädel des Babys die Finger quetschte, doch ich zog sie nicht zurück, weil ich Angst hatte, meinen Zugpunkt zu verlieren.

Zweiundsechzig Hippopotamus ...

Entspannung, und ich zog, langsam, langsam, bis das Kinn am Rand des Beckens vorüberglitt.

Neunundachtzig Hippopotamus, neunzig Hippopotamus ...

Das Kind hing aus Lizzies Körper, blutig-blau und glänzend im Feuerschein, und es schwankte im Schatten ihrer Oberschenkel wie der Schlegel einer Glocke - oder ein Mensch am Galgen. Hastig schob ich diesen Gedanken von mir ...

»Sollten wir sie nicht nehmen ...?«, flüsterte mir Tante Monika zu, Rodney an ihre Brust gedrückt.

Einhundert.

»Nein«, sagte ich. »Nicht berühren. Noch nicht.« Die Schwerkraft half langsam bei der Geburt. Jeder Zug würde das Genick verletzen, und wenn der Kopf stecken blieb ...

Einhundertzehn Hippo ... das war eine ziemlich Menge Hippopotami, dachte ich und malte mir geistesabwesend aus, wie eine ganze Herde von Flusspferden zum Wasserloch marschierte, um sich dort genüsslich im Schlamm zu suhlen ...

»Jetzt«, sagte ich und hielt mich bereit, um Mund und Nase zu säubern, sobald sie zum Vorschein kamen - doch

Lizzie hatte nicht auf mein Kommando gewartet, und mit einem lang gezogenen, tiefen Seufzer und einem hörbaren *Plop!* trat der ganze Kopf auf einmal aus, und das Baby fiel mir in die Hände wie eine reife Frucht.

ICH SCHÖPFTE NOCH ETWAS WASSER AUS DEM DAMPFENDEN KESSEL IN DIE Waschschüssel und goss kaltes Wasser aus dem Eimer dazu. Die Wärme des Wassers brannte mir auf den Händen; nach dem langen Winter und durch den permanenten Kontakt mit Alkohol zur Sterilisation war die Haut auf meinen Fingerknöcheln rissig geworden. Ich hatte Lizzies Dammschnitt vernäht und sie gewaschen, und das Blut floss mir nun von den Händen und zog sich in dunklen Wirbeln durch das Wasser.

Hinter mir lag Lizzie glücklich und entspannt im Bett. Sie hatte ein Hemd eines der Zwillinge angezogen, weil ihr eigenes noch nicht wieder trocken war. Sie lachte, euphorisch durch die Geburt - und die Tatsache, dass sie überlebt hatte. Die Zwillinge umsorgten sie von beiden Seiten, murmelten ihr bewundernde und erleichternde Liebkosungen zu, der eine steckte ihr das lose, feuchte blonde Haar zurück, der andere küsste ihr sanft den Hals.

»Hast du Fieber, Liebste?«, fragte einer von ihnen mit einem Hauch von Sorge in der Stimme. Sofort drehte ich mich um und sah sie an, denn Lizzie litt an der Malaria. Sie hatte zwar schon lange keinen Anfall mehr gehabt, aber vielleicht hatte ja die Anstrengung der Geburt ...

»Nein«, sagte sie und küsste Jo oder Kezzie auf die Stirn. »Ich bin nur rot, weil ich so glücklich bin.« Kezzie oder Jo strahlte sie anbetungsvoll an, während sein Bruder die Halsküssdienste auf der anderen Seite übernahm.

Tante Monika hüstelte. Sie hatte das Baby mit einem feuchten Tuch und einigen meiner Wollbäusche - sie waren weich und ölig vom Lanolin - abgewischt, und jetzt war es in eine Decke gewickelt. Rodney war das Ganze längst langweilig geworden, und er war mit dem Daumen im Mund auf dem Boden neben dem Brennholzkorb eingeschlafen.

»Dein Vater, Lizzie«, sagte sie mit einem winzigen Hauch des Tadels in der Stimme. »Er erkältet sich noch. Und er will bestimmt die Kleine sehen, mit dir, aber nicht unbedingt mit den ...« Sie brachte es fertig, mit dem Kopf zum Bett zu zeigen und gleichzeitig den Blick sittsam von dem munteren Trio darauf abgewendet zu halten.

Ihre Worte machten den Zwillingen Beine, und sie hüpfen vom Bett, der eine, um sich zu bücken und Rodney aufzuheben, mit dem er ebenso selbstverständlich wie liebevoll umging, der andere, um zur Tür zu hasten und Mr. Wemyss zu holen, den man in der Aufregung auf der Veranda vergessen hatte.

Er war zwar ein wenig blau angelaufen, doch die Erleichterung ließ sein schmales Gesicht glühen, als wäre es von innen beleuchtet. Von Herzen froh lächelte er Monika an, spendete dem kleinen Bündel einen kurzen Blick und eine vorsichtige Berührung - doch seine Aufmerksamkeit galt allein Lizzie, und ihm die ihre.

»Deine Hände sind ja eingefroren, Pa«, sagte sie mit einem leisen Kichern, doch sie hielt ihn fest, als er seine Hände fortziehen wollte. »Nein, bleib hier; mir ist schön warm. Komm, setz dich zu mir, und sag deiner kleinen Enkeltochter guten Abend.« Eine Art schüchterner Stolz klang in ihrer Stimme mit, als sie Tante Monika die Hand entgegenstreckte.

Sanft legte Monika Lizzie das Baby in die Arme und blieb dann neben dem Bett stehen, eine Hand auf Mr. Wemyss' Schulter gelegt, und auch aus ihrem wettergegerbten Gesicht leuchtete etwas, das mehr war als bloße Zuneigung. Nicht zum ersten Mal überraschte mich ihre tiefe Liebe zu diesem zerbrechlichen, stillen Mann - und nicht zum ersten Mal beschämte mich diese Überraschung ein wenig.

»Oh«, sagte Mr. Wemyss leise. Sein Finger berührte die Wange des Babys; ich konnte hören, wie es leise Schmatzgeräusche machte. Anfangs war es noch zu sehr von der Geburt schockiert gewesen, um sich für die Brust zu interessieren, doch jetzt begann die Kleine offensichtlich, ihre Meinung zu ändern.

»Sie hat bestimmt Hunger.« Die Bettwäsche raschelte, und Lizzie legte das Baby mit geübter Hand an ihre Brust.

»Wie willst du sie denn nennen, *a leannan*?«, fragte Mr. Wemyss.

»Ich habe gar nicht über einen Mädchennamen nachgedacht«, antwortete Lizzie. »Sie ist so groß gewesen, dass ich mir sicher war, dass sie ein - au!« Sie

lachte leise und verzückt auf. »Ich hatte ganz vergessen, wie gierig so ein Neugeborenes ist. Oo! Hier, *a chuisle*, aye, so ist es besser ...«

Ich langte nach dem Wollbeutel, um mir die wunden Hände ebenfalls mit einem der weichen, öligen Bäusche abzuwischen, und dabei fiel mein Blick auf die Zwillinge, die im Hintergrund standen, die Augen unverwandt auf Lizzie und ihre Tochter geheftet, die gleiche Miene in den Gesichtern wie Tante Monika. Ohne den Blick abzuwenden, senkte der Zwilling, der den kleinen Rodney auf dem Arm hatte, den Kopf und küsste den Kleinen auf den Scheitel.

So viel Liebe auf so kleinem Raum. Ich wandte mich ab, denn auch mir wurden die Augen feucht. Spielte es wirklich eine Rolle, wie unorthodox die Ehe im Mittelpunkt dieser merkwürdigen Familie war? Nun, für Hiram Crombie möglicherweise, dachte ich. Der Anführer der standhaften Presbyterianeremigranten aus Thurso würde für Lizzie, Jo und Kezzie mit Sicherheit die Steinigung fordern - und für die sündige Frucht ihrer Lenden.

So etwas war ausgeschlossen, solange Jamie in Fraser's Ridge war - doch wenn er fort war? Ich säuberte mir langsam die blutigen Fingernägel und hoffte, dass Ian recht hatte, was die Beardsleys und ihr Talent zur Diskretion - und zur List - betraf.

Von diesen Gedanken abgelenkt, hatte ich gar nicht bemerkt, dass Tante Monika lautlos neben mich getreten war.

»Danke«, sagte sie leise und legte mir ihre Gichthand auf den Arm.

»Gern geschehen.« Ich legte meine Hand auf die ihre und drückte sanft zu. »Ihr wart mir eine große Hilfe - danke.«

Sie lächelte immer noch, doch ihre Stirn war von einer Sorgenfalte zerteilt.

»Kaum. Aber ich habe solche Angst.« Sie sah sich nach dem Bett um, dann richtete sie ihre Augen wieder auf mich. »Was passiert nächstes Mal, wenn Ihr nicht hier seid? Sie werden ja nicht aufhören«, fügte sie hinzu. Ganz diskret legte sie Daumen und Zeigefinger zu einem Kreis zusammen und stieß mit dem Mittelfinger der anderen Hand hinein - eine ganz und gar nicht diskrete Illustration dessen, was sie meinte.

Ich münzte mein Lachen rasch zu einem Hustenanfall um, der glücklicherweise von den Beteiligten ignoriert wurde, obwohl sich Mr. Wemyss etwas besorgt umsah.

»Ihr werdet ja hier sein«, sagte ich zu ihr, als ich mich erholt hatte. Ihre Miene drückte pures Entsetzen aus.

»Ich? Nein«, wehrte sie ab und schüttelte den Kopf. »Das reicht nicht. Ich ... ich ... bin nicht genug.«

Ich holte tief Luft, denn ich wusste, dass sie recht hatte. Und doch ...

»Das müsst Ihr aber«, sagte ich ganz leise.

Sie kniff ihre großen, weisen braunen Augen zusammen und richtete sie erneut auf mich. Dann nickte sie langsam

und nahm ihr Schicksal an.

»Mein Gott, steh mir bei«, murmelte sie.

JAMIE HATTE NICHT WIEDER EINSCHLAFEN KÖNNEN. ER SCHLIEF IN LETZTER Zeit ohnehin schlecht und lag oft lange wach. Dann sah er dem Verglimmen der Glut im Kamin zu und hing seinen Gedanken nach, oder er suchte in den Schatten der Deckenbalken nach Weisheiten. Wenn er problemlos einschlief, wurde er oft später plötzlich in Schweiß gebadet wach. Woher das kam, wusste er jedoch, und auch, was er dann tun musste.

Die meisten seiner Einschlafstrategien hatten jedoch irgendwie mit Claire zu tun - sich mit ihr zu unterhalten, mit ihr zu schlafen ... oder ihr einfach nur beim Schlafen zuzusehen und sich beim Anblick ihres langen, geschwungenen Schlüsselbeins zu trösten oder ihrer herzerweichend schönen geschlossenen Augenlider, bis sich in ihrer friedvollen Wärme der Schlaf über ihn senkte.

Doch jetzt war Claire nicht da.

Nach halbstündigem Rosenkranzgebet gelangte er zu der Überzeugung, dass er in dieser Hinsicht für Lizzie und das kommende Kind getan hatte, was notwendig und wünschenswert war. Den Rosenkranz als Akt der Buße zu beten - aye, darin sah er einen Sinn, vor allem, wenn man ihn auf den Knien beten musste. Oder um innere Ruhe zu finden, die Seele zu wappnen oder bei der Meditation über

heilige Fragen Einsicht zu suchen, aye, auch das. Aber nicht als Bittgebet. Wenn er Gott wäre oder auch die Heilige Jungfrau, die ja für ihre Geduld berühmt war, würde er es langweilig finden, jemandem dabei zuzuhören, wie er über eine Dekade hinweg ein und dieselbe Bitte wiederholte, und es war doch wohl wenig sinnvoll, jemanden zu langweilen, den man um Hilfe ersuchte?

Die gälischen Gebete hingegen erschienen ihm für diesen Zweck sehr viel besser geeignet zu sein, da sie sich auf eine bestimmte Bitte oder Segnung konzentrierten, abwechslungsreicher waren und einen angenehmeren Rhythmus hatten. Falls man ihn fragte; nicht dass es wahrscheinlich war, dass das jemand tat.

*Moire gheal is Bride;
Mar a rug Anna Moire,
Mar a rug Moire Criosda,
Mar a rug Eile Eoin Baistidh
Gun mhar-bhith dha dhi,
Cuidich thusa mise'm asaid,
Cuidich mi a Bhride!*

*Mar a gheineadh Criosd am Moire
Comhliont air gach laimh,
Cobhair thusa mise, mhoime,
An gein a thoir bho'n chnaimh;
'S mar a chomhn thu Oigh an t-solais,
Gun or, gun odh, gun ni,
Comhn orm-sa,'s mor m' othrais,
Comhn orm a Bhride!*

So murmelte er im Gehen vor sich hin.

*Maria, Du Gute, und Bride;
Wie Anna Maria geboren hat,
Wie Maria Christus geboren hat,
Wie Eile Johannes den Täufer geboren hat
Ohne einen Fehler,
So steh du ihr in den Wehen bei,
Steh ihr bei, o Bride!*

*So wie Christus von Maria empfangen wurde
Vollkommen von Kopf bis Fuß,
So steh auch du mir bei, große Mutter,
Das Empfangene zur Welt zu bringen;
Und wie du der seligen Jungfrau geholfen hast,
Nicht gegen Gold, nicht gegen Korn, nicht gegen Vieh,
So hilf auch ihr, groß ist ihr Leiden,
Hilf ihr, o Bride!*

Er hatte die Hütte verlassen, weil er die drückende Enge nicht ertragen konnte, war im fallenden Schnee nachdenklich in Fraser's Ridge umhergewandert und war dabei im Kopf seine Listen durchgegangen. Doch es blieb dabei, dass sämtliche Vorbereitungen getroffen waren, abgesehen vom Beladen der Pferde und Maultiere, und ohne so recht darüber nachzudenken, fand er sich auf dem Pfad zur Hütte der Beardsleys wieder. Es schneite nicht mehr, sondern ein grauer, sanfter Himmel erstreckte sich über ihm, und kaltes Weiß lag lautlos auf den Bäumen und ließ das Rauschen des Windes verstummen.

Zuflucht, dachte er. Natürlich war es das nicht - in Kriegszeiten gab es keinen sicheren Ort -, doch die Atmosphäre der Nacht auf dem Berg erinnerte ihn an die Atmosphäre in einer Kirche; ein großer Raum, der abwartete.

Notre Dame in Paris ... St. Giles in Edinburgh. Die kleinen Steinkirchen in den Highlands, die er manchmal in seiner Zeit als Geächteter besucht hatte, wenn er es für sicher hielt. Er bekreuzigte sich bei dieser Erinnerung; die nackten Steine, im Inneren oft nicht mehr als ein Holzaltar - und doch Erleichterung beim Eintreten, und dann hockte man auf dem Boden, wenn es keine Bank gab -, saß einfach nur da und wusste, dass man nicht allein war. Zuflucht.

Ob ihn der Gedanke an Kirchen oder der an Claire daran erinnerte: Er dachte noch an eine andere Kirche - die Kapelle, in der sie geheiratet hatten, und bei dieser Erinnerung musste er grinsen. Kein friedvolles Abwarten, nein. Er konnte heute noch spüren, wie sein Herz wie Donner gegen seine Rippen gehämmert hatte, als er eintrat, konnte seinen Schweiß riechen - er hatte gestunken wie ein Ziegenbock und gehofft, dass sie es nicht bemerkte - und war nicht imstande, tief durchzuatmen. Konnte ihre Hand in der seinen spüren, ihre kleinen, eiskalten Finger, die sich Halt suchend an ihn klammerten.

Zuflucht. Das waren sie seitdem füreinander. *Blut von meinem Blut*. Der kleine Schnitt war längst verheilt, doch er rieb sich über die Daumenwurzel und erinnerte sich

lächelnd daran, wie selbstverständlich sie das gesagt hatte.

Er kam in Sichtweite der Hütte und sah Joseph Wemyss auf der Veranda warten. Der Mann hatte die Schultern hochgezogen und trat von einem Fuß auf den anderen, um sich zu wärmen. Er war gerade im Begriff, Joseph anzusprechen, als sich die Tür öffnete und einer der Beardsley-Zwillinge - Himmel, was machten die beiden denn in der Hütte? - den Arm ausstreckte und seinen Schwiegervater nach innen zog. Vor Aufregung hätte er ihn fast umgerissen.

Und es ~~war~~ Aufregung, nicht Schmerz oder Angst; er hatte das Gesicht des Jungen im Feuerschein deutlich gesehen. Er stieß ein weißes Atemwölkchen aus und begriff erst jetzt, dass er die Luft angehalten hatte. Das Kind war also da, und es hatte überlebt, genau wie Lizzie.

Er ließ sich gegen einen Baum fallen und berührte den Rosenkranz an seinem Hals.

»*Moran taing*«, sagte er leise, ein knappes Dankgebet, das jedoch von Herzen kam. In der Hütte hatte jemand neues Holz auf das Feuer gelegt; aus dem Kamin stob ein Funkenregen auf, der den Schnee rot und golden aufleuchten ließ. Wenn ein Funke zu Boden fiel, erstarb er zu einem schwarzen Zischen.

Der Mensch wird zum Unheil geboren wie die Funken, die gen Himmel fliegen. Diese Zeile aus dem Buch Hiob hatte er im Gefängnis oft gelesen, und er hatte sie nie so recht verstanden. Im Allgemeinen richteten Funken, die

nach oben flogen, eigentlich kein Unheil an, es sei denn, man hatte sehr trockene Dachschildeln; es waren die Funken, die geradewegs aus der Feuerstelle stoben, die ein Haus in Brand setzen konnten. Oder falls der Verfasser nur sagen wollte, dass es in der Natur des Menschen lag, in Unheil verwickelt zu werden - was ja seiner eigenen Erfahrung nach eindeutig der Fall war -, dann sollte sein Vergleich etwas Unausweichliches ausdrücken und bedeuten, dass Funken immer nach oben flogen - was nicht stimmte, wie jeder bestätigen konnte, der schon einmal ein Feuer länger beobachtet hatte.

Dennoch, wer war er schon, dass er die Logik der Bibel kritisierte, während er doch Psalmen des Lobpreises und der Dankbarkeit aufsagen sollte? Er versuchte, sich einen solchen ins Gedächtnis zu rufen, doch er war viel zu zufrieden, um sich an mehr als Bruchstücke zu erinnern.

Mit leiser Erschütterung begriff er, dass sein Glück vollkommen war. Die gesunde Geburt des Kindes war natürlich etwas Schönes - doch sie bedeutete zudem, dass Claire ihre Klippe sicher genommen hatte und dass er und sie nun frei waren. Sie konnten Fraser's Ridge in dem Bewusstsein verlassen, alles Menschenmögliche für die Zurückbleibenden getan zu haben.

Aye, es lag stets etwas Trauriges in einem Abschied von zu Hause - doch in diesem Fall konnte man auch sagen, dass ihr Zuhause *sie* verlassen hatte, als nämlich das Haus abbrannte. Doch seine wachsende Vorfreude war stärker als die Traurigkeit. Frei wie der Wind, Claire an seiner

Seite, keine täglichen Arbeiten zu erledigen, keine kleinlichen Streitereien zu regeln, keine Witwen und Waisen zu versorgen ... nun, das war zweifellos ein unwürdiger Gedanke, und doch...

Krieg war etwas Furchtbares, und dieser Krieg würde keine Ausnahme sein - doch er war auch unleugbar aufregend, und sein Blut erwachte vom Scheitel bis zur Sohle.

»*Moran taing*«, wiederholte er aufrichtig dankbar.

Kurze Zeit später öffnete sich die Tür der Hütte erneut. Licht ergoss sich auf die dunkle Veranda, und Claire kam heraus. Sie zog die Kapuze ihres Umhangs hoch und trug ihren Korb über dem Arm. Stimmen folgten ihr, und Menschen drängten sich in der Tür; sie drehte sich um und winkte ihnen zum Abschied zu, und er hörte sie lachen, ein Geräusch, das ihn mit einem leisen, wohligen Schauer erfüllte.

Die Tür schloss sich, und sie schritt im grauen Halbdunkel über den Pfad; er konnte sehen, dass sie vor Erschöpfung ein wenig schwankte, und doch strahlte sie irgendetwas aus - vielleicht war es ja die gleiche Euphorie, die auch ihn beflügelte.

»Wie die Funken, die gen Himmel fliegen«, murmelte er und trat lächelnd vor, um sie zu begrüßen.

Sie erschrak nicht, sondern drehte sich in seine Richtung und kam auf ihn zu. Sie schien im Schnee fast zu schweben.

»Dann ist also alles gut«, sagte er, und sie seufzte tief und kam in seine Arme, unerschütterlich und warm in den kalten Falten ihres Umhangs. Er fasste hinein, zog sie an sich, in den schützenden Wollstoff seines eigenen weiten Umhangs.

»Ich brauche dich, bitte«, flüsterte sie, ihr Mund an seinem Mund, und ohne zu antworten, hob er sie auf - Himmel, sie hatte recht, dieser Umhang stank nach totem Fleisch; hatte der Mann, dem er ihn abgekauft hatte, ihn etwa benutzt, um einen zerlegten Hirsch aus dem Wald zu schleifen? -, küsste sie ausgiebig, stellte sie wieder hin und führte sie bergab. Der leichte Schnee schien unter ihren Schritten dahinzuschmelzen.

Der Weg zur Scheune schien höchstens Sekunden zu dauern; unterwegs unterhielten sie sich ein wenig, doch er hätte nicht sagen können, worüber. Das Einzige, was zählte, war, zusammen zu sein.

Es war zwar nicht gerade kuschelig warm in der Scheune, aber es war auch nicht allzu kalt. Einladend, dachte er, mit dem angenehmen warmen Geruch der Tiere in der Dunkelheit. Das merkwürdige graue Licht des Himmels drang hinein, gerade so viel, dass man die gedrungenen Umrisse der Pferde und Maultiere sehen konnte, die in ihren Boxen vor sich hin dösten. Und es gab trockenes Stroh, auf das man sich legen konnte, selbst wenn es alt und etwas staubig war.

Es war zu kalt, um sich auszuziehen, doch er legte seinen Umhang ins Stroh, bettete sie darauf und legte sich

dann auf sie. Sie zitterten beide, als sie sich küssten, sodass ihre Zähne aneinanderklapperten und sie prustend auseinanderfuhr.

»Das ist albern«, sagte sie. »Ich kann meinen Atem sehen - *und* deinen. Es ist so kalt, dass man Dampfkringel pusten könnte. Wir werden noch erfrieren.«

»Nein, das tun wir nicht. Weißt du noch, wie die Indianer Feuer machen?«

»Was, indem sie ein trockenes Stöckchen reiben und ...«

»Aye, Reibung.« Er hatte ihr die Unterröcke hochgeschoben; ihr Oberschenkel lag kalt und glatt unter seiner Hand. »Ich sehe aber schon, dass es hier nicht trocken ist - Himmel, Sassenach, was hast du angestellt?« Er hatte sie fest in der Handfläche, warm und weich und feucht, und bei seiner kalten Berührung kreischte sie auf, so laut, dass eines der Maultiere erschrocken schnaubte. Sie wand sich, gerade so, dass er schnellstens die Hand zwischen ihren Beinen fortzog und etwas anderes dazwischenschob.

»Du weckst noch die ganze Scheune«, merkte er atemlos an. Gott, von der plötzliche Hitze, mit der sie ihn umfing, wurde ihm ganz schwindelig.

Sie fuhr ihm mit den Händen unter das Hemd und kniff ihn fest in beide Brustwarzen, und er jaulte auf, doch dann lachte er.

»Mach das noch einmal«, sagte er und beugte sich über

sie. Er steckte ihr die Zunge in das kalte Ohr, weil er solche Freude daran hatte, sie kreischen zu hören. Sie wand sich und bäumte sich auf, wandte aber - wie er feststellte - den Kopf nicht ab. Sanft nahm er ihr Ohrläppchen zwischen die Zähne und liebte es, während er sich langsam in ihr bewegte und leise über die Laute lachte, die sie ausstieß.

So lange hatten sie sich lautlos lieben müssen.

Ihre Hände waren in seinem Rücken beschäftigt; er hatte nur seinen Hosenlatz geöffnet und seinen Hemdschoß beiseitegezogen, doch sie hatte das Hemd jetzt in seinem Rücken herausgezogen, ihm beide Hände in die Hose geschoben und hielt seine Gesäßbacken fest. Sie zog ihn an sich und bohrte ihm die Nägel in die Haut, und er wusste, was sie wollte. Er ließ von ihrem Ohr ab, stützte sich auf die Hände und stieß fest zu. Ringsum raschelte das Stroh wie knisternde Flammen.

Am liebsten hätte er sich einfach sogleich gehen lassen, sich ergossen und sich auf sie fallen gelassen, sie festgehalten und ihr Haar gerochen, während er warm und glücklich eindöste. Ein vager Hauch von Pflichtgefühl rief ihm jedoch ins Gedächtnis, dass sie ihn darum gebeten hatte, dass sie es war, die es brauchte. Er konnte sie nicht unbefriedigt lassen.

Er schloss die Augen und zwang sich zur Langsamkeit, senkte sich auf sie, sodass sie ihn mit dem ganzen Körper berührte, während sich der Stoff ihrer Kleider zwischen ihnen verknotete. Es gelang ihm, eine Hand unter sie zu schieben; er umfasste ihr nacktes Gesäß und ließ seine

Finger in die gedehnte warme Ritze zwischen ihren Pobacken gleiten. Schob einen noch etwas weiter, und sie keuchte auf. Ihre Hüften hoben sich, und sie versuchte, sich ihm zu entwinden, doch er lachte tief in seiner Kehle und ließ sie nicht. Bewegte den Finger.

»Mach das noch einmal«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Mach dieses Geräusch noch einmal für mich.«

Sie machte ein noch besseres, eines, das er noch nie gehört hatte, und zuckte bebend und wimmernd unter ihm.

Er zog den Finger heraus und strich ihn leicht und schnell über die glatten Stellen in der Tiefe, spürte seinen eigenen Schwanz unter seinen Fingern, der sie dehnte, groß und schlüpfrig ...

Auch er stieß ein fürchterliches Geräusch aus - wie eine verendende Kuh -, doch er war zu glücklich, um sich zu schämen.

»Du bist nicht besonders friedvoll, Sassenach«, murmelte er einen Moment später und atmete Moschus und neues Leben ein. »Aber ich hab dich gern.«

GENUG

Ich begann meinen Abschied im Kühlhaus. blieb einen Moment darin stehen und lauschte dem Glucksen des Wassers in seiner Steinrinne, roch die kühle Frische des Raumes mit ihrem schwachen süßen Duft nach Milch und Butter. Trat ins Freie und wandte mich nach links, um an den verwitterten Palisaden meines Gartens entlangzugehen, die mit den zerzausten, raschelnden Überresten von Kürbisranken bewachsen waren. Dort hielt ich zögernd inne; seit dem Tag, an dem Malva und ihr Kind dort gestorben waren, hatte ich keinen Fuß mehr in den Garten gesetzt. Ich stützte mich mit den Händen auf zwei der hölzernen Pfosten auf und beugte mich vor, um zwischen ihnen hindurchzuspähen.

Ich war froh, dass ich das nicht früher getan hatte; ich hätte es nicht ertragen können, den Garten in seiner winterlichen Trostlosigkeit zu sehen, die leeren Stängel geschwärzt und vertrocknet, die Blätter auf dem Boden verrottet. Es war immer noch ein Anblick, der das Herz eines Gärtners mit Schmerz erfüllte, doch er war nicht mehr so trostlos. Überall spross frisches Grün, verziert mit kleinen Blumen; der gütige Frühling breitete seine Girlanden über die Gebeine des Winters. Natürlich bestand das frische Grün zur Hälfte aus Gräsern und Unkräutern, die die verkümmernenden Kohl- und Zwiebelschösslinge erstickten. Amy hatte neben der alten Hütte einen neuen

Gemüsegarten angelegt: Weder sie noch sonst jemand aus Fraser's Ridge war bereit, nur einen Fuß in diesen Garten zu setzen.

Es raschelte im Gras, und ich sah eine kleine Gophernatter auf der Jagd hindurchgleiten. Der Anblick eines lebendigen Wesens tröstete mich, auch wenn ich sonst nicht viel für Schlangen übrig hatte. Ich lächelte, als ich den Blick hob und sah, dass Bienen einen der alten Bienenstöcke umschwärmten, die immer noch am Ende des Gartens standen.

Zuletzt richtete ich meine Augen auf das Salatbeet; dort war sie gestorben. In Gedanken hatte ich ständig die Blutlache vor mir gesehen, hatte mir vorgestellt, dass sie noch da war, ein unauslöschlicher Fleck, der in der Wüste aus entwurzelten Salatköpfen und welken Blättern dunkel in den Boden gesickert war. Doch es war fort; nichts kennzeichnete die Stelle außer einem Hexenring aus Pilzen, die ihre kleinen weißen Köpfe aus dem wilden Gras steckten.

»Ich erhebe mich und gehe nun«, sagte ich leise. »Und geh nach Innisfree, eine Hütte dort zu bauen aus Weidengeflecht und Lehm; neun Bohnenreihen pflanz ich, einen Stock für die Honigbiene, und lebe allein im summenden Wald.« Einen Moment hielt ich noch inne, und als ich mich dann abwandte, fügte ich flüsternd hinzu: »Und meinen Frieden find ich dort, denn langsam kommt er über mich.«

Dann schritt ich hastig über den Pfad; es war nicht nötig,

mich den Ruinen des Hauses zuzuwenden oder der weißen Sau. *Daran* würde ich mich mühelos erinnern. Was den Maisspeicher und den Hühnerstall anging - hat man einen davon gesehen, hat man alle gesehen.

Ich konnte die kleine Ansammlung von Pferden, Maultieren und Menschen sehen, die sich im langsamen Chaos des unmittelbar bevorstehenden Aufbruchs vor der Hütte auf und ab bewegten. Doch ich war noch nicht ganz bereit, Lebewohl zu sagen, und trat in den Wald, um mich zu sammeln.

Das Gras, das den Pfad säumte, war hoch und strich sanft am Saum meiner mit Gewichten beschwerten Röcke entlang. Dann wurden sie von etwas berührt, das schwerer war als Gras, und als ich zu Boden blickte, sah ich Adso. Ich hatte gestern fast den ganzen Tag nach ihm Ausschau gehalten; typisch für ihn, in letzter Minute aufzutauchen.

»Da bist du ja«, sagte ich anklagend zu ihm. Er fixierte mich mit seinen großen, ruhigen Seladonaugen und leckte sich die Pfote. Impulsiv hob ich ihn auf und drückte ihn an mich, sodass ich die Vibrationen seines Schnurrens spürte und den weichen, dichten Pelz seines silbrigen Bauches.

Er würde es gut haben; das wusste ich. Der Wald war seine persönliche Futterkammer, und Amy Higgins hatte ihn gern. Sie hatte mir versprochen, ihn bei schlechtem Wetter mit Milch und einem warmem Fleckchen am Herd zu versorgen.

»Dann geh nur«, murmelte ich und setzte ihn auf den Boden. Einen Moment lang stand er da, und sein Schwanz

bewegte sich langsam hin und her, während er mit erhobenem Kopf nach Nahrung oder interessanten Gerüchen suchte, dann lief er ins Gras und verschwand.

Ich beugte mich ganz langsam mit verschränkten Armen vor und wurde von lautlosem, heftigem Weinen geschüttelt.

Ich weinte, bis mir der Hals schmerzte und ich keine Luft mehr bekam, dann setzte ich mich ins Gras, zusammengekrümmt wie ein getrocknetes Blatt, und die Tränen, die ich nicht aufhalten konnte, fielen mir auf die Knie wie die ersten dicken Tropfen eines heraufziehenden Gewitters. O Gott. Es war erst der Anfang.

Ich rieb mir die Augen und verteilte die Nässe, versuchte, den Schmerz fortzuwaschen. Ein weiches Tuch berührte mein Gesicht, und als ich schluchzend aufblickte, kniete Jamie vor mir, ein Taschentuch in der Hand.

»Es tut mir leid«, sagte er leise.

»Es ist nicht ... Mach dir keine Gedanken, ich bin ... Er ist ja nur ein Kater«, sagte ich, und wieder legte sich der Schmerz wie ein festes Band um meine Brust.

»Aye, ich weiß.« Er kam neben mich, legte mir den Arm um die Schultern und zog meinen Kopf auf seine Brust, während er mir sanft das Gesicht abtupfte. »Aber um die Kinder konntest du nicht weinen. Oder um das Haus. Oder dein Gärtchen. Oder die arme tote Kleine und ihr Kind. Aber wenn du um dein Kätzchen weinst, bist du sicher, dass du aufhören kannst.«

»Woher weißt du das?« Meine Stimme war belegt, aber

das Band um meine Brust war nicht mehr ganz so eng.

Er stieß einen leisen, reumütigen Laut aus.

»Weil ich auch nicht um all das weinen kann, Sassenach. Und ich habe keine Katze.«

Ich schluchzte auf, wischte mir ein letztes Mal über das Gesicht und putzte mir die Nase, bevor ich ihm das Taschentuch zurückgab, das er in seinen Sporrان steckte, ohne eine Miene zu verziehen.

Herr, hatte er gesagt. *Gib, dass ich genug bin*. Dieses Gebet hatte sich in mein Herz gebohrt wie ein Pfeil, als ich es hörte und dachte, dass er um Hilfe dafür bat zu tun, was getan werden musste. Doch das war ganz und gar nicht das, was er gemeint hatte - und als mir dämmerte, ~~was~~ er gemeint hatte, zerriss es mir das Herz.

Ich nahm sein Gesicht in meine Hände und wünschte mir so sehr, ich hätte seine Gabe, dieses Talent zu sagen, was mein Herz empfand, und zwar so, dass es für ihn keinen Zweifel gab. Doch ich hatte es nicht.

»Jamie«, sagte ich schließlich. »O Jamie. Du bist ... alles. Immer.«

Eine Stunde später verließen wir Fraser's Ridge.

UNRAST

Ian nahm sich einen Sack Reis, um ihn als Kopfkissen zu benutzen, und legte sich hin. Es war zwar ein hartes Kissen, aber er mochte das Flüstern der kleinen Körner, wenn er den Kopf drehte, und den schwachen Geruch nach Stärke. Rollo bohrte seine Schnauze unter das Plaid und rutschte prustend an Ians Körper entlang, bis sich seine Nase gemütlich in Ians Achselhöhle bohrte. Ian kratzte dem Hund sanft die Ohren, dann legte er sich zurück und beobachtete die Sterne.

Der Mond war eine Sichel, so schmal wie ein abgeschnittener Fingernagel, und die Sterne leuchteten riesig und hell im Schwarzila des Himmels. Er fand den Gürtel des Orion und daneben den Großen Wagen. Würde er in Schottland dieselben Sterne sehen?, fragte er sich. Daheim in den Highlands hatte er nie besonders auf die Sterne geachtet, und in Edinburgh konnte man im Rauch der Kaminfeuer überhaupt keine Sterne sehen.

Seine Tante und sein Onkel lagen auf der anderen Seite des glimmenden Feuers, so dicht beieinander, dass sie aussahen wie ein Baumstamm, während sie sich aneinander wärmten. Er sah ihre Decken zucken, dann zur Ruhe kommen, dann erneut zucken, dann abwartende Ruhe. Er hörte sie flüstern, zu leise, um die Worte auszumachen, doch die Absicht dahinter war auch so eindeutig.

Er atmete betont regelmäßig, ein wenig lauter als sonst. Ein kurzer Moment, dann begannen die verstohlenen Bewegungen von Neuem. Es war schwer, Onkel Jamie etwas vorzumachen, doch manchmal möchte ein Mann einfach, dass man ihm etwas vormacht.

Seine Hand ruhte sacht auf der Stirn des Hundes, und Rollo seufzte, während sein warmer, schwerer Hundekörper an lns Seite erschlaffte. Wenn der Hund nicht gewesen wäre, hätte er niemals im Freien schlafen können. Nicht dass er jemals tief oder länger schlief - doch immerhin konnte er sich hin und wieder den Bedürfnissen seines Körpers ergeben, weil er sich darauf verließ, dass Rollo jeden Schritt lange vor ihm hören würde.

»Vorerst bist du sicher«, hatte Onkel Jamie in der ersten Nacht ihrer Reise zu ihm gesagt. Er war zu nervös gewesen, um einzuschlafen, selbst mit Rollos Kopf auf seiner Brust, und er hatte sich ans Feuer gesetzt und in der Glut herumgestochert, bis sich die Flammen klar und hell in die Nacht erhoben.

Ihm war bewusst, dass er für jeden Beobachter deutlich sichtbar war, doch er konnte nichts daran ändern. Wenn er schon eine Zielscheibe auf der Brust trug, änderte es auch nichts mehr, wenn er sie beleuchtete.

Rollo, der wachsam neben dem lodernden Feuer lag, hatte plötzlich den Kopf gehoben, ihn aber nur einem leisen Geräusch in der Dunkelheit zugewandt. Also war dort jemand, den er kannte, und lns sorgte sich nicht. Er war deshalb nicht überrascht, als sein Onkel aus dem Wald trat,

wo er seine Blase erleichtert hatte, und sich neben ihn setzte.

»Er will dich ja nicht töten«, hatte Onkel Jamie ohne Umschweife gesagt. »Vorerst bist du sicher.«

»Ich weiß gar nicht, ob ich das sein möchte«, war es ihm entfahren, und sein Onkel hatte ihn sorgenvoll angesehen - aber nicht überrascht. Doch dann hatte Onkel Jamie nur genickt.

Er wusste, was sein Onkel meinte; Arch Bug wollte nicht, dass er starb, denn das hätte ja seinen Schuldgefühlen und damit seinem Leiden ein Ende gesetzt. Ian hatte ihm in die alten Augen geblickt, deren Weiß vergilbt und mit roten Fäden durchzogen war und die vor Kälte und Schmerz tränten, und er hatte dort etwas gesehen, das sein Innerstes gefrieren ließ. Nein, Arch Bug würde ihn nicht töten - noch nicht.

Sein Onkel starrte ins Feuer, dessen Licht ihm die kräftigen Gesichtszüge wärmte, und dieser Anblick erfüllte Ian mit Trost und Panik zugleich.

Kommt dir dieser Gedanke denn gar nicht?, hatte er angsterfüllt gedacht, es aber nicht ausgesprochen. *Er hat gesagt, er nimmt mir das, was ich liebe. Und da sitzt du nun ganz unbekümmert neben mir.*

Als dieser Gedanke das erste Mal aufgetaucht war, hatte er ihn verdrängt; der alte Arch stand tief in Jamies Schuld, und er war ein Mensch, der eine solche Schuld nicht vergaß - obwohl er vielleicht noch lieber einforderte, was andere

ihm schuldeten. Und er zweifelte nicht daran, dass Arch Bug seinen Onkel auch als Menschen respektierte. Für eine Weile schien die Angelegenheit damit erledigt gewesen zu sein.

Doch dann waren andere Gedanken auf ihn eingestürmt, bedrückende, vielbeinige Wesen, die seit dem Tag, an dem er Murdina Bug umgebracht hatte, aus den schlaflosen Nächten gekrochen kamen.

Arch war ein alter Mann. Zäh wie ein im Feuer gehärteter Speer und doppelt so gefährlich - aber alt. Er hatte in Sheriffmuir gekämpft; er musste auf die achtzig zugehen. Womöglich würde ihn der Rachedurst noch eine Weile am Leben halten, doch alles Leibliche ging einmal zu Ende. Vielleicht dachte er, dass er nicht mehr lange warten konnte, bis Ian etwas fand, das es »wert war, es ihm zu nehmen«. Wenn er seine Drohung wahr machen wollte, würde er bald handeln müssen.

Ian konnte das leise Rascheln der Bewegungen auf der anderen Seite des Feuers hören und schluckte, denn sein Mund wurde trocken. Würde der alte Arch versuchen, seine Tante auszulöschen, die Ian so liebte? Sie würde sehr viel leichter umzubringen sein als Onkel Jamie. Doch nein - Arch mochte ja vor Schmerz und Wut halb von Sinnen sein, doch er war nicht verrückt. Er wusste genau, dass es Selbstmord sein würde, Tante Claire anzurühren, wenn er nicht gleichzeitig Onkel Jamie umbrachte.

Vielleicht würde ihm das ja gleichgültig sein. Das war ein weiterer Gedanke, der ihm mit kleinen kalten Füßen

über den Bauch krabbelte.

Er sollte sie verlassen, das wusste er. Er hatte das auch schon vorgehabt - hatte es immer noch vor. Zu warten, bis sie eingeschlafen waren, und dann aufzustehen und sich davonzustehlen. Auf diese Weise würden sie außer Gefahr sein.

Er hatte es jedoch nicht übers Herz gebracht in jener ersten Nacht. Er hatte versucht, dort am Feuer seinen Mut zusammenzunehmen und zu gehen - aber sein Onkel war ihm zuvorgekommen, als er aus dem Wald kam und sich neben ihn setzte, ihm schweigend Gesellschaft leistete, bis Ian so weit war, dass er sich wieder hinlegen konnte.

Morgen, hatte er gedacht. Schließlich hatten sie seit der Beerdigung seiner Frau keine Spur mehr von Arch Bug gesehen. *Möglicherweise ist er ja tot.* Er war ein alter Mann, noch dazu allein.

Außerdem durfte er nicht vergessen, dass ihm Onkel Jamie folgen würde, wenn er ohne ein Wort ging. Er hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass Ian nach Schottland zurückkehren würde, ob er es freiwillig tat oder in einem Sack verschnürt. Ian grinste all seinen Gedanken zum Trotz, und Rollo grunzte leise, als sich die Brust unter seinem Kopf lautlos lachend bewegte.

An Schottland und das, was ihn dort erwarten mochte, hatte er kaum einen Gedanken verschwendet.

Vielleicht waren es die Geräusche auf der anderen Seite des Feuers, die ihn darauf brachten - ein plötzliches

japsendes Einatmen und die beiden tiefen Seufzer, die darauf folgten, während ihm eine lebhafte körperliche Erinnerung an den Vorgang kam, der diese Seufzer auslöste - jedenfalls fragte er sich plötzlich, ob er in Schottland wohl eine Frau finden würde?

Das konnte er doch nicht. Oder doch? Würde ihm Bug so weit folgen können? *Möglicherweise ist er ja schon tot*, dachte er erneut und rutschte ein wenig hin und her. Rollo brummte leise, doch da er die Zeichen sofort merkte, rappelte er sich auf und rollte sich ein kleines Stück weiter von ihm zusammen.

Seine Familie war dort. Im Kreis der Murrays musste er - und eine Frau - doch in Sicherheit sein. Es war einfach, hier im dichten Bergwald herumzuschleichen und jemandem aufzulauern - nicht annähernd so einfach war es in den Highlands, wo jedes Auge wachsam war und kein Fremder unbemerkt blieb.

Er hatte keine Ahnung, was seine Mutter tun würde, wenn sie ihn sah - doch wenn sie sich erst an ihn gewöhnt hatte, fiel ihr ja möglicherweise ein Mädchen ein, das nicht allzu viel Angst vor ihm haben würde.

Abruptes Einatmen und ein Geräusch, das nicht ganz ein Stöhnen war, von seinem Onkel - er tat das, wenn sie seine Brustwarze in den Mund nahm; Ian hatte ein oder zweimal gesehen, wie sie das tat, im Schein der Glut der Feuerstelle in der Hütte, ihre Augen geschlossen, ein rasches feuchtes Aufglänzen ihrer Zähne, und ihr Haar fiel ihr in einer Wolke aus Licht und Schatten von den Schultern

zurück.

In Versuchung geführt, legte er eine Hand auf seinen Schwanz. Er hatte eine Sammlung von Bildern im Kopf, die er für diesen Zweck wachhielt - und nicht wenige davon hatten seine Cousine zum Gegenstand, auch wenn ihn das ein wenig beschämte. Sie war schließlich Roger Macs Frau. Doch er hatte einmal gedacht, dass er sie selbst heiraten müsste, eine Vorstellung, die ihm zwar Angst einjagte - er war erst siebzehn gewesen und sie um einiges älter -, doch der Gedanke, mit ihr ins Bett zu gehen, hatte ihm Mut gemacht.

Ein paar Tage lang hatte er sie genau beobachtet, ihren runden festen Hintern gesehen, den dunklen Schatten ihres roten Schamhaars unter dem dünnen Musselin ihres Hemdes, wenn sie baden ging, und hatte sich vorgestellt, wie erregend es sein würde, es unverhüllt zu sehen in der Nacht, wenn sie sich niederlegte und für ihn die Beine öffnete.

Was machte er nur? Er konnte doch nicht so an Brianna denken, während er drei Meter neben ihrem Vater lag!

Er verzog das Gesicht und schloss fest die Augen. Seine Hand verlangsamte sich, während er ein anderes Bild aus seiner geheimen Bibliothek heraufbeschwor. Nicht die Hexe - nicht heute Abend. Die Erinnerung an sie erregte ihn heftig und oftmals schmerzhaft, doch sie war mit einem Gefühl der Hilflosigkeit vermischt. Malva ... Nein, er hatte Angst, sie heraufzubeschwören; oft dachte er, dass ihr Geist noch nicht sehr weit entfernt weilte.

Die kleine Mary. Aye. Seine Hand fand sofort ihren Rhythmus, und er seufzte und flüchtete sich erleichtert zu den kleinen rosigen Brüsten und dem ermunternden Lächeln des ersten Mädchens, mit dem er je geschlafen hatte.

Als er kurz darauf an der Schwelle eines Traums von einem zierlichen blonden Mädchen verharrte, das seine Frau war, dachte er verschlafen, *aye, vielleicht ist er ja schon tot.*

Rollo stieß einen tiefen, unwilligen Kehllaut aus und wälzte sich auf den Rücken, die Pfoten in der Luft.

HEIKLE ANGELEGENHEITEN

London November 1776

Es hatte durchaus auch seine guten Seiten, wenn man älter wurde, dachte Lord John. Man wurde weiser, man sah die Dinge im rechten Licht, man hatte seinen Platz im Leben gefunden; man genoss das Gefühl, etwas vollbracht zu haben, seine Zeit sinnvoll genutzt zu haben, man hatte Freunde und Familie, denen man in tiefer Zuneigung verbunden war ... und man brauchte nicht mehr mit dem Rücken zur Wand zu stehen, wenn man sich mit Lord George Germain unterhielt. Zwar versicherten ihm sowohl sein Spiegel als auch sein Kammerdiener, dass er nach wie vor präsentabel aussah, doch er war mindestens zwanzig Jahre zu alt für den Staatssekretär, der junge Männer mit zarter Haut bevorzugte.

Der Sekretär, der ihn hineingeführt hatte, entsprach genau dieser Beschreibung und war zudem mit langen dunklen Wimpern und einem sanften Schmolmund ausgestattet. Grey hatte nicht mehr als einen flüchtigen Blick für ihn übrig; sein eigener Geschmack ging in eine härtere Richtung.

Er hatte schon bis ein Uhr gewartet, da er Germain's Gewohnheiten kannte, und doch waren diesem die Spuren einer langen Nacht noch deutlich anzusehen. Er hatte

dunkelblaue Ringe unter seinen milchigen Augen, die Grey mit einem ausgesprochenen Mangel an Begeisterung betrachteten. Dennoch bemühte sich Germain um Höflichkeit. Er lud Grey ein, sich zu setzen, und schickte den rehägigen Sekretär davon, um Brandy und Gebäck zu holen.

Grey trank tagsüber selten Hochprozentiges, und er wollte jetzt einen klaren Kopf haben. Daher nippte er kaum an seinem Brandy, obwohl dieser exzellent war. Germain dagegen steckte die berühmte Sackville-Nase - die ihm scharfkantig wie ein Brieföffner aus dem Gesicht ragte - in sein Glas und atmete tief ein, dann leerte er das Glas und schenkte sich ein neues ein. Die Flüssigkeit schien eine belebende Wirkung zu haben, denn nach dem zweiten Glas sah er schon glücklicher aus und erkundigte sich nach Greys Wohlbefinden.

»Mir geht es bestens, danke«, antwortete Grey höflich. »Ich bin vor Kurzem aus Amerika zurückgekehrt und habe Euch einige Briefe von gemeinsamen Bekannten mitgebracht.«

»Oh, wirklich?« Germain's Miene hellte sich ein wenig auf. »Zu freundlich von Euch, Grey. Hattet Ihr eine gute Reise?«

»Sie war erträglich.« Eigentlich war es furchtbar gewesen; die Atlantiküberquerung war ein einziger Spießrutenlauf von einem Sturm zum nächsten gewesen. Tagelang waren sie ein Spielball der Wellen gewesen, bis Grey aus tiefster Seele gewünscht hatte, das Schiff würde

sinken, damit dies alles ein Ende nahm. Doch er wollte keine Zeit mit belanglosem Geplauder verlieren.

»Kurz vor meiner Abreise aus der Kolonie North Carolina hatte ich eine bemerkenswerte Begegnung«, berichtete er, da er inzwischen den Eindruck hatte, dass Germain wach genug war, um ihm zuzuhören. »Gestattet mir, Euch davon zu erzählen.«

Germain war sowohl eitel als auch engstirnig, und er beherrschte die politische Kunst der vagen Ausdrucksweise in Vollendung - doch er konnte sich auch ernstlich mit einer Angelegenheit befassen, wenn er wollte, was meistens dann der Fall war, wenn er einen persönlichen Vorteil witterte. Die Erwähnung des Nordwestlichen Territoriums half seiner Konzentrationsfähigkeit bewundernswert auf die Sprünge.

»Weiter habt Ihr Euch nicht mit diesem Beauchamp unterhalten?« Germains dritter Brandy stand halb getrunken vor ihm.

»Nein. Er hatte mir ja seine Nachricht überbracht; jede weitere Unterhaltung hätte zu nichts geführt, da er eindeutig keinerlei Handlungsbefugnis besaß. Und wenn er vorgehabt hätte, mir die Identität seiner Auftraggeber zu enthüllen, hätte er dies gewiss getan.«

Germain ergriff sein Glas, trank aber nicht, sondern drehte es stattdessen in der Hand, um besser nachdenken zu können. Es war ein glattes Glas ohne Facettenschliff, und es war mit Germains Fingerabdrücken und den Spuren seines Mundes verschmiert.

»Ist Euch der Mann bekannt? Warum ist er denn ausgerechnet zu Euch gekommen?« *Nein, dumm ist er nicht*, dachte Grey.

»Ich war ihm Jahre zuvor einmal begegnet«, erwiderte er gleichmütig. »Im Zuge meiner Zusammenarbeit mit Oberst Bowles.«

Nichts in der Welt hätte Grey dazu gebracht, Percys wahre Identität preiszugeben; Percy war sein und Hals Stiefbruder gewesen - nun, er war es immer noch -, und nur die Gunst des Schicksals und Greys Entschlossenheit hatten zum Zeitpunkt seines vermeintlichen Todes einen gewaltigen Skandal verhindert. Manche Skandale gerieten mit der Zeit in Vergessenheit - bei diesem wäre es anders gewesen.

Germaines gezupfte Augenbraue zuckte beim Klang des Namens Bowles - eines Mannes, der jahrelang Englands Schwarzes Kabinett geleitet hatte.

»Ein Spion?« In seiner Stimme klang ein Hauch von Ekel mit; Spione waren eine vulgäre Notwendigkeit, die kein Mann von Welt mit bloßen Fingern angerührt hätte.

»Früher einmal vielleicht. Anscheinend hat er Karriere gemacht.« Auch er nahm sein Glas, trank einen ordentlichen Schluck - es *war* schließlich sehr guter Brandy -, dann stellte er es hin und erhob sich zum Gehen. Er war nicht so einfältig, Germain zu bedrängen. Besser, die Angelegenheit in den Händen des Staatssekretärs zu belassen und darauf zu bauen, dass er ihr aus

persönlichem Interesse nachgehen würde.

Grey ließ Germain in seinen Sessel gelehnt zurück, den Blick nachdenklich in sein leeres Glas gerichtet. Der Sekretär mit dem Schmolmund reichte ihm seinen Umhang und streifte ihn flüchtig mit der Hand.

NICHT, SO DACHTE ER, WÄHREND ER SICH FESTER IN DEN UMHANG HÜLLTE und sich zum Schutz vor dem zunehmenden Wind den Hut in die Stirn zog, dass er vorhatte, die Angelegenheit allein Germain's kapriziösem Verantwortungsgefühl zu überlassen. Germain war zwar der verantwortliche Staatssekretär für Amerika - doch dies war keine Angelegenheit, die nur Amerika betraf. Es gab noch zwei weitere Staatssekretäre in Lord North's Kabinett: einen für das Nördliche Department, das das protestantische Nordeuropa umfasste, und einen weiteren für das Südliche Department, das aus dem Rest der Welt bestand - darunter das katholische Europa und damit Frankreich. Am liebsten hätte er überhaupt nichts mit Lord Germain zu tun gehabt. Doch die Spielregeln der Diplomatie verhinderten, dass er direkt auf Lord North zuzuging, was sein erster Impuls gewesen war. Er würde Germain einen Tag Vorsprung lassen und dann dem für den Süden - und für Frankreich - verantwortlichen Staatssekretär Thomas Thynne, Vicomte Weymouth, von den Vorschlägen des schlangenzüngigen Mr. Beauchamp berichten.

Wenn sich beide Männer entschlossen, der Sache nachzugehen, würde dies zweifellos auch Lord North zu Ohren kommen - und North oder einer seiner Minister würde auf Grey zukommen.

Über der Themse rollte ein Sturm heran, er konnte sehen, wie sich brodelnde schwarze Wolken auftürmten, als wollten sie ihre Wut direkt über den Parlamentsgebäuden entladen.

»Etwas Blitz und Donner würde ihnen gar nicht schaden«, murmelte er misstrauisch und winkte eine Droschke herbei, da gerade die ersten dicken Tropfen fielen.

Als er den Beefsteak-Club erreichte, regnete es in Strömen, und die drei Schritte vom Bordstein bis zum Eingang reichten aus, um ihn fast vollständig zu durchnässen.

Mr. Bodley, der betagte Steward, empfing ihn, als sei er erst gestern das letzte Mal da gewesen und nicht vor über achtzehn Monaten.

»Schildkrötensuppe mit Sherry heute Abend, Mylord«, unterrichtete er Grey und winkte einem Diensthilfen, Grey den nassen Hut und Umhang abzunehmen. »Das wärmt den Magen. Und danach ein schönes Lammkotelett mit neuen Kartoffeln?«

»Genau das, Mr. Bodley«, erwiderte Grey und lächelte. Er nahm im Speisezimmer Platz, das mit seinem warmen Feuer und seiner kühlen weißen Tischwäsche Balsam für

seine Seele war. Doch als er sich zurücklehnte, um sich von Mr. Bodley die Serviette unter das Kinn stecken zu lassen, bemerkte er einen neuen Einrichtungsgegenstand.

»Wer ist das?«, fragte er verblüfft. Das Gemälde, das einen Ehrenplatz an der gegenüberliegenden Wand einnahm, zeigte einen stattlichen Indianer, der mit Straußenfedern und bestickten Umhängen festlich herausgeputzt war. Zwischen den gesetzten Porträts diverser prominenter - und zum Großteil verstorbener - Clubmitglieder wirkte es höchst merkwürdig.

»Oh, das ist doch Mr. Brant«, sagte Mr. Bodley mit einem leisen Hauch des Tadels. »Mr. Joseph Brant. Mr. Pitt hat ihn letztes Jahr zum Abendessen mitgebracht, als er in London war.«

»Brant?«

Mr. Bodley zog die Augenbrauen hoch. Wie die meisten Londoner ging auch er davon aus, dass jedermann, der je in Amerika gewesen war, zwangsläufig mit jeder anderen Person dort bekannt sein musste.

»Er ist ein Mohawk-Häuptling, glaube ich«, sagte er und sprach das Wort »Mohawk« sehr sorgfältig aus. »Er hat dem König einen Besuch abgestattet, wisst Ihr.«

»Ist das so«, murmelte Grey. Er fragte sich, wer wohl stärker beeindruckt gewesen war, der König oder der Indianer.

Mr. Bodley zog sich zurück, vermutlich, um die Suppe zu holen. Eine Minute später kehrte er jedoch zurück und legte

Grey einen Brief auf das Tischtuch.

»Das ist zu Händen des Sekretärs hier für Euch angekommen, Sir.«

»Oh? Danke, Mr. Bodley.« Grey ergriff den Brief und erkannte die Handschrift seines Sohnes, woraufhin ihm prompt das Herz in die Hose rutschte. Was hatte ihm Willie wohl nicht zu Händen seiner Großmutter oder seines Onkels Hal schicken wollen?

Etwas, wovon er nicht wollte, dass die beiden es lasen. Sein Verstand lieferte ihm sofort die logische Antwort, und er griff gespannt zu seinem Fischmesser, um den Brief zu öffnen.

War es Richardson? Hal mochte den Mann nicht, und er hatte sich dagegen ausgesprochen, dass William für ihn arbeitete, auch wenn er nichts Konkretes gegen ihn vorbringen konnte. Vielleicht hätte er selbst doch vorsichtiger sein sollen, bevor er William diesen Weg einschlagen ließ, denn er wusste schließlich einiges über die schwarze Welt der Spionage. Dennoch, William hatte North Carolina unbedingt verlassen müssen, bevor er Jamie Fraser oder dem sogenannten Percy Beauchamp begegnete.

Und man musste einen Sohn ziehen lassen, damit er seinen eigenen Weg fand, ganz gleich, welche Überwindung es kostete; das hatte Hal schon mehr als einmal zu ihm gesagt. Dreimal, um genau zu sein, dachte er mit einem Lächeln - jedes Mal, wenn einer von Hals Jungen ein Offizierspatent erworben hatte.

Er faltete den Brief mit großer Vorsicht auseinander, als könnte er explodieren. Er war so sorgfältig geschrieben, dass er automatisch Verdacht schöpfte; Willies Handschrift war zwar normalerweise lesbar, aber voller Kleckse.

An Lord John Grey Gesellschaft zur Wertschätzung des englischen Beefsteaks

Von Leutnant William Lord Ellesmere

7. September 1776 Long Island Kronkolonie New York

Lieber Vater,

ich habe Dir etwas Heikles anzuvertrauen.

Nun, das war ein Satz, der einem Vater das Blut in den Adern gefrieren ließ, dachte Grey. Hatte William eine junge Frau geschwängert oder ein Vermögen beim Glücksspiel verloren? Hatte er sich mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt, oder war er zum Duell herausgefordert worden? Oder - war ihm bei seinen Erkundungen auf dem Weg zu General Howe etwas Unheimliches aufgefallen? Er griff nach dem Wein und trank einen vorbeugenden Schluck, bevor er sich derart gestärkt wieder dem Brief zuwandte. Nichts jedoch hätte ihn auf den folgenden Satz vorbereiten können.

Ich liebe Lady Dorothea.

Grey verschluckte sich und spuckte sich Wein auf die Hand, winkte jedoch ab, als sich der Steward mit einem Handtuch näherte, und wischte sich stattdessen die Hand an seiner Hose ab, während er hastig den Rest der Seite überflog.

Wir sind uns beide schon seit einiger Zeit einer wachsenden Anziehung bewusst, doch ich habe gezögert, mich offen zu erklären, da ich ja wusste, dass ich bald nach Amerika aufbrechen würde. Doch eine Woche vor meiner Abreise hat es uns bei Lady Belvederes Ball unerwartet allein in den Garten verschlagen, und die herrliche Umgebung, die Romantik des Abends und die berauschende Nähe der Dame haben mein Urteilsvermögen übermannt.

»Ach du lieber Himmel«, sagte Lord John laut. »Sag jetzt bitte nicht, dass du sie unter einem Busch entjungfert hast, zum Kuckuck!«

Er handelte sich den interessierten Blick eines Speisenden am Nachbartisch ein, hüstelte und widmete sich wieder dem Brief.

Es treibt mir die Schamröte ins Gesicht zuzugeben, dass mich meine Gefühle so sehr überwältigt haben, dass ich zögere, dies zu Papier zu bringen. Ich habe mich natürlich entschuldigt, nicht dass es eine hinreichende Entschuldigung für ein derart unehrenhaftes Verhalten geben könnte. Lady Dorothea hat mir sowohl großzügig

verziehen als auch vehement darauf beharrt, dass ich nicht - wie ich es zunächst vorhatte - auf der Stelle zu ihrem Vater ging.

»Sehr vernünftig von dir, Dottie«, murmelte Grey, der sich die Reaktion seines Bruders auf eine solche Enthüllung nur zu gut vorstellen konnte. Er hoffte nur, dass die Indiskretion, die Willie die Schamröte ins Gesicht trieb, nicht so weit ging, dass ...

Ich hatte vor, Dich zu bitten, nächstes Jahr bei Onkel Hal für mich vorzusprechen, wenn ich nach Hause komme und in der Lage bin, formell um Lady Dorotheas Hand anzuhalten. Doch gerade habe ich erfahren, dass sie noch einen Antrag erhalten hat, vom Vicomte Maxwell, und dass Onkel Hal diesen ernsthaft in Erwägung zieht.

Ich möchte natürlich die Ehre der Dame in keiner Weise beschmutzen, doch unter den gegebenen Umständen steht es fest, dass sie Maxwell nicht heiraten kann.

Du meinst, Maxwell würde herausfinden, dass sie keine Jungfrau mehr ist, dachte Grey grimmig, und am Morgen nach der Hochzeitsnacht angepoltert kommen, um es Hal zu erzählen. Er rieb sich das Gesicht und las weiter.

Es gibt keine Worte, um Dir mein Bedauern auszudrücken, Vater, und ich kann mich nicht überwinden, unverdient um Vergebung dafür zu bitten, dass ich Dich so schwer enttäuscht habe. Nicht um meinet-, sondern um ihretwillen flehe ich Dich an, mit dem Herzog zu sprechen. Ich hoffe, dass er sich

überreden lässt, meinen Antrag zu erwägen und uns die Verlobung zu gestatten, ohne ihm explizite Enthüllungen machen zu müssen, die die Dame bestürzen würden ...

Dein überaus ergebener, vom Weg abgekommener

William

Er ließ sich zurücksinken und schloss die Augen. Sein erster Schreck ließ jetzt nach, und allmählich konnte sich sein Verstand mit dem Problem befassen.

Es sollte möglich sein. Eigentlich gab es keinen Hinderungsgrund für eine Heirat zwischen William und Dottie. Namentlich waren sie zwar Vetter und Cousine, doch existierte keine Blutsverwandschaft zwischen ihnen; William war zwar auf jede Weise, die zählte, sein Sohn, jedoch nicht leiblich. Und Maxwell war zwar jung, reich und durchaus begehrenswert, doch auch William war als Erbe des Baronstitels der Dunsanys ein Graf, und er war alles andere als arm.

Nein, in dieser Hinsicht war alles gut. Und Minnie hatte William sehr gern. Hal und die Jungen ... Nun, solange sie keinen Wind von Williams Verhalten bekamen, würden sie kaum etwas dagegen haben. Falls es jedoch einer von ihnen herausfand, konnte William von Glück sagen, wenn sie ihn nur auspeitschten und ihm jeden Knochen einzeln brachen. Dasselbe galt für Grey.

Hal würde natürlich sehr überrascht sein - die beiden

hatten sich oft gesehen, während William in London war, doch William hatte nie in irgendeiner Weise von Dottie gesprochen, die darauf hingedeutet hätte, dass ...

Er griff nach dem Brief und las ihn sich ein weiteres Mal durch. Und noch einmal. Legte ihn hin und betrachtete ihn minutenlang mit zusammengekniffenen Augen, während er überlegte.

»Hol mich der Teufel, wenn ich das glaube«, sagte er schließlich laut. »Was zum Kuckuck führst du im Schilde, Willie?«

Er zerknüllte den Brief, ergriff mit einem entschuldigenden Kopfnicken einen Kerzenhalter vom Nebentisch und setzte das Schriftstück in Brand. Der Steward, der dies beobachtete, zauberte blitzartig eine kleine Porzellanschüssel herbei, in die Grey das flammende Papier fallen ließ, und zusammen sahen sie zu, wie sich die Worte in schwarze Asche verwandelten.

»Eure Suppe, Mylord«, sagte Mr. Bodley. Er wedelte den Qualm des Feuers behutsam mit einer Serviette beiseite und stellte einen dampfenden Teller vor ihn hin.

DA WILLIAM AUSSER REICHWEITE WAR, LAG ES AUF DER HAND, SEINE MITVERSCHÖRERIN zur Rede zu stellen - wie diese Verschwörung auch immer aussah. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr gelangte er zu der Überzeugung, dass das, was sich zwischen William, dem neunten Grafen von Ellesmere, und

Lady Dorothea Jacqueline Benedicta Grey entsponnen hatte, auf keinen Fall ein Band der Liebe oder der schuldbewussten Leidenschaft war.

Doch wie sollte er mit Dottie sprechen, ohne die Aufmerksamkeit ihrer Eltern auf sich zu ziehen? Er konnte ja schlecht auf der Straße herumlungern, bis Hal und Minnie irgendwann das Haus verließen und Dottie allein war. Selbst wenn es ihm gelang, sie allein zu Hause zu erwischen und sie unter vier Augen zu sprechen, würden die Diensthofen dies mit Sicherheit erwähnen, und Hal - dessen wachsamer Beschützerinstinkt gegenüber seiner Tochter dem einer großen Dogge gegenüber ihrem Lieblingsknochen glich - würde prompt bei ihm erscheinen, um herauszufinden, warum.

Er lehnte das Angebot des Türstehers ab, ihm eine Droschke zu rufen, und ging zu Fuß zum Haus seiner Mutter zurück, während er über mögliche Mittel und Wege nachdachte. Er konnte Dottie einladen, mit ihm zu Abend zu essen ... doch es würde sehr ungewöhnlich sein, Minnie bei einer solchen Einladung nicht mit einzuschließen. Das Gleiche galt für eine Einladung ins Theater oder in die Oper; er begleitete die Frauen oft, weil Hal nicht in der Lage war, eine ganze Oper lang stillzusitzen, und er Theaterstücke für lästigen Unsinn hielt.

Sein Weg führte ihn durch den Covent Garden, und er hüpfte behände aus dem Weg, als sich ein Eimer Wasser über das Pflaster ergoss, um die glitschigen Salatblätter und die verfaulten Äpfel vor einem Obststand wegzuspülen.

Im Sommer war der Bordstein hier mit verwelkten Blumen übersät; vor dem Morgengrauen wurden die Blumen frisch vom Land herangekarrt und erfüllten den Platz mit duftender Frische. Im Herbst war es der Geruch nach zerquetschtem Obst, verfaulendem Fleisch und Gemüseresten, der die Wachablösung im Covent Garden signalisierte.

Tagsüber boten hier Händler ihre Ware feil, feilschten mit ihren Kunden, stritten aus voller Kehle miteinander und verjagten Taschendiebe. Bei Anbruch der Dunkelheit schlurften sie davon, um in den Wirtshäusern der Tavistock und der Brydges Street die Hälfte ihrer Einnahmen wieder auszugeben. Wenn der Schatten des Abends heraufzog, beanspruchten die Huren den Garten für sich.

Der Anblick zweier dieser Damen, die früh erschienen waren und jetzt hoffnungsvoll unter den heimkehrenden Straßenhändlern nach Kundschaft suchten, lenkte ihn vorübergehend von seinem Familiendilemma ab und erinnerte ihn an das, was sich früher am Tage zugetragen hatte.

Vor ihm begann die Brydges Street; er konnte mit Mühe das Freudenhaus kurz vor dem anderen Ende sehen, das in eleganter Diskretion ein wenig von der Straße zurückgesetzt stand. Keine schlechte Idee; Huren waren immer bestens informiert - und ließen sich bei passender Bezahlung überreden, noch mehr herauszufinden. Er war versucht, Nessie sofort einen Besuch abzustatten, und wenn es nur deshalb war, weil er solche Freude an ihrer Gesellschaft hatte. Doch nein - noch nicht.

Er musste erst herausfinden, was man in offizielleren Kreisen bereits über Percy Beauchamp wusste, bevor er seine eigenen Spürhunde auf dieses Kaninchen ansetzte. Und bevor er Hal gegenübertrat.

Es war zu spät am Tage für offizielle Besuche. Doch er würde eine Note schicken und um ein Gespräch bitten - und am Morgen würde er das Schwarze Kabinett aufsuchen.

DAS SCHWARZE KABINETT

Grey fragte sich, welche romantische Seele dem Schwarzen Kabinett wohl seinen Namen gegeben hatte - oder ob es überhaupt eine romantische Bezeichnung war. Vielleicht hatten die Spione früherer Tage ja ihr Dasein in einem fensterlosen Loch unter der Treppe von Whitehall gefristet, und der Name war einfach nur eine Beschreibung. Heutzutage war das Schwarze Kabinett eine Berufsbezeichnung, keine Ortsangabe.

Alle Hauptstädte Europas - sowie eine ganze Reihe weniger bedeutender Städte - verfügten über Schwarze Kabinette. Diese inspizierten die Post, die durch Spione abgefangen oder schlicht aus Diplomatschatullen entwendet wurde, um sie dann - mit unterschiedlichem Erfolg - zu dechiffrieren und sie danach an eine Person oder Behörde weiterzuleiten, die Verwendung für das auf diese Weise gewonnene Wissen hatte. Zu Greys Zeiten hatte Englands Schwarzes Kabinett vier Beschäftigte gehabt - die Schreibkräfte und Botenjungen nicht mitgerechnet. Inzwischen waren es mehr, und sie waren auf alle möglichen Löcher und Ecken der Gebäude an der Pall Mall verteilt, doch ihre zentrale Wirkungsstätte befand sich immer noch im Buckingham Palace.

Nicht in einem der prachtvoll ausgestatteten Gebäudeteile, die der königlichen Familie oder ihren Sekretären, Kammerzofen, Haushältern, Butlern oder

anderem hochrangigem Personal dienen - aber doch auf dem Palastgelände.

Grey passierte den Wachtposten am Hintereingang mit einem Kopfnicken - er hatte seine Uniform mit den Abzeichen eines Oberstleutnants angelegt, um sich Einlass zu verschaffen - und schritt dann einen schäbigen, dürrig beleuchteten Korridor entlang, dessen Geruch nach altem Bohnerwachs, nach dem gekochten Kohl vergangener Tage und nach angebranntem Sandkuchen ihn mit einem angenehm wehmütigen Schauer erfüllte. Die dritte Tür links stand einen Spalt offen, und er trat ein, ohne zu klopfen.

Er wurde erwartet. Arthur Norrington begrüßte ihn, ohne sich zu erheben, und winkte ihm, Platz zu nehmen.

Er kannte Norrington schon seit Jahren, auch wenn man sich nicht als Freunde bezeichnen konnte, aber er empfand es als Beruhigung, dass sich der Mann in den Jahren seit ihrem letzten Zusammentreffen nicht verändert zu haben schien. Arthur war ein übergewichtiger, weichlicher Mann, dem seine großen, leicht vorquellenden Augen und seine dicken Lippen die Miene eines auf Eis liegenden Steinbutts verliehen; würdevoll und ein wenig tadelnd.

»Ich weiß Eure Hilfe zu schätzen, Arthur«, begann Grey und legte beim Hinsetzen ein kleines Päckchen auf die Ecke des Schreibtischs. »Deshalb habe ich Euch eine Kleinigkeit mitgebracht«, sagte er und wies mit der Hand darauf.

Norrington zog seine dünne Augenbraue hoch und ergriff das Päckchen, um es mit gierigen Fingern auszuwickeln.

»Oh!«, sagte er entzückt. Er drehte die kleine Elfenbeinschnitzerei sanft in seinen großen Händen hin und her und hielt sie sich verzaubert vor das Gesicht, um die Details zu betrachten. »Hiroda?«

Grey zuckte mit den Achseln, zufrieden mit der Wirkung seines Geschenkes. Er wusste zwar nichts über die Künstler der *Netsuke*, doch er kannte einen Mann, der mit Elfenbeinminiaturen aus China und Japan handelte. Er war überrascht gewesen, wie kunstvoll und zierlich das Stück gefertigt war, das eine halb nackte Frau zeigte, die mit einer sehr athletischen Form des Beischlafs mit einem nackten, fetten Herrn beschäftigt war, der sein Haar in einem Knoten trug.

»Der Künstler ist leider nicht bekannt«, sagte er entschuldigend, doch Norrington winkte ab, ohne den Blick von seinem neuen Schatz abzuwenden. Schließlich seufzte er glücklich und steckte die Schnitzerei in die Innentasche seines Rocks.

»Danke, Mylord«, sagte er. »Was den Gegenstand Eurer Frage betrifft, so fürchte ich, dass uns leider nur sehr wenig Material bezüglich Eures mysteriösen Mr. Beauchamp zur Verfügung steht.« Er wies kopfnickend auf den Schreibtisch, auf dem eine mitgenommene, anonyme Ledermappe ruhte. Grey konnte sehen, dass sich darin etwas Unförmiges befand - kein Papier; die Mappe war durchbohrt, und ein Zwirnfaden lief durch das Loch und hielt den Gegenstand an Ort und Stelle fest.

»Ihr überrascht, mich, Mr. Norrington«, sagte er höflich und griff nach der Mappe. »Aber lasst mich sehen, was Ihr habt, und vielleicht ...«

Norrington presste die Finger flach auf die Mappe und runzelte kurz die Stirn, als wollte er Grey verdeutlichen, dass Staatsgeheimnisse nicht einfach *jedem* offenstanden. Grey lächelte ihn an.

»Schluss damit, Arthur«, sagte er. »Wenn Ihr wissen wollt, was *ich* über unseren mysteriösen Mr. Beauchamp weiß, werdet Ihr mir jedes Wort zeigen, das Ihr über ihn habt.«

Norrington entspannte sich ein wenig und zog seine Finger zurück - auch wenn er sich immer noch zierte. Mit hochgezogener Augenbraue ergriff Grey die Ledermappe und öffnete sie. Der Gegenstand entpuppte sich als kleiner Stoffbeutel; darüber hinaus gab es nur ein paar Bogen Papier. Grey seufzte.

»Schlechte Buchführung, Arthur«, sagte er tadelnd. »Es gibt ganze Papierberge über Beauchamp - und Querverweise auf seinen Namen. Natürlich ist er jahrelang inaktiv gewesen, aber irgendjemand hätte wirklich genauer nachsehen sollen.«

»Das genau haben wir getan«, sagte Norrington mit einem merkwürdigen Unterton, der Grey scharf aufblicken ließ. »Der alte Crabbot konnte sich an den Namen erinnern, und wir haben gründlich nachgesehen. Die Akten sind verschwunden.«

Die Haut in Greys Rücken zog sich zusammen, als hätte man ihm einen Peitschenhieb versetzt.

»Das *ist* merkwürdig«, sagte er ruhig. »Nun denn ...« Er beugte den Kopf über die Mappe, obwohl er einen Moment brauchte, um seine rasenden Gedanken so weit zu zügeln, dass er sehen konnte, worauf sein Blick fiel. Kaum richtete sich dieser konzentriert auf die Seite, als ihm der Name »Fraser« entgegensprang und ihm fast das Herz stehen geblieben wäre.

Allerdings nicht Jamie Fraser. Langsam atmend blätterte er um, las die nächste Seite, blätterte zurück. Insgesamt waren es vier Briefe, von denen jedoch nur einer vollständig dechiffriert war. Mit einem zweiten hatte man nur begonnen; er war mit ersten Randnotizen versehen. Grey presste die Lippen zusammen; das Dechiffrieren von Briefen war zwar seinerzeit seine Spezialität gewesen, doch er war den Schlachtfeldern schon viel zu lange fern, um darüber im Bilde zu sein, welche Begriffe die Franzosen gegenwärtig benutzten, ganz zu schweigen von den charakteristischen Formulierungen, die einzelne Spione benutzen mochten - und diese Briefe entstammten mindestens zwei verschiedenen Händen, so viel war klar.

»Ich habe sie geprüft«, sagte Norrington, und als Grey aufblickte, merkte er, dass ihn Arthur mit seinen vorquellenden grünen Augen fixierte wie eine Kröte, die eine saftige Fliege beäugt. »*Offiziell* habe ich sie noch nicht dechiffriert, aber ich habe eine hinlängliche Vorstellung davon, was darin steht.«

Nun, er hatte ja bereits beschlossen, dass es sein musste, und wenn er es jemandem sagen konnte, dann Arthur, welcher der diskreteste seiner alten Kontakte zum Schwarzen Kabinett war.

»Es handelt sich bei Beauchamp um einen gewissen Percival Wainwright«, sagte er unverblümt - und fragte sich gleichzeitig, warum er Percivals wirklichen Namen auch jetzt noch geheim hielt. »Er ist britischer Untertan - ein ehemaliger Armeeoffizier, der wegen Sodomie verhaftet, aber nie vor Gericht gestellt wurde. Man glaubte, er sei vor dem Prozess in Newgate gestorben, aber« - er strich die Briefe glatt und schloss die Mappe über ihnen - »offensichtlich nicht.«

Arthurs füllige Lippen rundeten sich zu einem tonlosen »O«.

Einen Moment lang fragte sich Grey, ob er es dabei belassen sollte - doch nein. Arthur war so hartnäckig wie ein Dackel, der sich in einen Dachsbau grub, und wenn er den Rest selbst herausfand, würde er Grey nur verdächtigen, noch mehr zu verheimlichen.

»Außerdem ist er mein Stiefbruder«, sagte Grey so beiläufig wie möglich und legte die Mappe auf Arthurs Schreibtisch. »Ich bin ihm in North Carolina begegnet.«

Arthur öffnete kurz den Mund, schloss ihn jedoch gleich wieder und blinzelte.

»Ich verstehe«, sagte er. »Nun, also ... ich verstehe.«

»Ja, das tut Ihr«, bestätigte Grey trocken. »Ihr versteht

haargenau, warum ich den Inhalt dieser Briefe erfahren muss« - er wies kopfnickend auf die Mappe -, »und zwar so schnell wie möglich.«

Arthur nickte, presste die Lippen zusammen, machte es sich bequem und nahm die Briefe in die Hand. Wenn er einmal zum Ernst entschlossen war, hatte er nichts Komisches mehr an sich.

»Der Großteil dessen, was ich dechiffrieren konnte, schien sich mit Frachtangelegenheiten zu befassen«, sagte er. »Kontaktpersonen auf den Westindischen Inseln, Frachtgüter - schlichte Schmuggelei, wenn auch im großen Stil. Einmal wird ein Bankier in Edinburgh erwähnt; ich konnte nicht genau ausmachen, welche Rolle er dabei spielt. Doch drei der Briefe haben ein und denselben Namen *en clair* erwähnt - das habt Ihr natürlich gesehen.«

Grey versuchte erst gar nicht, es zu leugnen.

»Irgendjemand in Frankreich will unbedingt einen Mann namens Claudel Fraser finden«, sagte Arthur und zog die Augenbraue hoch. »Könnt Ihr Euch vorstellen, wer das ist?«

»Nein«, sagte Grey, selbst wenn er durchaus den Hauch einer Ahnung verspürte. »Wer es ist, der ihn finden will - oder warum?«

Norrington schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung, warum«, sagte er unverblümt. »Wer hingegen - ich glaube, es könnte ein französischer Adelige sein.« Noch einmal schlug er die Mappe auf und holte vorsichtig zwei Wachssiegel aus dem kleinen Beutel, der

daran befestigt war. Eines war fast in zwei Hälften gespalten, das andere weitgehend intakt. Beide zeigten einen Singvogel vor einer aufgehenden Sonne.

»Ich habe noch niemanden gefunden, der es erkannt hat«, sagte Norrington und drückte leicht mit seinem rundlichen Zeigefinger auf eines der Siegel. »Erkennt Ihr es vielleicht?«

»Nein«, sagte Grey, dem plötzlich die Kehle trocken wurde. »Aber Ihr solltet Euch nach einem gewissen Baron Amandine umhören. Wainwright hat diesen Namen erwähnt als ... persönlichen Bekannten.«

»Amandine?« Norringtons Miene war verwundert. »Nie gehört.«

»Und auch sonst niemand.« Grey seufzte und erhob sich. »Ich beginne mich zu fragen, ob er tatsächlich existiert.«

ER FRAGTE SICH DAS IMMER NOCH, ALS ER LÄNGST ZU HAL UNTERWEGS WAR. Möglich, dass der Baron Amandine existierte, möglicherweise aber auch nicht; falls ja, war er vielleicht nur die Fassade, hinter der sich die Interessen einer sehr viel prominenteren Person verbargen. Falls nicht, wurde die Angelegenheit dadurch zwar noch verwirrender, aber gleichzeitig leichter zu verfolgen, denn wenn es unmöglich war, herauszufinden, wer hinter alldem steckte, war Percy Wainwright die einzig mögliche Spur.

Keiner von Norringtons Briefen hatte das Nordwestliche Territorium erwähnt oder den geringsten Hinweis auf das

Ansinnen enthalten, mit dem ihn Percy konfrontiert hatte. Was allerdings nicht überraschend war; es wäre extrem gefährlich gewesen, derartige Dinge dem Papier anzuvertrauen, selbst wenn es nicht das erste Mal gewesen wäre, dass er erlebte, dass ein Spion so etwas tat. Falls Amandine existierte und direkt mit der Sache zu tun hatte, so war er offenbar sowohl vernünftig als auch vorsichtig.

Nun, Hal würde auf jeden Fall von Percy erfahren müssen. Vielleicht wusste er ja etwas über Amandine, oder er konnte es herausfinden; Hal hatte eine ganze Reihe von Freunden in Frankreich.

Der Gedanke an Dinge, von denen Hal erfahren musste, erinnerte ihn abrupt an Williams Brief, den er inmitten der Intrigen des Vormittags fast vergessen hatte. Bei diesem Gedanken atmete er tief durch. Nein. *Das* würde er seinem Bruder gegenüber nicht erwähnen, solange er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, mit Dottie zu sprechen, und zwar unter vier Augen. Vielleicht gelang es ihm ja irgendwie, ein kurzes Wort mit ihr zu wechseln und sich für später zu verabreden.

Doch als Grey Argus House erreichte, stellte sich heraus, dass Dottie gar nicht zu Hause war.

»Sie ist bei einem von Miss Brierleys musikalischen Nachmittagen«, teilte ihm seine Schwägerin Minnie mit, als er sich höflich nach dem Wohlergehen seiner Nichte und Patentochter erkundigte. »Sie ist gern unter Menschen. Aber sie wird es bedauern, dich nicht angetroffen zu haben.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und gab ihm

strahlend einen Kuss. »Es ist schön, dich wiederzusehen, John.«

»Dich ebenfalls, Minnie«, gab er herzlich zurück. »Ist Hal zu Hause?«

Sie verdrehte vielsagend die Augen.

»Er ist schon seit einer Woche zu Hause, weil er Gicht hat. Noch eine Woche, und ich schütte ihm Gift in die Suppe.«

»Ah.« Das bestärkte ihn in seiner Entscheidung, Hal nichts von Williams Brief zu erzählen. Selbst wenn bei Hal alles zum Besten stand, erbeben gestandene Soldaten und erfahrene Politiker vor ihm; wenn er *krank* war ... wahrscheinlich war das ja der Grund, warum Dottie so klug war, sich anderswo aufzuhalten.

Nun, es war ja ohnehin nicht so, als ob seine Neuigkeiten Hals Laune verbessern würden, dachte er. Doch er drückte die Tür zu Hals Studierzimmer mit der gebotenen Vorsicht auf; Hal hatte schon öfter mit Gegenständen geworfen, wenn er gereizt war, und nichts reizte ihn mehr, als indisponiert zu sein.

Doch Hal war eingeschlafen. Er war in seinem Sessel vor dem Kamin zusammengesunken und hatte den verbundenen Fuß auf einen Hocker gelegt. Der Geruch einer beißenden Arznei hing in der Luft, kräftiger als die Gerüche nach brennendem Holz, geschmolzenem Talg und altem Brot. Ein Teller mit geronnener Suppe stand unberührt neben ihm auf einem Tablett. Vielleicht hatte

Minnie ihre Drohung ja laut ausgesprochen, dachte Grey und lächelte. Abgesehen von ihm und seiner Mutter war Minnie wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt, der niemals Angst vor Hal hatte.

Er setzte sich lautlos hin und fragte sich, ob er Hal wecken sollte. Sein Bruder sah krank und müde aus, viel dünner als sonst - und Hal war ohnehin schon ein hagerer Mensch. Es war ihm unmöglich, nicht elegant auszusehen, selbst in einer Kniehose und einem alten Leinenhemd, barbeinig und in ein schäbiges Schultertuch gehüllt. Doch in seinem Gesicht sprachen die Falten eines Kämpferlebens Bände.

Greys Herz wurde von einer plötzlichen, unerwarteten Zärtlichkeit heimgesucht, und er fragte sich, ob er Hal wirklich mit seinen Neuigkeiten behelligen sollte. Andererseits konnte er es nicht riskieren, dass Hal unerwartet mit der Nachricht von Percys unpassender Wiederauferstehung konfrontiert wurde; er musste vorgewarnt werden.

Doch bevor er dazu kam, sich zu entscheiden, ob er wieder gehen und später zurückkommen sollte, öffnete Hal abrupt die Augen. Sie waren klar und wachsam, das gleiche Hellblau wie Greys Augen, und es war keine Spur von Schläfrigkeit oder Zerstreutheit darin zu sehen.

»Da bist du ja wieder«, sagte Hal und lächelte voller Zuneigung. »Gieß mir einen Brandy ein.«

»Minnie sagt, du hast Gicht«, sagte Grey mit einem Blick auf Hals Fuß. »Sagen die Quacksalber nicht, man soll bei

Gicht nichts Starkes trinken?«Dennoch erhob er sich.

»Das tun sie«, sagte Hal. Er zog sich auf dem Sessel zum Sitzen hoch und verzerrte das Gesicht, weil sein Fuß bei der Bewegung schmerzte. »Aber so, wie du mich ansiehst, wirst du mir gleich etwas erzählen, das bedeutet, dass ich den Brandy brauchen werde. Bring am besten gleich den ganzen *Dekanter* mit.«

ER VERLIESS ARGUS HOUSE ERST EINIGE STUNDEN SPÄTER - NACHDEM ER Minnies Einladung, zum Abendessen zu bleiben, abgelehnt hatte -, und das Wetter hatte sich beträchtlich verschlechtert. Herbstkühle lag in der Luft; ein böiger Wind kam auf, und er konnte Salz in der Luft schmecken - Spuren des Nebels, der von der See herantrieb. Es würde ein guter Abend werden, um daheim zu bleiben.

Minnie hatte sich dafür entschuldigt, ihm ihre Kutsche nicht anbieten zu können, weil Dottie damit zu ihrem nachmittäglichen *Salon* gefahren war. Er hatte ihr versichert, dass er gern zu Fuß ging, weil es ihm beim Denken half. Genauso war es, doch das Rauschen des Windes, der ihm die Rockschoße aufklappte und seinen Hut davonzutragen drohte, lenkte ihn ständig ab, und schon begann er, der Kutsche nachzutruern, als er just dieses Gefährt plötzlich sah. Es wartete in der Auffahrt eines der großen Häuser in der Nähe des Alexandra Gate, und die Pferde trugen Decken zum Schutz vor dem Wind.

Am Tor bog er in die Auffahrt ein und hörte jemanden »Onkel John!« rufen. Er spähte zum Haus, als auch schon seine Nichte Dottie - buchstäblich - wie ein Schiff unter vollen Segeln auf ihn zugerauscht kam. Sie trug eine pflaumenfarbige Seidenmantilla und einen zartrosa Umhang, den der Wind in ihrem Rücken alarmierend aufblähte. Allerdings kam sie obendrein derart schnell auf ihn zugejagt, dass er gezwungen war, sie mit offenen Armen aufzufangen, um sie zum Stehen zu bringen.

»Bist du noch Jungfrau?«, wollte er ohne Umschweife von ihr wissen.

Sie riss die Augen auf, befreite ohne jedes Zögern einen Arm und ohrfeigte ihn.

»Was?«, sagte sie.

»Entschuldigung. Das kam ein wenig abrupt, nicht wahr?« Er sah sich nach ihrer wartenden Kutsche um - und nach dem Fahrer, der dezent geradeaus blickte -, rief dem Fahrer zu, er solle warten, nahm sie beim Arm und wandte sie dem Park zu.

»Wohin gehen wir?«

»Nur ein bisschen spazieren. Ich muss dir ein paar Fragen stellen, die nicht für fremde Ohren bestimmt sind - da wirst du mir beipflichten, das versichere ich dir.«

Ihre Augen wurden noch größer, doch sie widersprach ihm nicht, sondern drückte nur die Hand auf ihr freches kleines Hütchen und begleitete ihn mit wehenden Röcken.

Das Wetter und die Passanten hinderten ihn daran, eine

einzige der Fragen zu stellen, die er im Kopf hatte, bevor sie nicht tief in den Park vorgedrungen waren und sich auf einem mehr oder weniger verlassenem Weg wiederfanden, der durch einen kleinen Ziergarten mit immergrünen Büschen und Bäumen führte, die zu Figuren zurechtgestutzt waren.

Der Wind hatte vorerst nachgelassen, auch wenn sich der Himmel immer mehr verdunkelte. Dottie stellte sich in den Schutz eines grünen Löwen und sagte: »Onkel John. Was soll dieses Theater?«

Dottie hatte die Herbstfarben ihrer Mutter geerbt. Ihr Haar hatte die Farbe reifen Weizens, und ihre Wangen waren stets mit einer zarten Hagebuttenröte überzogen. Doch während Minnie ein hübsches, sanftes Gesicht hatte, war Dotties Gesicht mit dem feinen Knochenbau ihres Vaters unterlegt und mit seinen dunklen Wimpern verziert; ihre Schönheit hatte etwas Gefährliches an sich.

Dieser Hauch von Gefahr beherrschte nun den Blick, den sie auf ihren Onkel richtete, und ihm kam der Gedanke, dass es vermutlich gar nicht so überraschend war, wenn Willie in sie verliebt war. *Falls* er es war.

»Ich habe einen Brief von William bekommen, in dem er andeutet, dass er sich ... dir vielleicht nicht gerade aufgezwungen hat, sich aber doch ... auf eine Weise verhalten hat, die sich eines Herrn nicht ziemt. Ist das wahr?«

Sie erschrak so unverhohlen, dass ihr der Mund aufklappte.

»Er hat dir ~~was~~ gesagt?«

Nun, das nahm ihm eine Last von der Seele. Sie war wohl doch noch Jungfrau, und er brauchte William nicht nach China zu verschiffen, um ihn vor ihren Brüdern zu verstecken.

»Es war, wie ich schon sagte, eine Andeutung. Er hat mir keine Details geliefert. Komm, gehen wir weiter, bevor wir erfrieren.« Er nahm sie beim Arm und geleitete sie über einen Weg, der zu einem kleinen Kapellchen führte. Hier suchten sie Schutz im Vorraum, auf den ein Buntglasfenster der heiligen Barbara niederblickte, die ihre abgetrennten Brüste auf einem Servierteller trug. Grey tat so, als betrachtete er dieses erbauliche Bild, um Dottie einen Moment Zeit zu geben, um ihre vom Winde verwehten Kleider zu ordnen - und zu entscheiden, was sie ihm erzählen würde.

»Nun«, begann sie und wandte sich mit erhobenem Kinn zu ihm um, »es stimmt, dass wir - nun ja, dass ich zugelassen habe, dass er mich küsst.«

»Oh? Wo denn? Ich meine ...«, fügte er hastig hinzu, als er ihren schockierten Blick sah - *das* war ja interessant, denn wäre einer völlig unerfahrenen jungen Dame klar gewesen, dass man nicht nur auf die Lippen oder die Hand geküsst werden konnte? »Ich meine, wo ist das gewesen?«

Die Röte ihrer Wangen nahm zu, denn ebenso wie er begriff auch sie, was sie gerade verraten hatte, doch sie

sah ihm direkt in die Augen.

»In Lady Windermeres Garten. Wir waren beide zu ihrem Konzert gekommen, und das Essen war noch nicht fertig, also hat William mich gebeten, draußen ein wenig mit ihm spazieren zu gehen. Es war so ein herrlicher Abend«, fügte sie arglos hinzu.

»Ja, das hat er ebenfalls angemerkt. Mir war gar nicht bewusst, welch berausende Wirkung schönes Wetter hat.«

Sie funkelte ihn an.

»Nun, wie dem auch sei, wir lieben uns! Hat er *das* wenigstens gesagt?«

»Ja, das hat er«, erwiderte Grey. »Er hat sogar mit einer diesbezüglichen Erklärung begonnen, bevor er zu seinen skandalösen Geständnissen bezüglich deiner Tugend übergegangen ist.«

Sie bekam große Augen.

»Er - was genau hat er gesagt?«, wollte sie wissen.

»Genug, um mich dazu zu bewegen - so hoffte er -, auf der Stelle zu deinem Vater zu gehen und bei ihm ein Plädoyer dafür abzulegen, wie wünschenswert es doch ist, dass William um deine Hand anhält.«

»Oh.« Bei diesen Worten holte sie tief Luft, als sei sie erleichtert, und wandte kurz den Blick ab. »Schön und gut. Und wirst du das tun?«, fragte sie und heftete erneut ihre großen blauen Augen auf ihn. »Oder hast du es schon getan?«, fügte sie mit einem hoffnungsvollen Unterton

hinzu.

»Nein, ich habe deinem Vater nichts von Williams Brief erzählt. Ich hielt es für besser, erst mit *dir* zu sprechen und zu sehen, ob du Williams Ansichten tatsächlich so teilst, wie er zu glauben scheint.«

Sie blinzelte, dann lächelte sie ihn strahlend an.

»Das war *sehr* rücksichtsvoll von dir, Onkel John. Viele Männer würden sich überhaupt nicht darum scheren, was eine Frau von der Situation denkt - aber du bist immer schon so mitfühlend gewesen; Mutter kann deine Güte gar nicht genug loben.«

»Übertreib es nicht, Dottie«, mahnte er nachsichtig. »Dann sagst du also, dass du bereit bist, William zu heiraten?«

»Bereit?«, rief sie aus. »Oh, ich wünsche es mir über alles!«

Er betrachtete sie lange. Sie wich zwar seinem Blick nicht aus, doch das Blut schoss ihr dabei ins Gesicht.

»Ach ja?«, sagte er und legte die gesamte Skepsis, die er empfand, in seinen Ton. »Warum?«

Sie kniff zweimal nervös die Augen zu.

»Warum?«

»Warum?«, wiederholte er geduldig. »Was hat Williams Charakter - oder vielleicht auch sein Aussehen«, fügte er fairerweise hinzu, denn junge Frauen hatten nicht den Ruf, große Charakterkennerinnen zu sein, »denn so Anziehendes an sich, dass du ihn heiraten möchtest? Und

dazu so schnell?«

Er konnte sich zwar durchaus vorstellen, dass einer von ihnen oder beide Gefallen aneinander fanden - aber warum diese Eile? Selbst wenn William befürchtete, dass Hal dem Antrag des Vicomte Maxwell wohlgesinnt gegenüberstand, konnte Dottie selbst doch auf keinen Fall glauben, dass ihr hoffnungslos in sie vernarrter Vater sie zwingen würde, jemanden zu heiraten, den sie nicht wollte.

»Nun, wir lieben uns natürlich!«, sagte sie, wenn auch mit einem Unterton, der diese - in der Theorie - leidenschaftliche Deklaration recht unsicher klingen ließ. »Und was seinen ... seinen *Charakter* angeht ... Also, Onkel John, du bist schließlich sein Vater; dir kann doch nicht entgangen sein, wie ... wie ... intelligent er ist!« Triumph klang mit, als ihr das Wort endlich einfiel. »Wie großzügig, wie freundlich« - sie kam jetzt in Fahrt -, »wie sanftmütig.«

Jetzt war es an Lord John zu blinzeln. William war zweifellos intelligent, freundlich und einigermaßen großzügig, aber »sanftmütig« war nun wirklich nicht das Wort, das man spontan mit ihm in Verbindung brachte. Allerdings war das Loch in der Holzvertäfelung im Esszimmer seiner Mutter, durch das William während einer Teegesellschaft versehentlich einen Kameraden geworfen hatte, noch nicht repariert, und Grey hatte dieses Bild noch überdeutlich vor Augen. Wahrscheinlich benahm sich William ja in Dotties Gesellschaft umsichtiger, aber dennoch ...

»Er ist der Inbegriff eines Gentleman!«, proklamierte sie überschwänglich, denn jetzt ging es richtig mit ihr durch. »Und sein Aussehen - nun, natürlich bewundern ihn alle Frauen, die ich kenne! So hochgewachsen, so stattlich ...«

Mit klinischer Sachlichkeit registrierte er, dass sie zwar diverse herausragende Charakteristika seines Sohnes angesprochen hatte, dass sie jedoch mit keiner Silbe seine Augen erwähnte. Abgesehen von seiner Körpergröße - die kaum zu übersehen war - waren seine Augen wahrscheinlich das Auffälligste an ihm, denn sie leuchteten tiefblau, und sie hatten eine ungewöhnliche Form, ein wenig wie bei einer Katze. Natürlich waren es Jamie Frasers Augen, und wann immer ihn William mit einem gewissen Ausdruck ansah, versetzte es Johns Herz einen leisen Stich.

Willie wusste ganz genau, welche Wirkung seine Augen auf junge Frauen hatten - und er machte sich dies ohne jedes Zögern zunutze. Hätte er Dottie je sehnsuchtsvoll in die Augen geschaut, wäre sie wie versteinert gewesen, ob sie ihn liebte oder nicht. Und diese rührende Schilderung ihrer Leidenschaft im Garten ...

Er war so sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, dass er im ersten Moment gar nicht begriff, dass sie aufgehört hatte zu reden.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte er überaus höflich. »Und ich danke dir für die Lobgesänge über Williams Charakter, die einem Vater natürlich das Herz erwärmen. Dennoch - warum drängt es denn so, diese Hochzeit zu

arrangieren? William wird sicherlich in ein oder zwei Jahren heimgeschickt.«

»Er könnte ums Leben kommen!« Und in ihrer Stimme lag plötzlich ein Hauch echter Angst, so echt, dass er die Ohren spitzte. Sie schluckte heftig und fuhr sich mit der Hand an den Hals.

»Ich muss es tun«, sagte sie. »Wirklich, Onkel John, ich muss es tun, und ich kann nicht warten. Ich möchte nach Amerika fahren und heiraten.«

Ihm klappte der Mund wortlos auf und zu. Sich eine Heirat zu wünschen, war eine Sache, aber *dies* ...!

»Das kannst du doch auf keinen Fall ernst meinen«, platzte er dann heraus. »Du kannst doch nicht glauben, dass deine Eltern - vor allem dein Vater - so etwas jemals gutheißen würden.«

»Doch, das würde er«, konterte sie. »Wenn *du* es ihm richtig erklären würdest. Er schätzt deine Meinung mehr als die jedes anderen Menschen«, fuhr sie beschwörend - und ein wenig drängend - fort. »Und du musst doch am besten verstehen, wie entsetzlich die Vorstellung für mich ist, dass William ... etwas zustoßen könnte, bevor ich ihn wiedersehe.«

In der Tat, dachte er - das Einzige, was für sie sprach, war das Gefühl der Trostlosigkeit, das der bloße Gedanke an Williams möglichem Tod auch in ihm auslöste. Ja, er *konnte* umkommen. Jeder konnte in Kriegszeiten umkommen, erst recht ein Soldat. Es war eines der

Risiken, die man einging - und er hätte William niemals guten Gewissens davon abhalten können, es einzugehen, selbst wenn die Vorstellung, dass William durch Kanonenfeuer in Stücke gerissen oder in den Kopf geschossen wurde oder qualvoll an einer Seuche starb ...

Er schluckte mit trockenem Mund und drängte diese katastrophalen Bilder entschlossen zurück in jenen Teil seines Kopfes, in dem er sie normalerweise hinter Schloss und Riegel hielt.

Er holte tief Luft.

»Dorothea«, sagte er bestimmt. »Ich werde herausfinden, was ihr im Schilde führt.«

Sie betrachtete ihn einen Moment nachdenklich, als wägte sie ab, wie wahrscheinlich das war. Ihr rechter Mundwinkel hob sich unbewusst, und sie kniff erneut die Augen zusammen. Die Reaktion in ihrem Gesicht erkannte er so deutlich, als ob sie es laut ausgesprochen hätte.

Nein. Das glaube ich nicht.

Doch dieses Mienenspiel war nicht mehr als ein flüchtiges Aufflackern, dann nahm ihr Gesicht seinen Ausdruck der Empörung - vermischt mit Flehen - wieder an.

»Onkel John! Wie kannst du mich und William - deinen eigenen Sohn! - beschuldigen ... Was wirfst du uns uns überhaupt vor?«

»Ich weiß es nicht«, räumte er ein.

»Also! *Wirst* du für uns mit Papa sprechen? Für mich? Bitte? Heute noch?«

Dottie war die geborene Circe; während sie sprach, beugte sie sich zu ihm herüber, sodass er den Veilchenduft in ihrem Haar riechen konnte, und verknotete ihre Finger bezaubernd in seinem Revers.

»Es geht nicht«, sagte er und versuchte, sich ihr zu entziehen. »Nicht sofort. Ich habe ihm heute schon einen Schrecken eingejagt; noch einer könnte ihm den Rest geben.«

»Dann aber morgen«, drängte sie.

»Dottie.« Er ergriff ihre Hände und stellte gerührt fest, dass sie kalt waren und zitterten. Sie meinte es ernst - zumindest meinte sie *irgendetwas* ernst.

»Dottie«, wiederholte er, diesmal sanfter. »Selbst wenn dein Vater bereit wäre, dich nach Amerika zu schicken, um zu heiraten - und dazu müsstest du, glaube ich, schon ein Kind erwarten -, ist es bis April nicht möglich zu fahren. Es gibt also keinen Grund, Hal vorzeitig ins Grab zu bringen, indem wir ihm all das erzählen, zumindest nicht, solange er sich nicht von seiner derzeitigen Unpässlichkeit erholt hat.«

Sie war nicht erfreut, musste aber zugeben, dass sein Argument stichhaltig war.

»Außerdem«, fügte er hinzu und ließ ihre Hände los, »wird jeder Feldzug im Winter eingestellt; das weißt du. Die Kampfhandlungen werden bald enden, und William wird erst einmal außer Gefahr sein. Du brauchst seinetwegen keine Angst zu haben.« Höchstens vor Unfällen, Seuchen, Blutvergiftungen, Darmkrämpfen,

Wirtshausaufräuerien und zehn oder fünfzehn anderen lebensbedrohlichen Möglichkeiten, fügte er insgeheim hinzu.

»Aber ...«, begann sie, hielt dann aber jedoch inne und seufzte. »Ja, wahrscheinlich hast du recht. Aber ... du *wirst* doch bald mit Papa sprechen, nicht wahr, Onkel John?«

Er seufzte seinerseits, lächelte sie aber dennoch an.

»Ja, wenn das wirklich dein Wunsch ist.« Ein Windstoß traf die Kapelle, und das bleiverglaste Barbarafenster bebte in seinem Rahmen. Ein plötzlicher Regenguss prasselte auf die Dachschildeln, und Grey zog seinen Umhang um sich.

»Bleib hier«, wies er seine Nichte an. »Ich hole die Kutsche.«

Während er gegen den Wind ankämpfte, eine Hand an seinem Hut, um ihn am Davonfliegen zu hindern, erinnerte er sich noch einmal beklommen an seine eigenen Worte: *Dazu müsstest du, glaube ich, schon ein Kind erwarten.*

Das konnte sie doch nicht. Oder? Nein, beruhigte er sich selbst. Sich von jemandem schwängern lassen, um ihren Vater dazu zu bringen, ihr die Heirat mit einem anderen zu erlauben? Wohl kaum; Hal würde sie auf der Stelle mit dem Schuldigen verheiraten. Es sei denn, sie suchte sich einen unmöglichen Kandidaten dafür aus - zum Beispiel einen verheirateten Mann oder ...

Das war ja alles Unsinn! Was würde William sagen, wenn sie schwanger von einem anderen in Amerika

ankäme?

Nein. Nicht einmal Brianna Fraser MacKenzie - die Frau mit dem haarsträubendsten Pragmatismus, der ihm je untergekommen war - hätte so etwas getan. Er lächelte bei der Erinnerung daran, wie die formidable Mrs. MacKenzie versucht hatte, *ihn* durch Erpressung zu einer Heirat zu zwingen - während sie schwanger war, und das definitiv nicht von ihm. Er hatte sich von Anfang an gefragt, ob das Kind eigentlich von ihrem Mann war. *Sie* würde so etwas möglicherweise tun. Aber nicht Dottie.

Mit Sicherheit nicht.

IN DER HALLE DES BERGKÖNIGS

Inverness, Schottland Oktober 1980

Die *Old High Church of St. Stephen's* stand friedlich am Ufer des Ness, die verwitterten Steine auf ihrem Kirchhof das Zeugnis von Rechtschaffenheit und Ruhe. Roger nahm diesen Frieden zwar wahr - doch ihm selbst war er nicht vergönnt.

Das Blut hämmerte in seinen Schläfen, und sein Hemdkragen war von der Anstrengung feucht geworden, obwohl der Tag kühl war. Er war vom Parkplatz an der High Street aus zu Fuß gegangen, und zwar in einem solchen Tempo, dass es ihm so vorkam, als hätte der Weg nur Sekunden gedauert.

Sie hatte ihn einen Feigling genannt, bei Gott. Sie hatte ihn auch noch mit diversen anderen Bezeichnungen bedacht, aber das war diejenige, die saß - und das wusste sie genau.

Der Streit hatte am Vortag nach dem Abendessen begonnen, als sie einen verkrusteten Topf in die alte Steinspüle gestellt hatte, sich zu ihm umgedreht hatte, tief Luft geholt und ihm mitgeteilt hatte, dass sie ein Vorstellungsgespräch bei *North of Scotland Hydro-Electric* hatte.

»Vorstellungsgespräch?«, hatte er verständnislos gesagt.

»Vorstellungsgespräch«, hatte sie wiederholt und die Augen zusammengekniffen.

Er *war* so geistesgegenwärtig gewesen, sich das »Aber du hast doch schon genug zu tun« zu verkneifen, das ihm schon auf der Zunge lag, und stattdessen nur extrem gelassen - wie er fand - »Warum?« gefragt.

Da sie noch nie viel von stiller Diplomatie gehalten hatte, hatte sie ihn mit ihrem Blick fixiert und gesagt: »Weil einer von uns arbeiten muss, und wenn du es nicht bist, muss ich es eben sein.«

»Was meinst du damit, ›arbeiten muss‹«, hatte er gefragt - verdammt, sie hatte recht, er *war* ein Feigling, weil er verdammt gut wusste, was sie damit meinte. »Wir haben doch vorerst genug Geld.«

»Vorerst«, stimmte sie ihm zu. »Ein oder zwei Jahre - vielleicht länger, wenn wir aufpassen. Und du meinst, wir sollten einfach auf unseren Hintern sitzen, bis uns das Geld ausgeht, und dann? *Dann* fängst du an, dir Gedanken darüber zu machen, was du tun solltest?«

»Ich mache mir Gedanken«, sagte er mit zusammengekniffenen Zähnen. Das stimmte; seit Monaten tat er kaum etwas anderes. Da war natürlich das Buch; er war dabei, die Lieder aufzuschreiben, die er im achtzehnten Jahrhundert auswendig gelernt hatte - aber das konnte man kaum als ernsthafte Arbeit bezeichnen.

Eher als Denksport.

»Ach ja? Ich ebenfalls.« Sie kehrte ihm den Rücken zu und drehte das Wasser auf, vielleicht, um ihm das Wort abzuschneiden, vielleicht auch, um sich wieder in den Griff zu bekommen. Das Wasser hörte auf zu laufen, und sie drehte sich wieder um.

»Hör zu«, sagte sie, um einen Tonfall der Vernunft bemüht. »Ich kann nicht viel länger warten. Ich kann nicht jahrelang den Anschluss verlieren und dann wieder anmarschiert kommen. Mein letztes Projekt ist sechs Monate her - ich kann nicht länger warten.«

»Du hast nie etwas davon gesagt, dass du wieder ganztags arbeiten willst.« Sie hatte in Boston einige kleinere Aufträge übernommen - befristete Projekte als Beraterin, nach Mandys Entlassung aus dem Krankenhaus. Joe Abernathy hatte sie ihr besorgt.

»Hör zu, Mann«, hatte Joe unter vier Augen zu Roger gesagt. »Sie hat Hummeln im Hintern. Ich kenne die Kleine; sie braucht *Bewegung*. Ihre Gedanken haben sich Tag und Nacht nur um das Baby gedreht, wahrscheinlich schon seit der Geburt, und sie ist jetzt wochenlang mit Ärzten und anhänglichen Kindern eingesperrt gewesen. Sie braucht frische Luft.«

Ich etwa nicht?, hatte Roger gedacht - doch das konnte er natürlich nicht laut sagen.

Ein älterer Mann mit einer Schiebermütze jätete das Unkraut vor einem der Grabsteine, und neben ihm lag ein

großer Haufen entwurzelter Pflanzen. Er hatte Roger beobachtet, als dieser an der Mauer zögerte, und nickte ihm jetzt freundlich zu, schwieg aber.

Sie war eine Mutter, hätte er gern gesagt. Hätte gern etwas über die enge Bindung zwischen ihr und den Kindern gesagt; darüber, dass sie sie brauchten wie Luft, Nahrung und Wasser. Hin und wieder war er sogar eifersüchtig, weil ihn niemand auf diese grundlegende Weise brauchte; wie konnte sie sich diesem Geschenk verweigern?

Nun, er *hatte* einmal versucht, dies anzudeuten. Das Ergebnis hatte dem geähnelt, was zu erwarten war, wenn man in einer mit Gas gefüllten Mine ein Streichholz entzündete.

Er wandte sich abrupt ab und verließ den Kirchhof. Er konnte jetzt nicht mit dem Rektor sprechen - konnte jetzt eigentlich gar nicht sprechen; er musste sich erst beruhigen und seine Stimme wiederfinden.

Er wandte sich nach links und ging die Huntly Street entlang. Aus dem Augenwinkel sah er am anderen Ufer die Fassade von St. Mary's, der einzigen katholischen Kirche in Inverness.

Zu Beginn des Streits, als es noch rationaler zuging, hatte sie es versucht. Gefragt, ob es ihre Schuld war.

»Liegt es an mir?«, hatte sie ernst gefragt. »Ich meine, weil ich katholisch bin? Ich weiß - ich weiß, dass dadurch alles komplizierter wird.« Ihre Lippen zuckten. »Jem hat mir von Mrs. Ogilvy erzählt.«

Ihm war nicht zum Lachen gewesen, doch er konnte sich bei diesem Gedanken ein kleines Lächeln nicht verkneifen. Er hatte draußen an der Scheune kompostierten Dung in eine Schubkarre geschaufelt, um ihn im Gemüsegarten zu verteilen. Jem hatte ihm mit seiner Kinderschaufel geholfen.

»*Sechzehn Tonnen, und was ist der Preis?*«, hatte Roger gesungen - wenn man das heisere Krächzen, das er hervorbrachte, denn so nennen konnte.

»*Du wirst immer älter und sitzt tiefer im Scheiß!*«, trötete Jem, der sich alle Mühe gab, wie ein Countrysänger zu klingen, dann aber in hilfloses Gekicher ausbrach.

In diesem unpassenden Moment hatte er sich umgedreht und festgestellt, dass sie Besuch hatten: Mrs. Ogilvy und Mrs. MacNeil, die Säulen des Damenkränzchens der Free North Church von Inverness. Er kannte sie - und er wusste sehr genau, was sie hier wollten.

»Wir sind hier, um Ihre werte Ehefrau zu besuchen, Mr. MacKenzie«, sagte Mrs. MacNeil und lächelte mit geschlossenen Lippen. Er war sich nicht sicher, ob sie mit dieser Miene ihre persönlichen Bedenken zum Ausdruck bringen wollte oder ob sie einfach nur Angst hatte, ihre schlecht sitzenden falschen Zähne könnten herausfallen, wenn sie den Mund mehr als einen halben Zentimeter öffnete.

»Ah. Sie ist leider gerade im Ort.« Er hatte sich die Hand an seiner Jeans abgewischt, dachte kurz daran, sie ihr entgegenzuhalten, warf dann aber einen Blick darauf,

überlegte es sich anders und nickte den Damen stattdessen zu. »Aber kommen Sie doch herein. Soll ich unsere Hilfe bitten, uns Tee zu machen?«

Sie schüttelten gleichzeitig die Köpfe.

»Wir haben Ihre Frau noch nicht in der Kirche gesehen, Mr. MacKenzie.« Mrs. Ogilvy musterte ihn argwöhnisch.

Nun, er war darauf gefasst gewesen. Er konnte zwar etwas Zeit schinden, indem er sagte, tja, das Baby war krank - aber das hätte zu nichts geführt; irgendwann mussten sie in den sauren Apfel beißen.

»Nein«, sagte er freundlich, zog dabei aber reflexiv die Schultern hoch. »Sie ist katholisch. Sie geht sonntags in St. Mary's in die Kirche.«

Mrs. Ogilvies Quadratgesicht fiel zu einem erstaunten Oval auseinander.

»Ihre Frau ist Papistin?«, sagte sie, wohl um ihm die Gelegenheit zu geben, die Verrücktheit zu korrigieren, die er gerade gesagt hatte.

»Das ist sie, aye. Von Geburt an.« Er zuckte schwach mit den Achseln.

Nach dieser Enthüllung war das Gespräch schnell versandet. Ein Blick in Jems Richtung, eine scharfe Frage, ob er zur Sonntagsschule ging, ein zischendes Luftholen bei der Antwort und ein finsterer Blick in Rogers Gesicht, bevor sie sich verabschiedeten.

Möchtest du, dass ich konvertiere?, hatte Brianna im Lauf des Streits fordernd gefragt. *Hatte* es gefordert, nicht

angeboten.

Plötzlich hätte er sie brennend gern genau darum gebeten - nur um zu sehen, ob sie es aus Liebe zu ihm tun würde. Doch das hätte sein religiöses Gewissen niemals zugelassen - und sein liebendes Gewissen noch viel weniger. Sein Gewissen als ihr Ehemann.

Die Huntly Street bog abrupt in die Bank Street ein, und die Fußgänger der Einkaufsstraße verschwanden. Er kam an dem kleinen Gärtchen vorbei, das man zum Gedenken an die Krankenschwestern im Zweiten Weltkrieg angelegt hatte, und dachte - wie jedes Mal - an Claire, wenn auch diesmal nicht mit der üblichen Bewunderung.

Was würdest du wohl sagen?, dachte er. Er wusste verdammt gut, was sie sagen würde - oder zumindest, auf wessen Seite sie in dieser Frage stehen würde. *Sie* hatte sich schließlich nicht damit begnügt, Vollzeitmutter zu sein, nicht wahr? Sie hatte ihre medizinische Ausbildung begonnen, als Brianna sieben war. Und Frank Randall, Briannas Vater, war in die Bresche gesprungen, ob er wollte oder nicht. Nachdenklich verlangsamte er kurz seine Schritte. Dann war es ja kein Wunder, wenn Brianna dachte ...

Er kam an der Free North Church vorbei und lächelte kurz, weil er an Mrs. Ogilvie und Mrs. MacNeil dachte. Er wusste, dass sie wiederkommen würden, wenn er nichts unternahm. Er kannte ihre Art von entschlossener Güte. Lieber Himmel, wenn ihnen zu Ohren kam, dass Brianna angefangen hatte zu arbeiten und ihn - so wie sie es sahen

- mit zwei kleinen Kindern im Stich gelassen hatte, würden sie ihn im Akkord mit Pastetchen und anderen Köstlichkeiten versorgen. Das wäre gar nicht so schlecht, dachte er und leckte sich sinnend die Lippen - nur würden sie dann auch bleiben, um ihre Nasen hinter die Kulissen seines Haushalts zu stecken. Und sie in seine Küche zu lassen, wäre nicht nur ein Spiel mit dem Feuer gewesen, sondern so, als schleuderte er vorsätzlich eine Flasche Nitroglyzerin mitten in seine Ehe.

»Katholiken glauben nicht an Scheidung«, hatte Brianna ihn einmal wissen lassen. »An Mord allerdings eher. Schließlich kann man alles beichten.«

Ihm gegenüber stand die einzige anglikanische Kirche in Inverness, St. Andrew's. Eine katholische Kirche, eine anglikanische Kirche - und nicht weniger als sechs presbyterianische Kirchen, die alle in gegenseitiger Sichtweite am Fluss angeordnet waren. Das sagte einem alles, was man über den grundlegenden Charakter von Inverness wissen musste. Und er *hatte* es Brianna gesagt - wenn auch zugegebenermaßen, ohne seine eigene Glaubenskrise zu erwähnen.

Sie hatte ihn nie darauf angesprochen. Das musste er ihr lassen. Er hatte in North Carolina dicht vor seiner Ordination gestanden - und in der dramatischen Zeit nach dieser Unterbrechung, die gefolgt wurde von Mandys Geburt, dem beginnenden Zerfall von Fraser's Ridge und dem Entschluss, die Passage durch die Steine zu riskieren, war es nicht mehr zur Sprache gekommen. Und

nach ihrer Rückkehr hatten sie angesichts der unmittelbaren Notwendigkeit, sich um Mandys Herz zu kümmern und dann zu einer Art von Alltag zu finden, die Frage nach seiner Priesterweihe ignoriert.

Er dachte, Brianna hätte das Thema nicht angesprochen, weil sie nicht sicher war, wie er vorgehen wollte, und weil sie nicht den Eindruck erwecken wollte, als wollte sie ihn bedrängen - so wie die Tatsache, dass sie katholisch war, es für ihn komplizierter machte, presbyterianischer Prediger in Inverness zu werden, war ihm gleichzeitig bewusst, dass sein Predigeramt in ihrem Leben ebenfalls für Komplikationen sorgen würde, das war ihr bestimmt klar.

Und so hatte keiner von ihnen das Thema angesprochen, solange sie mit den Details ihrer Rückkehr beschäftigt waren.

Sie hatten so gründlich wie möglich erwägt, was machbar war. Er konnte nicht nach Oxford zurück - nicht ohne eine hieb- und stichfeste Ausrede.

»Man kann eine Akademie nicht grublos verlassen und plötzlich wieder auftauchen«, hatte er Brianna und Joe erklärt. »Natürlich kann man ein Sabbatjahr einlegen - oder sich beurlauben lassen. Aber man muss einen Zweck angeben und bei seiner Rückkehr etwas vorzeigen können, eine Forschungsarbeit, die veröffentlicht werden kann.«

»Du könntest das ultimative Buch über den Regulatorenkrieg schreiben«, hatte Joe Abernathy angeregt. »Oder über die Anfänge der Revolution im

Süden.«

»Das stimmt«, räumte er ein. »Aber keine respektable wissenschaftliche Arbeit.« Er hatte ironisch gelächelt, und es hatte ihn durchaus in den Fingern gejuckt. Er *konnte* ein Buch schreiben - wie es kein anderer konnte. Aber nicht als Historiker.

»Mir fehlen die Quellenangaben«, erklärte er und wies kopfnickend auf die Bücherregale in Joes Studierzimmer, wo sie ihren ersten Kriegsrat abhielten. »Wenn ich ein Buch als Historiker schreiben würde, müsste ich meine Informationen mit Quellen belegen - und ich bin mir sicher, dass es zu den meisten einzigartigen Situationen, die ich beschreiben könnte, keine schriftlichen Überlieferungen gibt. ›Augenzeugenbericht des Autors‹ käme bei einem Universitätsverlag nicht gut an, das versichere ich dir. Ich müsste es als Roman schreiben.« Diese Idee hatte zwar durchaus ihren Reiz - aber die Kollegen in Oxford würde sie absolut nicht beeindrucken.

Schottland hingegen ...

Normalerweise tauchte man nicht einfach so in Inverness - oder anderswo in den Highlands - auf, ohne dass es Gerede gab. Aber Roger war keiner »von draußen«. Er war im Pfarrhaus in Inverness aufgewachsen, und es gab noch viele Menschen dort, die ihn als Erwachsenen gekannt hatten. Und mit einer amerikanischen Frau an seiner Seite und Kindern als Erklärung für seine Abwesenheit war die Rückkehr relativ unauffällig gewesen.

»Es interessiert die Leute dort nicht besonders, was

man getan hat, während man weg war«, erklärte er. »Sie interessieren sich nur für das, was man tut, solange man dort ist.«

Inzwischen hatte er die Ness-Inseln erreicht. Es war ein kleiner, stiller Park, der sich über die Inselchen verteilte, die nur wenige Meter vom Flussufer entfernt lagen, mit Erdwegen, hohen Bäumen und - um diese Tageszeit - nur wenigen Besuchern. Er spazierte die Wege entlang und versuchte, seinen Kopf zu leeren, bis ihn nur noch das Rauschen des Wassers erfüllte, die Stille des bedeckten Himmels.

Er erreichte das Ende der Insel und blieb eine Weile stehen. Das Treibgut, das im Gebüsch am Wasserrand hängen geblieben war, nahm er nur geistesabwesend wahr - Laubansammlungen, Vogelfedern, Fischgerippe, hier und da eine Zigarettenpackung, Mitbringsel der Flut.

Natürlich hatte er ständig an sich selbst gedacht. Was *er* anfangen würde, was die Leute von *ihm* denken würden. Warum war es ihm nie in den Sinn gekommen, sich zu fragen, was Brianna tun würde, wenn sie nach Schottland gingen?

Nachträglich betrachtet war das offensichtlich, wenn auch dumm. In Fraser's Ridge hatte Brianna ... nun ja, zugegebenermaßen ein bisschen mehr getan als für eine Frau üblich; man konnte ihre Büffel jagende, Truthähne schießende, Piraten tötende Jäger-Göttinnen-Seite kaum übersehen - aber sie hatte zudem das getan, was eine normale Frau tat. Sich um ihre Familie gekümmert, sie

ernährt, eingekleidet, getröstet - oder auch hin und wieder geohrfeigt. Und solange Mandy krank war und Brianna um den Verlust ihrer Eltern trauerte, hatte es außer Frage gestanden, dass sie einen Beruf ausübte. Nichts und niemand hätte sie von ihrer Tochter getrennt.

Aber jetzt ging es Mandy gut - sie war geradezu haarsträubend gesund, wie die Spur der Zerstörung, die sie hinterließ, bezeugte. Sie hatten ihre Identität im zwanzigsten Jahrhundert mit akribischer Sorgfalt neu etabliert, hatten Lallybroch von der Bank erworben, in deren Besitz es sich befunden hatte, und waren nach Schottland gezogen; Jem hatte sich - mehr oder weniger - in der Schule des Nachbardorfs eingelebt, und sie hatten ein nettes Mädchen aus dem Dorf als Haushaltshilfe und als Babysitter für Mandy eingestellt.

Und jetzt würde Brianna arbeiten gehen.

Roger stand die Hölle bevor. Zumindest metaphorisch, wenn nicht buchstäblich.

BRIANNA KONNTE NICHT BEHAUPTEN, DASS MAN SIE NICHT GEWARNT HATTE. Es war eine Männerwelt, die sie nun betrat.

Es war eine grauenvolle Knochenarbeit gewesen - die Tunnel zu graben, die die Kabel meilenweit von den Turbinen der Wasserkraftwerke fortführten. »Tunneltiger« hatte man die Männer genannt, die sie angelegt hatten, viele von ihnen polnische und irische Immigranten, die in

den Fünzigern als Gastarbeiter gekommen waren.

Sie hatte davon gelesen, hatte Bilder von ihnen gesehen, die Gesichter verschmutzt und weißäugig wie Bergwerksarbeiter - im Büro der Zentrale waren die Wände übersät damit, Dokumente der größten Leistung des modernen Schottland. *Was war denn die größte Leistung des alten Schottland?*, fragte sie sich. *Der Kilt?* Bei diesem Gedanken hatte sie sich das Lachen verkneifen müssen, was sie jedoch offenbar sympathisch aussehen ließ, denn Mr. Campbell, der Personalchef, hatte sie freundlich angelächelt.

»Sie haben großes Glück, mein Fräulein; nächsten Monat wird in Pitlochry eine Stelle frei«, hatte er gesagt.

»Das ist ja toll.« Sie hatte eine Mappe mit ihren Zeugnissen und Arbeitsnachweisen auf dem Schoß liegen. Er bat gar nicht darum, sie sehen zu dürfen, was Brianna sehr überraschte, doch sie legte sie vor ihm auf den Schreibtisch und schlug sie auf. »Hier sind meine ... äh ...?« Er starrte den Lebenslauf an, der obenauf lag, und sein Mund stand so weit offen, dass sie die Metallplomben in seinen Backenzähnen sehen konnte.

Er schloss den Mund, blickte erstaunt zu ihr auf, richtete den Blick erneut auf die Mappe und hob langsam den Lebenslauf an, als hätte er Angst, darunter könnte sich etwas noch Schockierendes befinden.

»Ich denke, ich bin hinreichend dafür qualifiziert«, sagte sie und unterdrückte das nervöse Bedürfnis, die Finger in ihren Rock zu krallen. »Für eine Anstellung bei der

Kraftwerksaufsicht, meine ich.« Eigentlich wusste sie es verdammt genau. Sie hätte ein verflixtes Wasserkraftwerk bauen können, ganz zu schweigen davon, es zu beaufsichtigen.

»Aufsicht ...«, krächzte er schwach. Dann hustete er und errötete ein wenig. Kettenraucher; sie konnte den Tabakrauch riechen, der in seinen Kleidern hing.

»Ich fürchte, wir haben hier ein kleines Missverständnis, meine Liebe«, sagte er. »Wir brauchen in Pitlochry eine Sekretärin.«

»Das kann ja sein«, sagte sie und gab dem Bedürfnis nach, eine Faust in ihrem Rock zu machen. »Aber in der Anzeige, auf die ich geantwortet habe, wurde ein Betriebsaufseher gesucht, und das ist die Stelle, um die ich mich bewerbe.«

»Aber ... meine Liebe ...« Er schüttelte sichtlich entgeistert den Kopf. »Sie sind doch eine Frau!«

»Das stimmt«, sagte sie, und jeder, der ihren Vater gekannt hatte, hätte den stählernen Unterton ihrer Stimme gehört und umgehend klein beigegeben. Unglücklicherweise war Mr. Campbell zwar Jamie Fraser nie begegnet - doch ihm stand eine lehrreiche Erfahrung bevor. »Würden Sie mir bitte erklären, für welchen Teilbereich dieser Arbeit man einen Penis braucht?«

Ihm quollen die Augen aus dem Kopf, und er nahm die Farbe der Kehllappen eines Truthahns zur Paarungszeit an.

»Das - Sie - das ist -« Mit sichtlicher Anstrengung

beherrschte er sich so weit, dass er einen höflichen Tonfall wahrte, obwohl ihm der Schock in das kantige Gesicht geschrieben war.

»Mrs. MacKenzie. Die Idee der Emanzipation ist mir nicht fremd, aye? Ich habe selbst Töchter.« *Und keine von ihnen hätte je so etwas zu mir gesagt*, drückte seine hochgezogene Augenbraue aus. »Es ist ja nicht so, dass ich Sie für inkompetent halte -« Er betrachtete die offene Mappe, zog beide Augenbrauen hoch und schlug den Ordner entschlossen zu. »Es ist die - Umgebung, in der Sie arbeiten müssten. Sie würde sich nicht für eine Frau eignen.«

»Warum denn nicht?«

Allmählich fand er seine Souveränität wieder.

»Es ist oft körperlich sehr anstrengend - und um ehrlich zu sein, Mrs. MacKenzie, die Männer, mit denen Sie zusammenarbeiten müssten, sind nicht sehr feinfühlig. Die Firma kann wahrhaftig nicht guten Gewissens Ihre Sicherheit aufs Spiel setzen, von gutem Geschäftsgebaren ganz zu schweigen.«

»Sie beschäftigen Männer, die einer Frau etwas antun würden?«

»Nein! Wir -«

»Sie haben Kraftwerke, von denen eine Gefahr für Leib und Leben ausgeht? Dann brauchen Sie ja unbedingt eine Betriebsaufsicht, nicht wahr?«

»Die gesetzlichen Hürden -«

»Ich bin mit den Richtlinien für den Kraftwerksbetrieb bestens vertraut«, sagte sie bestimmt, griff in ihre Tasche und holte die - sichtlich gelesene - Druckausgabe des offiziellen Regelwerks hervor. »Ich kann Probleme erkennen - und ich kann Ihnen sagen, wie Sie sie so schnell und so wirtschaftlich wie möglich beheben können.«

Mr. Campbells Miene war zutiefst unglücklich.

»Und wie ich höre, haben Sie nicht gerade eine Flut von Bewerbern für diese Stelle«, schloss sie. »Nicht einen, um genau zu sein.«

»Die Männer ...«

»Männer?«, sagte sie und ließ einen winzigen Hauch von Belustigung in diesem Wort mitschwingen. »Ich arbeite nicht zum ersten Mal mit Männern. Ich komme gut mit ihnen zurecht.«

Sie sah ihn an, ohne etwas zu sagen. *Ich weiß, wie es ist, einen Mann zu töten*, dachte sie. *Ich weiß genau, wie einfach das ist. Und Sie nicht.* Ihr war nicht bewusst, dass sich ihre Miene verändert hatte, doch Campbell verlor ein wenig von seiner Röte und wandte den Blick ab. Für den Bruchteil einer Sekunde fragte sie sich, ob Roger wohl auch den Blick abwenden würde, wenn er dieses Wissen in ihren Augen sah. Doch dies war nicht der richtige Zeitpunkt, um über so etwas nachzudenken.

»Warum zeigen Sie mir nicht eines der Werke?«, schlug sie liebenswürdig vor. »Danach können wir ja weiterreden.«

IM ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERT HATTEST. STEPHEN'S VORÜBERGEHEND ALS Gefängnis für festgenommene Jakobiten gedient. Es gab Berichte, nach denen man zwei von ihnen auf dem Kirchhof hingerichtet hatte. Es war nicht das Schlimmste, was man sich als letzten Anblick denken konnte, dachte er; der breite Fluss und der endlose Himmel, die sich beide zum Meer ergossen. Sie hatten etwas Beständiges, Friedliches an sich, Wind, Wolken und Wasser, obwohl sie unablässig in Bewegung waren.

Wenn du dich je inmitten eines Paradoxons wiederfindest, kannst du dir sicher sein, dass du an der Schwelle zur Wahrheit stehst, hatte sein Adoptivwater einmal zu ihm gesagt. *Möglich, dass du nicht weißt, wie sie aussieht,* hatte er lächelnd hinzugefügt. *Aber sie ist da.*

Der Rektor, Dr. Weatherspoon, hatte ebenfalls diverse Aphorismen auf Lager.

»Wenn Gott eine Tür zuschlägt, öffnet er ein Fenster.« Klar. Das Problem war, dass dieses Fenster im zehnten Stock lag und er nicht sicher war, ob Gott auch Fallschirme lieferte.

»Und?«, fragte er und blickte zum Himmel über Inverness empor, an dem die Wolken dahintrieben.

»Verzeihung?«, sagte der verblüffte Küster, der hinter einem Grabstein auftauchte, wo er gearbeitet hatte.

»Entschuldigung.« Roger winkte verlegen ab. »Nur ...

ein Selbstgespräch.«

Der ältere Mann nickte verständnisvoll. »Aye, aye. Das macht nichts. Wenn Sie anfangen, Antworten zu bekommen, dann erst sollten Sie sich Sorgen machen.« Mit einem heiseren Glucksen tauchte er wieder aus Rogers Blickfeld ab.

Roger stieg vom höher gelegenen Kirchhof zur Straße hinunter und ging langsam zum Parkplatz zurück. Nun, den ersten Schritt hatte er getan. Viel später, als er ihn hätte tun sollen - Brianna hatte nicht ganz unrecht; er *war* ein Feigling gewesen -, aber er hatte ihn getan.

Das Problem war zwar noch nicht gelöst, aber es hatte schon gutgetan, es einfach nur jemandem darzulegen, der es verstand und Mitgefühl mit ihm hatte.

»Ich werde für Sie beten«, hatte Dr. Weatherspoon gesagt, als er ihm zum Abschied die Hand schüttelte. Auch das tat gut.

Er begann, die feuchten Betonstufen zum Parkplatz hinaufzusteigen, und suchte in seiner Tasche nach dem Schlüssel. Er konnte zwar nicht behaupten, dass er schon ganz mit sich selbst versöhnt war - aber zumindest war er Brianna gegenüber um einiges versöhnlicher gestimmt. Jetzt konnte er nach Hause fahren und ihr sagen ...

Nein, verdammt. Das konnte er nicht, noch nicht. Er musste erst nachsehen.

Eigentlich brauchte er nicht nachzusehen; er wusste, dass er recht hatte. Aber er musste es schwarz auf weiß

haben, musste es Brianna zeigen können.

Er machte auf dem Absatz kehrt, schritt an der verwunderten Parkplatzaufsicht vorbei, die gerade von hinten kam, nahm zwei Stufen auf einmal und lief über die Straße wie auf glühenden Kohlen. Er ging in einen Pub, wühlte in seiner Tasche nach Münzen und rief vom Münzfernsprecher aus in Lallybroch an. Annie nahm den Anruf mit ihrer üblichen Unhöflichkeit entgegen und plärrte derart heftig »Hallo«, dass ihm fast das Trommelfell platzte.

Er hielt sich nicht damit auf, sie wegen ihrer Telefonmanieren zurechtzuweisen.

»Hier ist Roger. Sagen Sie meiner Frau, dass ich nach Oxford fahre, weil ich etwas nachschlagen muss. Ich bleibe über Nacht.«

»Mmpfm«, sagte sie und legte auf.

AM LIEBSTEN HÄTTE SIE ROGER MIT EINEM STUMPFEN GEGENSTAND vor den Kopf geschlagen. Zum Beispiel mit einer Champagnerflasche.

»*Wohin* ist er gefahren?«, fragte sie, obwohl sie Annie MacDonald deutlich gehört hatte. Annie zog die schmalen Schultern bis zu den Ohren hoch, um anzudeuten, dass sie begriffen hatte, dass die Frage rhetorisch gemeint war.

»Nach Oxford«, sagte sie. »Nach *England*.« Ihr Tonfall unterstrich die Ungeheuerlichkeit von Rogers Handlungsweise. Nicht nur, dass er sich einfach abgesetzt

hatte, um irgendetwas in einem alten Buch nachzuschlagen - was ja schon seltsam genug gewesen wäre, obwohl er natürlich ein Gelehrter war und solche Menschen alles Mögliche taten -, nein, er hatte auch Frau und Kinder ohne ein Wort im Stich gelassen und sich in ein fremdes Land davongemacht!

»Er hat gesagt, er kommt morgen nach Hause«, fügte Annie mit großer Skepsis hinzu. Vorsichtig ergriff sie die Tüte mit der Champagnerflasche, als könnte diese explodieren. »Meinen Sie, ich soll sie auf Eis legen?«

»Auf - oh, nein, nicht in die Gefriertruhe. Nur in den Kühlschrank. Danke, Annie.«

Annie verschwand in der Küche, und Brianna blieb einen Moment im zugigen Flur stehen, um ihre Gefühle in den Griff zu bekommen, bevor sie Jem und Mandy suchen ging. Wie Kinder nun einmal waren, hatten sie einen hyperempfindlichen Radar, was ihre Eltern betraf. Sie wussten bereits, dass irgendetwas zwischen ihr und Roger vorging; die Tatsache, dass ihr Vater so plötzlich verschwunden war, war *nicht* geeignet, sie in Sicherheit zu wiegen. Hatte er sich von ihnen verabschiedet? *Ihnen* versichert, dass er zurückkommen würde? Nein, natürlich nicht.

»Verflaxter egoistischer, egozentrischer ...«, murmelte sie. Da ihr kein passender Name zur Vervollständigung einfiel, sagte sie, »dämlicher *Schuft!*« und prustete dann zögerlich lachend los. Nicht nur, weil es eine so alberne Beleidigung war, sondern auch, weil sie bei aller Ironie

zugeben musste, dass sie bekommen hatte, was sie wollte. In doppelter Hinsicht.

Natürlich hätte er sie nicht davon abhalten können, sich um die Stelle zu bewerben - und wenn er sich erst einmal an die damit verbundenen Veränderungen gewöhnt hatte, würde er, so glaubte sie, schon damit zurechtkommen.

Männer hassen Veränderungen, hatte ihre Mutter einmal beiläufig zu ihr gesagt. *Es sei denn natürlich, es war ihre Idee. Aber manchmal kann man ihnen auch suggerieren, dass es ihre Idee war.*

Vielleicht hätte sie weniger direkt sein sollen, versuchen sollen, Roger das Gefühl zu geben, dass er in Bezug auf ihre Anstellung zumindest ein Wort mitzureden hatte, wenn schon nicht, dass es seine Idee war - das wäre übertrieben gewesen. Aber sie war nicht in der Stimmung für eine Finte gewesen. Oder auch nur für Diplomatie.

Und was sie *ihm* angetan hatte ... Nun, sie hatte seine Passivität ertragen, solange sie konnte, und dann hatte sie ihn ins kalte Wasser geworfen. Vorsätzlich.

»Und ich habe nicht den Hauch eines schlechten Gewissens deswegen!«, sagte sie, an den Garderobenständer gerichtet.

Sie hängte langsam ihren Mantel auf und ließ sich viel Zeit dabei, die Taschen nach gebrauchten Taschentüchern und zerknitterten Kassenbons abzusuchen.

Hatte er sich jetzt pikiert davongemacht - um es ihr heimzuzahlen, dass sie wieder arbeiten gehen wollte?

Oder aus Wut, weil sie ihn einen Feigling genannt hatte? Das war schlimm für ihn gewesen; seine Augen waren schwarz geworden, und er hatte die Stimme fast ganz verloren - starke Gefühle nahmen ihm buchstäblich den Atem und lähmten ihm die Luftröhre. Doch sie hatte mit voller Absicht gehandelt. Sie wusste, wo Rogers Schwächen lagen - genau wie er wusste, wo die ihren lagen.

Ihre Lippen pressten sich zusammen, doch genau in diesem Moment berührten ihre Finger einen harten Gegenstand in der Innentasche ihrer Jacke. Eine alte Muschelschale, spitz und glatt, von Sonne und Wetter weiß gewaschen. Roger hatte sie am Loch Ness aus dem Uferkies gefischt und sie ihr gegeben.

»Darin kannst du wohnen«, hatte er gesagt. Er hatte zwar gelächelt, aber die Schroffheit seiner wunden Stimme hatte ihn verraten. »Wenn du mal ein Versteck brauchst.«

Sie schloss die Finger sanft um das Schneckenhaus und seufzte.

Roger war nicht kleinlich. Niemals. Er würde sich nicht nach Oxford davonmachen - *nach England!*, dachte sie, und bei der Erinnerung an Annies Entrüstung stieg ein Bläschen der Belustigung in ihr auf -, nur damit sie sich Sorgen machte.

Er war also aus einem bestimmten Grund gefahren, zweifellos ausgelöst durch ihren Streit - was ihr nun doch ein wenig Sorgen machte.

Seit ihrer Rückkehr kämpfte er mit der Situation. Natürlich ging es ihr nicht anders; Mandys Krankheit, die Entscheidung, wo sie leben wollten, all die Formalitäten und kleinen Details, die der Umzug einer Familie an einen neuen Ort - und in eine andere Zeit - mit sich brachte; all das hatten sie gemeinsam bewerkstelligt. Doch es gab Dinge, mit denen er allein rang.

Sie war als Einzelkind groß geworden, genau wie er; sie wusste, wie das war; dass man viel Zeit im eigenen Kopf zubrachte. Aber verflixt, was auch immer da mit ihm in seinem Kopf wohnte, fraß ihn vor ihren Augen auf, und wenn er ihr nicht sagte, was es war, dann war es entweder etwas, was ihm zu persönlich war, um es mit ihr zu teilen - was sie zwar geärgert hätte, womit sie aber leben konnte -, oder es war etwas, was er für zu verstörend oder zu gefährlich hielt, und *das* kam absolut nicht in Frage.

Ihre Finger hatten sich um die Meeresschnecke gekrallt, und sie löste sie bewusst und versuchte sich zu beruhigen.

Sie konnte die Kinder oben hören, in Jems Zimmer. Er las Mandy etwas vor - »Der Lebkuchenmann«, dachte sie. Sie konnte die Worte nicht hören, erkannte es aber am Rhythmus, unterbrochen von Mandys aufgeregten »Waufl! Waufl!«-Rufen.

Es hatte wenig Sinn, sie zu unterbrechen. Sie hatte später noch genug Zeit, ihnen zu erzählen, dass Papa über Nacht wegbleiben würde. Vielleicht würde es ihnen gar nichts ausmachen, wenn sie es ihnen ganz sachlich sagte; er hatte sie zwar seit ihrer Rückkehr noch nie allein

gelassen, aber als sie noch in Fraser's Ridge lebten, war er oft mit Jamie oder Ian auf die Jagd gegangen. Mandy würde sich daran nicht erinnern, aber Jem ...

Eigentlich hatte sie vorgehabt, in ihr eigenes Studierzimmer zu gehen, doch dann ertappte sie sich dabei, dass sie den Flur durchquerte und durch die offene Tür in Rogers Zimmer ging. Es war das alte »Unter vier Augen«-Zimmer des Hauses; das Zimmer, in dem ihr Onkel Ian jahrelang die Bücher des Anwesens geführt und mit den Pächtern verhandelt hatte - und vor ihm für kurze Zeit ihr Vater und vor ihm ihr Großvater.

Und jetzt war es Rogers Zimmer. Er hatte sie gefragt, ob sie es haben wollte, doch sie hatte nein gesagt. Sie mochte das kleine Wohnzimmer auf der anderen Flurseite mit seinem sonnigen Fenster und dem Schatten der alten gelben Rose, die diese Seite des Hauses mit ihrer Farbe und ihrem Duft verschönerte. Davon jedoch abgesehen hatte sie einfach das Gefühl, dass dieser Raum mit seinem sauberen, abgewetzten Holzfußboden und seinen wohnlich abgenutzten Regalen ein Männerzimmer war.

Es war Roger gelungen, eines der alten Farmbücher zu finden, aus dem Jahr 1776; es lag ganz oben auf einem Regal, und ein abgegriffener Stoffeinband schützte die mit Geduld und Sorgfalt eingetragenen Kleinigkeiten des Lebens auf einer Farm in den Highlands: ein Silber-Viertelpfund für Saatgut, ein Ziegenbock für die Zucht, sechs Kaninchen, dreißig Beutel Saatkartoffeln ... Hatte ihr Onkel das geschrieben? Sie wusste es nicht, denn sie

hatte nie ein Schriftstück in seiner Handschrift gesehen.

Mit einem merkwürdigen kleinen Schauer fragte sie sich, ob ihre Eltern es wohl zurück nach Schottland geschafft hatten - *hierher* zurück. Ob sie Ian und Jenny wiedergesehen hatten; ob ihr Vater hier in diesem Zimmer gesessen hatte - sitzen *würde* -, wieder daheim, und mit Ian über Lallybroch gesprochen hatte. Und ihre Mutter? Den wenigen Sätzen nach, die Claire darüber erzählt hatte, waren sie und Jenny nicht in Frieden auseinandergegangen, und sie wusste, dass ihre Mutter darüber traurig war; sie waren einmal gute Freundinnen gewesen. Vielleicht ließ sich das ja kitten - vielleicht *war* es gekittet worden.

Sie warf einen Blick auf die kleine Holzkiste, die in Sicherheit auf dem oberen Regalboden stand, neben dem Geschäftsbuch. Die kleine Schlange aus Kirschholz ringelte sich davor zusammen. Sie nahm die Schlange in die Hand und tröstete sich an der glatten Rundung ihres Körpers und dem komischen Ausdruck ihres Gesichts, das über ihre nicht vorhandene Schulter zurückblickte. Unwillkürlich lächelte sie das Tierchen an.

»Danke, Onkel Willie«, sagte sie leise und spürte, wie sie ein außergewöhnlicher Schauer durchlief. Weder Angst noch Kälte - eine Art Freude, aber von der stillen Art. Verwandtschaft.

Sie hatte diese Schlange schon so oft gesehen - in Fraser's Ridge und jetzt hier, wo sie ja auch geschnitzt worden war -, dass sie nie einen Gedanken an den

Menschen verschwendet hatte, der sie gemacht hatte, den älteren Bruder ihres Vaters, der mit elf Jahren gestorben war. Doch auch er war hier, in seiner Hände Arbeit, in den Räumen, in denen er gelebt hatte. Bei ihrem ersten Besuch in Lallybroch - im achtzehnten Jahrhundert - hatte oben im Treppenhaus ein Gemälde gehangen, das ihn zeigte, einen kleinen, kräftigen rothaarigen Jungen, der neben seinem kleinen Bruder stand und ihm die Hand auf die Schulter gelegt hatte, blauäugig und ernst.

Wo war es wohl jetzt?, fragte sie sich. Und die anderen Gemälde ihrer Großmutter? Da war das Selbstporträt, das irgendwie den Weg in die Nationalgalerie gefunden hatte - irgendwann musste sie einmal mit den Kindern nach London fahren, wenn sie etwas älter waren, damit sie es sahen -, aber die anderen? Eines der Bilder hatte Jenny Murray als Mädchen beim Füttern eines zahmen Fasans gezeigt, der die sanften braunen Augen ihres Onkels Ian hatte. Brianna musste lächeln, als sie daran dachte.

Es war richtig gewesen. Hierherzuziehen, die Kinder ... heimzubringen. Es war nicht so wichtig, dass es Roger und sie etwas Mühe kostete, ihren Platz im Leben zu finden. Obwohl sie vermutlich besser nicht für Roger sprechen sollte, dachte sie und verzog das Gesicht.

Sie richtete den Blick erneut nach oben auf die Holzkiste. Sie wünschte, ihre Eltern wären hier - nur einer von ihnen -, sodass sie ihnen von Roger erzählen konnte, sie nach ihrer Meinung fragen konnte. Nicht dass sie sich Ratschläge wünschte ... Wenn sie ehrlich war, dachte sie, wünschte sie

sich jemanden, der ihr versicherte, dass sie das Richtige getan hatte.

Mit hochroten Wangen streckte sie beide Hände aus und holte die Kiste herunter. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie nicht abwartete, um den nächsten Brief mit Roger zusammen zu lesen. Aber ... sie brauchte jetzt ihre Mutter. Sie griff nach dem ersten Brief, der außen die Handschrift ihrer Mutter trug.

In den Geschäftsräumen von L'Oignon, New Bern, North Carolina 12. April 1777

Liebe Brianna (und Roger und Jem und Mandy natürlich),

wir haben es ohne größere Zwischenfälle bis nach New Bern geschafft. Ja, ich kann hören, wie Du denkst, »größere?«. Und es stimmt tatsächlich, dass wir südlich von Boone auf der Straße von zwei Möchtegernbanditen angehalten worden sind. Da sie aber ungefähr neun und elf waren und nur mit einer antiken Radschlossmuskete bewaffnet waren, die sie beide in Stücke gerissen hätte, wenn sie sie tatsächlich hätten abfeuern können, waren wir nicht in Lebensgefahr.

Rollo ist aus dem Wagen gesprungen und hat einen von ihnen über den Haufen gerannt, woraufhin der andere die Waffe geworfen und Fersengeld gegeben hat. Aber Dein Vetter Ian hat ihn eingefangen und ihn am Hemdkragen zu uns zurückgezerrt.

Dein Vater hat eine Weile gebraucht, bis er ihnen ein verständliches Wort entlocken konnte, aber etwas zu essen hat dann Wunder gewirkt. Sie haben gesagt, ihre Namen sind Herman und - kein Scherz - Vermin. Ihre Eltern sind im Winter gestorben - ihr Vater ist auf die Jagd gegangen und nicht zurückgekommen; die Mutter hat ein Kind zur Welt gebracht und ist dabei gestorben, und das Baby ist einen Tag später gestorben, weil die beiden Jungen es nicht ernähren konnten. Sie kennen keine Verwandten väterlicherseits, aber sie haben gesagt, der Familienname ihrer Mutter wäre Kuykendall. Zum Glück kennt Dein Vater eine Familie Kuykendall in der Nähe von Bailey Camp, und so hat Ian die kleinen Vagabunden mitgenommen, um die Kuykendalls zu suchen und herauszufinden, ob man die zwei dort unterbringen kann. Wenn nicht, wird er sie wahrscheinlich nach New Bern mitbringen, und wir versuchen dann, sie hier als Lehrburschen unterzubringen, oder wir nehmen sie mit nach Wilmington und suchen ihnen einen Platz als Schiffsjungen.

Fergus, Marsali und den Kindern scheint es hier prächtig zu gehen, sowohl gesundheitlich - abgesehen davon, dass die ganze Familie Polypen hat und ich noch nie eine so große Warze gesehen habe wie die an Germains linkem Ellbogen - als auch finanziell.

Neben der Wilmington Gazette ist L'Oignon die einzige Zeitung in der Kolonie, die regelmäßig erscheint, und so hat Fergus viel zu tun. Nimmt man noch die Druckerei

und den Verkauf von Büchern und Pamphleten dazu, ist es wirklich sehr gut um ihn bestellt. Die Familie besitzt jetzt zwei Milchziegen, eine ganze Hühnerschar, ein Schwein und drei Maultiere, darunter Clarence, den wir ihnen vererben, da wir ja auf dem Weg nach Schottland sind.

Angesichts der unsicheren Lage (will heißen, dachte Brianna, dass man nie weiß, wer - oder wann - diesen Brief zu lesen bekommt) gehe ich lieber nicht genauer darauf ein, was er druckt, abgesehen von seiner Zeitung. L'Oignon selbst gibt sich sorgsam neutral und druckt wilde Anschuldigungen der Loyalisten genauso ab wie diejenigen weniger loyaler Subjekte. Außerdem veröffentlicht das Blatt satirische Gedichte unseres guten Freundes »Anonymus«, die beide Seiten des gegenwärtigen politischen Konfliktes verspotten. Ich habe Fergus selten so glücklich gesehen.

Es gibt Männer, die im Krieg aufblühen, und Fergus ist merkwürdigerweise einer davon. Dein Vetter Ian zählt ebenfalls dazu, obwohl ich in seinem Fall glaube, dass es ihn daran hindert, allzu viel zu denken.

Ich frage mich, was seine Mutter wohl mit ihm anfangen wird. Aber so wie ich sie kenne, vermute ich, dass sie sich, sobald der erste Schreck verflogen ist, daranmachen wird, ihm eine Frau zu suchen. Jenny ist eine Frau, der nichts entgeht - und sie ist genauso stur wie Dein Vater. Ich hoffe, er vergisst das nicht.

Apropos, Dein Vater ist oft mit Fergus unterwegs, in

»Geschäftsdingen« (die er nicht näher beschreibt, was bedeutet, dass er wahrscheinlich Dinge tut, von denen ich graue - oder noch grauere - Haare bekommen würde, wenn ich davon wüsste). Er holt bei den Kaufleuten Erkundigungen über ein mögliches Schiff ein, obwohl ich glaube, dass unsere Chancen in dieser Hinsicht in Wilmington besser stehen. Dorthin fahren wir, sobald Ian wieder da ist.

Unterdessen habe ich hier eine Praxis eröffnet - komplett mit einem Schild, das an der Straßenfront der Druckerei hängt und auf dem steht »ZÄHNEZIEHEN, HAUTAUSSCHLÄGE, PHLEGMA UND HEILMITTEL ALLER ART«. Es ist Marsalis Werk. Eigentlich wollte sie noch eine Zeile über die Pocken hinzufügen, aber Fergus und ich haben es ihr ausgedeutet - Fergus aus Angst, das Niveau seines Etablissements zu senken, und ich, weil ich es gern mit der Wahrheit halte und es schließlich nichts gibt, was ich gegen die Krankheitsbilder tun könnte, die man heutzutage als Pocken bezeichnet. Phlegma - nun, dagegen kann man immer etwas tun, selbst wenn es nicht mehr ist als eine heiße Tasse Tee - (beziehungsweise heißes Wasser mit Sassafraswurzel, Katzenminze oder Zitronenmelisse) mit Schuss.

Unterwegs habe ich Dr. Fentiman in Cross Creek besucht und konnte ihm einige notwendige Instrumente und Arzneien abkaufen, um meine Ausrüstung wieder aufzustocken (der Preis war eine Flasche Whisky, und ich war gezwungen, mir die neueste Errungenschaft in seiner

Sammlung eingelegter Kuriositäten anzusehen - nein, Du möchtest es nicht wissen, wirklich nicht. Gut dass er Germains Warze nicht sehen kann, sonst wäre er im Handumdrehen in New Bern und würde mit einer Amputationssäge um die Druckerei herumschleichen).

Mir fehlt immer noch eine gute Chirurgenschere, aber Fergus kennt in Wilmington einen Silberschmied namens Stephen Moray; er sagt, dass er sie mir nach meinen Anweisungen anfertigen kann. Im Moment bin ich weitgehend damit beschäftigt, Zähne zu ziehen, da der Barbier, der das bis jetzt getan hat, im November im Suff in den Hafen gefallen und ertrunken ist.

Alles Liebe

Mama

PS: Apropos Wilmington Gazette, Dein Vater spielt mit dem Gedanken, dort vorstellig zu werden und zu sehen, ob er herausfinden kann, wer diese vermaledete Notiz über das Feuer dort hinterlegt hat. Obwohl ich mich wohl nicht beklagen sollte; wenn Du sie nicht gefunden hättest, wärst Du vielleicht nie zurückgekommen. Das hatte zwar einige Folgen, von denen ich wünschte, sie wären nie geschehen - doch ich werde nie bedauern, dass Du Deinen Vater kennengelernt hast und er Dich.

ZWERGDÄMONEN

Der Pfad unterschied sich kaum von den anderen Wildwechseln auf ihrem Weg; er hatte sogar zweifellos einmal als solcher begonnen. Doch dieser Pfad hatte etwas an sich, das zu Ian »Menschen« sagte, und er hatte sich an solche Einschätzungen so gewöhnt, dass er sie kaum noch bewusst wahrnahm. Auch jetzt folgte er diesem Instinkt, als er an Clarences Führstrick zupfte und gleichzeitig sein Pferd zur Seite wandte.

»Warum halten wir an?«, fragte Herman argwöhnisch. »Hier ist doch nichts.«

»Da oben wohnt jemand.« Ian wies mit einem Ruck seines Kinns auf den bewaldeten Berghang. »Der Weg ist nicht breit genug für Pferde; wir binden sie hier an und gehen zu Fuß.«

Herman und Vermin wechselten wortlos einen Blick, der tiefe Skepsis ausdrückte, doch sie ließen sich vom Rücken des Maultiers gleiten und stapften hinter Ian den Weg hoch.

Allmählich kamen ihm Zweifel; niemand, den er in der vergangenen Woche angesprochen hatte, kannte irgendwelche Kuykendalls in der Gegend, und er konnte nicht allzu viel Zeit mit dieser Angelegenheit verlieren. Eventuell würde er die kleinen Wilden doch mit nach New Bern nehmen müssen, aber er hatte keine Ahnung, wie sie diesen Vorschlag aufnehmen würden.

Eigentlich hatte er ohnehin nicht viel Ahnung davon, was in ihnen vorging. Sie waren weniger schüchtern als vielmehr heimlichtuerisch. Sie tuschelten beim Reiten hinter ihm, doch sobald er sie ansah, verstummten sie abrupt und betrachteten ihn mit bewusst ausdruckslosen Mienen, hinter denen er die Gedanken arbeiten sehen konnte. Was zum Teufel führten sie im Schilde?

Falls sie vorhatten wegzulaufen, würde er sich keine besondere Mühe geben, ihnen nachzujagen. Falls sie aber vorhatten, ihm im Schlaf Clarence und das Pferd zu stehlen, war das etwas anderes.

Es gab tatsächlich eine Hütte, aus deren Schornstein sich Rauch ringelte; Herman warf ihm einen überraschten Blick zu, und er lächelte den Jungen an.

»Hab's dir doch gesagt«, sagte er und rief: »Hallo.«

Die Tür öffnete sich ächzend, und der Lauf einer Muskete schob sich hindurch. Das war im einsamen Hinterland keine ungewöhnliche Reaktion auf Fremde, und Ian ließ sich davon nicht abweisen. Er erklärte mit lauter Stimme, warum er hier war, und schob Herman und Vermin vor sich hin, um seine guten Absichten zu demonstrieren.

Das Gewehr wurde nicht zurückgezogen, sondern es hob sich auf eindeutige Weise. Instinktiv warf sich Ian flach auf den Boden und riss die Jungen mit sich, als auch schon der Schuss über sie hinwegdonnerte. Eine Frauenstimme kreischte in einer fremden Sprache drauflos. Er verstand zwar die Worte nicht, begriff aber ihre Bedeutung. Er zog die Jungen hoch und schob sie hastig wieder den Pfad

hinunter.

»Bei *der* bleiben wir nicht«, teilte ihm Vermin mit und richtete einen bösen Blick zurück über seine Schulter. »Das steht jedenfalls fest.«

»Nein, das stimmt«, pflichtete ihm Ian bei. »Nicht stehen bleiben, aye?« Denn Vermin hatte angehalten.

»Ich muss scheißen.«

»Oh, aye? Nun, dann beeil dich.« Er wandte sich ab, denn er hatte schnell festgestellt, dass die Jungen in solchen Situationen großen Wert darauf legten, für sich zu sein.

Herman war schon weitergegangen; sein wirres, schmutzig blondes Haar war zwanzig Meter weiter unten gerade noch zu sehen. Ian hatte vorgeschlagen, die Jungen sollten sich die Haare abschneiden oder gar kämmen und sich die Gesichter waschen - eine Geste der Höflichkeit gegenüber etwaigen Verwandten, die sich mit der Entscheidung konfrontiert sahen, die beiden aufzunehmen -, doch dieser Vorschlag war auf heftige Ablehnung gestoßen. Glücklicherweise war er nicht dafür verantwortlich, die kleinen Schufte zum Waschen zu zwingen - und wenn er ehrlich war, glaubte er auch nicht, dass das viel an ihrem Geruch geändert hätte, da sie eindeutig bereits seit Monaten dieselben Kleider trugen. Er ließ sie nachts auf der Seite des Feuers schlafen, die von ihm und Rollo abgewandt war, um möglichst wenig mit den Läusen in Berührung zu kommen, die sich auf beiden Kindern tummelten.

Konnte dieser unübersehbare Läusebefall der Grund sein, warum die Eltern dem jüngeren der beiden einen Namen gegeben hatten, der Ungeziefer bedeutete? Oder hatten sie keine Ahnung, was das Wort bedeutete, und hatten den Namen nur ausgesucht, weil er sich auf den seines älteren Bruders reimte?

Clarence riss ihn mit ohrenbetäubendem Gebrüll aus seinen Gedanken. Er beschleunigte seine Schritte und machte sich Vorwürfe, weil er sein Gewehr in der Schlinge an seinem Sattel gelassen hatte. Er hatte sich dem Haus nicht bewaffnet nähern wollen, aber -

Unter ihm erscholl ein Aufschrei. Er verließ den Pfad und rannte zwischen den Bäumen hindurch. Ein zweiter Aufschrei verstummte abrupt, und er hastete lautlos den Hang hinunter, so schnell es ging. Ein Panther? Ein Bär? Nein, wenn es das gewesen wäre, hätte Clarence gegrölt wie ein Walross; stattdessen gurgelte und keuchte er wie üblich, wenn er jemanden sah ...

... den er kannte.

Ian erstarrte hinter einer Gruppe junger Pappeln; das Herz kalt in seiner Brust.

Arch Bug wandte den Kopf, denn er hatte das Geräusch gehört, so leise es auch war.

»Komm heraus, Junge«, rief er. »Ich kann dich sehen.«

Das stimmte offensichtlich; die Augen des Alten sahen ihn direkt an, und Ian trat langsam zwischen den Bäumen hervor.

Arch hatte das Gewehr vom Sattel genommen und es sich über die Schulter geschlungen. Er hatte Herman den Arm um die Kehle gelegt, und das Gesicht des Jungen war rot angelaufen, weil er keine Luft bekam; seine Füße zuckten ein paar Zentimeter über dem Boden wie die eines sterbenden Kaninchens.

»Wo ist das Gold?«, sagte Arch ohne Umschweife. Sein weißes Haar war ordentlich zusammengebunden, und soweit lan sehen konnte, schien ihm der Winter nichts angehabt zu haben. Er musste jemanden gefunden haben, bei dem er untergekommen war. *Wo?*, fragte er sich. *Vielleicht in Brownsville?* Verdammt gefährlich, wenn er den Browns von dem Gold erzählt hatte - aber er hielt Arch für zu klug, um in solcher Gesellschaft zu plaudern.

»An einem Ort, an dem Ihr es nie finden werdet«, sagte lan unverblümt. Seine Gedanken rasten. Er hatte ein Messer in seinem Gürtel - aber Arch stand zu weit weg, um damit nach ihm zu werfen, und wenn er nicht traf ...

»Was wollt Ihr von dem Kind?«, fragte er und ging etwas dichter an den Alten heran. »Der Junge hat nichts mit Euch zu tun.«

»Nein, aber mit *dir* scheint er etwas zu tun zu haben.« Herman stieß jetzt rasselnde Quietschlaute aus, und die Bewegungen seiner Füße wurden langsamer.

»Nein, mit mir hat er auch nichts zu tun«, sagte lan, um Beiläufigkeit bemüht. »Ich helfe ihm nur, seine Verwandten zu suchen. Habt Ihr vor, ihm die Kehle durchzuschneiden, wenn ich Euch nicht sage, wo das Gold ist? Bitte; ich sage

es Euch nicht.«

Er sah nicht, wie Arch das Messer zog, doch plötzlich war es da, in seiner rechten Hand. Er hielt es ungeschickt, weil ihm dort die Finger fehlten, doch benutzen konnte er es wohl trotzdem.

»Also schön«, sagte Arch ruhig und hielt Herman die Spitze des Messers unter das Kinn.

Hinter Ian erscholl ein Aufschrei, und Vermin kam die letzten Meter des Pfades halb gerannt, halb hinuntergestürzt. Arch Bug blickte verblüfft in seine Richtung, und Ian duckte sich, um ihn anzugreifen. Doch Vermin kam ihm zuvor.

Der kleine Junge rannte auf Arch zu, versetzte ihm einen heftigen Tritt vor das Schienbein und brüllte: »Du böser alter Mann! Lass sie sofort los!«

Arch schienen die Worte genauso zu erstaunen wie der Tritt, aber er ließ nicht los.

»Sie?«, sagte er und blickte auf das Kind hinunter, das er festhielt - und das jetzt prompt den Kopf verdrehte und ihn fest in das Handgelenk biss. Ian nutzte die Gelegenheit und stürzte sich auf ihn, doch Vermin war ihm im Weg. Der Junge hatte sich jetzt an Archs Oberschenkel geklammert und versuchte, ihm mit der geballten Faust einen Hieb in die Hoden zu versetzen.

Mit einem heftigen Grunzlaut riss Arch das kleine Mädchen - wenn es das war - hoch und schubste es Ian stolpernd entgegen. Dann ließ er seine Faust auf Vermins

Kopf niedersausen und betäubte ihn. Er schüttelte das Kind von seinem Bein ab und trat den Jungen im Rückwärtsstolpern in die Rippen, dann machte er kehrt und rannte davon.

»Trudy, Trudy!« Herman rannte zu seinem - nein, ihrem - Bruder, der im Laub lag und nach Luft schnappte wie eine gestrandete Forelle.

Ian zögerte. Zu gern hätte er Arch verfolgt, hatte aber gleichzeitig Angst, Vermin könnte schwer verletzt sein - doch Arch war ohnehin schon fort, verschwunden im Wald. Zähneknirschend hockte er sich hin und tastete Vermin rasch ab. Kein Blut, und das Kind kam jetzt wieder zu Atem, auch wenn es keuchte wie ein löchriger Blasebalg.

»Trudy?«, sagte Ian zu Herman, der sich fest an Vermins Hals klammerte. Ohne eine Antwort abzuwarten zog er Vermins zerschlissenes Hemd hoch, zog das Taillenband seiner viel zu großen Hose heraus und blickte hinein. Hastig ließ er los.

Herman sprang auf, die Augen weit aufgerissen und die Hände schützend vor ihre - ja, ihre! - Scham gepresst.

»Nein!«, sagte sie. »Ich lasse nicht zu, dass Ihr Euren dreckigen Schwanz in mich steckt!«

»Für kein Geld der Welt«, versicherte Ian ihr. »Wenn das hier Trudy ist« - er wies kopfnickend auf Vermin, der - nein, die - sich auf alle viere hochgerappelt hatte und sich ins Gras übergab -, »wie zum Teufel heißt du dann?«

»Hermione«, sagte das Mädchen trotzig. »Sie heißt

Ermintrude.«

Ian fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und versuchte, diese Angaben zu verdauen. Wenn er jetzt hinsah ... Nein, sie sahen immer noch eher wie kleine schmutzige Dämonen aus als wie kleine Mädchen, und ihre Schlitzaugen lauerten brennend im fettigen, verklebten Gestrüpp ihrer Haare. Man würde ihnen wohl die Köpfe rasieren müssen, und er hoffte, dass er nicht in der Nähe war, wenn das geschah.

»Aye«, sagte er, weil ihm nichts Vernünftiges einfiel.
»Nun denn.«

»Ihr habt Gold?«, sagte Ermintrude, die sich jetzt hinsetzte, sich mit der kleinen Hand über den Mund wischte und gekonnt ausspuckte. »Wo denn?«

»Wenn ich es ihm nicht gesagt habe, warum sollte ich es dir dann sagen? Und *das* kannst du gleich vergessen«, versicherte er ihr, als er ihren Blick zu dem Messer an seinem Gürtel huschen sah.

Verdammt. Was sollte er jetzt tun? Er verdrängte den Schreck, den ihm Arch Bugs Erscheinen eingejagt hatte - darüber konnte er später nachdenken -, und fuhr sich langsam mit der Hand durch die Haare, während er überlegte. Durch die Tatsache, dass die beiden Kinder Mädchen waren, änderte sich eigentlich nichts; durch die Tatsache, dass sie jetzt wussten, dass er Gold versteckt hatte, schon. Er konnte es jetzt nicht mehr wagen, sie irgendwo zu lassen, denn wenn er das tat ...

»Wenn Ihr uns im Stich lasst, erzählen wir von dem Gold«, sagte Hermione prompt. »Wir wollen nicht in einer stinkenden Hütte wohnen. Wir wollen nach London.«

»Was?« Er starrte sie ungläubig an. »Was weißt du denn schon von London, zum Kuckuck?«

»Unsere Mama kommt aus London«, sagte Herman - nein, Hermione - und biss sich auf die Unterlippe, um zu verhindern, dass sie zitterte, als sie von ihrer Mutter sprach. Es war das erste Mal, dass sie überhaupt von ihrer Mutter sprach, stellte Ian mit Interesse fest. Ganz zu schweigen davon, dass sie eine Spur von Verletzlichkeit an den Tag legte. »Sie hat uns davon erzählt.«

»Mmpfm. Und warum sollte ich euch nicht einfach selbst umbringen?«, wollte er gereizt wissen. Zu seinem Erstaunen lächelte Herman ihn an; das erste Mal, dass Ian einen halbwegs freundlichen Ausdruck in ihrem Gesicht sah.

»Der Hund hat Euch gern«, sagte sie. »Er hätte Euch nicht gern, wenn Ihr Menschen umbringen würdet.«

»Das glaubst *du*«, murmelte er und stand auf. Rollo, der in eigener Sache unterwegs gewesen war, wählte just diesen passenden Moment, um geschäftig schnüffelnd aus dem Unterholz zu schlendern.

»Und wo bist *du* gewesen, als ich dich gebraucht hätte?«, wollte Ian wissen. Rollo beschnüffelte die Stelle, an der Arch Bug gestanden hatte, in aller Sorgfalt, dann hob er sein Bein und urinierte an einen Busch.

»Hätte der böse alte Mann Hermie umgebracht?«, fragte das kleinere Mädchen plötzlich, als er es hinter seiner Schwester auf das Maultier hievt.

»Nein«, sagte er überzeugt. Doch als er sich dann selbst in den Sattel schwang, musste er darüber nachdenken. Er hatte das äußerst unangenehme Gefühl, dass sich Arch Bug viel zu gut mit der Natur der Schuldgefühle auskannte. So gut, dass er ein unschuldiges Kind getötet hätte, nur weil Ian deswegen ein schlechtes Gewissen bekommen hätte? Und das hätte Ian, das wusste er.

»Nein«, wiederholte er noch einmal mit mehr Nachdruck. Arch Bug war sowohl nachtragend als auch rachsüchtig - und er hatte jedes Recht dazu, das musste er zugeben. Doch Ian hatte keinen Grund, den Mann für ein Ungeheuer zu halten.

Dennoch ließ er die kleinen Mädchen vor sich her reiten, bis sie an diesem Abend ihr Lager aufschlugen.

SIE SAHEN KEINE SPUR MEHR VON ARCH BUG, OBWOHL IAN HIN UND WIEDER das unheimliche Gefühl hatte, beobachtet zu werden, wenn sie Rast machten. Folgte ihm der Mann? Sehr wahrscheinlich, dachte Ian - denn sein plötzliches Auftauchen war gewiss kein Zufall gewesen.

Aha. Er war also nach Onkel Jamies Aufbruch zur Ruine des abgebrannten Hauses zurückgekehrt, um das Gold an sich zu bringen, doch es war nicht mehr da gewesen. Ian

fragte sich flüchtig, ob es Arch wohl gelungen war, die weiße Sau umzubringen, doch dann verwarf er den Gedanken. Sein Onkel sagte, sie sei eindeutig eine Kreatur aus der Hölle und daher unzerstörbar, und er neigte dazu, das zu glauben.

Er warf einen Blick auf Rollo, der dösend zu seinen Füßen lag, doch der Hund benahm sich nicht so, als ob irgendjemand in der Nähe war, selbst wenn seine Ohren halb gespitzt waren. Ian entspannte sich ein wenig, behielt aber das Messer bei sich, auch im Schlaf.

Und das nicht nur aus Angst vor Arch Bug, vor Marodeuren oder vor Raubtieren. Er blickte zur anderen Seite des Feuers hinüber, wo Hermione und Trudy zusammen in seine Decke gewickelt lag - oder auch nicht. Die Decke war mit List und Tücke so zurechtgelegt, dass es aussah, als läge jemand darunter, aber ein Windstoß hatte sie an einer Ecke gelöst, sodass er sehen konnte, dass sie leer war.

Er schloss entnervt die Augen, dann öffnete er sie wieder und sah den Hund an.

»Warum hast du dich nicht gemeldet?«, fragte er. »Du musst doch gesehen haben, wie sie gegangen sind!«

»Wir sind doch gar nicht fort«, sagte ein raues Stimmchen hinter ihm, und als er herumfuhr, hockten sie zu beiden Seiten seiner offenen Satteltasche und durchsuchten sie eifrig nach Essbarem.

»Wir hatten Hunger«, sagte Trudy und stopfte sich

beiläufig die Überreste eines trockenen Kuchens in den Mund.

»Ich habe euch doch etwas zu essen gegeben!« Er hatte ein paar Wachteln geschossen und sie in Lehm gebacken. Zugegeben, kein Festmahl, aber -

»Wir haben aber *immer* noch Hunger«, sagte Hermione mit einer Logik, der nichts entgegenzusetzen war. Sie leckte sich die Finger ab und rülpste.

»Habt ihr etwa das ganze Bier getrunken?«, fragte er und packte die Steingutflasche, die zu ihren Füßen hin und her rollte.

»Mm-hm«, sagte sie verträumt und setzte sich abrupt hin.

»Ihr könnt nicht unser Essen stehlen«, sagte er ernst und nahm Trudy die geplünderte Satteltasche ab. »Wenn ihr alles aufesst, verhungern wir, bevor ich euch ... dorthin bringen kann, wohin wir, äh«, schloss er ziemlich schwach.

»Wenn wir jetzt nicht essen, verhungern wir sofort«, sagte Trudy mit derselben Logik. »Besser, wir hungern später.«

»*Wohin gehen* wir denn eigentlich?« Hermione schwankte sacht hin und her wie eine schmutzige Blume im Wind.

»Nach Cross Creek«, sagte er. »Es ist der nächste, einigermaßen große Ort, und ich habe dort Bekannte.« Ob er dort allerdings Bekannte hatte, die ihm in seiner gegenwärtigen Lage helfen konnten ... Schade, das mit seiner Großtante Jocasta. Wäre sie noch in River Run,

hätte er die Mädchen einfach dort lassen können. Doch Jocasta und ihre Ehemann Duncan waren nach Nova Scotia emigriert. Dann war da noch Jocasτας Hausklavin Phaedre ... Er glaubte, dass sie in New Bern als Serviermädchen arbeitete. Doch nein - sie konnte nicht -

»Ist es so groß wie London?« Hermione ließ sich auf den Rücken plumpsen und blieb mit ausgestreckten Armen liegen. Rollo stand auf und beschnüffelte sie; sie kicherte - das erste unschuldige Geräusch, das er von ihr hörte.

»Alles gut, Hermie?« Trudy schlenderte zu ihrer Schwester hinüber und hockte sich besorgt neben sie. Nachdem Rollo Hermione gründlich beschnüffelt hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit Trudy zu, die seine neugierige Nase jedoch einfach beiseiteschob. Hermione summte jetzt tonlos vor sich hin.

»Ihr fehlt nichts«, sagte Ian, nachdem er einen raschen Blick auf sie geworfen hatte. »Sie ist wohl nur ein bisschen betrunken. Das geht vorbei.«

»Oh.« Beruhigt setzte sich Trudy neben ihre Schwester und legte die Arme um ihre Knie. »Papa war auch immer betrunken. Aber er hat dann herumgebrüllt und alles kaputt gemacht.«

»Wirklich?«

»Ja. Einmal hat er meiner Mama die Nase gebrochen.«

»Oh«, sagte Ian, denn er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. »Wie traurig.«

»Meint Ihr, er ist tot?«

»Ich hoffe es.«

»Ich auch«, sagte sie zufrieden. Sie gähnte herzhaft - er konnte ihre verfaulenden Zähne riechen - und legte sich dann auf den Boden, wo sie sich dicht an Hermione kuschelte.

Seufzend stand Ian auf, holte die Decke und deckte sie beide zu. Behutsam steckte er die Decke unter ihren kleinen, entspannten Körpern fest.

Und jetzt?, fragte er sich. Dieser Wortwechsel war das erste Mal gewesen, dass er sich tatsächlich mit den Mädchen unterhalten hatte, und er gab sich nicht der Illusion hin, dass ihr kurzer Ausflug in die Gefilde der Freundlichkeit den Tagesanbruch überdauern würde. Wo sollte er jemanden finden, der bereit und in der Lage war, sich um sie zu kümmern?

Leises Schnarchen, das wie das Summen von Bienenflügeln klang, kam unter der Decke hervor, und er lächelte unwillkürlich. Mandy, Briannas Tochter, hatte beim Schlafen solche Geräusche gemacht.

Er hatte Mandy hin und wieder schlafend auf dem Arm gehabt - einmal sogar über eine Stunde lang, weil er sich nicht von ihrem kleinen, warmen Gewicht lösen wollte - und dem Pulsschlag in ihrem Hals zugehört. Hatte sich seine eigene Tochter vorgestellt, sehnsuchtsvoll und von einem Schmerz erfüllt, der durch den Abstand gedämpft wurde. Tot geboren, ihr Gesicht für ewig ein Rätsel. *Yeka'a* hatten die Mohawk sie genannt - »kleines Mädchen«, zu jung, um einen Namen zu haben. Doch sie hatte einen Namen.

Iseabail. So hatte er sie genannt.

Er wickelte sich in das zerschlissene Plaid, das Onkel Jamie ihm mitgegeben hatte, als er beschlossen hatte, Mohawk zu werden, und legte sich neben das Feuer.

Bete. Das hätten ihm sein Onkel, seine Eltern geraten. Er war sich aber nicht sicher, zu wem er beten oder was er sagen sollte. Sollte er zu Christus sprechen oder zu Seiner Mutter oder vielleicht zu einem der Heiligen? Zum Geist der Zeder, die über dem Feuer Wache stand oder zum Leben, das sich im Wald bewegte und im Nachtwind flüsterte?

»*A Dhia*«, flüsterte er schließlich dem offenen Himmel zu, »*cuidich mi*«, und schlief ein.

Ob es Gott war oder die Nacht selbst, die ihm antwortete - in der Morgendämmerung wachte er auf und hatte eine Idee.

ER HATTE DAS SCHIELÄUGIGE DIENSTMÄDCHEN ERWARTET, DOCH MRS. SYLVIE kam selbst an die Tür. Sie erkannte ihn wieder; er sah die Erinnerung und - so glaubte er - Vergnügen in ihren Augen aufflackern, obwohl beides natürlich nicht so weit ging, dass ein Lächeln daraus wurde.

»Mr. Murray«, sagte sie kühl und ruhig. Dann senkte sie ihren Blick und verlor ein wenig von ihrer Fassung. Sie schob das Drahtgestell ihrer Brille etwas höher, um besser betrachten zu können, was ihn da begleitete, dann hob sie den Kopf und heftete den Blick voll Argwohn auf ihn.

»Was ist das?«

Er hatte diese Reaktion erwartet und war darauf vorbereitet. Ohne zu antworten, hielt er die fette kleine Börse hoch, die er vorbereitet hatte, und schüttelte sie, sodass sie das Metall darin klappern hören konnte.

Da änderte sich ihre Miene, und sie trat zurück, um ihn und die Mädchen einzulassen, auch wenn sie nach wie vor argwöhnisch blickte.

Nicht so argwöhnisch wie die kleinen Heidenkinder - er hatte immer noch Schwierigkeiten, sie als Mädchen zu sehen -, die sich im Hintergrund hielten, bis er sie beide an den schmalen Hälschen packte und sie zielsicher in Mrs. Sylvies Salon schob. Sie setzten sich zwar hin - gezwungenermaßen -, sahen aber so aus, als würden sie irgendetwas im Schilde führen, und er ließ sie keine Sekunde aus den Augen, während er sich mit der Inhaberin des Etablissements unterhielt.

»Dienstmädchen?«, sagte sie unverhohlen ungläubig und musterte die Mädchen. Er hatte sie *in* ihren Kleidern gewaschen - zwangsweise, und zum Dank hatte er diverse Bisswunden vorzuweisen, auch wenn zum Glück noch keine davon zu eitern begonnen hatte -, doch ihre Haare konnte man eigentlich nur abschneiden, und er hatte nicht vor, sich den beiden mit einem Messer zu nähern, weil er Angst hatte, sie oder sich selbst im Verlauf des unvermeidlichen Gerangels zu verletzen. Also saßen sie da und funkelten unter ihren Haarmatten hervor wie Kobolde, rotäugig und böswillig.

»Nun, sie wollen keine Huren werden«, sagte er geduldig. »Und das möchte ich ebenso wenig. Nicht dass ich persönlich etwas gegen diesen Beruf hätte«, fügte er höflichkeitshalber hinzu.

Neben ihrem Mund zuckte ein Muskel, und sie sah ihn durch ihre Brille scharf - und ein wenig belustigt - an.

»Es freut mich, das zu hören«, erwiderte sie trocken. Und senkte plötzlich den Blick auf seine Füße und ließ ihn dann langsam und beinahe abschätzend an seinem gesamten Körper entlangwandern, sodass er sich auf einmal fühlte, als hätte man ihn in heißes Wasser getaucht. Dann ruhte ihr Blick wieder auf seinem Gesicht, und die Belustigung war jetzt deutlicher.

Er hustete, denn er erinnerte sich - mit einer Mischung aus Verlegenheit und Lust - an eine Reihe interessanter Dinge, die sich bei ihrer letzten Begegnung zugetragen hatten. Äußerlich war sie eine einfache Frau, die auf die dreißig zuging und deren Gesicht und Verhalten eher dem einer autokratischen Nonne ähnelten als denen einer Hure. Unter dem schlichten Kalikokleid und der Musselinschürze jedoch ... war sie ihren Preis wert, die gute Mistress Sylvie.

»Es soll kein Gefallen sein, aye?«, sagte er und wies kopfnickend auf die Geldbörse, die er vor sich auf den Tisch gelegt hatte. »Ich dachte, vielleicht könnten sie Lehrmädchen werden?«

»Lehrmädchen. In einem Bordell.« Sie sagte es nicht als Frage, doch ihr Mund zuckte erneut.

»Sie könnten ja als Dienstmädchen anfangen - hier gibt es doch sicher genug zu putzen? Nachttöpfe zu entleeren und Ähnliches? Und wenn sie sich dabei klug genug anstellen« - er sah die Mädchen seinerseits scharf an, und Hermione streckte ihm die Zunge heraus -, »könnt Ihr sie ja vielleicht als Köchinnen anlernen. Oder als Näherinnen. Hier gibt es doch gewiss viel zu flicken? Zerrissene Bettwäsche zum Beispiel?«

»Wohl eher zerrissene Nachthemden«, stellte sie fest. Ihr Blick huschte zur Decke, wo rhythmische Quietschgeräusche auf die Anwesenheit eines zahlenden Kunden hindeuteten.

Die Mädchen waren von ihren Hockern gerutscht und schlichen wie Wildkatzen durch den Salon, um sich alles haargenau - und misstrauisch - anzusehen. Er begriff plötzlich, dass sie noch nie eine Stadt gesehen hatten, vom Haus einer zivilisierten Person ganz zu schweigen.

Mrs. Sylvie beugte sich vor und ergriff die Geldbörse, die so schwer war, dass sie große Augen bekam. Sie öffnete den Beutel und schüttete sich ein wenig fettigen schwarzen Schrot in die Hand - und blickte scharf zu ihm auf. Er schwieg und lächelte nur. Dann streckte er die Hand aus, nahm ihr eine der schwarzen Kugeln ab, bohrte seinen Daumennagel hinein und ließ sie wieder in ihre Hand fallen. Der freige kratzte Streifen glitzerte golden in der Schwärze auf.

Sie spitzte die Lippen und wog den Beutel noch einmal in der Hand.

»Alles?« Seiner Schätzung nach waren es mehr als fünfzig Pfund in Gold; die Hälfte dessen, was er bei sich trug.

»Es wird keine einfache Aufgabe«, sagte er. »Ich glaube, Ihr werdet es Euch verdienen.«

»Das glaube ich auch«, sagte sie und beobachtete Trudy, die in aller Selbstverständlichkeit die Hose heruntergelassen hatte und sich in einer Ecke des Kamins erleichterte. Sobald das Geheimnis ihres Geschlechtes gelüftet war, hatten die Mädchen jedes Bedürfnis nach Zurückgezogenheit aufgegeben.

Mrs. Sylvie läutete ihre Silberglocke, und beide Mädchen wandten sich dem Geräusch überrascht zu.

»Warum ich?«, fragte sie.

»Mir ist sonst niemand eingefallen, der mit ihnen fertig werden könnte«, sagte Ian schlicht.

»Ich fühle mich *sehr* geschmeichelt.«

»Das solltet Ihr auch«, sagte er lächelnd. »Dann sind wir uns einig?«

Sie holte tief Luft und betrachtete die Mädchen, die flüsternd die Köpfe zusammengesteckt hatten und sie zutiefst argwöhnisch beäugten. Dann atmete sie aus und schüttelte den Kopf.

»Wahrscheinlich ist es ja ein schlechter Handel - aber die Zeiten sind hart.«

»Was, in Eurem Geschäft? Ich würde doch denken, dass der Bedarf ziemlich konstant bleibt.« Er hatte es als Scherz

gemeint, doch sie kniff missbilligend die Augen zusammen.

»Oh, die Kunden sind allzeit bereit, an meine Tür zu klopfen, ganz gleich, wie die Umstände sind«, sagte sie. »Aber sie haben heutzutage kein Geld - niemand hat Geld. Ich nehme ja sogar Hühner oder ein Stück Schinken - aber die Hälfte von ihnen hat nicht einmal das. Sie bezahlen mit Proklamationsgeld oder Kontinentalwährung oder dem Soldversprechen einer Milizeinheit - dreimal dürft Ihr raten, wie viel das auf dem Marktplatz wert ist.«

»Aye, ich ...« Aber sie war jetzt in Fahrt wie ein Dampfkessel und ging zischend auf ihn los.

»Oder sie bezahlen gar nicht. Wenn die Zeiten gut sind, sind es die Männer ebenso, zumindest die meisten. Aber sobald sie ein bisschen in Bedrängnis geraten, sehen sie nicht mehr ein, warum sie für ihr Vergnügen bezahlen sollen - was kostet es *mich* denn schon? Und ich kann sie nicht zurückweisen, sonst nehmen sie sich einfach, was sie wollen, und zünden mir dann das Haus an oder verprügeln uns zur Strafe für meine Unverfrorenheit. Das versteht Ihr doch, oder?«

Die Bitterkeit ihrer Stimme war beißend wie eine Brennnessel, und rasch verwarf er den halb garen Impuls, ihr vorzuschlagen, ihren Handel auf persönliche Weise zu besiegeln.

»Ich verstehe«, erwiderte er, so ruhig er konnte. »Aber ist das nicht immer ein Risiko Eures Berufs? Und bis jetzt ist es Euch doch gut ergangen, aye?«

Ihr Mund presste sich kurz zusammen.

»Ich hatte einen - Gönner. Einen Herrn, der mir Schutz gewährt hat.«

»Als Gegenleistung für -?«

Ihre schmalen Wangen erröteten heftig.

»Das geht Euch nichts an, Sir.«

»Nicht?« Er wies auf die Geldbörse in ihrer Hand.

»Wenn ich Euch meine - diese ... nun ja, die beiden« - er wies auf die Mädchen, die jetzt den Stoff eines Vorhangs betasteten - »anvertraue, habe ich doch wohl das Recht zu fragen, ob ich sie damit der Gefahr preisgebe?«

»Sie sind Mädchen«, erwiderte sie knapp. »Sie wurden in Gefahr geboren und werden ihr ganzes Leben in Gefahr verbringen, ganz gleich, was geschieht.« Doch ihre Hand hatte sich so fest um den Geldbeutel geschlossen, dass ihre Fingerknöchel weiß wurden. Angesichts der Tatsache, dass sie das Geld sichtlich dringend brauchte, war er von ihrer Aufrichtigkeit durchaus beeindruckt. Und trotz ihrer Bitterkeit genoss er ihr Wortgefecht sehr.

»Glaubt Ihr denn, für einen Mann ist das Leben nicht gefährlich?«, fragte er und fügte ohne Pause hinzu: »Was ist denn aus Eurem Zuhälter geworden?«

Das Blut wich ihr abrupt aus dem Gesicht, das so weiß wurde wie ein gebleichter Knochen. Ihre Augen blitzten wie Funken darin auf.

»Er war mein Bruder«, sagte sie, und ihre Stimme senkte sich zu einem wütenden Flüstern. »Die Söhne der

Freiheit haben ihn geteert und gefedert und ihn mir sterbend vor die Tür gelegt. Also, Sir - habt Ihr noch weitere Fragen zu meinen Angelegenheiten, oder sind wir hier fertig?»

Bevor er sich nur den Ansatz einer Antwort ausdenken konnte, öffnete sich die Tür, und eine junge Frau kam herein. Ihr Anblick erschütterte ihn bis ins Mark, und die Ränder seines Sichtfeldes färbten sich weiß. Dann kam das Zimmer ringsum wieder zur Ruhe, und er stellte fest, dass er wieder atmen konnte.

Es war nicht Emily. Die junge Frau - deren Blick neugierig von ihm zu den kleinen Wilden wanderte, die sich jetzt in die Vorhänge gewickelt hatten - war eine Halbindianerin, schlank und anmutig, mit Emilys langem, dichtem Rabenhaar, das ihr lose über den Rücken hing. Mit Emilys breiten Wangenknochen und ihrem zarten, runden Kinn. Aber es war nicht Emily.

Gott sei Dank, dachte er, doch gleichzeitig fühlte er sich hohl - als sei ihr Anblick eine Kanonenkugel gewesen, die ihn durchbohrt und ein klaffendes Loch hinterlassen hatte.

Mrs. Sylvie gab der Indianerin knappe Anweisungen und zeigte dabei auf Hermione und Trudy. Die schwarzen Augenbrauen der jungen Frau hoben sich, doch sie nickte und lud die Mädchen lächelnd ein, sie in die Küche zu begleiten, um etwas zu essen.

Die kleinen Mädchen wickelten sich prompt aus den Vorhängen aus; das Frühstück war schon lange her, und er hatte nur ein bisschen Getreidebrei und etwas

getrocknetes Bärenfleisch für sie gehabt, das zäh war wie Schuhleder.

Sie folgten der Indianerin zur Tür, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. An der Tür jedoch drehte sich Hermione um, zog sich ihre ausgebeulte Hose hoch, funkelte ihn finster an und zeigte anklagend mit ihrem langen, dünnen Finger auf ihn.

»Wenn wir doch Huren werden, du Mistkerl, dann suche ich dich, schneide dir die Eier ab und stopfe sie dir in den Arsch.«

Er verabschiedete sich, so würdevoll er konnte, und Mrs. Sylvies schallendes Gelächter hallte ihm in den Ohren wider.

ZÄHNEZIEHEN

New Bern, Kolonie North Carolina April 1777

Zähneziehen war mir ein Gräuel. Selbst unter besten Voraussetzungen - ein kräftiger Patient mit einem großen Mund, dessen kranker Zahn sich vorn im Oberkiefer befand (weniger Wurzeln und wesentlich leichter Zugang) - war es eine blutige, glitschige, knochenbrecherische Angelegenheit. Und zu der simplen Tatsache, dass es eine körperlich unangenehme Arbeit war, gesellte sich meistens ein unausweichliches Gefühl der Niedergeschlagenheit angesichts des wahrscheinlichen Resultats.

Es war unumgänglich - abgesehen von den Schmerzen, die ein Zahnabszess verursachte, konnten dadurch Bakterien in den Blutkreislauf gelangen, die bis hin zu einer Blutvergiftung und zum Tod führten -, doch einen Zahn zu entfernen, ohne ihn irgendwie ersetzen zu können, bedeutete nicht nur, dass man das Aussehen des Patienten kompromittierte, sondern obendrein die Funktion und Struktur seines Mundes. Ein fehlender Zahn ermöglichte es seinen Nachbarn zu verrutschen, sodass sich der Gebissabdruck änderte und das Kauen an Effizienz verlor. Was wiederum die Ernährung und die allgemeine Gesundheit des Patienten und damit seine Aussichten auf ein langes und glückliches Leben

beeinflusste.

Nicht, so dachte ich grimmig, während ich mich erneut anders hinstellte, um den Zahn erspähen zu können, hinter dem ich her war, nicht, dass selbst die Extraktion mehrerer Zähne dem Gebiss des armen Mädchens noch schaden konnte, dessen Mund ich gerade bearbeitete.

Sie konnte nicht älter als acht oder neun sein und hatte einen engen Kiefer und einen deutlichen Überbiss. Ihre Milcheckzähne waren nicht rechtzeitig ausgefallen, und die bleibenden Zähne waren dahinter herausgekommen, sodass ihr die Doppelbeißer ein unheimliches Aussehen verliehen. Damit noch nicht genug, war ihr Oberkiefer so eng, dass die beiden Vorderzähne nach innen geknickt waren und in einem solch spitzen Winkel zueinander standen, dass sich ihre Vorderseiten beinahe berührten.

Ich berührte den entzündeten oberen Backenzahn, und sie bäumte sich gegen die Gurte auf, die sie auf dem Stuhl festhielten, und stieß einen Schrei aus, der mir unter die Fingernägel fuhr wie ein Bambussplitter.

»Gib ihr bitte noch etwas, Ian.« Ich richtete mich auf, denn ich fühlte mich, als wäre mein Kreuz in einen Schraubstock gezwängt. Ich arbeitete schon seit Stunden im Vorderzimmer von Fergus' Druckerei und konnte eine kleine Schale voller blutiger Zähne an meiner Seite und ein gebanntes Publikum draußen vor dem Fenster vorweisen.

Ian stieß ein skeptisches Schottengeräusch aus, griff aber nach der kleinen Whiskyflasche und schnalzte dem kleinen Mädchen ermutigend mit der Zunge zu. Beim

Anblick seines tätowierten Gesichtes schrie sie erneut auf und presste den Mund fest zu. Ihre Mutter verlor die Geduld, versetzte ihr eine Ohrfeige, riss Ian die Flasche aus der Hand und schob sie ihrer Tochter in den Mund. Sie hielt sie senkrecht in die Höhe und drückte dem Mädchen mit der anderen Hand die Nase zu.

Die Augen des Mädchens wurden kugelrund, und Whiskytropfen spritzten ihr aus den Mundwinkeln - doch ihr hageres Hälschen bewegte sich krampfhaft, als sie trotz allem schluckte.

»Ich glaube wirklich, das reicht«, sagte ich, alarmiert über die Menge an Whisky, die das Kind schluckte. Es war ziemlich schlechter Whisky, den wir im Ort gekauft hatten. Jamie und Ian hatten ihn zwar beide probiert und nach ausführlicher Diskussion beschlossen, dass davon wohl niemand blind werden würde, doch ich hatte meine Bedenken, ihn in größeren Mengen zu benutzen.

»Hm«, sagte die Mutter, die ihre Tochter kritisch betrachtete, die Flasche aber nicht zurückzog. »So ist es wohl genug.«

Das Kind hatte die Augen verdreht, und sein kämpfender kleiner Körper war plötzlich erschlaft auf dem Stuhl zusammengesunken. Die Mutter entfernte die Whiskyflasche, wischte den Flaschenhals an ihrer Schürze ab und reichte sie Ian mit einem Kopfnicken.

Hastig überprüfte ich den Puls und die Atmung der Kleinen, doch sie schien in hinreichend guter Verfassung zu sein - vorerst jedenfalls.

»*Carpe diem*«, murmelte ich und griff nach meiner Extraktionszange. »Oder vielleicht sollte ich sagen *carpe vinum*? Behalte bitte ihre Atmung im Auge, Ian.«

Ian lachte und kippte die Flasche, um ein kleines Tüchlein zum Aufwischen mit Whisky zu befeuchten.

»Ich glaube, du hast genug Zeit für mehr als einen Zahn, Tante Claire, wenn du willst. Du könntest der armen Kleinen wahrscheinlich sämtliche Zähne ziehen, ohne dass sie zucken würde.«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich und drehte den Kopf des Kindes zur Seite. »Kannst du mir den Spiegel bringen, Ian?«

Ich hatte einen kleinen quadratischen Spiegel, den wir mit etwas Glück benutzen konnten, um das Sonnenlicht in den Mund des Patienten zu lenken. Eigentlich strömte genug Sonnenlicht warm und hell zum Fenster herein. Unglücklicherweise pressten sich aber jede Menge neugieriger Köpfe gegen ebendieses Fenster. Immer wieder blockierten sie die Sonnenstrahlen und vereitelten Ians Versuche, das Licht dorthin zu lenken, wo ich es brauchte.

»Marsali!«, rief ich und hielt für alle Fälle meinen Daumen auf den Puls des Mädchens.

»Aye?« Sie kam aus dem Hinterzimmer, wo sie Lettern gereinigt - oder vielmehr verschmutzt - hatte, und wischte sich die verschmierten Hände an einem Lappen ab. »Braucht ihr Henri-Christian wieder?«

»Wenn es dir - oder ihm - nichts ausmacht.«

»Ihm doch nicht«, versicherte sie mir. »Nichts, was ihm besser gefällt, so wie er den Beifall liebt. Joanie! Félicité! Könnt ihr bitte den Kleinen holen? Er wird draußen gebraucht.«

Félicité und Joanie - oder auch die Höllenkätzchen, wie Jamie sie nannte - kamen mit Begeisterung; sie hatten fast genauso viel Spaß an Henri-Christians Darbietungen wie er selbst.

»Komm mit, Purzel!«, rief Joanie und hielt die Küchentür auf. Henri-Christian kam herausgetollt. Er schwankte auf seinen kurzen Beinchen hin und her, und sein rotes Gesicht strahlte.

»Opp-la, opp-la, opp-la!«, rief er und hielt auf die Tür zu.

»Setzt ihm die Mütze auf!«, rief Marsali. »Sonst bekommt er Zug in die Ohren.«

Es war ein sonniger Tag, doch es ~~war~~ windig, und Henri-Christian war anfällig für Mittelohrentzündungen. Doch er hatte eine Wollmütze, die man unter dem Kinn zubinden konnte, blau-weiß gestreift mit einer Reihe roter Bommel - Brianna hatte sie für ihn gestrickt, und ihr Anblick drückte mir das Herz zu, warm und schmerzvoll zugleich.

Die Mädchen nahmen ihn beide an die Hand - Félicité reckte sich im letzten Moment und nahm einen alten Schlapphut ihres Vaters von der Wand, um darin Münzen zu sammeln - und gingen unter den Beifallsrufen und Pfiffen der Menge hinaus. Durch das Fenster konnte ich sehen,

wie Joanie die Bücher vom Auslagentisch räumte und Félicité stattdessen ihren Bruder hinaufhievt. Er breitete strahlend seine kräftigen Stummelärmchen aus und verneigte sich elegant zu beiden Seiten. Dann bückte er sich, stellte die Hände auf die Tischplatte und stellte sich mit bemerkenswerter Anmut und Körperbeherrschung auf den Kopf.

Den Rest seiner Vorstellung wartete ich nicht mehr ab - es waren zum Großteil einfache Tanzschritte, unterbrochen von Purzelbäumen und Kopfständen, die jedoch dank seiner zwergenhaften Statur und seiner lebensfrohen Ausstrahlung verzauberten. Denn er hatte die Menge für den Moment vom Fenster weggelockt, und das war es, was ich wollte.

»Jetzt, lan«, sagte ich und machte mich wieder an die Arbeit. Mit Hilfe des flackernden Lichts, das der Spiegel spendete, fiel es mir leichter zu sehen, was ich tat, und ich bekam den Zahn beinahe sofort zu fassen. Doch dies war der knifflige Teil; der Zahn war böse gesplittert, und es war gut möglich, dass er zerbrach, wenn ich ihn drehte, statt sich sauber ziehen zu lassen. Und wenn das geschah ...

Doch das tat es nicht. Es ertönte ein leises, gedämpftes *Krack!*, als sich die Zahnwurzel vom Kieferknochen löste, und dann hatte ich den kleinen weißen Beißer vollständig in der Hand.

Die Mutter des Kindes, die mir gebannt zugesehen hatte, seufzte und entspannte sich ein wenig. Das kleine Mädchen seufzte ebenfalls und sank noch weiter in sich

zusammen. Wieder vergewisserte ich mich, doch ihr Puls war regelmäßig, auch wenn sie flach atmete. Wahrscheinlich würde sie erst aufwachen, wenn ...

Mir kam ein Gedanke.

»Wisst Ihr«, sagte ich etwas zögernd zu ihrer Mutter, »ich könnte ihr tatsächlich noch ein oder zwei Zähne ziehen, ohne ihr weh zu tun. Hier -« Ich trat beiseite und winkte ihr, einen Blick auf den Mund ihrer Tochter zu werfen. »Diese hier« - ich berührte die überfälligen Milchzähne - »sollten sofort gezogen werden, damit die bleibenden Zähne ihren Platz einnehmen können. Und Ihr seht natürlich diese Vorderzähne ... Nun, den linken oberen Bikuspidalbackenzahn habe ich ihr ja schon gezogen; wenn ich ihr den gleichen Zahn rechts auch ziehe, könnten sich ihre Zähne *vielleicht* ein wenig verlagern und in die Lücke wachsen. Und wenn Ihr sie dazu bringen könnt, mit der Zunge gegen die Vorderzähne zu drücken, wenn sie daran denkt ...« Es war zwar noch lange keine Kieferorthopädie, und es barg durchaus ein Infektionsrisiko, aber die Versuchung war groß. Das arme Kind sah aus wie eine Vampirfledermaus.

»Hmmm«, sagte die Mutter mit einem stirnrunzelnden Blick in den Mund ihrer Tochter. »Was bezahlt Ihr mir dafür?«

»Was ... Ihr wollt, dass ich *Euch* bezahle?«

»Es sind doch kerngesunde Zähne«, erwiderte die Mutter prompt. »Der Zahnzieher unten im Hafen würde mir für das Stück einen Shilling geben. Und Glory wird das

Geld für ihre Mitgift brauchen.«

»Ihre Mitgift?«, wiederholte ich überrascht. Die Mutter zuckte mit den Achseln.

»Schließlich wird doch niemand das arme Ding wegen seines Aussehens heiraten, oder?«

Ich musste zugeben, dass das stimmte; vom erbärmlichen Zustand ihrer Zähne ganz abgesehen, wäre es noch ein Kompliment gewesen, das Kind gewöhnlich zu nennen.

»Marsali«, rief ich. »Hast du vier Shilling?« Das Gold in meinem Rocksaum schwang mir schwer um die Füße, aber ich konnte es in dieser Situation nicht benutzen.

Marsali, die am Fenster stand und Henri-Christian und die Mädchen im Auge behielt, drehte sich verblüfft um.

»Nicht in bar, nein.«

»Schon gut, Tante Claire. Ich habe ein bisschen Geld.« Ian legte den Spiegel beiseite und grub in seinem Sporan, bis eine Handvoll Münzen zum Vorschein kam. »Ihr wisst genau«, sagte er und sah die Frau durchdringend an, »dass Ihr für gesunde Zähne höchstens zwei Pennys bekommen würdet - und wahrscheinlich nur einen für einen Kinderzahn.«

Die Frau ließ sich nicht beeindrucken und warf ihm einen hochnäsigen Blick zu.

»Da spricht der schottische Pfennigfuchser«, spottete sie. »Auch wenn Ihr tätowiert seid wie ein Wilder. Dann also Sixpence für das Stück, alter Geizkragen!«

Ian grinste sie an und zeigte ihr seine eigenen Zähne, die zwar nicht ganz gerade, ansonsten aber in exzellentem Zustand waren.

»Und Ihr wollt die Kleine wirklich zum Kai tragen und ihr von diesem Metzger den Mund zerfleischen lassen?«, erkundigte er sich freundlich. »Bis dahin ist sie natürlich wieder wach. Und schreit. Drei.«

»Ian!«, sagte ich.

»Also, ich lasse nicht zu, dass sie dich betrügt, Tante Claire. Es ist schon schlimm genug, dass du der Kleinen die Zähne umsonst ziehen sollst, aber dass du für diese Ehre auch noch bezahlen sollst! Also wirklich!«

Durch meinen Einwurf ermutigt, hob die Frau das Kinn und wiederholte: »Sixpence!«

Von dem Wortwechsel herbeigelockt, kam Marsali dazu und warf einen Blick in den Mund des Mädchens.

»Für weniger als zehn Pfund werdet Ihr keinen Mann für sie finden«, teilte sie der Frau unverblümt mit. »Nicht, wenn sie so aussieht. Da hätte ja jeder Mann Angst, gebissen zu werden, wenn er sie küsst. Ian hat recht. Eigentlich müsstet Ihr sogar den doppelten Preis bezahlen.«

»Ihr habt Euch doch einverstanden erklärt zu bezahlen, als Ihr gekommen seid, oder?«, drängte Ian. »Zwei Pence, um den Zahn zu ziehen - und meine Tante hat Euch aus Mitleid noch einen guten Preis angeboten.«

»Blutsauger!«, rief die Frau aus. »Es stimmt, was man sagt - Ihr Schotten stiehlt einem Toten noch die Pennys von

den Augen!«

Das würde eindeutig länger dauern; ich konnte spüren, wie sich sowohl Ian als auch Marsali auf ein genüssliches Tauziehen einrichteten. Ich seufzte und nahm Ian den Spiegel aus der Hand. Für die Eckzähne würde ich ihn nicht brauchen, und vielleicht hatte Ian ja wieder etwas Aufmerksamkeit für mich übrig, wenn ich bei dem anderen Backenzahn anlangte.

Die Eckzähne waren tatsächlich einfach; es waren Babyzähne, die so gut wie keine Wurzeln hatten und reif zum Ausfallen waren - wahrscheinlich hätte ich sie sogar mit den Fingern herausdrehen können. Je ein kurzer Ruck, und sie waren draußen - das Zahnfleisch blutete kaum. Zufrieden betupfte ich die Stellen mit einem whiskygetränkten Läppchen, und dann dachte ich über den Backenzahn nach.

Er befand sich auf der anderen Mundseite, was bedeutete, dass ich auch ohne den Spiegel genug Licht haben würde, wenn ich den Kopf des Mädchens zurücklegte. Ich nahm Ians Hand - er war so in seine Auseinandersetzung vertieft, dass er es kaum bemerkte - und legte sie dem Mädchen auf den Kopf, um diesen ruhig zu halten, dann führte ich vorsichtig meine Zange ein.

Ein Schatten durchkreuzte mein Licht, verschwand - und kehrte dann zurück, um es mir ganz zu nehmen. Als ich mich verärgert umdrehte, sah ich einen außerordentlich elegant aussehenden Herrn mit interessierter Miene zum Fenster hereinschauen.

Ich blickte ihn finster an und wedelte ihn beiseite. Er blinzelte mich an, nickte dann aber entschuldigend und trat zur Seite. Ohne weitere Unterbrechungen abzuwarten, bückte ich mich, bekam den Zahn zu fassen und zog ihn mit einem glücklichen Ruck heraus.

Zufrieden summend träufelte ich Whisky über die blutende Lücke, dann neigte ich ihren Kopf zur anderen Seite und presste vorsichtig einen Tupfer auf das Zahnfleisch, damit der Abszess besser ablaufen konnte. Spürte, wie ihr wackliges Hälschen plötzlich noch weiter erschlaffte, und erstarrte.

Ian spürte es auch; er brach mitten im Satz ab und warf mir einen erschrockenen Blick zu.

»Binde sie los«, sagte ich. »Schnell.«

In Sekundenschnelle hatte er sie befreit, und ich packte sie unter den Armen und legte sie auf den Boden. Ihr Kopf hing herunter wie bei einem Püppchen. Ohne die erschrockenen Ausrufe Marsalis und der Mutter des Mädchens zu beachten, legte ich ihren Kopf zurück, holte ihr den Tupfer aus dem Mund, kniff ihr mit den Fingern die Nase zu und begann mit der Wiederbelebung.

Es war so, als bliese man einen kleinen, zähen Ballon auf: Zögern, Widerstand, dann schließlich ein Anheben der Brust. Aber ein Brustkorb gibt nicht nach wie Gummi; es wurde nicht einfacher.

Die Finger der anderen Hand hatte ich auf ihrem Hals liegen und tastete verzweifelt nach dem Puls der

Halsschlagader. Da ... oder? Ja! Ihr Herz schlug noch, wenn auch schwach.

Atmen. Pause. Atmen. Pause ... Ich spürte einen winzigen Lufthauch, als sie ausatmete, dann bewegte sich der schmale Brustkorb von selbst. Ich wartete, während mir das Blut in den Ohren hämmerte, doch er bewegte sich nicht mehr. Atmen. Pause. Atmen ...

Wieder bewegte sich der Brustkorb, und diesmal hob und senkte er sich von selbst weiter. Ich hockte mich auf die Fersen. Ich atmete schnell, und der kalte Schweiß stand mir im Gesicht.

Die Mutter des Mädchens starrte mit halb offenem Mund auf mich hinunter. Ich nahm abwesend zur Kenntnis, dass sie keine schlechten Zähne hatte; weiß Gott, wie ihr Mann aussah.

»Sie ist ... Ist sie ...?«, fragte die Frau blinzelnd und ließ den Blick zwischen mir und ihrer Tochter hin und her schweifen.

»Es geht ihr gut«, sagte ich ausdruckslos. Ich stand langsam auf, weil mir schwindelig war. »Sie kann aber erst gehen, wenn die Wirkung des Whiskys nachgelassen hat. Ich glaube zwar nicht, dass ihr etwas fehlt, aber es könnte sein, dass sie wieder aufhört zu atmen. Jemand muss sie beobachten, bis sie aufwacht. Marsali ...?«

»Aye, ich lege sie ins Rollbett«, sagte Marsali, die an meine Seite getreten war. »Oh, da seid ihr ja. Joanie, würdest du ein Weilchen auf die arme Kleine aufpassen?

Wir müssen sie in dein Bett legen.«

Die Kinder waren hereingekommen. Sie hatten rote Wangen und kicherten und brachten einen Hut voll kleiner Münzen und Knöpfe mit, doch als sie das Mädchen auf dem Boden bemerkten, kamen sie herbeigelaufen, um es sich anzusehen.

»Opp-la«, merkte Henri-Christian beeindruckt an.

»Ist sie tot?«, fragte Félicité, die praktischer dachte.

»Wenn sie es wäre, würde Maman mich doch nicht bitten, auf sie aufzupassen«, stellte Joanie fest. »Sie wird sich aber nicht in meinem Bett übergeben, oder?«

»Ich lege ihr ein Handtuch unter den Kopf«, versprach Marsali und ging in die Knie, um das kleine Mädchen hochzuheben. Ian kam ihr zuvor und hob das Kind sanft auf.

»Wir berechnen Euch dann nur zwei Pence«, sagte er zu der Mutter. »Aber die Zähne dürft Ihr umsonst mitnehmen, aye?«

Sie nickte mit verblüffter Miene und folgte dann dem Menschaufmarsch in den hinteren Teil des Hauses. Ich hörte Schritte die Treppe hinaufdonnern, doch ich folgte ihnen nicht; ich bekam jetzt weiche Knie und setzte mich abrupt hin.

»Geht es Euch nicht gut, *Madame*?« Ich hob den Kopf und sah den eleganten Fremden im Laden stehen. Er betrachtete mich neugierig.

Ich griff nach der halb leeren Whiskyflasche und trank einen ordentlichen Schluck. Er brannte wie Schwefel und

schmeckte nach verkohlten Knochen. Ich japste und keuchte, bis mir das Wasser in die Augen stieg.

»Doch«, sagte ich heiser. »Bestens.« Ich räusperte mich und wischte mir mit dem Ärmel über die Augen. »Kann ich Euch behilflich sein?«

Ein Hauch von Belustigung huschte über sein Gesicht. »Ich brauche keinen Zahn gezogen zu bekommen, was wahrscheinlich ein Glück für uns beide ist. Allerdings - darf ich?« Er zog eine schlanke Silberflasche aus seiner Tasche und reichte sie mir, dann setzte er sich. »Das ist, glaube ich, als Stärkung besser geeignet als ... das da.« Er wies kopfnickend auf die geöffnete Whiskyflasche und zog ein wenig die Nase kraus.

Ich öffnete die Flasche, und das volle Aroma eines sehr guten Brandys schwebte heraus wie ein Flaschengeist.

»Danke«, sagte ich kurz. Ich trank und schloss die Augen. »Danke sehr«, fügte ich einen Moment später hinzu und öffnete die Augen wieder. In der Tat gestärkt. Wärme sammelte sich in meiner Mitte und ringelte sich wie Rauch durch meine Gliedmaßen.

»Es ist mir ein Vergnügen, *Madame*«, sagte er und lächelte. Er war unleugbar ein Lebemann, und zwar ein reicher, der am ganzen Körper Spitze trug, vergoldete Knöpfe an der Weste hatte, eine gepuderte Perücke und zwei schwarzseidene Schönheitsflecken im Gesicht - einen Stern unter der linken Augenbraue und ein steigendes Pferd auf der rechten Wange. Eine Aufmachung, die man in Wilmington nicht oft zu Gesicht bekam, schon gar nicht in

letzter Zeit.

Trotz dieser Verschandelungen war er ein attraktiver Mann, fand ich, vielleicht um die vierzig, mit sanften dunklen Augen, in denen der Humor glitzerte, und einem feinen, sinnlichen Gesicht. Sein Englisch war sehr gut, obwohl er einen deutlichen Pariser Akzent hatte.

»Habe ich die Ehre, mit Mrs. Fraser zu sprechen?«, fragte er. Ich sah, wie sein Blick über meinen skandalöserweise unbedeckten Kopf hinwegglitt, doch er war so höflich, auf jede Bemerkung zu verzichten.

»Ja, das habt Ihr«, sagte ich skeptisch. »Es ist aber möglich, dass Ihr eine andere meint. Meine Schwiegertochter ist ebenfalls Mrs. Fraser; sie und ihr Mann sind die Eigentümer dieser Druckerei. Falls Ihr also einen Drucker braucht ...«

»Mrs. James Fraser?«

Ich hielt instinktiv inne, aber mir blieb nicht viel anderes übrig, als zu antworten.

»Das bin ich, ja. Ist es mein Mann, den Ihr sucht?«, fragte ich argwöhnisch. Die Leute wollten Jamie aus den unterschiedlichsten Gründen sprechen, und es war nicht immer wünschenswert, dass sie ihn fanden.

Er lächelte freundlich, und seine Augenwinkel kräuselten sich.

»So ist es in der Tat, Mrs. Fraser. Der Kapitän meines Schiffes sagt, Mr. Fraser hätte ihn heute Morgen angesprochen, weil er eine Möglichkeit zur Überfahrt

sucht.«

Mein Herz machte einen heftigen Satz.

»Oh! Ihr habt ein Schiff, Mr. ...?«

»Beauchamp«, sagte er und ergriff meine Hand, um sie elegant zu küssen. »Percival Beauchamp, zu Euren Diensten, Madame. Ja, ich habe ein Schiff - die *Huntress*.«

Im ersten Moment dachte ich tatsächlich, das Herz wäre mir stehen geblieben, doch das war nicht der Fall, denn es klopfte deutlich spürbar weiter.

»Beauchamp«, sagte ich. »Biecham?« Er hatte es ausgesprochen wie die Franzosen, doch jetzt nickte er, und sein Lächeln wurde breiter.

»Ja, so sagen es die Engländer. Ihr spracht von Eurer Schwiegertochter ... dann ist der Mr. Fraser, dem diese Druckerei gehört, der Sohn Eures Mannes?«

»Ja«, sagte ich erneut, wenn auch mechanisch. *Sei nicht albern*, rief ich mich selbst zur Ordnung. *Es ist kein ungewöhnlicher Name. Wahrscheinlich hat er ja nicht das Geringste mit deiner Familie zu tun!* Und doch - eine französisch-englische Verbindung. Ich wusste, dass die Familie meines Vaters irgendwann im achtzehnten Jahrhundert von Frankreich nach England übergesiedelt war - aber das war auch schon alles, was ich über sie wusste. Ich starrte ihn fasziniert an. Hatte dieses Gesicht irgendetwas Vertrautes an sich? Irgendetwas, das ich mit meinen schwachen Erinnerungen an meine Eltern vergleichen konnte - oder mit denen an meinen Onkel?

Er hatte blasse Haut wie ich, doch das galt für die meisten Mitglieder der Oberklasse, die sich schließlich jede erdenkliche Mühe gaben, ihre Gesichter vor der Sonne zu schützen. Seine Augen waren viel dunkler als meine und sehr hübsch, aber anders geformt, rundlicher. Die Augenbrauen - hatten Onkel Lambs Augenbrauen diese Form gehabt, buschig an der Nase, um sich dann elegant davonzuschwingen ...?

Ganz auf dieses faszinierende Rätsel konzentriert, hatte ich nicht mitbekommen, was er sagte.

»Verzeihung?«

»Der kleine Junge«, wiederholte er und wies kopfnickend auf die Tür, durch die die Kinder verschwunden waren. »Er hat ›opp-la‹ gerufen, wie es die Straßenkünstler in Frankreich tun. Hat die Familie Verbindungen nach Frankreich?«

Verspätet schrillten die Alarmglocken, und ein beklommenes Gefühl ließ mir die Haare auf den Unterarmen zu Berge stehen, als ich begriff, dass dies wahrscheinlich der mysteriöse Fremde war, von dem wir gehört hatten, dass er sich überall nach Claudel Fraser erkundigte.

»Nein«, sagte ich und versuchte, mein Gesicht zu einer höflich fragenden Miene zurechtzubügeln. »Wahrscheinlich hat er es einfach irgendwo aufgeschnappt. Letztes Jahr ist eine kleine französische Akrobatentruppe durch Carolina gezogen.«

»Ah, so wird es sein.« Er beugte sich ein wenig vor, und seine dunklen Augen sahen mich gebannt an. »Habt Ihr sie auch gesehen?«

»Nein. Mein Mann und ich - leben nicht in Wilmington«, schloss ich hastig. Ich war im Begriff gewesen, ihm zu sagen, wo wir lebten, doch ich wusste nicht, wie viel er - falls überhaupt - über Fergus' Lebensumstände wusste. Er lehnte sich zurück und verzog ein wenig enttäuscht die Lippen.

»Ah, schade. Ich dachte, der Herr, nach dem ich suche, hätte möglicherweise zu dieser Truppe gehört. Obwohl Ihr die Akrobaten ja wohl kaum beim Namen kennen würdet, selbst wenn Ihr sie gesehen hättet«, fügte er hinzu.

»Ihr seid auf der Suche nach jemandem? Einem Franzosen?« Ich ergriff die Schale mit den blutbefleckten Zähnen, täuschte Gelassenheit vor und begann, darin herumzusehen.

»Einem Mann namens Claudel. Er ist in Paris zur Welt gekommen - in einem Bordell«, fügte er hinzu und gab sich entschuldigend, weil er in meiner Gegenwart ein solch unappetitliches Wort benutzte. »Er müsste jetzt Anfang vierzig sein - einundvierzig oder zweiundvierzig vielleicht.«

»Paris«, wiederholte ich und lauschte auf Marsalis Schritte im Treppenhaus. »Wie kommt Ihr denn darauf, dass er in North Carolina sein könnte?«

Er zog die Schulter zu einem anmutigen Achselzucken hoch.

»Vielleicht ist er das ja gar nicht. Ich weiß, dass er vor gut dreißig Jahren von einem Schotten aus dem Bordell geholt worden ist und dass mir das Äußere dieses Mannes als sehr auffallend beschrieben wurde, sehr hochgewachsen mit auffälligem rotem Haar. Darüber hinaus bin ich auf einen wahren Sumpf an Möglichkeiten gestoßen -« Er lächelte ironisch. »Fraser wurde mir als Weinhändler beschrieben, als Jakobit, als Loyalist, als Verräter, als Spion, als Aristokrat, als Bauer, als Importeur - oder als Schmuggler; die Bezeichnungen sind austauschbar - mit Verbindungen, die von einem Konvent bis hin zum Königshof reichen.«

Was, so dachte ich, ein extrem zutreffendes Porträt Jamies war. Obwohl ich sehen konnte, wieso es bei der Suche nach ihm nicht sehr hilfreich gewesen war. Andererseits - hier stand Beauchamp nun.

»Ich habe einen Weinhändler namens Michael Murray ausfindig gemacht, der mir gesagt hat, diese Beschreibung ähnele seinem Onkel, einem gewissen James Fraser, der vor zehn Jahren nach Amerika emigriert sei.« Die dunklen Augen, die jetzt einiges von ihrem Humor verloren hatten, hatten mich durchdringend im Visier.

»Doch als ich mich nach dem Jungen namens Claudel erkundigt habe, hat Monsieur Murray ausgesprochen vehement darauf beharrt, eine solche Person nicht zu kennen.«

»Oh?«, sagte ich und griff nach einem großen Backenzahn mit ernstem Kariesbefall, um ihn blinzeln zu

betrachten. Ach du lieber Himmel. Ich kannte Michael nur dem Namen nach; einer von Jans älteren Brüdern, der nach meinem Verschwinden geboren worden war und bei meiner Rückkehr nach Lallybroch bereits in Frankreich lebte - um dort bei Jared Fraser, einem älteren, kinderlosen Vetter Jamies, das Handwerk des Weinhändlers zu lernen und in das Geschäft einzusteigen. Michael war natürlich gemeinsam mit Fergus in Lallybroch aufgewachsen und wusste verdammt gut, wie sein richtiger Name lautete. Anscheinend hatte irgendetwas am Verhalten dieses Fremden seinen Argwohn geweckt.

»Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr den weiten Weg nach Amerika gekommen seid, obwohl Ihr nichts weiter wisst als den Namen eines Mannes und dass er rote Haare hat?«, fragte ich und bemühte mich, mir einen ungläubigen Anschein zu geben. »Grundgütiger - Ihr müsst ja wirklich sehr daran interessiert sein, diesen Claudel zu finden!«

»Oh, das bin ich auch, *Madame*.« Er musterte mich und lächelte schwach, den Kopf zur Seite gelegt. »Sagt mir, Mrs. Fraser - hat Euer Mann rotes Haar?«

»Ja«, sagte ich. Es zwar zwecklos, es zu leugnen, da jedermann in Wilmington ihm das sagen würde - und es wahrscheinlich schon längst getan hatte, dachte ich. »Genau wie zahlreiche andere seiner Verwandten - und etwa die halbe Bevölkerung der Highlands.« Das war zwar hemmungslos übertrieben, doch ich war mir einigermaßen sicher, dass Mr. Beauchamp die Highlands nicht persönlich durchkämmte hatte.

Ich konnte oben Stimmen hören; Marsali konnte jede Minute herunterkommen, und ich wollte nicht, dass sie mitten in dieses Gespräch hineinplatzte.

»Nun«, sagte ich und erhob mich entschlossen. »Ihr wollt Euch natürlich mit meinem Mann unterhalten - und er sich gewiss auch mit Euch. Er ist allerdings unterwegs, weil er etwas zu erledigen hat, und er kommt erst morgen zurück. Habt Ihr irgendwo im Ort ein Quartier bezogen?«

»Im ›King's Inn‹«, sagte er und erhob sich ebenfalls. »Wenn Ihr Eurem Gatten ausrichten würdet, dass er mich dort aufsucht, *Madame*? Ich danke Euch.« Mit einer tiefen Verbeugung nahm er meine Hand und küsste sie erneut, dann lächelte er mich an und entfernte sich rückwärts aus dem Verkaufsraum. Unter den Duft nach Bergamotte und Ysop, den er zurückließ, mischte sich ein Hauch von gutem Brandy.

EINE VIELZAHL VON KAUFLEUTEN UND GESCHÄFTSLEUTEN HATTEN NEW Bern aufgrund der chaotischen politischen Zustände verlassen; ohne zivile Obrigkeit war das öffentliche Leben bis auf den simplen Handel auf dem Markt zum Stillstand gekommen. Dazu waren viele Menschen aus der Kolonie aus Angst vor Gewaltausbrüchen geflohen - ganz gleich, ob ihre Sympathien den Loyalisten oder den Rebellen galten. Es gab in diesen Tagen nur zwei gute Wirtshäuser in New Bern; eines war das »King's Inn«, das andere das »Wilsey

Arms«. Glücklicherweise hatten Jamie und ich ein Zimmer im Letzteren.

»Wirst du zu ihm gehen und mit ihm reden?« Ich hatte Jamie gerade von Monsieur Beauchamps Besuch erzählt - ein Bericht, an dessen Ende er sorgenvoll die Stirn runzelte.

»Himmel. Wie hat er das alles herausgefunden?«

»Zuerst muss er herausgefunden haben, dass Fergus in diesem Bordell war, und dort mit seinen Nachforschungen begonnen haben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es schwierig gewesen ist, jemanden zu finden, der dich damals dort gesehen oder von dem Zwischenfall gehört hat. Dich vergisst man schließlich nicht so leicht.« Obwohl ich beunruhigt war, lächelte ich bei der Erinnerung daran, wie Jamie, damals fünfundzwanzig, Zuflucht in dem Bordell gesucht hatte - wie es der Zufall wollte, war er mit einer großen Wurst bewaffnet gewesen - und dann durch ein Fenster geflüchtet war, begleitet von einem zehnjährigen Taschendieb und Gelegenheitsprostituierten namens Claudel.

Er zuckte mit den Achseln und zog ein etwas verlegenes Gesicht.

»Nun, aye, vielleicht. Aber so viel herauszufinden ...« Er kratzte sich den Kopf und überlegte. »Was das Gespräch mit ihm angeht - nicht, bevor ich nicht mit Fergus gesprochen habe. Ich glaube, wir sollten ein wenig mehr über diesen Monsieur Beauchamp in Erfahrung bringen, bevor wir uns in seine Hände begeben.«

»Ich würde auch gern mehr über ihn erfahren«, sagte ich.
»Ich habe mich gefragt, ob ... nun ja, die Wahrscheinlichkeit ist nur sehr klein; der Name ist ja nicht so ungewöhnlich - aber ich habe mich gefragt, ob er irgendwie mit einem Zweig meiner Familie zu tun hat. Sie *waren* im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich, das weiß ich. Allerdings nicht viel mehr.«

Er lächelte mich an.

»Und was würdest du tun, Sassenach, wenn ich herausfinde, dass er tatsächlich dein Urahn ist?«

»Ich -« Ich hielt abrupt inne, weil ich natürlich keine Ahnung hatte, was ich in solch einer Situation tun würde.
»Nun ... wahrscheinlich gar nichts«, räumte ich ein. »Und wir können es wahrscheinlich sowieso nicht mit Sicherheit herausfinden, weil ich mich nicht erinnere - falls ich es überhaupt je gewusst habe -, wie der Vorname meines Urgroßvaters in dieser Zeit war. Ich - würde nur gern mehr erfahren, das ist alles«, schloss ich lahm und fühlte mich ein wenig in die Ecke gedrängt.

»Nun, das ist doch verständlich«, erwiderte er gelassen.
»Aber doch nur, wenn ich Fergus mit meiner Frage nicht in Gefahr bringen würde, oder?«

»Oh. Natürlich. Aber kannst du -«

Ein leises Klopfen an der Tür ließ mich verstummen. Ich sah Jamie mit hochgezogenen Augenbrauen an. Er zögerte kurz, zuckte dann aber mit den Achseln und ging zur Tür, um sie zu öffnen.

Das Zimmer war so klein, dass ich im Sitzen zur Tür hinaussehen konnte; zu meiner Überraschung war der Flur mit etwas angefüllt, was eine Damendeputation zu sein schien - der Korridor war ein Meer weißer Häubchen, die im Zwielight dahintrieben wie Quallen.

»Mr. Fraser?« Eines der Häubchen wippte kurz auf und ab. »Ich bin Abigail Bell. Meine Töchter« - sie wandte sich um, und mein Blick fiel kurz auf ein verhärmtes, weißes Gesicht - »Lillian und Miriam.« Die beiden anderen Häubchen - ja, es waren doch nur drei - verneigten sich ebenfalls. »Dürften wir mit Euch sprechen?«

Jamie verneigte sich und winkte sie in das Zimmer, dann folgte er ihnen und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Meine Frau«, sagte er in meine Richtung, als ich mich erhob und einen Gruß murmelte. Es gab nur das Bett und einen Hocker, also blieben wir alle stehen und lächelten einander verlegen kopfnickend zu.

Mrs. Bell war klein und sehr stämmig, und wahrscheinlich war sie einmal genauso hübsch gewesen wie ihre Töchter. Doch das, was einmal Pausbäckchen gewesen waren, hing jetzt herunter, als hätte sie plötzlich stark abgenommen, und ihre Haut lag in Sorgenfalten. Ihre Töchter sahen ebenfalls sorgenvoll aus; die eine knetete mit den Händen ihre Schürze, und die andere lugte Jamie gesenkten Blickes an, als hätte sie Angst, dass er gewalttätig werden könnte, wenn man ihn zu direkt ansah.

»Bitte verzeiht mir, Sir, dass ich Euch auf solch dreiste

Weise anspreche.« Mrs. Bells Lippen zitterten; sie musste innehalten und sie kurz aufeinanderpressen, bevor sie weitersprechen konnte. »Ich - ich höre, dass Ihr ein Schiff sucht, das nach Schottland fährt.«

Jamie nickte argwöhnisch, denn er fragte sich offensichtlich, wo diese Frau davon gehört hatte. Er hatte allerdings prophezeit, der ganze Ort würde es innerhalb von ein oder zwei Tagen wissen - anscheinend hatte er damit recht gehabt.

»Kennt Ihr jemanden, der eine solche Überfahrt plant?«, fragte er höflich.

»Nein. Eigentlich nicht. Ich ... Das heißt ... vielleicht ... Es ist mein Mann«, entfuhr es ihr, doch dann brach ihr bei diesem Wort die Stimme, und sie schlug sich ihre Schürze vor den Mund. Eine ihrer Töchter, ein dunkelhaariges Mädchen, nahm ihre Mutter beim Ellbogen und zog sie beiseite; dann baute sie sich tapfer selbst vor dem furchteinflößenden Mr. Fraser auf.

»Mein Vater ist in Schottland, Mr. Fraser«, sagte sie. »Meine Mutter hegt die Hoffnung, dass Ihr ihn finden könntet, wenn Ihr dorthin reist, und ihm helfen könntet, zu uns zurückzukehren.«

»Ah«, sagte Jamie. »Und Euer Vater ist ...?«

»Oh! Mr. Richard Bell, Sir.« Sie knickte hastig, als könnten ihr weitere Höflichkeiten helfen, ihn zu überzeugen. »Er ist - er *war* -«

»E r i s t!«, zischte ihre Schwester leise, aber mit

Nachdruck, und die erste Schwester, die Dunkelhaarige, warf ihr einen finsternen Blick zu.

»Mein Vater war Kaufmann hier im Ort, Mr. Fraser. Er hatte einen großen Kundenkreis, und im Rahmen seiner Geschäfte ... ergab es sich, dass er Kontakte zu einer Reihe britischer Offiziere pflegte. Es war rein geschäftlich!«, versicherte sie ihm.

»Aber in diesen fürchterlichen Zeiten ist ein Geschäft niemals nur ein Geschäft.« Mrs. Bell hatte sich wieder gefangen und trat nun dicht an die Seite ihrer Tochter. »Sie haben gesagt - die Feinde meines Mannes -, sie haben verbreitet, er wäre Loyalist.«

»Was er ja auch gewesen ist«, warf die zweite Schwester ein. Diese - sie war blond und braunäugig - zitterte nicht; sie stand Jamie mit erhobenem Kinn und brennendem Blick gegenüber. »Mein Vater ist seinem König treu gewesen! Ich für meinen Teil finde nicht, dass das etwas ist, wofür man sich entschuldigen muss! Genauso wenig finde ich es richtig, etwas anderes vorzutäuschen, nur um sich der Hilfe eines Mannes zu vergewissern, der jeden Eid gebrochen hat -«

»Oh, *Miri!*«, sagte ihre Schwester verzweifelt. »Hättest du nicht eine *Sekunde* den Mund halten können? Jetzt hast du alles verdorben!«

»Das habe ich nicht«, fuhr Miriam sie an. »Oder wenn ich es habe, dann wäre es ohnehin nie dazu gekommen! Warum sollte jemand wie er uns hel-«

»Oh, doch! Mr. Forbes hat gesagt -«

»Ach, zum Kuckuck mit Mr. Forbes! Was weiß er denn schon?«

Mrs. Bell stöhnte leise in ihre Schürze hinein.

»Warum ist Euer Vater denn nach Schottland gefahren?«, fragte Jamie und setzte dem Durcheinander damit ein Ende.

Miriam Bell war so überrascht, dass sie ihm tatsächlich antwortete.

»Er ist nicht nach Schottland *gefahren*. Man hat ihn auf offener Straße entführt und auf ein Schiff nach Southampton gesteckt.«

»Wer hat das getan?«, fragte ich und wand mich durch den Wald aus Rücken hindurch zur Tür. »Und warum?«

Ich steckte den Kopf in den Flur und wies den Jungen, der auf dem Treppenabsatz die Schuhe putzte, an, zum Schankraum zu gehen und uns einen Krug Wein zu holen. Angesichts des Zustands der Bells hielt ich es für eine gute Idee, irgendwie den normalen Umgang wiederherzustellen.

Ich kehrte gerade rechtzeitig zurück, um zu hören, wie Miss Lillian erklärte, dass sie nicht genau wussten, wer ihren Vater entführt hatte.

»Zumindest nicht namentlich«, sagte sie, und ihr Gesicht wurde rot vor Wut. »Die Schufte haben Kapuzen über den Köpfen getragen. Aber es waren die Söhne der Freiheit, das weiß ich bestimmt!«

»Ja, sie waren es«, sagte Miss Miriam im Brustton der

Überzeugung. »Vater hatte schon öfter Drohungen von ihnen bekommen - Briefe, die an unsere Tür genagelt wurden, ein toter Fisch, den man in ein Stück roten Flanell gewickelt und auf unsere Veranda gelegt hat, sodass es anfang zu stinken. Solche Dinge.«

Ende August letzten Jahres war die Sache dann über die bloßen Drohungen hinausgegangen. Mr. Bell war auf dem Weg zu seinem Lagerhaus gewesen, als eine Gruppe von Kapuzenmännern aus einer Seitengasse gerannt kam, ihn packte und zum Kai schleppte, um ihn dort auf ein Schiff zu werfen, das gerade abgetäut hatte und mit frisch geblähten Segeln ablegte.

Ich hatte zwar schon davon gehört, dass man lästige Loyalisten auf diese Weise ohne Umschweife »deportierte«, doch mir war noch nie ein konkreter Fall untergekommen.

»Wenn das Schiff nach England unterwegs war«, erkundigte ich mich, »wie ist er dann in Schottland gelandet?«

Es folgte ein geraumes Maß an Verwirrung, weil alle drei Bell-Damen gleichzeitig zu erklären versuchten, was geschehen war, doch Miriam setzte sich einmal mehr durch.

»Er ist natürlich ohne einen Penny in England angekommen. Er hatte nichts als die Kleider, die er am Leib trug, und er schuldete dem Schiffskapitän Geld für die Verpflegung und die Überfahrt. Aber der Kapitän hatte sich mit ihm angefreundet, und er hat ihn von Southampton mit

nach London genommen, wo mein Vater Geschäftsfreunde hatte. Einer davon hat ihm das Geld geliehen, um seine Schulden bei dem Kapitän zu bezahlen, und ihm die Überfahrt nach Georgia versprochen, wenn er die Fracht eines Schiffes auf dem Weg von Edinburgh zu den Westindischen Inseln und von dort nach Amerika beaufsichtigen würde. Also ist er mit Hilfe seines Gönners nach Edinburgh gereist, nur um dort festzustellen, dass die Fracht, die er auf den Westindischen Inseln aufnehmen sollte, eine Schiffsladung Neger war.«

»Mein Mann ist Abolitionist, Mr. Fraser«, warf Mrs. Bell von scheuem Stolz erfüllt ein. »Er hat gesagt, er könne die Sklaverei nicht dulden oder diese Praxis unterstützen, koste es ihn, was es wolle.«

»Und Mr. Forbes hat uns erzählt, was Ihr für diese Frau getan habt - Mrs. Camerons Leibsklavin«, fügte Lillian nervös hinzu. »Also haben wir gedacht, selbst wenn Ihr ...« Sie verstummte verlegen.

»Selbst wenn ich ein Aufrührer und Eidbrecher bin, aye«, sagte Jamie trocken. »Ich verstehe. Mr. Forbes ... Ist das ... Neil Forbes, der Anwalt?« Er klang ein wenig ungläubig, und das mit gutem Grund.

Forbes hatte einige Jahre zuvor um Briannas Hand angehalten - ermuntert von Jocasta Cameron, Jamies Tante. Brianna hatte ihn zurückgewiesen, und zwar recht unsanft, und er hatte sich später gerächt, indem er sie von einem berüchtigten Piraten entführen ließ. Daraufhin hatten die Dinge einen unschönen Verlauf genommen; Jamie

hatte seinerseits Forbes' betagte Mutter entführt - ein Abenteuer, das der alten Dame großes Vergnügen bereitet hatte -, und Ian hatte Forbes ein Ohr abgeschnitten. Es mochte ja sein, dass die Zeit seine äußerlichen Wunden geheilt hatte, doch ich konnte mir niemanden vorstellen, von dem es weniger wahrscheinlich war, dass er Loblieder auf Jamie sang.

»Ja«, sagte Miriam, doch mir entging der unsichere Blick nicht, den Mrs. Bell mit Lillian wechselte.

»Was genau hat Mr. Forbes denn über mich gesagt?«, fragte Jamie. Sie wurden alle drei blass, und seine Augenbrauen fuhren in die Höhe.

»Was?«, wiederholte er deutlich schärfer. Er sagte es, direkt an Mrs. Bell gewandt, in der er das schwächste Glied der Familienkette ausgemacht hatte.

»Er hat gesagt, es wäre gut, dass Ihr tot seid«, erwiderte besagte Dame nun schwach. Woraufhin sie die Augen verdrehte und wie ein Sack Gerstenkörner zu Boden sackte.

GLÜCKLICHERWEISE HATTE ICH VON DR. FENTIMAN EINE FLASCHE AMMONIAK bekommen. Dieser erweckte Mrs. Bell prompt zu einem Niesanfall, und ihre Töchter halfen ihrer japsenden, keuchenden Mutter auf das Bett. Da zum Glück genau an diesem Punkt der Wein gebracht wurde, schenkte ich sämtlichen Anwesenden großzügig ein und reservierte mir auch selbst einen

ordentlichen Becher.

»Nun«, sagte Jamie und bedachte die Frauen mit einem jener ausdauernden, durchdringenden Blicke, die jeden Missetäter dazu brachten, mit weichen Knien alles zu gestehen, »erzählt mir, wo Ihr gehört habt, wie Mr. Forbes über meinen Tod gesprochen hat.«

Miss Lillian, die sich auf das Bett gesetzt und ihrer Mutter schützend die Hand auf die Schulter gelegt hatte, ergriff das Wort.

»Ich habe ihn gehört. In Sam Fosters Wirtshaus. Ich wollte dort einen Krug heißen Cidre holen - es war irgendwann im Februar, und draußen war es sehr kalt. Jedenfalls war da diese Frau - Faydree heißt sie, und sie arbeitet dort - und ist nach hinten gegangen, um den Cidre für mich abzufüllen und aufzuwärmen. Dann kam Mr. Forbes herein und hat mich angesprochen - er wusste von meinem Vater und hatte Mitleid und hat gefragt, wie wir zurechtkommen ... Und dann ist Faydree mit dem Krug hereingekommen, und er hat sie gesehen.«

Natürlich hatte Forbes Phaedre erkannt, denn er hatte sie ja oft genug auf Jocasas Plantage River Run gesehen. Er hatte sich sehr überrascht über ihre Anwesenheit gezeigt, sie um eine Erklärung gebeten und eine hinreichend bereinigte Version der Wahrheit zu hören bekommen - in der Phaedre anscheinend betont hatte, wie großzügig sich Jamie darum bemüht hatte, ihre Freilassung zu erwirken und sie gut unterzubringen.

Ich gurgelte bei diesen Worten in meinen Becher hinein.

Phaedre wusste genau, was mit Neil Forbes' Ohr geschehen war. Sie war eine stille, sanfte Person, die gute Phaedre, aber wenn sie jemanden nicht mochte, war er vor ihren Spitzen nicht sicher - und ich wusste, dass sie Neil Forbes nicht mochte.

»Mr. Forbes war sehr rot im Gesicht - vielleicht ja von der Kälte«, sagte Lillian taktvoll, »und dann hat er gesagt, nun ja, ihm sei bekannt, dass Mr. Fraser immer schon große Hochachtung vor Negern hatte ... Ich fürchte, das hat er in sehr bösem Ton gesagt«, fügte sie hinzu und sah Jamie entschuldigend an. »Und dann hat er gelacht, obwohl er versucht hat, es als Husten zu tarnen, und hat gesagt, wie schade es doch ist, dass Ihr und Eure Familie alle zu Asche verbrannt seid; gewiss sei jetzt das Wehklagen in den Sklavenquartieren groß.«

Jamie, der gerade von seinem Wein trank, verschluckte sich.

»Wie ist er denn darauf gekommen?«, wollte ich wissen. »Hat er das tatsächlich gesagt?«

Lillian nickte ernst.

»Ja, Ma'am. Faydree hat ihn das ebenfalls gefragt - ich glaube, sie dachte, er hätte es nur gesagt, um sie zu treffen -, und er hat gesagt, er hätte es in der Zeitung gelesen.«

»In der *Wilmington Gazette*«, warf Miriam ein, denn ihr missfiel offensichtlich, dass ihre Schwester allein im Scheinwerferlicht stand. »Wir lesen natürlich keine Zeitungen, und seit Papa ... Nun, wir bekommen nur noch

selten Besuch.« Sie senkte unwillkürlich den Blick, und ihre Hand zog automatisch die blitzsaubere Schürze gerade, um einen großen Flecken auf ihrem Rock zu verdecken. Die Bells traten ordentlich und gepflegt auf, und ihre Kleider waren einmal von guter Qualität gewesen, doch jetzt wurden sie allmählich fadenscheinig. Mr. Bells Geschäfte mussten beträchtlich gelitten haben, sowohl durch seine Abwesenheit als auch durch den Krieg.

»Meine Tochter hatte mir damals von diesem Zusammentreffen erzählt.« Mrs. Bell hatte sich so weit erholt, dass sie sich hinsetzte. Ihren Weinbecher hielt sie vorsichtig mit beiden Händen umklammert. »Als mir dann mein Nachbar gestern Abend erzählt hat, er wäre Euch im Hafen begegnet ... Nun, ich wusste nicht so recht, was ich denken sollte, aber ich bin davon ausgegangen, dass irgendjemandem ein dummer Fehler unterlaufen ist - man kann ja heutzutage nichts mehr glauben, was man liest; die Zeitungen laufen völlig aus dem Ruder. Und mein Nachbar hat erwähnt, dass Ihr auf der Suche nach einer Überfahrt nach Schottland seid. Und so kam uns der Gedanke ...« Sie verstummte, und versenkte das Gesicht verlegen in ihrem Becher.

Jamie rieb sich nachdenklich die Nase.

»Aye, nun ja«, sagte er langsam. »Es ist wahr, dass ich vorhabe, nach Schottland zu fahren. Und natürlich wäre es mir eine Freude, mich nach Eurem Mann zu erkundigen und ihm zu helfen, wenn ich kann. Aber ich habe vorerst kein Schiff in Aussicht. Die Blockade ...«

»Aber wir können Euch ein Schiff besorgen!«, unterbrach ihn Lillian aufgeregt. »Darum geht es ja!«

»Wir glauben, dass wir Euch helfen können, zu einem Schiff zu kommen«, verbesserte Miriam. Sie betrachtete Jamie ausgiebig, wie um seinen Charakter zu beurteilen. Er lächelte ihr zu, um ihr zu bedeuten, dass er ihre Gründlichkeit schätzte, und kurz darauf erwiderte sie sein Lächeln, wenn auch widerstrebend.

»Ihr erinnert mich an jemanden«, sagte sie. Offensichtlich war es jemand, den sie mochte, denn sie nickte ihrer Mutter zu. Mrs. Bell seufzte und ließ erleichtert die Schultern hängen.

»Ich habe immer noch Freunde«, sagte sie mit einem Hauch von Trotz. »Trotz ... allem.«

Unter diesen Freunden war ein Mann namens DeLancey Hall, der ein Fischerboot besaß und - wie wahrscheinlich die Hälfte der Stadtbewohner - sein Einkommen aufbesserte, indem er ein wenig schmuggelte.

Hall hatte Mrs. Bell gesagt, dass er auf ein Schiff aus England wartete, das im Lauf der nächsten Woche nach Wilmington kommen würde - stets vorausgesetzt, dass es nicht unterwegs beschlagnahmt oder versenkt worden war. Da sowohl das Schiff als auch die Ladung einem der ortsansässigen Söhne der Freiheit gehörten, konnte es sich nicht in den Hafen von Wilmington vorwagen, wo zwei britische Kriegsschiffe lagen. Also würde es ein wenig außerhalb des Hafens vor Anker gehen, wo Boote aus dem Ort die Fracht umladen würden, um sie unauffällig an Land

zu bringen. Woraufhin das Schiff nach Norden segeln würde, um in New Haven neue Fracht an Bord zu nehmen.

»Und dann fährt es nach Edinburgh!«, meldete sich Lillian mit hoffnungsvoll leuchtendem Gesicht zu Wort.

»Mein Vater hat dort einen Verwandten namens Archibald Bell«, sagte Miriam und hob das Kinn. »Er ist sehr bekannt, glaube ich - er ist Drucker, und -«

»Der alte Archie Bell?« Jamies Miene hatte sich erhellt. »Der die große Enzyklopädie gedruckt hat?«

»Genau dieser, Mr. Fraser«, sagte Mrs. Bell überrascht. »Ihr wollt doch nicht etwa sagen, dass Ihr ihn kennt, Mr. Fraser?«

Zur Verblüffung der Bells musste Jamie tatsächlich lachen.

»Ich habe schon so manchem Abend mit Archie Bell im Wirtshaus verbracht«, versicherte er ihnen. »Und er ist genau der Mann, den ich in Schottland aufsuchen will, denn er bewahrt meine Druckerpresse in seiner Werkstatt auf. Zumindest hoffe ich das«, fügte er hinzu, obwohl seine Fröhlichkeit nicht nachließ.

Diese Neuigkeit trug - zusammen mit einer frischen Runde Wein - erstaunlich zur Ermunterung der Damen Bell bei, und als sie uns schließlich verließen, waren ihre Gesichter vor Aufregung rot, und sie plapperten wie ein Schwarm freundlicher Elstern. Ich blickte zum Fenster hinaus und sah sie die Straße entlanggehen, die Köpfe in hoffnungsvoller Erregung zusammengesteckt. Hin und

wieder stolperten sie, vom Wein und ihren Gefühlen aus dem Gleichgewicht gebracht.

Dann sah ich Jamie an.

»Glaubst du, es ist sicher? Dieses Schiff?«

»Himmel, nein.« Er erschauerte und küsste mich auf den Scheitel. »Ganz abgesehen von Stürmen, Holzwürmern, schlechter Zimmermannsarbeit und Ähnlichem wären da noch die englischen Kriegsschiffe im Hafen, die Privaters draußen vor dem Hafen -«

»Das habe ich nicht gemeint«, unterbrach ich ihn. »Das gilt doch mehr oder weniger für jede Schiffsreise, oder? Ich habe den Besitzer gemeint - und diesen DeLancey Hall. Mrs. Bell glaubt zwar, ihre politische Gesinnung zu kennen, aber ...« Aber die Vorstellung, uns - und unser Gold - so vollständig in die Hände fremder Menschen zu begeben, war äußerst beunruhigend.

»Aber«, pflichtete er mir bei. »Aye, ich habe vor, mich gleich morgen früh mit Mr. Hall zu unterhalten. Und vielleicht auch mit Monsieur Beauchamp. Doch jetzt -« Er fuhr mir mit der Hand sacht über den Rücken und ließ sie auf meinem Hintern ruhen. »Ian und der Hund kommen frühestens in einer Stunde zurück. Möchtest du noch ein Glas Wein?«

ER SAH AUS WIE EIN FRANZOSE, DACHTE JAMIE. WAS BESAGTE, DASS ER IN NEW Bern durch und durch deplatziert wirkte. Beauchamp war gerade aus Thorogood Northrups Lagerhaus getreten und unterhielt sich jetzt beiläufig mit Northrup. Der Wind, der vom Wasser

kam, ließ das Bändchen flattern, mit dem sein dunkles Haar zusammengebunden war. Elegant war das Wort gewesen, mit dem ihn Claire beschrieben hatte, und genau das war er: kein Geck - nicht ganz -, sondern geschmackvoll und teuer gekleidet. Ziemlich teuer, dachte er.

»Er sieht aus wie ein Franzose«, sprach Fergus seine Gedanken laut aus. Sie saßen am Fenster im »Whinbush«, einem mittelmäßigen Wirtshaus, das von Fischern und Lagerhausarbeitern aufgesucht wurde und dessen Atmosphäre sich zu gleichen Teilen aus Bier, Schweiß, Tabak, Teer und alten Fischgedärmen zusammensetzte.

»Ist das sein Schiff?«, fragte Fergus und runzelte die Stirn, während er kopfnickend auf die gepflegte schwarzgelbe Schaluppe wies, die etwas außerhalb sanft vor Anker schaukelte.

»Es ist das Schiff, mit dem er reist. Ich kann nicht sagen, ob es ihm auch gehört. Aber sein Gesicht kommt dir nicht bekannt vor?«

Fergus lehnte sich so dicht an das Fenster, dass er sich fast das Gesicht an den unebenen Glasscheiben platt drückte, um Monsieur Beauchamp besser erkennen zu können.

Unterdessen hielt Jamie sein Bier in der Hand und betrachtete Fergus' Gesicht. Obwohl er seit seinem zehnten Lebensjahr in Schottland gelebt und die letzten etwa zehn Jahre in Amerika verbracht hatte, sah auch Fergus immer noch aus wie ein Franzose, dachte er. Es

war nicht nur eine Frage der Gesichtszüge; vielleicht lag es ja in seinem Knochenbau begründet.

Fergus hatte sehr prägnante Gesichtsknochen, Kieferknochen, an denen man Papier hätte schneiden können, eine gebieterische Hakennase und Augenhöhlen, die tief unter den Wölbungen einer hohen Stirn versunken lagen. Das dichte dunkle Haar, das er aus ebendieser Stirn gebürstet hatte, war mit grauen Strähnen durchzogen, ein Anblick, der Jamie einen Stich versetzte; er trug für immer ein Bild in sich, das Fergus als den zehnjährigen verwaisten Taschendieb zeigte, den er aus einem Bordell in Paris gerettet hatte. Und dieses Bild wollte sich einfach nicht in das schmale, gut aussehende Gesicht seines Gegenübers einfügen.

»Nein«, sagte Fergus schließlich. Er lehnte sich wieder zurück und schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn noch nie gesehen.«

Fergus' tief liegende dunkle Augen glitzerten neugierig und spekulativ.

»Auch sonst kennt ihn niemand in der Stadt. Obwohl ich gehört *habe*, dass er in Halifax und Edenton ebenfalls nach diesem Claudel Fraser gefragt hat.« Er atmete belustigt aus; Claudel war sein Taufname, der einzige, den er hatte, obwohl Jamie nicht glaubte, dass ihn jemals jemand außerhalb von Paris benutzt hatte - oder im Lauf der letzten dreißig Jahre.

Jamie öffnete den Mund, um zu sagen, dass er hoffte, dass Fergus bei seinen Erkundigungen mit Vorsicht

vorgegangen war, überlegte es sich aber anders und trank stattdessen sein Bier. Fergus hätte in diesen schwierigen Zeiten niemals als Drucker überlebt, wenn es ihm an Diskretion gemangelt hätte.

»Erinnert er dich denn an irgendjemanden?«, fragte er dann. Fergus warf ihm einen kurzen, überraschten Blick zu, reckte jedoch abermals den Hals, setzte sich wieder normal hin und schüttelte den Kopf.

»Nein. Sollte er das?«

»Ich glaube nicht.« Das stimmte, doch er war froh, dass Fergus es ihm bestätigte. Claire hatte ihm von ihrem Gedanken erzählt - dass der Mann vielleicht mit ihr verwandt war, vielleicht ein direkter Vorfahre. Sie war um einen beiläufigen Ton bemüht gewesen, hatte versucht, die Idee gleich wieder zu verwerfen, doch er hatte das sehnsüchtige Leuchten in ihren Augen gesehen, und es hatte ihn gerührt. Die Tatsache, dass sie in ihrer eigenen Zeit keine Familie und keine nahen Verwandten hatte, war ihm immer als etwas Schreckliches erschienen, auch wenn er begriff, dass dies viel mit ihrer Hingabe an ihn zu tun hatte.

Mit diesem Hintergedanken sah er so genau hin, wie er konnte, doch er entdeckte nichts in Beauchamps Gesicht oder an seiner Körperhaltung, das ihn irgendwie an Claire erinnerte hätte - von Fergus ganz zu schweigen.

Er glaubte nicht, dass Fergus überhaupt auf *diesen* Gedanken gekommen war - dass Beauchamp tatsächlich mit ihm verwandt sein könnte. Er war sich hinreichend

sicher, dass Fergus nur die Frasers von Lallybroch als seine Familie betrachtete, abgesehen von Marsali und den Kindern, die er mit der ganzen Heftigkeit seiner leidenschaftlichen Natur liebte.

Beauchamp verabschiedete sich jetzt von Northrup - mit einer echten Pariser Verbeugung, die von einer eleganten Flatterbewegung seines seidenen Taschentuchs begleitet wurde. Was für ein Glück, dass der Mann direkt vor ihm aus dem Lagerhaus getreten war, dachte Jamie. Eigentlich hatten sie vorgehabt, später einen prüfenden Blick auf ihn zu werfen, doch der glückliche Zufall seines Auftauchens ersparte ihnen die Suche.

»Es ist ein gutes Schiff, Milord«, stellte Fergus fest, der seine Aufmerksamkeit jetzt auf die Schaluppe gerichtet hatte. Dann betrachtete er Jamie nachdenklich. »Seid Ihr sicher, dass Ihr Euch nicht genauer nach der Möglichkeit einer Überfahrt mit Monsieur Beauchamp erkundigen wollt?«

»Aye, das bin ich«, sagte Jamie trocken. »Mich selbst und meine Frau in die Hände eines Mannes zu begeben, den ich nicht kenne und dessen Motive mir suspekt sind? Vor dieser Vorstellung würde doch selbst ein Mensch zurückschrecken, der nicht an der Seekrankheit leidet, oder?«

Fergus grinste breit.

»Hat Milady angekündigt, Euch wieder mit Nadeln vollzustecken?«

»Ja«, erwiderte Jamie ziemlich gereizt. Er hasste die wiederholten Nadelstiche, und es missfiel ihm, vor Stacheln strotzend wie ein exotisches Stachelschwein in der Öffentlichkeit erscheinen zu müssen - selbst auf dem beengten Raum eines Schiffes. Das Einzige, was ihn dazu bewegen konnte, war die Gewissheit, dass er sich ansonsten tagelang ununterbrochen übergeben würde.

Doch Fergus bemerkte seine üble Laune nicht; er hatte die Nase erneut an das Fenster gedrückt.

»*Nom d'un nom ...*«, sagte er leise, und seine Miene war plötzlich so angespannt, dass sich Jamie auf der Bank zur Seite drehte, um hinauszuschauen.

Beauchamp war ein Stück gegangen, doch er war immer noch zu sehen. Er hatte jetzt angehalten und schien einen merkwürdigen Tanz zu vollführen. Das war schon seltsam genug, doch was noch beunruhigender war, war die Tatsache, dass Fergus' Sohn Germain direkt vor ihm auf der Straße hockte und wie eine aufgebrauchte Kröte vor ihm auf und ab zu hüpfen schien.

Diese bizarren Bewegungen dauerten noch ein paar Sekunden an und kamen dann zum Stillstand. Auch Beauchamp stand jetzt still und wedelte fordernd mit den Armen, während Germain vor ihm auf den Knien zu liegen schien. Dann stand der Junge auf und steckte sich etwas ins Hemd, und nach kurzer Unterhaltung lachte Beauchamp auf und streckte die Hand aus. Sie verneigten sich gegenseitig und schüttelten sich die Hände, und dann kam Germain auf das Wirtshaus zu, während Beauchamp

seinen Weg fortsetzte.

Germain kam herein, sah sie, schlüpfte neben seinem Vater auf die Bank und setzte ein selbstzufriedenes Gesicht auf.

»Ich bin diesem Mann begegnet«, sagte er ohne Umschweife. »Dem Mann, der Papa finden will.«

»Aye, das haben wir gesehen«, sagte Jamie mit hochgezogenen Augenbrauen. »Was zum Teufel hast du mit ihm gemacht?«

»Ich habe ihn kommen sehen, aber ich dachte, dass er wohl nicht anhalten und mit mir sprechen würde, wenn ich ihn einfach nur rufe. Also habe ich ihm Simon und Petrus in den Weg gesetzt.«

»Wer -«, begann Jamie, doch Germain tastete bereits in den Tiefen seines Hemdes umher, und ehe er seinen Satz beenden konnte, hatte der Junge zwei kräftige Frösche zum Vorschein gebracht - einen grünen und einen von aggressiver gelber Farbe -, die sich auf der nackten Tischplatte aneinanderpressten und sich mit großen Augen nervös umsahen.

Fergus versetzte Germain eine kleine Ohrfeige.

»Nimm diese verflixten Kreaturen vom Tisch, bevor man uns auf die Straße setzt. Kein Wunder, dass du Warzen hast, wenn du dich mit *les grenouilles* abgibst!«

»Grandmère hat aber gesagt, dass ich das soll«, protestierte Germain, sammelte die Tiere aber dennoch ein und steckte sie wieder in ihr Gefängnis.

»Ach ja?« Eigentlich konnten die Heilmittel seiner Frau Jamie nicht mehr verblüffen, aber das kam ihm selbst für ihre Verhältnisse höchst merkwürdig vor.

»Nun, sie hat gesagt, gegen die Warze an meinem Ellbogen kann man nichts tun, außer sie mit einem toten Frosch einzureiben und ihn - den Frosch natürlich - um Mitternacht an einer Kreuzung zu begraben.«

»Oh. Ich glaube, das könnte ein Scherz gewesen sein. Was hat der Franzose dann zu dir gesagt?«

Germain blickte mit großen Augen zu ihm auf.

»Oh, er ist kein Franzose, Grandpère.«

Kurzes Erstaunen durchfuhr ihn wie ein Pulsschlag.

»Nicht? Bist du sicher?«

»Oh, aye. Er hat zwar sehr gotteslästerlich geflucht, als Simon auf seinem Schuh gelandet ist - aber nicht so wie Papa.« Germain richtete den Blick unschuldig auf seinen Vater, der so aussah, als hätte er ihn am liebsten noch einmal geohrfeigt, der dies auf Jamies Geste hin jedoch unterließ. »Er ist Engländer. Ganz bestimmt.«

»Hat er denn auf *Englisch* geflucht?«, fragte Jamie. Es stimmte; bei den Franzosen ging es oft um Gemüse, wenn sie fluchten, häufig vermischt mit religiösen Anspielungen. Englische Flüche drehten sich im Allgemeinen nicht um Heilige, Sakramente oder Gurken, sondern um Gott, um Huren oder um Exkremente.

»Ja. Aber ich kann nicht sagen, *was* er da von sich gegeben hat, sonst ist Papa beleidigt. Papa hat sehr

empfindliche Ohren«, fügte Germain hinzu und grinste seinen Vater an.

»Hör auf, deinen Vater zur Weißglut zu treiben, und erzähl mir, was der Mann noch gesagt hat.«

»Aye, gut«, gab Germain gehorsam nach. »Als er gesehen hat, dass es nur zwei Fröschen waren, hat er gelacht und mich gefragt, ob ich sie zum Abendessen mit nach Hause nehme. Ich habe gesagt, nein, sie sind meine Haustiere, und habe ihn gefragt, ob das dort draußen sein Schiff ist, weil alle das behaupten und es doch so ein schönes Schiff ist, nicht wahr? Ich habe mich ein bisschen dumm gestellt, aye?«, erklärte er für den Fall, dass sein Großvater seine Strategie nicht durchschaut hatte.

Jamie verkniff sich das Lächeln.

»Sehr schlau«, lobte er. »Was noch?«

»Er sagte, nein, es ist nicht sein Schiff, sondern es gehört einem großen Adelsherrn in Frankreich. Und natürlich habe ich gesagt, oh, wem denn? Und er hat gesagt, dem Baron Amandine.«

Jamie wechselte einen Blick mit Fergus, der eine überraschte Miene zog, und zuckte mit einer Schulter.

»Dann habe ich ihn gefragt, wie lange er noch bleibt, weil ich meinem Bruder gern das Schiff zeigen würde. Und er sagt, er fährt morgen Abend, und hat mich gefragt - aber im Scherz, das konnte ich merken -, ob ich auf der Reise gern sein Schiffsjunge wäre. Ich habe gesagt, nein, meine Frösche werden seekrank - genau wie mein Großvater.«

Jetzt grinste er Jamie an, der ihn mit einem ernsten Blick strafte.

»Hat dir dein Vater das hier schon beigebracht: *»Ne petez pas plus haute que votre cul?«*

»Mama wird dir den Mund mit Seife auswaschen, wenn du so etwas sagst«, unterrichtete Germain ihn tugendhaft. »Möchtest du, dass ich nachsehe, was er in der Tasche hat? Ich habe gesehen, wie er in das Wirtshaus an der Cherry Street gegangen ist. Ich könnte -«

»Das könntest du nicht«, unterbrach Fergus ihn hastig. »Und sag so etwas nicht in der Öffentlichkeit. Deine Mutter wird uns beide ermorden.«

Jamie spürte ein kaltes Prickeln in seinem Nacken und sah sich hastig um, um sich zu vergewissern, dass niemand es gehört hatte.

»Du hast ihm beigebracht zu -«

Fergus sah ihn ausweichend an.

»Ich fand es eine Schande, dass diese Kunst verloren gehen soll. Man könnte sagen, dass es ein Familienerbe ist. Natürlich lasse ich ihn nichts stehlen. Wir legen alles zurück.«

»Ich glaube, wir werden uns später noch unter vier Augen unterhalten«, sagte Jamie und musterte die beiden drohend. Himmel, wenn man Germain dabei erwischte hätte ... Am besten jagte er den beiden Todesangst ein, bevor sie noch am Pranger endeten, wenn man sie nicht gleich als Diebe am nächsten Baum aufhängte.

»Was ist denn mit dem Mann, den du eigentlich suchen solltest?«, fragte Fergus seinen Sohn und nutzte die Gelegenheit, um Jamie von seinem Zorn abzulenken.

»Ich habe ihn gefunden«, sagte Germain und wies kopfnickend zur Tür. »Da ist er.«

DELANCEY HALL WAR EIN KLEINER, GEPFLEGTER MANN, DER MIT SEINER stillen Art und seinem zuckenden Näschen an eine Kirchenmaus erinnerte. Man konnte sich kaum einen Menschen vorstellen, der weniger wie ein Schmuggler aussah - was, so dachte Jamie, in diesem Geschäft wahrscheinlich eine wertvolle Eigenschaft war.

»Transporteur von Waren aller Art«, war die diskrete Beschreibung, die Hall für sein Unternehmen wählte. »Ich bin darauf spezialisiert, für jede Fracht das richtige Schiff zu finden. Was heutzutage nicht einfach ist, wie sich die Herren gewiss vorstellen können.«

»Das kann ich in der Tat.« Jamie lächelte dem Mann zu. »Ich habe nichts zu verschiffen, aber ich hoffe, dass Ihr vielleicht trotzdem etwas Passendes für mich wisst. Ich selbst, meine Frau und mein Neffe sind auf der Suche nach einer Schiffspassage nach Edinburgh.« Er hatte die Hand unter dem Tisch in seinem Sporrان. Er hatte ein paar von den Goldkugelchen flach gehämmert. Drei dieser unregelmäßigen Scheiben ergriff er jetzt und legte sie Hall mit einer fast unmerklichen Bewegung auf den Schoß.

Die Miene des Mannes veränderte sich nicht im Geringsten, doch Jamie spürte, wie seine Hand nach vorn schoss, die Goldscheiben ergriff, sie prüfte und dann in seiner Tasche verschwand.

»Das könnte, glaube ich, möglich sein«, sagte er ausdruckslos. »Ich kenne einen Kapitän, der in etwa zwei Wochen aus Wilmington absegelt und sich möglicherweise dazu bewegen lässt, Passagiere mitzunehmen - gegen Entgelt.«

Kurz darauf befanden sie sich auf dem Rückweg zur Druckerei, und Jamie und Fergus unterhielten sich darüber, ob es Hall wohl gelingen würde, ein Schiff zu finden. Germain folgte den Eingebungen seines bemerkenswert fruchtbaren Hirns und wanderte verträumt im Zickzack vor ihnen her.

Auch Jamies Hirn war mehr als beschäftigt. Baron Amandine. Er kannte den Namen, konnte aber kein Gesicht damit in Verbindung bringen und sich nicht mehr daran erinnern, in welchem Zusammenhang er ihn gehört hatte. Nur dass er ihm irgendwann in Paris untergekommen war. Doch wann? Als er dort die Universität besucht hatte - oder später, als er und Claire ... ja. Das war es; er hatte den Namen bei Hofe gehört. Doch ganz gleich, wie sehr er seinen Kopf bearbeitete, mehr gab dieser nicht preis.

»Möchtest du, dass ich mit diesem Beauchamp spreche?«, fragte Jamie abrupt. »Ich könnte vielleicht herausfinden, was er von dir will?«

Fergus' Mund spannte sich kaum merklich an, dann

schüttelte er den Kopf, und seine Lippen entspannten sich wieder.

»Nein«, sagte er. »Ich habe doch schon gesagt, dass ich gehört habe, dass der Mann auch in Edenton nach mir gefragt hat.«

»Bist du wirklich sicher, dass es um *dich* geht? Nicht dass es in North Carolina von Claudels wimmelt, aber trotzdem ...«

»Ja, das glaube ich.« Fergus sprach sehr leise und hielt den Blick auf Germain gerichtet, der gerade leise Quaklaute ausstieß und sich offensichtlich mit den Fröschen in seinem Hemd unterhielt. »Die Person, die mir davon erzählt hat, hat gesagt, der Mann hätte nicht nur den Namen gekannt, sondern weitaus mehr gewusst. Dass der Claudel Fraser, den er suchte, von einem hochgewachsenen rothaarigen Schotten aus Paris mitgenommen wurde. Namens James Fraser. Also glaube ich, Ihr könnt nicht mit ihm sprechen, nein.«

»Nicht, ohne seinen Argwohn zu wecken, nein«, pflichtete ihm Jamie bei. »Aber ... wir wissen ja nicht, was er will, aber es könnte doch von großem Vorteil für dich sein, aye? Wie wahrscheinlich ist es denn, dass jemand aus Frankreich keine Kosten und Mühen scheut, um jemanden hierherzuschicken, damit er dir etwas antut, obwohl er dich doch einfach in Amerika dir selbst überlassen könnte?« Er zögerte. »Vielleicht ... ist dieser Baron Amandine ja mit dir verwandt?«

Das schien der Stoff von Abenteuerromanen zu sein, und

wahrscheinlich war es ja blanker Unsinn. Gleichzeitig jedoch fiel ihm kein vernünftiger Grund ein, warum ein französischer Adelige sonst einem in einem Bordell geborenen Bastard über zwei Kontinente hinweg nachspüren sollte.

Fergus nickte, antwortete aber nicht sogleich. Er trug an diesem Tag seinen Haken, nicht den mit Kleie gefüllten Handschuh, den er zu offiziellen Anlässen trug, und er kratzte sich vorsichtig damit an der Nase, bevor er etwas sagte.

»Lange Zeit«, sagte er schließlich, »habe ich mir als kleiner Junge eingeredet, ich sei der uneheliche Sohn eines großen Mannes. Ich glaube, das tun alle Waisen«, fügte er leidenschaftslos hinzu. »Es macht einem das Leben erträglicher, wenn man sich einredet, dass es nicht immer so bleiben wird, wie es ist; dass irgendwann jemand kommen wird und einen an seinen rechten Platz holt.«

Er zuckte mit den Achseln.

»Dann wurde ich älter, und mir wurde klar, dass das nicht stimmt. Es würde niemand kommen, um mich zu retten. Aber dann ...« Er wandte Jamie den Kopf zu und lächelte ihm geradezu unwiderstehlich zu.

»Dann bin ich noch älter geworden, und ich habe festgestellt, dass es ja doch stimmte. Ich *bin* der Sohn eines großen Mannes.«

Der Haken berührte Jamies Hand, fest und selbstsicher.

»Mehr wünsche ich mir gar nicht.«

EIN KUSS IN LIEBE

Wilmington, Kolonie North Carolina 18. April 1777

Die Geschäftsräume der *Wilmington Gazette* waren nicht schwer zu finden. Ihre verkohlten Überreste waren zwar bereits abgekühlt, doch der allzu vertraute Brandgeruch hing noch in der Luft. Ein grob gekleideter Mann mit einem Schlapphut stocherte auf verdächtige Weise in den geschwärzten Holzbalken herum, hielt jedoch inne, als Jamie ihn ansprach, und bahnte sich auf Storcheneben seinen Weg aus der Ruine.

»Seid Ihr der Eigentümer der Zeitung, Sir?«, fragte Jamie und streckte die Hand aus, um ihm über einen Stapel halb verbrannter Bücher hinwegzuhelfen, die auf der Schwelle ausgebreitet lagen. »Falls ja, mein Beileid.«

»Oh, nein«, erwiderte der Mann und wischte sich mit einem großen, schmutzigen Taschentuch, das er dann an Jamie weiterreichte, den Ruß von den Fingern. »Amos Crupp ist der Drucker. Aber er ist fort - hat sich davongemacht, als sie die Druckerei angezündet haben. Ich bin Herbert Longfield; mir gehört das Grundstück. Die Druckerei hat mir auch gehört«, fügte er hinzu und sah sich reumütig um. »Ihr seid nicht zufällig Resteverwerter, oder? Ich hab hier einen schönen Eisenklumpen.«

Fergus' und Marsalis' Druckerpresse war nun offensichtlich das einzige verbleibende Exemplar zwischen Charleston und Newport. Die Presse der *Gazette* stand krumm gebogen und schwarz inmitten der Ruine; man konnte sie zwar noch erkennen, doch sie war nur noch als Alteisen zu verwenden.

»Wann ist das passiert?«, fragte ich.

»Vorletzte Nacht. Kurz nach Mitternacht. Es hat schon lichterloh gebrannt, bevor die Eimerbrigade loslegen konnte.«

»Ein Unfall mit dem Brennofen?«, fragte Jamie. Er bückte sich und hob eines der verstreuten Pamphlete auf.

Longfield lachte zynisch.

»Ihr seid nicht von hier, oder? Ihr sagt, Ihr seid auf der Suche nach Amos?« Er ließ den Blick argwöhnisch von Jamie zu mir und wieder zurück wandern. Er hatte nicht vor, sich Fremden anzuvertrauen, deren politische Gesinnung er nicht kannte.

»James Fraser«, sagte Jamie und schüttelte ihm fest die Hand. »Meine Frau Claire. Wer ist es denn gewesen? Die Söhne der Freiheit?«

Longfields Augenbrauen fuhren in die Höhe.

»Ihr seid wirklich nicht von hier.« Er lächelte unglücklich. »Amos war auf der Seite der Söhne. Hat nicht direkt dazugehört, aber er war ihr Gesinnungsgenosse. Ich habe ihm gesagt, er soll aufpassen, was er schreibt und druckt, und das hat er auch versucht. Aber heutzutage gehört nicht

viel dazu. Irgendjemand flüstert ›Verrat‹, und schon wird ein Mann auf der Straße halb tot geprügelt, geteert und gefedert, mit Feuer aus seinem Haus vertrieben - oder sogar umgebracht.«

Er betrachtete Jamie nachdenklich.

»Ihr kanntet Amos also nicht. Darf ich fragen, was Ihr mit ihm zu tun hattet?«

»Ich hatte eine Frage zu einer Nachricht, die in der *Gazette* abgedruckt worden ist. Ihr sagt, Crupp ist fort. Wisst Ihr, wo ich ihn finden könnte? Ich will ihm nichts Böses«, fügte er hinzu.

Mr. Longfield musterte mich aufmerksam. Wahrscheinlich fragte er sich, ob ein Mann, der politische Gewalt im Schilde führte, wohl seine Frau mitbringen würde. Ich lächelte und versuchte, so respektabel und charmant zu wirken wie möglich, und er erwiderte mein Lächeln unsicher. Er hatte eine lange Oberlippe, die ihm das Aussehen eines sehr besorgten Kamels verlieh, ein Eindruck, der durch die exzentrische Stellung seiner Zähne noch verstärkt wurde.

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte er, jetzt wieder an Jamie gewandt. Sein Entschluss schien also festzustehen. »Doch er hatte einen Geschäftspartner und einen Gehilfen. Könnte einer dieser beiden vielleicht wissen, wonach Ihr sucht?«

Jetzt war es an Jamie, Longfield abschätzend zu betrachten. *Sein* Entschluss fiel in Sekunden, und er reichte

mir das Pamphlet.

»Möglich. Vor etwas über einem Jahr wurde eine kurze Nachricht über einen Hausbrand in den Bergen abgedruckt. Ich würde gern herausfinden, wer der Zeitung diese Nachricht überbracht haben könnte.«

Longfield runzelte verwundert die Stirn und kratzte sich die lange Oberlippe, wobei er eine Rußspur hinterließ.

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Allerdings - nun, ich sage Euch etwas, Sir. Ich wollte George Humphries aufsuchen - das ist Amos' Geschäftspartner -, nachdem ich einen Blick auf das Grundstück geworfen hatte.« Er blickte hinter sich und verzog das Gesicht. »Warum kommt Ihr nicht mit und fragt ihn?«

»Das ist sehr freundlich von Euch, Sir.« Jamie signalisierte mir mit einem Zucken seiner Augenbraue, dass ich nicht länger gebraucht wurde, um den Schein zu wahren, und ich meiner Wege gehen konnte. Also wünschte ich Mr. Longfield einen guten Tag und begab mich auf Futtersuche in den Fleischtöpfen von Wilmington.

Hier gingen die Geschäfte noch besser als in New Bern. Wilmington hatte einen Hochseehafen, und die englische Blockade hatte zwar unweigerlich den Import und Export beeinträchtigt, doch es kamen zumindest noch Schiffe aus der Gegend und küstennahe Paketboote in den Hafen. Außerdem war Wilmington um einiges größer, und auf dem Marktplatz herrschte geschäftiges Treiben. Dort verbrachte ich eine angenehme Stunde damit, Kräuter zusammenzutragen und das Stadtgespräch

aufzuschnappen, bevor ich mir ein Käsebrötchen zum Mittagessen kaufte und zum Hafen wanderte, um es zu essen.

Ich schlenderte in aller Seelenruhe umher und hoffte, vielleicht das Schiff zu erspähen, das uns möglicherweise nach Schottland bringen würde, doch ich sah nichts vor Anker liegen, was irgendwie groß genug für eine solche Reise aussah. Aber natürlich: DeLancey Hall hatte ja gesagt, wir würden zunächst auf ein kleines Schiff steigen müssen, vermutlich sein eigenes Fischerboot, und uns aus dem Hafen stehlen müssen, um auf See mit dem größeren Schiff zusammenzutreffen.

Ich setzte mich auf einen Poller, um zu essen, und zog eine kleine Schar neugieriger Seemöwen an, die wie übergewichtige Schneeflocken angeschwebt kamen und mich umringten.

»Überleg's dir gut, Kumpel«, sagte ich und zeigte mahnend mit dem Finger auf ein besonders dreistes Exemplar, das auf meine Füße zugewackelt kam und meinen Korb beäugte. »Das ist *mein* Mittagessen.« Ich hatte das halb verbrannte Pamphlet noch, das Jamie mir gereicht hatte, und ich wedelte heftig damit. Die Möwen flatterten alarmiert kreischend auf, ließen sich aber unverdrossen in etwas respektvollerem Abstand erneut rings um mich nieder. Ihre Knopfaugen waren ausnahmslos auf das Brötchen in meiner Hand gerichtet.

»Ha«, sagte ich zu ihnen und schob vorsichtshalber den Korb hinter meine Füße. Ich umklammerte mein Brötchen

und behielt die Möwen fest im Auge. Mit dem anderen Auge betrachtete ich den Hafen. Etwas außerhalb lag ein britisches Kriegsschiff vor Anker, und der Union Jack, der an seinem Bug flatterte, löste eine merkwürdig paradoxe Mischung aus Stolz und Beklommenheit in mir aus.

Der Stolz war ein Reflex. Ich war Engländerin. Ich hatte Großbritannien in Lazaretten gedient, auf Schlachtfeldern - pflichtbewusst und ehrenhaft -, und ich hatte viele meiner Landsleute im Dienst dieses Landes fallen sehen. Der Union Jack, den ich jetzt vor mir hatte, sah zwar etwas anders aus als der, unter dem ich gedient hatte, doch es war ohne Frage die gleiche Flagge, und bei ihrem Anblick ging mir auf instinktive Weise das Herz auf.

Gleichzeitig war ich mir der Bedrohung, die diese Flagge nun für mich und die Meinen bedeutete, nur zu bewusst. Die oberen Kanonenschächte des Schiffs standen offen; offensichtlich fand dort eine Übung statt, denn ich sah, wie die Kanonen in rascher Folge aus- und wieder eingefahren wurden und sie ihre stumpfen Nasen erst aus den Schächten steckten und sie dann wieder zurückzogen wie die Köpfe kampfesüchtiger Nagetiere. Gestern hatten noch **zwei** Kriegsschiffe im Hafen gelegen; das andere war verschwunden ... Wohin? Befand es sich auf einer bestimmten Mission - oder kreuzte es nur rastlos vor der Hafenmündung auf und ab, allzeit bereit, jedes verdächtig aussehende Schiff zu entern, zu beschießen oder zu versenken? Ich konnte mir kaum etwas vorstellen, was verdächtiger wirkte als das Schiff, das Mr. Halls

Schmugglerfreund gehörte.

Wieder dachte ich an den mysteriösen Mr. Beauchamp. Frankreich war noch neutral; auf einem Schiff, das unter französischer Flagge fuhr, würden wir um einiges sicherer sein. Zumindest sicherer vor den Nachstellungen der britischen Marine. Was jedoch Beauchamps Motive betraf ... Widerstrebend hatte ich Fergus' Wunsch, nichts mit dem Mann zu tun haben zu wollen, akzeptiert, doch ich fragte mich nach wie vor, warum in aller Welt sich Beauchamp so für Fergus interessierte.

Genauso fragte ich mich, ob er wohl in irgendeiner Verbindung mit meiner Sippe der Beauchamps stand, doch es gab keinen Weg, das herauszufinden; ich wusste zwar, dass Onkel Lamb einen rudimentären Stammbaum gezeichnet hatte - vor allem für mich -, doch ich hatte ihn nie genauer betrachtet. Wo war er wohl jetzt?, fragte ich mich. Er hatte ihn Frank und mir geschenkt, als wir geheiratet hatten, ordentlich abgetippt und abgeheftet.

Ob ich Mr. Beauchamp in meinem nächsten Brief an Brianna erwähnen sollte? Sie musste ja unsere alten Familienunterlagen haben - kistenweise alte Steuererklärungen, ihre gesammelten Schularbeiten und Kunstprojekte ... Ich lächelte bei der Erinnerung an einen Dinosaurier aus Ton, den sie mit acht Jahren getöpfert hatte, ein Monster mit Riesenzähnen, das trunken zur Seite lehnte und einen kleinen zylindrischen Gegenstand im Maul hängen hatte.

»Das ist ein Säugetier, das er gerade frisst«, hatte sie

mir mitgeteilt.

»Was ist denn mit den Beinen des Säugetiers passiert?«, hatte ich gefragt.

»Sie sind abgefallen, als der Dinosaurier daraufgetreten ist.«

Diese Erinnerung hatte mich einen Augenblick abgelenkt, und eine vorwitzige Möwe näherte sich im Tiefflug und hackte nach meiner Hand. Dabei schleuderte sie die letzten Überbleibsel meines Brötchens zu Boden, wo es augenblicklich in der kreischenden Menge ihrer Kameraden verschwand.

Ich stieß einen Fluch aus - die Möwe hatte einen blutigen Kratzer auf meinem Handrücken hinterlassen -, packte das Pamphlet und warf es mitten zwischen die zankenden Vögel. Es traf einen von ihnen am Kopf, und er fiel wild flatternd auf die Seite. Dies zerstreute den Pöbel, der sich unter lauten Möwenflüchen verdrückte, dabei aber nicht einen Krümel zurückließ.

»Ha«, sagte ich erneut, nicht ohne eine gewisse grimmige Genugtuung. Dank einer obskuren, aus dem zwanzigsten Jahrhundert stammenden Hemmung, Abfälle liegen zu lassen, sammelte ich das Pamphlet wieder ein. Es war jetzt in mehrere Stücke zerrissen, und ich legte sie zu einem groben Rechteck zusammen.

»*Überlegungen über die Gnade*«, war sein Titel, und der Untertitel lautete, *Gedanken zur Natur des göttlichen Mitleids, seiner Manifestation im Menschenherzen und*

Instruktionen zur Verbreitung desselben zum Nutzen des Einzelnen und der Menschheit. Wahrscheinlich nicht unbedingt Mr. Crupps meistverkaufter Titel, dachte ich und stopfte es an den Rand meines Korbes.

Was mich auf einen weiteren Gedanken brachte. Ich fragte mich, ob Roger es wohl eines Tages in einem Archiv finden würde. Ich hielt es für mehr als wahrscheinlich.

Bedeutete das, dass wir - zumindest ich - uns absichtlich so verhalten sollten, dass auch wir in den Archiven auftauchten? Angesichts der Tatsache, dass es sich bei den meisten Nachrichten, die es - ganz gleich, in welcher Ära - in die Zeitung schafften, um Kriege, Verbrechen, Tragödien und andere Katastrophen handelte, dachte ich, lieber nicht. Die wenigen Situationen, in denen ich es fast zur Berühmtheit gebracht hätte, waren alles andere als angenehm gewesen. Und das Letzte, was ich wollte, war, dass Roger einen Bericht fand, in dem stand, dass ich wegen Bankraubs gehängt worden war, dass ich als Hexe hingerichtet worden war oder dass ich von rachsüchtigen Möwen zu Tode gehackt worden war.

Nein, schloss ich. Am besten erzählte ich Brianna einfach nur von Mr. Beauchamp und unserem Familienstammbaum, und wenn Roger *darin* herumstochern wollte, schön und gut. Natürlich würde ich nie erfahren, ob er Mr. Percival dort gefunden hatte, doch falls ja, würden zumindest Jem und Mandy ein bisschen mehr über ihre Herkunft erfahren.

Wo war er nur, dieser Ordner? Als ich ihn das letzte Mal

gesehen hatte, hatte er auf dem Aktenschrank in Franks Büro gelegen. Ich erinnerte mich deutlich daran, weil Onkel Lamb eine ziemlich verspielte Version von etwas darauf gezeichnet hatte, was ich für das Familienwapp-

»Ich bitte um Verzeihung, Madam«, sagte eine tiefe Stimme respektvoll hinter mir. »Ich sehe, dass Ihr -«

Abrupt aus meiner Erinnerung gerissen, wandte ich mich der Stimme verständnislos zu und dachte dabei vage, dass sie mir bekannt -

»Ach du lieber Himmel!«, platzte ich heraus und sprang auf. »Ihr!«

Ich trat einen Schritt zurück, stolperte über den Korb und wäre fast in den Hafen gefallen, wenn mich Tom Christie nicht gerettet hätte, indem er instinktiv nach meinem Arm griff.

Er riss mich von der Kante des Kais fort, und ich fiel gegen seine Brust. Er fuhr zurück, als bestünde ich aus geschmolzenem Metall, dann nahm er mich in die Arme, presste mich fest an sich und küsste mich mit leidenschaftlicher Hingabe.

Er brach ab, blickte mir ins Gesicht und keuchte: »Ihr seid doch tot!«

»Äh, nein«, sagte ich so verblüfft, dass ich es entschuldigend klingen ließ.

»Ich bitte - ich bitte um Verzeihung«, brachte er hervor und ließ die Arme sinken. »Ich - ich - ich -« Er sah so weiß aus wie ein Gespenst, und ich befürchtete schon, dass er in

den Hafen fallen würde. Ich bezweifelte zwar, dass ich viel besser aussah, doch zumindest stand ich fest auf beiden Beinen.

»Ihr setzt Euch besser hin«, sagte ich.

»Ich - nicht hier«, wehrte er spontan ab.

Er hatte recht. Das Kai war ein Ort, an dem reges Treiben herrschte, und unser kleines *rencontre* hatte bereits einige Aufmerksamkeit erregt. Einige Passanten begafften uns ganz unverhohlen und stießen sich gegenseitig an, während uns die Kaufleute, die Seeleute und die Dockarbeiter weniger direkte Blicke zuwarfen. Ich begann mich so weit von meinem Schreck zu erholen, dass ich nachdenken konnte.

»Habt Ihr irgendwo ein Zimmer? O nein - das geht nicht, nicht wahr?« Ich konnte mir jetzt schon zu gut vorstellen, was für Geschichten im Ort die Runde machen würden, sobald wir die Docks hinter uns ließen; wenn wir uns dann auch noch in Mr. Christies - im Moment konnte ich nur als »Mr. Christie« an ihn denken - Zimmer zurückzogen ...

»Das Wirtshaus«, sagte ich bestimmt. »Kommt mit.«

DER FUSSWEG ZU SYMONDS WIRTSHAUS DAUERTE NUR EINIGE MINUTEN, UND wir legten ihn

in völligem Schweigen zurück. Hin und wieder warf ich ihm jedoch einen verstohlenen Blick zu, sowohl um mich zu vergewissern, dass er *kein* Gespenst war, als auch, um mir einen Eindruck von seiner gegenwärtigen Lage zu

verschaffen.

Sie schien erträglich zu sein; er war anständig gekleidet, trug einen dunkelgrauen Anzug und ein sauberes Leinenhemd, und wenn er auch nicht nach der neuesten Mode gekleidet war - ich biss mir auf die Lippen bei der Vorstellung, dass Tom Christie auf die Mode achten könnte -, sah er doch zumindest nicht schäbig aus.

Ansonsten sah er in etwa so aus wie bei unserer letzten Begegnung - oder nein, verbesserte ich mich. Eigentlich sah er viel besser aus. Als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, hatte ihm tiefste Trauer jede Kraft geraubt; die Tragödie des Todes seiner Tochter und die darauffolgenden Komplikationen hatten ihn am Boden zerstört. Dies war auf der *Cruizer* gewesen, dem britischen Schiff, auf welchem Gouverneur Martin Zuflucht gesucht hatte, als man ihn vor fast zwei Jahren aus der Kolonie vertrieb.

Damals hatte mir Mr. Christie erstens seine Absicht kundgetan, den Mord an seiner Tochter zuzugeben - dessen man mich beschuldigte -, mir zweitens seine Liebe gestanden und mir drittens sein Vorhaben enthüllt, sich an meiner Stelle hinrichten zu lassen. Dies alles machte seine plötzliche Auferstehung nicht nur zu einer Überraschung, sondern obendrein zu einer mehr als nur ein wenig peinlichen Situation.

Was die Peinlichkeit noch vergrößerte, war die Frage, was er - falls überhaupt - über das Schicksal seines Sohnes Allan wusste, der tatsächlich an Malva Christies

Tod schuld gewesen war. Kein Vater sollte eine Geschichte wie die seine zu hören bekommen, und ich wurde von Panik gepackt, als ich daran dachte, dass ich es ihm möglicherweise erzählen musste.

Ich sah ihn noch einmal an. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, doch es war weder eingefallen noch von offenem Gram gezeichnet. Er trug keine Perücke, obwohl sein grau meliertes Haar wie üblich kurz geschnitten war, genau wie sein gepflegter Bart. Mein Gesicht kitzelte, und ich hielt mich nur mit Mühe davon ab, mir deshalb den Mund zu reiben. Er war unleugbar verstört - nun, das war ich ebenso -, hatte sich jedoch wieder im Griff, und er öffnete mir die Wirtshaustür mit perfekter Höflichkeit. Nur das Zucken eines Muskels an seinem linken Auge verriet ihn.

Ich fühlte mich, als würde ich am ganzen Körper zucken, doch Phaedre, die im Schankraum bediente, sah mich ganz normal an und nickte freundlich. Sie war Thomas Christie natürlich noch nie begegnet, und sie hatte nach meiner Festnahme zwar mit Sicherheit von dem Skandal gehört, doch den Herrn in meiner Begleitung würde sie nicht damit in Verbindung bringen.

Wir fanden im Speisezimmer einen Tisch am Fenster und setzten uns.

»Ich dachte, *Ihr* seid tot«, sagte ich übergangslos. »Was habt *Ihr* damit gemeint, dass *Ihr* dachtet, *ich* wäre tot?«

Er öffnete den Mund, um zu antworten, wurde aber von Phaedre unterbrochen, die lächelnd an unseren Tisch kam,

um uns zu bedienen.

»Kann ich Euch etwas bringen, Sir, Ma'am? Möchtet Ihr etwas essen? Wir haben heute einen schönen Schinken, Bratkartoffeln und dazu Mrs. Symonds besondere Rosinen-Senfsauce.«

»Nein«, sagte Mr. Christie. »Ich - nur einen Cidre, bitte.«

»Whisky«, sagte ich. »Reichlich.«

Mr. Christie sah schockiert aus, doch Phaedre lachte nur und huschte davon. Ihre anmutigen Bewegungen zogen die stille Bewunderung der meisten männlichen Gäste auf sich.

»Ihr habt Euch nicht verändert«, stellte er fest. Sein Blick wanderte gebannt über mich hinweg und registrierte jedes Detail meiner Erscheinung. »Ich hätte Euch gleich an Eurem Haar erkennen müssen.«

Seine Stimme war tadelnd, aber mit einem Hauch von zögerlicher Belustigung versetzt; er hatte nie einen Hehl daraus gemacht, wie sehr er es missbilligte, dass ich mich weigerte, eine Haube zu tragen oder mein Haar anderweitig zu bändigen. »Liederlich« hatte er das genannt.

»Ja, das hättet Ihr«, sagte ich und hob die Hand, um besagtes Haar zu glätten, denn durch die Abenteuer des Vormittags hatte es arg gelitten. »Ihr habt mich erst erkannt, als ich mich umgedreht habe, oder? Was hat Euch denn bewogen, mich anzusprechen?«

»Ich hatte gesehen, dass Ihr eines meiner Traktate hattet.«

»Was?«, sagte ich verständnislos, folgte aber seiner Blickrichtung und sah das angesengte Pamphlet über das *Göttliche Mitleid* unter einem Kohlkopf hervorlugen. Ich bückte mich und zog es heraus, und erst jetzt fiel mir der Autor auf: von *Mr. T.W. Christie, MA, Universität Edinburgh*.

»Wofür steht denn das ›W‹«, fragte ich und legte es hin. Er blinzelte.

»Warren«, erwiderte er schroff. »Wo in Gottes Namen kommt Ihr her?«

»Mein Vater hat stets behauptet, er hätte mich im Garten unter einem Kohlblatt gefunden«, erwiderte ich. »Oder meint Ihr heute? Falls ja, aus dem ›King's Arms‹.«

Sein Schreck ließ allmählich nach, und die Entrüstung über meinen Mangel an weiblichem Anstand zog ihm das Gesicht wieder zu seiner üblichen strengen Miene zurecht.

»Treibt keine Scherze. Mir wurde gesagt, Ihr wärt tot«, sagte er vorwurfsvoll. »Ihr und Eure gesamte Familie wärt bei einem Brand umgekommen.«

Phaedre, die gerade die Getränke brachte, sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Ich finde nicht, dass sie besonders knusprig aussieht, Sir, falls Ihr verzeiht.«

»Danke für den Kommentar«, zischte er hinter zusammengebissenen Zähnen. Phaedre wechselte einen belustigten Blick mit mir und ging kopfschüttelnd davon.

»Wer hat Euch das gesagt?«

»Ein Mann namens McCreary.«

Ich muss verständnislos ausgesehen haben, denn er fügte hinzu: »Aus Brownsville. Ich bin ihm Ende Januar hier - in Wilmington, meine ich - begegnet. Er war vor einem Tag aus den Bergen gekommen, hat er gesagt, und hat mir von dem Brand erzählt. *Hat* es gebrannt?«

»Nun, ja, das hat es«, sagte ich langsam und fragte mich, ob - und in welchem Ausmaß - ich ihm die Wahrheit darüber erzählen sollte. In sehr geringem, hier in der Öffentlichkeit, beschloss ich.

»Vielleicht ist es dann ja Mr. McCreary gewesen, der die Nachricht über den Brand in die Zeitung gesetzt hat - aber das kann nicht sein.« Roger hatte gesagt, die Notiz wäre 1776 erschienen - fast ein Jahr vor dem Brand.

»Das war ich«, sagte Christie. Jetzt war es an mir zu blinzeln.

»Ihr? Wann denn?« Ich trank einen ordentlichen Schluck Whisky, denn ich hatte das Gefühl, ihn mehr denn je zu brauchen.

»Sobald ich es gehört hatte. Oder - nun ja, nein«, verbesserte er sich. »Ein paar Tage später. Ich ... war sehr bestürzt über die Nachricht«, fügte er hinzu. Er senkte den Blick, und zum ersten Mal, seit wir uns hingesetzt hatten, sah er mich nicht mehr direkt an.

»Ah. Das tut mir leid«, sagte ich mit gesenkter Stimme. Ich hatte das Gefühl, mich entschuldigen zu müssen - obwohl, warum ich mich dafür entschuldigen sollte, nicht

verbrannt zu sein ...

Er räusperte sich.

»Ja. Nun. Ich, äh, hatte das Gefühl, dass irgendetwas unternommen werden sollte. Irgendein formelles Gedenken an Euer - Euer Dahinscheiden.« Jetzt blickte er auf, und seine grauen Augen sahen mich direkt an. »Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass Ihr - alle«, fügte er hinzu, doch dies war deutlich zweitrangig, »einfach so von der Erde verschwinden solltet, ohne dass dieses Ereignis irgendwie - vermerkt wurde.«

Er holte tief Luft und nippte zögerlich an seinem Cidre.

»Selbst wenn es eine Beerdigung gegeben hätte, hätte es für mich keinen Sinn gehabt, nach Fraser's Ridge zurückzukehren, selbst wenn ich - nun ja. Ich konnte es nicht. Also dachte ich, ich bringe es hier zumindest öffentlich zu Papier. Schließlich«, fügte er leiser hinzu und wandte den Blick wieder ab, »konnte ich Euch ja keine Blumen auf das Grab legen.«

Der Whisky hatte meine Nerven ein wenig beruhigt, doch er kratzte auch im Hals, sodass mir das Sprechen schwerfiel. Ich streckte die Hand aus und berührte kurz die seine, dann räusperte ich mich und betrat vorerst neutralen Boden.

»Eure Hand«, sagte ich. »Wie geht es ihr?«

Überrascht blickte er auf, doch die angespannten Falten in seinem Gesicht glätteten sich ein wenig.

»Sehr gut, danke. Seht Ihr?« Er drehte die rechte Hand

um und zeigte mir die große, z-förmige Narbe auf der Handfläche, die gut verheilt, aber immer noch rosa gefärbt war.

»Lasst mich einmal sehen.«

Seine Hand war kalt. Um Beiläufigkeit bemüht, ergriff ich sie, drehte sie, beugte die Finger, um ihre Beweglichkeit zu überprüfen. Er hatte recht; der Hand *ging* es gut; sie bewegte sich fast normal.

»Ich - ich habe die Übungen gemacht, die Ihr mir aufgetragen habt«, entfuhr es ihm. »Ich mache sie jeden Tag.«

Als ich aufsaß, fixierte er mich mit einer Art nervösem Ernst. Seine Wangen waren jetzt rot angelaufen, und mir wurde klar, dass auch dieses Terrain nicht annähernd so neutral war, wie ich gedacht hatte. Bevor ich seine Hand loslassen konnte, drehte sie sich in der meinen um und legte sich auf meine Finger - nicht fest, aber doch so, dass ich mich nicht ohne sichtliche Mühe befreien konnte.

»Euer Mann.« Er verstummte, denn an Jamie hatte er bisher offenbar noch gar nicht gedacht. »Er lebt auch?«

»Äh, ja.«

Zu seiner Ehre verzog er bei dieser Nachricht keine Miene, sondern nickte und atmete aus.

»Es - freut mich, das zu hören.«

Einen Moment lang saß er schweigend da und betrachtete seinen fast unberührten Cidre. Er hielt immer noch meine Hand. Ohne den Kopf zu heben, sagte er leise:

»Weiß - er Bescheid? Was ich - wie ich - ich habe ihm den Grund für mein Geständnis nicht gesagt. Habt Ihr es getan?«

»Ihr meint Eure« - ich suchte nach einer passenden Möglichkeit, es zu formulieren -, »Eure, äh, äußerst ritterlichen Gefühle mir gegenüber? Ja, er weiß davon; er hatte großes Mitgefühl mit Euch. Er weiß ja selbst, wie es ist, mich zu lieben«, fügte ich scharf hinzu.

Fast hätte er bei diesen Worten gelacht, was mir die Gelegenheit gab, meine Finger zu befreien. Allerdings sagte er kein Wort davon, dass er mich *nicht* mehr liebte. Oje.

»Nun, jedenfalls sind wir nicht tot«, sagte ich und räusperte mich erneut. »Was ist mit Euch? Als ich Euch das letzte Mal gesehen habe ...«

»Ah.« Er sah alles andere als glücklich aus, sammelte sich aber und nickte. »Nach Eurem überhasteten Aufbruch von der *Cruizer* stand Gouverneur Martin ohne Sekretär da. Als er feststellte, dass ich einigermaßen lesen konnte« - sein Mund verzog sich ein wenig -, »und dank Eurer Zuwendungen lesbar schreiben konnte, ließ er mich aus der Zelle holen.«

Das überraschte mich nicht. Aus seiner Kolonie vertrieben, war Gouverneur Martin gezwungen gewesen, seine Angelegenheiten von der kleinen Kapitänskajüte des britischen Schiffes aus zu regeln, auf das er sich geflüchtet hatte. Diese Angelegenheiten bestanden zwangsläufig ausschließlich aus Briefen - die samt und sonders nicht nur

entworfen, niedergeschrieben und ins Reine geschrieben werden mussten, sondern Stück für Stück mehrfach kopiert werden mussten. Eine Kopie wurde für die offiziellen Korrespondenzakten des Gouverneurs benötigt, eine für jede Person oder Behörde, die an dem jeweiligen Vorgang beteiligt war, und schließlich mussten von jedem Brief, der nach England oder Europa versandt wurde, mehrere Kopien angefertigt werden, die auf verschiedenen Schiffen versandt wurden, in der Hoffnung, dass zumindest eine Ausfertigung ihr Ziel erreichte, falls die anderen versenkt wurden, in die Hände von Piraten oder Privatiers gerieten oder anderweitig unterwegs verloren gingen.

Mir schmerzte die Hand, wenn ich nur daran dachte. Es waren die Erfordernisse der Bürokratie vor der Erfindung des Fotokopierers, die mich davor bewahrt hatten, in einer Zelle zu verrotten; kein Wunder, dass sie auch Christie das Elend der Haft erspart hatten.

»Seht Ihr?«, sagte ich glücklich. »Wenn ich Eure Hand nicht geheilt hätte, hätte er Euch entweder auf der Stelle hinrichten lassen oder Euch an Land schicken lassen, um Euch dort in ein Verlies zu stecken.«

»Ich bin Euch aufrichtig dankbar«, sagte er extrem trocken. »Damals war ich es nicht.«

Christie hatte mehrere Monate als Sekretär des Gouverneurs verbracht. Doch im November war ein Schiff mit neuen Ordern aus England gekommen - man befahl dem Gouverneur mehr oder minder, die Kolonie zu unterwerfen, ohne ihm jedoch Truppen, Waffen oder

nützliche Vorschläge zu liefern, wie dieses Vorhaben zu bewerkstelligen sei - und mit einem offiziellen Sekretär.

»An diesem Punkt war der Gouverneur gezwungen, sich von mir zu trennen. Wir hatten ... Bekanntschaft geschlossen, da wir ja auf solch engem Raum zusammenarbeiten mussten ...«

»Und da Ihr nicht länger nur ein anonymer Mörder wart, wollte er Euch nicht den Federkiel aus der Hand reißen und Euch an der Rah aufknüpfen«, brachte ich den Satz für ihn zu Ende. »Ja, eigentlich ist er ein sehr gütiger Mensch.«

»Das ist er«, bestätigte Christie. »Und er hat es nicht leicht gehabt, der Arme.«

Ich nickte. »Hat er Euch von seinen kleinen Söhnen erzählt?«

»Aye, das hat er.« Er presste die Lippen zusammen - nicht aus Wut, sondern um seine Gefühle zu unterdrücken. Martin und seine Frau hatten nacheinander drei kleine Söhne durch die fiebrigen Erkrankungen der Kolonie verloren; kein Wunder, wenn die traurigen Erzählungen des Gouverneurs auch Tom Christies Wunden erneut geöffnet hatten. Doch dieser schüttelte schwach den Kopf und widmete sich wieder der Erzählung seiner Befreiung.

»Ich hatte ... ihm ein wenig von ... von meiner Tochter erzählt.« Er ergriff den Cidre, den er bis jetzt kaum angerührt hatte, und trank ihn mit einem Schluck halb leer, als sei er im Begriff zu verdursten. »Ich habe ihm unter vier Augen gestanden, dass mein Geständnis falsch war -

obwohl ich gleichzeitig gesagt habe, dass ich mir Eurer Unschuld sicher bin«, versicherte er mir. »Und sollte man Euch jemals erneut deswegen festnehmen, behielte mein Geständnis seine Gültigkeit.«

»Danke«, sagte ich und fragte mich noch beklommener, ob er *wusste*, wer Malva umgebracht hatte. Er musste es vermutet haben - doch deshalb musste er es noch lange nicht mit Sicherheit wissen, ganz zu schweigen davon, ob er den Grund kannte. Und wo sich Allan jetzt befand, wusste niemand - außer mir, Jamie und Ian.

Gouverneur Martin hatte dieses Geständnis erleichtert aufgenommen und beschlossen, dass ihm unter diesen Umständen nichts anderes übrig blieb, als Christie an Land zu setzen, wo sich die zivile Obrigkeit seiner annehmen konnte.

»Aber es *gibt* doch gar keine zivile Obrigkeit mehr«, sagte ich. »Oder?«

Er schüttelte den Kopf.

»Zumindest keine, die sich mit einer solchen Angelegenheit befassen könnte. Es gibt zwar nach wie vor Gefängnisse und Sheriffs, aber weder Gerichtshöfe noch Magistraten. Unter diesen Umständen« - fast hätte er gelächelt, auch wenn es ein mürrischer Ausdruck war - »hielt ich es für Zeitverschwendung, mir jemanden zu suchen, dem ich mich ergeben konnte.«

»Aber Ihr habt doch gesagt, Ihr hättet eine Kopie Eures Geständnisses an die Zeitung geschickt«, sagte ich.

»Haben Euch die Einwohner von New Bern nicht, äh, unfreundlich aufgenommen?«

»Durch die Gnade der göttlichen Vorsehung hatte die dortige Zeitung ihren Dienst eingestellt, bevor sie mein Geständnis erhielt, da der Drucker Loyalist war. Ich glaube, Mr. Ashe und seine Freunde haben ihm einen Besuch abgestattet, und er war so klug, sich eine andere Beschäftigung zu suchen.«

»Wirklich sehr klug von ihm«, sagte ich trocken. John Ashe war ein Freund Jamies, eine Leitfigur der örtlichen Söhne der Freiheit und der Mann, auf dessen Konto der Brand von Fort Johnston und die Vertreibung Gouverneur Martins gingen.

»Es gab zwar ein bisschen Gerede«, sagte er und wandte erneut den Blick ab, »doch dann haben sich die öffentlichen Ereignisse überschlagen. Niemand wusste genau, was sich in Fraser's Ridge zugetragen hatte, und nach einer Weile blieb nur der Gedanke in den Köpfen, dass ich das Opfer einer persönlichen Tragödie geworden war. Die Leute haben mich mit einer Art ... Mitleid betrachtet.« Er verzog den Mund; er war kein Mensch, der anderen ihr Mitleid dankte.

»Es scheint Euch ja gut zu gehen«, sagte ich und wies auf seinen Anzug. »Zumindest schlaft Ihr nicht im Rinnstein oder ernährt Euch von den Fischabfällen der Docks. Ich wusste gar nicht, dass das Schreiben von Traktaten so profitabel ist.«

Er hatte im Verlauf des Gesprächs seine normale

Gesichtsfarbe angenommen, doch jetzt wurde er wieder rot - diesmal vor Ärger.

»Das ist es auch nicht«, fuhr er mich an. »Ich habe Schüler. Und ich - ich predige sonntags.«

»Ich kann mir niemanden vorstellen, der das besser könnte«, entgegnete ich belustigt. »Ihr habt von Anfang an Talent dafür gehabt, den Leuten ihre Fehler mit biblischen Formulierungen vorzuhalten. Dann seid Ihr ein Kirchenmann geworden?«

Seine Gesichtsfarbe verdunkelte sich weiter, doch er schluckte seine Wut herunter und antwortete mir gleichmütig.

»Bei meiner Ankunft war ich so gut wie mittellos. Fischabfälle, genau wie Ihr sagt - und hin und wieder etwas Brot oder Suppe, die von einer ›New Light‹-Gemeinde verteilt wurde. Ich bin zum Essen dorthin gegangen, aber aus Höflichkeit zum Gottesdienst geblieben. So habe ich eine Predigt gehört, die Reverend Peterson gehalten hat. Sie - ist mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Ich habe ihn aufgesucht, und wir haben uns ... unterhalten. Eines hat zum anderen geführt.« Er blickte zu mir auf, und seine Augen leuchteten. »Der Herr antwortet auf Gebete, wisst Ihr.«

»Wofür hattet Ihr denn gebetet?«, fragte ich fasziniert.

Das verblüffte ihn ein wenig, obwohl es eine unschuldige Frage war, die ich aus schlichter Neugier gestellt hatte.

»Ich - ich -« Er brach ab und starrte mich stirnrunzelnd

an. »Ihr seid wirklich eine unbequeme Frau.«

»Ihr seid nicht der Erste, der das denkt«, versicherte ich ihm. »Und ich will Euch auch nicht bedrängen. Ich habe mich ... nur gewundert.«

Ich konnte sehen, wie das Bedürfnis aufzustehen und zu gehen in ihm mit dem Bedürfnis rang, Zeugnis dessen abzulegen, was mit ihm geschehen war. Außerdem war er ein sturer Mensch, und so blieb er sitzen.

»Ich ... habe gefragt, warum«, sagte er schließlich sehr ruhig. »Das ist alles.«

»Nun, das hat bei Hiob auch geholfen«, stellte ich fest. Er zog ein verblüfftes Gesicht, und fast hätte ich gelacht; er war immer verblüfft, wenn er feststellen musste, dass noch jemand außer ihm die Bibel gelesen hatte. Doch er fing sich wieder und funkelte mich mit einer Miene an, die ihm weitaus ähnlicher sah.

»Und jetzt seid Ihr hier«, sagte er und ließ es wie eine Anschuldigung klingen. »Ich gehe davon aus, dass Euer Mann eine Miliz aufgestellt hat - oder sich einer Miliz angeschlossen hat. Ich habe genug vom Krieg. Ich bin überrascht, dass es Eurem Mann nicht ebenso geht.«

»Ich glaube nicht, dass er eine besondere Vorliebe für den Krieg hat«, sagte ich. Mein Tonfall war scharf, doch irgendetwas an ihm trieb mich dazu hinzuzufügen: »Es ist eher so, dass er das Gefühl hat, dafür geboren zu sein.«

Irgendetwas flackerte tief in Tom Christies Augen auf - Überraschung? Anerkennung?

»Das ist er auch«, sagte er leise. »Aber er muss doch -« Er beendete seinen Gedanken nicht, sondern fragte stattdessen abrupt: »Was tut Ihr dann hier? In Wilmington?«

»Wir sind auf der Suche nach einem Schiff«, sagte ich. »Wir fahren nach Schottland.«

Ich hatte immer schon Talent dafür gehabt, ihn zu verblüffen, doch das schlug dem Fass den Boden aus. Er hatte seinen Krug zum Trinken gehoben, doch als er meine Worte hörte, versprühte er seinen Cidre über den ganzen Tisch. Der darauffolgende Hustenanfall erregte beträchtliche Aufmerksamkeit, und ich lehnte mich zurück, um weniger aufzufallen.

»Äh ... Wir fahren nach Edinburgh, um die Druckerpresse meines Mannes zu holen«, sagte ich. »Soll ich irgendjemanden für Euch besuchen? Eine Nachricht überbringen, meine ich. Ich glaube, Ihr habt erzählt, Ihr hättet einen Bruder dort?«

Sein Kopf hob sich ruckartig, und er blitzte mich mit tränenden Augen an. Ich wurde von Grauen gepackt, als es mir plötzlich wieder einfiel, und ich hätte mir die Zunge abbeißen können. Sein Bruder hatte eine Affäre mit Toms Frau gehabt, während Tom nach dem Aufstand in den Highlands im Gefängnis saß, und seine Frau hatte dann seinen Bruder vergiftet und war als Hexe hingerichtet worden.

»Es tut mir so leid«, sagte ich leise. »Bitte verzeiht mir. Ich wollte Euch nicht -«

Er nahm meine Hand in beide Hände, so fest und so plötzlich, dass ich aufkeuchte und sich einige Köpfe neugierig in unsere Richtung wandten. Er achtete nicht darauf, sondern beugte sich über den Tisch zu mir herüber.

»Hört mir zu«, wisperte er leise und brennend. »Ich habe im Leben drei Frauen geliebt. Die eine war eine Hexe und eine Hure, die zweite nur eine Hure. Es kann gut sein, dass auch Ihr eine Hexe seid, aber das interessiert mich nicht. Meine Liebe zu Euch hat mir die Erlösung gebracht und etwas, das ich für meinen Frieden hielt, solange ich Euch für tot hielt.«

Er starrte mich an und schüttelte langsam den Kopf, und seine zusammengepressten Lippen verschwanden einen Moment in seinem Bart.

»Und jetzt seid Ihr hier.«

»Äh ... ja.« Wieder hatte ich das Gefühl, mich dafür entschuldigen zu müssen, dass ich nicht tot war, doch ich tat es nicht.

Er holte tief Luft und atmete seufzend aus.

»Ich werde keinen Frieden finden, solange Ihr lebt.«

Dann hob er meine Hand und küsste sie, stand auf und ging.

»Aber«, sagte er und blieb an der Tür stehen, um sich nach mir umzudrehen, »ich sage nicht, dass ich das bedauere.«

Ich ergriff das Whiskyglas und leerte es in einem Zug.

BENOMMEN - UND DAS NICHT NUR VOM WHISKY - BEGAB ICH MICH AN MEINE restlichen Erledigungen.

Ich hatte keinen Schimmer, was ich von Tom Christies Auferstehung halten sollte, doch sie raubte mir jede Fassung. Dennoch konnte ich ja im Grunde nichts *tun*, und so begab ich mich zu Stephen Moray, einem Silberschmied aus Fife, um eine Chirurgenschere in Auftrag zu geben. Glücklicherweise entpuppte er sich als intelligenter Mann, der sowohl meine Spezifikationen begriff als auch den Zweck, dem diese dienten, und er versprach mir, dass er die Schere in drei Tagen fertig haben würde. Dadurch ermutigt, wagte ich mich an einen etwas problematischeren Auftrag.

»Nadeln?« Verwundert zog Moray seine weißen Augenbrauen zusammen. »Ihr braucht doch keinen Silberschmied, um -«

»Keine Nähnadeln. Diese Nadeln sind länger, sehr dünn, und sie haben kein Nadelöhr. Sie dienen einem medizinischen Zweck. Und ich hätte gern, dass Ihr sie hieraus anfertigt.«

Er bekam große Augen, als ich etwas auf die Theke legte, was wie ein walnussgroßes Goldklümpchen aussah.

»Mein Mann hat es beim Kartenspiel gewonnen«, sagte ich mit einer Mischung aus Stolz und Verlegenheit, die mir für ein solches Eingeständnis passend erschien. Ich wollte nicht, dass irgendjemand auf die Idee kam, in Fraser's

Ridge könnte es Gold geben - ganz gleich, in welcher Form. Mit Jamies Ruf als Kartenspieler anzugeben, konnte kaum schaden; er war längst berühmt-berüchtigt für sein Talent.

Moray runzelte zwar die Stirn, als er meine Anweisungen für die Akupunkturnadeln las, erklärte sich aber bereit, sie mir anzufertigen. Glücklicherweise schien er noch nie etwas von Voodoopuppen gehört zu haben, sonst wäre es mir vielleicht schwerer gefallen, ihn zu überzeugen.

Nach dem Besuch bei dem Silberschmied und einem raschen Ausflug auf den Markt, wo ich Frühlingszwiebeln, Käse und einige frische Küchenkräuter erstand, war es später Nachmittag, bevor ich zum »King's Arms« zurückkehrte.

Jamie spielte im Schankraum Karten, und Ian spähte ihm dabei über die Schulter, doch er sah mich hereinkommen, gab Ian seine Karten, kam zu mir, um mir den Korb abzunehmen, und folgte mir die Treppe hinauf zu unserem Zimmer.

Dort drehte ich mich zu ihm um, kaum dass er die Tür geschlossen hatte, doch bevor ich den Mund aufmachen konnte, sagte er: »Ich weiß, dass Tom Christie am Leben ist. Ich bin ihm auf der Straße begegnet.«

»Er hat mich geküsst«, platzte ich heraus.

»Aye, das habe ich gehört«, sagte er und betrachtete mich mit einer Miene, die durchaus belustigt hätte sein können. Aus irgendeinem Grund fand ich das

ausgesprochen ärgerlich. Er sah *das*, und seine Belustigung nahm zu.

»Es hat dir wohl gefallen, wie?«

»Es war nicht komisch!«

Die Belustigung verschwand zwar nicht, doch sie trat ein wenig in den Hintergrund.

»*Hat* es dir gefallen?«, wiederholte er, doch jetzt lag Neugier in seinem Tonfall, keine Ironie.

»Nein.« Ich wandte mich ab. »Das - ich hatte keine Zeit ... darüber nachzudenken.«

Ohne Vorwarnung legte er mir eine Hand in den Nacken und küsste mich kurz. Und ich reagierte völlig reflexiv mit einer Ohrfeige. Nicht fest - ich versuchte noch in der Bewegung, den Schlag abzuschwächen - und eindeutig nicht schmerzhaft. Und doch war ich so überrascht und so bestürzt, als ob ich ihn zu Boden geschlagen hätte.

»So sehr braucht man gar nicht nachzudenken, oder?«, sagte er ungerührt und trat einen Schritt zurück, um mich neugierig zu betrachten.

»Es tut mir leid«, sagte ich und fühlte mich verlegen und wütend zugleich - und noch wütender, weil ich gar nicht verstand, *warum* ich so wütend war. »Das wollte ich nicht - entschuldige.«

Er legte den Kopf schief und sah mich an.

»Soll ich ihn lieber umbringen?«

»Ach, mach dich doch nicht lächerlich.« Ich bewegte

nervös die Hände und band meine Tasche los, weil ich ihm nicht in die Augen sehen wollte. Ich war gereizt und bestürzt - umso mehr, als ich nicht wusste, weswegen.

»Es war eine aufrichtige Frage, Sassenach«, sagte er leise. »Vielleicht war sie nicht ganz ernst gemeint - aber aufrichtig. Ich glaube, du schuldest mir eine aufrichtige Antwort.«

»Natürlich möchte ich nicht, dass du ihn umbringst!«

»Möchtest du mir dann sagen, warum du mich geohrfeigt hast?«

»Warum -« Im ersten Moment stand ich mit offenem Mund da, dann schloss ich ihn. »Ja. Das möchte ich.«

»Ich habe dich gegen deinen Willen berührt«, sagte er und sah mich unverwandt an. »Nicht wahr?«

»Ja«, sagte ich, und das Atmen fiel mir ein wenig leichter. »Genau wie Tom Christie. Und nein, es hat mir *nicht* gefallen.«

»Das ist aber nicht Toms Schuld«, schloss er. »Armer Kerl.«

»Er würde dein Mitleid nicht wollen«, sagte ich gereizt, und er lächelte.

»Nein. Es gilt ihm aber dennoch. Trotzdem freut es mich«, fügte er hinzu.

»Was? Dass er noch lebt - oder - doch wohl nicht, dass er glaubt, er liebt mich?«, fragte ich ungläubig.

»Verharmlose seine Gefühle nicht, Sassenach«, sagte

er mit gesenkter Stimme. »Er hat sein Leben schon einmal für dich aufgegeben. Ich traue ihm zu, dass er es abermals tut.«

»Ich habe es doch schon beim ersten Mal nicht gewollt.«

»Das Ganze macht dir zu schaffen«, sagte er im Tonfall klinischen Interesses.

»Ja, verdammt, es macht mir zu schaffen!«, sagte ich. »Und« - plötzlich begriff ich und sah ihn scharf an - »dir auch.« Jetzt fiel mir wieder ein, dass er gesagt hatte, er wäre Tom Christie auf der Straße begegnet. Was hatte Tom zu ihm gesagt?

Er schüttelte zwar schwach den Kopf, leugnete es aber nicht.

»Ich will ja nicht sagen, dass mir Thomas Christie *sympathisch* ist«, sagte er nachdenklich, »aber ich respektiere ihn. Und es freut mich tatsächlich sehr, dass er noch lebt. Es war ja nicht falsch, dass du um ihn getrauert hast, Sassenach«, sagte er sanft. »Ich habe es ebenfalls getan.«

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht.« Vor lauter Schreck über das Zusammentreffen hatte ich ganz vergessen, dass ich um ihn geweint hatte. »Aber es tut mir nicht leid.«

»Gut. Die Sache ist so«, fuhr er fort, »dass dich Tom Christie begehrt. Leidenschaftlich. Aber er weiß nicht das Geringste über dich.«

»Und du schon.« Ich beließ diesen Satz irgendwo

zwischen Frage und Herausforderung, und er lächelte. Er drehte sich um und verriegelte die Tür, dann durchquerte er das Zimmer und schloss den Kalikovorhang vor dem einzigen kleinen Fenster, sodass das Zimmer in ein angenehm gedämpftes blaues Licht getaucht wurde.

»Oh, ich brauche und begehre dich sehr - aber ich kenne dich auch.« Er stand sehr dicht bei mir, so dicht, dass ich zu ihm aufblicken musste. »Ich habe dich niemals geküsst, ohne zu wissen, wer du warst - und das wird der arme Tom nie erfahren.« Gott, was *hatte* Tom ihm nur erzählt?

Mein Puls, der in den letzten Minuten Kapriolen geschlagen hatte, wurde zu einem raschen, leichten Pochen, das ich bis in die Fingerspitzen spüren konnte.

»Du hast aber nicht das Geringste über mich gewusst, als du mich geheiratet hast.«

Seine Hand schloss sich sanft um meinen Hintern.

»Nein?«

»Ich meine ansonsten.«

Er stieß einen leisen schottischen Kehllaut aus, nicht ganz ein Glucksen.

»Aye, nun ja, der kluge Mann weiß, was er nicht weiß - und ich lerne schnell, *a nighean*.«

Dann zog er mich sanft an sich und küsste mich - rücksichtsvoll und zärtlich, wissend - und mit meiner vollen Zustimmung. Meine Erinnerung an Tom Christies hitzige, ungeschickte Umarmung löschte er damit zwar nicht aus, doch ich hatte das Gefühl, dass er das auch gar nicht

wollte; er wollte mir den Unterschied zeigen.

»Du kannst doch nicht ernsthaft eifersüchtig sein«, sagte ich einen Moment später.

»O doch«, sagte er, und das war kein Scherz.

»Du kannst doch unmöglich glauben ...«

»Das tue ich auch nicht.«

»Also dann ...«

»Also dann.« Im gedämpften Licht des Zimmers waren seine Augen so dunkel wie Meerwasser, doch ihr Ausdruck war bestens zu sehen, und mein Herzschlag beschleunigte sich. »Ich weiß, was du für Tom Christie empfindest - und er hat mir ganz unverblümt gesagt, was er für dich empfindet. Du weißt doch wohl, dass Liebe nichts mit Logik zu tun hat, Sassenach?«

Da ich wusste, was eine rhetorische Frage war, machte ich mir nicht die Mühe, darauf zu antworten, sondern streckte stattdessen die Hand aus und knöpfte ihm das Hemd auf. Es gab nichts, was ich über Tom Christies Gefühle hätte sagen können, doch es gab eine andere Sprache, in der ich meine eigenen Gefühle ausdrücken konnte. Sein Herz schlug schnell; ich konnte es spüren, als hielt ich es in meiner Hand. Mein Herz raste ebenfalls, doch ich atmete tief durch und fand Ruhe in der warmen Vertrautheit seines Körpers, der rauen Sanftheit seiner zimtroten Brusthaare und der Gänsehaut, die diese unter meinen Fingern zu Berge stehen ließ. Während ich damit beschäftigt war, ließ er die Finger durch mein Haar gleiten

und zog eine Locke heraus, die er abschätzend betrachtete.

»Es ist noch nicht weiß. Dann habe ich wohl noch ein bisschen Zeit, bevor es zu gefährlich für mich wird, mit dir ins Bett zu gehen.«

»Gefährlich, ha, ha«, sagte ich und machte mich an die Knöpfe seiner Hose. Ich wünschte, er hätte seinen Kilt an. »Was genau glaubst du denn, was ich dir im Bett antun könnte?«

Er kratzte sich nachdenklich die Brust und rieb sich geistesabwesend die kleine Narbe an der Stelle, wo er sich Jack Randalls Brandzeichen aus der Haut geschnitten hatte.

»Also, du hast mich schon gekratzt, gebissen, auf mich eingestochen - mehr als nur einmal - und ...«

»Ich habe nicht auf dich eingestochen!«

»O doch«, teilte er mir mit. »Du hast mich mit deinen Nädelchen in den Hintern gestochen - fünfzehn Mal; ich habe mitgezählt! - und dann ein Dutzend Mal oder öfter mit einem Klapperschlangenzahn ins Bein.«

»Ich wollte dir dein verflixtes Leben retten!«

»Ich habe auch nie das Gegenteil behauptet, oder? Aber du willst doch nicht leugnen, dass du es genossen hast, oder?«

Er warf mir einen zutiefst zynischen Blick zu.

»Du wolltest mir aufzählen, was ich im Bett mit dir gemacht habe«, sagte ich und kehrte gezielt zum Thema

zurück. »Da darfst du die Spritzen nicht mitzählen.«

»Ich war im Bett!«

»Ich nicht!«

»Aye, du hast deine Überlegenheit ausgenutzt«, sagte er kopfnickend. »Das werfe ich dir nicht vor.«

Er hatte mir die Jacke ausgezogen und war jetzt dabei, mir mit konzentriert gesenktem Kopf das Mieder aufzuschnüren.

»Wie würdest du es denn finden, wenn *ich* eifersüchtig wäre?«, fragte ich seinen Scheitel.

»Oh, gut«, erwiderte er, und sein Atem traf warm auf meine nackte Haut. »Außerdem bist du doch schon einmal eifersüchtig gewesen. Auf Laoghaire.« Er blickte grinsend auf und zog die Augenbraue hoch. »Vielleicht bist du das sogar immer noch?«

Ich ohrfeigte ihn noch einmal, und diesmal meinte ich es ernst. Er hätte mich daran hindern können, doch er tat es nicht.

»Aye, das dachte ich mir«, sagte er und wischte sich das Wasser aus dem Auge. »Kommst du denn mit mir ins Bett? Wir werden allein sein«, fügte er hinzu.

ES WAR SPÄT, ALS ICH ERWACHTE; DAS ZIMMER WAR DUNKEL, OBWOHLAN DER oberen Vorhangkante noch ein Streifen Abendhimmel zu sehen war. Das Feuer brannte nicht, und das Zimmer war kühl, doch dicht neben

Jamie war es warm und gemütlich unter der Bettdecke. Er hatte sich auf die Seite gedreht, und ich hatte mich an seinen Rücken geschmiegt und den Arm über ihn gelegt, sodass ich das sanfte Anheben und Sinken seines Atems spüren konnte.

Wir *waren* allein gewesen. Anfangs hatte ich mir Sorgen gemacht, dass sich die Erinnerung an Tom Christie und seine ungeschickte Leidenschaft zwischen uns schieben könnte - doch Jamie, der offensichtlich dasselbe dachte und fest entschlossen war, jeden Nachhall von Toms Umarmung zu vermeiden, hatte am anderen Ende angefangen und mir die Zehen geküsst.

Angesichts der Größe des Zimmers und der Tatsache, dass das Bett fest an das eine Ende geklemmt war, hatte er sich dazu rittlings auf mich setzen müssen, und die Liebkosungen meiner Füße in Verbindung mit der unmittelbaren Rückenansicht eines nackten Schotten hatten ausgereicht, um jeden anderen Gedanken aus meinem Kopf zu vertreiben.

Warm, geborgen und beruhigt konnte ich jetzt über die Begegnung am Mittag nachdenken, ohne mich bedroht zu fühlen. Und ich *hatte* mich bedroht gefühlt. Jamie hatte das erkannt. *Möchtest du mir sagen, warum du mich geohrfeigt hast? ... Ich habe dich gegen deinen Willen berührt.*

Er hatte recht; es war eine schwache Nebenwirkung dessen, was mir zugestoßen war, als man mich entführte. Größere Ansammlungen von Männern machten mich

nervös, und ich fuhr in Panik zurück, wenn mich jemand unerwartet anfasste. Warum war mir das nicht selbst klar gewesen?

Weil ich nicht darüber nachdenken wollte, deshalb. Sogar heute noch nicht. Was sollte das auch nützen? Sollten die Dinge doch bitte von selbst heilen.

Doch selbst Dinge, die heilen, hinterlassen Narben. Den Beweis dafür hatte ich buchstäblich vor der Nase - dicht dagegepresst.

Die Narben auf Jamies Rücken waren zu einem hellen Spinnenetz verblasst, und nur hier und dort spürte ich noch eine kleine Aufwölbung unter meinen Fingern, wenn wir uns liebten, wie Stacheldraht unter seiner Haut. Ich dachte daran, wie Tom Christie ihn einmal damit verhöhnt hatte, und presste die Lippen aufeinander.

Ich legte ihm sanft die Hand auf den Rücken und zeichnete eine der weißen Schlingen mit dem Finger nach. Er zuckte im Schlaf, und ich hielt inne und legte ihm die Hand flach auf den Rücken.

Was mochte wohl auf uns zukommen?, fragte ich mich. Auf ihn? Auf mich? Ich hörte Tom Christies sarkastische Stimme: *Ich habe genug vom Krieg. Es überrascht mich, dass es Eurem Mann nicht ebenso geht.*

»Schön für Euch«, murmelte ich. »Feigling.« Tom Christie hatte als Jakobit im Kerker gesessen - und er war Jakobit gewesen, aber kein Soldat. Er war in Charles Stuarts Armee für die Vorratsbeschaffung zuständig

gewesen. Er hatte seinen Reichtum und seine Stellung aufs Spiel gesetzt - und beides verloren -, nicht aber sein Leben.

Dennoch, Jamie respektierte ihn - was einiges bedeutete, da Jamie ein guter Menschenkenner war. Und ich hatte bei Roger genug gesehen, um zu wissen, dass ein Kirchenmann zu werden nicht der einfache Weg war, für den es manche Leute hielten. Auch Roger war kein Feigling, und ich fragte mich, wie er wohl seinen Weg in der Zukunft finden würde.

Ich drehte mich unruhig um. Unten wurde gekocht; aus der Küche stieg mir der kräftige Salzwassergeruch frittierter Austern in die Nase, der auf einer Woge aus Holzrauch und Bratkartoffeln nach oben getragen wurde.

Jamie bewegte sich ein wenig und drehte sich auf den Rücken, doch er wachte nicht auf. Es war noch Zeit. Er träumte; ich konnte sehen, wie sich seine Augen bewegten, unter den geschlossenen Lidern zuckten, wie sich seine Lippen hin und wieder zusammenpressten.

Dann erstarrte sein Körper plötzlich neben mir, und ich fuhr erschrocken zurück. Ein tiefes Grollen entfuhr ihm, und sein Körper bäumte sich auf. Er stieß erstickte Geräusche aus - ich wusste nicht, ob er im Traum schrie, und ich wartete auch nicht ab, bis ich es herausfand.

»Jamie - wach auf!«, sagte ich scharf. Ich berührte ihn nicht - ich war nicht so dumm, das zu tun, während er sich in den Fängen eines Albtraums befand; er hatte mir schon ein- oder zweimal fast die Nase gebrochen. »Wach auf!«

Er keuchte, hielt den Atem an und öffnete die Augen, ohne etwas zu sehen. Er wusste offensichtlich nicht, wo er war, und ich sprach ihn noch einmal sanfter an, wiederholte seinen Namen und versicherte ihm, das alles gut war. Er blinzelte und schluckte krampfhaft, dann wandte er den Kopf und sah mich.

»Claire«, sagte ich hilfsbereit, weil ich sah, dass ihm mein Name nicht einfiel.

»Gut«, sagte er heiser. Er schloss die Augen, schüttelte den Kopf, und dann öffnete er sie wieder. »Alles gut, Sassenach?«

»Ja. Und du?«

Er nickte und schloss noch einmal kurz die Augen.

»Aye. Ich habe davon geträumt, wie das Haus abgebrannt ist. Es gab einen Kampf.« Er zog die Nase vernehmlich hoch. »Brennt hier etwas?«

»Ich würde sagen, das Abendessen.« Die herzhaften Gerüche aus der Küche waren in der Tat beißendem Gestank nach Rauch und angebranntem Essen gewichen. »Ich glaube, der Eintopf ist übergekocht.«

»Wir sollten heute Abend sicherheitshalber irgendwo anders essen.«

»Phaedre hat heute Mittag gesagt, bei Mrs. Symonds gäbe es Schinkenbraten mit Senfsauce. Möglicherweise ist ja noch etwas davon übrig. Geht es dir gut?«, fragte ich noch einmal. Es war kalt im Zimmer, doch er hatte einen Schweißfilm im Gesicht und auf der Brust.

»Oh, aye«, erwiderte er. Er setzte sich hin und fuhr sich heftig mit der Hand durch die Haare. »Mit solchen Träumen kann ich leben.« Er schob sich das Haar aus dem Gesicht und lächelte mich an. »Du siehst aus wie eine Pusteblume, Sassenach. Hast du auch unruhig geschlafen?«

»Nein«, sagte ich. Ich stand auf und zog mir das Hemd über, bevor ich nach meiner Bürste griff. »Das kommt von der Unruhe vor dem Einschlafen. Oder kannst du dich nicht mehr daran erinnern?«

Er lachte, wischte sich das Gesicht ab, stand auf, um den Nachttopf zu benutzen, und zog sich danach das Hemd an.

»Was ist denn mit den anderen Träumen?«, fragte ich.

»Was?« Er steckte den Kopf aus dem Hemd und betrachtete mich fragend.

»Du hast gesagt, ›Mit solchen Träumen kann ich leben.‹ Was ist mit denen, mit denen du nicht leben kannst?«

Ich sah, wie die Falten in seinem Gesicht erbeben wie eine Wasserfläche, die von einem Kiesel getroffen wird. Impulsiv streckte ich die Hand aus und umklammerte sein Handgelenk.

»Versteck dich nicht«, sagte ich leise. Ich hielt ihn mit meinem Blick fest, um zu verhindern, dass er seine Maske aufsetzte. »Vertrau mir.«

Jetzt wandte er den Blick ab, jedoch nur, um sich zu sammeln; er versteckte sich nicht. Als er mich wieder ansah, konnte ich alles in seinen Augen sehen - Verwirrung, Verlegenheit, Demütigung und die Überreste

eines lang unterdrückten Schmerzes.

»Ich träume ... manchmal ...«, sagte er stockend, »von Dingen, die mir gegen meinen Willen angetan worden sind.« Er schnaubte tief und ungeduldig durch die Nase. »Und dann wache ich mit einem Ständer auf, und meine Eier pochen, und am liebsten würde ich dann losziehen und jemanden umbringen, angefangen mit mir selbst«, schloss er hastig und verzog das Gesicht.

»Es kommt nicht oft vor«, fügte er hinzu. »Und ich ... Niemals würde ich nach einem solchen Traum zu dir kommen. Das solltest du wissen.«

Ich drückte meine Hand fester um sein Handgelenk. Am liebsten hätte ich gesagt, *das kannst du aber - es würde mir nichts ausmachen*, denn das war die Wahrheit, und es gab einmal eine Zeit, in der ich es ohne Zögern gesagt hätte. Doch jetzt war ich um einige Erfahrungen reicher, und wäre ich es gewesen, hätte ich je von Harley Boble oder dem schwabbeligen Mann geträumt und wäre erregt aus diesem Traum aufgewacht - nein, das Letzte, was ich getan hätte, wäre, mich mit diesem Gefühl an Jamie zu wenden oder seinen Körper zu benutzen, um es auszulöschen.

»Danke«, sagte ich stattdessen leise. »Dass du es mir gesagt hast«, fügte ich hinzu. »Und für das Messer.«

Er nickte und wandte sich ab, um seine Hose aufzuheben.

»Schinken hört sich gut an«, sagte er.

ICH BEDAURE ...

Long Island, Kolonie New York September 1776

William wünschte, er könnte mit seinem Vater sprechen. Nicht, so versicherte er sich selbst, weil er gern gehabt hätte, dass ihn Lord John beeinflusste; gewiss nicht. Er hätte sich nur gern einige praktische Ratschläge geholt. Doch Lord John war nach England zurückgekehrt, und William war auf sich selbst gestellt.

Nun, nicht ganz auf sich selbst. Im Moment war er für eine Abordnung von Soldaten verantwortlich, die einen Zollposten am Rand von Long Island bewachten. Er schlug heftig nach einem Moskito, der auf seinem Handgelenk landete, und ausnahmsweise erwischte er das Tier. Er wünschte, er könnte mit Clarewell genauso verfahren.

Leutnant Edward Markham, Marquis von Clarewell. Von William und einigen seiner engeren Freunde Ned Kinnlos genannt oder auch der Arschkriecher. William schlug nach seinem eigenen Kinn, weil dort etwas krabbelte, stellte fest, dass zwei seiner Männer verschwunden waren, und schritt auf den Wagen zu, mit dessen Überprüfung sie beauftragt waren, wobei er ihre Namen brüllte.

Der Gefreite Welch tauchte hinter dem Wagen auf wie ein Schachtelteufel. Er sah erschrocken aus und wischte

sich den Mund ab. William beugte sich vor, roch seinen Atem und sagte knapp: »Das gibt Ärger. Wo ist Launfal?«

Im Wagen, in dem er einen hastigen Handel mit dem Wagenbesitzer schloss, um diesen um drei Flaschen des Schmuggelbrandys zu erleichtern, den besagter Herr illegal zu importieren versuchte. Während er wütend nach den Horden menschenfressender Moskitos schlug, die aus den umliegenden Marschen herbeigeschwärmt kamen, nahm er den Wagenfahrer fest und rief die drei anderen Männer seines Kommandos herbei, damit sie den Schmuggler, Welch und Launfal zum Sergeanten eskortierten. Dann packte er seine Muskete und stellte sich mitten auf die Straße. Allein und grimmig stand er dort und wartete darauf, dass jemand den Versuch wagte zu passieren.

Obwohl den ganzen Morgen über reger Verkehr auf der Straße geherrscht hatte, versuchte es ironischerweise vorerst niemand mehr, sodass er seine ganze schlechte Laune auf den Gedanken an Clarewell richten konnte.

Ned Kinnlos war der Erbe einer *sehr* einflussreichen Familie, die in engster Verbindung mit Lord North stand. Er war eine Woche vor William in New York eingetroffen und war ebenfalls General Howes Stab zugeteilt worden. Dort hatte er sich gemütlich niedergelassen und war um General Howe und Hauptmann Pickering herumscharwenzelt. Zu Howes Ehrenrettung musste man sagen, dass er den Arschkriecher meistens anblinzelte, als versuchte er, sich ins Gedächtnis zu rufen, wer zum Teufel das war. Pickering jedoch, sein Hauptadjutant, war ein eitler Mensch, was ihn

für Neds dienstbeflissene Schleimereien weitaus anfälliger machte.

Dies führte dazu, dass Kinnlos regelmäßig die interessanteren Aufgaben abbekam und mit dem General kurze Erkundungsritte unternahm oder ihm bei Begegnungen mit indianischen Würdenträgern assistierte, während es William und mehreren anderen rangniedrigen Offizieren überlassen blieb, Papiere zu ordnen und mit den Hufen zu scharren. Ein hartes Brot nach den Freiheiten und Abenteuern des Kundschafterdaseins.

Die Einschränkungen der Kasernierung und der Armeebürokratie hätte er ja ertragen können. Sein Vater hatte ihn gründlich in der Notwendigkeit unterwiesen, unter widrigen Umständen die Beherrschung zu behalten, sich nicht der Langeweile zu ergeben, mit Idioten umzugehen und eisige Höflichkeit als Waffe einzusetzen. Einer der Männer jedoch, der nicht über Williams Charakterstärke verfügte, hatte es eines Tages nicht mehr ausgehalten. Unfähig, der Tatsache zu widerstehen, dass Neds Profil eine wandelnde Einladung zur Karikatur war, hatte er eine Zeichnung angefertigt, auf der Hauptmann Pickering den rangniedrigeren Stabsmitgliedern mit heruntergelassener Hose einen Vortrag hielt, ohne anscheinend zu bemerken, dass ihm Ned mit dem Kopf zuerst grinsend aus dem Hintern gekrochen kam.

William hatte diesen Spaß zwar nicht gezeichnet - obwohl er von Herzen wünschte, er hätte es getan -, doch er war von Ned persönlich dabei erwischt worden, wie er

darüber lachte - woraufhin ihn Ned in einer seltenen Anwendung von Männlichkeit auf die Nase geboxt hatte. Die folgende Prügelei hatte das Quartier der Jungoffiziere leer gefegt, einige unbedeutende Möbelstücke vernichtet und am Ende dazu geführt, dass William, dem das Blut auf das Hemd tropfte, Haltung vor Hauptmann Pickering annehmen musste, der die skurrile Zeichnung vor sich auf dem Tisch liegen hatte und ihn kalt ansah.

William hatte natürlich geleugnet, der Urheber der Zeichnung zu sein, sich aber auch geweigert, den Künstler preiszugeben. Er hatte die Methode »eisige Höflichkeit« angewandt, die insofern funktioniert hatte, als ihn Pickering nicht zum Auspeitschen geschickt hatte. Sondern nur nach Long Island.

»Dieser verfluchte Schleimbeutel«, knurrte er und funkelte ein näher kommendes Milchmädchen so durchdringend an, dass es stehen blieb und sich dann mit angsterfüllter Miene an ihm vorbeisob, als könnte er explodieren. Er fletschte die Zähne, und sie stieß einen Schreckensruf aus und huschte so schnell davon, dass die Milch aus den Eimern schwappte, die sie auf einem Joch auf den Schultern trug.

Das tat ihm leid; er wäre ihr gern gefolgt, um sich zu entschuldigen. Doch das konnte er nicht; zwei Viehtreiber kamen mit einer Schweineherde auf ihn zu. William warf einen Blick auf die Masse aus quiekendem Schweinefleisch, die mit zeretzten Ohren schlammfleckig auf ihn zugewogt kam, und hüpfte behände auf den Eimer,

der sein Kommandoposten war. Die Viehtreiber winkten ihm fröhlich zu und riefen etwas, das genauso gut ein Gruß wie eine Beleidigung sein konnte - er war sich nicht einmal sicher, ob sie Englisch sprachen, und er hatte auch nicht die geringste Lust, es herauszufinden.

Die Schweine zogen vorüber und ließen ihn in einem Meer aus zerwühltem Dreck zurück, der reichlich mit frischem Kot übersät war. Er hieb nach der vorwitzigen Moskitowolke, die sich erneut um seinen Kopf gesammelt hatte, und dachte dabei, dass er allmählich die Nase voll hatte. Er befand sich seit zwei Wochen auf Long Island - was dreizehneinhalb Tage zu lang war. Allerdings noch nicht lange genug, um ihn zu einer Entschuldigung bei Kinnlos oder dem Hauptmann zu bewegen.

»Speichellecker«, knurrte er.

Er hatte eine Alternative. Und je mehr Zeit er hier draußen bei den Moskitos verbrachte, desto attraktiver kam ihm diese vor.

Der Weg von seinem Außenposten zum Hauptquartier war viel zu weit, um ihn zweimal am Tag zu reiten. Demzufolge hatte man ihn bei einem Mann namens Culper und seinen beiden Schwestern einquartiert. Culper war nicht sehr begeistert; immer, wenn er William sah, begann sein linkes Auge zu zucken, doch die beiden älteren Damen kümmerten sich rührend um ihn, und er revanchierte sich, indem er ihnen hin und wieder einen konfiszierten Schinken oder einen ordentlichen Tropfen mitbrachte. Am Abend zuvor hatte er sie mit einem

schönen Stück Speck überrascht, als ihn Miss Abigail Culper flüsternd davon in Kenntnis setzte, dass er einen Besucher hatte.

»Er ist draußen im Garten und raucht«, hatte sie gewispert und mit ihrem hübchenbesetzten Kopf am Haus vorbeigewiesen. »Meine Schwester wollte ihn nicht im Haus rauchen lassen.«

Er hatte einen seiner Freunde erwartet, der ihm Gesellschaft leisten wollte oder ihm vielleicht die Nachricht von einer offiziellen Begnadigung überbrachte, die sein Exil auf Long Island beendet hätte. Stattdessen hatte er Hauptmann Richardson vorgefunden, der mit der Pfeife in der Hand gebannt zusah, wie der Hahn der Culpers eine Henne begattete.

»Die Freuden des Landlebens«, bemerkte der Hauptmann, als der Hahn rückwärts von der Henne fiel. Der Hahn rappelte sich auf und krächte zerrupft, aber triumphierend, während die Henne ihre Federn zurechtschüttelte und weiterpickte, als wäre nichts geschehen. »Still hier draußen, nicht wahr?«

»O ja«, sagte William. »Euer Diener, Sir.«

So still war es eigentlich gar nicht. Miss Beulah Culper hielt ein halbes Dutzend Ziegen, die Tag und Nacht meckerten, auch wenn Miss Beulah William versicherte, dass sie die Diebe vom Maisspeicher fernhielten. Just in diesem Moment brach eines dieser Geschöpfe in seinem Stall in wildes Gelächter aus, sodass Hauptmann Richardson seinen Tabaksbeutel fallen ließ. Einige der

anderen Ziegen stießen Mäh-Laute aus, als wollten sie ihm Beifall spenden.

William bückte sich, um den Beutel aufzuheben. Er versuchte, sich unbeteiligt zu geben, selbst wenn sein Herz hämmerte. Richardson war den weiten Weg nach Long Island schließlich nicht zum Zeitvertreib gekommen.

»Himmel«, brummte Richardson mit einem Blick in Richtung der Ziegen. Er schüttelte den Kopf und wies auf die Straße. »Gehen wir ein Stück, Leutnant?«

»Aber gern.«

»Ich habe ein wenig über Eure gegenwärtige Lage gehört.« Richardson lächelte. »Ich kann gern mit Hauptmann Pickering sprechen, wenn Ihr möchtet.«

»Das ist sehr gütig von Euch«, sagte William. »Ich fürchte aber, ich kann mich nicht für etwas entschuldigen, das ich nicht getan habe.«

Richardson winkte mit der Pfeife ab. »Pickering reagiert zwar schnell gereizt, aber er ist nicht nachtragend. Ich kümmere mich darum.«

»Danke, Sir.« *Und was hättet Ihr gern dafür?*, dachte William.

»Es gibt da einen gewissen Hauptmann Randall-Isaacs«, sagte Richardson beiläufig, »der im Lauf des Monats nach Kanada aufbrechen wird, wo er im Auftrag des Militärs etwas zu erledigen hat. Während seines Aufenthalts wird er sich möglicherweise mit ... einer gewissen Person treffen, die der Armee nützliches Wissen

zukommen lassen kann. Ich habe jedoch Grund zu der Annahme, dass diese Person kaum Englisch spricht - und Hauptmann Randall-Isaacs spricht leider kein Französisch. Ein Reisebegleiter, der diese Sprache beherrscht, wäre vielleicht ... hilfreich.«

William nickte, stellte aber keine Fragen. Dafür war noch genug Zeit, falls er beschloss, Richardsons Auftrag anzunehmen.

Auf dem Rückweg tauschten sie Belanglosigkeiten aus, woraufhin Hauptmann Richardson Miss Beulahs Einladung zum Abendessen höflich ablehnte und beim Abschied noch einmal versprach, mit Hauptmann Pickering zu sprechen.

Sollte er es tun?, fragte William später, während er Abel Culpers keuchendem Schnarchen im Zimmer unter ihm lauschte. Es war Vollmond, und der Speicher hatte zwar keine Fenster, doch er konnte seine Anziehungskraft spüren; er konnte bei Vollmond nie schlafen.

Sollte er in New York bleiben in der Hoffnung, entweder seine Stellung zu verbessern oder zumindest irgendwann zum Kampfeinsatz zu kommen? Oder Schadensbegrenzung betreiben und Richardsons neuen Auftrag annehmen?

Sein Vater würde ihm zweifellos zu ersterer Vorgehensweise raten; ein Offizier hatte die besten Chancen, wahrgenommen und befördert zu werden, wenn er sich im Kampf hervortat, nicht in der zwielichtigen - und etwas verrufenen - Welt der Spionage. Dennoch ... Die Eintönigkeit und die Einschränkungen der Armee störten

ihn sehr, nachdem er sich wochenlang frei bewegt hatte. Und er *hatte* sich nützlich gemacht, das wusste er.

Was konnte schon ein einzelner Leutnant bewirken, erdrückt unter der Masse der höheren Dienstränge, vielleicht mit der Befehlsgewalt über eine eigene Kompanie versehen, aber trotzdem verpflichtet, selbst Befehle zu befolgen, niemals frei, sich auf sein eigenes Urteilsvermögen zu verlassen ... Er grinste zu den Dachsparren auf, die dicht über seinem Gesicht schwach zu sehen waren, und dachte daran, was sein Onkel Hal wohl über das Urteilsvermögen rangniederer Offiziere zu sagen haben würde.

Doch Onkel Hal war so viel mehr als nur Berufssoldat; er sorgte sich leidenschaftlich um sein Regiment: um dessen Wohlergehen und Ehre, um die Männer unter seinem Kommando. William hatte sich eigentlich noch keine längerfristigen Gedanken über seine Zukunft in der Armee gemacht. Der Amerikafeldzug würde ja nicht lange dauern - und dann?

Er war reich - zumindest würde er reich sein, wenn er die Volljährigkeit erreichte, und das würde bald geschehen, auch wenn es ihm wie eines dieser Gemälde vorkam, die sein Vater so mochte und deren Perspektive das Auge in eine unmögliche Unendlichkeit lenkte. Doch wenn er sein Geld erst *hatte*, konnte er sich ein besseres Patent kaufen, wo immer es ihm gefiel - vielleicht einen Hauptmannsrang bei den Lanciers ... Es würde keine Rolle spielen, ob er sich in New York irgendwie distinguiert hatte.

Sein Vater - jetzt konnte William ihn hören, und er zog sich das Kissen über den Kopf, um ihn auszusperrern - würde ihm allerdings predigen, dass der Ruf eines Mannes oft an seinen unbedeutendsten Handlungen hing, an den alltäglichen Entscheidungen, die er ehrenhaft und verantwortungsvoll traf, nicht am Drama heldenhafter Schlachten. William interessierte sich aber nicht für alltägliche Verantwortlichkeiten.

Es war jedoch viel zu heiß, um unter dem Kissen zu verharren, und mit einem gereizten Stöhnen warf er es auf den Boden.

»Nein«, sagte er laut zu Lord John. »Ich gehe nach Kanada.« Dann ließ er sich in sein feuchtes, klumpiges Bett zurückfallen und verschloss die Augen und Ohren vor jedem weiteren klugen Rat.

EINE WOCHE SPÄTER WAREN DIE NÄCHTE SO KÜHL GEWORDEN, DASS WILLIAM für Miss Beulahs Herdfeuer und ihren Austerneintopf dankbar war - und Gott sei Dank so kalt, dass sie die verdammten Moskitos schlagartig reduziert hatten. Die Tage waren jedoch immer noch sehr warm, daher fand es William geradezu angenehm, als man ihn und seine Männer dazu abkommandierte, den Strand nach einem vermeintlichen Schmugglerversteck abzusuchen, von dem Hauptmann Hanks Wind bekommen hatte.

»Ein Versteck mit was?«, fragte Perkins, dem wie üblich

der Mund halb offen hing.

»Hummer«, antwortete William sarkastisch, bedauerte es jedoch, als er Perkins' verwirrte Miene sah. »Ich weiß es nicht, aber Ihr werdet es wahrscheinlich erkennen, wenn Ihr es findet. Trinkt es aber nicht, sondern holt mich.«

Schmugglerboote brachten fast alles nach Long Island, doch es war nicht sehr wahrscheinlich, dass das jüngste Gerücht eine Ladung Bettwäsche oder Porzellan betraf. Vielleicht war es Brandy, vielleicht Ale, doch mit ziemlicher Sicherheit war es etwas Trinkbares; Alkohol war bei Weitem die profitabelste Schmuggelware. William teilte die Männer jeweils zu zweit ein und schickte sie los. Er sah ihnen nach, bis sie sich ein ordentliches Stück entfernt hatten, dann seufzte er tief auf und lehnte sich an einen Baum.

Die einzigen Bäume, die in Strandnähe wuchsen, waren verkrüppelte Kiefern, doch der Seewind strich angenehm durch ihre Nadeln und rauschte ihm beruhigend in den Ohren. Er seufzte noch einmal, diesmal vor Vergnügen, weil ihm erst jetzt wieder auffiel, wie sehr er das Alleinsein liebte; er war seit einem Monat nicht mehr für sich gewesen. Wenn er allerdings Richardsons Angebot annahm ... Nun, natürlich würde Randall-Isaacs bei ihm sein, aber dennoch - er würde wochenlang unterwegs sein, frei von jeder Einschränkung durch Dienstpflichten und Armeedrill. Stille zum Nachdenken. Kein Perkins mehr!

Er fragte sich zum Spaß, ob es ihm wohl gelingen würde, sich in das Quartier des Offiziersnachwuchses zu

schleichen und Kinnlos zu Brei zu schlagen, bevor er wie eine Rothaut in der Wildnis verschwand. Ob er eine Maske tragen musste? Nicht, wenn er wartete, bis es dunkel war, beschloss er. Ned würde ihn zwar wahrscheinlich im Verdacht haben, doch wenn er Williams Gesicht nicht sehen konnte, konnte er ihm schwer etwas beweisen. Doch war es nicht feige, Ned im Schlaf zu attackieren? Ach, im Grunde kein Problem; er würde Kinnlos mit dem Inhalt seines Nachttopfes überschütten, bevor er loslegte.

Eine Seeschwalbe segelte dicht an seinem Kopf vorbei und schreckte ihn aus diesen vergnüglichen Überlegungen auf. Seine Bewegung erschreckte wiederum den Vogel, der indigniert aufkreischte, weil sich William als nicht essbar erwies, und über das Wasser davonflog. Er bückte sich nach einem Kiefernzapfen und warf ihn nach dem Vogel. Er traf zwar meilenweit daneben, doch das kümmerte ihn nicht. Noch heute Abend würde er Richardson eine Note schicken und ja sagen. Der Gedanke daran ließ sein Herz schneller schlagen, und er wurde von einem Hochgefühl erfasst, das ihn beflügelte wie die Seeschwalbe in der Luft.

Er rieb sich die sandigen Finger an seiner Hose ab und erstarrte, weil sich auf dem Wasser etwas bewegte. Eine Schaluppe kreuzte vor dem Strand. Dann entspannte er sich, weil er das Schiff erkannte - Rogers, dieser Schurke.

»Was suchst *du* wohl hier?«, murmelte er. Er trat auf den Sandstrand hinaus und stellte sich ins Dünengras, die Fäuste in die Hüften gestemmt, die Uniform deutlich

sichtbar - für den Fall, dass Rogers irgendwie übersehen hatte, dass Williams Männer über den ganzen Strand verteilt waren, rötliche Punkte, die wie Bettwanzen über die Dünen krochen. Falls Rogers ebenfalls von dem Schmugglerversteck gehört hatte, gedachte William, ihm klarzumachen, dass seine Soldaten das Vorrecht darauf hatten.

Robert Rogers war eine zwielichtige Gestalt, die vor ein paar Monaten in New York aufgetaucht war und es irgendwie fertiggebracht hatte, General Howe ein Majorspatent abzuluchsen und seinem Bruder, dem Admiral, eine Schaluppe. Er sagte, er wäre Indianerkämpfer und kleidete sich selbst gern wie ein Indianer. Allerdings war er durchaus tatkräftig: Er hatte genug Männer rekrutiert, um daraus zehn Kompanien adrett gekleideter Waldläufer zu bilden. Rogers selbst jedoch machte mit seiner kleinen Bande von Männern, die genauso verrucht aussahen wie er, weiter die Küste in seinem Boot unsicher und hielt Ausschau nach Rekruten, Spionen, Schmugglern und allem - davon war William überzeugt -, was nicht niet- und nagelfest war.

Die Schaluppe näherte sich, und er sah Rogers an Deck stehen, einen dunkelhäutigen Mann Ende vierzig, der so aussah, als hätte er schon einiges hinter sich, und dessen Miene Bosheit ausstrahlte. Doch als er William sah, winkte er jovial. William hob höflich die Hand, um die Begrüßung zu erwidern; falls seine Männer etwas fanden, konnte er Rogers möglicherweise brauchen, um die Beute auf die

New Yorker Seite zurückzutransportieren - begleitet von einem Wachtposten, der verhinderte, dass sie unterwegs verschwand.

Es gab viele Geschichten über Rogers - einige davon hatte er eindeutig selbst in Umlauf gebracht. Doch soweit William wusste, bestand seine größte Errungenschaft darin, dass er einmal versucht hatte, General Washington seine Aufwartung zu machen - woraufhin sich dieser nicht nur geweigert hatte, ihn zu empfangen, sondern ihn ohne Umschweife aus dem Lager der Kontinentalarmee hatte werfen lassen und ihm jeden weiteren Zutritt verwehrt hatte. William hielt dies für eine kluge Entscheidung des Mannes aus Virginia.

Und jetzt? Die Schaluppe hatte die Segel gerefft und ließ ein kleines Boot zu Wasser. Es war Rogers, der persönlich herübergerudert kam. Sofort war Williams Argwohn geweckt. Dennoch watete er ins Wasser und packte das Dollbord, um Rogers dabei zu helfen, das Boot auf den Strand zu ziehen.

»Es ist mir eine Freude, Leutnant!« Rogers grinste ihn an, selbstbewusst trotz seiner Zahnlücken. William salutierte ihm knapp und formell.

»Major.«

»Suchen Eure Männer vielleicht nach einer Ladung Wein aus Frankreich?«

Verdammt, er hatte das Versteck schon gefunden!

»Wir haben gehört, dass man hier Schmuggler gesichtet

hat«, sagte William steif. »Wir gehen dem Hinweis nach.«

»Natürlich«, pflichtete ihm Rogers freundlich bei. »Soll ich Euch etwas Zeit ersparen? Versucht es einmal in der anderen Richtung -« Er wandte den Kopf und wies mit dem Kinn auf eine Ansammlung verfallener Fischerhütten, die eine Viertelmeile von ihnen entfernt standen. »Die Ware ist -«

»Das haben wir schon getan«, unterbrach William.

»Die Ware ist hinter den Hütten im Sand vergraben«, beendete Rogers seinen Satz, ohne die Unterbrechung zu beachten.

»Vielen Dank, Major«, sagte William so höflich, wie es ihm möglich war.

»Wir haben gestern Abend zwei Kerle beobachtet, die die Ware vergraben haben«, erklärte Rogers. »Ich glaube aber nicht, dass sie sie schon abgeholt haben.«

»Ihr beobachtet also diesen Küstenstreifen, wie ich sehe«, stellte William fest. »Haltet Ihr nach etwas Bestimmtem Ausschau? Sir«, fügte er hinzu.

Rogers lächelte.

»Da Ihr es erwähnt, *Sir*, ja, das tue ich. Hier läuft ein Kerl herum, der verdammt neugierige Fragen stellt, und ich würde mich sehr gern mit ihm unterhalten. Falls einer Eurer Männer ihn zu Gesicht bekommen sollte ...?«

»Gewiss, Sir. Kennt Ihr seinen Namen oder wisst Ihr, wie er aussieht?«

»Zufällig beides«, erwiderte Rogers prompt. »Ein

kräftiger Kerl mit einem Narbengesicht von einer Pulverexplosion. Wenn Ihr ihn sehen würdet, würdet Ihr ihn sofort erkennen. Ein Rebell aus einer Rebbellensippe in Connecticut - Hale ist sein Name.«

William fühlte sich, als hätte man ihm einen Hieb in die Magengrube versetzt.

»Oh, Ihr habt ihn *gesehen*?« Rogers' Tonfall war gelassen, doch der Blick seiner dunklen Augen war scharf geworden. William ärgerte sich, dass man so leicht in seinem Gesicht lesen konnte, doch er nickte.

»Er hat gestern den Zollpunkt passiert. Ein ziemlich wortgewandter Knabe«, fügte er hinzu, während er versuchte, sich den Mann genauer ins Gedächtnis zu rufen. Die Narben waren ihm aufgefallen: ausgebleichte Wülste, die Wangen und Stirn des Mannes verunstalteten. »Und nervös; er hat geschwitzt, und seine Stimme war zittrig - der Soldat, der ihn angehalten hat, dachte, er hätte Tabak oder etwas anderes versteckt, und hat ihn seine Taschen leeren lassen, aber er hatte keinerlei Schmuggelware dabei.« William schloss die Augen und runzelte die Stirn, während er angestrengt versuchte, sich zu erinnern. »Er hatte Papiere dabei ... Ich habe sie gesehen.« Das stimmte; er hatte sie gesehen, war aber nicht dazu gekommen, sie selbst zu begutachten, weil er mit einem Kaufmann beschäftigt war, der einen Karren voller Käse dabei hatte - für den Bedarf der britischen Armee, wie er sagte. Bis er damit fertig war, hatte man den Mann längst durchgewinkt.

»Der Mann, der mit ihm gesprochen hat ...« Rogers'

Blick wanderte zu dem planlosen Suchkommando am anderen Ende des Strandes hinüber. »Welcher ist es?«

»Ein Privatgefreiter namens Hudson. Ich kann ihn gern rufen, wenn Ihr möchtet«, bot William an. »Ich bezweifle aber, dass er Euch viel über die Papiere erzählen kann; er kann nicht lesen.«

Rogers zog eine irritierte Miene, wies William jedoch kopfnickend an, Hudson dennoch zu rufen. Dieser bestätigte Williams Bericht, konnte sich aber nicht an den Inhalt der Papiere erinnern, nur daran, dass auf einem der Bogen Zahlen standen. »Und eine Zeichnung, glaube ich«, fügte er hinzu. »Ich habe aber leider nicht darauf geachtet, was es war, Sir.«

»Zahlen, wie? Gut, gut«, sagte Rogers, der es sich sichtlich verkneifen musste, sich die Hände zu reiben. »Und hat er gesagt, wohin er unterwegs war?«

»Zu einem Freund, Sir, in der Nähe von Flushing.« Hudson verhielt sich zwar respektvoll, sah Rogers aber neugierig an; der Mann war barfuß und trug eine zerschlissene Leinenkniehose und eine Weste aus Bisamrattenpelz. »Ich habe ihn nicht nach dem Namen seines Freundes gefragt, Sir. Wusste ja nicht, dass es wichtig sein könnte.«

»Oh, ich bezweifle, dass es wichtig ist, Soldat. Ich bezweifle, dass dieser Freund überhaupt existiert.« Rogers gluckste, denn diese Nachrichten schienen ihn sehr zu freuen. Er starrte mit zusammengekniffenen Augen in die dunstige Ferne, als könnte er den Spion in den Dünen

erspähen. Dann nickte er langsam und zufrieden.

»Sehr gut«, sagte er leise wie zu sich selbst und wandte sich schon zum Gehen, als ihn William aufhielt.

»Danke für die Auskünfte über das Schmugglerversteck, Sir.« Perkins hatte die Männer mittlerweile beim Schaufeln an der richtigen Stelle beaufsichtigt, während William und Rogers den Gefreiten Hudson befragten, und jetzt schikanierte er eine kleine Gruppe von Soldaten, die die sandverkrusteten Fässer vor sich her über die Dünen rollten. Eines der Fässer traf auf eine harte Stelle im Sand, sprang hoch, landete unsanft und torkelte davon, von den Soldaten mit Geheul verfolgt.

William zuckte bei diesem Anblick leicht zusammen. Falls der Wein seine Rettung überlebte, würde man ihn zwei Wochen lang nicht trinken können. Nicht dass das irgendjemanden daran hindern würde, es trotzdem zu versuchen.

»Ich würde Euch gern um die Erlaubnis bitten, die beschlagnahmte Schmuggelware an Bord Eurer Schaluppe transportieren zu dürfen«, sagte er formell zu Rogers. »Ich werde sie natürlich persönlich begleiten und ausliefern.«

»Oh, natürlich.« Rogers schien belustigt zu sein, nickte aber zustimmend. »Wir fahren erst morgen zurück - würdet Ihr uns gern heute Abend begleiten? Ihr könntet uns vielleicht helfen, denn Ihr habt den Kerl, hinter dem wir her sind, ja tatsächlich schon gesehen.«

Williams Herz tat vor Aufregung einen Satz. Miss Beulahs Eintopf war nichts im Vergleich mit der Aussicht, einen gefährlichen Spion zu jagen. Und an seiner Festnahme beteiligt zu sein, konnte nur gut für seinen Ruf sein, selbst wenn die Ehre eigentlich Rogers gebührte.

»Ich wäre mehr als erfreut, Euch zu helfen, Sir!«

Rogers grinste, dann betrachtete er ihn von oben bis unten.

»Gut. Aber so könnt Ihr keine Jagd auf Spione machen, Leutnant. Kommt an Bord, dann ziehen wir Euch ordentlich an.«

ES STELLTE SICH HERAUS, DASS WILLIAM GUTE FÜNFZEHN ZENTIMETER GRÖßER war als Rogers' größter Seemann, und so endete er wenig elegant in einem groben Leinenhemd - dessen Hemdschöße ihn lose umflatterten, um die Tatsache zu verbergen, dass er die oberen Knöpfe seines Hosenlatzes offen gelassen hatte - und einer Kniehose aus Segeltuch, die ihn bei jeder plötzlichen Bewegung zu entmannen drohte. Auch an den Waden ließ sie sich natürlich nicht schließen, sodass William beschloss, es Rogers nachzutun und barfuß zu laufen, statt die Peinlichkeit gestreifter Strümpfe zu ertragen, die zwischen Strumpfkante und Hosensaum seine Knie und zehn Zentimeter behaarter Schienbeine frei ließen.

Die Schaluppe war nach Flushing gefahren, wo Rogers,

William und vier Mann von Bord gingen. Rogers betrieb dort im Hinterzimmer eines Geschäftes an der Hauptstraße eine inoffizielle Rekrutierstube. In diesem Etablissement verschwand er kurz, um dann mit der erfreulichen Nachricht zurückzukehren, dass man Hale in Flushing nicht gesichtet hatte und er daher wahrscheinlich in einem der beiden Wirtshäuser in Elmsford eingekehrt war, zwei oder drei Meilen außerhalb der Ortschaft.

Also machten sich die Männer in diese Richtung auf, vorsichtshalber in kleine Grüppchen aufgeteilt, sodass sich William - zum Schutz gegen die Abendkühle in ein zerschlissenes Schultertuch gehüllt - an Rogers' Seite wiederfand. Er hatte sich natürlich nicht rasiert und fand, dass er durchaus einen passenden Begleiter für Rogers abgab, der seine Verkleidung jetzt mit einem Schlapphut vervollständigt hatte, an dessen Krempe ein getrockneter fliegender Fisch geheftet war.

»Geben wir uns als Austernfischer aus oder als Fuhrleute?«, fragte William. Rogers grunzte belustigt auf und schüttelte den Kopf.

»Euch würde man beides nicht abnehmen, wenn man Euch reden hört. Nein, Junge, lasst den Mund zu, es sei denn, Ihr wollt etwas hineinstecken. Die Jungs und ich erledigen das schon. Alles, was Ihr tun müsst, ist nicken, wenn Ihr Hale erspäht.«

Der Wind kam jetzt von der Landseite und wehte ihnen den Geruch kalter Marschen entgegen, gewürzt mit einer Spur von Kaminrauch. Noch war kein Haus in Sicht, und die

verblässende Landschaft ringsum war leer. Doch der kalte, sandige Boden der Straße war angenehm unter seinen Füßen, und er fand ihre trostlose Umgebung überhaupt nicht deprimierend; er war viel zu sehr mit seinen Gedanken an das bevorstehende Abenteuer beschäftigt.

Rogers schwieg die meiste Zeit und schritt mit gesenktem Kopf gegen den kalten Wind an. Doch nach einer Weile sagte er beiläufig: »Ich habe Hauptmann Richardson aus New York übergesetzt. Und zurück.«

Im ersten Moment hätte William fast im Tonfall höflichen Unwissens »*Hauptmann Richardson?*« gesagt, doch er begriff rechtzeitig, dass das nicht ging.

»Habt Ihr das?«, entgegnete er stattdessen knapp. Rogers lachte.

»Ihr seid ein cleveres Kerlchen, wie? Möglicherweise hat er ja recht, dass er Euch ausgesucht hat.«

»Er hat Euch gesagt, dass er mich ... für etwas ausgesucht hat?«

»Braver Junge. Niemals freiwillig mit etwas herausrücken - obwohl es sich manchmal lohnt, dem Schicksal etwas nachzuhelfen. Nein, Richardson ist von der verschlagenen Sorte - er hat kein Wort über Euch gesagt. Aber ich weiß, wer er ist und was er tut. Und ich weiß, wo ich ihn abgesetzt habe. Ich wette, dass er nicht die Culpers besuchen wollte.«

William räusperte sich vage. Rogers wollte ja offensichtlich etwas sagen. Sollte er also damit

herausrücken.

»Wie alt seid Ihr, Junge?«

»Neunzehn«, sagte William etwas irritiert. »Warum?«

Rogers zuckte mit den Achseln. Sein Umriss war kaum mehr als ein Schatten in der zunehmenden Dämmerung.

»Alt genug also, um zu wissen, was Ihr tut, wenn Ihr Euren Hals riskiert. Aber Ihr solltet es Euch gut überlegen, bevor Ihr auf Richardsons Vorschlag eingeht, wie auch immer er lautet.«

»Vorausgesetzt, er hat mir tatsächlich etwas vorgeschlagen - nochmals, warum?«

Rogers berührte seinen Rücken und drängte ihn vorwärts.

»Das werdet Ihr gleich selbst sehen, Junge. Gehen wir.«

DAS WARME, RAUCHIGE LICHT DES WIRTSHAUSES UND SEINE ESSENSGERÜCHE hüllten William ein. Ihm war gar nicht bewusst gewesen, dass er fror, dass es stockfinster war oder dass er Hunger hatte, weil er sich nur auf das bevorstehende Abenteuer konzentrierte. Jetzt jedoch holte er tief Luft, roch frisches Brot und Brathuhn und fühlte sich wie ein Toter, der am Tag des Jüngsten Gerichts aus dem Grab steigt und wieder zum Leben erweckt wird.

Der nächste Atemzug blieb ihm jedoch im Hals stecken, und sein Herz krampfte sich mit solcher Gewalt zusammen, dass ihm das Blut durch den Körper rauschte. Rogers, der

neben ihm stand, stieß einen leisen Warnlaut aus. Dann steuerte er auf einen Tisch zu und sah sich dabei beiläufig um. Der Mann, der Spion, saß in der Nähe des Kamins, aß ein Huhn und unterhielt sich mit ein paar Farmern. Die meisten der Männer im Schankraum hatten zur Tür gesehen, als die Neuankömmlinge auftauchten - und mehr als einer von ihnen hatte bei Williams Anblick heftig geblinzelt -, doch der Spion war so in seine Mahlzeit und sein Gespräch vertieft, dass er von nichts anderem Notiz nahm.

William hatte den Mann das erste Mal zwar nur flüchtig wahrgenommen, doch er hätte ihn jederzeit wiedererkannt. Er war nicht ganz so hochgewachsen wie William, aber doch einige Zentimeter größer als der Durchschnitt, und sein Aussehen war auffallend. Er hatte flachsblondes Haar und eine hohe Stirn, auf der man die Narben der Pulverexplosion sah, die Rogers erwähnt hatte. Sein runder, breitkrempiger Hut lag neben seinem Teller auf dem Tisch, und er trug einen unauffälligen, einfachen braunen Anzug.

Nicht in Uniform ... William schluckte krampfhaft, und das nicht nur, weil er Hunger hatte und es hier nach Essen roch.

Rogers setzte sich an den Nebentisch, winkte William, sich ihm gegenüber auf einen Hocker zu setzen, und zog fragend die Augenbrauen hoch. William nickte schweigend, ohne einen Blick in Hales Richtung zu werfen.

Der Wirt brachte ihnen Speise und Trank, und William

widmete sich ganz dem Essen, froh, dass er nicht gezwungen war, sich zu unterhalten. Hale selbst war ganz entspannt und redete ohne Unterlass. Er erzählte seinen Begleitern, er wäre ein holländischer Schulmeister aus New York.

»Aber dort herrscht ein solcher Aufruhr«, sagte er kopfschüttelnd, »dass der Großteil meiner Schüler verschwunden ist. Sie sind mit ihren Familien zu Verwandten in Connecticut oder New Jersey geflohen. Ich gehe davon aus, dass hier ähnliche - wenn nicht schlimmere - Zustände herrschen?«

Einer der Männer an seinem Tisch grunzte nur, doch der andere stieß ein verächtliches Schnauben aus.

»Das kann man wohl sagen. Die gottverdammten Rotröcke nehmen alles an sich, was man nicht vergräbt. Tory, Whig oder Rebell, das ist den habgierigen Schuftten völlig egal. Ein Wort des Widerspruchs, und schon bekommt man entweder eins über den Schädel gebrummt oder wird in den gottverdammten Kerker geschleift, damit sie leichteres Spiel haben. Mich hat letzte Woche so ein grober Klotz am Zollpunkt angehalten und meine ganze Ladung Apfelicdre einkassiert und den gottverdammten Wagen noch dazu! Er -«

William verschluckte sich an einem Bissen Brot, wagte es aber nicht zu husten. Himmel, er hatte den Mann zwar nicht erkannt - der mit dem Rücken zu ihm saß -, doch an den Apfelicdre konnte er sich gut erinnern. Grober Klotz?

Er griff nach seinem Bier und schluckte, um das

feststehende Brotstück herunterzuspülen; es funktionierte nicht, und er hustete lautlos, während er spürte, wie sein Gesicht blau wurde. Er sah, wie ihn Rogers stirnrunzelnd anblickte. Mit einer schwachen Geste wies er auf den Cidrefarmer, schlug sich vor die Brust, erhob sich und verließ so unauffällig wie möglich den Raum. Seine Verkleidung mochte ja exzellent sein, doch sie konnte absolut nicht verbergen, was für ein Hüne er war, und wenn ihn der Mann als britischen Soldaten erkannte, ging das ganze Unternehmen zum Teufel.

Er brachte es fertig, nicht zu atmen, bis er sicher draußen war, wo er hustete, bis er das Gefühl hatte, der Boden seines Magens würde sich seinen Weg aus seinem Mund bahnen. Schließlich jedoch hörte er auf und lehnte sich mit tränenden Augen an die Wand des Wirtshauses, wo er in langen, keuchenden Zügen Luft holte. Er wünschte, er wäre so geistesgegenwärtig gewesen, sein Bier mitzunehmen.

Die letzten von Rogers' Männern kamen jetzt die Straße entlang, musterten ihn verblüfft und traten ein. Er wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, richtete sich auf und schlich an der Hauswand entlang, bis er ein Fenster erreichte.

Die Neuankömmlinge suchten sich ebenfalls einen Platz in der Nähe von Hales Tisch. Vorsichtig an den Rand des Fensters gedrückt, damit man ihn nicht entdeckte, sah er, dass sich Rogers jetzt in das Gespräch zwischen Hale und den beiden Farmern eingemischt hatte und ihnen einen Witz zu erzählen schien. Als er fertig war, hämmerte der

Mann mit dem Cidre grölend auf den Tisch; Hale grinste zwar gezwungen, zog aber eine ziemlich schockierte Miene; es musste ein unappetitlicher Witz gewesen sein.

Rogers lehnte sich beiläufig zurück und wandte sich mit einer ausladenden Handbewegung an den ganzen Tisch. Er sagte etwas, was allgemeines Kopfnicken und beifälliges Gemurmel auslöste. Dann beugte er sich zielsicher vor, um Hale etwas zu fragen.

Im Lärmen des Wirtshauses und dem Pfeifen des kalten Windes, der ihm um die Ohren sauste, konnte William nur Bruchstücke der Unterhaltung auffangen. Soweit er es mitbekam, gab sich Rogers als Rebell aus, woraufhin auch seine Männer zustimmend nickten und dann näher heranrückten, um einen geheimnistuerischen Gesprächskreis rings um Hale zu bilden. Hale sah konzentriert aus, erregt und sehr ernst. Er hätte tatsächlich gut ein Schulmeister sein können, dachte William - auch wenn Rogers gesagt hatte, er wäre Hauptmann in der Kontinentalarmee. William schüttelte den Kopf; Hale sah überhaupt nicht wie ein Soldat aus.

Gleichzeitig sah er aber auch überhaupt nicht wie ein Spion aus. Er fiel auf durch seine blonden Haare, sein gutes Aussehen, sein vernarbtes Gesicht, seine ... Körpergröße.

William spürte einen kleinen Eisklumpen unter seinem Zwerchfell. Himmel. War es das, was Rogers gemeint hatte? Als er sagte, dass es etwas gab, wovor William im Hinblick auf Hauptmann Richardsons Aufträge gewarnt

sein sollte, und dass er heute Abend schon selbst sehen würde, was es war?

William war sowohl an seine Körpergröße gewöhnt als auch an die Art und Weise, wie die Leute darauf reagierten; es gefiel ihm, wenn sie zu ihm aufblickten. Doch auf seinem ersten Kundschaftergang für Hauptmann Richardson war ihm überhaupt nicht in den Sinn gekommen, dass sich die Leute deswegen an ihn erinnern könnten - oder dass sie ihn völlig problemlos beschreiben könnten. Grober Klotz war zwar kein Kompliment, doch es war eindeutig.

Ungläubig hörte er mit an, wie Hale nicht nur seinen Namen und die Tatsache preisgab, dass er mit den Rebellen sympathisierte, sondern auch offen zugab, dass er damit befasst war, Erkundigungen über die Stärke der britischen Truppen einzuholen - gefolgt von der ernst gemeinten Nachfrage, ob seinen Gesprächspartnern womöglich in der Gegend irgendwelche rotberockten Soldaten aufgefallen waren?

William war so schockiert über diese Achtlosigkeit, dass er sein Auge an den Fensterrahmen drückte - um zu sehen, wie sich Rogers übertrieben vorsichtig im Schankraum umschaute, bevor er sich vertraulich zu Hale hinüberbeugte, ihm auf den Arm tippte und sagte: »O ja, Sir, das habe ich, aber Ihr müsst vorsichtiger sein mit dem, was Ihr in der Öffentlichkeit sagt. Es könnte Euch jemand hören!«

»Pah«, sagte Hale und lachte. »Ich bin doch hier unter Freunden. Haben wir nicht gerade alle auf General

Washington und die Verwirrung des Königs getrunken?« Etwas nüchterner, aber voller Feuereifer schob er seinen Hut beiseite und winkte dem Wirt, mehr Bier zu bringen. »Trinkt noch etwas, Sir, und erzählt mir, was Ihr gesehen habt.«

William verspürte plötzlich den überwältigenden Impuls zu rufen: »*Halt den Mund, du Volltrottel!*«, oder mit irgendetwas nach Hale zu werfen. Doch es war viel zu spät, selbst wenn er das tatsächlich hätte tun können. Er hatte das Hühnerbein, das er gegessen hatte, noch in der Hand; jetzt fiel es ihm auf, und er warf es fort. Sein Magen war verknotet, und er hatte einen bitteren Geschmack im Hals, auch wenn sein Blut weiterhin vor Erregung kochte.

Hale gab immer mehr vernichtende Geständnisse von sich, unter den bewundernden Ermunterungen und patriotischen Ausrufen von Rogers' Männern, die ihre Rolle vorzüglich spielten, wie er zugeben musste. Wie lange würde Rogers das Ganze noch weitergehen lassen? Würden sie ihn hier festnehmen, im Wirtshaus? Wahrscheinlich nicht - einige der anderen Gäste waren zweifellos Sympathisanten der Rebellen und würden sich vielleicht dazu hinreißen lassen, Hale zu Hilfe zu kommen, wenn Rogers ihn in ihrer Mitte festnahm.

Rogers schien keine Eile zu haben. Es folgte noch eine gute halbe Stunde ermüdender Spötteleien. Immer wieder schien Rogers mit Kleinigkeiten herauszurücken, woraufhin Hale jedes Mal etwas viel Wichtigeres preisgab. Seine kräftigen Wangen leuchteten vom Bier und vor Aufregung

über das Wissen, das er hier zusammentrug. William wurden die Beine, die Füße, die Hände und das Gesicht taub, und seine Schultern schmerzten von der Anspannung. Ein Knirschen in seiner Nähe lenkte ihn von der Szene im Innenraum ab, und er blickte zu Boden, weil ihm plötzlich ein penetrantes Aroma auffiel, das sich irgendwie unbemerkt in seine Nähe gestohlen hatte.

»Himmel!« Er fuhr zurück, wobei er fast mit dem Ellbogen das Fenster eingeschlagen hätte, und stieß krachend gegen die Wand des Wirtshauses. Das Stinktier, das sich beim Genuss des weggeworfenen Hühnerbeins gestört sah, hob augenblicklich den Schwanz - durch den weißen Streifen war die Bewegung deutlich zu sehen. William erstarrte.

»Was war das?«, sagte jemand im Inneren, und er hörte, wie eine Bank zurückgeschoben wurde. Mit angehaltenem Atem schob er sich einen halben Meter zur Seite, um erneut zu erstarren, als er ein schwaches Klopfen hörte und den weißen Streifen wackeln sah. Verdammt, das Biest stampfte mit dem Füßen. Ein Anzeichen seines unmittelbar bevorstehenden Angriffs, war ihm gesagt worden - von Leuten, deren mitgenommener Zustand keinen Zweifel daran ließ, dass sie aus Erfahrung sprachen.

Schritte näherten sich der Tür, es kam jemand, um nachzusehen. Himmel, wenn sie ihn hier beim Lauschen erwischten ... Er biss die Zähne zusammen und hielt sich für einen aufopferungsvollen Satz außer Sichtweite bereit - doch was dann? Er konnte nicht wieder zu Rogers und den

anderen stoßen, wenn er nach Stinktief stank. Doch wenn -

Die Tür öffnete sich, und das setzte allen Spekulationen ein Ende. Aus einem Reflex heraus stürzte William zur Ecke des Wirtshauses. Das Stinktief folgte ebenfalls einem Reflex - durch das Öffnen der Tür aufgeschreckt, änderte es jedoch anscheinend seine Zielrichtung. William stolperte über einen Ast und landete bäuchlings in einem Abfallhaufen, während hinter ihm ein ohrenbetäubender Schrei erscholl, und die Nacht in Grauen versank.

William hustete, keuchte und versuchte, die Luft anzuhalten, bis er außer Reichweite war. Dann musste er doch nach Luft schnappen, und seine Lunge füllte sich mit einer Substanz, die so wenig mit jedem normalen Geruchserlebnis zu tun hatte, dass man eigentlich eine völlig neue Vokabel dafür erfinden musste. Würgend und spuckend stolperte er mit tränenden Augen in die Dunkelheit der anderen Straßenseite und konnte von dort beobachten, wie sich das Stinktief beleidigt davonmachte und sein Opfer unter extrem verstörten Lauten auf der Eingangsstufe des Wirtshauses zusammenbrach.

William hoffte, dass es nicht Hale war. Abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, die es mit sich gebracht hätte, einen Mann festzunehmen und zu transportieren, der das Opfer einer solchen Attacke geworden war, wäre es unmenschlich gewesen, dem Opfer dann auch noch Salz in die Wunden zu streuen, indem man es hängte.

Es war nicht Hale. Im Fackelschein sah er das flachsblonde Haar unter den Köpfen aufleuchten, die

fragend aus der Tür gesteckt wurden, um hastig wieder zu verschwinden.

Stimmen drangen zu ihm herüber; man diskutierte, wie am besten vorzugehen sei. Essig wurde benötigt, darin war man sich einig, und zwar in großen Mengen. Das Opfer hatte sich inzwischen so weit erholt, dass es ins hohe Gras kriechen konnte, wo alsbald heftige Würgegeräusche ertönten. Dies führte gemeinsam mit der Luftverpestung dazu, dass sich auch einige der anderen Herren übergeben mussten, und auch William spürte, wie ihm die Galle hochkam, doch er unterdrückte den Brechreiz, indem er sich fest die Nase zukniff.

Er war zwar durchgefroren, aber glücklicherweise gut durchgelüftet, als man das Opfer schließlich nach Hause schickte - seine Freunde trieben den Mann wie eine Kuh über die Straße, weil ihn niemand anfassen wollte - und sich das Wirtshaus leerte, weil bei diesem Gestank niemand mehr Hunger oder Durst hatte. Er konnte hören, wie der Wirt vor sich hin fluchte, als er sich aus der Tür lehnte, um die Fackel neben dem Wirtshauschild herunterzunehmen und sie zischend in die Regentonne zu halten.

Hale, dessen gewählte Ausdrucksweise in der Dunkelheit gut auszumachen war, wünschte allen eine gute Nacht und machte sich auf den Weg nach Flushing, wo er sich wohl ein Nachtquartier suchen wollte. Rogers - William erkannte ihn an seiner Pelzweste, die selbst bei Sternenlicht zu erkennen war - wartete am Straßenrand und

sammelte schweigend seine Männer um sich, während sich die Menge zerstreute. Erst als die anderen Gäste außer Sichtweite waren, wagte William, zu ihnen zu treten.

»Ja?«, sagte Rogers, als er ihn bemerkte. »Dann sind ja alle da. Gehen wir.« Und sie setzten sich in Bewegung, ein lautloses Rudel, das der Straße folgte, die Augen und Ohren auf die Spur seines ahnungslosen Opfers geheftet.

SIE SAHEN DIE FLAMMEN VOM WASSER AUS. DIE STADT BRANNT, VOR ALLEM der Distrikt am East River, doch es war windig, und das Feuer breitete sich aus. Rogers' Männer tauschten aufgeregt Spekulationen aus; hatten die Sympathisanten der Rebellen die Stadt in Brand gesetzt?

»Es können genauso gut betrunkene Soldaten gewesen sein«, sagte Rogers mit grimmiger, teilnahmsloser Stimme. William wurde schwindelig, als er den rot glühenden Himmel sah. Der Gefangene schwieg.

Irgendwann fanden sie General Howe - in Beekman House, seinem Hauptquartier, das außerhalb der Stadt lag. Er war rotäugig vom Rauch, vom Schlafmangel und vor durchdringender Wut. Noch jedoch behielt er diese Wut unter Kontrolle. Er ließ Rogers und den Gefangenen in die Bibliothek kommen, wo er seine Amtsstube eingerichtet hatte. Nachdem er einen kurzen, erstaunten Blick auf Williams Aufmachung geworfen hatte, schickte er diesen zu Bett.

Fortnum stand auf dem Dachboden und beobachtete den Brand vom Fenster aus. Es gab nichts, was sie hätten tun können. William trat an seine Seite. Er fühlte sich seltsam leer und unwirklich. Kalt, obwohl der Boden unter seinen nackten Füßen warm war.

Hin und wieder stob eine Funkenfontäne auf, wenn die Flammen auf etwas besonders Brennbares stießen, doch eigentlich war aus dieser Entfernung nicht viel mehr zu sehen als der blutrot glühende Himmel.

»Sie werden uns die Schuld dafür geben, wisst Ihr«, sagte Fortnum nach einer Weile.

AM MITTAG DES NÄCHSTEN TAGES HING DIE LUFT NOCH VOLLER QUALM.

Er konnte den Blick nicht von Hales Händen abwenden. Sie hatten sich unwillkürlich verkrampft, als ein Gefreiter sie fesselte, obwohl er sie ohne Protest hinter seinen Rücken gelegt hatte. Jetzt hatte er die Finger so fest ineinander verschränkt, dass die Knöchel weiß geworden waren.

Natürlich protestierte der Körper, dachte William, selbst wenn sich der Verstand ergeben hatte. Sein eigener Körper protestierte ja schon allein dagegen, dass er hier sein musste, seine Haut zuckte wie ein von Fliegen geplagtes Pferd, und sein Darm verkrampfte und entkrampfte sich in grauenvollem Mitgefühl - es hieß, ein Mann am Galgen entleerte seinen Darm; würde Hale das auch tun? Bei diesem Gedanken stieg ihm das Blut ins

Gesicht, und er starrte zu Boden.

Stimmen ließen ihn wieder aufblicken. Hauptmann Moore hatte Hale gefragt, ob er noch etwas anzumerken hätte. Hale nickte; offenbar hatte man ihn auf diesen Moment vorbereitet.

William hatte das Gefühl, auch er sollte jetzt vorbereitet sein; Hale hatte die beiden letzten Stunden in Hauptmann Moores Zelt verbracht, wo er Briefe an seine Familie schrieb, während die Männer, die man zu seiner hastigen Exekution zusammengetrommelt hatte, abwartend von einem Bein auf das andere traten. Er war nicht im Geringsten vorbereitet.

Warum war das so anders? Er hatte doch schon Männer sterben sehen, manche von ihnen auf schreckliche Weise. Aber diese Verbindlichkeit im Vorfeld, diese Förmlichkeit, diese ... obszöne *Höflichkeit*, während alle Beteiligten wussten, dass all dies in Kürze auf einen schändlichen Tod hinauslaufen würde. Kaltblütig. Es war alles so furchtbar kaltblütig.

»Endlich!«, murmelte ihm Clarewell ins Ohr. »Beeilt euch, ich habe Hunger.«

Ein junger Schwarzer namens Billy Richmond, ein Privatgefreiter, den William flüchtig kannte, wurde die Leiter hinaufgeschickt, um das Seil an den Baum zu binden. Er stieg jetzt herunter und nickte dem Offizier zu.

Jetzt stieg Hale die Leiter hinauf, und der Sergeant-Major stützte ihn. Die Schlinge lag um seinen Hals, ein

dickes Seil, das neu aussah. Hieß es nicht, dass neue Seile nachgaben? Aber die Leiter war ja hoch ...

William schwitzte wie ein Schwein, obwohl das Wetter angenehm war. Er durfte die Augen nicht schließen, den Blick nicht abwenden. Nicht, solange ihn Clarewell beobachtete.

Er spannte die Halsmuskeln an und konzentrierte sich wieder auf Hales Hände. Die Finger des Mannes verknoteten sich hilflos, auch wenn sein Gesicht ruhig war. Sie hinterließen feuchte Spuren auf seinen Rockschoßen.

Ein angestregtes Gurren und ein knirschendes Geräusch; die Leiter wurde fortgezogen, und Hale stieß im Fallen ein erschrockenes *Uff* aus. Ob das neue Seil schuld war oder etwas anderes, sein Genick brach nicht auf Anhieb.

Er hatte sich geweigert, eine Kapuze zu tragen, und so waren die Zuschauer gezwungen, während der ganzen Viertelstunde, die er zum Sterben brauchte, sein Gesicht zu beobachten. William unterdrückte den grauenvollen Drang, vor lauter Nervosität loszulachen, während er zusah, wie die blauen Augen vorquollen, bis sie beinahe platzten, und die Zunge des Mannes immer länger wurde. So überrascht. Er sah so überrascht aus.

Es hatte sich nur eine kleine Gruppe von Männern zu seiner Exekution versammelt. Ein Stück abseits sah er Richardson stehen, der geistesabwesend zusah. Als fühlte er sich beobachtet, sah Richardson scharf zu ihm auf. William wandte den Kopf ab.

PASTORS KATZE*Lallybroch Oktober 1980*

Sie war früh auf, noch vor den Kindern, obwohl sie wusste, dass es sinnlos Swar - egal, was Roger in Oxford wollte, er würde gute acht oder neun Stunden für die Hinfahrt brauchen und genauso lange zurück. Selbst wenn er bei Tagesanbruch losgefahren war - und womöglich konnte er das nicht, wenn er am Vortag zu spät angekommen war, um sein Vorhaben zu erledigen -, konnte er frühestens am Nachmittag zu Hause sein. Doch sie hatte unruhig geschlafen und einen dieser monotonen, unangenehmen Träume geträumt, diesmal untermalt von den Bildern und Geräuschen einer steigenden Flut, Welle um Welle um Welle, und war bei Anbruch der Dämmerung mit einem mulmigen Gefühl aufgewacht.

Einen alptraumhaften Moment lang war ihr der Gedanke gekommen, dass sie vielleicht schwanger sein könnte - doch sie hatte sich abrupt im Bett aufgesetzt, und die Welt ringsum hatte sich auf der Stelle zurechtgerückt. Keine Spur von dem Gefühl, mit einem Bein auf der anderen Seite des Spiegels zu stehen, das so typisch für die Frühschwangerschaft war. Sie stellte einen Fuß vorsichtig auf den Boden, und die Welt - und ihr Magen - blieb, wo sie war. Das war gut.

Dennoch, das Gefühl der Beklommenheit - ob durch den Traum, durch Rogers Abwesenheit oder das Gespenst der Schwangerschaft - ließ sie nicht los, und sie ging den Alltäglichkeiten ihres Haushalts sehr geistesabwesend nach.

Gegen Mittag war sie dabei, Socken zu sortieren, als ihr bewusst wurde, wie still es war. Still auf eine Weise, die ihr die Nackenhaare zu Berge stehen ließ.

»Jem?«, rief sie. »Mandy?«

Schweigen. Sie trat aus der Waschküche und lauschte auf die üblichen Rumpel-, Schepper- und Kreischgeräusche von oben, doch es war nichts von trampelnden Füßen, umstürzenden Bauklötzen oder den schrillen Stimmen des Geschwisterkriegs zu hören.

»Jem!«, rief sie. »Wo bist du?«

Keine Antwort. Beim letzten Mal, als dies geschehen war, vor zwei Tagen, hatte sie ihren Wecker sauber in seine Bestandteile zerlegt am Boden der Badewanne entdeckt, und beide Kinder hatten mit unnatürlich leuchtenden Unschuldsmienen am Ende des Gartens gespielt.

»Ich war's nicht!«, hatte Jem tugendhaft erklärt, als sie ihn ins Haus zerrte und ihn mit ihren Beweismitteln konfrontierte. »Und Mandy ist noch zu klein.«

»Tu kein«, hatte ihm Mandy beigepflichtet und ihre schwarzen Locken so heftig geschüttelt, dass ihr Gesicht nicht mehr zu sehen war.

»Nun, ich glaube nicht, dass es Papa gewesen ist«, sagte Brianna und zog streng die Augenbrauen hoch. »Und ich bin mir sicher, dass es nicht Annie Mac war. Womit nicht mehr viele Verdächtige übrig bleiben, oder?«

»Dächtige, dächtige«, plapperte Mandy fröhlich, verzaubert von dem neuen Wort.

Jem schüttelte resigniert den Kopf und ließ den Blick über die verstreuten Rädchen und losen Zeiger schweifen.

»Wir müssen Kobolde haben, Mama.«

»Bolde, Bolde«, zwitscherte Mandy, die sich den Rock über den Kopf zog und an ihrer gerüschten Unterhose zerrte. »Muss mal, Mama!«

In der drangvollen Eile, die auf diese Worte folgte, war Jem geschickt verschwunden, um bis zum Abendessen nicht mehr aufzutauchen. Bis dahin war die Angelegenheit mit dem Wecker längst im üblichen Ansturm der Ereignisse untergegangen und kam erst zur Schlafenszeit wieder aufs Tapet, als Roger das Fehlen des Weckers bemerkte.

»Jem lügt normalerweise nicht«, hatte Roger nachdenklich gesagt, nachdem man ihm die kleine Keramikschale mit den Überresten der Uhr gezeigt hatte.

Brianna, die damit beschäftigt war, sich vor dem Schlafengehen die Haare zu bürsten, musterte ihn zynisch.

»Oh, du glaubst also ebenfalls, dass wir Kobolde haben?«

»Hm«, sagte er geistesabwesend und rührte mit dem Finger in dem Häufchen aus Zahnrädern herum.

»Eigentlich gibt es in Schottland keine Kobolde. Schottland hat reichlich Feen und Elfenwesen«, sagte er, während er eine Handvoll Weckerinnereien aus der Schale hob und sie musikalisch wieder hineinklimpern ließ. »Aber die Schotten haben eher einen Hang zu den grimmigen Manifestationen des Übernatürlichen - Wasserperde, *Ban-sidhe* und der *Nuckelavee*, aye? Kobolde sind ein bisschen zu frivol für Schottland. Wir haben zwar Hutzelmännchen«, fügte er hinzu und nahm ihr die Bürste aus der Hand, »aber das sind eher kleine Haushaltshelfer, keine Unfugstifter wie die Kobolde. Kannst du den Wecker wieder zusammensetzen?«

»Klar - falls die Kobolde keines von den Einzelteilen verloren haben. Was in aller Welt ist ein *Nuckelavee*?«

»Es kommt von den Orkney-Inseln. Nichts, was du direkt vor dem Schlafengehen hören möchtest«, versicherte er ihr. Und hatte sich über sie gebeugt und ihr dicht unter dem Ohrläppchen ganz sanft auf den Hals geatmet.

Das schwache Kribbeln bei der Erinnerung an die darauffolgenden Ereignisse verdrängte ihren Argwohn in Bezug auf die Kinder, doch dann verblasste das Gefühl und wich wachsender Sorge.

Im Haus war keine Spur von Jem oder Mandy zu finden. Annie MacDonald kam samstags nicht, und die Küche ... Auf den ersten Blick schien nichts zu fehlen, doch sie kannte sich mit Jems Methoden aus.

Und da, das Paket mit den Schokoladenkeksen fehlte genau wie eine Flasche Zitronenlimo, obwohl der Schrank

ansonsten in bester Ordnung war - dabei war er einen Meter achtzig hoch. Jem hatte Talent zum Einbrecher, dachte sie. Immerhin würde er dann wissen, womit er sein Geld verdienen konnte, wenn man ihn eines Tages endgültig aus der Schule warf, weil er seinen Klassenkameraden erneut Kuriositäten aus dem achtzehnten Jahrhundert erzählt hatte.

Die fehlenden Lebensmittel zerstreuten das beklommene Gefühl. Wenn sie irgendwo picknickten, konnten sie zwar im Umkreis einer halben Meile überall sein - weiter lief Mandy nicht -, doch wahrscheinlich waren sie nicht allzu weit gekommen, bevor sie sich hingesetzt hatten, um Kekse zu vertilgen.

Es war ein ausnehmend schöner Herbsttag, und obwohl sie ihren beiden Missetätern nachspüren musste, war sie froh, draußen in der Sonne und an der Luft zu sein. Die Socken konnten warten, genau wie das Unkraut und die Gemüsebeete. Und das Telefonat mit dem Klempner über den Durchlauferhitzer im Bad in der ersten Etage. Und ...

»Gleichgültig, wie viel man auf einer Farm tut, es gibt immer noch mehr zu tun. Es ist ein Wunder, dass der Hof nicht über mich kommt und mich verschlingt wie bei Jonas und dem Wal.«

Einen Moment lang hörte sie die Stimme ihres Vaters, resigniert und ungeduldig, weil er sich schon wieder mit einer unerwarteten Aufgabe konfrontiert sah. Sie sah sich lächelnd nach ihm um, dann hielt sie inne und begriff, und die Sehnsucht spülte in Wellen über sie hinweg.

»Oh, Pa«, sagte sie leise. Sie ging weiter, langsamer jetzt, und plötzlich sah sie nicht mehr den Albatros eines großen, halb verfallenen Hauses, sondern den lebendigen Organismus Lallybroch und all ihre Verwandten, die ein Teil davon gewesen waren - es immer noch waren.

Die Frasers und Murrys, die Blut, Schweiß und Tränen in diese Gebäude und diesen Boden investiert hatten, ihr Leben mit diesem Land verwoben hatten. Und Onkel Ian, Tante Jenny - der Schwarm von Vettern und Cousins, die sie so kurz kennengelernt hatte. Ihr Vetter Ian. Sie alle waren jetzt tot ... Doch seltsamerweise waren sie nicht fort.

»Ganz und gar nicht fort«, sagte sie laut, und die Worte trösteten sie. Sie hatte das hintere Törchen des Gemüsegartens erreicht. Dort blieb sie stehen und blickte zu dem betagten Turm hinauf, der Lallybroch seinen Namen gab; auf diesem Hügel lag auch der Friedhof, dessen Steine zum Großteil so verwittert waren, dass die Namen und die Daten nicht mehr zu entziffern waren, während die Steine immer mehr unter Ginsterbüschen verschwanden. Und inmitten dieses grauen und schwarz-grünen Farbmusters bewegten sich zwei Flecken in Rot und Blau.

Der Pfad war mit Brombeeren überwuchert, die an ihren Jeans zerrten. Sie traf die Kinder auf allen vieren an. Die beiden beobachteten eine Ameisenkolonne - die einer Spur von Kekskrümeln folgte, die so ausgelegt war, dass sie die Ameisen über einen Hindernisparcours aus Stöckchen und Kieseln führte.

»Sieh mal, Mama!« Jem würdigte sie kaum eines

Blickes, denn er war ganz in die Vorstellung vor seiner Nase vertieft. Er zeigte auf den Boden, wo er eine alte Teetasse eingegraben und mit Wasser gefüllt hatte. In der Mitte paddelte ein schwarzes Ameisenknäuel, durch die Schokokrümel ins Verderben gelockt.

»Jem! Das ist gemein! Du darfst keine Ameisen ertränken - es sei denn, sie sind im Haus«, fügte sie hinzu, denn sie erinnerte sich noch lebhaft an die letzte Invasion der Vorratskammer.

»Sie ertrinken gar nicht, Mama. Sieh doch - siehst du, was sie machen?«

Sie hockte sich neben ihn, um sich das Geschehen aus der Nähe zu betrachten, und sah, dass die Ameisen tatsächlich nicht ertranken. Die einzelnen Ameisen, die ins Wasser gefallen waren, paddelten angestrengt auf die Mitte zu, wo sich eine große Ameisenmasse aneinanderklammerte und eine schwimmende Kugel bildete, die kaum mit der Oberfläche in Berührung kam. Die Ameisen im Inneren dieser Kugel bewegten sich langsam, sodass sie ständig die Plätze wechselten. Zwar gab es am Rand das eine oder andere Tier, das sich nicht mehr regte und wahrscheinlich tot war, doch das Gros war eindeutig nicht in Gefahr zu ertrinken, weil es von den Körpern seiner Kameraden getragen wurde. Die gesamte Masse näherte sich allmählich dem Tassenrand, angetrieben von den Bewegungen der Ameisen.

»Das ist ja toll«, sagte sie fasziniert und setzte sich neben ihn, um die Ameisen zu beobachten, bevor sie

schließlich Gnade verordnete und ihn die Ameisenkugel auf einem Blatt aus dem Wasser heben ließ. Kaum waren die Tiere auf dem Boden gelandet, als sie sich auch schon verstreuten und wieder ihrer Arbeit nachgingen.

»Meinst du, sie machen das absichtlich?«, fragte sie Jem. »Sich so aneinanderklammern, meine ich. Oder suchen sie nur irgendetwas, woran sie sich festhalten können?«

»Weiß nicht«, sagte er achselzuckend. »Ich sehe nach, ob es in meinem Buch steht.«

Sie sammelte die Überreste des Picknicks ein, ließ aber ein oder zwei Keksstückchen für die Ameisen liegen, weil sie fand, dass sich die Tiere das verdient hatten. Mandy war davonspaziert, während sie und Jem die Ameisen in der Teetasse beobachteten, und hockte jetzt etwas oberhalb im Schatten eines Busches, wo sie in eine lebhafte Unterhaltung mit einem unsichtbaren Gesprächspartner vertieft war.

»Mandy wollte mit Opa sprechen«, sagte Jem beiläufig. »Darum sind wir hergekommen.«

»Oh?«, sagte sie verblüfft. »Und warum kann man hier besonders gut mit ihm sprechen?«

Jem sah überrascht aus und richtete die Augen auf die verwitterten, wackeligen Steine des Friedhofs.

»Ist er denn nicht hier?«

Etwas, das viel zu überwältigend war, um es als Schauer zu bezeichnen, fuhr ihr über den Rücken. Es war

weniger Jems nüchterne Art als vielmehr die Möglichkeit, dass es stimmen könnte, die ihr den Atem nahm.

»Ich - ich weiß es nicht«, sagte sie. »Ich denke, es könnte sein.« Sie versuchte zwar, nicht allzu oft darüber nachzudenken, dass ihre Eltern inzwischen tot waren, doch irgendwie hatte sie stets vage angenommen, dass sie in North Carolina begraben lagen - oder irgendwo anders in den Kolonien, wenn der Krieg sie aus Fraser's Ridge vertrieben hatte.

Doch plötzlich fielen ihr die Briefe ein. Er hatte gesagt, dass er vorhatte, nach Schottland zurückzukehren. Und da Jamie Fraser ein entschlossener Mensch war, hatte er dies mehr als wahrscheinlich auch getan. War er nie wieder fortgegangen? Und wenn nicht - war ihre Mutter ebenfalls hier?

Ohne es eigentlich zu wollen, fand sie sich auf dem Weg nach oben wieder, vorbei am Fuß des alten Turms und zwischen den Steinen des Friedhofs hindurch. Sie war erst einmal hier gewesen, mit ihrer Tante Jenny. Es war früh am Abend gewesen, ein Windhauch hatte im Gras geflüstert, und Friede hatte über dem Hügel gelegen. Jenny hatte ihr die Gräber ihrer Eltern gezeigt, Brian und Ellen, die gemeinsam unter einem Ehestein lagen; ja, sie konnte die Rundung des Steins noch erkennen, auch wenn er zugewuchert und mit Moos bewachsen war und die Namen verwittert waren. Und das Kind, das gemeinsam mit Ellen gestorben war, war ebenso mit ihr beerdigt worden - ihr dritter Sohn, Robert, hatte Jenny gesagt; ihr Vater hatte

darauf bestanden, dass das Kind getauft wurde, und der Name ihres kleinen Bruders war Robert.

Sie stand jetzt mitten zwischen den Steinen; es waren so viele. Etliche der späteren Steine waren noch lesbar, sie trugen Daten aus dem späten neunzehnten Jahrhundert. Zum Großteil Murrays und McLachlans und McLeans. Hier und da ein Fraser oder MacKenzie.

Doch die älteren Steine waren alle zu verwittert, um die Schrift darauf entziffern zu können. Unter den schwarzen Flechten und dem weichen Moos zeichneten sich lediglich die Schatten der Buchstaben ab. Da, neben Ellens Grab, lag der winzige quadratische Stein von Caitlin Maisri Murray, Jennys und Ians sechstem Kind, das nur einen Tag alt geworden war. Jenny hatte Brianna den Stein gezeigt und sich gebückt, um sanft mit der Hand über die Buchstaben zu fahren und eine gelbe Rose vom Wegrand daraufzulegen. Außerdem hatte ein kleines Steinhäufchen daraufgelegt - Kieselsteine, die die Besucher des Grabes dort hingelegt hatten. Das Häufchen war zwar längst verstreut, doch Brianna bückte sich und suchte einen Kieselstein, den sie auf den kleinen Stein legte.

Sie sah, dass es daneben noch einen anderen gab. Noch einen kleinen Stein wie für ein Kind. Nicht ganz so verwittert, aber eindeutig fast genauso alt. Es standen nur zwei Worte darauf, dachte sie und schloss die Augen, um langsam mit dem Finger über den Stein zu fahren und die flachen, unterbrochenen Linien abzutasten. In der ersten Zeile war ein »E«. Ein »Y«, dachte sie, in der zweiten. Und

vielleicht ein »K«.

Was für ein Highland-Name fängt denn mit »Y« an?, dachte sie verwundert. McKay vielleicht, aber da stimmt die Reihenfolge nicht ...

»Du - äh - weißt nicht vielleicht, welches Opas Grab sein könnte, oder?«, fragte sie Jem zögernd. Sie fürchtete sich beinahe vor der Antwort.

»Nein.« Er sah überrascht aus und folgte ihrer Blickrichtung zu der Ansammlung von Steinen. Offensichtlich hatte er diese nicht mit seinem Großvater in Verbindung gebracht. »Er hat nur gesagt, dass er gern hier begraben werden möchte, und wenn ich herkäme, sollte ich ihm ein Steinchen hinlegen. Und das hab ich getan.« Sein Akzent nahm ganz natürlich eine schottische Färbung an, und wieder hörte sie die Stimme ihres Vaters, deutlich, doch diesmal lächelte sie schwach.

»Wo denn?«

»Da oben. Er ist gern hoch oben, weißt du? Wo er weit sehen kann«, sagte Jem beiläufig und zeigte bergauf. Just hinter dem Schatten des Turms konnte sie erkennen, wie sich die Spur eines angedeuteten Pfades durch das Durcheinander aus Ginster, Heide und Felsbrocken zog. Und oben auf dem Hügelkamm ragte ein großer Fels aus dieser Masse hervor, auf dessen Flanke sie zwar undeutlich, aber dennoch eine kleine Pyramide aus Kieseln entdecken konnte.

»Hast du die alle heute dort hingelegt?«

»Nein, ich lege jedes Mal einen hin, wenn ich dort bin. So ist es gedacht, aye?«

Sie hatte einen kleinen Kloß im Hals, doch sie schluckte ihn hinunter und lächelte. »Aye, das stimmt. Ich gehe nach oben und lege auch einen hin.«

Mandy saß jetzt auf einem der umgestürzten Grabsteine und legte Klettenblätter als Teller rings um die schmutzige Teetasse, die sie ausgegraben und in die Mitte gestellt hatte. Sie unterhielt sich freundlich mit den Gästen ihrer unsichtbaren Teegesellschaft. Es gab keinen Grund, sie zu stören, beschloss Brianna und folgte Jem den steinigen Pfad hinauf - der letzte Teil des Weges war so steil, dass sie ihn auf Händen und Knien zurücklegen mussten.

So dicht am Kamm des Hügels war es windig, doch sie geriet trotzdem ins Schwitzen. Feierlich legte sie ihren Stein auf das kleine Häufchen und setzte sich dann einen Moment hin, um die Aussicht zu genießen. Von hier aus war Lallybroch zum Großteil unsichtbar, genau wie die Straße, die zur Autobahn führte. Sie blickte trotzdem in diese Richtung, sah aber keine Spur von Rogers leuchtend orangefarbenem Morris Mini. Sie seufzte tief.

Es war schön hier oben. Still bis auf das Seufzen des kühlen Windes und das Summen der letzten Insekten. Kein Wunder, wenn es ihrem Vater hier -

»Jem.« Er hatte sich bequem an den Felsen gelehnt und betrachtete die umliegenden Hügel.

»Aye?«

Sie zögerte, doch sie musste es fragen.

»Du ... kannst doch deinen Opa nicht *sehen*, oder?«

Er warf ihr einen verdatterten blauen Blick zu.

»Nein. Er ist doch tot.«

»Oh«, sagte sie, zugleich erleichtert und ein wenig enttäuscht. »Ich weiß. Ich ... hatte mich nur gewundert.«

»Ich glaube, Mandy kann es vielleicht«, sagte Jem und wies kopfnickend auf seine Schwester, die unter ihnen als roter Fleck in der Landschaft aufleuchtete. »Aber man kann es nicht genau sagen. Babys reden oft mit Leuten, die man nicht sehen kann«, fügte er nachsichtig hinzu. »Das sagt Oma auch.«

Sie wusste nicht, ob sie sich wünschen sollte, dass er aufhörte, in der Gegenwart von seinen Großeltern zu sprechen, oder nicht. Es war mehr als nur ein wenig gespenstisch, doch er hatte ja gesagt, er könnte Jamie nicht sehen. Sie wollte ihn nicht fragen, ob er Claire sehen konnte - wahrscheinlich nicht -, doch sie spürte ihre Eltern in ihrer Nähe, wann immer Jem oder Mandy sie erwähnten, und sie wünschte sich natürlich, dass Jem und Mandy das Gefühl hatten, ihnen nah zu sein.

Sie und Roger hatten den Kindern die Situation erklärt, so gut sich so etwas erklären ließ. Offenbar hatte sich ihr Vater außerdem unter vier Augen mit Jem unterhalten; gut, dachte sie. Jamies Mischung aus gläubigem Katholizismus und der Highland-typischen, beiläufigen Hinnahme von Leben, Tod und Dingen, die man nicht sehen konnte, war

wahrscheinlich sehr viel besser geeignet, so etwas wie die Tatsache zu erklären, dass man auf der einen Seite der Steine tot sein konnte, aber -

»Er hat gesagt, er passt auf uns auf. Opa«, fügte er hinzu und drehte ihr den Kopf zu.

Sie biss sich auf die Zunge. Nein, er hatte ihre Gedanken nicht gelesen, sagte sie sich entschlossen. Schließlich hatten sie sich gerade über Jamie unterhalten, und sie befanden sich an der Stelle, die Jem zu seinem Gedenken ausgesucht hatte. Es war also nur natürlich, dass er in Gedanken bei seinem Großvater war.

»Natürlich tut er das«, sagte sie. Sie legte ihm ihre Hand auf die zarte eckige Schulter und massierte ihm mit dem Daumen das Genick. Er duckte sich kichernd, um ihr zu entkommen, dann hüpfte er den Pfad hinunter und rutschte ein Stück auf dem Hosenboden, was seinen Jeans nicht besonders gut bekam.

Sie blieb stehen, um sich ein letztes Mal umzusehen, bevor sie ihm folgte, und dabei fiel ihr die Felsenanhäufung auf dem Gipfel eines Hügels auf, der etwa eine Viertelmeile von ihr entfernt war. Eine Felsenanhäufung war natürlich nichts Ungewöhnliches für den Gipfel eines Hügels in den Highlands - doch diese Ansammlung war irgendwie anders. Sie hielt sich die Hand über die Augen und blinzelte. Es war zwar möglich, dass sie sich irrte - doch sie war Ingenieurin; sie wusste, wie etwas von Menschenhand Gebautes aussah.

Eine Festung aus der Eisenzeit vielleicht?, dachte sie

fasziniert. Am Fuß des Haufens waren mehrere Steinlagen übereinandergeschichtet, das hätte sie schwören können. Ein Fundament vielleicht. Sie würde demnächst einmal hinaufklettern müssen, um es sich genauer anzusehen - morgen, falls Roger ... Wieder blickte sie zur Straße, und wieder war sie leer.

Mandy war ihrer Teegesellschaft überdrüssig geworden und wollte nach Hause. Brianna nahm ihre Tochter fest bei der Hand und trug mit der anderen die Teetasse. So stiegen sie wieder hinunter zu dem großen, weiß gekalkten Haus, dessen frisch gewaschene Fenster ihnen freundlich entgegenschimmerten.

Hatte Annie das getan?, fragte sie sich. Es war ihr gar nicht aufgefallen, und so viele Fenster zu putzen, wäre doch sicher nicht ohne großen Aufwand vonstattengegangen. Andererseits war sie durch die bange Vorfreude auf ihre neue Stelle abgelenkt gewesen. Ihr Herz tat einen kleinen Hüpfen bei dem Gedanken, dass sie am Montag ein weiteres Puzzlestück der Person, die sie einmal gewesen war, wieder einfügen würde, einen weiteren Stein im Fundament der Person, die sie jetzt war.

»Vielleicht waren es ja die Kobolde«, sagte sie laut und lachte.

»Waren Bolde«, wiederholte Mandy fröhlich.

Jem war fast unten angekommen und drehte sich ungeduldig nach ihnen um.

Als sie ihn erreichten, kam ihr ein Gedanke.

»Jem«, sagte sie. »Weißt du, was ein *Nuckelavee* ist?«

Jem bekam riesige Augen und hielt Mandy die Hände vor die Ohren. Etwas, das hundert kleine kalte Füße hatte, huschte Brianna über den Rücken.

»Aye«, sagte er mit leiser, atemloser Stimme.

»Wer hat dir denn davon erzählt?«, fragte sie mit beherrschter Stimme. Sie würde Annie MacDonald *umbringen*, dachte sie.

Doch Jems Augen glitten zur Seite, und er starrte unwillkürlich hinter ihr zu dem alten Turm hinauf.

»Er«, flüsterte er.

»*Er?*«, sagte sie scharf und packte Mandy am Arm, die sich jetzt befreite und wütend auf ihren Bruder losging. »Hör auf, deinen Bruder zu treten, Mandy! Wen meinst du, Jemmy?«

Jem biss sich auf die Lippe.

»Er«, platzte er heraus. »Der *Nuckelavee*.«

»»Zu Hause war die Kreatur im Meer, doch sie ging an Land, um Menschen zu verspeisen. An Land ritt der Nuckelavee ein Pferd, das manchmal nicht von seinem eigenen Körper zu unterscheiden war. Sein Kopf war zehnmal so groß wie ein Menschenkopf, sein Maul lief spitz zu wie bei einem Schwein, und seine Schnauze stand weit offen. Die Kreatur hatte keine Haut, und ihre gelben Adern, ihre Muskeln und Sehnen waren deutlich

zu sehen und mit rotem Schleim überzogen. Die Kreatur war mit giftigem Atem und großer Kraft bewaffnet. Eine Schwäche hatte sie allerdings: eine Abneigung gegen Süßwasser. Das Pferd, auf dem sie ritt, wird so beschrieben, dass es ein rotes Auge hatte, ein riesiges Maul wie ein Wal und Auswüchse wie Flossen an den Vorderbeinen.< lgitt!«

Brianna legte das Buch hin - es stammte aus Rogers Sammlung schottischer Sagen - und starrte Jem an. »So etwas hast du gesehen? Oben beim Turm?«

Ihr Sohn trat von einem Bein aufs andere. »Na ja, er hat gesagt, dass er es ist. Er hat gesagt, wenn ich nicht sofort verschwinde, verwandelt er sich in sich selbst, und das wollte ich nicht sehen, also bin ich abgehauen.«

»Das würde ich auch nicht gern sehen.« Allmählich verlangsamte sich Briannas Herzschlag ein wenig. Nun gut. Er war also einem Menschen begegnet, keinem Monster. Nicht dass sie tatsächlich glaubte ... Aber die bloße Tatsache, dass sich jemand beim Turm herumgetrieben hatte, war schon besorgniserregend genug.

»Wie hat er denn ausgesehen, dieser Mann?«

»Tja ... groß«, sagte Jem unsicher. Angesichts der Tatsache, dass Jem noch keine neun war, waren die meisten Männer für ihn groß.

»So groß wie Papa?«

»Vielleicht.«

Sie drang zwar weiter in ihn, förderte jedoch relativ

wenige Einzelheiten zutage; Jem wusste, was ein *Nuckelavee* war - er hatte die spektakuläreren Bücher in Rogers Sammlung fast alle gelesen -, und die Begegnung mit jemandem, der jeden Moment seine Haut abwerfen und ihn fressen konnte, hatte ihm solche Angst gemacht, dass er sich nur spärlich an den Mann erinnern konnte. Hochgewachsen, kurzer Bart, Haar, das nicht sehr dunkel war, und Kleider »wie Mr. MacNeil sie trägt«. Die Arbeitskleider eines Farmers also.

»Warum hast du mir oder Papa denn nichts von ihm erzählt?«

Jem sah aus, als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen.

»Er hat gesagt, er kommt zurück und frisst Mandy, wenn ich es tue.«

»Oh.« Sie legte den Arm um ihn und zog ihn an sich. »Ich verstehe. Hab keine Angst, Schatz. Ist schon gut.« Er zitterte jetzt, mindestens so sehr vor Erleichterung wie aus Angst vor seiner Erinnerung, und sie strich ihm über das helle Haar, um ihn zu beruhigen. Ein Landstreicher wahrscheinlich. Hatte er im Turm übernachtet? Vermutlich war er ja inzwischen fort - soweit sie es nach Jems Erzählung sagen konnte, war es über eine Woche her, dass er den Mann gesehen hatte - aber...

»Jem«, sagte sie langsam. »Warum bist du heute mit Mandy auf den Hügel gegangen? Hast du keine Angst gehabt, dass der Mann dort sein könnte?«

Er blickte überrascht zu ihr auf und schüttelte den Kopf, sodass seine roten Haare hin und her flogen.

»Nein, ich bin zwar abgehauen, aber ich habe mich versteckt und ihn beobachtet. Er ist nach Westen gegangen. Da lebt er nämlich.«

»Hat er das gesagt?«

»Nein. Aber solche Wesen leben immer im Westen.« Er zeigte auf das Buch. »Wenn sie nach Westen gehen, kommen sie nicht zurück. Und ich habe ihn nicht mehr gesehen; ich habe ihn extra beobachtet, um sicher zu sein.«

Fast hätte sie gelacht, doch sie war immer noch zu besorgt. Es stimmte; viele Highlandsagen endeten damit, dass ein übernatürliches Wesen gen Westen zog oder in die Berge oder das Gewässer, in dem es lebte. Und natürlich kam es nicht zurück, da die Geschichte ja zu Ende war.

»Er war nur ein böser Landstreicher«, sagte sie entschlossen und tätschelte Jem den Rücken, bevor sie ihn losließ. »Mach dir sonnetwegen keine Sorgen.«

»Bestimmt?«, sagte er. Offensichtlich hätte er ihr gern geglaubt, war aber noch nicht ganz bereit, sich in Sicherheit zu wiegen.

»Bestimmt«, sagte sie.

»Okay.« Er stieß einen tiefen Seufzer aus und trat einen Schritt zurück. »Außerdem«, fügte er hinzu und sah jetzt schon fröhlicher aus, »außerdem würde Opa nicht

zulassen, dass er Mandy oder mich frisst. Daran hätte ich denken können.«

DIE SONNE GING SCHON FAST UNTER, ALS SIE ROGERS AUTO ÜBER DEN WIRTSCHAFTSWEG

tuckern hörte. Sie lief ins Freie, und er war noch nicht ganz ausgestiegen, als sie sich auch schon in seine Arme warf.

Er verlor keine Zeit mit Fragen. Er umarmte sie leidenschaftlich und küsste sie auf eine Weise, die keinen Zweifel daran ließ, dass ihr Streit beendet war; die Einzelheiten ihrer jeweiligen Entschuldigungen konnten warten. Einen Moment lang gestattete sie es sich, alles zu vergessen, sich in seinen Armen gewichtslos zu fühlen, den Geruch von Benzin, Staub und Bibliotheken voller alter Bücher einzusatmen, der seinen natürlichen Geruch überlagerte, diesen undefinierbaren schwachen Moschus sonnengewärmter Haut, selbst wenn er gar nicht in der Sonne gewesen war.

»Es heißt eigentlich, Frauen können ihre Männer nicht am Geruch erkennen«, sagte sie, während sie widerstrebend zur Erde zurückkehrte. »Ich glaube das nicht. Ich könnte dich im Stockfinstern in der U-Bahn-Station am King's Cross ausmachen.«

»Ich habe heute Morgen gebadet, aye?«

»Ja, und du hast im College übernachtet, weil ich diese schreckliche Industrieseife riechen kann, die sie da benutzen«, sagte sie und rümpfte die Nase. »Ich bin

überrascht, dass sie einem nicht die Haut abzieht. Und du hast Black Pudding zum Frühstück gegessen. Mit einer gebratenen Tomate.«

»Kommen wir zu dir, mein Schatz«, sagte er lächelnd.
»Hast du ebenfalls einen spannenden Tag gehabt?«

»Tja. Eigentlich schon.« Sie blickte zum Hügel hinter dem Haus hinauf, wo der Schatten des Turms jetzt lang und schwarz geworden war. »Aber ich dachte, ich warte lieber auf die Kavallerie, bevor ich es übertreibe.«

MIT EINEM STABILEN WANDER STOCK AUS SCHLEHDORN UND EINER TASCHENLAMPE

gewappnet, näherte sich Roger dem Turm, wütend, aber vorsichtig. Es war zwar nicht sehr wahrscheinlich, dass der Mann bewaffnet war, wenn er denn noch da war, doch Brianna stand an der Küchentür, das Telefon - dessen lange Schnur sie bis auf den letzten Zentimeter ausgezogen hatte - neben sich, die ersten beiden Ziffern des Notrufs schon gewählt. Sie hatte mitkommen wollen, doch er hatte sie überzeugt, dass einer von ihnen bei den Kindern bleiben musste. Dennoch wäre es beruhigend gewesen, sie in seinem Rücken zu haben; sie war eine hochgewachsene, muskulöse Frau, die vor körperlicher Gewalt nicht zurückschrak.

Die Tür des Turms hing schief; die alten Lederscharniere waren vor langer Zeit verrottet und durch billiges Eisen ersetzt worden, das wiederum verrostet war. Die Tür hing

zwar noch in ihrem Rahmen, aber nur gerade eben. Er öffnete den Riegel und schob die schwere, splitternde Holztür einwärts, indem er sie anhub, damit sie nicht über den Boden schabte.

Draußen war es noch hell; es würde erst nach acht Uhr richtig dunkel werden, und jetzt war es halb sieben. Im Inneren des Turms jedoch war es dunkel wie in einem Brunnenschacht. Er leuchtete mit der Taschenlampe auf den Boden und sah frische Spuren auf dem schmutzbedeckten Steinboden. Aye, es war jemand hier gewesen. Jem war zwar gewiss in der Lage, die Tür aufzuschieben, doch sie hatten es den Kindern verboten, allein in den Turm zu gehen, und Jem schwor, dass er das auch nicht getan hatte.

»Halloooo!«, rief er und erhielt eine aufgeschreckte Bewegung irgendwo weit oben zur Antwort. Er umklammerte instinktiv seinen Stock, doch er begriff sofort, woher das Flattern und Rascheln kam. Fledermäuse, die kopfunter unter dem konischen Dach hingen. Er schwenkte die Taschenlampe über den Boden und sah ein paar zusammengeknüllte Zeitungsseiten an der Wand liegen. Er hob eine davon auf und roch daran: alt, aber der Geruch nach Fisch und Essig war noch auszumachen.

Er hatte zwar ohnehin nicht geglaubt, dass Jem die Geschichte mit dem *Nuckelavee* erfunden hatte, aber dieser sichtbare Beweis, dass hier kürzlich jemand gewesen war, bekräftigte ihn in seiner Wut. Dass sich jemand nicht nur auf seinem Grundstück herumtrieb,

sondern dazu seinen Sohn bedrohte ... Fast hoffte er, der Kerl wäre noch da. Er hätte sich gern mit ihm unterhalten.

Doch er war nicht mehr da. Niemand, der bei Verstand war, wäre in die oberen Etagen des Turms gestiegen; die Dielen waren halb verrottet, und als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte er die Löcher in der Zwischendecke sehen, durch die das Licht der schmalen Fenster weiter oben fiel. Roger hörte zwar nichts, doch der Drang, wirklich sicherzugehen, schob ihn die schmale Steintreppe hinauf, die sich wie eine Spirale an der Innenwand des Turms entlangzog. Auf jeder Stufe tastete er nach losen Steinen, bevor er ihr sein Gewicht anvertraute.

Auf dem oberen Zwischenboden störte er einen Schwarm Tauben auf, die in Panik gerieten und an der Wand entlangwirbelten wie ein gefiederter Tornado, der es Daunenfedern und Kot regnen ließ, bevor sie den Weg aus den Fenstern fanden. Er drückte sich fest an die Wand, und sein Herz klopfte heftig, als sie blindlings an seinem Gesicht vorbeiflatterten. Irgendetwas - Ratte, Maus, Wühlmaus - lief ihm über den Fuß, und er zuckte krampfhaft zusammen. Fast hätte er dabei seine Taschenlampe verloren.

Das Innere des Turms war lebendig, kein Zweifel; auch die Fledermäuse regten sich jetzt, verängstigt durch den Lärm von unten. Doch keine Spur von einem Eindringling, ob Mensch oder nicht.

Unten angelangt, steckte er den Kopf ins Freie, um Brianna zu signalisieren, dass alles in Ordnung war, dann

schloss er die Tür und strich sich auf dem Rückweg zum Haus den Staub und die Taubenfedern von den Kleidern.

»Ich Sorge dafür, dass die Tür neue Schließbänder und ein Vorhängeschloss bekommt«, sagte er wenig später an die alte Steinspüle gelehnt zu Brianna, während sie mit den Vorbereitungen für das Abendessen begann. »Obwohl ich nicht glaube, dass er zurückkommen wird. Wahrscheinlich nur ein Vagabund.«

»Meinst du, er kommt aus Orkney?« Sie war beruhigter, das konnte er sehen, doch sie hatte immer noch eine Sorgenfalte zwischen den Augen. »Du hast gesagt, daher kommen die Geschichten über den *Nuckelavee*.«

Er zuckte mit den Achseln.

»Möglich. Aber diese Geschichten gibt es in gedruckter Form; der *Nuckelavee* ist zwar nicht so verbreitet wie *Kelpies* oder Elfen, aber jeder könnte irgendwo darüber lesen. Was ist denn das?« Sie hatte den Kühlschrank geöffnet, um die Butter herauszuholen, und er hatte die Champagnerflasche mit dem glänzenden Folienetikett erspäht.

»Oh, das.« Sie sah ihn an, bereit zu lächeln, doch mit einer gewissen Anspannung im Blick. »Ich, äh, habe die Stelle bekommen. Ich dachte, wir könnten ... feiern?« Ihre vorsichtige Frage traf ihn mitten ins Herz, und er schlug sich auf die Stirn.

»Himmel, ich habe ganz vergessen, dich danach zu fragen! Das ist ja toll, Brianna! Ich habe es gewusst«, sagte

er und legte all seine Wärme und Überzeugung in sein Lächeln. »Ich habe nicht eine Sekunde daran gezweifelt.«

Er konnte sehen, wie die Anspannung von ihr wich und sich ihre Miene erhellte, und auch er fühlte sich beruhigter. Dieses angenehme Gefühl dauerte genauso lange wie ihre Umarmung und ihr wunderbarer Kuss, wurde dann aber ausradiert, als sie zurücktrat, einen Topf in die Hand nahm und betont beiläufig fragte: »Und ... hast du gefunden, wonach du in Oxford gesucht hast?«

»Ja.« Es kam als schroffes Krächzen heraus, er räusperte sich und versuchte es noch einmal. »Ja, mehr oder weniger. Hör zu - meinst du, das Abendessen kann noch einen Moment warten? Ich glaube, ich hätte mehr Appetit, wenn ich es dir zuerst erzähle.«

»Klar«, sagte sie langsam und stellte den Topf wieder hin. Ihre Augen waren fest auf ihn gerichtet, neugierig und vielleicht ein bisschen ängstlich. »Die Kinder haben schon gegessen, bevor du nach Hause gekommen bist. Wenn du nicht am Verhungern bist ...«

Er war am Verhungern; er hatte auf der Rückfahrt keine Mittagspause gemacht, und sein Magen knurrte, aber das spielte keine Rolle. Er hielt ihr die Hand entgegen.

»Komm mit nach draußen. Der Abend ist so schön.« Und wenn sie es nicht gut aufnahm, gab es draußen zumindest keine Töpfe.

»ICH HABE IM PFARRHAUS VON ST. STEPHEN'S

VORBEIGESCHAUT«, **SAGTE ER** abrupt, sobald sie das Haus verlassen hatten. »Um Dr. Weatherspoon anzusprechen; er ist der Rektor. Er war mit dem Reverend befreundet - er kennt mich schon, seit ich ein Junge war.«

Ihre Hand legte sich fester um seinen Arm, als er das sagte. Er riskierte es, sie anzusehen; ihre Miene war nervös, aber hoffnungsvoll.

»Und ...?«, sagte sie zögernd.

»Nun ja ... das Ende vom Lied ist, dass ich auch eine Anstellung habe.« Er lächelte verlegen. »Hilfschorleiter.«

Das war natürlich das Letzte, was sie erwartet hatte, und sie blinzelte. Dann wanderte ihr Blick zu seinem Hals. Er wusste genau, was sie dachte.

»*Hast du etwa vor, das anzuziehen?*«, hatte sie ihn zögerlich gefragt, als sie zum ersten Mal zum Einkaufen nach Inverness fuhren.

»*Das habe ich, aye. Warum? Habe ich einen Fleck auf dem Hemd?*« Er hatte den Hals gereckt, um die Rückseite seines weißen Hemdes zu betrachten. Es hätte ihn nicht überrascht. Mandy war vom Spielen hereingerannt gekommen, um ihn zu begrüßen und die sandigen Ärmchen um seine Beine zu schlingen. Er hatte ihr zwar etwas den Sand aus den Kleidern geschüttelt, bevor er sie hochhob, um ihr einen anständigen Kuss zu geben, aber ...

»*Das doch nicht*«, hatte Brianna gesagt und die Lippen aufeinandergepresst. »*Es ist nur ... Was wirst du sagen, warum ...*« Sie machte eine Geste, mit der sie das

Durchschneiden der Kehle symbolisierte.

Er war sich mit der Hand an den offenen Hemdkragen gefahren, wo die geschwungene Seilnarbe entlanglief, deutlich zu spüren wie eine Kette winziger Steinchen unter der Haut. Sie war zwar ein wenig verblichen, war aber noch gut zu sehen.

»*Gar nichts.*«

Sie zog die Augenbrauen hoch, und er hatte sie schief angelächelt.

»*Aber was werden die Leute denken?*«

»*Wahrscheinlich werden sie vermuten, dass ich auf autoerotische Fesselspiele stehe und es eines Tages etwas übertrieben habe.*«

So wie er die ländlichen Highlands kannte, war das das Mindeste, was sie denken würden. Nach außen hin würde seine theoretische Gemeinde bestimmt sehr anständig sein - doch niemand hatte eine schmutzigere Fantasie als ein gläubiger schottischer Presbyterianer.

»Hast du ... äh ... hast du Dr. Weatherspoon erzählt ... Was hast du ihm erzählt?«, fragte sie ihn jetzt, nachdem sie kurz nachgedacht hatte. »Ich meine, es muss ihm doch aufgefallen sein.«

»Oh, aye. Es ist ihm aufgefallen. Ich habe aber nichts gesagt, und er hat auch nichts gefragt.«

Genau das hatte er an besagtem ersten Tag zu ihr gesagt: »*Hör zu, Brianna. Es ist ganz einfach. Entweder erzählen wir allen die absolute Wahrheit, oder wir erzählen*

gar nichts - oder so wenig wie möglich - und lassen sie denken, was sie wollen. Irgendetwas zu erfinden, wird nicht funktionieren, aye? Zu viele Stolperfallen.«

Das hatte ihr nicht gefallen; er konnte sehen, wie sich ihre Augenwinkel angespannt hatten. Doch er hatte recht, und das wusste sie. Entschlossenheit hatte sich über ihr Gesicht gebreitet, und sie hatte genickt und sich aufgerichtet.

Natürlich hatten sie ein Stück weit lügen müssen, um Jems und Mandys Existenz zu legalisieren. Doch es war Ende der siebziger Jahre; überall in den Staaten gab es Kommunen, und lose Verbände von Wandervögeln reisten in Kavalkaden rostiger Busse durch ganz Europa. Außer den Kindern selbst hatten sie nur sehr wenig durch die Steine mitgenommen - doch in dem kleinen Schatz, den sich Brianna in ihre Taschen und ins Korsett gesteckt hatte, hatten sich auch zwei handgeschriebene Geburtsurkunden befunden, attestiert von einer gewissen Claire Beauchamp Randall, MD, verantwortliche Ärztin.

»Es ist der Wortlaut des Formulars für eine Hausgeburt«, hatte Claire gesagt, während sie sorgfältig ihre Unterschrift darunter setzte. *»Und ich bin schließlich lizenzierte Ärztin im Commonwealth Massachusetts - zumindest war ich das«,* hatte sie sich verbessert und ironisch den Mund verzogen.

»Hilfschorleiter«, echote Brianna jetzt und sah ihn an.

Er holte tief Luft; es war ein herrlicher Abend, klar und mild. Er verscheuchte ein Insekt aus seinem Gesicht und

biss in den sauren Apfel.

»Ich hatte eigentlich gar nicht vor, nach einer Anstellung zu fragen. Ich war da, um ... um einen klaren Kopf zu bekommen. In Bezug auf meine Berufung zum Prediger.«

Sie erstarrte bei diesen Worten.

»Und ...?«, drängte sie.

»Komm mit.« Er zog sie sanft hinter sich her. »Gehen wir noch ein bisschen weiter.«

Sie schlenderten durch den Gemüsegarten, an der Scheune vorbei und über den Weg, der zur hinteren Weide führte. Er hatte Milly und Blossom, die beiden Kühe, schon gemolken, und sie waren fertig für die Nacht, zwei unförmige dunkle Schatten im Gras, die friedlich vor sich hin kauten.

»Ich habe dir doch schon vom Bekenntnis von Westminster erzählt, aye?« Dies war das presbyterianische Gegenstück zum katholischen Credo, dem offiziellen Glaubensbekenntnis.

»Hm-mm.«

»Also, um Prediger bei den Presbyterianern zu werden, müsste ich in der Lage sein zu schwören, dass ich alles akzeptiere, was im Bekenntnis von Westminster steht. Das habe ich auch getan, als ich - nun ja, damals.« Er hatte so dicht davorgestanden, dachte er. Es war am Vorabend seiner Ordination gewesen, als das Schicksal in Person Stephen Bonnets eingegriffen hatte. Roger hatte alles stehen und liegen lassen müssen, um Brianna zu suchen

und sie aus dem Versteck des Piraten auf Ocracoke zu retten. Nicht dass er bedauerte, das getan zu haben ... Rothaarig und langbeinig schritt sie neben ihm her, anmutig wie ein Tiger, und der Gedanke, dass sie so leicht für immer aus seinem Leben hätte verschwinden können - dass er seine Tochter niemals kennengelernt hätte ...

Er hustete und räusperte sich. Dann fasste er geistesabwesend an seine Narbe.

»Vielleicht tue ich es immer noch. Aber ich bin mir nicht sicher. Und das muss ich sein.«

»Was hat sich denn geändert?«, fragte sie neugierig. »Was konntest du damals akzeptieren und jetzt nicht mehr?«

Was hat sich geändert?, dachte er ironisch. *Gute Frage.*

»Die Prädestination«, sagte er. »Sozusagen.« Es war immer noch hell genug, um den Hauch herablassender Belustigung zu sehen, der über ihr Gesicht huschte, wenn er auch nicht wusste, ob der Widerspruch zwischen Frage und Antwort der Auslöser dafür war oder das Prinzip an und für sich. Sie hatten sich noch nie über Glaubensfragen gestritten - in *dieser* Hinsicht gingen sie mehr als vorsichtig miteinander um -, doch zumindest war ihnen der Glaube des jeweils anderen in seinen Grundzügen vertraut.

Er hatte ihr das Prinzip der Prädestination in einfachen Worten erklärt: nicht als unausweichliches Schicksal, das Gott dem Menschen auferlegte, oder in der Form, dass Gott das Leben jedes Menschen noch vor seiner Geburt

bis in die Einzelheiten festlegte - obwohl es viele Presbyterianer genauso auffassten. Es ging um die Erlösung und um die Vorstellung, dass Gott einen Weg wählte, der zur Erlösung führte.

»Für manche Menschen«, hatte sie skeptisch gesagt. »Und den Rest verdammt Er einfach?«

Es gab auch viele Leute, die *das* dachten, und es hatten sich schon weitaus klügere Köpfe als er daran versucht, diesen Eindruck aus der Welt zu räumen.

»Darüber gibt es ganze Bücher, doch der grundsätzliche Gedanke ist der, dass die Erlösung nicht nur das Ergebnis unserer Handlungsweise ist - Gott handelt zuerst. Er spricht die Einladung aus, könnte man sagen, und überlässt es uns zu antworten. Aber die Entscheidung steht uns frei. Und eigentlich«, fügte er rasch hinzu, »gibt es nur eines, das nicht zur Disposition steht, wenn man Presbyterianer ist - und das ist der Glaube an Jesus Christus. Und den habe ich noch.«

»Gut«, sagte sie. »Aber wenn man Prediger ist ...?«

»Dann gilt wahrscheinlich dasselbe. Und tja, hier.« Er griff abrupt in seine Tasche und reichte ihr die zusammengefaltete Fotokopie.

»Ich dachte, ich stehle besser nicht das ganze Buch«, sagte er bemüht leichtmütig. »Falls ich *doch* beschließe, Prediger zu werden, meine ich. Ein schlechtes Beispiel für meine Schäfchen.«

»Ho-ho«, sagte sie geistesabwesend und las, was auf

dem Blatt stand. Sie hob den Kopf, und eine ihrer Augenbrauen verzog sich.

»Es ist anders, oder?«, sagte er, und wieder blieb ihm die Luft weg.

»Es ist ...« Ihr Blick fuhr zu dem Dokument zurück, und sie zog die Stirn in Falten. In der nächsten Sekunde sah sie blass zu ihm auf und schluckte. »Anders. Das Datum ist anders.«

Er spürte, wie die Anspannung, die ihn während der letzten vierundzwanzig Stunden fest im Griff gehabt hatte, ein wenig nachließ. Er war also nicht dabei, den Verstand zu verlieren. Er streckte die Hand aus, und sie reichte ihm den fotokopierten Zeitungsausschnitt aus der *Wilmington Gazette* zurück - die Nachricht vom Tod der Frasers.

»Es ist nur das Datum«, sagte er und fuhr mit dem Daumen unter den verschwommenen Worten entlang. »Der Text - ich glaube, er ist gleichgeblieben. Hast du ihn auch so in Erinnerung?« Sie hatte diesen Ausschnitt ebenfalls gefunden, als sie nach Spuren ihrer Familie in der Vergangenheit suchte - diese Notiz war der Auslöser gewesen, der Brianna durch die Steine geschickt hatte und ihn hinterher. *Und das, dachte er, hat alles verändert. Danke, Robert Frost.*

Sie drückte sich an ihn, um die Notiz noch einmal zu lesen. Einmal, zweimal, noch einmal, um wirklich sicher zu sein, bevor sie nickte.

»Nur das Datum«, sagte sie, und ihre Stimme klang

atemlos. »Es ... hat sich verändert.«

»Gut«, sagte er, und sein Ton war merkwürdig und schroff. »Als mir der Gedanke gekommen ist, musste ich erst hinfahren und nachsehen, bevor ich dich darauf ansprechen konnte. Nur, um es zu überprüfen - weil ich den Ausschnitt ja in einem Buch gefunden hatte und mich irren konnte.«

Sie nickte, immer noch ein wenig blass.

»Wenn ich ... in das Archiv in Boston zurückgehen würde, wo ich die Zeitung gefunden habe - meinst du, es hätte sich dort ebenso verändert?«

»Ja, das glaube ich.«

Sie schwieg lange und starrte auf das Blatt in seiner Hand. Dann sah sie ihn gebannt an.

»Du hast gesagt, als dir der Gedanke gekommen ist. Was hat dich denn darauf gebracht?«

»Deine Mutter.«

ES WAR EIN PAAR MONATE VOR IHREM ABSCHIED AUS FRASER'SRIDGE GEWESEN. Weil er eines Nachts nicht schlafen konnte, war er in den Wald gegangen und rastlos hin und her gelaufen, bis er Claire in einer Bodenmulde voller weißer Blumen knien sah, die sie wie Nebel zu umschweben schienen.

Er hatte sich dazugesetzt und ihr zugesehen, wie sie einzelne Stängel abbrach und die Blätter in ihren Korb

legte. Er sah, dass sie die Blüten nicht anrührte, sondern etwas abrufte, das darunter wuchs.

»Man muss sie nachts sammeln«, sagte sie nach einer Weile zu ihm. »Am besten bei Neumond.«

»Ich hätte nicht gedacht -«, begann er, brach aber abrupt ab.

Sie lachte, ein leiser, belustigter Zischlaut.

»Du hättest nicht gedacht, dass ich etwas auf solchen Aberglauben gebe?«, fragte sie. »Warte nur, lieber Roger. Wenn du erst so alt bist wie ich, fängst du vielleicht selbst an, den einen oder anderen Aberglauben ernst zu nehmen. Was diesen hier angeht ...« Ihre Hand bewegte sich, ein heller Fleck in der Dunkelheit, und brach mit einem leisen, saftigen Geräusch einen Stängel ab. Die Luft wurde plötzlich von einem durchdringenden Aroma erfüllt, das den sanfteren Duft der Blumen mit Schärfe überlagerte.

»Manche Insekten legen ihre Eier auf den Blättern bestimmter Pflanzen ab, verstehst du? Die Pflanzen sondern stark riechende Substanzen ab, um das Ungeziefer abzuwehren, und die Konzentration dieser Substanzen ist am stärksten, wenn die Pflanze sie am nötigsten hat. Zufälligerweise haben diese insektiziden Substanzen obendrein eine große Heilwirkung, und das, was dieser Pflanze hier am meisten zu schaffen macht« - sie hielt ihm einen der gefiederten Stängel unter die Nase, frisch und feucht -, »sind Mottenlarven.«

»Ergo produziert sie spät in der Nacht mehr von dieser

Substanz, weil die Raupen dann zum Fressen kommen?«

»Richtig.« Der Stängel verschwand wieder, und er hörte Musselin flüstern, als sie die Pflanze in ihren Beutel steckte. »Andere Pflanzen werden durch Motten befruchtet. Diese wiederum ...«

»... blühen bei Nacht.«

»Aber die meisten Pflanzen werden am Tag von Insekten geplagt und beginnen daher in der Morgendämmerung, ihre nützlichen Sekrete freizusetzen; die Konzentration nimmt im Tagesverlauf zu - doch wenn die Sonne zu heiß wird, verdunsten einige der Aromen in den Blättern, und die Pflanze stellt die Produktion ein. Also pflückt man die meisten aromatischen Pflanzen am späten Vormittag. Und so lehren die Schamanen und Kräuterkundler ihre Schüler, die eine Pflanze bei Neumond zu ernten und die andere um die Mittagszeit - und schon ist es Aberglaube, hmm?« Ihr Tonfall war ziemlich trocken, aber belustigt.

Roger hatte sich auf die Fersen gehockt und ihr zugesehen. Jetzt, da sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte er ihren Umriss gut erkennen, obwohl ihm die Einzelheiten ihres Gesichtes verborgen blieben.

Sie arbeitete noch eine Zeit lang weiter, dann ging sie ebenfalls in die Hocke und räkelte sich. Er hörte ihren Rücken ächzen.

»Ich habe ihn einmal gesehen, weißt du.« Ihre Stimme war gedämpft; sie hatte sich von ihm abgewandt und

tastete unter den tief hängenden Zweigen eines Rhododendronbusches umher.

»Ihn gesehen? Wen denn?«

»Den König.« Sie hatte etwas gefunden; er hörte die Blätter rascheln, als sie daran zog, und dann zerbrach der Stiel mit einem Knacken.

»Er hat die Soldaten im Lazarett in Pembroke besucht. Mit uns hat er auch gesprochen - mit den Schwestern und Ärzten. Er war ein stiller Mann, sehr würdevoll, aber er strahlte gleichzeitig Wärme aus. Ich könnte dir kein Wort von dem wiederholen, was er gesagt hat. Aber es war ... eine bemerkenswerte Inspiration. Einfach nur, dass er da war.«

»Mmpfm.« War es der heraufziehende Krieg, fragte er sich, der ihr solche Dinge ins Gedächtnis rief?

»Ein Journalist hat die Königin gefragt, ob sie mit ihren Kindern aufs Land gehen würde, in die Evakuierung - so haben es schließlich viele Leute gemacht.«

»Ich weiß.« Roger sah plötzlich zwei Kinder vor seinem inneren Auge: ein Mädchen und einen Jungen, die mit schmalen Gesichtern schweigend an einem vertrauten Kamin hockten. »Wir hatten zwei von ihnen bei uns zu Hause in Inverness. Wie seltsam, ich hatte sie bis heute völlig vergessen.«

Doch sie beachtete ihn nicht.

»Sie hat gesagt - vielleicht nicht wortwörtlich, aber sinngemäß -, »Nun, die Kinder können mich nicht verlassen,

und ich kann den König nicht verlassen - und natürlich verlässt der König London nicht.« Wann ist dein Vater umgekommen, Roger?«

Was auch immer er zu hören erwartet hatte, es war nicht das. Im ersten Moment kam ihm die Frage so zusammenhanglos vor, dass er sie nicht verstand.

»Was?« Doch er *hatte* sie verstanden. Er schüttelte den Kopf, um das surreale Gefühl zu zerstreuen, und antwortete: »Im Oktober 1941. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das genaue Datum noch weiß - doch, ich weiß es, der Reverend hatte es in seinem Stammbaum notiert. Am einunddreißigsten Oktober 1941. Warum?« *Warum in Gottes Namen*, hätte er am liebsten gesagt, doch er bemühte sich ja, weniger zu fluchen. Er unterdrückte also den Impuls, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, und wiederholte sehr ruhig: »Warum?«

»Du hast doch gesagt, er wäre in Deutschland abgeschossen worden, oder?«

»Über dem Kanal auf dem Weg nach Deutschland. So hat man es mir gesagt.« Er konnte zwar ihre Gesichtszüge schwach im Mondlicht sehen, doch ihre Miene konnte er nicht erkennen.

»Wer hat es dir gesagt? Weißt du das noch?«

»Der Reverend wahrscheinlich. Oder es war meine Mutter.« Das unwirkliche Gefühl löste sich auf, und er wurde allmählich wütend. »Ist das wichtig?«

»Wahrscheinlich nicht. Als wir dir das erste Mal

begegnet sind - Frank und ich, in Inverness -, hat der Reverend gesagt, dein Vater wäre über dem Kanal abgeschossen worden.«

»Ja? Hm ...« Sein *ja und?* blieb unausgesprochen, doch sie hörte es trotzdem, denn ein leises Prusten klang von den Rhododendren herüber.

»Du hast recht, es ist nicht wichtig. Aber der Reverend und du, ihr habt beide gesagt, dass er eine Spitfire geflogen ist. Ist das richtig?«

»Ja.« Roger wusste nicht genau, warum, aber in seinem Nacken regte sich ein beklommenes Gefühl, so als stünde jemand hinter ihm. Er hustete, um eine Ausrede dafür zu haben, dass er den Kopf abwandte, sah aber nichts hinter sich als den in Mondlicht getauchten, schwarz-weißen Wald.

»Ich weiß es genau«, sagte er und fühlte sich merkwürdig angegriffen. »Meine Mutter hatte ein Foto von ihm und seinem Flugzeug. *Dolly* hieß das Flugzeug; der Name stand auf seiner Nase, und daneben war ein Püppchen mit schwarzen Locken und einem roten Kleid gemalt.« Das wusste er mit Sicherheit. Nach dem Tod seiner Mutter hatte er lange mit diesem Foto unter seinem Kissen geschlafen - das Studioporträt seiner Mutter war zu groß, und er hatte Angst, dass jemand das Fehlen des Bildes bemerken würde.

»Dolly«, wiederholte er, und plötzlich kam ihm ein Gedanke.

»Was? Was ist denn?«

Er winkte ungelenken mit der Hand.

»Es - nichts. Ich - mir ist nur gerade klar geworden, dass mein Vater wahrscheinlich meine Mutter so genannt hat. Dolly. Als Kosenamen. Weißt du? Und gerade musste ich an die schwarzen Locken denken - das Porträt meiner Mutter ... Mandy. Mandy hat die Haare meiner Mutter.«

»Oh, gut«, sagte Claire trocken. »Ich fände es schrecklich, wenn ich allein dafür verantwortlich wäre. Sag ihr das, wenn sie älter wird, ja? Alle Mädchen mit Locken hassen ihre Haare - zumindest anfangs, wenn sie gern aussehen würden wie alle anderen.«

Obwohl er mit seinen Gedanken anderswo war, hörte er den trostlosen Unterton ihrer Stimme und griff nach ihrer Hand, ohne darauf zu achten, dass sie noch eine Pflanze festhielt.

»Ich erzähle es ihr«, sagte er leise. »Ich erzähle ihr alles. Du darfst niemals glauben, dass wir zulassen, dass euch die Kinder vergessen.«

Sie drückte ihm fest die Hand, und die duftenden weißen Blumen purzelten ihr in den dunklen Rock.

»Danke«, flüsterte sie. Er hörte, wie sie die Nase hochzog, und sie wischte sich hastig mit der anderen Hand über die Augen.

»Danke«, sagte sie noch einmal kräftiger und richtete sich auf. »Es *ist* wichtig. Nicht zu vergessen. Wenn ich das nicht wüsste, würde ich es dir nicht erzählen.«

»Mir ... was erzählen?«

Ihre kleinen festen Hände, die nach Medizin dufteten, umfingen die seinen.

»Ich weiß nicht, was deinem Vater zugestoßen ist«, sagte sie. »Aber es war nicht das, was man dir erzählt hat.«

»ICH WAR DABEI, ROGER«, WIEDERHOLTE SIE GEDULDIG. »ICH HABE DIE ZEITUNTEN gelesen - ich habe Piloten gepflegt; mich mit ihnen unterhalten. Ich habe die Flugzeuge gesehen. Spitfires waren kleine, leichte Flugzeuge, die man zur Verteidigung eingesetzt hat. Sie sind nie über den Kanal geflogen; sie hatten gar nicht genug Reichweite, um von England nach Europa und zurück zu fliegen, auch wenn sie später dort zum Einsatz gekommen sind.«

»Aber ...« Egal, was er hatte einwenden wollen - vom Kurs abgeweht, falsche Kursberechnung -, es blieb ihm im Hals stecken. Die Härchen auf seinen Unterarmen hatten sich aufgestellt, ohne dass er es bemerkte.

»Natürlich gibt es Zufälle«, sagte sie, als könnte sie seine Gedanken lesen. »Oder Irrtümer und Verwechslungen. Derjenige, der es deiner Mutter gesagt hat, könnte etwas missverstanden haben, oder sie hat dir etwas erzählt, was der Reverend nicht richtig mitbekommen hat. Das ist alles möglich. Aber ich habe im Lauf des Krieges viele Briefe von Frank bekommen - er hat

mir geschrieben, so oft er konnte, bis er vom MI6 rekrutiert wurde. Danach habe ich oft monatelang nichts mehr gehört. Aber ganz kurz vorher hat er mir geschrieben und dabei - nur als allgemeines Geplauder - erwähnt, dass ihm in den Berichten, mit denen er zu tun hatte, etwas Merkwürdiges untergekommen war. Eine Spitfire war in Northumbria zu Boden gegangen, abgestürzt - nicht abgeschossen; es wurde angenommen, dass der Motor versagt hat. Wie durch ein Wunder war sie zwar nicht ausgebrannt - doch von ihrem Piloten war keine Spur zu finden. Nichts. Und er hat den Namen des Piloten erwähnt, weil er fand, dass Jeremiah so ein passender, unheilvoller Name war.«

»Jerry«, sagte Roger, und seine Lippen fühlten sich taub an. »Meine Mutter hat ihn immer Jerry genannt.«

»Ja«, sagte sie leise. »Und überall in Northumbria gibt es Steinkreise.«

»Dort, wo das Flugzeug ...«

»Ich weiß es nicht.« Er sah die schwache Bewegung ihres hilflosen Achselzuckens.

Er schloss die Augen und holte tief Luft. Es roch durchdringend nach den abgebrochenen Blumen.

»Und du sagst mir das jetzt, weil wir zurückgehen«, sagte er mit großer Ruhe.

»Ich habe wochenlang mit mir selbst gerungen«, sagte sie, und es klang entschuldigend. »Es ist mir erst vor etwa einem Monat wieder eingefallen. Ich denke nicht oft an die - meine - Vergangenheit, aber jetzt ...« Ihre Hand vollführte

eine Geste, die ihren bevorstehenden Abschied und die heftigen Diskussionen in seinem Vorfeld umfasste. »Ich musste an den Krieg denken und habe Jamie davon erzählt.«

Es war Jamie, der sie nach Frank gefragt hatte. Wissen wollte, was für eine Rolle er im Krieg gespielt hatte.

»Er interessiert sich sehr für Frank«, sagte sie abrupt.

»Das würde ich unter den Umständen auch tun«, erwiderte Roger trocken. »Hat sich Frank denn gar nicht für ihn interessiert?«

Das schien sie aus der Fassung zu bringen. Sie antwortete nicht sofort, brachte das Gespräch dann aber resolut wieder auf Kurs - wenn man ein solches Wort denn für eine solche Unterhaltung benutzen konnte, dachte er.

»Jedenfalls hat mich das an Franks Briefe erinnert«, sagte sie. »Und ich habe versucht, mir ins Gedächtnis zu rufen, was er mir geschrieben hat, als mir plötzlich diese eine Formulierung in den Sinn gekommen ist - dass Jeremiah ein Name ist, dem etwas Unheilvolles anhaftet.« Er hörte sie seufzen.

»Ich war mir nicht sicher ... Aber ich habe mich mit Jamie unterhalten, und er hat gesagt, ich soll es dir erzählen. Er sagt, er findet, du hast ein Recht darauf, es zu erfahren - und dass du schon das Richtige mit diesem Wissen anfangen wirst.«

»Ich fühle mich geschmeichelt«, sagte er. Eigentlich eher erschlagen.

»UND DAS IST ES.« DIE STERNE KAMEN JETZT SCHWACH ÜBER DEN BERGEN ZUM Vorschein. Nicht so brillant wie es die Sterne in Fraser's Ridge gewesen waren, wo sich die Nacht wie schwarzer Samt über die Berge gesenkt hatte. Sie standen jetzt wieder vor dem Haus, unterhielten sich aber vor der Haustür weiter.

»Ich hatte ja schon hin und wieder darüber nachgedacht: Wie fügen sich die Zeitreisen in Gottes Plan? Kann man die Dinge verändern? *Sollte* man sie verändern? Deine Eltern - sie haben versucht, die Geschichte zu verändern, haben es verdammt angestrengt versucht und konnten es nicht. Ich hatte gedacht, das wäre es dann also ... Und aus presbyterianischem Blickwinkel ...« Er ließ ein wenig Humor in seiner Stimme mitklingen. »Irgendwie war es mir fast ein Trost zu denken, dass sie nicht zu ändern *war*. Es sollte nicht möglich sein, sie zu ändern. Du weißt schon: *Gott ist im Himmel, alles ist gut in der Welt*, so etwas.«

»Aber.« Brianna hatte die zusammengefaltete Fotokopie in der Hand und wedelte damit nach einer vorbeifliegenden Motte.

»Aber«, pflichtete er ihr bei. »Ein Beweis, dass Dinge doch geändert werden können.«

»Ich habe mich ein bisschen mit Mama darüber unterhalten«, sagte Brianna nach kurzem Nachdenken. »Sie hat gelacht.«

»Ach ja?«, sagte Roger und erhielt von Brianna den

Hauch eines Lachens zur Antwort.

»Nicht so, als hätte sie das komisch gefunden«, versicherte sie ihm. »Ich habe sie gefragt, ob sie es für möglich hält, dass ein Zeitreisender Dinge ändert, dass er die Zukunft ändert, und sie hat gesagt, natürlich - weil sie jedes Mal die Zukunft änderte, wenn sie jemanden vor dem Tod bewahrte, der ohne sie gestorben wäre. Manche dieser Menschen haben dann Kinder bekommen, die sie sonst nicht bekommen hätten, und wer konnte schon sagen, was diese Kinder dann tun würden, was sie sonst nicht getan hätten ... Und *das* war der Punkt, an dem sie gelacht und gesagt hat, gut dass die Katholiken an das Mysterium glauben und nicht darauf bestehen, *genau* herauszufinden, wie Gott denkt und handelt, wie es die Protestanten tun.«

»Nun, ich weiß nicht, ob ich das so sagen wür... Oh, hat sie mich gemeint?«

»Wahrscheinlich. Ich habe sie nicht gefragt.«

Jetzt war es an ihm zu lachen, obwohl es ihn im Hals schmerzte.

»Ein Beweis«, sagte sie nachdenklich. Sie saß auf der Bank neben der Haustür und faltete die Fotokopie mit langen, geschickten Fingern zusammen. »Ich weiß nicht. *Ist* es ein Beweis?«

»Vielleicht nicht, wenn man es an deinen strengen Ingenieursrichtlinien misst«, sagte er. »Aber ich weiß, was dort gestanden hat - und du auch. Wenn ich es nur wäre,

würde ich denken, ich verliere einfach den Verstand. Aber ich habe etwas mehr Vertrauen in *deine* Denkfabrik. Faltest du da ein Papierflugzeug?«

»Nein, es ist - hey! Mandy.« Sie war schon in Bewegung, bevor er den Aufschrei aus dem Kinderzimmer in der ersten Etage überhaupt richtig registriert hatte, und in der nächsten Sekunde war sie im Haus verschwunden. Er blieb zurück, um unten abzuschließen. Normalerweise schlossen sie ihre Türen nicht ab - das war in den Highlands nicht üblich - aber heute Abend ...

Seine Herzfrequenz schoss sprunghaft in die Höhe, als ein langer grauer Schatten vor ihm über den Weg huschte. Dann fiel sie wieder, und er lächelte. Der kleine Adso war auf der Jagd. Vor ein paar Monaten war ein Nachbarsjunge mit einem Korb voller Katzenbabys vorbeigekommen, für die er ein Zuhause suchte, und Brianna hatte das graue genommen, das der Katze ihrer Mutter zum Verwechseln ähnlich sah, und ihm denselben Namen gegeben. Falls sie einen Wachhund bekamen, würden sie ihn Rollo nennen?, fragte er sich.

»*Chat a Mhinister ...*«, sagte er. *Pastors Katze ist eine Jagdkatze.*

»Na dann, gute Jagd«, fügte er hinzu, während der Schwanz des Katers unter der Hortensie verschwand, und bückte sich nach dem halb gefalteten Blatt, das Brianna fallen gelassen hatte.

Nein, es war kein Papierflugzeug. Was war es nur? Ein Papierhütchen? Er konnte es nicht sagen, also steckte er

es in seine Hemdtasche und ging ins Haus.

Er fand Brianna und Mandy im Wohnzimmer vor dem frisch angezündeten Kamin. Mandy hatte etwas Milch getrunken und sich trösten lassen und war in Briannas Armen schon wieder halb eingedöst. Sie blinzelte ihn schläfrig an und nuckelte an ihrem Daumen.

»Aye, was ist es denn, *a leannan*?«, fragte er sie leise und strich ihr die wilden Locken aus den Augen.

»Sie hat schlecht geträumt«, sagte Brianna betont beiläufig. »Ein böses Wesen hat versucht, in ihr Fenster zu steigen.«

Er hatte zwar genau zu diesem Zeitpunkt mit Brianna unter genau diesem Fenster gesessen, doch sein Blick wanderte automatisch zum Wohnzimmerfenster, in dem sich aber nur die häusliche Szene spiegelte, deren Teil er war. Der Mann in der Scheibe sah wachsam aus und hatte die Schultern hochgezogen, als wäre er zum Angriff bereit. Er stand auf und zog die Vorhänge zu.

»Komm«, sagte er und streckte die Arme nach Mandy aus. Sie schmiegte sich mit der sympathischen Langsamkeit eines Faultiers in seine Arme und steckte ihm ihren feuchten Daumen ins Ohr.

Brianna ging in die Küche, um ihnen Kakao zu holen. Bei ihrer Rückkehr brachte sie klappernde Keramik, den Duft heißer Schokolade und die Miene eines Menschen mit, der darüber nachgedacht hat, was er zu einem schwierigen Thema sagen soll.

»Hast du ... Ich meine, angesichts der Natur des, äh, Problems ... Hast du schon einmal daran gedacht, Gott zu fragen?«, sagte sie zögernd. »Direkt?«

»Ja, das habe ich«, versicherte er ihr, hin und her gerissen zwischen Verärgerung und Belustigung über ihre Frage. »Und ja, ich habe ihn gefragt - mehrfach. Vor allem auf der Fahrt nach Oxford. Wo ich das hier gefunden habe.« Er wies kopfnickend auf das Stück Papier. »Was ist das überhaupt? Wozu du es gefaltet hast, meine ich ...«

»Oh.« Sie griff danach und faltete es zielsicher zu Ende, dann hielt sie es ihm auf ihrer Handfläche entgegen. Einen Moment lang sah er es stirnrunzelnd an, dann begriff er, was es war. Himmel und Hölle nannten die Kinder dieses Spiel; es hatte vier Öffnungen, in die man seine Finger steckte. Dann konnte man Fragen stellen und abzählen, wo man das Spiel öffnete, sodass sich eine der Antworten auf der Innenseite zeigte - *ja, nein, manchmal, immer*.

»Wie passend«, sagte er.

Sie verstummten einen Moment und tranken ihren Kakao, während ihr Schweigen gefährlich am Rand einer Frage entlangbalancierte.

»Im Bekenntnis von Westminster steht auch, *Gott allein ist Herr über mein Gewissen*. Entweder schließe ich meinen Frieden damit«, sagte er leise, »oder eben nicht. Ich habe zu Dr. Weatherspoon gesagt, dass es doch ein bisschen merkwürdig ist, einen Chorleiter zu haben, der nicht singen kann. Er hat nur gelächelt und gesagt, er hätte gern, dass ich die Stelle annehme, damit er mich an der

Leine hat, während ich nachdenke. Wahrscheinlich hat er Angst, dass ich sonst abtrünnig werde und nach Rom überlaufe«, fügte er als schwachen Scherz hinzu.

»Das ist doch gut«, sagte sie, ohne aus den Tiefen ihres Kakaos aufzublicken.

Wieder Schweigen. Und der Schatten von Jerry MacKenzie, R A F, kam herbei und setzte sich in seiner mit Webpelz gefütterten Fliegerjacke an den Kamin und sah zu, wie das Licht im tintenschwarzen Haar seiner Enkeltochter spielte.

»Dann wirst du -« Er konnte das leise *Plop* hören, mit dem sich ihre Zunge von ihrem trockenen Gaumen löste. »Dann wirst du also nachsehen? Ob du herausfinden kannst, wohin dein Vater gegangen ist? Wo er ... sein könnte?«

Wo er sein könnte. Hier, dort, damals, heute? Sein Herz tat plötzlich einen Satz, als er an den Vagabunden dachte, der im Turm kampiert hatte. Gott ... nein. Das konnte nicht sein. Es gab keinen Grund, das zu glauben, keinen. Nur Wunschdenken.

Er hatte viel darüber nachgedacht, auf dem Weg nach Oxford, zwischen seinen Gebeten. Was er sagen würde, was er fragen würde, falls er die Gelegenheit bekam. Er hätte gern alles gefragt, alles gesagt - doch eigentlich gab es nur eines, was er seinem Vater sagen konnte, und das schnarchte in seinen Armen wie eine betrunkene Hummel.

»Nein.« Mandy wand sich im Schlaf, stieß einen kleinen

Rülpser aus und sank wieder an seine Brust. Er sah nicht auf, sondern hielt die Augen fest auf das dunkle Labyrinth ihrer Locken gerichtet. »Ich könnte es nicht riskieren, dass meine Kinder ihren Vater ebenfalls verlieren.« Seine Stimme war fast verschwunden; er spürte seine Stimmbänder knirschen wie ein Motorgetriebe, um die Worte an die Luft zu zwingen.

»Es ist zu wichtig. Man vergisst nie, wie es ist, einen Vater zu haben.«

Briannas Augen glitten zur Seite, das Blau kaum mehr als ein Funke im Feuerschein.

»Ich dachte ... du warst doch noch so jung. Erinnerst du dich denn an deinen Vater?«

Roger schüttelte den Kopf. Die Kammern seines Herzens zogen sich fest zusammen, doch was sie umschlossen, war Leere.

»Nein«, sagte er leise und beugte sich mit dem Kopf über seine Tochter, um den Duft ihrer Haare einzuatmen. »Aber ich erinnere mich an deinen.«

SCHMETTERLING

Wilmington, Kolonie North Carolina 3. Mai 1777

Ich konnte sofort sehen, dass Jamie wieder geträumt hatte. Sein Gesicht hatte ein zerstreutes, nach innen gewandtes Aussehen, als sähen seine Augen etwas ganz anderes als den Black Pudding auf seinem Teller.

Wenn ich ihn so sah, hätte ich ihn am liebsten sofort gefragt, was er gesehen hatte - ein Wunsch, den ich aber unterdrückte, weil ich Angst hatte, er könnte einen Teil des Traums vergessen, wenn ich ihn zu früh ansprach. Wenn ich ehrlich war, war ich außerdem grün vor Neid. Ich hätte alles darum gegeben zu sehen, was er sah, ob es nun real war oder nicht. Das war außerdem nicht wichtig - es war eine Art von Verbindung, und die durchtrennten Enden der Nerven, die mich einmal mit meiner Familie verbunden hatten, blitzten und brannten wie Elektrokabel bei einem Kurzschluss, wenn ich diesen Ausdruck in seinem Gesicht sah.

Ich konnte es nicht ertragen, nicht zu wissen, was er geträumt hatte, obwohl es - wie bei Träumen üblich - nur selten eindeutig war.

»Du hast von ihnen geträumt, nicht wahr?«, sagte ich, als das Serviermädchen gegangen war. Wir waren spät

aufgestanden, weil uns der lange Ritt nach Wilmington am Vortag ermüdet hatte, und wir waren die einzigen Speisenden im kleinen Vorderzimmer des Wirtshauses.

Er sah mich an und nickte langsam, eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen. *Das* machte mir Sorgen; normalerweise war er friedvoll und glücklich, wenn er hin und wieder von Brianna und den Kindern träumte.

»Was?«, wollte ich wissen. »Was ist passiert?«

Er zuckte mit den Achseln, die Stirn nach wie vor gerunzelt.

»Nichts, Sassenach. Ich habe Jem gesehen und die Kleine -« Bei diesen Worten breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. »Gott, was für ein freches kleines Ding! Sie erinnert mich an dich, Sassenach.«

So, wie er das formulierte, war es ein zweifelhaftes Kompliment, aber ich empfand dennoch eine tiefe Wärme bei diesem Gedanken. Ich hatte Stunden damit verbracht, Mandy und Jem zu betrachten, mir die Einzelheiten ihres Aussehens einzuprägen, ihre Gestik. Hatte versucht, meine Beobachtungen weiterzuspinnen, mir vorzustellen, wie sie wohl aussehen würden, wenn sie größer wurden - und ich war mir fast sicher, dass Mandy ihren Mund von mir hatte. Ich wusste genau, dass sie meine Augenform hatte - und meine Haare, das arme Kind, auch wenn sie pechschwarz waren.

»Was haben sie getan?«

Er rieb sich mit den Fingern über die Nasenwurzel, als

ob ihn die Stirn juckte.

»Sie waren im Freien«, sagte er langsam. »Jem hat ihr gesagt, sie sollte irgendetwas tun, und sie hat ihn vor das Schienbein getreten und ist vor ihm davongelaufen, also ist er ihr nachgelaufen. Ich glaube, es war Herbst.« Er lächelte, und sein Blick war auf das geheftet, was er in seinem Traum gesehen hatte. »Ich erinnere mich an die gelben Blättchen, die sich in ihrem Haar verfangen und wie Schneegestöber auf den Steinen gelegen haben.«

»Auf welchen Steinen?«, fragte ich scharf.

»Oh. Auf den Grabsteinen«, antwortete er bereitwillig. »Das ist es - sie haben zwischen den Steinen auf dem Hügel hinter Lallybroch gespielt.«

Ich seufzte glücklich. Das war schon das dritte Mal, dass er sie im Traum in Lallybroch sah. Möglich, dass der Wunsch der Vater dieses Gedankens war, aber ich wusste, dass ihn das Gefühl, sie könnten dort ein Zuhause gefunden haben, genauso glücklich machte wie mich.

»Es könnte ja sein«, sagte ich. »Roger ist dort gewesen - als wir auf der Suche nach dir waren. Er hat gesagt, es war leer und stand zum Verkauf. Brianna hat ja Geld; vielleicht haben sie es gekauft. Es *könnte* sein, dass sie dort sind!« Ich erzählte ihm das nicht zum ersten Mal, doch er nickte zufrieden.

»Aye, es könnte sein«, sagte er. Sein Blick war immer noch sanft von der Erinnerung an die Kinder, die Nachlaufen spielten im langen Gras zwischen den Steinen,

die die Ruheplätze seiner Familie markierten.

»Ein Schmetterling ist ihnen nachgeflogen«, sagte er plötzlich. »Das hatte ich ganz vergessen. Er war blau.«

»Blau? Gibt es denn blaue Schmetterlinge in Schottland?« Ich versuchte stirnrunzelnd, mich zu erinnern. Die Schmetterlinge, die mir aufgefallen waren, waren meistens weiß oder gelb gewesen, dachte ich.

Jamie sah mich ein wenig ungeduldig an.

»Es ist ein Traum, Sassenach. Ich könnte ebenso von Schmetterlingen mit karierten Flügeln träumen, wenn ich wollte.«

Ich lachte, weigerte mich aber, mich ablenken zu lassen.

»Also schön. Aber was war es denn, was dich so beunruhigt hat?«

Er sah mich neugierig an.

»Woher hast du gewusst, dass ich beunruhigt war?«

Ich sah ihn von oben herab an - soweit das angesichts unseres Größenunterschieds möglich war.

»Du hast zwar kein gläsernes Gesicht, aber ich *bin* seit über dreißig Jahren mit dir verheiratet.«

Er verzichtete darauf, die Tatsache zu kommentieren, dass ich zwanzig davon nicht an seiner Seite verbracht hatte, und lächelte nur.

»Aye. Nun ja. Eigentlich war es nichts. Nur dass sie in den Turm gegangen sind.«

»Den Turm?«, sagte ich unsicher. Der betagte Turm, von

dem Lallybroch seinen Namen hatte, stand auf dem Hügel hinter dem Haus, und sein Schatten marschierte Tag für Tag über den Friedhof wie der Zeiger einer gigantischen Sonnenuhr. Jamie und ich waren während unserer Zeit in Lallybroch oft dort hinaufgegangen, um uns auf die Bank zu setzen, die an der Wand des Turmes stand, dort dem Gewimmel des Hauses zu entfliehen und den friedlichen Anblick des Anwesens zu genießen, das weiß und grün im sanften Zwielflicht unter uns ausgebreitet lag.

Die kleine Falte zwischen seinen Augenbrauen war wieder da.

»Den Turm«, wiederholte er und sah mich hilflos an. »Ich weiß nicht, was es war. Nur, dass ich nicht wollte, dass sie hineingehen. Es ... hat sich angefühlt, als wäre etwas darin. Etwas, das wartete. Und es war mir einfach nicht geheuer.«

DRITTER TEIL

PRIVATIER

KORRESPONDENZ VON DER FRONT

3. Oktober 1776 Ellesmere an Lady Dorothea Grey
Liebe Cousine,

ich schreibe Dir in Eile, um den Kurier noch zu erwischen. Ich bin im Begriff, in Hauptmann Richardsons Auftrag eine kurze Reise in Begleitung eines anderen Offiziers anzutreten, und weiß nicht mit Sicherheit, wo ich mich in nächster Zukunft aufhalten werde. Du kannst mir zu Händen Deines Bruders Adam schreiben; ich werde mich bemühen, die Korrespondenz mit ihm aufrechtzuerhalten.

Ich habe Deinen Auftrag ausgeführt, so gut ich konnte, und stehe Dir auch weiter zu Diensten. Bitte richte meinem Vater und dem Deinen meine besten Grüße sowie meine fortwährende Zuneigung aus und versäume es nicht, einen Großteil der Letzteren auch für Dich selbst zu behalten.

Gehorsamst Dein William

3. Oktober 1776
Lieber Vater,

nach reiflicher Überlegung habe ich beschlossen, Hauptmann Richardsons Angebot anzunehmen und einen ranghohen Offizier nach Quebec zu begleiten, um ihm dort als Dolmetscher zu dienen, da man mein Französisch für hinreichend hält. General Howe ist einverstanden.

Ich bin Hauptmann Randall-Isaacs noch nicht begegnet, werde aber nächste Woche in Albany zu ihm stoßen. Ich weiß nicht, wann wir zurückkehren werden, und ich kann nicht sagen, ob ich Gelegenheit haben werde zu schreiben, doch ich werde es tun, wenn ich kann, und bitte Dich, in der Zwischenzeit in Liebe zu denken an

Deinen Sohn William

Ende Oktober 1776 Quebec

William wusste nicht recht, was er von Hauptmann Denys Randall-Isaacs halten sollte. Nach außen hin war er ein freundlicher, unauffälliger Mann, wie man ihn in jedem Regiment fand; etwa dreißig, brauchbar beim Kartenspiel, immer zu Scherzen aufgelegt, auf romantische Weise gut aussehend, offen und verlässlich. Außerdem war er ein sehr angenehmer Reisebegleiter, denn er verfügte über einen großen Fundus an unterhaltsamen Geschichten für unterwegs und kannte sich bestens mit obszönen Liedern und schlüpfrigen Gedichten aus.

Was er nicht tat, war, über sich selbst zu reden. Was Williams Erfahrung nach das war, was die meisten

Menschen am besten konnten - oder zumindest am häufigsten taten.

Er hatte versucht, vorsichtig in ihn zu dringen, indem er mit der dramatischen Geschichte seiner Geburt herausrückte, und war dafür mit einigen nüchternen Fakten belohnt worden: Randall-Isaacs' Vater, ein Dragoneroffizier, war vor seiner Geburt auf dem Highlandfeldzug umgekommen, und seine Mutter hatte ein Jahr später wieder geheiratet.

»Mein Stiefvater ist Jude«, hatte er William erzählt. »Ein reicher Jude«, hatte er hinzugefügt und ironisch gelächelt.

William hatte freundlich genickt.

»Besser als ein armer«, hatte er gesagt und es dabei belassen. Es war zwar nicht viel, doch es erklärte zumindest, warum Randall-Isaacs für Richardson arbeitete, anstatt bei den Lanciers oder den Füsiliern dem Ruhm nachzujagen. Mit Geld konnte man zwar ein Patent kaufen, doch das garantierte noch lange nicht, dass einen das Regiment auch herzlich aufnahm - oder dass sich einem jene Art von Gelegenheiten bot, wie man sie durch Familienverbindungen und echten Einfluss bekam.

Zwar fragte sich William flüchtig, warum genau er seinen eigenen beachtlichen Verbindungen den Rücken kehrte, um sich an Hauptmann Richardsons zwielichtigen Unternehmungen zu beteiligen, doch dieses Thema tat er als eines ab, mit dem er sich später befassen konnte.

»Erstaunlich«, murmelte Denys und legte den Kopf in

den Nacken. Sie hatten ihre Pferde auf der Straße angehalten, die vom Ufer des St.-Lorenz-Stroms zur Zitadelle Quebec emporführte; von hier konnten sie das steile Felsenkliff sehen, das Wolfs Truppen vor siebzehn Jahren erklommen hatten, um den Franzosen die Zitadelle - und Quebec - abzunehmen.

»Mein Vater ist ebenfalls dort hinaufgeklettert«, sagte William und versuchte, es ungerührt klingen zu lassen. Randall-Isaacs' Kopf fuhr erstaunt zu ihm herum. »Wirklich? Ihr meint, Lord John - er hat mit Wolfe auf dem Abrahamsfeld gekämpft?«

»Ja.« William betrachtete die Felsen mit gebührendem Respekt. Sie waren zwar dicht mit Baumschösslingen bewachsen, doch die Oberfläche darunter bestand aus bröckeligem Schiefer; durch die Blätter konnte er dunkle Risse in allen Größen und Formen sehen. Bei der Vorstellung, eine solche Anhöhe im Dunkeln zu erklimmen, und nicht nur das, sondern die ganze Artillerie mit nach oben zu schleppen, schauderte es ihn.

»Er hat gesagt, die Schlacht war vorbei, kaum dass sie angefangen hatte - es wurde nur die eine große Salve abgefeuert -, doch der Aufstieg zum Schlachtfeld war das Schlimmste, das er je erlebt hat.«

Randall-Isaacs grunzte respektvoll und hielt einen Moment inne, bevor er die Zügel wieder aufnahm.

»Ihr sagt, Euer Vater kennt Sir Guy?«, sagte er. »Er wird es gewiss zu schätzen wissen, diese Geschichte zu hören.«

William fixierte seinen Begleiter. Eigentlich hatte er *nicht* gesagt, dass Lord John mit Sir Guy Carleton, dem Oberbefehlshaber für Nordamerika, bekannt war - obwohl es stimmte. Sein Vater kannte schlichtweg jeden. Und bei diesem simplen Gedanken begriff er plötzlich, was seine wahre Funktion bei dieser Expedition war. Er war Randall-Isaacs' Visitenkarte.

Es stimmte zwar, dass er sehr gut Französisch sprach - Fremdsprachen lernte er leicht - und dass Randall Isaacs' Französisch nur rudimentär war. Was das betraf, hatte ihm Richardson wahrscheinlich die Wahrheit gesagt; es war immer besser, einen Dolmetscher zu haben, dem man vertrauen konnte. Doch selbst wenn sich Randall-Isaacs auf schmeichelhafte Weise an William interessiert gezeigt hatte, kam William nun verspätet zu Bewusstsein, dass er sich sehr viel ausdrücklicher für Lord John interessiert hatte: die Höhepunkte seiner militärischen Laufbahn, die Orte, an die er abkommandiert worden war, mit oder unter wem er gedient hatte, wen er kannte.

Zweimal war es bereits geschehen. Sie hatten bei den Kommandeuren von Fort St. John und Fort Chambly angeklopft, und beide Male hatte Randall-Isaacs die Vorstellung übernommen und beiläufig erwähnt, dass William Lord John Greys Sohn war. Woraufhin der offizielle Empfang umgehend zu einem langen Abend voller Erinnerungen und Gespräche dahinschmolz, beflügelt von gutem Brandy. Im Verlauf dieser Abende - so begriff William jetzt - war es ihm und den Kommandeuren

überlassen geblieben zu reden. Und Randall-Isaacs hatte dagesessen und zugehört, und sein gut aussehendes Gesicht hatte voll schmeichelhaftem Interesse geleuchtet.

Hmm, dachte William. Nun, da er es ausgeknobelt hatte, wusste er nicht genau, was er davon halten sollte. Einerseits war er mit sich zufrieden, weil ihm gedämmt hatte, was da vor sich ging. Andererseits freute es ihn weitaus weniger zu denken, dass man ihn hauptsächlich seiner Verbindungen wegen ausgewählt hatte statt aufgrund seiner eigenen Vorzüge.

Zumindest war es nützlich, wenn auch ernüchternd, dies zu wissen. Was er *nicht* wusste, war, welche Rolle Randall-Isaacs spielte. Sammelte er lediglich Informationen für Richardson? Oder hatte er zusätzliche Aufgaben, von denen niemand sprach? Randall-Isaacs hatte ihn schon öfter allein gelassen und schulterzuckend angemerkt, er hätte etwas Persönliches zu erledigen, wofür sein eigenes Französisch wohl ausreichte.

Den spärlichen Auskünften nach, die ihm Richardson gegeben hatte, waren sie hier, um sich einen Überblick über die politischen Überzeugungen der französischen *Habitants* und der englischen Siedler in Quebec zu verschaffen und herauszufinden, wen diese unterstützen würden, falls die amerikanischen Rebellen einen Einfall wagten oder der Kontinentalkongress es mit Drohungen oder Versprechungen versuchte.

Bis jetzt schienen diese Überzeugungen eindeutig zu sein, wenn auch nicht so, wie sie es erwartet hatten. Die

französischen Siedler der Gegend hielten es mit Sir Guy, der - als Generalgouverneur Nordamerikas - in Quebec ein Gesetz erlassen hatte, das den Katholizismus legalisierte und den Handel der französischen Katholiken unter Schutz stellte. Die Engländer waren verständlicherweise aufgebracht über ebendieses Gesetz, und sie hatten sich im vergangenen Winter während des amerikanischen Angriffs auf die Stadt in Scharen geweigert, Sir Guys Ruf nach dem Beistand der Milizen Folge zu leisten.

»Sie müssen verrückt gewesen sein«, sagte er zu Randall-Isaacs, während sie das freie Feld vor der Zitadelle überquerten. »Die Amerikaner, die das letztes Jahr hier versucht haben, meine ich.«

Sie hatten die Felsenkante erklommen, und die Zitadelle erhob sich vor ihnen aus der Ebene, friedvoll und massiv - sehr massiv - in der Herbstsonne. Es war ein warmer, herrlicher Tag, und die lebendigen Erdgerüche von Fluss und Wald erfüllten die Luft. Einen solchen Wald hatte er noch nie gesehen. Die Bäume, die die Ebene und die Ufer des St.-Lorenz-Stroms säumten, wuchsen undurchdringlich dicht und leuchteten golden und rot. Vor dem dunklen Hintergrund des Wassers und dem unmöglichen Dunkelblau des endlosen Oktoberhimmels bekam er das traumähnliche Gefühl, durch ein mittelalterliches Gemälde zu reiten, das vom Blattgold erglänzte und von einem Leuchten erfüllt war, das nicht von dieser Welt zu sein schien.

Doch jenseits der Schönheit des Ortes spürte er seine

Wildheit. Spürte sie mit einer Klarheit, in der er selbst durchscheinend zu werden glaubte. Die Tage waren zwar noch warm, doch die Kälte des Winters war ein scharfer Zahn, der mit jedem Abend im Zwielicht und später in der Dunkelheit fester zubiss. Er benötigte nicht viel Fantasie, um diese Ebene so vor sich zu sehen, wie sie in ein paar Wochen aussehen würde, in undurchdringliches Eis gehüllt, weiß und feindselig gegenüber allem Leben. Er war gerade zweihundert Meilen weit geritten und hatte am eigenen Leib erlebt, wie schwierig es schon bei *schönem* Wetter war, nur zwei Reiter mit Nahrung zu versorgen - eine Erfahrung, zu der sich das Wissen um die Not desjenigen gesellte, der bei schlechtem Wetter eine ganze Armee versorgen musste.

»Wenn sie nicht verrückt wären, würden sie das, was sie tun, ja lassen«, unterbrach Randall-Isaacs seine Gedankengänge. Er blieb ebenfalls einen Moment stehen, um die Aussicht mit dem Blick eines Soldaten zu betrachten. »Allerdings war es Oberst Arnold, der sie angeführt hat. Der Mann ist absolut verrückt. Aber ein verdammt guter Soldat.« In seiner Stimme klang Bewunderung mit, und William blinzelte ihn neugierig an.

»Kennt Ihr ihn denn?«, fragte er so beiläufig wie möglich, und Randall-Isaacs lachte.

»Nicht persönlich«, erwiderte er. »Kommt mit.« Er gab seinem Pferd die Sporen, und sie wandten sich dem Tor der Zitadelle zu. Doch sein Gesicht trug eine belustigte, halb verächtliche Miene, als sei er mit einer Erinnerung

beschäftigt, und eine Minute später sprach er weiter.

»Er hätte es schaffen können, die Stadt einzunehmen. Arnold meine ich. Sir Guy hatte keine nennenswerten Truppen, und wenn Arnold zum geplanten Zeitpunkt hier angekommen wäre und genug Munition dabeigehabt hätte - nun, dann wäre alles anders gekommen. Aber er hat den Falschen nach dem Weg gefragt.«

»Wie meint Ihr das?«

Randall-Isaacs' Miene war plötzlich argwöhnisch, doch dann schien er innerlich mit den Achseln zu zucken, als wollte er sagen, *was soll's?* Er war gut gelaunt und freute sich nach wochenlangen Übernachtungen in finsternen Wäldern gewiss schon auf ein heißes Abendessen und ein gemütliches Bett.

»Er konnte nicht den Landweg nehmen«, sagte er. Auf der Suche nach einer Möglichkeit, eine ganze Armee und ihre Ausrüstung auf dem Wasserweg nach Norden zu transportieren, hatte sich Arnold nach jemandem umgesehen, der die gefährliche Reise schon einmal unternommen hatte und die Flüsse und Anlegestellen kannte, erzählte Randall-Isaacs. Diesen Jemand hatte er auch gefunden - Samuel Goodwin.

»Aber er ist nicht auf die Idee gekommen, dass Goodwin Loyalist sein könnte.« Randall-Isaacs schüttelte den Kopf über eine solche Naivität. »Goodwin ist zu mir gekommen und hat mich gefragt, was er tun sollte. Ich habe es ihm gesagt, und er hat Arnold seine Landkarten überlassen - die er für diesen Zweck sorgfältig umgezeichnet hatte.«

Sie hatten ihren Zweck prompt erfüllt. Indem er falsche Entfernungangaben machte, Landmarken entfernte, Durchfahrten anzeigte, wo keine waren, und Arnold Karten überließ, die reine Fantasiegespinste waren, war es Mr. Goodwin gelungen, Arnolds Armee tief in die Wildnis zu locken, wo die Männer gezwungen waren, ihre Boote und Vorräte tagelang über Land zu tragen, und sie schließlich so in Zeitverzug gerieten, dass sie ein gutes Stück von Quebec entfernt vom Winter eingeholt wurden.

Randall-Isaacs lachte, obwohl ein Hauch von Bedauern darin mitschwang, dachte William.

»Ich war erstaunt zu hören, dass er es tatsächlich geschafft hatte. Von allem anderen abgesehen, hatten ihn zusätzlich die Zimmerleute beschwindelt, die ihm die Boote bauten. Ich glaube zwar, dass dies reines Unvermögen war und nichts mit Politik zu tun hatte, doch heutzutage ist das manchmal schwer zu sagen. Sie waren aus grünem Holz gezimmert und schlecht abgedichtet. Mehr als die Hälfte davon sind innerhalb der ersten Tage auseinandergefallen und gesunken. Es muss die Hölle gewesen sein«, murmelte Randall-Isaacs wie zu sich selbst. Dann richtete er sich gerade auf und schüttelte den Kopf.

»Aber sie sind ihm gefolgt. All seine Männer. Nur eine einzige Kompanie ist umgekehrt. Halb verhungert, halb nackt, halb erfroren ... sind ihm die anderen gefolgt«, wiederholte er staunend. Er sah William lächelnd von der Seite an. »Glaubt Ihr, Eure Männer würden Euch ebenfalls folgen, Leutnant? Unter solchen Umständen?«

»Ich hoffe, dass ich mehr Verstand haben und sie gar nicht erst in solche Umstände bringen würde«, erwiderte William trocken. »Was ist denn eigentlich aus Arnold geworden? Hat man ihn gefangen genommen?«

»Nein«, sagte Randall-Isaacs nachdenklich und hob die Hand, um den Wachtposten am Tor der Zitadelle zuzuwinken. »Nein, das hat man nicht. Gott allein weiß, was aus ihm geworden ist. Oder vielleicht Gott und Sir Guy. Ich hoffe, Letzterer kann es uns erzählen.«

JOYEUX NOËL

London 24. Dezember 1776

Die meisten wohlhabenden Puffmütter waren recht korpulente Geschöpfe, dachte Lord John. Ob es nur daran lag, dass sie jetzt den Hunger stillten, dessen Sättigung ihnen in ihrer Jugend verwehrt geblieben war, oder ob es ein Schutzschild gegen jede Möglichkeit einer Rückkehr in die niedrigeren Gefilde ihres Gewerbes war, jedenfalls waren sie fast alle üppig gebaut.

Nicht jedoch Nessie. Er konnte ihren Körper als Schatten durch ihr dünnes Musselinhemd sehen - er hatte sie unwissentlich aus dem Schlaf geweckt -, als sie jetzt vor dem Kamin stand, um sich etwas überzuziehen. Sie hatte nicht ein Gramm mehr am Leib als bei ihrer ersten Begegnung. Damals war sie - so sagte sie jedenfalls - vierzehn gewesen, obwohl er selbst sie eher für elf gehalten hatte.

Damit musste sie jetzt etwas über dreißig sein. Sie sah immer noch aus wie vierzehn.

Er lächelte bei diesem Gedanken, und sie erwiderte sein Lächeln, während sie sich ihren Morgenrock zuband. Das Lächeln ließ sie ein wenig altern, denn sie hatte Zahnlücken, und die verbliebenen Zähne waren an den Wurzeln schwarz. Wenn sie nicht korpulent war, so lag es jedenfalls nicht daran, dass es ihr an der Gelegenheit dazu

mangelte; sie liebte Zuckerzeug und konnte in Minutenschnelle eine ganze Schachtel kandierte Veilchen oder türkisches Konfekt essen, als Ausgleich für den Hunger ihrer Jugend in den schottischen Highlands. Er hatte ihr ein Pfund gezuckerte Pflaumen mitgebracht.

»Und Ihr glaubt, so billig bin ich zu haben?«, sagte sie und zog die Augenbraue hoch, als sie ihm die hübsch verpackte Schachtel abnahm.

»Niemals«, versicherte er ihr. »Das ist nur meine Entschuldigung dafür, dass ich Euren Schlaf gestört habe.« Diese Antwort war improvisiert; eigentlich hatte er erwartet, sie bei der Arbeit anzutreffen. Schließlich war es nach zehn Uhr abends.

»Aye, nun ja, es ist Heiligabend«, sagte sie als Antwort auf seine unausgesprochene Frage. »Jeder Mann, der ein Zuhause hat, ist dort.« Sie gähnte, zog sich das Nachthäubchen vom Kopf und fuhr sich mit den Fingern durch die wilde Masse ihrer dunklen Locken.

»Und doch scheint Ihr einige Kunden zu haben«, stellte er fest. Zwei Etagen unter ihnen sang jemand, und der Salon hatte einen gut besuchten Eindruck gemacht, als er daran vorbeiging.

»Och, aye. Die ganz Verzweifelten. Ich überlasse sie Maybelle; ich will sie nicht sehen, die armen Gestalten. Mitleiderregend. Sie wollen eigentlich gar keine Frau, die Männer, die Heiligabend kommen - nur ein Feuer, an dem sie sitzen können, und ein bisschen Gesellschaft.« Sie winkte mit einer Geste ab und setzte sich, um gierig die

Schleife an ihrem Geschenk zu öffnen.

»Dann möchte ich Euch frohe Weihnachten wünschen«, sagte er und beobachtete sie voll amüsiertes Zuneigung. Sie steckte sich ein Stück Konfekt in den Mund, schloss die Augen und seufzte ekstatisch.

»Mmp«, machte sie und steckte sich das nächste Stück in den Mund, ohne vorher zu schlucken. Aus dem freundlichen Ton dieser Bemerkung schloss er, dass sie die guten Wünsche zum Fest erwiderte.

Er hatte natürlich gewusst, dass Heiligabend war, doch während der langen, kalten Tagesstunden hatte er dies irgendwie verdrängt. Es hatte den ganzen Tag geschüttet, beißende Nadeln aus gefrierendem Regen, der hin und wieder Verstärkung durch wütende Hagelböen bekam, und er fror, seit ihn Minnies Bediensteter kurz vor Tagesanbruch geweckt und nach Argus House bestellt hatte.

Nessies Zimmer war klein, aber elegant, und es roch angenehm nach Schlaf. Ihr riesiges Bett hatte Wollvorhänge im hochmodischen rosa-schwarzen »Queen Charlotte«-Karomuster. Müde, durchgefroren und hungrig, wie er war, spürte er den Lockruf dieser warmen, einladenden Höhle mit ihren Bergen von Daunenkissen, ihren Quilts und ihren sauberen Laken. Was würde sie wohl denken, fragte er sich, wenn er sie bat, heute Nacht ihr Bett zu teilen?

Ein Feuer, an dem sie sitzen können, und ein bisschen Gesellschaft. Nun, das hatte er, zumindest vorerst.

Ein leises Summen drängte sich in Greys Bewusstsein, wie eine im Zimmer gefangene Fliege, die gegen ein Fenster fliegt. Er wandte den Kopf in die Richtung, aus der das Geräusch kam, und stellte fest, dass das, was er nur für einen Berg zerwühlter Bettwäsche gehalten hatte, in Wirklichkeit einen Menschen enthielt; auf dem Kissen lag der reich verzierte Quast einer Nachthaube.

»Ach, das ist nur Rab«, sagte eine belustigte schottische Stimme, und als er sich wieder umdrehte, grinste sie ihn an. »Kleiner Dreier gefällig?«

Noch während er rot wurde, begriff er, dass er sie nicht nur um ihrer selbst willen gern hatte oder wegen ihres Talents für die Spionage, sondern zudem, weil sie die unübertroffene Fähigkeit besaß, ihn aus der Fassung zu bringen. Er ging zwar davon aus, dass sie nicht exakt über seine persönlichen Sehnsüchte Bescheid wusste, doch sie arbeitete seit ihrer Kindheit als Hure und hatte wahrscheinlich ein gutes Gespür für die Sehnsüchte beinahe jedes Menschen, ob bewusst oder nicht.

»Oh, lieber nicht«, antwortete er höflich. »Ich möchte Euren Mann nicht stören.« Er versuchte, nicht an Rab MacNabs brutale Hände und kräftige Oberschenkel zu denken; vor seiner Hochzeit mit Nessie und der erfolgreichen Eröffnung ihres gemeinsamen Bordells war Rab Sänfenträger gewesen. Er konnte doch nicht etwa ...?

»Den bekommt nicht einmal eine Kanone wach«, sagte sie und warf einen liebevollen Blick auf das Bett. Doch sie stand auf und zog die Vorhänge zu, um das Schnarchen zu

dämpfen.

»Und wo wir schon von Kanonen sprechen«, fügte sie hinzu und bückte sich beim Zurückkommen, um einen genauen Blick auf Grey zu werfen, »Ihr seht so aus, als wärt Ihr im Krieg gewesen. Hier, trinkt einen Schluck, und ich lasse Euch etwas Warmes zu essen kommen.« Sie wies auf den Dekanter und die Gläser auf ihrem Beistelltischchen und griff nach der Schnur ihrer Glocke.

»Nein danke. Ich habe nicht viel Zeit. Aber ich trinke gern einen Tropfen, um die Kälte zu vertreiben, danke.«

Der Whisky - etwas anderes trank sie nicht; Gin bezeichnete sie verächtlich als Bettlergesöff, und Wein galt in ihren Augen zwar als gut, aber unzureichend - wärmte ihn, und sein nasser Rock hatte in der Hitze des Feuers zu dampfen begonnen.

»Ihr habt nicht viel Zeit«, sagte sie. »Und warum nicht?«

»Ich fahre nach Frankreich«, sagte er. »Morgen früh.«

Ihre Augenbrauen fuhren in die Höhe, und sie schob sich noch eine Zuckerfrucht in den Mund.

»Oh, kein Weiachen miger Famiie?«

»Ihr solltet nicht mit vollem Mund sprechen, meine Liebe«, sagte er, lächelte aber trotzdem. »Mein Bruder hatte gestern Abend einen schweren Anfall. Sein Herz, sagt sein Quacksalber, aber ich glaube nicht, dass er wirklich etwas weiß. Jedenfalls dürfte das Weihnachtsessen etwas nüchterner ausfallen als üblich.«

»Tut mir leid, das zu hören«, sagte Nessie, deutlicher

jetzt. Sie wischte sich einen Zuckerrest aus dem Mundwinkel und runzelte sorgenvoll die Stirn. »Seine Lordschaft ist ein guter Mensch.«

»Ja, er -« Er hielt inne und starrte sie an. »Ihr *kennt* meinen Bruder?«

Nessie lächelte ihn sittsam an.

»Diskretion ist die *wichtigste* Handelsware, wenn man ein Bordell führt«, flötete sie und plapperte damit eindeutig den klugen Spruch eines ihrer früheren Arbeitgeber nach.

»Sagt die Frau, die für mich spionieren geht.« Er versuchte, sich Hal vorzustellen ... oder vielleicht auch, sich Hal *nicht* vorzustellen ... Denn er würde doch gewiss nicht ... Um Minnie seine Bedürfnisse zu ersparen vielleicht? Doch er hätte gedacht ...

»Aye, nun ja, Spionage ist aber nicht dasselbe wie leeres Geschwätz, oder? Ich möchte Tee, auch wenn Ihr nichts wollt. Ich bekomme Durst vom Reden.« Sie läutete nach dem Portier, dann wandte sie sich mit hochgezogener Augenbraue wieder zu ihm zurück. »Euer Bruder liegt im Sterben, und Ihr fahrt nach Frankreich? Das muss ja dann sehr dringend sein.«

»Er liegt nicht im Sterben«, protestierte Grey scharf. Bei dem bloßen Gedanken daran tat sich vor ihm ein Spalt im Teppich auf, ein gähnender Abgrund, der nur darauf wartete, ihn in die Tiefe zu reißen. Entschlossen wandte er den Blick ab.

»Er ... hat einen Schock erlitten. Wir haben die Nachricht

erhalten, dass sein jüngster Sohn in Amerika verwundet wurde und in Gefangenschaft geraten ist.«

Sie bekam große Augen und klammerte den Morgenrock fester an ihre nicht vorhandene Brust.

»Der Jüngste. Das ist ... Henry, nicht wahr?«

»Ja. Und woher zum *Teufel* wisst Ihr das?«, fragte er, und die Erregung ließ seine Stimme schroff klingen. Ein löchriges Lächeln schimmerte ihm entgegen, verschwand dann aber, als sie das Ausmaß seiner Bestürzung sah.

»Einer der Bediensteten Seiner Lordschaft ist Stammgast hier«, sagte sie schlicht. »Donnerstags, das ist sein freier Abend.«

»Oh.« Er saß still, die Hände auf den Knien, und versuchte, seine Gedanken - und seine Gefühle - zumindest ansatzhaft unter Kontrolle zu bringen. »Das - ich verstehe.«

»Es ist reichlich spät im Jahr für Nachrichten aus Amerika, oder?« Sie blickte zum Fenster, dessen Stofflagen aus Spitze und rotem Samt das Geräusch des strömenden Regens nicht aussperren konnten. »Ist noch ein säumiges Schiff gelandet?«

»Ja. Es ist in einen Sturm geraten, vom Kurs abgekommen und mit gebrochenem Hauptmast nach Brest getrieben worden. Die Nachricht wurde auf dem Landweg überbracht.«

»Dann fahrt Ihr also nach Brest?«

»Nein.«

Es kratzte leise an der Tür, bevor sie weiterfragen

konnte, und sie öffnete, um den Portier einzulassen, der - ungefragt, wie Grey feststellte - ein ganzes Tablett voller Teeutensilien mitgebracht hatte, einschließlich eines dick glasierten Kuchens.

Er überlegte hin und her. Konnte er es ihr anvertrauen? Doch er wusste, dass sie nicht gescherzt hatte, als sie von Diskretion sprach. Auf ihre eigene Weise hatte sie genauso viele Geheimnisse wie er - und sie hütete sie auch genauso gut.

»Es geht um William«, sagte er, als sie die Tür geschlossen hatte und sich wieder zu ihm umdrehte.

DASS DIE DÄMMERUNG NAH WAR, ERKANNT ER AM SCHMERZEN SEINER Knochen und am leisen Bimmeln seiner Taschenuhr. Am Himmel war noch nichts zu sehen. Wolken, die die Farbe von Kaminasche hatten, hingen tief über den Dächern Londons, und die Straßen waren jetzt schwärzer, als sie es um Mitternacht gewesen waren, da man die Laternen längst gelöscht hatte und die Kaminfeuer heruntergebrannt waren.

Er war die ganze Nacht auf gewesen; er hatte zu tun gehabt; jetzt sollte er heimgehen und ein paar Stunden schlafen, bevor er die Kutsche nach Dover nahm. Doch er konnte nicht abreisen, ohne Hal noch einmal zu sehen. Nur zu seiner Beruhigung.

In den Fenstern von Argus House brannte Licht. Obwohl die Vorhänge geschlossen waren, spiegelte sich ein

schwaches Leuchten in den nassen Pflastersteinen vor dem Haus. Es schneite heftig, doch noch blieb der Schnee nicht liegen. Es war sehr wahrscheinlich, dass sich die Kutsche verspäten würde - sie würde nur langsam vorankommen, weil sie im Schlamm der Straßen stecken blieb.

Apropos - sein Herz regte sich gequält beim Anblick eines schäbigen Gefährts in der Toreinfahrt, das, wie er glaubte, dem Arzt gehörte.

Auf sein Klopfen hin erschien sofort ein halb angezogener Bediensteter an der Tür, der sich hastig sein Nachthemd in die Hosen gesteckt hatte. Das nervöse Gesicht des Mannes entspannte sich ein wenig, als er Grey erkannte.

»Der Herzog ...«

»Hatte in der Nacht einen Anfall, Milord, aber jetzt geht es ihm besser«, unterbrach ihn der Mann - Arthur, so hieß er - und trat beiseite, um ihn einzulassen. Dann nahm er ihm den Umhang von den Schultern und schüttelte den Schnee zu Boden.

Grey nickte und eilte auf die Treppe zu, ohne darauf zu warten, dass man ihn begleitete. Unterwegs kam ihm der Arzt entgegen - ein dünner, grauer Mann, den er an seinem schwarzen, übel riechenden Rock und der Tasche in seiner Hand erkannte.

»Wie geht es ihm?«, wollte er wissen und packte den Mann am Ärmel, als er den Treppenabsatz erreichte. Der

Arzt fuhr erschrocken zurück, doch dann sah er Greys Gesicht im Licht der Wandkerze, erkannte seine Ähnlichkeit mit Hal und beruhigte sich wieder.

»Etwas besser, Milord. Ich habe ihn zur Ader gelassen, drei Unzen und das Atmen fällt ihm wieder leichter.«

Grey ließ den Ärmel los und rannte die Treppe hinauf. Ihm selbst fiel das Atmen alles andere als leicht. Die Tür zu Hals Zimmerflucht stand offen, und er lief ohne Umschweife hinein - zum Erschrecken einer Dienstmagd, die gerade einen Nachttopf heraustrug, der mit einem Deckel versehen und dazu delikat mit einem Tuch verhüllt war, das reichlich mit großen, leuchtenden Blumen bestickt war. Er eilte mit einem entschuldigenden Kopfnicken an ihr vorbei und betrat Hals Schlafzimmer.

Hal saß auf seine Kissen gestützt im Bett und sah halb tot aus. Minnie war bei ihm, und ihr freundliches, rundes Gesicht war vor Angst und Schlaflosigkeit eingefallen.

»Wie ich sehe, schießt Ihr sogar mit Stil, Euer Gnaden«, stellte Grey fest und setzte sich auf die andere Seite des Bettes.

Hal öffnete eines seiner grauen Augenlider und betrachtete ihn. Sein Gesicht mochte ja an ein Skelett erinnern, doch das helle, scharfe Auge war Hal, wie er lebte und lebte, und Grey spürte, wie ihn Erleichterung durchströmte.

»Oh, das Tuch?«, sagte Hal leise, aber deutlich. »Das stammt von Dottie. Sie setzt keinen Fuß vor die Tür, obwohl

ich ihr versprochen habe, ihre Rückkehr abzuwarten, falls ich das Gefühl bekomme, sterben zu müssen.« Er hielt inne, um schwach keuchend Luft zu holen, dann hustete er und fuhr fort: »Gott sei Dank ist sie nicht von der Sorte, die sich in Frömmeleien flüchtet; musikalisches Talent hat sie auch nicht, und sie ist so rastlos, dass sie zur Bedrohung für das Küchenpersonal geworden ist. Also hat Minnie ihr einen Stickrahmen gegeben, damit sie ihren Ausbund an Energie kanalisieren kann. Sie schlägt nach Mutter, weißt du.«

»Es tut mir leid, John«, sagte Minnie entschuldigend. »Ich habe sie zu Bett geschickt, aber ich habe gesehen, dass ihre Kerze noch brennt. Ich glaube, sie arbeitet an einem Paar Pantoffeln für dich.«

Grey ging davon aus, dass Pantoffeln wahrscheinlich harmlos waren, ganz gleich, was für ein Motiv Dottie gewählt hatte, was er auch aussprach.

»Solange sie mir keine Unterhose bestickt. Die Knoten, versteht ihr ...«

Das brachte Hal zum Lachen, woraufhin er alarmierend husten musste, obwohl sein Gesicht davon wieder ein wenig Farbe bekam.

»Dann stirbst du also nicht, oder?«, fragte Grey.

»Nein«, sagte Hal knapp.

»Gut«, sagte Grey und lächelte seinen Bruder an. »Dann tu das auch nicht.«

Hal kniff die Augen zu. Dann fiel ihm ein, bei welcher

Gelegenheit er genau das zu Grey gesagt hatte, und er erwiderte sein Lächeln.

»Ich gebe mir alle Mühe«, erwiderte er trocken. Er wandte sich Minnie zu und nahm liebevoll ihre Hand. »Mein Schatz ...«

»Ich lasse euch Tee bringen«, sagte sie und erhob sich auf der Stelle. »Und ein ordentliches warmes Frühstück«, fügte sie hinzu, nachdem sie Grey genauer betrachtet hatte. Sie schloss leise die Tür hinter sich.

»Was ist denn?« Hal schob sich etwas höher in die Kissen, ohne das blutfleckige Tuch zu beachten, das um seinen Unterarm gewickelt war. »Hast du Neuigkeiten?«

»Kaum. Aber eine große Zahl alarmierender Fragen.«

Die Nachricht von Henrys Gefangennahme hatte als Notiz für Hal in einem an ihn selbst gerichteten Brief gelegen, der von einem seiner Bekannten aus der Welt der Spionage kam und eine Antwort auf seine Erkundigungen bezüglich der Verbindungen enthielt, die ein gewisser Percival Beauchamp nach Frankreich unterhielt. Doch er hatte erst mit Hal darüber sprechen wollen, nachdem er Nessie gesehen hatte - und Hals Zustand hätte ein solches Gespräch zuvor ohnehin nicht gestattet.

»Keine bekannten Verbindungen zwischen Beauchamp und Vergennes« - das war der französische Außenminister -, »doch er wird des Öfteren mit Beaumarchais gesehen.«

Das löste einen weiteren Hustenanfall aus.

»Wirklich kein Wunder«, merkte Hal heiser an, nachdem

er sich wieder erholt hatte. »Womöglich ein gemeinsames Interesse an der Jagd?« Letzteres war eine sarkastische Anspielung sowohl auf Percys *Abneigung* gegenüber der Jagd als auch auf die Tatsache, dass der verstorbene König Beaumarchais vor Jahren den Titel »Generalleutnant der Jagd« verliehen hatte.

»Und«, fuhr Grey fort, ohne diesen Einwurf zu beachten, »mit einem gewissen Silas Deane.«

Hal runzelte die Stirn. »Mit wem?«

»Ein amerikanischer Kaufmann. In Paris, um die Interessen des amerikanischen Kongresses zu vertreten. Er drückt sich ständig in Beaumarchais' Nähe herum. Und er *hat* mit Vergennes gesprochen.«

»Oh, der.« Hal wedelte mit einer Geste ab. »Habe von ihm gehört. Vage.«

»Hast du auch schon von einem Unternehmen namens *Rodrigue Hortalez et Cie* gehört?«

»Nein. Klingt Spanisch, oder?«

»Oder Portugiesisch. Mein Informant konnte nur mit dem Namen dienen und mit dem Gerücht, dass Beaumarchais irgendetwas damit zu tun hat.«

Hal grunzte und lehnte sich zurück.

»Beaumarchais hat wirklich überall seine Finger im Spiel. Er konstruiert Uhren, zum Kuckuck, als ob es nicht schlimm genug wäre, dass er Theaterstücke schreibt. Hat Beauchamp etwas mit diesem Unternehmen zu tun?«

»Das ist nicht bekannt. Im Moment sind das alles nur

vage Vermutungen, mehr nicht. Ich habe nach allem gefragt, das irgendetwas - irgendetwas, das nicht ohnehin allgemein bekannt ist - mit Beauchamp oder den Amerikanern zu tun hat; das habe ich zur Antwort bekommen.«

Hals Finger spielten unruhig Tonleitern auf der Bettdecke.

»Weiß dein Informant, was dieses spanische Unternehmen so treibt?«

»Handel, was sonst?«, erwiderte Grey ironisch, und Hal prustete.

»Wenn die Inhaber außerdem Bankiers wären, könntest du etwas Brauchbares haben.«

»Das ist wahr. Aber ich denke, der einzige Weg, es herauszufinden, ist, persönlich in diesem Heuhaufen herumzustochern. In« - er blinzelte zu der Uhr auf dem Kaminsims hinüber, die im Halbdunkel stand - »drei Stunden nehme ich die Kutsche nach Dover.«

»Ah.«

Der Tonfall war unverbindlich, doch Grey kannte seinen Bruder wirklich sehr gut.

»Ich bin spätestens Ende März aus Frankreich zurück«, sagte er. Leiser fügte er hinzu: »Ich fahre mit dem ersten Schiff, das im neuen Jahr in die Kolonien segelt, Hal. Und ich hole Henry zurück.« *Tot oder lebendig*. Keiner von ihnen sprach es aus; das brauchten sie nicht.

»Ich warte hier auf dich«, sagte Hal schließlich leise.

Grey berührte die Hand seines Bruders, die sich sofort umdrehte, um zuzudrücken. So zerbrechlich Hals Hand aussehen mochte - die Entschlossenheit und Kraft seines Händedrucks erfüllten Grey mit Zuversicht. Schweigend saßen sie da, die Hände ineinander verschränkt, bis sich die Tür öffnete und Arthur - der jetzt vollständig angekleidet war - mit einem Tablett eintrat, das die Größe eines Kartentischs hatte. Beladen war es mit Schinkenspeck, Würstchen, Nierchen, Hering, Rührei, gegrillten Pilzen und Tomaten, Toast, Konfitüre, Orangenmarmelade, einer großen Kanne duftenden, dampfenden Tees, Zucker und Milch - und mit einer zugedeckten Schüssel, die er feierlich vor Hal hinstellte. Es stellte sich heraus, dass sie mit einer Art widerlichem, dünnflüssigem Brei gefüllt war.

Arthur verneigte sich und ging, und Grey fragte sich, ob er wohl der Bedienstete war, der jeden Donnerstag Nessies Haus aufsuchte. Er wandte sich Hal zu und stellte fest, dass sich dieser großzügig bei Greys Nierchen bediente.

»Solltest du nicht dein Süppchen essen?«, erkundigte sich Grey.

»Sag nicht, du bist *auch* entschlossen, mich vorzeitig ins Grab zu bringen«, sagte Hal und schloss selig kauend die Augen. »Wie zum Teufel erwartet man denn, dass ich mich erholen soll, wenn man mich mit Zwieback und Brei füttert?« Schmollend spießte er noch ein Nierchen auf.

»Glaubst du, es ist wirklich dein Herz?«, fragte Grey.

Hal schüttelte den Kopf.

»Eigentlich nicht«, sagte er in neutralem Ton. »Ich habe es mir angehört, weißt du, nach dem ersten Anfall. Hat vor sich hin gehämmert wie immer.« Er hielt inne, um sich prüfend in die Brust zu pieksen, während er mit der anderen Hand die Gabel festhielt. »Hier tut es nicht weh. Das müsste es doch, oder?«

Grey zuckte mit den Achseln.

»Was für ein Anfall ist es denn vorhin gewesen?«

Hal schluckte das Nierchen herunter und griff mit der einen Hand nach einer Scheibe Toast mit Butter, mit der anderen nach dem Marmeladenmesser.

»Habe keine Luft bekommen«, antwortete er beiläufig. »Bin blau geworden, so in etwa.«

»Oh. Nun denn.«

»Im Moment fühle ich mich kerngesund«, sagte Hal und klang selbst ein wenig überrascht.

»Ach ja?«, sagte Grey und lächelte. Einen Moment zögerte er noch, doch er war schließlich im Begriff, eine Reise anzutreten, auf der unerwartete Ereignisse nicht nur möglich waren, sondern zu allem Überfluss oft eintrafen. Besser, die Angelegenheit nicht in der Schwebe zu lassen, für den Fall, dass einem von ihnen etwas widerfuhr, bevor sie sich wiedersahen.

»Gut ... Wenn du sicher bist, dass dir ein kleiner Schreck nicht den Garaus machen wird, gestatte, dass ich dir etwas erzähle.«

Seine Neuigkeit von den zärtlichen Gefühlen zwischen Dottie und William ließ Hal zwar blinzeln, und er hörte einen Moment auf zu essen, doch nach kurzer Überlegung nickte er und kaute weiter.

»Also schön«, sagte er.

»Also *schön*?«, wiederholte Grey verblüfft. »Du hast keine Einwände?«

»Das würde dir doch kaum gefallen, oder?«

»Wenn du von mir erwartest zu glauben, dass die Rücksicht auf meine Gefühle dich irgendwie in deiner Handlungsweise beeinträchtigt, hat dir deine Krankheit *erheblichen* Schaden zugefügt.«

Hal grinste und trank Tee.

»Nein«, sagte er, als er die leere Tasse abstellte. »Das nicht. Es ist nur -«. Er lehnte sich zurück und verschränkte die Hände vor dem - kaum sichtbaren - Bauchansatz und sah Grey unverblümt an. »Ich *könnte* sterben. Hab's nicht vor; glaube nicht, dass es dazu kommt. Aber möglich wäre es. Und ich würde beruhigter sterben, wenn ich wüsste, dass sie bei jemandem untergekommen ist, der sie beschützen und anständig versorgen würde.«

»Es schmeichelt mir, dass du William so einschätzt«, sagte Grey trocken, obwohl er tatsächlich sehr froh war.

»Natürlich tue ich das«, sagte Hal nüchtern. »Er ist doch dein Sohn, oder nicht?«

Irgendwo begann eine Kirchenglocke zu schlagen, und jetzt fiel es Grey wieder ein.

»Oh!«, sagte er. »Frohe Weihnachten!«

Hal sah völlig überrascht aus, doch dann lächelte er.

»Dir ebenso.«

GREY WAR IMMER NOCH WEIHNACHTLICH GESTIMMT, ALS ER NACH DOVER aufbrach - buchstäblich, da die Taschen seines Mantels mit Süßigkeiten und kleinen Geschenken vollgestopft waren und er ein Päckchen unter dem Arm trug, das die berühmten Pantoffeln enthielt, die überall mit Lilien und grünen Fröschen bestickt waren. Er hatte Dottie in die Arme genommen, als sie sie ihm geschenkt hatte, und ihr zuflüstern können, dass sie ihr Ziel erreicht hatte. Sie hatte ihn so heftig geküsst, dass er es noch auf der Wange spürte. Geistesabwesend rieb er sich die Stelle.

Er musste William sofort schreiben - obwohl es eigentlich keinen Grund zur Eile gab, da ein Brief nicht eher transportiert werden konnte, als er selbst fahren würde. Das, was er Hal gesagt hatte, war ihm ernst gewesen; sobald im Frühjahr das erste Schiff die Segel setzen konnte, würde er an Bord sein. Er hoffte nur, dass er noch rechtzeitig kam.

Und zwar nicht nur für Henry.

Die Straßen waren genauso schlecht, wie er es erwartet hatte, und die Überfahrt nach Calais war noch schlimmer, doch er spürte nichts von der Kälte und den

Unannehmlichkeiten der Reise. Da sich seine Sorge um Hal einigermaßen gelegt hatte, konnte er nun in aller Ruhe über das nachdenken, was ihm Nessie erzählt hatte - eine Kleinigkeit, die er gern Hal gegenüber ebenfalls erwähnt hätte, es dann jedoch unterlassen hatte, um seinen Bruder nicht zu belasten und womöglich seiner Genesung im Weg zu sein.

»Euer Franzose ist zwar nicht *hier* gewesen«, hatte Nessie ihn informiert und sich den Zucker von den Fingern geleckt. »Aber er war Stammgast bei Jackson's, solange er in der Stadt war. Jetzt ist er fort; es heißt, er ist wieder in Frankreich.«

»Jackson's«, hatte er nachdenklich wiederholt. Er selbst besuchte zwar keine Bordelle - von Nessies Etablissement einmal abgesehen -, doch natürlich wusste er von Jackson's und war ein- oder zweimal mit Freunden dort gewesen. Ein luxuriöses Haus mit musikalischer Unterhaltung im Parterre, Glücksspiel in der ersten Etage und intimeren Zerstreuungen weiter oben. Sehr beliebt bei den Offizieren der mittleren Ränge. Jedoch ein Haus, dessen war er sich sicher, das nicht auf Percy Beauchamps spezielle Bedürfnisse eingerichtet war.

»Ich verstehe«, hatte er gesagt und ruhig seinen Tee getrunken, während er seinen Herzschlag in den Ohren spürte. »Seid Ihr je auf einen Offizier namens Randall-Isaacs gestoßen?« Das war der Teil seines Briefes, von dem er Hal nichts erzählt hatte. Denys Randall-Isaacs war ein Armeemoffizier, von dem bekannt war, dass er oft in

Beauchamps Begleitung anzutreffen war, sowohl in Frankreich als auch in London, hatte sein Informant berichtet - und der Name war Grey durch das Herz gefahren wie ein Eiszapfen.

Möglich, dass es nur Zufall war, dass ein Mann, von dem bekannt war, dass er mit Percy Beauchamp verkehrte, William auf eine Spionagemission nach Quebec mitgenommen hatte - doch der Teufel sollte ihn holen, wenn er das glaubte.

Beim Klang des Namens »Randall-Isaacs« hatte Nessie abrupt den Kopf gehoben wie ein Hund, der es im Gebüsch rascheln hört.

»Aye, das bin ich«, sagte sie stirnrunzelnd. Sie hatte einen Zuckertropfen auf der Unterlippe; am liebsten hätte er ihn ihr abgewischt, und unter anderen Umständen hätte er das auch getan. »Zumindest habe ich von ihm gehört. Es heißt, er ist Jude.«

»Jude?« Das verblüffte ihn. »Das kann doch nicht sein.« Niemals hätte man es einem Juden gestattet, ein Patent im Heer oder in der Marine zu erwerben, genauso wenig wie einem Katholiken.

Nessie musterte ihn mit hochgezogener Augenbraue.

»Vielleicht möchte er ja nicht, dass es jemand erfährt«, sagte sie. Sie leckte sich die Lippen wie eine Katze und entfernte damit den Zuckerlecks. »Aber wenn, dann kann ich nur sagen, er sollte einen Bogen um Freudenhäuser machen!« Sie lachte herzlich, wurde dann aber wieder

ernst, zog sich den Morgenrock fester um die Schultern und fixierte ihn unverwandt, die Augen dunkel im Feuerschein.

»Er hat irgendetwas mit Eurem Franzosen zu tun«, sagte sie. »Denn es war eines von Jacksons Mädchen, das mir von dem jüdischen Kunden erzählt hat und wie erschrocken sie war, als er die Hose ausgezogen hat. Sie hat gesagt, sie hätte es nicht getan, aber sein Freund, der Franzose, war dabei und wollte zusehen, und als er - der Franzose, meine ich - gesehen hat, wie angewidert sie war, hat er ihr das Doppelte angeboten, also hat sie es getan. Sie hat erzählt, eigentlich -« Sie grinste ihn anzüglich an, und ihre Zungenspitze berührte ihre letzten verbliebenen Vorderzähne. »Eigentlich war es schöner als mit manch anderem Mann.«

»Schöner als mit manch anderem Mann«, murmelte er geistesabwesend vor sich hin. Den argwöhnischen Blick des einzigen anderen Fährpassagiers, der abgehärtet genug war, um sich an Deck aufzuhalten, nahm er kaum wahr. »*Verdammt!*«

Über dem Kanal fiel dichter Schnee, der jetzt beinahe waagrecht an ihnen vorüberwehte, als der heulende Wind die Richtung wechselte und das Schiff bedrohlich schwankte. Der andere Mann schüttelte sich und ging unter Deck. Grey blieb allein zurück, aß mit den Fingern Brantweinpflirsche aus einem Glas in seiner Tasche und starrte trostlos der Küste Frankreichs entgegen, die hin und wieder durch die tief hängenden Wolken zu sehen war.

24. Dezember 1776 Quebec

Lieber Papa,

ich schreibe Dir aus einem Konvent. Nicht, so füge ich hastig hinzu, von der Sorte wie der Covent Garden, sondern ein echter römischer Konvent, den die Ursulinen hier gegründet haben.

Hauptmann Randall-Isaacs und ich sind Ende Oktober in der Zitadelle eingetroffen, wo wir Sir Guy unsere Aufwartung machen und herausfinden wollten, welchen Eindruck er von der allgemeinen Stimmung in Bezug auf die amerikanische Rebellion hat. Doch wir mussten feststellen, dass Sir Guy nach Fort Saint-Jean marschiert war, um sich dort persönlich mit einem Ausbruch besagter Rebellion zu befassen, in Form einer Seeschlacht (so muss man es wohl nennen) auf dem Lake Champlain, einem schmalen See, der mit dem Lake George verbunden ist, welchen Du sicher noch selbst in Erinnerung hast.

Ich war sehr dafür, uns Sir Guy anzuschließen, doch dies widerstrebte Hauptmann Randall-Isaacs in Anbetracht der Entfernung und der Jahreszeit. Es stellte sich heraus, dass ihn sein Urteil nicht getrogen hat, denn der nächste Tag brachte eisigen Regen, der rasch in einen tobenden Schneesturm überging, so heftig, dass er den ganzen Himmel verdunkelte und man den Tag nicht mehr von der Nacht unterscheiden konnte. Die Welt war innerhalb von Stunden unter Schnee und Eis begraben. Angesichts dieses Naturspektakels gebe ich zu, dass

meine Enttäuschung über die versäumte Gelegenheit, uns Sir Guy anzuschließen, beträchtlich abgeschwächt wurde.

Wir wären ohnehin zu spät gekommen, da die Auseinandersetzung bereits stattgefunden hatte, und zwar am ersten Oktober. Wir haben die Einzelheiten erst Mitte November erfahren, als einige hessische Offiziere aus Baron von Riedesels Regiment mit Neuigkeiten in der Zitadelle eingetroffen sind. Wahrscheinlich hast Du ja, bis Du diesen Brief bekommst, längst offiziellere und direktere Beschreibungen dieser Schlacht gehört, doch es ist ja möglich, dass in den offiziellen Versionen einige Details fehlen, die von Interesse sind. Und um ganz aufrichtig zu sein, ist das Verfassen eines solchen Berichtes die einzige Beschäftigung, die mir gegenwärtig möglich ist, da ich die gütige Einladung der Schwester Oberin ausgeschlagen habe, an der Messe teilzunehmen, mit der sie um Mitternacht das Weihnachtsfest begehen. (Die Glocken der Kirchen in der Stadt läuten zu jeder Viertelstunde und geben Tag und Nacht die Zeit an. Die Kapelle des Konvents grenzt direkt an die Wand des Gästehauses, in dessen oberer Etage ich Quartier bezogen habe, und wenn ich im Bett liege, befindet sich die Glocke maximal sieben Meter von meinem Kopf entfernt. Ich kann Dir daher zuverlässig mitteilen, dass es in diesem Moment 9:15 Uhr am Abend ist.)

Zu den Einzelheiten also: Sir Guy war nach der

versuchten Invasion Quebecs im letzten Jahr alarmiert, auch wenn diese kläglich scheiterte. Er ist daher entschlossen, seine Kontrolle über den Oberlauf des Hudson zu verstärken, die einzige Route, über die weitere Probleme nahen könnten, da der Landweg so beschwerlich ist, dass ihn nur diejenigen wählen, die zu allem entschlossen sind (ich habe ein kleines Glas mit Weinbrand für Dich, welches eine Stechfliege enthält, deren Länge beinahe zwei Zoll beträgt, sowie eine Anzahl sehr großer Zecken, welche ich mit Hilfe von Honig von meiner Person entfernt habe - großzügig aufgetragen, erstickt er sie, und sie verlieren den Halt).

Nach ihrer fehlgeschlagenen Invasion im letzten Winter beschlossen Oberst Arnolds Männer, Sir Guy den Zugang zu den Seen zu verstellen, und haben daher auf dem Rückweg sämtliche Schiffe in Fort Saint-Jean versenkt oder in Brand gesetzt sowie die Sägemühle und das Fort selbst niedergebrannt.

Daher hatte Sir Guy vorgefertigte Schiffe aus England angefordert (ich wünschte, ich hätte sie gesehen), und als die ersten zehn eintrafen, begab er sich nach Saint-Jean, um ihren Zusammenbau auf dem Richelieu River zu beaufsichtigen. Unterdessen arbeitete Oberst Arnold (der ein bemerkenswert umtriebiger Mann zu sein scheint, wenn auch nur die Hälfte dessen, was ich über ihn höre, der Wahrheit entspricht) seinerseits fieberhaft daran, sich aus klapprigen Booten und wurmstichigen Schaluppen eine Flotte zusammenzustellen.

Da ihm seine Wunder der Präfabrikation nicht ausreichten, ließ Sir Guy zudem die Indefatigable, eine Fregatte von etwa 180 Tonnen (meine Informanten streiten sich über die Anzahl der Kanonen an Bord; nach der zweiten Flasche des konventeigenen Rotweins - die Nonnen stellen ihn selbst her, und der Farbe der Nase des Priesters nach zu urteilen, wird auch einiges davon gleich hier verbraucht - einigte man sich auf »verdammt viele, Kumpel«, auch wenn es bei dieser endgültigen Angabe Übersetzungsfehler gegeben haben könnte), zerlegen, zum Fluss transportieren und wieder zusammenbauen.

Offensichtlich kam Oberst Arnold zu dem Schluss, dass er jeden Vorteil opfern würde, wenn er noch länger wartete, und verließ am 30. September sein Versteck auf Valcour Island. Berichten zufolge hatte er Sir Guys fünfundzwanzig Schiffen nur fünfzehn Fahrzeuge entgegensetzen, alle in Eile gebaut und nicht seetüchtig und mit Landratten bemannt, die eine Ruderpinne nicht von einem Rotkehlchen unterscheiden konnten - die amerikanische Marine in all ihrer Glorie!

Doch ich darf nicht zu viel lachen. Je mehr ich über Oberst Arnold höre (und ich höre hier in Quebec sehr viel von ihm), desto häufiger denke ich, dass er ebenso viel Kühnheit wie Durchhaltevermögen besitzt; eines Tages würde ich ihm gern begegnen.

Draußen ertönt Gesang; die Bewohner des Konvents sind auf dem Weg zur nahe gelegenen Kathedrale. Ich

kenne die Melodie nicht, und sie sind zu weit entfernt, um den Text zu verstehen, doch ich kann von meinem Adlerhorst den Fackelschein sehen. Die Glocke sagt, es ist zehn Uhr.

(Übrigens sagt die Mutter Oberin, dass sie Dich kennt - ihr Name ist Soer Immaculata. Das hätte mich kaum verblüffen dürfen; ich habe ihr verraten, dass Du auch den Erzbischof von Canterbury und den Papst kennst, wovon sie sich sehr beeindruckt zeigte und Dich bittet, Seiner Heiligkeit ihre unterwürfigsten Grüße auszurichten, wenn Du ihn das nächste Mal siehst. Sie war so freundlich, mich zum Abendessen zu bitten, und hat mir Geschichten von der Einnahme der Zitadelle im Jahr '59 erzählt und wie Du damals eine Reihe von Highlandern im Konvent einquartiert hast. Wie schockiert die Schwestern alle von ihren nackten Beinen waren und daraufhin Leinen geordert haben, um den Männern Hosen zu schneiden. Meine Uniform hat zwar in den letzten Wochen auf der Reise merklich gelitten, doch ich bin unterhalb der Taille nach wie vor anständig bekleidet, was mich sehr erleichtert. Ebenso wie die Mutter Oberin, wie ich vermute!)

Ich kehre zu meinem Bericht über die Schlacht zurück: Sir Guys Flotte ist nach Süden gefahren, um zunächst Crown Point und dann Ticonderoga anzusteuern und zurückzuerobern. Doch als sie Valcour Island passierten, wurden sie von zwei von Arnolds Schiffen angegriffen und beschossen. Diese versuchten daraufhin, sich wieder

zurückzuziehen, doch das eine (die Royal Savage, heißt es) geriet in heftigen Gegensturm und lief auf Grund. Mehrere britische Kanonenboote haben es umzingelt und einige Männer gefangen genommen, wurden jedoch durch heftigen Beschuss seitens der Amerikaner zum Rückzug gezwungen - wobei sie es allerdings nicht versäumten, die Royal Savage in Brand zu setzen.

Daraufhin kam es auf der schmalen Wasserstraße zu wilden Manövern, und gegen Mittag begann die eigentliche Schlacht, zu welcher die Carleton und die Inflexible gemeinsam mit den Kanonenbooten den Löwenanteil beisteuerten. Arnolds Revenge und Philadelphia wurden von Breitseiten schwer getroffen, und die Philadelphia ist gegen Abend gesunken.

Die Carleton hat den Beschuss fortgesetzt, bis ein glücklicher Treffer der Amerikaner ihre Ankerkette durchtrennte und sie ins Treiben geriet. Sie wurde heftig angegriffen, und viele ihrer Männer wurden getötet oder verletzt, darunter auch ihr Kapitän, ein gewisser Leutnant James Dacres (ich habe das beklommene Gefühl, ihm schon einmal begegnet zu sein, vielleicht bei einem Ball in der letzten Saison), und die ranghohen Offiziere. Einer ihrer Seekadetten hat das Kommando übernommen und das Schiff in Sicherheit gebracht. Es heißt, es war Edward Pellew - und ich weiß, dass ich ihm ein- oder zweimal mit Onkel Harry bei Boodle's begegnet bin.

Doch weiter: Ein weiterer Glückstreffer erwischte das Magazin eines Kanonenbootes, welches explodierte,

doch unterdessen kam die Inflexible ins Spiel und rückte den amerikanischen Schiffen mit ihren schweren Geschützen zuleibe. Gleichzeitig setzten Sir Guys kleinere Boote Indianer auf Valcour Island und am Seeufer ab, sodass diese als Fluchtwege nicht mehr in Frage kamen und die Überbleibsel von Arnolds Flotte gezwungen waren, sich über den See zurückzuziehen.

Da in der Nacht Nebel aufzog, gelang es ihnen, an Sir Guy vorbeizuschlüpfen und einige Meilen südlich auf Schuyler Island Zuflucht zu suchen. Doch Sir Guys Flotte verfolgte sie und kam bereits am nächsten Tag wieder in Sichtweite, da Arnolds Schiffe durch Lecks, Beschädigungen und durch das Wetter aufgehalten wurden, welches in heftigen Regen und starken Wind umgeschlagen war. Die Washington wurde eingeholt, angegriffen und gezwungen, die Flagge zu streichen, woraufhin ihre Besatzung von über hundert Mann gefangen genommen wurde. Arnolds restlicher Flotte gelang jedoch die Flucht in die Buttonmold Bay, wo, wie ich höre, das Wasser so flach ist, dass ihm Sir Guys Schiffe nicht folgen konnten.

Dort setzte Arnold die meisten seiner Schiffe auf Grund, um sie dann zu entladen und in Brand zu setzen - mit wehenden Fahnen, um seinen Trotz zum Ausdruck zu bringen, sagten die Deutschen; sie fanden das zwar amüsant, bewunderten es aber zugleich. Oberst Arnold (oder müssen wir ihn nun Admiral Arnold nennen?) hat eigenhändig sein Flaggschiff, die Congress, in Brand

gesteckt und sich dann auf dem Landweg davongemacht, wobei er den Indianern, die man geschickt hatte, um ihn aufzuhalten, nur knapp entging. Seine Männer erreichten Crown Point, wo sie jedoch nicht verweilten, sondern nur das Fort zerstörten, bevor sie sich nach Ticonderoga zurückzogen.

Sir Guy hat seine Gefangenen nicht nach Quebec marschieren lassen, sondern ihnen die Rückkehr nach Ticonderoga gestattet - eine noble Geste, die von meinen Informanten sehr bewundert wurde.

10:30 Uhr. Hast Du die Aurora Borealis gesehen, als Du hier warst, oder war es zu früh im Jahr? Der Anblick ist bemerkenswert. Es hat den ganzen Tag geschneit, doch kurz vor Sonnenuntergang hat es aufgehört, und der Himmel wurde klar. Mein Fenster blickt nach Norden, wo gegenwärtig der ganze Himmel von einem erstaunlichen Schimmern erfüllt ist, Schlieren aus Hellblau und Grün - obwohl ich es auch schon in Rot gesehen habe -, die sich bewegen wie Tinte, die man in Wasser tropft und umrührt. Ich kann es gerade nicht hören, wegen des Gesangs - irgendwo spielt jemand Geige; eine sehr hübsche, bewegende Melodie -, aber ich habe das Phänomen ein paarmal außerhalb der Stadt im Wald gesehen, wo es oft von einem merkwürdigen Geräusch begleitet wurde. Manchmal ein schwaches Pfeifen wie der Wind, der um ein Haus fährt, obwohl sich die Luft nicht bewegt; manchmal ein seltsames hohes Zischen, das hin und wieder von einer Salve aus Klick- und Knistergeräuschen

unterbrochen wird, als näherte sich eine Horde Grillen durch trockenes Gras - obwohl um die Zeit, wenn man die Aurora zu sehen beginnt, die Kälte längst alle Insekten umgebracht hat (ein Glück! Wir haben eine Salbe aufgetragen, die die einheimischen Indianer benutzen und die ein wenig gegen Stechfliegen und Moskitos hilft, die aber der Neugier der Ohrwürmer, Kakerlaken und Spinnen nichts entgegenzusetzen hat).

Wir hatten auf dem Weg nach Quebec einen Führer, einen Mischling (er hatte bemerkenswerte Haare, dicht und lockig wie Schafwolle und wie Zimtrinde gefärbt), der uns erzählt hat, dass einige der Eingeborenen glauben, der Himmel sei eine Kuppel, die die Erde vom Himmel trennt, dass es aber Löcher in dieser Kuppel gibt und die Lichter der Aurora die Fackeln des Himmels sind, die den Seelen der Toten den Weg durch die Löcher weisen sollen.

Doch ich sehe, dass ich immer noch meinen Bericht zu beenden habe, wenn auch nur, indem ich hinzufüge, dass Sir Guy nach der Schlacht sein Winterquartier in Saint-Jean bezogen hat und wahrscheinlich nicht vor dem Frühjahr nach Quebec zurückkehren wird.

Und so komme ich nun zum wahren Zweck meines Briefes. Als ich gestern aufgestanden bin, musste ich feststellen, dass Hauptmann Randall-Isaacs abgereist war und mir eine kurze Note hinterlassen hatte, in der stand, er hätte etwas Dringendes zu erledigen, meine Gesellschaft und meine wertvolle Hilfe hätten ihn gefreut,

und ich solle hier verweilen, bis er entweder zurückkehre oder ich neue Befehle erhalte.

Der Schnee ist tief, es kann jeden Moment mehr werden, und die Angelegenheit, die einen Mann jetzt zu einer Reise treibt, muss wirklich dringend sein. Ich bin natürlich ein wenig bestürzt über Hauptmann Randall-Isaacs' abrupten Aufbruch, neugierig, was ihn wohl dazu bewogen haben mag, und ein wenig besorgt um sein Wohlergehen. Dies alles scheint mir jedoch keine ausreichende Rechtfertigung dafür zu sein, meine Order zu missachten, und so ... warte ich.

11:30. Ich habe eine kleine Weile aufgehört zu schreiben, um mich ans Fenster zu stellen und den Himmel zu beobachten. Die Lichter der Aurora kommen und gehen, doch ich glaube, sie sind jetzt ganz fort; der Himmel ist schwarz, die Sterne hell, aber winzig im Vergleich mit dem verschwundenen Gleißn der Nordlichter. Der Himmel ist von einer großen Leere erfüllt, die man in der Stadt nur selten spürt. Trotz des Geläuts der Glocken, trotz der Freudenfeuer auf dem Platz und der Gesänge der Leute - dort unten ist eine Art Prozession im Gange - kann ich die große Stille spüren, die jenseits von alldem liegt.

Die Nonnen sind auf dem Weg in ihre Kapelle. Ich habe mich gerade aus dem Fenster gebeugt, um ihrer Zweierkolonne zuzusehen. In ihren dunklen Trachten und Umhängen sehen sie aus wie kleine Bruchstücke der Nacht, die zwischen den Sternen ihrer Fackeln

umherschweben. (Ich schreibe jetzt schon sehr lange; Du musst einem erschöpften Hirn ein paar Extravaganzen verzeihen.)

Dies ist das erste Mal, dass ich Weihnachten fern von zu Hause und meiner Familie verbringe. Gewiss ist es nicht das letzte Mal.

Ich denke oft an Dich, Papa, und ich hoffe, es geht Dir gut und Du kannst Dich morgen auf einen schönen Gänsebraten mit Großmama und Großpapa Sir George freuen. Bitte richte Ihnen meine lieben Grüße aus, und auch Onkel Hal und seiner Familie. (Und besonders meiner Dottie.)

Frohe Weihnachten von Deinem Sohn William

Postscriptum: 2:00 Uhr nachts. Ich bin schließlich doch noch nach unten gegangen und habe mich in den hinteren Teil der Kapelle gestellt. Es war irgendwie papistisch, und es gab sehr viel Weihrauch, aber ich habe ein Gebet für Mutter Geneva und für Mama Isobel gesprochen. Als ich die Kapelle wieder verlassen habe, habe ich gesehen, dass die Lichter wieder da sind, Jetzt sind sie blau.

AM BUSEN DER TIEFE

15. Mai 1777

Meine Lieben,

ich hasse Schiffe. Ich hasse sie aus tiefster Seele. Und doch finde ich mich einmal mehr am grauenvollen Busen der See wieder, an Bord eines Gefährts namens Tranquil Teal, eine Absurdität, die bereits auf die makabren Launen ihres Kapitäns schließen lässt. Dieser Herr ist ein schmuggelnder Mischling von bösem Aussehen und finsterer Stimmung, der mir ohne eine Miene zu verziehen erzählt, dass sein Name Trustworthy Roberts ist.

Jamie hielt inne, um seinen Federkiel in die Tinte zu tauchen. Sein Blick fiel auf die schwindende Küste North Carolinas, und da er feststellen musste, dass sich diese auf beunruhigende Weise hob und senkte, heftete er seinen Blick hastig auf den Bogen Papier, den er an seinem Knetischchen festgeheftet hatte, damit er nicht von der steifen Brise davongeweht wurde, die die Segel über ihm füllte.

Wir erfreuen uns guter Gesundheit, schrieb er langsam. Abgesehen von der Seekrankheit, an die er lieber nicht denken wollte. Sollte er ihnen von Fergus erzählen?, fragte er sich.

Als er aufblickte, sah er, dass sich Claire zu ihm niederbeugte, um ihn mit dieser konzentrierten, aber vorsichtigen Neugier zu betrachten, die sie sich für Menschen vorbehielt, die sich jeden Moment übergeben, Blut verspritzen oder sterben konnten. Ersteres und Zweiteres hatte er bereits getan, weil sie ihm versehentlich eine ihrer Nadeln in ein kleines Blutgefäß an der Kopfhaut gesteckt hatte, doch er hoffte, dass sie keine weiteren Anzeichen für sein unmittelbar bevorstehendes Ableben entdeckte.

»Gut, gut.« Er wollte gar nicht erst an seinen Magen denken, um ihn nicht zu erregen, und wechselte das Thema, um jedes weitere Gespräch über seine Gesundheit zu vermeiden. »Soll ich Brianna und Roger Mac von Fergus erzählen?«

»Wie viel Tinte hast du denn?«, fragte sie und lächelte ihn von der Seite an. »Ja, natürlich solltest du das. Es wird sie sehr interessieren. Und dich wird es ablenken«, fügte sie hinzu und kniff ein wenig die Augen zusammen, um ihn zu mustern. »Du bist nämlich immer noch ziemlich grün.«

»Aye, danke.«

Sie lachte mit der fröhlichen Kaltschnäuzigkeit der geborenen Seeleute, küsste ihn auf den Scheitel - ohne die vier Nadeln zu berühren, die ihm aus der Stirn ragten - und trat an die Reling, um zu beobachten, wie das schwankende Land außer Sichtweite geriet.

Er wandte den Blick von dieser beunruhigenden Ansicht ab und widmete sich erneut seinem Brief.

Auch Fergus und seiner Familie geht es gut, doch ich muss Dir von einem wunderlichen Vorfall erzählen. Ein Mann, der sich Percival Beauchamp nennt ...

Er benötigte fast eine Seite, um Beauchamp und seine merkwürdige Neugier zu beschreiben. Er blickte in Claires Richtung und fragte sich, ob er auch die Möglichkeit erwähnen sollte, dass Beauchamp mit ihrer Familie verwandt sein könnte, entschied sich aber dagegen. Seine Tochter kannte ja gewiss den Mädchennamen ihrer Mutter, und er würde ihr sofort auffallen. Doch weitere nützliche Angaben konnte er dazu nicht machen - und seine Hand begann zu schmerzen.

Claire stand immer noch an der Reling. Sie hielt sich mit einer Hand daran fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und ihr Gesicht war verträumt.

Sie hatte ihre Haarmassen mit einem Band zusammengebunden, doch der Wind riss einzelne Strähnen aus ihrer Befestigung, und mit ihren wehenden Haaren, Röcken und Wolltüchern, das Kleid fest an ihren immer noch äußerst ansehnlichen Busen geschmiegt, sah sie aus wie eine Galionsfigur, fand er, anmutig und kühn, ein Schutzgeist gegen die Gefahren der Tiefe.

Er fand diesen Gedanken seltsam tröstend und begab sich besseren Mutes wieder an seine Komposition, trotz des verstörenden Inhalts, den er nun zu Papier bringen musste.

Fergus hat sich entschieden, nicht mit Monsieur

Beauchamp zu sprechen, was ich klug fand, und so hielten wir die Angelegenheit schon für erledigt.

Doch während unseres Aufenthalts in Wilmington bin ich eines Abends zum Hafen gegangen, um mich mit Mr. DeLancey Hall zu treffen, der uns mit Kapitän Roberts in Kontakt gebracht hat. Da im Hafen ein englisches Kriegsschiff vor Anker lag, hatten wir abgesprochen, dass wir uns heimlich an Bord von Mr. Halls Fischerboot begeben sollten, welches uns aus dem Hafen befördern sollte, woraufhin wir auf die Teal treffen sollten, da Kapitän Roberts eine Abneigung gegen allzu dichte Tuchfühlung mit der Marine hegt. (Dies ist eine weit verbreitete Reaktion unter den Privat- und Handelskapitänen, da einerseits die meisten Schiffe Schmuggelware an Bord haben, andererseits jedoch auch die Marine ein recht habgieriges Verhalten gegenüber den Schiffsbesatzungen an den Tag legt und Männer entführt - in den Dienst gepresst, nennt man das -, was im Grunde die lebenslange Versklavung bedeutet, es sei denn, sie sind bereit, das Risiko einzugehen, als Deserteure gehängt zu werden).

Ich hatte einige kleine Gepäckstücke dabei, um unter dem Vorwand, diese an Bord zu bringen, sowohl das Boot als auch Mr. Hall genauer zu inspizieren, bevor wir ihnen unser Leben anvertrauten. Das Boot lag jedoch nicht vor Anker, und Mr. Hall ließ eine Weile auf sich warten, sodass ich mich schon zu sorgen begann, ich hätte seine Anweisungen missverstanden, oder er hätte entweder

einen Zusammenstoß mit der Marine Seiner Majestät oder mit einem Schurkenkollegen oder einem Privatier gehabt.

Ich habe gewartet, bis es dunkel war, und war schon im Begriff, zu unserem Quartier zurückzukehren, als ich ein kleines Boot mit einer blauen Laterne am Heck in den Hafen einfahren sah. Dies war Mr. Halls Signal, und es war wirklich sein Boot, welches ich ihm zu vertäuen half. Er sagte mir, er hätte Neuigkeiten, und wir haben ein Wirtshaus aufgesucht, wo er mir sagte, er sei tags zuvor in New Bern gewesen und hätte den Ort in Aufruhr vorgefunden, weil es einen gemeinen Anschlag auf den Drucker, Mr. Fraser, gegeben hatte.

Den Berichten nach befand er - Fergus - sich auf einer Lieferfahrt und war gerade von seinem Maultierkarren abgestiegen, als sich jemand von hinten auf ihn stürzte und ihm einen Sack über den Kopf stülpte und gleichzeitig jemand anders versuchte, seine Hände zu packen, vermutlich, um sie zu fesseln. Natürlich hat sich Fergus heftig zur Wehr gesetzt, und Mr. Hall zufolge ist es ihm gelungen, einen der Angreifer mit seinem Haken zu verwunden - eine Annahme, die durch das Vorhandensein von reichlich Blut gestützt wird. Der Verletzte hat schreiend von ihm abgelassen und laut geflucht (ich hätte gern den Inhalt dieser Flüche erfahren, um sagen zu können, ob der Sprecher Franzose oder Engländer war, doch dieses Detail wurde leider nicht mitgeliefert), woraufhin Clarence (an den Du Dich

wahrscheinlich noch erinnerst) nervös wurde und den zweiten Angreifer gebissen hat - Fergus und dieser Mann waren während ihres Kampfes gegen das Maultier gefallen. Der zweite Mann ließ sich davon entmutigen, doch nun stürzte sich der erste wieder ins Getümmel, und Fergus - der immer noch durch den Sack geblendet war, aber laut um Hilfe brüllte - hat mit ihm gerungen und erneut mit seinem Haken nach ihm geschlagen. Einige Berichte (sagt Mr. Hall) besagen, dass der Schurke Fergus den Haken vom Handgelenk gezerrt hat, während andere behaupten, es sei Fergus gelungen, ihn erneut zu treffen, doch dabei sei der Haken in der Kleidung des Schurken hängen geblieben und im Gerangel abgerissen.

Jedenfalls haben die Leute in Thompson's Wirtshaus den Lärm gehört und sind ins Freie gelaufen, woraufhin die Angreifer geflohen sind und Fergus voller blauer Flecken und höchst entrüstet über den Verlust seines Hakens, ansonsten aber unbeschadet zurückblieb - wofür ich Gott und St. Dismal (Fergus' speziellem Schutzpatron) danke.

Ich habe Mr. Hall ausgefragt, so genau ich es konnte, doch viel mehr war nicht herauszufinden. Er sagt, die Öffentlichkeit sei geteilter Meinung - während viele sagen, dies sei eine versuchte Deportation, die man den Söhnen der Freiheit vorzuwerfen habe, verwahren sich die Mitglieder der Söhne der Freiheit mit Nachdruck gegen diesen Vorwurf und behaupten, es sei das Werk der

Loyalisten gewesen, die aufgebracht seien, weil Fergus eine ganz besonders unerhörte Rede aus der Feder Patrick Henrys abgedruckt habe, und die Entführung sei nur ein Vorspiel zu Teer und Federn. Offensichtlich hat Fergus derart erfolgreich jeden Verdacht gemieden, eine Seite des Konfliktes zu befürworten, dass nun beide Seiten gleichermaßen entrüstet sind und beschlossen haben, seinem Einfluss ein Ende zu setzen.

Dies ist natürlich möglich. Doch angesichts der Gegenwart Monsieur Beauchamps und seines Benehmens halte ich eine dritte Erklärung für wahrscheinlicher. Fergus hat es zwar abgelehnt, mit ihm zu sprechen, doch er dürfte ohne viel weiteres Nachfragen herausgefunden haben, dass Fergus trotz seines Namens und seiner schottischen Frau Franzose ist. Gewiss ist dies den meisten Einwohnern New Berns bekannt, und es kann ihm leicht irgendjemand erzählt haben.

Ich gestehe, dass ich nicht die geringste Ahnung habe, warum Beauchamp es vorziehen sollte, Fergus zu entführen, statt ihn einfach aufzusuchen und ihn persönlich zu fragen, ob er die Person ist, nach der er sucht. Ich muss davon ausgehen, dass er Fergus zunächst einmal nichts Böses will, denn wenn dies so wäre, wäre es ja ein Leichtes, ihn umbringen zu lassen; in diesen Tagen ziehen viele zwielichtige Gestalten durch die Kolonie.

Der Vorfall macht mir Sorgen, doch es gibt nicht viel,

was ich in meinem derzeitigen angeschlagenen Zustand unternehmen kann. Ich habe Fergus einen Brief geschickt - in dem ich mich augenscheinlich nach den Spezifikationen eines Druckauftrags erkundige -, der ihn wissen lässt, dass ich bei einem Goldschmied in Wilmington eine gewisse Summe für ihn hinterlegt habe, auf die er im Notfall zurückgreifen kann. Ich hatte bereits mit ihm über die Gefahren seiner Lage gesprochen, ohne damals allerdings zu wissen, wie groß diese tatsächlich sein könnten. Er war mit mir einer Meinung, dass es vielleicht der Sicherheit seiner Familie dienlich wäre, in eine Stadt zu ziehen, wo die öffentliche Meinung eher mit seinen eigenen Ansichten übereinstimmt. Der jüngste Zwischenfall wird ihn vielleicht in diesem Entschluss bestärken, vor allem, da die Nähe zu uns ja nun keine Rolle mehr spielt.

Er musste erneut innehalten, da ihn seine Hand bis zum Handgelenk schmerzte. Er streckte seine Finger und unterdrückte ein Stöhnen; kurze elektrische Stöße schienen ihn vom Ringfinger bis fast zum Ellbogen zu durchfahren.

Er war mehr als besorgt um Fergus und seine Familie. Wenn Beauchamp es einmal versucht hatte, würde er es erneut versuchen. Doch warum?

Vielleicht reichte Beauchamp ja die Tatsache, dass Fergus Franzose war, als Beweis nicht aus, dass er zudem der gesuchte Claudel Fraser war, und er wollte sich unter vier Augen vergewissern, ganz gleich, mit welchen Mitteln? Möglich, doch das hätte von einer Kaltblütigkeit gezeugt,

die Jamie mehr beunruhigte, als er zu Papier bringen wollte.

Gerechterweise musste er zugeben, dass es natürlich auch möglich war, dass der Angriff von Personen ausgeführt worden war, die sich in ihrer politischen Denkweise verletzt fühlten - vielleicht sogar wahrscheinlicher als die sinistren Ziele des Monsieur Beauchamp, die in hohem Maße romantisch und theoretisch waren.

»Aber ich bin nur so alt geworden, weil ich rieche, wenn etwas faul ist«, murmelte er und rieb sich weiter die Hand.

»Ach du liebe Güte!«, sagte seine persönliche Galionsfigur, die plötzlich mit sorgenvoller Miene an seiner Seite erschien. »Deine Hand!«

»Aye?« Gereizt senkte er den Blick auf die schmerzende Hand. »Was ist denn? Es sind doch noch alle Finger da.«

»Das ist aber auch alles. Sie sieht ja aus wie der Gordische Knoten.« Sie kniete sich neben ihn und ergriff seine Hand, um sie mit kraftvollen Bewegungen zu massieren, die gewiss hilfreich waren, ihn jedoch so sehr schmerzten, dass ihm das Wasser in die Augen stieg. Er schloss die Lider und atmete mit zusammengebißenen Zähnen weiter.

Sie schimpfte mit ihm, weil er zu viel auf einmal geschrieben hatte. Wozu schließlich die Eile?

»Es wird Tage dauern, bis wir Connecticut erreichen, und dann *Monate* bis nach Schottland. Du könntest einen

Satz am Tag schreiben und unterwegs immer noch das gesamte Buch der Psalmen zitieren.«

»Ich wollte es aber«, sagte er.

Sie murmelte irgendetwas Abfälliges vor sich hin, worin die Worte »Schotte« und »sturköpfig« vorkamen, doch er ignorierte dies bewusst. Er *hatte* schreiben wollen; es half ihm, seine Gedanken zu ordnen, wenn er sie schwarz auf weiß zu Papier brachte. Und es war in gewisser Hinsicht erleichternd, sie dem Papier anzuvertrauen, statt dass ihm die Sorge im Kopf festhing wie der Schlamm zwischen den Wurzeln der Mangroven.

Und außerdem - nicht, dass er eine Ausrede brauchte, dachte er und blickte seiner Frau mit zusammengekniffenen Augen auf den Scheitel - weckte der Anblick der schwindenden Küste von North Carolina in ihm die Sehnsucht nach seiner Tochter und nach Roger Mac, und er hatte sich das Gefühl der Verbundenheit gewünscht, das er empfand, wenn er ihnen schrieb.

»*Glaubt Ihr, Ihr werdet sie sehen?*« Fergus hatte ihn das gefragt, kurz bevor sie sich voneinander verabschiedeten. »*Vielleicht kommt Ihr ja nach Frankreich.*« Nach allem, was Fergus und Marsali und die Bewohner von Fraser's Ridge wussten, waren Brianna und Roger Mac nach Frankreich gereist, um dem heraufziehenden Krieg zu entkommen.

»Nein«, hatte er gesagt und gehofft, dass ihm seine Trostlosigkeit nicht anzuhören war. »Ich glaube nicht, dass wir sie je wiedersehen werden.«

Fergus' kräftige rechte Hand hatte seinen Unterarm gedrückt und dann losgelassen.

»Das Leben ist lang«, hatte er leise gesagt.

»Aye«, hatte er geantwortet, doch gedacht hatte er, *niemandes Leben ist so lang.*

Seiner Hand ging es jetzt besser; Claire massierte sie zwar noch, doch ihre Bewegungen schmerzten ihn nicht mehr so sehr.

»Mir fehlen sie auch«, sagte sie leise und drückte ihm einen Kuss auf die Fingerknöchel. »Gib mir den Brief; ich schreibe ihn zu Ende.«

Die Hand Deines Vaters ist für heute am Ende. Abgesehen von seinem Namen, den man auch mit »schlafmützige Ente« übersetzen könnte, hat dieses Schiff noch etwas Bemerkenswertes an sich. Ich war vorhin im Frachtraum und habe eine große Anzahl Kisten gesehen, die alle mit dem Namen »Arnold« und »New Haven, Connecticut« beschriftet waren. Ich habe zu dem Seemann (dessen Name schlicht und ergreifend John Smith lautet, obwohl er diesen bestürzenden Mangel an Originalität anscheinend dadurch wettzumachen versucht, dass er im einen Ohr drei und im anderen zwei goldene Ohrringe trägt. Er sagt, jeder Ring steht für einen Schiffsuntergang, den er überlebt hat. Ich hoffe, dass Dein Vater das nicht weiß) gesagt, dass Mr. Arnold ja ein sehr erfolgreicher Kaufmann sein muss. Mr. Smith hat gelacht und mich informiert, dass Mr. Benedict Arnold in

Wirklichkeit Generalmajor in der Kontinentalarmee ist - und zwar ein sehr tapferer. Die Kisten sollen an seine Schwester, Miss Hannah Arnold, geliefert werden, die sich nicht nur um seine drei kleinen Söhne kümmert, sondern dazu um seinen Importwarenhandel in Connecticut, während er im Krieg ist.

Ich muss sagen, dass ich bei diesen Worten eine Gänsehaut bekommen habe. Ich bin ja schon öfter Menschen begegnet, deren Geschichte ich kannte - und zumindest von einem von ihnen wusste ich, dass er dem Verderben geweiht war. Doch man gewöhnt sich nie an dieses Gefühl. Ich habe diese Kisten betrachtet und mich gefragt - sollte ich Miss Hannah schreiben? In Connecticut von Bord gehen und sie besuchen? Um ihr was genau zu sagen?

Bis jetzt weisen all unsere Erfahrungen darauf hin, dass ich nicht das Geringste tun kann, um das, was geschehen wird, zu ändern. Und wenn ich die Situation objektiv betrachte, sehe ich auch keine Möglichkeit ... Und doch. Und doch!

Und doch bin ich mit so vielen Personen in Berührung gekommen, deren Handlungen merkbare Auswirkungen hatten, ob sie nun in den Geschichtsbüchern enden oder nicht. Wie sollte es auch anders sein?, sagt Dein Vater. Jeder Mensch beeinflusst mit seinen Handlungen die Zukunft. Und doch ist es bestürzend, so dicht mit einem Namen wie Benedict Arnold in Berührung zu kommen.

Nun ja. Kehren wir noch einmal ansatzweise zum

eigentlichen Gegenstand dieses Briefes zurück, dem mysteriösen Monsieur Beauchamp. Falls Du die Kartons mit den Papieren und Büchern noch hast, die Dein Vater - Frank, meine ich - zu Hause im Büro aufbewahrt hat, und falls Du einen Moment Zeit hast, sieh doch einmal nach, ob Du eine alte Aktenmappe findest, auf die mit Buntstift ein Wappen gezeichnet ist. Ich glaube, es ist azurblau und golden und hat mit Vögeln zu tun. Mit etwas Glück findest Du darin noch den Stammbaum der Beauchamps, den mein Onkel Lamb vor Jahren für mich niedergeschrieben hat.

Du könntest ja einmal nachsehen, ob der Inhaber des Namens im Jahr 1777 vielleicht ein Percival gewesen ist. Nur aus reiner Neugier.

Der Wind hat etwas zugenommen, und die See wird allmählich rau. Dein Vater ist ziemlich blass geworden und sieht aus, als ob er fröstelt; ich denke, ich höre hier auf und gehe mit ihm nach unten, damit er sich in aller Ruhe übergeben und dann ein Nickerchen machen kann.

Alles Liebe, Mama

IN DER KLEMME

Roger blies konzentriert auf den Rand einer leeren Bierflasche und erzeugte einen tiefen, kehligen Stöhnlaut. Schon ganz gut. Etwas tiefer jedoch noch ... Und natürlich fehlte dieser knurrende, hungrige Unterton. Aber die Tonlage... Er stand auf und durchsuchte den Kühlschrank, bis er schließlich fand, was er suchte - hinter einer Käseecke und sechs Margarinebechern, die mit Gott weiß was gefüllt waren; er hätte jedenfalls gewettet, dass es keine Margarine war.

Es waren keine drei Zentimeter Champagner mehr in der Flasche - ein Überbleibsel des Essens, mit dem sie letzte Woche Briannas neue Stelle gefeiert hatten. Eine sparsame Seele hatte die Flasche mit Alufolie verschlossen, doch natürlich war die Kohlensäure verflogen. Er trat an die Spüle, um ihn auszuschütten, doch die lebenslange schottische Sparsamkeit ließ sich nicht einfach so übergehen. Nach kurzem Zögern trank er den Rest des Champagners - und als er die Flasche wieder sinken ließ, stand Annie MacDonald mit Amanda an der Hand vor ihm und starrte ihn an.

»Na ja, immerhin schütten Sie ihn noch nicht auf die Cornflakes«, kommentierte sie indigniert und schob sich an ihm vorbei. »Komm her, Schätzchen, hoch mit dir.« Sie hievte Mandy in ihr Kinderstühlchen und verließ die Küche, nicht ohne noch einmal den Kopf über den schlechten

Charakter ihres Arbeitgebers zu schütteln.

»Gib mir, Papi!« Mandy grabschte nach der Flasche mit dem glänzenden Etikett. Nach dem obligatorischen elterlichen Zögern, während dessen er im Kopf mögliche Vernichtungsszenarien durchspielte, gab er ihr stattdessen sein Glas Milch und flötete auf der Kante der Champagnerflasche, die einen tiefen, melodischen Ton erzeugte. Ja, das war es - irgendwo in der Nähe des F unter dem Schloss-C.

»Noch mal, Papi!« Mandy war hungerissen. Etwas verlegen flötete er noch einmal, und sie kicherte heftig los. Er ergriff die Bierflasche und pustete darauf, dann abwechselnd, bis er schließlich eine Zweiton-Version zum Rhythmus von »Mary had a Little Lamb« spielte.

Von den Flötentönen und Mandys begeistertem Kreischen angelockt, tauchte Brianna in der Küchentür auf, einen leuchtend blauen Plastikhelm in der Hand.

»Hast du vor, dein eigenes Flaschenorchester zu gründen?«, fragte sie.

»Hab schon eines«, erwiderte er und beschloss, dass das Schlimmste, was Mandy mit der Champagnerflasche anstellen konnte, war, sie auf den Teppich fallen zu lassen. Er gab sie ihr und trat mit Brianna in den Flur, wo er sie an sich zog und sie leidenschaftlich küsste, während die Tür mit einem gedämpften *Wusch* zuschwang.

»Champagner zum Frühstück?« Sie unterbrach ihren Kuss für die Dauer dieser Frage, dann war sie wieder da,

und ihre Zunge wollte mehr.

»Hab die Flasche leer gebraucht«, murmelte er, und seine Zunge antwortete ihr. Sie hatte Porridge mit Butter und Honig zum Frühstück gegessen, und ihr Mund war süß, sodass der Champagner auf seiner Zunge bitter wurde. Es war kalt im Flur, doch unter ihrem Pulli war sie warm wie Toast. Er schob seine Finger ein winziges Stück hinein, auf die nackte weiche Haut in ihrem Kreuz.

»Viel Spaß, aye?«, flüsterte er. Mit Mühe verkniff er es sich, ihr den Finger in die Jeans zu schieben; respektlos, den Arsch einer frischgebackenen Betriebsaufseherin bei *North of Scotland Hydro-Electric* zu befingern. »Bringst du den Helm nachher wieder mit?«

»Klar. Warum?«

»Ich dachte, du könntest ihn im Bett anziehen.« Er nahm ihr den Helm aus der Hand und stülpte ihn ihr sanft über. Bei dieser Geste wurden ihre Augen dunkelblau. »Wenn du das tust, erzähle ich dir auch, was ich mit der Champagnerflasche wollte.«

»Das ist natürlich ein Angebot, das ich nicht zurück-« Die dunkelblauen Augen fuhren plötzlich zur Seite, und als Roger ihrer Blickrichtung folgte, sah er Annie am Ende des Flurs stehen, Besen und Kehrblech in der Hand und tiefe Neugier in ihrem schmalen Gesicht.

»Ja. Äh ... viel Spaß«, sagte Roger und ließ hastig los.

»Dir auch.« Mit amüsiert zuckendem Gesicht fasste ihn Brianna fest bei den Schultern und küsste ihn, bevor sie

durch den Flur ging, vorbei an der rundäugigen Annie, der sie auf Gälisch fröhlich einen schönen Tag wünschte.

In der Küche krachte es plötzlich. Er wandte sich automatisch zur Tür, obwohl seine Gedanken nur halb bei der Katastrophe waren, die ihn erwartete. Der größere Teil war mit der plötzlichen Erkenntnis befasst, dass seine Frau anscheinend ohne Schlüpfer zur Arbeit gefahren war.

MANDY HATTE ES -WEISS GOTT WIE - FERTIG GEBRACHT, DIE CHAMPAGNERFLASCHE zum Fenster hinauszuerwerfen, und als Roger angerannt kam, stand sie auf dem Tisch und langte nach der gezackten Kante der Scheibe.

»Mandy!« Er packte sie, hob sie in einem Schwung vom Tisch und gab ihr einen Klaps auf den Hintern. Sie stieß einen ohrenbetäubenden Schrei aus, und er trug sie unter dem Arm aus der Küche. In der Tür kam er an Annie Mac vorbei, deren Mund genauso rund war wie ihre Augen.

»Kümmern Sie sich um das Glas, aye?«, sagte er.

Er hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen; was hatte er sich nur dabei gedacht, ihr die Flasche zu geben? Ganz zu schweigen davon, sie damit allein zu lassen?

Gleichzeitig ärgerte er sich über Annie Mac - sie hatten sie schließlich eingestellt, um auf die Kinder aufzupassen -, doch die Fairness zwang ihn zuzugeben, dass er nicht hätte gehen dürfen, ohne sich zu vergewissern, dass sie wieder bei Mandy war. Dazu galt sein Ärger Brianna, die einfach so zur Arbeit entschwebte und davon ausging, dass

er sich um den Haushalt kümmerte.

Natürlich begriff er, dass sein Ärger nur der Versuch war, sich vor seinem schlechten Gewissen zu drücken, und er gab sich alle Mühe, ihn zu verdrängen, während er Mandy tröstete und ihr einen kleinen Vortrag darüber hielt, dass sie sich nicht auf den Tisch stellen durfte, nicht im Haus mit Gegenständen werfen durfte, nichts Scharfes oder Spitzes anfassen durfte und einen Erwachsenen rufen sollte, wenn sie Hilfe brauchte - haha, dachte er und musste innerlich lächeln; Mandy war das selbständigste dreijährige Kind, das er je gesehen hatte. Was einiges heißen wollte, da er auch Jem in diesem Alter erlebt hatte.

Eines musste man Amanda lassen; sie war nicht nachtragend. Fünf Minuten nach dem Klaps und der Strafpredigt kicherte sie wieder und bettelte ihn an, zusammen mit ihr Puppen zu spielen.

»Papa muss heute Morgen arbeiten«, sagte er, doch dann bückte er sich, damit sie auf seine Schultern klettern konnte. »Komm mit, wir suchen Annie Mac; du und die Puppen, ihr könnt ihr bestimmt helfen, die Vorratskammer aufzuräumen.«

Er ließ Mandy und Annie Mac in der Vorratskammer zurück, wo sie sich unter der Aufsicht einer Ansammlung schäbiger Puppen und schmutziger Stofftiere fröhlich an die Arbeit machten, kehrte in sein Büro zurück und holte das Notizbuch hervor, in das er nach und nach die Lieder schrieb, die er so sorgsam auswendig gelernt hatte. Er war für Ende der Woche mit Siegfried MacLeod verabredet,

dem Chorleiter von St. Stephen's, und er hatte vor, ihm die Abschrift einiger seltener Lieder zu schenken, um einen guten Eindruck zu machen.

Dr. Weatherspoon hatte ihn zwar beruhigt und gesagt, MacLeod würde hocherfreut sein, wenn er Hilfe bekam, vor allem mit dem Kinderchor, doch Roger hatte genug Zeit in akademischen Kreisen, Freimaurerlogen und in Wirtshäusern des achtzehnten Jahrhunderts verbracht, um zu wissen, wie Lokalpolitik funktionierte. Es war gut möglich, dass es MacLeod missfallen würde, ohne Vorwarnung einen Außenseiter - sozusagen - aufgezwungen zu bekommen.

Und dann war da schließlich die prekäre Angelegenheit mit dem Chorleiter, der nicht singen konnte. Er berührte die knotige Narbe an seinem Hals.

Er hatte zwei Spezialisten aufgesucht, einen in Boston, einen anderen in London. Beide hatten ihm dasselbe gesagt. Es war möglich, dass eine Operation seiner Stimme half, wenn man einen Teil des Narbengewebes in seiner Luftröhre entfernte. Genauso gut war es aber möglich, dass die Operation seine Stimme weiter beschädigte - oder vollständig zerstörte.

»Eine Stimmbandoperation ist immer eine heikle Sache«, hatte einer der Ärzte zu ihm gesagt und den Kopf geschüttelt. »Normalerweise gehen wir ein solches Risiko nur ein, wenn es unumgänglich ist, zum Beispiel bei einer Krebsgeschwulst, einer angeborenen Missbildung, die jede Art von Sprachvermögen verhindert - oder bei einem

überzeugenden beruflichen Grund. Ein bekannter Sänger mit Stimmbandknötchen zum Beispiel; in einem solchen Fall könnte der Wunsch nach Wiederherstellung der Stimme ein hinreichender Grund sein, die Operation zu wagen - obwohl in solchen Fällen normalerweise kein großes Risiko besteht, dass der Patient permanent stumm wird. In Ihrem Fall ...«

Er drückte sich zwei Finger an den Hals, summte und spürte eine beruhigende Vibration. Nein. Er hatte nicht vergessen, wie es sich anfühlte, nicht sprechen zu können. Damals war er fest davon überzeugt gewesen, dass er nie wieder ein Wort sagen - geschweige denn singen - würde; bei der bloßen Erinnerung an diese Verzweiflung brach ihm der Schweiß aus. Nie wieder mit den Kindern sprechen, mit Brianna? Nein, dieses Risiko würde er nicht eingehen.

Dr. Weatherspoons Blick hatte neugierig auf seinem Hals geruht, doch er hatte nichts gesagt. Es war gut möglich, dass MacLeod nicht so taktvoll sein würde.

Wen der Herr liebt, den züchtigt Er. Man musste es Weatherspoon hoch anrechnen, dass er das nicht gesagt hatte. Doch es war das Zitat der Woche für die Bibelstunde gewesen; es hatte auf ihrem Rundbrief gestanden, der auf dem Schreibtisch des Rektors lag. Und Roger war zu diesem Zeitpunkt so überempfindlich gewesen, dass ihm alles wie ein Hinweis vorkam.

»Nun, wenn es das war, was Du damit sagen wolltest, bedanke ich mich für das Kompliment«, sagte er laut. »Ich könnte aber damit leben, wenn ich ausgerechnet diese

Woche nicht Dein besonderer Günstling wäre.«

Er sagte es halb im Scherz, konnte aber die Wut dahinter nicht verleugnen. Er hasste es, sich wieder einmal beweisen zu müssen - vor sich selbst. Letztes Mal war die Probe körperlicher Art gewesen. Sie jetzt auf spiritueller Ebene wiederholen zu müssen, in dieser schlüpfrigen, viel weniger geradlinigen Welt? Er hatte sich doch gefügig gezeigt, oder nicht?

»Du hast gefragt. Seit wann reicht dir denn ein Ja nicht mehr als Antwort? Verstehe ich hier etwas falsch?«

Brianna hatte das gedacht; jetzt fiel ihm der Höhepunkt ihres Streits wieder ein und trieb ihm die Schamröte ins Gesicht.

»Du hattest - das *dachte* ich zumindest -«, hatte sie sich verbessert, »eine Berufung. Vielleicht heißt es bei den Protestanten ja nicht so, aber das ist es doch, oder? Du hast mir gesagt, Gott hätte zu dir gesprochen.« Ihr Blick war auf ihn gerichtet gewesen, unverwandt und so durchdringend, dass er den seinen am liebsten abgewandt hätte - doch er tat es nicht.

»Meinst du, Gott hat es sich anders überlegt?«, hatte sie dann leiser gefragt und ihm mit der Hand den Arm gedrückt. »Oder meinst du, du hast dich geirrt?«

»Nein«, hatte er spontan gesagt. »Nein, wenn so etwas geschieht ... Nun, als es geschehen *ist*, war ich mir ganz sicher.«

»Und jetzt?«

»Du klingst wie deine Mutter. Wenn sie eine Diagnose stellt.« Er hatte es als Scherz gemeint, doch es war keiner. Brianna war ihrem Vater körperlich so ähnlich, dass er nicht oft etwas von Claire in ihr sah, doch die seelenruhige Gnadenlosigkeit, mit der sie ihre Fragen stellte, war Claire, wie sie lebte und lebte. Genau wie die einzelne, leicht hochgezogene Augenbraue, mit der sie jetzt auf seine Antwort wartete. Er holte tief Luft. »Ich weiß es nicht.«

»Doch, das weißt du.«

Wut stieg in ihm auf, plötzlich und grell, und er entriss ihr seinen Arm.

»Wie zum Teufel kommst du eigentlich darauf, mir zu sagen, was ich weiß?«

Ihre Augen wurden etwas größer. »Ich bin mit dir *verheiratet*.«

»Und du glaubst, das berechtigt dich, meine Gedanken zu lesen?«

»Ich glaube, das berechtigt mich, mir Sorgen um dich zu machen!«

»Tja, lass es einfach!«

Natürlich hatten sie sich wieder vertragen. Sich geküsst - nun ja, etwas mehr als das - und einander vergeben. Vergebung hatte aber natürlich nichts mit Vergessen zu tun.

Doch, das weißt du.

Tat er das?

»Ja«, sagte er, trotzig an den Turm gerichtet, den er von

seinem Fenster aus sehen konnte. »Ja, verdammt!« Was er *tun* sollte, das war das Problem.

War er vielleicht dazu bestimmt, zwar Priester zu werden, aber kein presbyterianischer? Ein konfessionsloser, ein evangelischer - ein *katholischer*? Dieser Gedanke war so verstörend, dass er aufstehen und hin und her gehen musste. Nicht dass er etwas gegen Katholiken hatte - nun ja, bis auf die tief sitzenden Reflexe eines langen Lebens als Protestant in den Highlands -, doch er konnte es sich einfach nicht vorstellen. »Nach Rom übergelaufen«, so würden es Mrs. Ogilvie und Mrs. MacNeil und all die anderen sehen (womit unausgesprochen »dem Bösen anheimgefallen« impliziert wurde); sein Verrat würde ... nun, jahrelang Gesprächsstoff für entsetztes Getuschel liefern. Bei diesem Gedanken grinste er widerstrebend.

Nun, außerdem konnte er gar kein katholischer Priester werden, nicht wahr? Nicht mit Brianna und den Kindern. Jetzt fühlte er sich schon etwas ruhiger, und er setzte sich wieder. Nein. Er würde darauf vertrauen müssen, dass ihm Gott - vertreten durch Dr. Weatherspoon - den Weg durch diesen dornenreichen Engpass in seinem Leben weisen würde. Und wenn Er das tat ... Nun, war das nicht der beste Beweis für die Prädestination?

Roger stöhnte, verdrängte das ganze Thema und vertiefte sich hartnäckig in sein Notizbuch.

Einige der Lieder und Gedichte, die er aufgeschrieben hatte, waren sehr bekannt; er kannte sie bereits aus seinem vorigen Leben, hatte sie auf der Bühne gesungen.

Viele der selteneren Texte hatte er im achtzehnten Jahrhundert bei schottischen Immigranten, Reisenden, fahrenden Händlern und Seeleuten aufgeschnappt. Und manche hatte er aus der Vielzahl der Kartons ausgegraben, die ihm der Reverend hinterlassen hatte. Die ganze Garage des alten Pfarrhauses war voll davon gewesen, und bis jetzt hatten er und Brianna kaum etwas davon abgearbeitet. Es war reine Glückssache gewesen, dass er so kurz nach ihrer Rückkehr auf die kleine Kiste mit den Briefen gestoßen war.

Zu dieser spähte er jetzt hinauf, und er fühlte sich sehr versucht. Allerdings konnte er die Briefe nicht ohne Brianna lesen, das hätte sich nicht gehört. Doch die beiden Bücher ... Sie hatten einen kurzen Blick darauf geworfen, als sie die Kiste fanden, hatten sich aber eigentlich nur für die Briefe interessiert, herausfinden wollen, was mit Jamie und Claire geschehen war. Er kam sich vor wie Jem, der sich mit einer Packung Schokoladenkekse davonstahl, als er die Kiste jetzt herunterholte - sie war sehr schwer - und sie auf den Schreibtisch stellte, um vorsichtig unter den Briefen umherzutasten.

Die Bücher waren klein; das größte war das, was man ein Oktavheft nannte, ungefähr vierzehn mal zwanzig Zentimeter. Diese Größe war gebräuchlich gewesen in einer Zeit, als Papier noch teuer und schwierig zu bekommen war. Das kleinere maß etwa elf mal vierzehn Zentimeter. Er lächelte kurz, weil er an Ian Murray denken musste; Brianna hatte ihm erzählt, wie entsetzt ihr Cousin

reagiert hatte, als sie ihm von der Errungenschaft des Toilettenpapiers erzählt hatte. Er würde sich wahrscheinlich nie wieder den Hintern abwischen, ohne dabei ein Gefühl von Luxus zu empfinden.

Das kleine Buch war sorgfältig in blau gefärbtes Kalbsleder eingebunden und hatte einen Goldschnitt; ein kostbares, wunderschönes Buch. *Taschenbuechlein der Gesundheit* war es betitelt, von *C.E. Fraser, M.D.*. Limitierte Auflage, hergestellt von *A.Bell, Druckerei, Edinburgh*.

Das versetzte ihm einen leisen Stoß. Sie hatten es also nach Schottland geschafft mit Hilfe ihres Kapitäns Trustworthy Roberts. Oder zumindest ging er davon aus - obwohl der Wissenschaftler in ihm mahnte, dass dies kein Beweis war; es war genauso gut möglich, dass das Manuskript irgendwie nach Schottland gelangt war, ohne dass es die Autorin persönlich überbrachte.

Waren sie hier gewesen?, fragte er sich. Er sah sich in dem auf wohnliche Weise abgenutzten Zimmer um und konnte sich problemlos vorstellen, wie Jamie an dem großen alten Schreibtisch am Fenster saß und mit seinem Schwager die Geschäftsbücher der Farm durchging. Wenn die Küche das Herz des Hauses war - und das war sie -, so war dieses Zimmer mit Sicherheit immer sein Kopf gewesen.

Einem Impuls folgend öffnete er das Buch und hätte sich fast verschluckt. Wie es im achtzehnten Jahrhundert üblich war, zeigte der Innentitel einen Kupferstich des Autors. Ein

Mediziner, ordentlich mit Perücke und schwarzem Rock mit hohem schwarzem Kragen bekleidet. Und über diesem Kragen blickte ihm das ernste Gesicht seiner Schwiegermutter entgegen.

Er lachte laut auf, sodass Annie Mac vorsichtig einen Blick ins Zimmer warf, für den Fall, dass er nicht nur Selbstgespräche führte, sondern jetzt obendrein irgendeinen Anfall hatte. Er wedelte sie hinaus und schloss die Tür, bevor er sich abermals dem Buch widmete.

Sie war es, kein Zweifel. Die weit auseinanderstehenden hellen Augen unter dunklen Augenbrauen, die eleganten Knochen von Wangen, Stirn und Kinn. Egal, wer den Stich angefertigt hatte, er hatte ihren Mund nicht ganz richtig hinkommen; er war hier strenger geformt, doch das war auch gut so - kein Mann hatte Lippen wie sie.

Wie alt ...? Er überprüfte das Druckdatum: MDCCLXXVIII-also 1778. Kaum älter als beim letzten Mal, als er sie gesehen hatte - und sie sah immer noch um einiges jünger aus, als sie war.

War in dem anderen Buch ein Bild von Jamie? Er ergriff es und schlug es auf. Und da, auch hier ein Kupferstich, obwohl diese Zeichnung weniger formell war. Sein Schwiegervater saß auf einem Armsessel, das Haar schlicht zurückgebunden, ein Plaid hinter ihm über den Sessel drapiert und ein offenes Buch auf dem Knie. Er las einem kleinen Kind vor, das auf seinem anderen Knie saß - ein kleines Mädchen mit dunklen Locken. Sie war vom Betrachter abgewandt und ganz von der Geschichte

gefangen. Natürlich - sie wussten ja nicht, wie Mandys Gesicht aussah.

Großvaters Erzählungen war der Titel, und darunter »Geschichten aus den schottischen Highlands und den Bergen Carolinas« von *James Alexander Malcolm MacKenzie Fraser*. Ebenfalls gedruckt von *A.Bell, Edinburgh*, im selben Jahr. Die Widmung sagte schlicht: *Für meine Enkelkinder*.

Claire's Porträt hatte ihn zum Lachen gebracht, dieses hier rührte ihn beinahe zu Tränen, und sacht schloss er das Buch wieder.

Was für ein Gottvertrauen sie doch gehabt hatten. Diese Dinge herzustellen, sie zu hüten wie einen Schatz, sie zu übersenden, diese empfindlichen Dokumente, durch all die Jahre, obwohl sie nur hoffen konnten, dass sie überdauern und ihre Empfänger erreichen würden. Zuversicht, dass Mandy hier sein würde, um sie eines Tages zu lesen. Er schluckte, denn er hatte einen schmerzhaften Kloß im Hals.

Wie hatten sie es nur zuwege gebracht? Nun, es hieß ja, dass der Glaube Berge versetzte, selbst wenn sein eigener Glaube im Moment nicht einmal geeignet zu sein schien, um einen Maulwurfshügel abzutragen.

»Himmel«, sagte er und war sich nicht sicher, ob es ein Ausdruck schlichter Frustration war oder ein Gebet um Beistand.

Eine Bewegung, die er durch das andere Fenster wahrnahm, lenkte ihn von dem Buch ab. Als er den Kopf

hob, sah er Jem am anderen Ende des Hauses aus der Küchentür kommen. Sein Gesicht war rot, seine schmalen Schultern vornübergebeugt, und er trug ein großes Einkaufsnetz in der Hand, in dem Roger eine Flasche Limo, einen Laib Brot und ein paar andere Gegenstände erkannte, die nach Lebensmitteln aussahen. Erschrocken warf Roger einen Blick auf die Kaminuhr, weil er dachte, er hätte die Zeit vergessen - doch das hatte er nicht. Es war gerade ein Uhr.

»Was zum -?« Er stand auf und hielt auf die Rückseite des Hauses zu. Als er ins Freie trat, sah er gerade noch, wie Jems kleine Gestalt mit Windjacke und Jeans bekleidet - er durfte in der Schule keine Jeans tragen - die Heuwiese überquerte.

Roger hätte ihn problemlos einholen können, verlangsamte stattdessen aber seine Schritte, um ihm in einigem Abstand zu folgen.

Jem war eindeutig nicht krank ... Also hatte es wahrscheinlich einen Zwischenfall in der Schule gegeben. Hatte ihn die Schule nach Hause geschickt, oder war er einfach gegangen? Noch hatte niemand angerufen, aber die Mittagspause war gerade erst vorbei; wenn Jem sie als Gelegenheit genutzt hatte, sich davonzustehlen, war es möglich, dass sein Fehlen noch niemandem aufgefallen war. Es war ein Fußweg von fast zwei Meilen, doch für Jem war das gar nichts.

Jem hatte den Überstieg in der Steinmauer erreicht, die die Wiese eingrenzte, und lief jetzt entschlossen über eine

Wiese mit Schafen. Wohin wollte er nur?

»Und was zum Kuckuck hast du diesmal angestellt?«, murmelte Roger vor sich hin.

Jem ging erst seit ein paar Monaten in die Dorfschule von Broch Mordha - seine erste Erfahrung mit dem Bildungssystem des zwanzigsten Jahrhunderts. Nach ihrer Rückkehr hatte Roger Jem zu Hause in Boston unterrichtet, während Brianna nach der lebensrettenden Operation bei Mandy im Krankenhaus war. Nachdem Mandy außer Gefahr und wieder zu Hause war, hatten sie sich entscheiden müssen, was sie nun tun wollten.

Eigentlich war es Jem gewesen, der sie dazu bewogen hatte, nach Schottland zu gehen, statt in Boston zu bleiben - obwohl Brianna es ohnehin gewollt hatte.

»Das ist ihre Herkunft«, hatte sie angeführt. »Jem und Mandy sind schließlich väter- und mütterlicherseits Schotten. Ich möchte ihnen das erhalten.« Und die Verbindung zu ihrem Großvater, das verstand sich von selbst.

Er war einverstanden gewesen, und er hatte ihre Meinung geteilt, dass Jem wahrscheinlich in Schottland weniger auffallen würde - auch nach mehreren Monaten in den Vereinigten Staaten und reichlich Fernsehen sprach er nach wie vor mit einem deutlichen Highlandakzent, der ihn in jeder Grundschule Bostons zum Außenseiter gestempelt hätte. Andererseits musste sich Roger eingestehen, dass Jem nun einmal ein Mensch war, der die Aufmerksamkeit anderer auf sich zog, ganz gleich, wo und wie.

Dennoch stand es außer Frage, dass das Leben in Lallybroch und in einer kleinen Highlandschule dem, was Jem aus North Carolina kannte, sehr viel ähnlicher war - auch wenn Roger glaubte, dass er sich dank der natürlichen Anpassungsfähigkeit von Kindern überall schnell eingefügt hätte.

Was seine eigenen Perspektiven in Schottland betraf - dazu hatte er nichts gesagt.

Jem hatte das Ende der Weide erreicht und verscheuchte eine Gruppe von Schafen, die ihm das Törchen zur Straße verstellten. Ein schwarzer Hammel bedrohte ihn mit gesenktem Kopf, doch Jem hatte keine Angst vor Schafen; er schrie den Hammel an und schwang seine Tasche, und das Tier wich erschrocken zurück. Roger musste lächeln.

Um Jems Intelligenz machte er sich jedenfalls keine Gedanken - oder doch, aber nicht, weil es dem Jungen daran mangelte. Viel eher um die Schwierigkeiten, in die ihn sein Grips bringen konnte. Die Schule war für niemanden leicht, erst recht keine neue Schule. Und eine Schule, in der man auffiel, warum auch immer ... Roger erinnerte sich an seine eigenen Anfänge in Inverness, wo er erstens auffiel, weil er keine richtigen Eltern hatte, und zweitens, weil er der Adoptivsohn des Pastors war. Nachdem man ihn einige elende Wochen lang herumgestoßen und gehänselt und ihm ständig sein Pausenbrot geklaut hatte, hatte er angefangen, sich zu wehren. Das hatte zwar wiederum zu ein paar

Schwierigkeiten mit den Lehrern geführt, doch auf die Dauer hatte es das Problem gelöst.

Hatte sich Jem geprügelt? Er hatte zwar kein Blut gesehen, aber womöglich war er ja zu weit weg gewesen. Doch es hätte ihn überrascht, wenn es so war.

Letzte Woche hatte es einen Zwischenfall gegeben, als Jem eine große Ratte bemerkte, die in einem Loch unter der Schule verschwand. Am nächsten Tag hatte er ein Stück Bindfaden mitgebracht, um vor der ersten Stunde eine Schlinge zu legen, und in der Pause hatte er draußen seine Beute eingesammelt, die er daraufhin in aller Seelenruhe abhäutete, sehr zur Bewunderung seiner Klassenkameraden und zum Entsetzen der Mädchen. Seine Lehrerin war ebenfalls nicht begeistert gewesen; Miss Glendenning kam aus der Stadt, aus Aberdeen.

Doch es war eine Dorfschule in den Highlands, und die meisten Schüler kamen von den umliegenden Farmen. Ihre Väter gingen zum Fischen und auf die Jagd - und natürlich kannten sie sich mit Ratten aus. Der Direktor, Mr. Menzies, hatte Jem zu seinem Geschick gratuliert, ihm aber aufgetragen, dies in der Schule nicht noch einmal zu machen. Das Fell hatte Jem allerdings behalten dürfen, und Roger hatte es feierlich an die Tür der Werkstatt genagelt.

Jem machte sich nicht die Mühe, das Weidetor zu öffnen; er duckte sich einfach zwischen den Querbalken hindurch und zog die Tasche hinter sich her.

Wollte er etwa zur Straße, um per Anhalter zu fahren? Roger beschleunigte sein Tempo ein wenig, wich den

schwarzen Schafskötteln aus und schob sich mit den Knien durch eine Gruppe grasender Mutterschafe, die entrüstet Platz machen und dabei laut *määhten*.

Nein, Jem war in die andere Richtung abgebogen. Wohin zum Teufel konnte er wollen? Der Feldweg, der in der einen Richtung zur Hauptstraße führte, führte in der anderen Richtung absolut nirgendwohin - dort, wo der Boden zu den steilen Felsenhängen anzusteigen begann, verlief er einfach im Sand.

Das war jedoch offensichtlich Jems Ziel - die Hügel. Er verließ den Weg und begann zu klettern, und seine kleine Gestalt verschwand fast vollständig hinter den wild wuchernden Farnen und den tief hängenden Ästen der Ebereschen auf dem tieferen Teil des Berghangs. Er folgte der bewährten Tradition aller Gesetzlosen der Highlands und flüchtete sich in die Heide.

Es war der Gedanke an die Gesetzlosen der Highlands, bei dem der Groschen fiel. Jem war zur Höhle des *Dunbonnets* unterwegs.

Jamie Fraser hatte dort sieben Jahre lang gelebt, nach der Katastrophe von Culloden, in Sichtweite seiner Familie, jedoch versteckt vor Cumberlandns Soldaten - und gedeckt von seinen Pächtern, die niemals seinen Namen benutzten, sondern ihn den *Dunbonnet* nannten, Braunkappe also, nach der graubraunen Farbe der Strickmütze, die er trug, um sein feuerrotes Haar zu tarnen.

Das gleiche Haar flammte jetzt wie ein Leuchtfeuer auf halbem Weg zum Gipfel auf, bevor es wieder hinter einem

Felsen verschwand.

Weil ihm klar wurde, wie leicht er Jem trotz der roten Haare in der zerklüfteten Landschaft verlieren konnte, verlängerte Roger seine Schritte. Sollte er ihn rufen? Er wusste in etwa, wo die Höhle war - Brianna hatte ihm die Stelle beschrieben -, doch er war bis jetzt noch nicht dort oben gewesen. Er fragte sich plötzlich, woher Jem wusste, wo sie war. Vielleicht wusste er es ja gar nicht und war auf der Suche danach.

Er rief nicht nach Jem, sondern machte sich stattdessen seinerseits an den Aufstieg. Jetzt, da er genauer hinsah, konnte er einen schmalen Wildwechsel im Unterholz sehen, und dort im Schlamm steckte der halbe Fußabdruck eines kleinen Turnschuhs. Bei diesem Anblick entspannte er sich ein wenig und wurde wieder langsamer. Jetzt würde er Jem nicht mehr verlieren.

Es war still auf dem Berghang, doch die Luft war in Bewegung und fuhr unruhig durch die Ebereschen, roch nach der Reife und der würzigen Rote des Frühherbstes.

Die Heide erstarb allmählich zu winterlichem Grau, doch in den geschützten Vorsprüngen des hohen Felsens über ihm leuchtete es noch lila. Er fing noch etwas anderes in der Luft auf und wandte sich neugierig in die Richtung, aus der es kam. Wieder leuchtete es rot auf; ein Hirsch in vollem Geweih stand zehn Schritte unter ihm auf dem Hang. Er dünstete Brunftgeruch aus. Roger erstarrte, doch der Kopf des Hirsches fuhr in die Höhe, und seine geblähten schwarzen Nüstern nahmen die Witterung auf.

Roger begriff plötzlich, dass er die Hand an seinen Gürtel gepresst hatte, wo er früher ein Häutemesser getragen hatte, und dass seine Muskeln angespannt waren, bereit loszuspurten und dem Hirsch die Kehle durchzuschneiden, sobald der Schuss des Jägers das Tier gefällt hatte. Fast konnte er die zähe, haarige Haut spüren, das Platzen der Luftröhre und das heiße, stinkende Blut, das ihm über die Hände lief; fast konnte er die entblößten gelben Zähne sehen, an denen noch das Grün der letzten Mahlzeit des Tiers klebte.

Der Hirsch brüllte, ein lauter, schallender Kehllaut, seine Herausforderung an jeden anderen Hirsch in Hörweite. Einen Atemzug lang erwartete Roger, einen von langs Pfeilen aus den Ebereschen hinter dem Hirsch sausen zu spüren oder Jamies Gewehr in der Luft widerhallen zu hören. Dann schüttelte er sich und kehrte in seine Haut zurück. Er bückte sich, um einen Stein aufzuheben - doch bevor er ihn werfen konnte, hatte ihn der Hirsch gehört und flüchtete raschelnd und krachend durch den Farn.

Er stand still und roch seinen eigenen Schweiß, immer noch orientierungslos. Doch dies waren nicht die Berge North Carolinas, und das Messer in seiner Tasche diente dazu, Schnüre zu zerschneiden und Bierflaschen zu öffnen.

Er hatte Herzklopfen, wandte sich aber erneut dem Pfad zu, immer noch auf der Suche nach Zeit und Raum. Gewiss würde es mit etwas Übung einfacher werden? Seit über einem Jahr waren sie zurück, und doch erwachte er manchmal nachts, ohne zu wissen, wo - oder wann - er war,

oder schlimmer noch, er stolperte im Wachen durch ein plötzliches Wurmloch in die Vergangenheit.

Die Kinder, die nun einmal Kinder waren, schienen nicht so sehr an diesem Gefühl zu leiden, anderswo zu sein. Mandy war natürlich zu klein und zu krank gewesen, um sich an ihr Leben in North Carolina oder die Reise durch die Steine zu erinnern. Jem erinnerte sich daran. Doch Jem ... Er hatte nur einen Blick auf die Autos auf der Straße geworfen, die sie eine halbe Stunde nach ihrem Auftauchen aus den Steinen auf Ocracoke erreicht hatten, und schon hatte er fasziniert dagestanden, ein breites Grinsen im Gesicht, wann immer ein Wagen an ihnen vorbeibrauste.

»Brumm«, hatte er zufrieden zu sich selbst gesagt, und schon schien er das Trauma des Abschieds und der Zeitreise vergessen zu haben - während Roger selbst kaum laufen konnte und das Gefühl gehabt hatte, dass ein wichtiger, unwiederbringlicher Teil seiner selbst noch in den Steinen gefangen war.

Ein freundlicher Fahrer hatte angehalten, ein mitfühlendes Ohr für ihre Geschichte mit dem Bootsunfall gehabt und sie in den Ort gefahren, wo ein R-Gespräch mit Joe Abernathy ihre unmittelbaren Bedürfnisse nach Geld, Kleidern, einem Zimmer und etwas zu essen gestillt hatte. Jem hatte auf Rogers Knie gesessen und mit offenem Mund durch das offene Fenster gestarrt, während sie die schmale Straße entlangfuhren und ihm der Wind durch die weichen, leuchtenden Haare fuhr.

Er hatte es gar nicht abwarten können, das nächste Mal Auto zu fahren. Und kaum hatten sie sich in Lallybroch niedergelassen, hatte er Roger breitgeschlagen, ihn mit dem Morris über die Feldwege fahren zu lassen, auf Rogers Schoß, die kleinen Hände begeistert um das Lenkrad gekrallt.

Roger lächelte ironisch vor sich hin; er konnte wohl von Glück sagen, dass sich Jem diesmal noch zu Fuß davongemacht hatte - ein oder zwei Jahre weiter würde er bestimmt groß genug sein, um an die Pedale zu kommen. Am besten gewöhnte er sich allmählich daran, den Autoschlüssel zu verstecken.

Er befand sich jetzt weit oberhalb der Farm und verlangsamte sein Tempo, um nach oben zu blicken. Brianna hatte gesagt, die Höhle befände sich am Südhang des Hügels etwa fünfzehn Meter oberhalb eines großen, weißlichen Felsens, den die Einheimischen »Leap o' the Cask« nannten - weil der Bedienstete des *Dunbonnets*, der seinen Herrn in seinem Versteck mit Ale versorgen wollte, dort einmal auf eine Gruppe englischer Soldaten gestoßen war. Weil er sich weigerte, ihnen das Fässchen zu überlassen, das er bei sich trug, hatte ihm ein Schwerthieb die Hand abge-

»Großer Gott«, flüsterte Roger. »Fergus. O Gott, Fergus!« Konnte augenblicklich das lachende, zierliche Gesicht vor sich sehen, dunkle Augen, die belustigt funkelten, als er mit dem Haken, den er anstelle seiner fehlenden linken Hand trug, einen zappelnden Fisch aus

dem Wasser hob - und das Bild einer kleinen, reglosen Hand, die blutig vor ihm auf dem Pfad lag.

Denn es war hier gewesen. Genau hier. Als er sich umwandte, sah er den Felsen, hoch und rau, ein stummer, unbeirrter Zeuge des Grauens und der Verzweiflung - und der Umklammerung, mit der ihn die Vergangenheit in diesem Moment an der Kehle packte, plötzlich wie die Schlinge des Henkers.

Er hustete krampfhaft, versuchte, seine Kehle freizubekommen, und hörte den heiseren, gespenstischen Ruf eines anderen Hirsches, dicht über ihm auf dem Hang, aber unsichtbar.

Er stürzte sich vom Pfad und presste sich flach an den Felsen. Er konnte doch nicht so schlimm geklungen haben, dass ihn der Hirsch für einen Rivalen hielt? Nein - wahrscheinlich stieg das Tier ja den Hügel hinunter, um seinen Mitstreiter herauszufordern, den Roger gerade gesehen hatte.

Und da; im nächsten Moment kam ein kräftiger Hirsch von oben und suchte sich beinahe leichtfüßig seinen Weg zwischen Heidegebüsch und Felsen hindurch. Es war ein schönes Tier, dem man die Strapazen der Brunftzeit jedoch bereits anzusehen begann; unter dem dichten Fell sah man den Schatten seiner Rippen, und sein Gesicht war eingefallen, die Augen rot vor Schlafmangel und Lust.

Der Hirsch erspähte ihn; der große Kopf fuhr in seine Richtung herum, und Roger sah, wie sich seine wilden, blutunterlaufenen Augen auf ihn richteten. Doch das Tier

hatte keine Angst vor ihm; wahrscheinlich war in seinem Hirn kein Platz mehr für irgendetwas anderes außer Kampf und Kopulation. Er reckte den Kopf in Rogers Richtung und brüllte ihn mit solcher Wucht an, dass das Weiße seiner Augen sichtbar wurde.

»Hör zu, Kumpel, wenn du sie haben willst, kannst du sie haben.« Roger wich langsam zurück, doch der Hirsch bedrohte ihn mit gesenktem Geweih. Erschrocken breitete er die Arme aus und wedelte damit, während er den Hirsch anbrüllte; normalerweise wäre das Tier jetzt im Eiltempo geflüchtet. Doch Hirsche in der Brunft waren nicht normal; das Biest senkte den Kopf und ging auf ihn los.

Roger warf sich zur Seite und warf sich am Fuß des Felsens flach auf den Boden. Er quetschte sich so dicht an den Felsen wie irgend möglich, um zu verhindern, dass ihn der aufgebrauchte Hirsch zertrampelte. Dieser kam stolpernd ein paar Schritte vor ihm zum Stehen, schlug mit seinem Geweih auf die Heidebüsche ein und prustete wie ein Blasebalg - doch dann hörte er weiter unten das Röhren seines Konkurrenten und riss den Kopf hoch.

Wieder röhnte es unter ihnen, und der Neuankömmling machte auf der Hinterhand kehrt und setzte in einem Sprung über den Pfad hinweg. Sein weiterer Weg nach unten wurde vom Knacken der brechenden Heidezweige und dem Klappern der Steine begleitet, die unter seinen Hufen aufflogen.

Roger rappelte sich auf, und das Adrenalin strömte durch seine Adern wie Quecksilber. Ihm war gar nicht klar

gewesen, dass das Rotwild hier zugange war, sonst hätte er keine Zeit damit verschwendet, gemütlich in der Vergangenheit zu schwelgen. Er musste Jem finden, und zwar sofort, bevor der Junge mit einem der Biester zusammenstieß.

Er konnte das Röhren und Scheppern der beiden Rivalen hören, die unter ihm um ihren Harem kämpften, konnte sie aber von seiner Position aus nicht sehen.

»Jem!«, brüllte er, und es war ihm egal, ob er sich anhörte wie ein brünftiger Hirsch oder wie ein Elefantenbulle. »Jem! Wo bist du? Antworte mir sofort!«

»Ich bin hier oben, Pa«, kam Jems Stimme etwas zittrig von oben, und als er herumfuhr, sah er Jem auf dem »Leap o' the Cask« sitzen, das Netz an seine Brust geklammert.

»Herunter mit dir. Auf der Stelle.« Die Erleichterung kämpfte mit seinem Ärger, siegte jedoch. Er streckte die Arme aus, und Jem ließ sich von seinem Felsen gleiten und landete schwer in den Armen seines Vaters.

Roger grunzte und stellte ihn ab, dann bückte er sich, um das Netz aufzuheben, das auf den Boden gefallen war. Außer dem Brot und der Limonade, so sah er, enthielt es ein paar Äpfel, ein großes Stück Käse und eine Packung Schokoladenkekse.

»Du hattest wohl vor, ein Weilchen zu bleiben, wie?«, fragte er. Jemmy wurde rot und wandte den Blick ab.

Roger drehte sich um und spähte bergauf.

»Da oben ist es, nicht wahr? Die Höhle deines

Großvaters?« Er konnte nicht das Geringste sehen; der Berghang war mit Steinen und Heidekraut übersät, zwischen denen Ginstergestrüpp und hier und dort ein Ebereschen- oder Erlenschössling wuchs.

»Aye. Da drüben.« Jemmy zeigte mit dem Finger nach oben. »Siehst du den krummen Hexenbaum?«

Er sah die Eberesche - ein ausgewachsener Baum, der vom Alter verkrüppelt war; er hatte doch wohl nicht schon zu Jamies Zeit hier gestanden, oder? -, entdeckte aber keine Spur vom Eingang der Höhle. Die Kampfgeräusche von unten waren verstummt; er sah sich um, für den Fall, dass der Verlierer wieder hier entlangkam, doch das schien nicht der Fall zu sein.

»Zeig mir die Stelle«, bat er.

Jemmy, der einen zutiefst beklommenen Eindruck gemacht hatte, entspannte sich bei dieser ruhigen Aufforderung ein wenig. Er drehte sich um und kletterte den Hang hinauf, dicht gefolgt von Roger.

Man hätte unmittelbar neben dem Höhleneingang stehen und ihn trotzdem übersehen können. Er wurde von einem Felsvorsprung und von dichtem Ginster verdeckt; man konnte die schmale Öffnung überhaupt nur ausmachen, wenn man direkt davorstand.

Ein kühler Atemhauch kam aus der Höhle und befeuchtete ihm das Gesicht. Er kniete sich hin, um hineinzublicken: Er konnte zwar nicht sehr weit sehen, doch einladend war es nicht.

»Es ist bestimmt kalt, wenn man hier schläft«, sagte er. Er sah Jem an und wies auf einen Felsbrocken.

»Willst du dich hinsetzen und mir erzählen, was in der Schule passiert ist?«

Jem trat schluckend von einem Bein auf das andere.

»Setz dich hin.« Er erhob die Stimme nicht, ließ aber dennoch keine Zweifel daran, dass er Gehorsam erwartete. Jem setzte sich zwar nicht, schob sich aber rückwärts und lehnte sich an den Felsvorsprung, der die Höhle schützte. Er hielt den Blick gesenkt.

»Ich hab Hiebe bekommen«, murmelte Jem, das Kinn auf der Brust vergraben.

»Oh?« Roger hielt seinen Tonfall beiläufig. »Das ist natürlich gemein. Ich habe in der Schule auch ein- oder zweimal Bekanntschaft mit dem Riemen gemacht. Es war nicht so toll.«

Jem starrte ihn mit riesengroßen Augen an.

»Aye? Wofür denn?«

»Meistens, weil ich mich geprügelt habe«, gestand Roger. Wahrscheinlich hätte er dem Jungen das besser nicht erzählt - schlechtes Beispiel -, doch es war die Wahrheit. Und wenn Jems Problem eine Prügelei war ...

»Ist es das, was heute passiert ist?« Er hatte beim Hinsetzen einen flüchtigen Blick auf Jem geworfen und betrachtete ihn jetzt noch einmal genauer. Jem schien nicht ernsthaft verletzt zu sein, doch als der Junge den Kopf abwandte, konnte Roger sehen, dass irgendetwas mit

seinem Ohr nicht stimmte. Es war dunkelrot angelaufen, und das Ohrläppchen war beinahe blau. Er unterdrückte einen Ausruf und wiederholte nur: »Was ist passiert?«

»Jacky McEnroe hat gesagt, wenn du hörst, dass ich Hiebe bekommen habe, verprügelst du mich noch einmal, wenn ich nach Hause komme.« Jem schluckte, doch jetzt blickte er seinen Vater direkt an. »Wirst du das tun?«

»Ich weiß es nicht. Ich hoffe, ich brauche es nicht.«

Er hatte Jemmy bis jetzt ein einziges Mal den Hintern gegerbt - ihm war nichts anderes übrig geblieben -, und es war eine Erfahrung, die sie beide nach Möglichkeit nicht wiederholen wollten. Er streckte die Hand aus und berührte Jem sanft an seinem brennenden Ohr.

»Sag mir, was passiert ist, mein Sohn.«

Jem holte tief Luft und blies seine Wangen auf, dann atmete er resigniert aus.

»Aye. Na ja, es hat damit angefangen, dass Jimmy Glassock gesagt hat, Mama und ich und Mandy, wir kommen alle in die Hölle.«

»Und?« Das überraschte Roger nicht besonders; schottische Presbyterianer waren nicht gerade für ihre religiöse Toleranz bekannt, und die Gattung hatte sich in den letzten zweihundert Jahren nicht sehr verändert. Zwar wurden sie im Allgemeinen wahrscheinlich durch ihre guten Manieren daran gehindert, ihren katholischen Bekannten zu sagen, dass sie geradewegs auf die Hölle zusteuerten - doch das hinderte sie nicht daran, genau das zu denken.

»Du weißt doch, was du in einem solchen Fall machen sollst, oder?« Jem hatte in Fraser's Ridge schon Ähnliches zu hören bekommen - wenn auch eher im Stillen, Jamie Frasers wegen. Doch sie hatten darüber gesprochen, und Jem wusste eigentlich, wie er reagieren sollte, wenn jemand dieses Thema aufs Tapet brachte.

»Oh, aye.« Jem zuckte mit den Achseln und senkte den Blick wieder auf seine Schuhe. »Ich soll einfach sagen: ›Aye, schön, dann sehen wir uns ja dort.« Das habe ich auch getan.«

»Und?«

Tiefes Aufseufzen.

»Ich habe es auf *Gälisch* gesagt.«

Roger kratzte sich verwundert hinter dem Ohr. Gälisch wurde zwar in den Highlands zunehmend seltener, doch es war vielen Leuten immer noch so geläufig, dass man es hin und wieder in der Kneipe oder im Postamt hörte. Ein paar von Jems Klassenkameraden kannten es mit Sicherheit von ihren Großeltern, doch selbst wenn sie nicht verstanden, was er gesagt hatte ...?

»Und?«, wiederholte er.

»Und Miss Glendenning hat mich am Ohr gepackt, als ob sie es abreißen wollte.« Bei dieser Erinnerung stieg Jemmy die Röte in die Wangen. »Sie hat mich geschüttelt, Pa!«

»Am Ohr?« Roger spürte, wie auch er nun eine höchst gesunde Gesichtsfarbe annahm.

»Ja!« Tränen der Erniedrigung und der Wut stiegen Jem in die Augen, doch er wischte sie mit seinem Ärmel ab und hieb sich mit der Faust auf das Bein. »Sie hat gesagt, »Wir... sprechen... hier... nicht... S O! Wir... sprechen... ENGLISCH! << Seine Stimme war zwar mehrere Oktaven höher als die der Furcht einflößenden Miss Glendenning, doch er ahmte die Heftigkeit ihres Ausbruchs mehr als eindeutig nach.

»Und dann hat sie dich mit dem Riemen geschlagen?«, fragte Roger ungläubig.

Jem schüttelte den Kopf und wischte sich mit dem Ärmel über die Nase.

»Nein«, sagte er. »Das war Mr. Menzies.«

»Was? Warum? Hier.« Er reichte Jem ein zerknülltes Papiertaschentuch aus seiner Tasche und wartete, während sich der Junge die Nase putzte.

»Also ... ich war ja schon sauer auf Jimmy, und es hat wehgetan, als sie mich so angepackt hat. Und ... na ja, ich bin wütend geworden«, sagte er und seine blauen Augen funkelten Roger mit einer brennenden Selbstgerechtigkeit an, die so sehr an seinen Großvater erinnerte, dass Roger trotz allem fast gelächelt hätte.

»Und du hast noch etwas zu ihr gesagt, nicht wahr?«

»Aye.« Jem schlug die Augen nieder und rieb mit der Zehenspitze seines Turnschuhs im Staub. »Miss Glendenning kann zwar kein *Gaidhlig* leiden, aber sie versteht es auch nicht. Mr. Menzies schon.«

»O Gott.«

Durch das Geschrei angelockt, war Mr. Menzies genau in dem Moment auf den Schulhof gekommen, als Jem Miss Glendenning aus voller Kehle mit einigen der schönsten gälischen Flüche seines Großvaters bedachte.

»Also musste ich mich über einen Stuhl beugen, und er hat dreimal zugeschlagen und mich dann in den Waschraum geschickt, wo ich warten sollte, bis die Schule aus war.«

»Aber du bist nicht dageblieben.«

Jem schüttelte den Kopf, dass seine leuchtenden Haare flogen.

Roger bückte sich und hob das Einkaufsnetz auf. Er kämpfte gegen Entrüstung, Bestürzung, Gelächter und derartiges Mitgefühl an, dass es ihm die Kehle zuschnürte. Nach kurzem Überlegen ließ er sich ein wenig von diesem Mitgefühl anmerken.

»Und jetzt wolltest du von zu Hause weglaufen?«

»Nein.« Jem blickte überrascht zu ihm auf. »Ich wollte nur morgen nicht in die Schule gehen. Dann hätte mich Jimmy ja wieder ausgelacht. Also habe ich gedacht, ich bleibe hier oben bis zum Wochenende, und vielleicht hat sich ja bis Montag alles beruhigt. Vielleicht stirbt Miss Glendenning ja«, fügte er hoffnungsvoll hinzu.

»Und vielleicht wären deine Mutter und ich ja bis dahin so krank vor Sorge, dass du ohne eine zweite Tracht Prügel davonkäms?«

Jems blaue Augen wurden groß vor Überraschung.

»Och, nein. Mama würde mir etwas erzählen, wenn ich ohne ein Wort verschwinde. Ich habe einen Zettel auf mein Bett gelegt. Auf dem steht, dass ich ein oder zwei Tage draußen übernachtete.« Das sagte er nun vollkommen beiläufig. Dann bewegte er die Schultern und stand seufzend auf.

»Können wir es hinter uns bringen und nach Hause gehen?«, fragte er, und seine Stimme zitterte kaum merklich. »Ich habe Hunger.«

»Du bekommst von mir keine Prügel«, beruhigte ihn Roger. Er streckte den Arm aus und zog Jemmy an sich. »Komm her, Kumpel.«

Da zerbröckelte Jemmys tapfere Fassade, und er zerfloss in Rogers Armen, weinte ein bisschen vor Erleichterung, ließ sich trösten und kuschelte sich wie ein Hündchen an die Schulter seines Vaters, voller Vertrauen, dass Pa alles in Ordnung bringen würde. *Und das würde sein Pa auch tun*, schwor sich Roger lautlos. Und wenn er Miss Glendenning dazu mit bloßen Händen erwürgen musste.

»Warum ist es schlimm, wenn man *Gaidhlig* spricht, Pa?«, murmelte er, erschöpft von seinem Gefühlsaufruhr. »Ich wollte doch nichts Böses tun.«

»Es ist nicht schlimm«, flüsterte Roger und strich Jem das seidige Haar hinter dem Ohr glatt. »Mach dir keine Sorgen. Mama und ich kümmern uns darum. Das

verspreche ich dir. Und du brauchst morgen nicht zur Schule.«

Jem seufzte und sackte in sich zusammen wie ein Sack Körner. Dann hob er den Kopf und kicherte leise.

»Meinst du, Mama wird Mr. Menzies etwas erzählen?«

TUNNELTIGER

Brianna begriff sofort, dass sich Unheil anbahnte, als der Lichtspalt auf dem Boden zu nichts zusammenschrumpfte, weil sich die riesigen Tore schlossen. Das Echo des Knalls ließ die Luft im Inneren des Tunnels erzittern.

Sie sagte etwas, womit sich Jem sofort eine Mundwäsche eingehandelt hätte, und sie sagte es wutentbrannt - doch sie sagte es leise, denn natürlich war ihr sofort klar, was hier gespielt wurde, als sich die Türen schlossen.

Sie konnte nichts sehen außer den bunten Wirbeln, die die Reaktion ihrer Netzhäute auf die plötzliche Dunkelheit waren, doch sie befand sich nur etwa drei Meter im Tunnelinneren und konnte noch hören, wie die Riegel vorgeschoben wurden; sie wurden durch Räder an der Außenseite der Stahltore bewegt und erzeugten dabei ein knirschendes Geräusch, als ob jemand an einem Knochen nagte. Sie drehte sich vorsichtig um, ging fünf Schritte und streckte die Hände aus. Ja, da waren die Tore; groß, solide, aus Stahl gefertigt und fest verschlossen. Draußen konnte sie Gelächter hören.

Gekicher, dachte sie, von wütender Verachtung erfüllt.
Wie kleine Jungen!

Kleine Jungen, in der Tat. Sie holte ein paarmal tief Luft, um die Wut - und auch die Panik zu bekämpfen. Jetzt, da

das optische Rauschen der Dunkelheit wieder verblasst war, konnte sie den schmalen Lichtfaden sehen, der die beiden Dreimetertüren voneinander trennte. Ein mannshoher Schatten unterbrach das Licht, wurde aber fortgerissen, begleitet von flüsternden Stimmen und weiterem Gekicher. Jemand versuchte hineinzuschauen, der Idiot. Viel Glück dabei, *hier* etwas zu sehen. Abgesehen von der Haaresbreite aus Licht zwischen den Toren war der hydroelektrische Tunnel unterhalb von Loch Errochty so dunkel wie die Tiefen der Hölle.

Immerhin konnte sie dieses Licht nutzen, um sich zu orientieren. Bewusst atmend begab sie sich - mit vorsichtigen Schritten; sie wollte die Affen dort draußen nicht noch unnötig amüsieren, indem sie stolperte und sich lärmend auf die Nase legte - zu dem Metallschränkchen an der linken Wand, in dem sich die Schalter für die Tunnelbeleuchtung befanden.

Sie fand das Schränkchen und erschrak, als sie feststellte, dass es abgeschlossen war, doch dann fiel ihr ein, dass sie ja den Schlüssel hatte; er baumelte an dem großen Ring voller schmiereriger Schlüssel, den Mr. Campbell ihr gegeben hatte. An jedem hing ein abgenutztes Papieretikett mit seiner Funktion. Natürlich konnte sie die verdammten Etiketten nicht *lesen*, und der verflixte Andy Davies hatte sich beiläufig die Taschenlampe ausgeborgt, die jetzt an ihrem Gürtel hätte hängen sollen - angeblich, um unter dem Laster nach einem Ölleck zu suchen.

Sie hatten es ziemlich gut geplant, dachte sie grimmig, während sie einen Schlüssel nach dem anderen ausprobierte und blind kratzend mit der Spitze nach dem winzigen Schlitz suchte. Es war klar, dass sie alle drei unter einer Decke steckten: Andy, Craig McCarty und Rob Cameron.

Ihr Verstand dachte logisch, und nachdem sie alle Schlüssel ergebnislos ausprobiert hatte, versuchte sie es kein zweites Mal. Sie wusste, dass sie auch daran gedacht hatten; Craig hatte ihr die Schlüssel abgenommen, um die Werkzeugkiste im Laster aufzuschließen, und sie ihr mit einer übertrieben höflichen Verbeugung zurückgegeben.

Sie hatten sie angestarrt - natürlich -, als sie ihnen als die neue Sicherheitsinspektorin vorgestellt worden war, obwohl sie davon ausging, dass man ihnen bereits mitgeteilt hatte, dass sie dieses schockierende Wesen war, eine Frau. Rob Cameron, ein gut aussehender junger Mann, der sichtlich sehr von sich eingenommen war, hatte sie unverhohlen von oben bis unten betrachtet, bevor er ihr lächelnd die Hand hinhielt. Sie hatte die Begutachtung erwidert, bevor sie seine Hand nahm, und die beiden anderen hatten gelacht. Rob auch, das musste man ihm lassen.

Auf der Fahrt nach Loch Errochty hatte sie keine Feindseligkeit gespürt, und sie war überzeugt, dass ihr so etwas aufgefallen wäre. Das hier war ein dummer Scherz. Wahrscheinlich.

Wenn sie ganz ehrlich war, war das Schließen der Tore

hinter ihr *nicht* das erste Anzeichen dafür gewesen, dass etwas in der Luft lag, dachte sie grimmig. Sie war schon viel zu lange Mutter, um das heimliche Entzücken oder die unnatürliche Unschuldsmiene eines männlichen Wesens zu übersehen, das etwas im Schilde führte, und die Gesichter ihres Wartungs- und Reparaturtrupps waren voll davon gewesen - wenn sie sie denn beachtet hätte. Doch sie war in Gedanken nur halb bei der Arbeit gewesen; die andere Hälfte war im achtzehnten Jahrhundert gewesen, voll Sorge um Fergus und Marsali, jedoch beruhigt durch die Vorstellung, dass ihre Eltern und Ian endlich sicher auf dem Weg nach Schottland waren.

Doch ganz gleich, was in der Vergangenheit vor sich ging - vor sich gegangen war, verbesserte sie sich entschlossen -, sie hatte im Hier und Jetzt andere Sorgen.

Was erwarteten sie denn, was sie tun würde?, fragte sie sich. Schreien? Weinen? Gegen das Tor hämmern und betteln, dass man sie hinausließe?

Sie ging leise zum Tor und drückte ihr Ohr an den Spalt - gerade rechtzeitig, um zu hören, wie der Motor des Lasters dröhnend ansprang und der Kies unter seinen Rädern davonflog, als er in den Wirtschaftsweg einbog.

»Ihr verflixten *Mistkerle!*«, schimpfte sie laut. Was sollte das denn jetzt? Hatten sie beschlossen, sie einfach eine Zeit lang in ihrer Gruft allein zu lassen, da sie ihnen nicht den Gefallen getan hatte, zu kreischen und zu weinen? Später zurückzukommen in der Hoffnung, sie dann völlig aufgelöst vorzufinden - oder besser noch wutentbrannt?

Oder - ein unheimlicherer Gedanke - hatten sie vor, zur Verwaltung zurückzufahren und Mr. Campbell mit unschuldiger Miene mitzuteilen, dass seine neue Inspektorin heute Morgen nicht zur Arbeit gekommen war?

Sie atmete langsam und konzentriert durch die Nase.

Schön. Sie würde ihnen also die Eingeweide herausreißen, sobald sich die Gelegenheit dazu ergab. Doch was jetzt?

Sie wandte dem Schaltkasten den Rücken zu und blickte in die undurchdringliche Schwärze. Sie war noch nie in diesem Tunnel gewesen, doch Mr. Campbell hatte ihr bei ihrer Werksrundfahrt einen ähnlichen Tunnel gezeigt. Es war einer der ursprünglichen Tunnel des hydroelektrischen Bauprojekts, der in den fünfziger Jahren von den »Hydrojungs« mit Pickel und Schaufel gegraben worden war. Es verlief fast eine Meile weit durch den Berg und unter einem Teil des überfluteten Tals hindurch, das nun das erweiterte Loch Errochty enthielt, und in seiner Mitte fuhr eine spielzeugähnliche Eisenbahn auf Schienen durch den Tunnel.

Ursprünglich hatte der Zug die Arbeiter, die »Tunneltiger«, zur Baustelle und zurück befördert; jetzt war nur noch ein Motorwagen übrig, der den Arbeitern diente, die hin und wieder die dicken Kabel an den Tunnelwänden überprüften oder die gewaltigen Turbinen am Fuß des Damms warteten, weit entfernt am anderen Ende des Tunnels.

Wobei ihr auffiel, dass Rob, Andy und Craig genau dazu

eingeteilt waren. Eine der riesigen Turbinen anzuheben und ihr beschädigtes Blatt auszutauschen.

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Tunnelwand, legte die Hände flach auf den rauen Fels und überlegte. Dorthin waren sie also gefahren. Es spielte zwar keine Rolle, doch sie schloss die Augen, um sich besser konzentrieren zu können, und rief sich die Seiten des dicken Ordners - gegenwärtig auf dem Sitz des verschwundenen Lasters - ins Gedächtnis, die die Konstruktionsdetails aller Wasserwerke unter ihrer Aufsicht enthielten.

Sie hatte gestern Abend einen Blick auf die Pläne dieses Werkes geworfen und heute Morgen noch einmal hastig beim Zähneputzen. Der Tunnel *führte* zum Damm und war offensichtlich während der Konstruktion der unteren Damnteile benutzt worden. Wie tief unten? Wenn der Tunnel in Höhe des Turbinenraums auf den Damm stieß, hatte man ihn wahrscheinlich zugemauert. Aber wenn es in Höhe des Wartungsraums darüber war - einer großen Halle mit gewaltigen Kränen, die benötigt wurden, um die Turbinen aus ihrer Verankerung zu heben -, dann würde es noch eine Tür geben; es wäre nicht nötig gewesen, den Tunnel zu verschließen, da auf der anderen Seite kein Wasser war.

Sosehr sie sich auch bemühte, sie konnte sich die Karten nicht genau genug vor Augen führen, um mit Sicherheit sagen zu können, ob es am anderen Ende des Tunnels einen Durchgang zum Damm gab - doch das würde leicht herauszufinden sein.

SIE HATTE DEN TRIEBWAGEN GESEHEN, IN DIESEM KURZEN AUGENBLICK, BEVOR sich die Tore schlossen; sie brauchte nicht lange umherzutasten, um in den offenen Führerstand des kleinen Motorwägelchens zu steigen. Und hatten diese Clowns den Schlüssel für den Motor auch an sich genommen? Ha! Es gab keinen Schlüssel; der Motor funktionierte mit Hilfe eines Schalters. Sie legte ihn um, und ein roter Knopf leuchtete plötzlich triumphierend auf, und sie spürte, wie unter ihr ein elektrisches Summen die Schiene durchlief.

Der Wagen hätte nicht simpler konstruiert sein können. Er hatte einen einzelnen Hebel, den man vor- oder zurückschieben konnte, je nachdem, in welche Richtung man fahren wollte. Sie schob ihn sanft nach vorn und spürte einen Luftzug in ihrem Gesicht, als sich der Wagen lautlos ins Innere der Erde bewegte.

Sie musste langsam fahren. Der kleine rote Knopf warf zwar einen beruhigenden Schimmer auf ihre Hände, hatte aber keine Chance gegen die Dunkelheit vor ihr, und sie hatte keine Ahnung, wo die Schienen Kurven hatten und wie scharf diese waren. Auch wollte sie nicht zu schnell auf das Schienenende auffahren und den Wagen womöglich zum Entgleisen bringen. Sie hatte das Gefühl, zentimeterweise durch die Dunkelheit zu schleichen, doch es war immerhin besser, als zu Fuß zu gehen und sich mehr als eine Meile weit an einer Tunnelwand entlangzutasten, an der Hochspannungskabel entlangliefen.

Es traf sie in der Dunkelheit. Für den Bruchteil einer Sekunde dachte sie, jemand hätte ein stromführendes Kabel auf die Schienen gelegt. Im nächsten Moment durchfuhr sie ein Klang, der kein Klang war, berührte jeden Nerv in ihrem Körper, und ihr wurde weiß vor Augen. Und dann streifte ihre Hand über die Felsen, und sie begriff, dass sie auf die Konsole gestürzt war und halb aus der vor sich hin dümpelnden Maschine hing, sodass sie fast in die Dunkelheit hinausgefallen wäre.

Obwohl ihr elend schwindelig war, bekam sie die Kante der Konsole zu fassen und zog sich wieder in den Führerstand. Legte mit zitternder Hand den Schalter um und ließ sich halb zu Boden fallen, wo sie sich zusammenrollte, sich an ihre Knie klammerte, jeder Atemzug ein Wimmern in der Dunkelheit.

»Guter Gott«, flüsterte sie. »Heilige Mutter Gottes. O Himmel.«

Sie konnte es spüren. Immer noch. Es machte jetzt kein Geräusch mehr, doch sie spürte es in der Nähe und konnte nicht aufhören zu zittern.

Sie blieb lange still sitzen, den Kopf auf den Knien, bis sie allmählich wieder vernünftig denken konnte.

Sie konnte sich nicht irren. Sie war schon zweimal durch die Zeit gereist und *wusste*, wie es sich anfühlte. Doch dies hier war nicht einmal halb so schreckenerregend gewesen. Ihre Haut kribbelte zwar noch, ihre Nerven zuckten, und ihre Ohren summten, als hätte sie den Kopf in ein

Hornissennest gesteckt - doch sie fühlte sich stabil. Sie fühlte sich, als hätte ein glühender Draht sie in zwei Hälften geschnitten, doch sie hatte nicht dieses grauenvolle Gefühl gehabt, in ihre Einzelteile zerlegt und körperlich von innen nach außen gekehrt zu werden.

Ein schrecklicher Gedanke ließ sie aufspringen, und sie klammerte sich an die Konsole. Hatte sie einen Sprung gemacht? War sie irgendwo - irgend*wann* - anders? Doch sie spürte die Metallkonsole kalt und fest unter ihrer Hand, und es roch unverändert nach feuchtem Fels und Kabelisolierung.

»Nein«, flüsterte sie und schaltete die Startleuchte ein, um sicherzugehen. Sie leuchtete auf, und der Wagen, dessen Gang noch eingelegt war, schwankte plötzlich nach vorn. Hastig drosselte sie das Tempo auf weniger als Kriechgeschwindigkeit.

Sie konnte nicht in die Vergangenheit gesprungen sein. Kleine Gegenstände in direktem Kontakt mit der Person eines Reisenden schienen die Portale mit zu passieren, doch ein kompletter Triebwagen mitsamt Schienen war ja wohl doch etwas übertrieben. »Außerdem«, sagte sie laut, »wäre der Tunnel gar nicht *da*, wenn du mehr als fünfundzwanzig Jahre in die Vergangenheit gereist wärst. Du würdest ... im Felsen stecken.« Plötzlich wurde ihr übel, und sie übergab sich.

Doch das Gefühl, dass ... es ... da war, wurde jetzt schwächer. Es - was auch immer es war - lag hinter ihr. Nun, damit war ja dann alles klar, dachte sie und wischte

sich mit dem Handrücken über den Mund. Es *musste* einfach eine Tür am anderen Ende sein, denn sie würde auf keinen Fall auf diesem Weg zurückkehren.

Es gab eine Tür. Eine schlichte, gewöhnliche Fabrik­tür aus Metall. Und ein offenes Vorhängeschloss, das an einer losen Haspe hing. Sie roch WD-40; jemand hatte vor sehr kurzer Zeit die Scharniere geölt, und die Tür schwang problemlos auf, als sie den Knauf drehte. Sie fühlte sich plötzlich wie Alice nach dem Sturz in den Bau des weißen Kaninchens. Eine ziemlich aufgebrachte Alice.

Auf der anderen Seite der Tür befand sich eine schlecht beleuchtete, steile Treppe - und oben wartete eine weitere Metalltür, die von Licht umrahmt wurde. Sie konnte das Rumpeln und das metallische Surren eines Laufkrans hören.

Sie atmete schnell, und zwar nicht von der Anstrengung des Treppensteigens. Was würde sie auf der anderen Seite vorfinden? Es war die Wartungshalle im Inneren des Damms, das wusste sie. Aber würde sie dort einen Donnerstag vorfinden? Denselben Donnerstag wie vorhin, als sich die Tore zum Tunnel hinter ihr geschlossen hatten?

Sie biss die Zähne zusammen und öffnete die Tür. Rob Cameron wartete an die Wand gelehnt, eine brennende Zigarette in der Hand. Bei ihrem Anblick brach er in breites Grinsen aus, ließ den Zigarettenstummel fallen und trat darauf.

»Wussten wir doch, dass du es schaffst, Baby«, sagte er. Am anderen Ende der Halle drehten sich Andy und

Craig von der Arbeit um und applaudierten.

»Wir geben dir auch nach Feierabend einen aus, Kleine«, rief Andy.

»Zwei!«, brüllte Craig.

In ihrer Kehle konnte sie immer noch die Galle schmecken. Sie warf Rob einen Blick zu, wie sie ihn auch auf Mr. Campbell gerichtet hatte.

»Niemand«, sagte sie ruhig, »nennt mich Baby.«

Sein gut aussehendes Gesicht zuckte, und er zupfte sich mit gespielter Unterwürfigkeit an der Stirnlocke.

»Ganz wie Sie wünschen, Boss«, sagte er.

AUF DEN GIPFELN DER HÜGEL

Es war fast sieben, als er Briannas Auto auf der Auffahrt hörte. Die Kinder hatten schon zu Abend gegessen, kamen aber zu ihr hinausgeschwärmt und klammerten sich an ihre Beine, als wäre sie gerade aus dem dunkelsten Afrika oder vom Nordpol zurückgekehrt.

Es dauerte eine Weile, bis die Kinder im Bett waren und Brianna Zeit hatte, ihm ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen. Er wartete gern.

»Hast du Hunger?«, fragte sie. »Ich kann uns -«

Er unterbrach sie, indem er sie an der Hand nahm und sie in sein Studierzimmer zog, wo er die Tür sorgfältig hinter sich zuzog und sie abschloss. Sie stand da, die Haare von ihrem Helm halb verklebt, schmutzig nach einem Tag im Inneren der Erde. Sie roch nach Erde. Und Maschinenöl, Zigarettenrauch, Schweiß und ... Bier?

»Ich habe dir eine Menge zu erzählen«, sagte er. »Und ich weiß, dass du mir auch eine Menge zu erzählen hast. Aber vorher ... könntest du vielleicht einfach deine Jeans ausziehen, dich auf den Schreibtisch setzen und die Beine breitmachen?«

Ihre Augen wurden groß und rund.

»Ja«, sagte sie gelassen. »Das könnte ich.«

ROGER HATTE SICH SCHON OFT GEFRAGT, OB ES STIMMTE, WAS MAN ROTHAAARIGEN Menschen nachsagte, dass sie nämlich leichter in die Luft gingen als andere - oder ob es nur daran lag, dass man ihrer Haut stets so unmittelbar und alarmierend ansehen konnte, was sie fühlten. Beides, dachte er.

Vielleicht hätte er warten sollen, bis sie ihre Kleider wieder anhatte, ehe er ihr von Miss Glendenning erzählte. Doch dann wäre ihm der bemerkenswerte Anblick seiner Frau entgangen, splitternackt und vom Nabel aufwärts feuerrot vor Wut.

»Diese alte Mistkuh! Wenn sie glaubt, sie kommt damit davon, meinen -«

»Das kommt sie nicht«, unterbrach er sie bestimmt.
»Natürlich nicht.«

»Darauf kannst du Gift nehmen! Ich gehe morgen früh sofort zur Schule und -«

»Oder vielleicht auch lieber nicht.«

Sie hielt inne und sah ihn an, das eine Auge zusammengekniffen.

»Lieber nicht, was?«

»Lieber nicht du.« Er knöpfte seine Jeans zu und hob ihre auf. »Ich glaube, es wäre besser, wenn ich ginge.«

Sie runzelte die Stirn, während sie das verdaute.

»Nicht dass ich glaube, du könntest die Beherrschung verlieren und dich auf die alte Hexe stürzen«, fügte er

lächelnd hinzu, »aber du musst schließlich zur Arbeit gehen, nicht wahr?«

»Hmmm«, sagte sie. Sie schien nicht ganz von seiner Fähigkeit überzeugt zu sein, Miss Glendenning das Ausmaß ihres Verbrechens adäquat klarzumachen.

»Und falls du doch den Kopf verlieren und die Frau vermöbeln solltest, würde ich den Kindern nur ungern erklären müssen, warum wir Mami im Gefängnis besuchen.«

Das brachte sie zum Lachen, und er entspannte sich ein wenig. Er glaubte zwar eigentlich nicht, dass sie gewalttätig werden würde, aber sie hatte ja auch nicht gesehen, wie Jemmys Ohr heute Mittag ausgesehen hatte. Ihm war selbst sehr danach gewesen, sofort zur Schule zu gehen und der Frau zu demonstrieren, wie sich so was anfühlte, doch inzwischen hatte er sich besser unter Kontrolle.

»Was *willst* du denn zu ihr sagen?« Sie fischte ihren BH unter seinem Schreibtisch hervor, sodass er die Aussicht auf ihr Hinterteil genießen konnte, weil sie ihre Jeans noch nicht angezogen hatte.

»Gar nichts. Ich werde mit dem Direktor sprechen. Dann kann er sich mit ihr unterhalten.«

»Ja, das ist vielleicht besser«, gab sie zu. »Wir wollen ja nicht, dass Miss Glendenning es an Jemmy auslässt.«

»Genau.« Ihre herrliche Röte verblasste allmählich. Ihr Helm war unter den Stuhl gerollt; Roger hob ihn auf und setzte ihn ihr wieder auf. »Also - wie war es heute bei der

Arbeit? Und warum gehst du eigentlich ohne Schlüpfer zur Arbeit?«, fragte er, weil es ihm plötzlich wieder einfiel.

Zu seiner Verblüffung flammte die Röte abermals auf wie ein Buschfeuer.

»Ich habe es mir im achtzehnten Jahrhundert abgewöhnt«, sagte sie gereizt. Sie war tatsächlich eingeschnappt. »Ich trage nur noch zu feierlichen Anlässen Schlüpfer. Was dachtest du denn - dass ich Mr. Campbell verführen wollte?«

»Also wenn er wirklich so ist, wie du ihn beschrieben hast, dann nein«, sagte er nachsichtig. »Es ist mir nur heute Morgen aufgefallen, als du gegangen bist, und ich habe mich gewundert.«

»Oh.« Sie war immer noch aufgewühlt, das konnte er sehen, und er fragte sich, warum. Er wollte sie gerade noch einmal fragen, wie ihr Tag gewesen war, als sie den Helm absetzte und ihn nachdenklich betrachtete.

»Du hast gesagt, wenn ich den Helm aufsetze, erzählst du mir, was du mit der Champagnerflasche wolltest. Abgesehen davon, sie Mandy zu geben, damit sie sie aus dem Fenster wirft«, fügte sie mit einem Hauch ehelichen Tadels hinzu. »Was hast du dir nur dabei *gedacht*, Roger?«

»Wenn ich ganz ehrlich bin, habe ich an deinen Arsch gedacht«, bekannte er. »Aber ich hätte nie gedacht, dass sie mit der Flasche werfen würde. Oder dass sie sie so werfen *kann*.«

»Hast du sie gefragt, warum sie es getan hat?«

Er hielt verblüfft inne.

»Ich bin gar nicht darauf gekommen, dass sie vielleicht einen Grund hatte«, bekannte er. »Ich habe sie vom Tisch gerissen, bevor sie in die zerbrochene Scheibe fallen konnte, und ich hatte solche Angst, dass ich sie einfach nur hochgehoben und ihr einen Klaps auf den Hintern versetzt habe.«

»Ich glaube nicht, dass sie so etwas tun würde, ohne einen Grund zu haben«, meinte Brianna nachdenklich. Sie hatte den Bauhelm zur Seite gelegt und war dabei, sich in ihren BH zu schieben, ein Schauspiel, das Roger in so gut wie jeder Lebenslage von allem anderen abgelenkt hätte.

Erst als sie in der Küche waren, um ein spätes Abendessen zu sich zu nehmen, dachte er wieder daran, sie zu fragen, wie ihr Arbeitstag gewesen war.

»Nicht schlecht«, sagte sie und spielte die Ungerührte - nicht so gut, dass es ihn überzeugt hätte, aber doch gut genug, um ihn von weiterem Nachhaken abzuhalten. Stattdessen fragte er: »Feierliche Anlässe?«

Ein breites Grinsen erfasste ihr Gesicht.

»Du weißt schon. Für dich.«

»Für mich?«

»Ja. Für dich und dein Faible für Spitzendessous.«

»Was - du meinst, du trägst nur Schlüpfer, damit -«

»Damit du sie mir ausziehen kannst natürlich.«

Es war nicht zu sagen, welchen Verlauf das Gespräch von diesem Punkt an genommen hätte, doch es wurde durch lautes Heulen von oben unterbrochen, und Brianna verschwand hastig in Richtung der Treppe. Roger blieb mit seinen Gedanken zu ihrer letzten Enthüllung allein.

Er hatte den Speck gebraten, und die Bohnen köchelten, als sie wieder auftauchte, eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen.

»Albtraum«, sagte sie, als er die Augenbraue hochzog.
»Wieder derselbe.«

»Das böse Wesen, das versucht, in ihr Fenster zu steigen?«

Sie nickte und nahm ihm den Topf mit den Bohnen ab, machte aber keine Anstalten, das Essen zu verteilen.

»Ich habe sie gefragt, warum sie mit der Flasche geworfen hat.«

»Aye?«

Brianna nahm den Bohnenlöffel und hielt ihn vor sich hin wie eine Waffe.

»Sie sagt, sie hat ihn draußen vor dem Fenster gesehen.«

»Ihn? Den -«

»Den *Nuckelavee*.«

**AM NÄCHSTEN MORGEN SAH DER TURM KEINEN
DEUT ANDERS AUS ALS BEIM** letzten Mal. Dunkel. Still

bis auf das Rascheln der Tauben weiter oben. Er hatte den Abfall mitgenommen; es war kein neues Fischpapier aufgetaucht. *Geleert, gefegt und geschmückt*, dachte er. In Erwartung des nächstbesten Geistes, der des Weges kam?

Er schüttelte diesen Gedanken ab und schloss die Tür fest hinter sich. Bei seinem nächsten Einkauf im Landmarkt würde er neue Scharniere und ein Vorhängeschloss dafür besorgen.

Hatte Mandy wirklich jemanden gesehen? Und wenn ja, war es derselbe Landstreicher, der Jem solche Angst eingejagt hatte? Bei der Vorstellung, dass sich hier jemand herumtrieb und seine Familie bespitzelte, wand sich etwas Hartes, Schwarzes durch seine Brust wie eine Eisenfeder mit spitzen Enden. Er blieb einen Moment stehen und suchte Haus und Grund gründlich nach irgendwelchen Spuren eines Eindringlings ab. Sämtliche Stellen, an denen sich jemand verstecken konnte. Die Scheune und die anderen Nebengebäude hatte er schon durchsucht.

Die Höhle des *Dunbonnets*? Bei diesem Gedanken - und der Erinnerung, wie Jem direkt am Eingang der Höhle gestanden hatte - wurde ihm kalt. Nun, er würde es bald herausfinden, dachte er grimmig, und mit einem letzten Blick auf Annie MacDonald und Mandy, die friedlich unten im Garten die Wäsche aufhängten, brach er auf.

Diesmal hielt er seine Ohren gespitzt. Er hörte das Echo der nach wie vor unbeirrt röhrenden Hirsche, und einmal sah er in einiger Entfernung eine kleine Gruppe von

Hirschkühen, doch zum Glück traf er keine vor Lust verrückten Männchen. Und auch keine herumlungernenden Vagabunden.

Er musste eine Weile im Trüben fischen, bevor er den Höhleneingang fand, obwohl er erst gestern dort gewesen war. Er näherte sich geräuschvoll, blieb aber für alle Fälle draußen stehen und rief: »Jemand in der Höhle?« Keine Antwort.

Er näherte sich dem Eingang von der Seite und schob mit dem Unterarm den tarnenden Ginster beiseite, falls der Vagabund doch dahinterlauerte - doch sobald der feuchte Atemhauch der Höhle sein Gesicht berührte, wusste er, dass sie unbewohnt war.

Dennoch steckte er den Kopf hinein, dann schwang er sich in die Höhle. Sie war trocken, zumindest für eine Höhle in den Highlands, was nicht viel sagte, auf jeden Fall aber kalt wie eine Gruft. Kein Wunder, dass man den Highlandschotten Zähigkeit nachsagte; jeder, der diese Eigenschaft nicht besaß, wäre innerhalb kürzester Zeit an Hunger oder einer Lungenentzündung gestorben.

Trotz der Kühle in der Höhle blieb er einen Moment stehen und stellte sich seinen Schwiegervater hier vor. Die Höhle war leer und kalt, aber von einem seltsamen Frieden erfüllt, dachte er. Sie hatte überhaupt nichts Unheimliches an sich. Im Gegenteil, er fühlte sich ... willkommen, und bei diesem Gedanken standen ihm die Haare auf den Armen zu Berge.

»Herr, gib, dass sie sicher sind«, sagte er leise, und

seine Hand ruhte auf dem Stein vor dem Eingang. Dann kletterte er hinaus in den warmen Segen der Sonne.

Das merkwürdige Gefühl, willkommen zu sein, irgendwie wahrgenommen worden zu sein, blieb.

»Tja, und jetzt, *athair-céile*?«, sagte er halb im Scherz.
»Soll ich noch irgendwo suchen?«

Noch während er das sagte, begriff er, dass er schon dabei war. Auf dem Gipfel des benachbarten kleinen Hügels sah er die Steininformation, von der ihm Brianna erzählt hatte. Von Menschenhand geschaffen, hatte sie gesagt und vermutet, es wäre vielleicht eine Festung aus der Eisenzeit. Er hatte zwar nicht den Eindruck, dass noch genug davon übrig war, um irgendjemandem Schutz zu bieten, doch in seiner Unruhe stieg er den mit Heide bewachsenen Felsenhang hinunter, platschte durch einen Bach, der am Fuße des Hügels zwischen den Felsen hindurchsprudelte, und kletterte mühselig zu dem antiken Trümmerhaufen empor.

Er *war* alt - aber nicht alt genug für die Eisenzeit. Was er dort vorfand, sah nach den Ruinen einer kleinen Kapelle aus; auf einen Stein am Boden war ein grobes Kreuz gemeißelt, und am Eingang fand er etwas, das aussah wie die verstreuten Bruchstücke einer steinernen Statue. Die Kapelle war besser erhalten, als er aus der Entfernung gedacht hatte; eine Wand reichte ihm bis zur Taille, und zwei andere waren ebenfalls in Teilen erhalten. Das Dach war schon lange eingefallen und verschwunden, doch ein Stück des Firstbalkens war noch da, das Holz so hart wie

Metall.

Nachdem er sich den Schweiß aus dem Nacken gewischt hatte, bückte er sich und hob den Kopf der Statue auf. Keltisch, piktisch? Es war nicht genug übrig, um sagen zu können, was für ein Geschlecht die Statue wohl haben sollte.

Er fuhr sanft mit dem Daumen über die blicklosen Augen der Statue, dann stellte er den Kopf vorsichtig auf die halbe Wand; sie hatte eine Einmuldung, als hätte es dort einmal eine Nische gegeben.

»Okay«, sagte er und fühlte sich verlegen. »Dann bis später.« Wandte sich ab und kletterte den felsigen Hügel bergab nach Hause, immer noch mit diesem seltsamen Gefühl, nicht allein zu sein.

»*Suchet, und ihr werdet finden*«, sagt die Bibel, dachte er. Und sagte laut in die lebendige Luft hinein: »Aber es gibt keine Garantie, *was* man dann findet, nicht wahr?«

GESPRÄCH MIT EINEM SCHULDIREKTOR

Nach einem friedlichen Mittagessen mit Mandy, die ihre Albträume vergessen zu haben schien, kleidete er sich sorgfältig für sein Gespräch mit dem Direktor von Jems Schule an.

Roger war von Mr. Menzies überrascht. Er hatte nicht daran gedacht, Brianna zu fragen, was für ein Mensch er war, und hatte etwas Untersetztes, Autoritäres in den mittleren Jahren erwartet, so wie sein eigener Schuldirektor. Stattdessen war Menzies etwa so alt wie er selbst, ein schlanker, hellhäutiger Mann mit Brille, hinter der Roger humorvolle Augen zu sehen glaubte. Doch auch sein entschlossener Mund entging Roger nicht, und er glaubte, dass es richtig gewesen war, Brianna davon abzuhalten, selbst zu gehen.

»Lionel Menzies«, sagte der Direktor lächelnd. Er hatte einen festen Händedruck und eine freundliche Ausstrahlung, und schon musste Roger seine Strategie revidieren.

»Roger MacKenzie.« Er ließ los und setzte sich auf den Stuhl, den ihm Menzies auf der anderen Seite seines Schreibtischs anbot. »Jems - Jeremiahs - Vater.«

»Oh, aye, natürlich. Ich dachte mir schon, dass ich Sie oder Ihre Frau sehen würde, als Jem heute nicht in der

Schule aufgetaucht ist.« Menzies lehnte sich ein wenig zurück und faltete die Hände. »Bevor wir weiterreden - dürfte ich Sie fragen, was Jem Ihnen erzählt hat?«

Roger bekam widerstrebend eine bessere Meinung von dem Mann.

»Er hat gesagt, seine Lehrerin hat gehört, wie er zu einem anderen Jungen etwas auf Gälisch gesagt hat, woraufhin sie ihn am Ohr gepackt und geschüttelt hat. Das hat ihn wütend gemacht, und er hat sie beschimpft - ebenfalls auf Gälisch -, wofür er von Ihnen mit dem Riemen gezüchtigt wurde.« Er hatte den Riemen bereits erspäht, der unauffällig - aber doch gut sichtbar - neben einem Aktenschrank an der Wand hing.

Menzies Augenbrauen hoben sich hinter seinen Brillengläsern.

»Ist es etwa nicht so gewesen?« Erst jetzt fragte sich Roger, ob Jem womöglich gelogen oder bei seiner Schilderung etwas noch Schlimmeres ausgelassen hatte.

»Doch, genau so war es«, sagte Menzies. »Ich habe nur noch nie erlebt, dass ein Elternteil eine so knappe und treffende Zusammenfassung abliefern kann. Normalerweise bekomme ich erst einen halbstündigen Prolog zu hören, gesammelte Belanglosigkeiten, Hohn, Spott und Widersprüchlichkeiten - wenn beide Eltern kommen - sowie persönliche Angriffe, bevor ich genau ausmachen kann, was das Problem ist. Danke.« Er lächelte, und Roger konnte nicht anders, als sein Lächeln zu erwidern.

»Es hat mir leidgetan, dass ich dazu gezwungen war«, fuhr Menzies fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Ich kann Jem gut leiden. Er ist schlau, fleißig ... und sehr lustig.«

»Das stimmt«, sagte Roger. »Aber -«

»Aber mir ist wirklich nichts anderes übrig geblieben«, unterbrach ihn Menzies entschlossen. »Wenn keiner der anderen Schüler verstanden hätte, was er gesagt hat, hätte eine einfache Entschuldigung vielleicht ausgereicht. Aber - hat er Ihnen erzählt, was er gesagt hat?«

»Nicht im Detail, nein.« Roger hatte nicht weiter nachgefragt; er hatte Jamie Fraser nur drei- oder viermal auf Gälisch fluchen hören - doch es war jedes Mal ein denkwürdiges Erlebnis gewesen, und Jem hatte ein exzellentes Gedächtnis.

»Nun, dann erzähle ich es Ihnen auch nicht, es sei denn, Sie bestehen darauf. Aber es ist so - wahrscheinlich haben ihn nur ein paar seiner Mitschüler verstanden, aber es war klar, dass sie all ihren Freunden genau erzählen würden, was er gesagt hat. Und sie wissen, dass ich es ebenfalls verstanden habe. Ich muss die Autorität meiner Lehrer schützen; wenn das Personal nicht respektiert wird, geht die ganze Schule den Bach hinunter. Hat Ihre Frau mir nicht erzählt, dass Sie selbst einmal als Lehrer gearbeitet haben? Hat sie nicht sogar gesagt, in Oxford? Das ist ja sehr beeindruckend.«

»Das ist Jahre her, und ich habe es nur bis zum Assistenten gebracht, aber es stimmt. Und ich verstehe Sie, auch wenn ich selbst unglücklicherweise ohne die

Androhung körperlicher Gewalt für Respekt und Ordnung sorgen musste.« Nicht dass er nicht mit Freuden dem einen oder anderen seiner Zweitsemester in Oxford einen Nasenstüber versetzt hätte ...

Menzies betrachtete ihn mit einem ironischen Blinzeln.

»Ich würde sagen, Ihre körperliche Gegenwart hat wahrscheinlich gereicht«, sagte er. »Und da Sie doppelt so kräftig sind wie ich, freut es mich zu hören, dass Sie nicht vorhaben, gewalttätig zu werden.«

»Kommt das denn bei Ihren anderen Eltern vor?«, fragte Roger und zog ebenfalls die Augenbrauen hoch.

»Na ja, bis jetzt hat noch keiner der Väter tatsächlich auf mich eingeschlagen, auch wenn es mir schon ein- oder zweimal angedroht wurde. Aber einmal hat eine Mutter das Familiengewehr mitgebracht.« Menzies wies mit dem Kopf auf die Wand in seinem Rücken, und als Roger genauer hinsah, erkannte er im Putz ein Muster schwarzer Pockennarben, das zum Großteil - aber eben nicht ganz - von einer Landkarte Afrikas verdeckt wurde.

»Immerhin hat sie über Ihren Kopf hinweggeschossen«, sagte Roger trocken, und Menzies lachte.

»Eigentlich nicht«, erklärte er selbstironisch. »Ich habe sie gebeten, das Gewehr vorsichtig abzustellen, und das hat sie getan, aber nicht vorsichtig genug. Ist irgendwie an den Abzug gekommen, und *peng!* Die arme Frau war völlig fassungslos - allerdings nicht ganz so fassungslos wie ich.«

»Sie machen das wirklich gut«, sagte Roger und lächelte

aner kennend über Menzies' Talent im Umgang mit schwierigen Eltern, Roger selbst nicht ausgeschlossen, doch dann beugte er sich ein wenig vor, um zu signalisieren, dass er das Gespräch jetzt in die Hand zu nehmen gedachte. »Aber ich will mich ja gar nicht - zumindest noch nicht - darüber beschweren, dass Sie Jem den Hintern gegerbt haben. Es geht um das, was dazu geführt hat.«

Menzies holte Luft und nickte, während er die Ellbogen auf den Tisch stützte und seine Hände verschränkte.

»Aye, gut.«

»Ich begreife, dass Sie hinter Ihren Lehrern stehen müssen«, sagte Roger und legte ebenfalls die Hände auf den Schreibtisch. »Aber diese Frau hat meinem Sohn fast das Ohr abgerissen, und zwar für ein Verbrechen, das einfach nur darin bestand, dass er ein paar Worte - Worte, keine Schimpfworte - auf *Gaidhlig* gesagt hat.«

Menzies Blick wurde schärfer, als er Rogers Akzent auffing.

»Ah, er hat es also von Ihnen. Ich habe mich nämlich schon gefragt, ob er es von Ihnen oder von Ihrer Frau hat.«

»Das hört sich an, als würden Sie von einer Krankheit sprechen. Meine Frau ist Amerikanerin - das ist Ihnen doch bestimmt aufgefallen?«

Menzies warf ihm einen belustigten Blick zu - Brianna war ja auffällig genug -, doch er sagte nur: »Aye, es ist mir aufgefallen. Aber sie hat mir gesagt, ihr Vater wäre

Schotte, und Highlander dazu. Sprechen Sie es zu Hause?«

»Nein, kaum. Jem hat es von seinem Großvater. Er ist ... nicht mehr bei uns«, fügte er hinzu.

Menzies nickte.

»Ah«, sagte er leise. »Aye, ich kann es ebenfalls von meinen Großeltern - mütterlicherseits. Sie sind inzwischen auch tot. Sie waren aus Skye.« Die übliche angedeutete Frage hing zwischen ihnen in der Luft, und Roger beantwortete sie.

»Ich bin in Kyle of Lochalsh geboren, aber ich bin zum Großteil in Inverness aufgewachsen. Habe mein Gälisch zum Großteil auf den Fischerbooten im Minch aufgeschnappt.« Und in den Bergen North Carolinas.

Menzies nickte erneut und senkte den Blick zum ersten Mal auf seine Hände, statt Roger anzusehen.

»Sind Sie in den letzten zwanzig Jahren noch einmal auf einem Fischerboot gewesen?«

»Nein, zum Glück nicht.«

Menzies lächelte kurz.

»Sie würden dort heute nicht mehr viel Gälisch hören. Spanisch, Polnisch, Estnisch ... jede Menge davon, aber kein Gälisch. Ihre Frau sagt, Sie hätten ein paar Jahre in Amerika verbracht, also ist es Ihnen vermutlich nicht so aufgefallen, aber man hört die Sprache kaum noch in der Öffentlichkeit.«

»Ehrlich gesagt habe ich nicht besonders darauf

geachtet - bis jetzt.«

Menzies nickte erneut vor sich hin, dann nahm er seine Brille ab und rieb sich die Druckstellen, die sie auf seiner Nase hinterlassen hatte. Seine Augen waren blassblau, und ohne die schützende Brille sahen sie auf einmal verletzlich aus.

»Es ist seit Jahren auf dem absteigenden Ast, vor allem in den letzten zehn, fünfzehn Jahren. Die Highlands sind plötzlich Teil des Vereinigten Königreichs - sagt zumindest der Rest des Vereinigten Königreichs -, und zwar auf eine nie da gewesene Art und Weise, und sich eine eigene Sprache zu bewahren, gilt nicht nur als altmodisch, sondern als geradezu schädlich. Es gibt zwar keine politischen Verordnungen zur Ausrottung der Sprache - aber in den Schulen wird mit Nachdruck ... davon abgeraten, Gälisch zu sprechen. Natürlich« - er hob eine Hand, um Rogers Antwort zuvorzukommen - »kämen sie damit nicht durch, wenn die Eltern Protest einlegen würden, aber sie tun es nicht. Die meisten von ihnen brennen darauf, dass ihre Kinder Teil der modernen Welt werden, gut Englisch sprechen, gute Jobs bekommen, anderswo nicht auffallen, die Highlands verlassen können ... Hier gibt es ja nicht viel für sie, nicht wahr, außer der Nordsee?«

»Die Eltern ...«

»Wenn *ihre* Eltern ihnen noch Gälisch beigebracht haben, geben sie es absichtlich nicht an ihre Kinder weiter. Und wenn sie kein Gälisch können, versuchen sie auch gar nicht, es zu lernen. Es wird als zurückgeblieben und dumm

angesehen. Ein Zeichen der Unterklasse.«

»Geradezu barbarisch«, sagte Roger mit einem beißenden Unterton. »Die barbarische Schottenzunge?«

Menzies erkannte Samuel Johnsons herablassende Beschreibung der Sprache seiner Gastgeber im Hochland des achtzehnten Jahrhunderts, und wieder leuchtete das kurze, reumütige Lächeln in seinem Gesicht auf.

»Genau. Es gibt viele Vorurteile - meistens unverhohlen - gegenüber ...«

»Jedem *Teuchter*?« *Teuchter* war ein Begriff der Lowlandschotten für die Angehörigen des Gaeltacht, des gälischsprachigen Teils der Highlands, und es war die kulturelle Entsprechung für einen Hinterwäldler oder einen Sozialfall.

»Oh, dann wissen Sie also doch Bescheid.«

»Ein wenig.« Es stimmte, selbst in den Sechzigern hatte man Leute, die Gälisch sprachen, mit Verachtung betrachtet und sie öffentlich verhöhnt, doch dies ... Roger räusperte sich.

»Davon ganz abgesehen, Mr. Menzies«, sagte er und legte eine gewisse Betonung auf das »Mr.«. »Ich verwahre mich in aller Deutlichkeit dagegen, dass die Lehrerin meines Sohnes diesen nicht nur zurechtweist, weil er Gälisch gesprochen hat, sondern ihn deswegen sogar körperlich angreift.«

»Ich teile Ihre Bedenken, Mr. MacKenzie«, sagte Menzies. Er hob den Kopf, und sein Blick sagte Roger,

dass es ihm ernst war. »Ich werde ein paar Worte mit Miss Glendenning sprechen, und ich glaube nicht, dass es noch einmal vorkommen wird.«

Roger erwiderte seinen Blick und hätte am liebsten alles Mögliche gesagt, doch ihm war klar, dass Menzies für das meiste davon keine Verantwortung traf.

»Falls doch«, sagte er ruhig, »werde ich zwar nicht mit einem Gewehr zurückkommen - aber ich werde mit dem Sheriff zurückkommen. Und mit einem Zeitungsfotografen, der dokumentieren kann, wie man Miss Glendenning in Handschellen abführt.«

Menzies blinzelte und setzte seine Brille wieder auf.

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht doch lieber Ihre Frau mit dem Familiengewehr schicken möchten?«, fragte er wehmütig, und Roger musste lachen.

»Also gut.« Menzies schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich bringe Sie nach draußen; ich muss hier abschließen. Dann sehen wir Jem also am Montag, nicht wahr?«

»Er wird hier sein. Mit oder ohne Handschellen.«

Menzies lachte.

»Nun, um seinen Empfang braucht er sich jedenfalls keine Sorgen zu machen. Da die Kinder, die Gälisch können, ihren Freunden *natürlich* erzählt haben, was er gesagt hat, und er seine Strafe ohne einen Muckser ertragen hat, betrachtet ihn, glaube ich, seine ganze Klasse jetzt als Robin Hood.«

»Oh, gut.«

SCHIFFE ZIEHEN IN DER NACHT VORÜBER

19. Mai 1777

Der Hai war bestimmt vier Meter lang, ein dunkler, wendiger Umriss, der mit dem Schiff mithielt und im sturmgepeitschten Wasser kaum zu sehen war. Kurz vor der Mittagsstunde war er plötzlich aufgetaucht und hatte mir einen Riesenschreck eingejagt, als ich über die Reling blickte und sah, wie seine Rückenflosse die Wasseroberfläche durchteilte.

»Was ist denn mit seinem Kopf?« Jamie, der auf meinen Schreckensruf hin erschienen war, blickte stirnrunzelnd in das dunkle Wasser. »Er hat da eine Art Auswuchs.«

»Ich glaube, es ist das, was man einen Hammerhai nennt.« Ich klammerte mich fest an die Reling, die von der Gischt schlüpfrig geworden war. Der Kopf des Hais sah aus wie eine Missbildung; ein seltsames, klobiges, stumpfes Ende für einen solch gefährlich eleganten Körper. Doch während wir ihn beobachteten, kam der Hai dichter an die Oberfläche und drehte sich zur Seite, sodass einer der fleischigen Auswüchse und das kalte Auge an seinem Ende kurz aus dem Wasser ragten.

Jamie stieß einen angewiderten Schreckenslaut aus.

»Es ist normal, dass er so aussieht«, teilte ich ihm mit.

»Warum?«

»Wahrscheinlich hatte Gott eines Tages Langeweile.« Das brachte ihn zum Lachen, und ich betrachtete ihn zufrieden. Seine Gesichtsfarbe war gesund, und er hatte mit solchem Appetit gefrühstückt, dass ich das Gefühl hatte, bald auf die Akupunkturnadeln verzichten zu können.

»Was ist das Seltsamste, was du je gesehen hast. Ein Tier meine ich. Ein nicht menschliches Tier«, fügte ich hinzu, weil ich an Dr. Fentimans gruselige Kollektion eingelegter Missbildungen und »Launen der Natur« denken musste.

»Einfach nur seltsam? Nicht missgebildet, meine ich, sondern so, wie Gott es haben wollte?« Er blickte blinzeln in die See, dann grinste er. »Der Mandrill im Zoo von Louis von Frankreich. Oder ... doch nicht. Vielleicht ein Rhinoceros, obwohl ich noch nie eines mit eigenen Augen gesehen habe. Zählt das auch?«

»Sagen wir, etwas, das du selbst gesehen hast«, schlug ich vor und dachte an die Tierzeichnungen dieser Zeit, die oft sehr von der Fantasie des Künstlers beeinflusst zu sein schienen. »Du hast den Mandrill merkwürdiger gefunden als den Orang-Utan?« Ich erinnerte mich noch daran, wie sehr ihn der Orang-Utan fasziniert hatte, ein Jungtier mit einem ernsten Gesicht, das von ihm nicht minder fasziniert gewesen zu sein schien, was den Herzog von Orleans damals zu einer Reihe scherzhafter Bemerkungen über den Ursprung roter Haare veranlasst hatte.

»Nein, ich habe schon genug Menschen getroffen, die

seltsamer ausgesehen haben als der Orang-Utan«, antwortete er. Der Wind hatte die Richtung gewechselt und riss ihm rotbraune Strähnen aus seinem Haarband. Er drehte das Gesicht in den Wind und strich sie zurück. Seine Miene war jetzt nüchterner. »Das Tier hat mir leidgetan; es schien zu wissen, dass es allein war und vielleicht nie wieder einen Artgenossen zu sehen bekommen würde.«

»Vielleicht hat er ja gedacht, du wärst ein Artgenosse«, meinte ich. »Jedenfalls schien er dich zu mögen.«

»Er war ein lieber Kerl«, pflichtete er mir bei. »Als ich ihm eine Orange gegeben habe, hat er mir die Frucht aus der Hand genommen wie ein Christenmensch, sehr zivilisiert. Meinst du ...« Seine Stimme erstarb, und sein Blick verschwamm.

»Meine ich ...?«

»Oh. Ich dachte nur -« Er sah sich hastig um, doch wir waren außerhalb der Hörweite der Seeleute. »Was Roger Mac gesagt hat, dass Frankreich eine wichtige Rolle bei der Revolution spielt. Ich dachte, ich höre mich ein wenig um, wenn wir in Edinburgh sind. Um zu sehen, ob einige meiner alten Bekannten, die in Frankreich die Hand im Spiel hatten ...« Er zog eine Schulter hoch.

»Du denkst doch nicht ernsthaft darüber nach, nach Frankreich zu fahren, oder?«, fragte ich, plötzlich argwöhnisch.

»Nein, nein«, sagte er hastig. »Ich dachte nur - wenn es

durch Zufall doch dazu käme, ob der Orang-Utan wohl noch da wäre? Es ist ja schon lange her, aber ich weiß nicht, wie alt sie werden.«

»Nicht so alt wie Menschen, glaube ich, aber sie *können* ein hohes Alter erreichen, wenn man sich gut um sie kümmert«, sagte ich skeptisch. Die Skepsis galt nicht allein dem Orang-Utan. An den französischen Hof zurückkehren? Der bloße Gedanke ließ meinen Magen Purzelbäume schlagen.

»Er ist tot, weißt du«, sagte Jamie leise. Er wandte mir den Kopf zu und sah mich direkt an. »Louis.«

»Ach ja?«, sagte ich ausdruckslos. »Ich ... Wann denn?«

Er senkte den Kopf und stieß ein leises Geräusch aus, das ein Lachen hätte sein können.

»Er ist vor drei Jahren gestorben, Sassenach«, sagte er trocken. »Es *hat* in den Zeitungen gestanden. Obwohl ich zugeben muss, dass die *Wilmington Gazette* nicht viel Aufhebens darum gemacht hat.«

»Mir ist es jedenfalls nicht aufgefallen.« Ich spähte zu dem Hai hinunter, der dem Schiff nach wie vor geduldig Gesellschaft leistete. Nach dem ersten überraschten Zusammenzucken hatte sich mein Herz entspannt. Eigentlich empfand ich vor allem Dankbarkeit - und das wiederum überraschte mich sehr.

Ich hatte längst Frieden mit der Erinnerung daran geschlossen, dass ich Louis' Bett geteilt hatte - für vielleicht zehn Minuten, denn länger hatte es nicht gedauert -, und

Jamie und ich hatten längst unseren Frieden miteinander geschlossen, denn nach dem Verlust unserer ersten Tochter Faith und den schrecklichen Ereignissen, die sich vor dem Aufstand in Frankreich zugetragen hatten, hatten wir uns einander wieder zugewandt.

Es war nicht so, dass die Nachricht vom Tod des Königs irgendwie von Bedeutung war - und doch empfand ich Erleichterung, als ob ein irritierendes Musikstück, das die ganze Zeit im Hintergrund gelaufen war, endlich sein gnädiges Ende gefunden hatte und nun die Stille des Friedens im Wind zu mir sang.

»Gott schenke seiner Seele Frieden«, sagte ich mit einiger Verspätung. Jamie lächelte und legte seine Hand auf die meine.

»*Fois shìorruidh thoir dha*«, wiederholte er. Gott schenke seiner Seele Frieden. »Aber man kommt ins Grübeln, oder? Wie es wohl für einen König sein mag, vor Gott zu treten und Rechenschaft über sein Leben abzulegen. Ich meine, ob es wohl sehr viel schlimmer ist, wenn man für all die Menschen Rede und Antwort stehen muss, die man unter seiner Obhut hatte?«

»Glaubst du denn, das würde er tun?«, fragte ich neugierig - und beklommen zugleich. Ich hatte Louis nicht näher gekannt - abgesehen von jener einen hautnahen Begegnung, und diese war weniger intim als jeder Händedruck gewesen; er hatte mir nicht einmal in die Augen gesehen -, doch er war mir nicht wie ein Mensch vorgekommen, der sich vor Sorge um seine Untertanen

verzehnte. »Kann man einen Menschen wirklich für das Wohlergehen eines ganzen Königreichs zur Verantwortung ziehen? Nicht nur für seine eigenen Sünden, meinst du?«

Darüber musste er nachdenken, und die steifen Finger seiner rechten Hand klopften langsam auf die glitschige Reling.

»Ich glaube schon«, sagte er. »Man steht doch auch für das gerade, was man seiner Familie angetan hat, nicht wahr? Sagen wir, man hat seine Kinder im Stich gelassen oder sie dem Hungertod überlassen. Das würde doch gewiss ins Gewicht fallen, denn man ist ja für sie verantwortlich. Wenn man als König geboren wird, hat man die Verantwortung für seine Untertanen. Wenn man schlecht mit ihnen umgeht, dann ...«

»Aber wo soll das denn enden?«, protestierte ich. »Wenn man einer Person nützt und einer anderen schadet. Was, wenn man für Menschen verantwortlich ist - sozusagen - und sich ihre Bedürfnisse widersprechen? Was sagst du dazu?«

Er begann zu lächeln.

»Ich würde sagen, ich bin heilfroh, dass ich nicht Gott bin und nicht versuchen muss, über so etwas nachzudenken.«

Einen Moment lang schwieg ich und stellte mir vor, wie Louis vor Gott stand und versuchte, sich für diese zehn Minuten mit mir zu rechtfertigen. Ich war mir sicher, dass er glaubte, das Recht zu haben - ein König war schließlich ein König -, doch andererseits ließen sowohl das siebte als

auch das neunte Gebot keinerlei Raum für Zweifel, und sie schienen auch keine Sonderklauseln für Mitglieder von Königshäusern zu enthalten.

»Wenn du dabei wärst«, sagte ich impulsiv, »und im Himmel diesem Gericht beiwohnen würdest - würdest du ihm verzeihen? Ich würde es tun.«

»Wem?«, sagte er überrascht. »Louis?« Ich nickte, und er runzelte die Stirn und rieb sich langsam mit dem Finger über den Nasenrücken. Dann seufzte er und nickte.

»Aye, das würde ich. Es würde mich aber nicht stören, ihn vorher ein wenig zappeln zu lassen«, fügte er finster hinzu. »Eine Mistgabel in den Hintern wäre zum Beispiel nicht schlecht.«

Ich musste lachen, doch bevor ich noch etwas sagen konnte, wurden wir durch den Ausruf »Segel ahoi!« von oben unterbrochen. Waren wir eine Sekunde zuvor noch allein gewesen, so holte dieser Ruf die Seeleute aus allen Löchern und Eingängen wie die Maden aus einem Stück Schiffszwieback. Sie schwärmten in die Takelage aus, um zu sehen, was los war.

Ich reckte den Hals, aber in unmittelbarer Nähe war nichts zu sehen. Doch lan war mit den anderen nach oben geklettert und landete jetzt dumpf neben uns auf dem Deck. Er war rot vom Wind und vor Aufregung.

»Ein kleines Schiff, aber es hat Kanonen«, informierte er Jamie. »Unter der Flagge der Union.«

»Ein Marinekutter«, sagte Kapitän Roberts, der ebenfalls

neben mir aufgetaucht war und durch sein Teleskop blickte.
»Mist!«

Jamie fuhr unbewusst mit der Hand an seinen Dolch und spähte mit zusammengekniffenen Augen über die Schulter des Kapitäns hinweg. Ich konnte jetzt das Segel sehen, das sich von Steuerbord her rapide näherte.

»Können wir sie abhängen, Käpt'n?« Der Bootsmann war zu der Menschenansammlung an die Reling getreten und beobachtete das herannahende Schiff. Es hatte in der Tat Kanonen; ich konnte sechs Stück sehen - und sie waren bemannt.

Der Kapitän überlegte, während er geistesabwesend sein Fernglas auf- und zuschob, dann blickte er in die Takelage hinauf, wohl, um sich auszurechnen, ob es uns gelingen würde, genug Segel zu setzen, um den Verfolger anzuhängen. Der Hauptmast hatte einen Riss; er hatte vorgehabt, ihn in New Haven auszutauschen.

»Nein«, antwortete er finster. »Der Hauptmast bricht, wenn wir ihn zu sehr belasten.« Er schob das Teleskop mit einem entschlossenen *Klick* zusammen und verstaute es in seiner Tasche. »Wir müssen ihnen die Stirn bieten, so gut wir können.«

Ich fragte mich, wie viel von der Fracht, die Roberts geladen hatte, wohl Schmuggelware war. Sein verschlossenes Gesicht verriet zwar nicht das Geringste, doch unter den Seeleuten war Beklommenheit zu spüren, die sich noch verstärkte, als uns der Kutter jetzt einholte und uns anrief.

Roberts gab den knappen Befehl zum Beidrehen, und mit dem Reffen der Segel verlor das Schiff an Fahrt. Ich konnte Seeleute an den Kanonen und an der Reling des Kutters sehen; ich warf Jamie einen Seitenblick zu, sah, dass er sie zählte, und wandte den Blick wieder ab.

»Ich komme auf sechzehn«, sagte Ian leise.

»Unterbesetzt, gottverdammte«, sagte der Kapitän. Er sah Ian an, schätzte seine Körpergröße und schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich pressen sie in ihren Dienst, was sie können. Tut mir leid, Junge.«

Das vage Alarmgefühl, das ich beim Herannahen des Schiffes empfunden hatte, nahm bei diesen Worten abrupt Form an - und verschärfte sich weiter, als ich sah, wie Roberts Jamie abschätzend betrachtete.

»Ihr glaubt doch nicht, dass sie -«, begann ich.

»Eine Schande, dass Ihr Euch heute Morgen rasiert habe, Mr. Fraser«, merkte Roberts an Jamie gerichtet an, ohne mich zu beachten. »So seht Ihr zwanzig Jahre jünger aus. Und Ihr seht um einiges gesünder aus als so mancher, der nur halb so alt ist wie Ihr.«

»Ich danke Euch für das Kompliment, Sir«, erwiderte Jamie trocken und hielt ein Auge auf die Reling gerichtet, wo der schiefe Hut des Kutterkapitäns unvermittelt aufgetaucht war wie ein unheilvoller Pilz. Er öffnete seine Gürtelschnalle, zog die Dolchscheide ab und reichte sie mir.

»Heb das für mich auf, Sassenach«, sagte er leise und

schloss seinen Gürtel wieder.

Der Kapitän des Kutters, ein unersetzter Mann in den mittleren Jahren mit einer mürrischen Miene und einer vielfach geflickten Hose, ließ seinen durchdringenden Blick kurz über das Deck schweifen, als er an Bord kam, und nickte vor sich hin, als hätte sich gerade sein schlimmster Verdacht bestätigt. Dann wandte er sich um und rief einem halben Dutzend seiner Männer zu, ihm zu folgen.

»Durchsucht den Frachtraum«, sagte er zu seinen Untergebenen. »Ihr wisst ja, wonach ihr suchen müsst.«

»Was ist das für ein Benehmen?«, wollte Kapitän Roberts wütend wissen. »Ihr habt kein Recht, mein Schiff zu durchsuchen! Was glaubt Ihr denn, wer Ihr seid, ein Haufen verdampter Piraten?«

»Sehe ich etwa aus wie ein Pirat?« Der Kapitän des Kutters schien sich von dieser Vorstellung eher geschmeichelt als beleidigt zu fühlen.

»Nun, ein Kapitän der Marine könnt Ihr nicht sein, da bin ich mir sicher«, sagte Roberts kalt. »Ich habe die Marine Seiner Majestät stets als feine Gesellschaft kennengelernt. Jedenfalls nicht die Sorte Männer, die ohne Erlaubnis ein respektables Handelsschiff betreten, ganz zu schweigen davon, dass sie sich nicht einmal vorstellen.«

Der Kutterkapitän schien das komisch zu finden. Er zog seinen Hut ab und verbeugte sich - vor mir.

»Gestatten, Madam«, sagte er. »Kapitän Worth Stebbings, stets zu Diensten.« Er richtete sich auf, stülpte

sich den Hut wieder auf den Kopf und nickte seinem Leutnant zu. »Durchkämmt den Frachtraum bis in den letzten Winkel. Und Ihr« - er tippte Roberts mit dem Zeigefinger vor die Brust - »holt Eure Männer an Deck, ganz gleich, wo sie stecken. *Alle*, verstanden? Wenn ich sie selbst herzerren muss, werde ich alles andere als erfreut sein; ich warne Euch.«

Unten erscholl heftiges Rumpeln und Scheppern, und hin und wieder tauchte ein Seemann auf, um Kapitän Stebbings von seinen Funden zu berichten. Dieser hielt sich unterdessen an der Reling auf und sah zu, wie man die Männer der *Teal* an Deck zusammentrommelte - unter ihnen auch Ian und Jamie.

»Aber, aber!« Kapitän Roberts ließ nichts unversucht, das musste ich ihm lassen. »Mr. Fraser und sein Neffe gehören nicht zur Besatzung; sie sind zahlende Passagiere! Ihr habt kein Recht, freie Männer zu behelligen, die ihren aufrechten Geschäften nachgehen. Und auch kein Recht, meine Leute in Euren Dienst zu pressen!«

»Sie sind britische Untertanen«, unterrichtete ihn Stebbings knapp. »Ich habe jedes Recht dazu. Oder wollt Ihr vielleicht alle behaupten, dass Ihr *Amerikaner* seid?« Bei diesen Worten zog er eine verächtliche Miene; wenn das Schiff als Rebellschiff zu betrachten war, konnte er es einfach mitsamt seiner Besatzung als Beute nehmen.

Ein Murmeln durchlief bei diesen Worten die Männer an Deck, und ich sah, wie die Blicke mehrerer Matrosen zu

den Belegnägeln an der Reling huschten. Stebbings sah es ebenfalls und gab den Befehl, noch vier seiner Männer an Bord zu schicken - und zwar bewaffnet.

Sechzehn minus sechs minus vier macht sechs, dachte ich und stahl mich ein wenig dichter an die Reling, um einen Blick in den Kutter zu werfen, der sich unter uns in der Dünung wiegte und mit einem Tau an der *Teal* befestigt war. Wenn die sechzehn Kapitän Stebbings nicht mit einschlossen. Falls doch ...

Ein Mann stand am Steuer, das kein Rad war, sondern eine Art Steuerknüppel, der aus dem Deck ragte. Zwei weitere hatten eine Kanone bemannt, ein langes Messinggeschütz am Bug, das auf die Bordwand der *Teal* gerichtet war. Wo waren die anderen? Zwei an Deck. Die anderen wahrscheinlich unten.

Hinter mir hielt Kapitän Roberts Stebbings immer noch eine Moralpredigt, während die Besatzung des Kutters Fässer und Bündel über das Deck schleifte und nach einem Seil rief, um sie in den Kutter hinabsenken zu können. Als ich mich umwandte, sah ich, wie Stebbings an der Reihe der Seeleute entlangschritt und vier kräftigen Männern seine Wahl anzeigte. Diese zerrten die Auserwählten aus der Reihe und begannen sofort, sie an den Knöcheln aneinanderzufesseln. Drei Männer waren bereits ausgesucht worden, darunter auch John Smith, der käsebleich und angespannt aussah. Bei seinem Anblick tat mein Herz einen Satz, um dann beinahe ganz stehen zu bleiben, als Stebbings bei Ian anlangte, der ungerührt zu

ihm hinunterblickte.

»Nicht schlecht, nicht schlecht«, sagte Stebbings beifällig. »Ein eigensinniger Hurensohn, so wie du aussiehst, aber dich bringen wir schon zur Vernunft. Nehmt ihn!«

Ich sah, wie die Muskeln in Ians Unterarmen hervortraten, als er die Fäuste ballte, doch die Presserbande war bewaffnet, und zwei der Männer hatten ihre Pistolen gezogen. Also trat er vor, wenn auch mit derart finsterem Blick, dass ein klügerer Mann innegehalten hätte. Mir war allerdings aufgefallen, dass Kapitän Stebbings kein kluger Mann war.

Stebbing wählte zwei weitere Männer aus, dann blieb er vor Jamie stehen und betrachtete ihn von oben bis unten. Jamies Gesicht war ausdruckslos - abgesehen davon, dass es ein wenig grün war; es war immer noch windig, und da das Schiff keine Fahrt machte, hob und senkte es sich derart heftig, dass auch bessere Seeleute als er aus der Ruhe geraten wären.

»Der ist schön kräftig, Sir«, sagte einer der Presser beifällig.

»Bisschen alt«, wandte Stebbings skeptisch ein. »Und mir gefällt seine Visage nicht.«

»Eure gefällt mir auch nicht besonders«, informierte Jamie ihn freundlich. »Wenn mir Eure Handlungsweise nicht schon verraten würde, dass Ihr ein alter Feigling seid, Sir, würde ich spätestens an Eurem dummen Gesicht

erkennen, dass Ihr ein nichtsnutziger Hasenfuß seid.«

Stebbing's geschmäh'tes Gesicht verlor vor Erstaunen jeden Ausdruck, dann verfinsterte es sich vor Wut. Ein oder zwei seiner Männer grinnten hinter seinem Rücken, löschten diese Miene jedoch hastig aus ihren Gesichtern, als er herumfuhr.

»Nehmt ihn mit«, knurrte er die Presserbande an und steuerte dann auf die gesammelte Beute an der Reling zu. »Und seht zu, dass ihr ihn unterwegs ein paarmal fallen lasst.«

Ich erstarrte vor Schreck. Natürlich konnte Jamie nicht zulassen, dass sie ihn mitnahmen, aber er konnte doch wohl auch nicht vorhaben, mich mitten im Atlantik allein zu lassen.

Nicht einmal mit seinem Dolch in der Rocktasche und meinem eigenen Messer in der Scheide an meinem Bein.

Kapitän Roberts hatte diese kleine Vorstellung mit offenem Mund beobachtet, obwohl ich nicht sagen konnte, ob aus Respekt oder vor Erstaunen. Er war ein kleiner Mann, ziemlich rundlich und eindeutig nicht für körperliche Auseinandersetzungen gebaut, doch er schob das Kinn vor, stapfte zu Stebbings hinüber und packte ihn am Ärmel.

Die Besatzung schob ihre Gefangenen über die Reling.

Mir blieb keine Zeit, mir etwas Besseres einfallen zu lassen.

Ich packte die Reling und wälzte mich mehr oder weniger elegant mit wehenden Röcken hinüber. Eine

Schrecksekunde lang hing ich an den Händen und spürte, wie meine Finger über das nasse Holz glitten, während ich mit den Zehen nach der Strickleiter tastete, die die Besatzung des Kutters über die Reling geworfen hatte. Eine Bewegung des Schiffes schleuderte mich gegen die Wand; ich verlor den Halt und fiel ein Stück, doch knapp über dem Deck des Kutters bekam ich die Leiter zu fassen, an der ich ein Stück hinunterrutschte.

Der Strick verbrannte mir durch die rasche Reibung die rechte Hand, und es fühlte sich an, als hätte ich mir die Handfläche abgehäutet, doch ich hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Jeden Moment würde mich jemand von der Kutterbesatzung sehen und ...

Ich passte meinen Absprung so ab, dass er mit dem nächsten Wellenberg zusammenfiel, ließ los und landete wie ein Sack Steine. Ein scharfer Schmerz durchfuhr die Innenseite meines rechten Knies, doch ich rappelte mich stolpernd auf und steuerte schwankend auf die Luke zu, die unter Deck führte.

»Hallo! Ihr da! Was macht Ihr da?« Einer der Kanoniere hatte mich gesehen. Er starrte mich an und konnte sich nicht entscheiden, ob er herunterkommen und sich mit mir befassen oder bei seiner Kanone bleiben sollte. Sein Kamerad sah sich nach mir um und brüllte den anderen an zu bleiben, wo er war. Dies hier sei schließlich keine Spielerei, rührte er. »*Bleib, wo du bist, gottverdammte.*«

Ich beachtete die beiden nicht. Mein Herz schlug so heftig, dass ich kaum atmen konnte. Was jetzt? Was sollte

ich tun? Jamie und Ian hatte man mit den anderen abtransportiert, und sie waren verschwunden.

»Jamie!«, rief ich, so laut ich konnte. »Ich bin hier!« Dann rannte ich auf das Tau zu, das den Kutter mit der *Teal* verband, und riss dabei meine Röcke hoch. Zwar tat ich das nur, weil sie sich bei meinem blamablen Abstieg verknotet hatten und ich nicht an das Messer an meinem Oberschenkel gelangen konnte, doch ich schien damit den Steuermann zu verstören, der sich bei meinem Ruf umgewandt hatte.

Er riss das Maul auf wie ein Goldfisch, war aber so geistesgegenwärtig, das Ruder nicht loszulassen. Unterdessen bekam ich das Seil zu fassen und stieß mein Messer in den Knoten, um ihn Strähne für Strähne aufzubohren.

Roberts und seine Mannschaft machten glücklicherweise oben auf der *Teal* solchen Lärm, dass die Rufe des Steuermanns und der Kanoniere darin untergingen. Einer der Letzteren kam nun endlich zu einem Entschluss, nachdem er noch einen verzweifelten Blick zur *Teal* geworfen hatte, und sprang mit einem Satz vom Bug auf mich zu.

Was würde ich jetzt für eine Pistole geben?, dachte ich grimmig. Doch ein Messer war alles, was ich hatte, und ich zerrte es aus dem halb gelösten Knoten und stieß es dem Mann in die Brust, so fest ich konnte. Er riss die Augen weit auf, und ich spürte, wie das Messer auf einen Knochen traf und sich in meiner Hand verdrehte, während es durch sein

Inneres rutschte. Er fiel mit einem Schrei rücklings um und landete krachend an Deck, wobei er mein Messer fast mitgerissen hätte.

»Tut mir leid«, ächzte ich und machte mich keuchend wieder daran, den widerspenstigen Knoten zu bearbeiten, der jetzt mit Blut verschmiert war. Aus der Luke kamen Geräusche. Jamie und Ian waren zwar nicht bewaffnet, doch ich ging davon aus, dass dies auf so engem Raum auch keine große Rolle spielte.

Das Seil gab widerstrebend nach. Ich riss die letzte Strähne los, und es klatschte gegen die Bordwand der *Teal*. Augenblicklich begann die Strömung, die Schiffe voneinander zu trennen, und der kleinere Kutter glitt an der großen Schaluppe vorüber. Wir bewegten uns zwar alles andere als schnell, doch die Illusion großer Geschwindigkeit ließ mich stolpern, und ich klammerte mich an die Reling, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Der verletzte Kanonier hatte sich aufgerappelt und kam jetzt auf mich zu, stolpernd, aber außer sich vor Wut. Er blutete, jedoch nicht heftig, und er war alles andere als außer Gefecht gesetzt. Ich trat rasch zur Seite und warf einen Blick auf die Luke. Ich war unermesslich erleichtert, als ich Jamie herauskommen sah.

Er war mit drei Schritten bei mir.

»Schnell, meinen Dolch.«

Im ersten Moment starrte ich ihn verständnislos an, doch

dann begriff ich, was er meinte, und diesmal gelang es mir ohne große Umstände, in meine Tasche zu fassen. Ich zerrte am Griff des Dolches, doch er hatte sich im Stoff verwickelt. Jamie packte ihn und zerrte ihn heraus, wobei er sowohl meine Tasche als auch das Taillenband meines Rockes zerriss -, fuhr herum und verschwand wieder im Bauch des Schiffes. Sodass ich mit einem verletzten und einem unverletzten Kanonier allein blieb - der jetzt vorsichtig von seinem Posten herunterkam - und dem Steuermann, der hysterisch brüllte, irgendjemand sollte irgendetwas mit irgendeinem Segel anstellen.

Ich schluckte und nahm das Messer fest in die Hand.

»Zurück«, sagte ich so laut und gebieterisch, wie ich konnte. Angesichts meiner Atemnot, des Windes und des allgemeinen Lärms bezweifelte ich, dass sie mich hörten. Andererseits glaube ich auch nicht, dass es eine Rolle gespielt hätte, wenn sie mich gehört hätten. Ich zerrte mir mit einer Hand den rutschenden Rock hoch und hob entschlossen das Messer, um ihnen anzuzeigen, dass ich wusste, wie ich es benutzen musste. Denn das wusste ich wahrhaftig.

Hitzewellen liefen über meine Haut, und ich spürte, wie der Schweiß meine Kopfhaut kitzelte, um dann im kalten Wind augenblicklich zu trocknen. Doch die Panik war vorüber; mein Kopf war völlig klar und sehr weit weg.

Ihr werdet mich nicht anrühren, war mein einziger Gedanke. Der Mann, den ich verletzt hatte, hielt sich vorsichtig auf Abstand. Der andere Kanonier sah nichts als

eine Frau und machte sich nicht einmal die Mühe, sich zu bewaffnen, sondern streckte einfach in wütender Verachtung die Arme nach mir aus. Ich sah, wie das Messer blitzschnell auffuhr und sich wie von selbst durch die Luft schwang, der Schimmer der Klinge vom Blut gedämpft, als sie ihm quer über die Stirn fuhr.

Das Blut strömte ihm über das Gesicht und blendete ihn, und er stieß einen erstickten Schrei des Schmerzes und des Erstaunens aus, bevor er zurückwich, beide Hände vor das Gesicht gepresst.

Ich zögerte einen Moment, weil ich mir nicht sicher war, was ich als Nächstes tun sollte, während mir das Blut wild in den Schläfen hämmerte. Das Schiff trieb auf dem Wasser dahin und hob und senkte sich auf den Wellen; ich spürte, wie der mit Gold bepackte Saum meines Rockes über die Deckplanken schleifte, und wieder zog ich mir gereizt das zerrissene Taillenband hoch.

Da entdeckte ich einen Belegnagel, der in seinem Loch in der Reling steckte. Ich bewegte mich darauf zu, als ob ich zurückweichen wollte, und steckte mir dabei das Messer in die Korsettstangen meines Mieders, weil ich keinen besseren Aufbewahrungsort dafür hatte. Dann packte ich den Belegnagel mit beiden Händen, riss ihn mit einem Ruck aus der Nagelbank und hielt ihn wie einen kurzen Baseballschläger vor mich. Mit einem plötzlichen Schwung holte ich aus und ließ ihn mit aller Kraft auf den Schädel des Mannes niedersausen, dem ich das Gesicht verletzt hatte. Der Holzstab prallte mit einem hohlen

Geräusch an seinem Schädel ab, und er stolperte seitwärts davon und stieß mit dem Mast zusammen.

Jetzt hatte der Steuermann offenbar genug. Er ließ sein Steuer Steuer sein, sprang von seinem Posten und stürzte auf mich zu wie ein wild gewordener Affe, ein Bündel grabschender Gliedmaßen und gefletschter Zähne. Ich versuchte, ihn mit dem Belegnagel zu treffen, doch er war mir schon ein Stück weit entglitten, als ich auf den Kanonier einschlug, und jetzt rutschte er mir vollends aus der Hand. Polternd rollte er über das schwankende Deck davon, während sich der Steuermann auf mich stürzte.

Er war klein und dünn, doch sein Gewicht warf mich nach hinten, und wir kollerten beide auf die Reling zu; ich prallte mit dem Rücken dagegen, und mir blieb die Luft weg, denn der Aufprall kam einem Hieb in die Nierengegend gleich. In Sekunden durchfuhr mich brennender Schmerz, und ich wand mich unter dem Mann und glitt zu Boden. Er sank ebenfalls auf das Deck und tastete zielsicher nach meiner Kehle. Ich hieb so verzweifelt mit den Armen nach ihm, dass ich mich an seinem Schädel verletzte.

Der Wind rauschte mir in den Ohren; ich hörte nichts als atemlose Flüche, raue Keuchlaute, die genauso gut von mir wie von ihm stammen konnten, und dann schlug er meine Hände beiseite, packte mich mit einer Hand am Hals und drückte unter meinem Kinn fest mit dem Daumen zu.

Es tat weh, und ich versuchte, mit dem Knie nach ihm zu treten, doch meine Beine hingen in meinem Rock fest und wurden von seinem Gewicht zu Boden gedrückt. Mir wurde

schwarz vor Augen, und in der Finsternis glühten kleine goldene Funken auf, ein winziges Feuerwerk als Vorbote meines Todes. Irgendjemand stieß leise Jammerlaute aus, und ich begriff, dass ich es sein musste. Der Druck an meinem Hals nahm zu, und es wurde schwarz um mich.

ICH ERWACHTEN MIT DEM VERWIRRENDEN GEFÜHL, ZUGLEICH TODESANGST ZU haben und in den Schlaf gewiegt zu werden. Mein Hals schmerzte, und als ich zu schlucken versuchte, hustete ich gequält.

»Dir fehlt nichts, Sassenach.« Jamies Stimme kam aus dem trüben Licht, das mich umgab - wo ~~war~~ ich -, und seine Hand drückte mir beruhigend den Unterarm.

»Wenn du ... das ... sagst«, krächzte ich, und die Anstrengung trieb mir das Wasser in die Augen. Ich hustete. Das schmerzte zwar, schien aber ein wenig zu helfen. »Was ...?«

»Trink einen Schluck Wasser, *a nighean*.« Eine große Hand umfasste meinen Kopf, um ihn ein wenig anzuheben, und der Hals einer Feldflasche drückte sich an meine Lippen. Es schmerzte zwar, das Wasser herunterzuschlucken, doch das kümmerte mich nicht; meine Lippen und meine Kehle waren ausgetrocknet und schmeckten nach Salz.

Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit. Ich konnte Jamies gebückten Umriss unter einer niedrigen Decke sehen, und über mir befanden sich

Deckenbalken - nein, Dielen. Ein kräftiger Geruch nach Teer und fauligem Wasser. Schiff. Natürlich, wir befanden uns im Inneren eines Schiffs. Aber *welches* Schiffs?

»Wo ...?«, flüsterte ich und schwenkte meine Hand.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, sagte er und klang ziemlich gereizt. »Die Männer von der *Teal* bedienen die Segel - hoffe ich -, und Ian hält einem der Marinesoldaten eine Pistole an den Kopf, damit er steuert, aber der Mann könnte uns genauso gut mitten aufs Meer hinausfahren.«

»Ich habe gemeint ... welches ... Schiff.« Obwohl mir seine Worte das hinreichend verdeutlicht hatten; wir mussten uns auf dem Marinekutter befinden.

»Sie haben gesagt, ihr Name ist *Pitt*.«

Ich sah mich glasig in meiner finsternen Umgebung um, und meine Wahrnehmung der Realität bekam einen weiteren Schlag versetzt, als ich ein großes scheckiges Bündel sah, das dicht hinter Jamie in der trüben Luft zu hängen schien. Ich setzte mich abrupt auf - oder ich versuchte es zumindest, denn erst jetzt begriff ich, dass ich in einer Hängematte lag.

Jamie packte mich mit einem alarmierten Ausruf gerade noch rechtzeitig an der Taille, um zu verhindern, dass ich kopfüber hinausfiel. An ihn geklammert fand ich das Gleichgewicht wieder, und in diesem Moment erkannte ich, dass das, was ich für einen riesigen Kokon gehalten hatte, in Wirklichkeit ein Mann war, der ebenfalls in einer

Hängematte von der Decke hing, allerdings wie die Mahlzeit einer Spinne zusammengeschnürt und geknebelt war. Sein Gesicht presste sich gegen das Netz und funkelte mich an.

»Ach du lieber Himmel«, krächzte ich und legte mich schwer atmend zurück.

»Möchtest du dich noch etwas ausruhen, Sassenach, oder soll ich dich auf die Beine stellen?«, fragte Jamie hörbar ungeduldig. »Ich möchte lan nicht zu lange allein lassen.«

»Nein«, sagte ich und kämpfte mich wieder hoch. »Bitte hilf mir hier heraus.« Der Raum - die Kajüte, was auch immer es war - drehte sich nicht nur um mich, sondern er schwankte auch auf und ab, und ich musste mich einen Moment mit geschlossenen Augen an Jamie klammern, bis mein innerer Kreisel zur Ruhe kam.

»Kapitän Roberts?«, fragte ich. »Die *Teal*?«

»Weiß der Himmel«, sagte Jamie knapp. »Wir sind geflüchtet, so schnell ich die Männer dazu bringen konnte, dieses Schiff zu segeln. Es ist gut möglich, dass sie uns auf den Fersen sind, aber ich habe mich umgesehen und konnte nichts erspähen.«

Allmählich ließ mein Schwindelgefühl nach, obwohl mir das Blut bei jedem Herzschlag immer noch schmerzhaft durch Hals und Schläfen pulste; ich konnte die blauen Flecken an meinen Ellbogen und Schultern fühlen und eine deutlich spürbare breite Prellung in meinem Rücken von

meinem Sturz gegen die Reling.

»Wir haben die Besatzung zum Großteil in den Frachtraum gesperrt«, sagte Jamie und wies kopfnickend auf den Mann in der Hängematte, »bis auf diesen Kerl hier. Ich wusste nicht, ob du erst einen Blick auf ihn werfen wolltest. Medizinisch, meine ich«, fügte er hinzu, als er sah, dass ich ihn nicht verstand. »Obwohl ich nicht glaube, dass er schwer verletzt ist.«

Ich wankte auf den Mann in der Hängematte zu und sah, dass es der Steuermann war, der versucht hatte, mich zu erwürgen. Er hatte eine dicke Beule auf der Stirn, und an einem seiner Augen bildete sich gerade ein monströses Veilchen, doch nach allem, was ich sehen konnte, als ich mich im Zwielflicht über ihn beugte, waren seine Pupillen gleich groß, und er atmete so regelmäßig, wie es mit dem Lumpen möglich war, den man ihm in den Mund gestopft hatte. Einen Moment lang stand ich da und starrte ihn an. Es war schwer zu sagen - das einzige Licht kam durch ein Prismenglas, das oben in das Deck eingelassen war -, doch ich hatte den Eindruck, dass das, was ich für ein böses Funkeln gehalten hatte, in Wirklichkeit nur ein Ausdruck der Verzweiflung war.

»Müsst Ihr vielleicht pinkeln?«, erkundigte ich mich höflich.

Der Mann und Jamie stießen beinahe identische Laute aus, obwohl es im ersten Fall das Stöhnen eines Mannes in Not war und in Jamies Fall ein enervierter Ausruf.

»In Gottes Namen!«, sagte er und packte meinen Arm,

den ich nach dem Mann ausgestreckt hatte. »Ich kümmerge mich um ihn. Geh nach oben.« Seinem strapazierten Tonfall war anzumerken, dass sein Geduldsfaden kurz vor dem Zerreißen war, und es war sinnlos, mit ihm zu diskutieren. Ich ließ die beiden allein und stieg vorsichtig die Treppe zur Luke hinauf, begleitet von gälischem Gemurmel, das ich gar nicht erst zu übersetzen versuchte.

Der Wind war so heftig, dass ich alarmierend ins Wanken geriet, als er sich in meinen Rücken verfang. Doch ich packte ein Tau und hielt mich fest, um mir von der frischen Luft den Kopf freipusten zu lassen, bevor ich mich stabil genug für den Weg zum Heck fühlte. Dort fand ich Ian, der wie angekündigt auf einem Fass saß und eine geladene Pistole nachlässig auf dem Knie liegen hatte, während er sich anscheinend in aller Freundschaft mit dem Seemann am Steuer unterhielt.

»Tante Claire! Geht es dir wieder gut?«, fragte er. Dabei sprang er auf und winkte mich zu seinem Fass.

»Ja«, sagte ich und nahm das Angebot an. Ich glaubte zwar nicht, dass etwas in meinem Knie gerissen war, aber ein wenig schmerzhaft fühlte es sich doch an. »Claire Fraser«, sagte ich und nickte dem Herrn am Steuer freundlich zu - es war ein Schwarzer, dessen Gesicht mit kunstvollen Tätowierungen verziert war, obwohl er vom Hals abwärts normale Seemannskleidung trug.

»Guinea Dick«, sagte er mit einem breiten Grinsen, bei dem er - ohne jeden Zweifel - spitz gefeilte Zähne zeigte. »Diener, Ma'm!«

Einen Moment lang betrachtete ich ihn mit offenem Mund, doch dann gewann ich meine Selbstkontrolle zumindest ansatzweise zurück und lächelte ihn an.

»Wie ich sehe, holt sich Seine Majestät Seine Seeleute, wo er sie finden kann«, murmelte ich lan zu.

»So ist es. Mr. Dick hier wurde auf einem Piratenschiff aus Guinea in den Dienst gepresst. Dort hatte man ihn von einem Sklavenschiff geholt, das ihn wiederum aus einem Sklavenlager an der Küste Guineas hatte. Ich bin mir nicht sicher, ob er die Unterbringung auf einem Schiff Seiner Majestät für eine Verbesserung hält - aber er sagt, er hat nichts dagegen, mit uns zu kommen.«

»Und traust du ihm über den Weg?«, fragte ich in stockendem Gälisch.

Ian warf mir einen leicht schockierten Blick zu. »Natürlich nicht«, erwiderte er in derselben Sprache. »Und bitte sei so gut, ihm nicht zu nahe zu kommen, Frau des Bruders meiner Mutter. Er sagt zwar, er isst kein Menschenfleisch, doch das bedeutet nicht, dass er ungefährlich ist.«

»Schön«, sagte ich jetzt wieder auf Englisch. »Was ist denn aus -«

Bevor ich meine Frage beenden konnte, brachte mich ein lauter Plumps an Deck dazu, mich umzudrehen, und ich sah John Smith - den Herrn der fünf Ohrringe -, der aus der Takelage gesprungen war. Er lächelte ebenfalls, als er mich sah, doch seine Miene war angespannt.

»Alles gut bis jetzt«, sagte er zu Ian und tippte sich an

mich gewandt an die Stirn. »Geht es Euch gut, Ma'am?«

»Ja.« Ich blickte zum Heck, entdeckte aber nichts außer lebhaften Wellen. In allen anderen Richtungen sah es genauso aus. »Äh ... Wisst Ihr zufällig, wohin wir unterwegs sind, Mr. Smith?«

Er blickte ein wenig überrascht drein.

»Aber nein, Ma'am. Der Kapitän hat es uns nicht gesagt.«

»Der Kap-«

»Er meint Onkel Jamie«, sagte Ian, und es klang belustigt. »Erbricht er sich eigentlich gerade dort unten?«

»Nicht, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe.« Mich beschlich langsam ein ungutes Gefühl. »Soll das heißen, dass *niemand* an Bord dieses Schiffes die geringste Ahnung hat, wohin wir unterwegs sind - oder auch nur, auf welchem Kurs wir uns befinden?«

Beredtes Schweigen folgte meiner Frage.

Ich hustete.

»Der, äh, Kanonier. Nicht der mit der verletzten Stirn - der andere. Weißt du, wo er ist?«

Ian wandte sich ab und blickte auf das Wasser hinaus.

»Oh«, sagte ich. An der Stelle, auf die der Mann gestürzt war, nachdem ich auf ihn eingestochen hatte, befand sich ein großer Blutfleck auf dem Deck. »Oh«, sagte ich noch einmal.

»Wobei mir wieder einfällt, Tante Claire - ich habe das

hier an Deck gefunden.« Ian zog mein Messer aus seinem Gürtel und reichte es mir. Ich sah, dass es gereinigt worden war.

»Danke.« Ich schob es durch den Schlitz in meinen Rücken wieder in seine Scheide, die immer noch an meinem Bein befestigt war, obwohl mir jemand den zerrissenen Rock mit der Tasche ausgezogen hatte - ich dachte an das Gold und hoffte, dass es Jamie gewesen war. Ich fühlte mich höchst merkwürdig, als wären meine Knochen mit Luft gefüllt. Wieder hustete und schluckte ich und massierte mir den wunden Hals, bevor ich auf unser brisantes Thema zurückkam.

»Also weiß *niemand*, wohin wir fahren?«

John Smith lächelte schwach.

»Nun, wir fahren nicht aufs offene Meer hinaus, Ma'am, falls Ihr das befürchtet habt.«

»Das habe ich. Woher wisst Ihr das?«

Sie lächelten alle drei.

»Sonne da drüben«, sagte Mr. Dick und wies schulterzuckend auf den fraglichen Himmelskörper. Dann wies er kopfnickend in dieselbe Richtung. »Dann Land auch da.«

»Ah.« Nun, das war schon einmal beruhigend. Und da »Sonne da drüben« stand - und tatsächlich rasch im Westen versank -, bedeutete dies, dass wir nach Norden fuhren.

An diesem Punkt mischte sich Jamie unter das Volk. Er

sah blass aus.

»Kapitän Fraser«, sagte Smith respektvoll.

»Mister Smith.«

»Befehle, Käpt'n?«

Jamie starrte ihn verständnislos an.

»Es würde mich freuen, wenn wir nicht sinken. Schafft Ihr das?«

Mr. Smith versuchte erst gar nicht, sich das Grinsen zu verkneifen.

»Wenn wir nicht wieder mit einem Schiff zusammenstoßen oder mit einem Wal, Sir, können wir, glaube ich, weiterschwimmen.«

»Gut. Dann seid so gut und passt auf.« Jamie wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und richtete sich auf. »Gibt es einen Hafen, den wir im Lauf des morgigen Tages erreichen könnten? Der Steuermann sagt zwar, es gibt Wasser und Lebensmittel für drei Tage, aber je weniger wir davon brauchen, umso besser.«

Smith wandte sich blinzeln dem unsichtbaren Land zu, und seine Ohrringe reflektierten die sinkende Sonne.

»Nun, an Norfolk sind wir vorbei«, sagte er nachdenklich. »Der nächste große reguläre Hafen wäre dann New York.«

Jamie warf ihm einen säuerlichen Blick zu.

»Liegt denn die britische Marine nicht in New York vor Anker?«

Mr. Smith hustete.

»Soweit ich weiß, ja. Aber sie könnten natürlich weitergefahren sein.«

»Eigentlich hatte ich eher an einen kleinen Hafen gedacht«, sagte Jamie. »Sehr klein.«

»Wo das Eintreffen eines königlichen Marinekutters keinen größeren Eindruck auf die Einwohner machen könnte?«, erkundigte ich mich. Ich konnte ihm sein Bedürfnis, so schnell wie möglich an Land zu gehen, zwar nachfühlen, doch die Frage war - was dann?

Erst ganz allmählich dämmerte mir das Ausmaß unserer Lage. Innerhalb einer Stunde waren wir von Passagieren auf dem Weg nach Schottland zu Flüchtlingen auf dem Weg nach Gott weiß wo geworden.

Jamie schloss die Augen und holte tief Luft. Der Seegang war heftig, und ich sah, dass er abermals grün geworden war. Und mit einem beklommenen Stich begriff ich, dass ich meine Akupunkturnadeln verloren hatte, denn sie waren bei meinem hastigen Aufbruch auf der *Teal* zurückgeblieben.

»Was ist denn mit Rhode Island oder New Haven in Connecticut?«, fragte ich. »Die *Teal* war doch ohnehin nach New Haven unterwegs - und ich glaube, in beiden Häfen ist es sehr viel weniger wahrscheinlich, dass wir auf Loyalisten oder britische Truppen stoßen.«

Jamie nickte, die Augen immer noch geschlossen, und verzog das Gesicht, als das Schiff schlingerte.

»Aye, vielleicht.«

»Nicht Rhode Island«, wandte Smith ein. »Die Briten sind im Dezember in den Hafen von Newport eingelaufen, und die amerikanische Marine - oder was sich so nennt - liegt in Providence eingeschlossen. Selbst wenn sie nicht auf uns feuern, wenn sie uns unter britischer Flagge in Newport einlaufen sehen« - er wies auf den Mast, an dem unverändert der Union Jack flatterte -, »könnte uns am Ufer ein wärmerer Empfang blühen, als uns lieb ist.«

Jamie hatte ein Auge geöffnet und betrachtete Smith nachdenklich.

»Dann hegt Ihr also selbst keine Sympathien für die Loyalisten, Mr. Smith? Denn wenn es so wäre, gäbe es ja nichts Leichteres, als mir zu sagen, dass ich Newport ansteuern soll; ich hätte es schließlich nicht besser gewusst.«

»Nein, Sir.« Smith zupfte an einem seiner Ohrringe. »Ich bin allerdings auch kein Separatist. Aber ich hege eine deutliche Abneigung dagegen, noch einmal versenkt zu werden. Ich denke, dass ich mein Glück in dieser Hinsicht mehr oder weniger aufgebraucht habe.«

Jamie nickte. Er sah elend aus.

»New Haven also«, sagte er, und ich spürte einen leisen Stoß beklommener Aufregung. Ob ich Hannah Arnold doch begegnen würde? Oder - und das war eine weitaus beklemmendere Vorstellung - Oberst Arnold selbst? Er musste seine Familie doch hin und wieder besuchen.

Es folgte eine Diskussion über die technischen

Einzelheiten und die Navigation, in deren Verlauf lautstark zwischen dem Deck und der Takelage hin und her argumentiert wurde. Jamie wusste zwar, wie man mit einem Sextanten und einem Astrolabium umging - Ersteren gab es tatsächlich -, doch er hatte keine Ahnung, wie man die so gewonnenen Erkenntnisse auf die Steuerung eines Schiffes ummünzte. Die zwangsrekrutierten Seeleute von der *Teal* waren zwar mehr oder weniger bereit, das Schiff zu fahren, wohin wir es auch immer fahren wollten, da sich ihnen ansonsten nur die Alternative bot, als unfreiwillige Piraten festgenommen, vor Gericht gestellt und hingerichtet zu werden. Doch obwohl sie brauchbare Seeleute waren, besaß keiner von ihnen irgendwelche navigatorischen Kenntnisse.

So blieben uns zwei mögliche Strategien, nämlich einmal, die gefangenen Seeleute im Frachtraum zu befragen, herauszufinden, ob irgendjemand von ihnen das Schiff steuern konnte, und sie, falls ja, mit Gewalt oder Gold dazu zu bewegen, dies zu tun - oder in Sichtweite der Küste zu segeln, was nicht nur langsamer war und die Gefahr mit sich brachte, auf Sandbänke oder britische Kriegsschiffe zu stoßen, sondern auch unsicher, weil keiner der anwesenden Seeleute von der *Teal* den Hafen von New Haven je gesehen hatte.

Da ich keinen nützlichen Beitrag zu diesem Gespräch leisten konnte, trat ich an die Reling und sah zu, wie die Sonne tiefer sank, während ich mich fragte, wie groß wohl die Wahrscheinlichkeit war, dass wir im Dunkeln auf Grund

liefen, wenn wir uns nicht mehr an der Sonne orientieren konnten.

Das war ein frostiger Gedanke, doch der Wind war noch frostiger. Ich hatte bei meinem abrupten Abgang von der *Teal* nur eine leichte Jacke getragen, und ohne meinen wollenen Überrock schnitt mir der Seewind durch die Kleider wie ein Messer. Dieses unglückselige Bild erinnerte mich an den toten Kanonier, und ich nahm mich zusammen und sah mich nach dem dunklen Blutfleck auf dem Deck um.

Dabei fiel mir der Hauch einer Bewegung am Heck ins Auge, und ich öffnete den Mund, um zu rufen. Ich brachte zwar keinen Ton zuwege, doch zufällig blickte Jamie in meine Richtung, und was auch immer er in meinen Gesicht sah, reichte aus. Er drehte sich um und stürzte sich ohne jedes Zögern auf Guinea Dick, der irgendwie ein Messer aufgetrieben hatte und im Begriff war, es lan in den unachtsam abgewandten Rücken zu stoßen.

lan fuhr bei dem Geräusch herum, sah, was vorging, drückte dem überraschten Mr. Smith die Pistole in die Hände und stürzte sich in das Menschenknäuel, das unter dem schwankenden Steuerruder umherrollte. Ohne Steuermann verlor das Schiff an Fahrt, seine Segel sackten zusammen, und es begann alarmierend zu schwanken.

Mit zwei Schritten überquerte ich das krängende Deck und nahm Mr. Smith die Pistole aus der Hand. Er sah mich an und blinzelte verblüfft.

»Nicht dass ich Euch nicht trauen würde«, sagte ich entschuldigend. »Ich kann es nur einfach nicht riskieren. Alles in allem.« Erstaunlich ruhig - alles in allem - überprüfte ich die Pistole - sie war geladen und gespannt; ein Wunder, dass sie bei all dem Hin und Her nicht von selbst losgegangen war - und zielte mitten auf das Handgelenke, um dann abzuwarten, wer wohl als Erster daraus zum Vorschein kommen würde.

Mr. Smith ließ den Blick zwischen mir und dem Kampf hin und her wandern, dann wich er mit vorsichtig erhobenen Händen langsam zurück.

»Ich bin dann ... oben«, sagte er. »Falls man mich braucht.«

Der Ausgang hatte zwar von Anfang an festgestanden, doch Mr. Dick hatte sich tapfer geschlagen. Ian erhob sich langsam. Er fluchte und drückte den Unterarm auf sein Hemd, wo eine klaffende Wunde rote Flecken hinterließ.

»Der kleine Verräter hat mich *gebissen!*«, japste er außer sich. »Gottverdammter Kannibalenheide!« Er trat auf seinen ehemaligen Gegner ein, der zwar grunzte, sich aber nicht regte, und griff dann mit einem wütenden Fluch nach dem schwingenden Steuerknüppel. Er bewegte ihn hin und her, um den richtigen Kurs zu finden, und das Schiff hörte auf zu schwanken und drehte sich in den Wind, während sich seine Segel wieder füllten.

Jamie wälzte sich von Mr. Dicks am Boden liegender Gestalt herunter und setzte sich neben ihn. Er ließ den Kopf hängen und rang nach Luft. Ich ließ die Pistole sinken und

entspannte den Hahn.

»Geht es?«, fragte ich ihn der Form halber. Auf merkwürdig abwesende Weise fühlte ich mich ganz ruhig.

»Ich versuche, mich daran zu erinnern, wie viele Leben ich noch übrig habe«, sagte er zwischen zwei keuchenden Atemzügen.

»Vier glaube ich. Oder fünf. Du glaubst doch nicht, dass das hier ein Beinahetreffer war, oder?« Ich warf einen Blick auf Mr. Dick, dessen Gesicht ziemlich mitgenommen aussah. Jamie selbst hatte einen großen roten Fleck auf der Wange, der in ein paar Stunden mit Sicherheit schwarz und blau sein würde, und er hielt sich den Bauch, schien ansonsten jedoch unverletzt zu sein.

»Zählt es, wenn man fast an der Seekrankheit stirbt?«

»Nein.« Mit einem argwöhnischen Blick auf den am Boden liegenden Steuermann hockte ich mich neben Jamie und musterte ihn genau. Die sinkende Sonne tauchte das Deck in rotes Licht und machte es unmöglich, seine Gesichtsfarbe zu beurteilen. Jamie streckte die Hand aus, und ich gab ihm die Pistole, die er in seinen Gürtel steckte. An dem er, wie ich sah, auch den Dolch und seine Messerscheide wieder befestigt hatte.

»Hattest du keine Zeit, ihn zu ziehen?«, fragte ich und wies kopfnickend auf den Dolch.

»Ich wollte ihn ja nicht umbringen. Er ist doch nicht tot, oder?« Mit sichtlicher Anstrengung drehte er sich auf alle viere und atmete einen Moment tief durch, bevor er sich mit

einem Ruck hinstellte.

»Nein. Er kommt gleich wieder zu sich.« Ich richtete den Blick auf Ian, der zwar das Gesicht von uns abgewandt hatte, dessen Körperhaltung jedoch Bände sprach. Seine steifen Schultern, sein roter Nacken und seine geballten Unterarmmuskeln kündeten von Wut und Scham, was ja verständlich war, doch seine durchhängende Wirbelsäule drückte Trostlosigkeit aus. Das verwunderte mich, bis mir ein Gedanke kam und sich meine seltsame Ruhe mit einem Schlag in Grauen verwandelte, weil ich begriff, was der Grund für seine Unachtsamkeit gewesen war.

»Rollo!«, flüsterte ich und klammerte mich an Jamies Arm. Er hob aufgeschreckt den Kopf, sah Ian und tauschte einen entsetzten Blick mit mir aus.

»O Gott«, sagte er leise.

Die Akupunkturnadeln waren nicht das einzig Wertvolle, was auf der *Teal* geblieben war.

Rollo war jahrelang Ians engster Begleiter gewesen. Der gigantische Nachkomme der beiläufigen Begegnung zwischen einem Irischen Wolfshund und einem Wolf jagte den Seeleuten auf der *Teal* solche Angst ein, dass Ian ihn in der Kajüte eingesperrt hatte; ansonsten hätte er Kapitän Stebbings wahrscheinlich auch die Gurgel herausgebissen, als die Seeleute Ian ergriffen. Was würde er tun, wenn er begriff, dass Ian fort war? Und was würden Kapitän Stebbings, seine Männer oder die Besatzung der *Teal* dann mit *ihm* tun?

»Himmel. Sie werden den Hund erschießen und ihn über Bord werfen«, sprach Jamie meine Gedanken aus und bekreuzigte sich.

Ich musste wieder an den Hammerhai denken, und ein heftiger Schauer durchfuhr mich. Jamie drückte mir fest die Hand.

»O Gott«, sagte er noch einmal ganz leise. Er blieb einen Moment stehen und überlegte, dann schüttelte er sich, ganz wie Rollo, wenn er sich das Wasser aus dem Pelz schüttelte, und ließ meine Hand los.

»Ich muss mit der Besatzung sprechen, und wir müssen dafür sorgen, dass sie zu essen bekommen - und die Seeleute im Frachtraum auch. Würdest du nach unten gehen, Sassenach, und nachsehen, was du mit der Kombüse anfangen kannst? Ich ... will nur vorher kurz mit Ian sprechen.« Ich sah die Bewegung in seinem Hals, als er den Blick auf Ian richtete, der starr wie ein hölzerner Indianer am Heck stand, das ersterbende Licht grell im tränenlosen Gesicht.

Ich nickte und hielt schwankend auf die klaffende Luke zu, hinter der der Abstieg in die Dunkelheit begann.

DIE KOMBÜSE WAR NICHT MEHR ALS EIN WINZIGER WÜRFEL UNTER DECK AM Ende der Messe, mit einer Art flachem Ziegelaltar für das Feuer, mehreren Geschirrborden auf dem Schott und einem Hängegestell für Töpfe, Topflappen, Spültücher und andere

Küchengeräte. Sie war problemlos zu finden; das Kombüsenfeuer, in dem - Gott sei Dank! - noch einige Kohlen glühten, strahlte ein dumpfes rotes Leuchten aus.

Unter der winzigen Arbeitsfläche standen eine Sandkiste, ein Kohlenkasten und ein Korb mit Zündholz, und ich machte mich auf der Stelle daran, das Feuer wieder anzufachen. Über dem Feuer hing ein Kessel, dessen Inhalt durch die Schlingerbewegungen des Schiffs übergeschwappt war, dabei das Feuer zum Teil gelöscht und gummiartige Spuren an der Kesselwand hinterlassen hatte. Wieder mein Glück, dachte ich. Hätte der Brei das Feuer nicht weitgehend gelöscht, wäre der Kesselinhalt längst verkokelt gewesen, und ich hätte von vorn mit dem Abendessen beginnen können.

Möglicherweise buchstäblich von vorn. Vor der Kombüse standen mehrere Käfige mit Hühnern aufeinandergestapelt; sie hatten in der warmen Dunkelheit vor sich hin gedöst, waren aber von meinen Bewegungen geweckt worden. Sie flatterten glucksend hin und her, ruckten aufgeregt mit ihren albernem Köpfen, und ihre Knopfaugen blinzelten mir rot durch die Holzgitter entgegen.

Ich fragte mich, ob es wohl noch andere Tiere an Bord gab, doch wenn es so war, lebten sie zum Glück nicht in der Kombüse. Ich rührte den Kessel um, der eine Art klebrigen Eintopf zu enthalten schien, und machte mich dann auf die Suche nach Brot. Ich wusste, dass es irgendwelches Backwerk geben musste; Seeleute lebten entweder von Schiffszwieback oder von Brot. Nur wo?

Schließlich fand ich es; mehrere harte braune Laibe, die in einer dunklen Ecke in einem Netz von der Decke hingen. Wahrscheinlich, um sie vor den Ratten zu schützen, dachte ich und sah mich kritisch auf dem Boden um. Mehl musste es eigentlich ebenfalls geben, dachte ich - oh, natürlich. Es würde im Frachtraum sein, zusammen mit den anderen Schiffsvorräten. Und den erbosten Überresten der ursprünglichen Besatzung. Nun, um sie würden wir uns später Gedanken machen. Ich hatte hier genug, um heute Abend alle satt zu bekommen. Auch über das Frühstück würde ich mir später Gedanken machen.

Die Anstrengung, das Feuer anzufachen und Kombüse und Messe zu durchsuchen, wärmte mich und lenkte mich von meinen Schmerzen ab. Das Gefühl ungläubiger Eiseskälte, das über mich gekommen war, seit ich über die Reling der *Teal* gegangen war, begann sich zu zerstreuen.

Das hatte allerdings auch seine schlechten Seiten. Denn als ich aus meiner schockartigen Betäubung aufwachte, begann ich, das wahre Ausmaß unserer gegenwärtigen Lage zu begreifen. Wir steuerten nicht mehr auf Schottland und die Gefahren des Atlantiks zu, sondern waren auf einem fremden Schiff mit einer unerfahrenen, von Panik gelähmten Besatzung unterwegs zu einem unbekannten Ziel. Und wir hatten uns tatsächlich gerade auf hoher See der Piraterie schuldig gemacht, ganz zu schweigen von den Verbrechen des Widerstandes gegen die Zwangsrekrutierung und des Überfalls auf die Königliche Marine. Und Mord. Ich schluckte, wobei mein Hals

schmerzte, und trotz der Wärme des Herdfeuers erschauerte ich.

Der Ruck, mit dem das Messer auf den Knochen getroffen war, hallte immer noch in meinen eigenen Armknochen wider. Wie war es nur möglich, dass ich ihn getötet hatte? Ich wusste, dass ich nicht in das Innere seines Brustkorbs vorgedrungen war, dass ich unmöglich die Halsschlagadern getroffen haben konnte ... Schock natürlich ... Aber konnte der Schock allein ...?

Ich konnte jetzt nicht über den toten Kanonier nachdenken und verdrängte entschlossen jeden Gedanken an ihn. Später, sagte ich mir. Ich würde mich schon damit abfinden - es war schließlich Notwehr gewesen -, und ich würde für seine Seele beten, nur später. Nicht jetzt.

Nicht dass die anderen Gedanken, die mir bei der Arbeit kamen, sehr viel ansprechender waren. Ian und Rollo ... Nein, daran wollte ich ebenso wenig denken.

Ich schabte entschlossen mit einem Holzlöffel über den Boden des Kessels. Der Eintopf war unten ein wenig angebrannt, aber noch essbar. Es schwammen Knochen darin, und er war dick, gummiartig und klumpig. Ich würgte meinen Ekel herunter, füllte einen kleineren Topf mit Wasser und hängte ihn zum Kochen auf.

Navigation. Das war das Thema, das ich mir als Gegenstand meiner Sorgen auswählte, denn es war zwar lebenswichtig, doch es war nicht mit dem emotionalen Ballast behaftet, der mit einigen der anderen Themen auf meiner geistigen Liste einherging. Wie voll war der Mond?

Ich versuchte, mir ins Gedächtnis zu rufen, wie er in der vergangenen Nacht ausgesehen hatte, an Deck der *Teal*. Eigentlich war er mir gar nicht aufgefallen, also war er nicht annähernd voll; der Vollmond, der aus der See aufsteigt, ist ein atemberaubender Anblick - dieser leuchtende Pfad auf dem Wasser, der so aussieht, als könnte es ganz einfach sein, über die Reling zu steigen und geradewegs auf dieses friedvolle Leuchten zuzugehen.

Nein, kein friedvolles Leuchten letzte Nacht. Ich war sehr spät noch zur Schiffslatrine gegangen, statt den Nachttopf zu benutzen. An Deck war es dunkel gewesen, und ich war einen Moment an der Reling stehen geblieben, weil die langen Wogen der Dünung phosphoreszierten, ein wunderschönes, gespenstisches grünes Glimmern unter Wasser, und das Kielwasser des Schiffs pflügte eine leuchtende Furche durch das Meer.

Neumond also, beschloss ich, oder ein Sichelmond, was auf das Gleiche hinauslief. Wir konnten uns also dem Ufer nicht bei Nacht nähern. Ich wusste zwar nicht, wie weit wir uns im Norden befanden - vielleicht wusste John Smith es ja? -, doch mir war bekannt, dass es an der Chesapeake-Küste von Kanälen, Sandbänken, Wattenmeeren ... und Schiffen nur so wimmelte. Doch halt, Smith hatte gesagt, wir wären an Norfolk schon vorbei.

»Ach, zum Kuckuck!«, sagte ich entnervt. »Wo ist denn Norfolk?« Ich wusste, wie man es vom Highway I-64 aus erreichte, aber ich hatte keine Ahnung, wie der vermaledeite Ort vom Meer her aussah.

Und wenn wir gezwungen waren, uns während der Nacht weit vom Land fernzuhalten, was hinderte uns dann daran, *sehr* weit auf das Meer hinauszutreiben?

»Nun, positiv betrachtet, brauchen wir immerhin keine Angst zu haben, dass uns der Sprit ausgeht«, machte ich mir selber Mut. Nahrung und Wasser ... nun, zumindest vorerst nicht.

Damit schien mir der Stoff für unpersönliche Sorgen auszugehen. Was war mit Jamies Seekrankheit? Oder anderen möglichen medizinischen Katastrophen an Bord? Ja, das war gut. Ich hatte keine Heilpflanzen, kein Nähmaterial, kein Verbandszeug, keine Instrumente. Derzeit waren die einzigen Heilmittel, die mir zur Verfügung standen, kochendes Wasser und die Kunstfertigkeit meiner beiden Hände.

»Ich könnte wahrscheinlich einen Arm einrenken oder meinen Daumen auf eine spritzende Arterie halten«, sagte ich laut. »Aber das ist auch schon alles.«

»Äh ...«, sagte eine zutiefst verunsicherte Stimme hinter mir, und ich fuhr herum, wobei mir aus Versehen der Eintopf von der Kelle flog.

»Oh, Mr. Smith.«

»Ich wollte Euch nicht überrumpeln, Ma'am.« Er schlich ins Licht wie eine argwöhnische Spinne und hielt sich vorsichtig auf Abstand. »Vor allem nicht, nachdem ich gesehen habe, dass Euch Euer Neffe das Messer zurückgegeben hat.« Er lächelte ein wenig, um anzuzeigen,

dass dies ein Scherz war, doch er fühlte sich sichtlich unwohl. »Ihr ... äh ... könnt wirklich gut damit umgehen, das muss ich sagen.«

»Ja«, sagte ich ausdruckslos und griff nach einem Lappen, um den Eintopf aufzuwischen. »Ich habe Übung darin.«

Es folgte beredtes Schweigen. Eine Minute später hustelte er.

»Mr. Fraser schickt mich, um - ganz vorsichtig - anzufragen, ob es wohl bald etwas zu essen gibt?«

Darauf musste ich trotz allem lachen.

»War das ›vorsichtig‹ seine Idee oder Eure?«

»Seine«, erwiderte er prompt.

»Ihr könnt ihm sagen, das Essen ist fertig, wann immer die Männer kommen möchten. Oh - Mr. Smith?«

Seine Ohrringe baumelten, so schnell wandte er sich zurück.

»Ich frage mich nur - was meinen die Männer ... Nun, natürlich müssen sie sehr bestürzt sein - aber was sagen die Seeleute von der *Teal* zu den ... äh ... jüngsten Entwicklungen? Falls Ihr das zufällig wisst, meine ich«, fügte ich hinzu.

»Das weiß ich. Es ist keine zehn Minuten her, dass mich Mr. Fraser genau das gefragt hat«, sagte er mit schwach belustigter Miene. »In der Takelage wird natürlich darüber geredet, wie Ihr Euch vorstellen könnt, Ma'am.«

»Oh, das kann ich.«

»Nun, wir sind natürlich sehr erleichtert, weil man uns nicht zwangsrekrutiert hat. Wenn das geschehen wäre, hätten wir unsere Familien wohl jahrelang nicht mehr zu sehen bekommen. Ganz zu schweigen davon, dass wir vielleicht gezwungen gewesen wären, gegen unsere eigenen Landsleute zu kämpfen.« Er kratzte sich am Kinn; wie die anderen Männer nahm auch er allmählich das stoppelige Aussehen eines Piraten an. »Andererseits ... Nun, Ihr müsst zugeben, dass unsere Lage im Moment nicht so ist, wie es uns unsere Freunde wünschen würden. Gefährlich, will ich damit sagen, und noch dazu sind uns unsere Kleider und unser Lohn abhandengekommen.«

»Ja, das verstehe ich. Was wäre denn von Eurem Standpunkt aus die wünschenswerteste Lösung?«

»So nahe wie möglich bei New Haven an Land zu gehen, aber nicht im Hafen. Das Schiff auf eine Sandbank laufen zu lassen und es in Brand zu stecken«, erwiderte er prompt. »Mit dem Boot ans Ufer zu fahren und dann zu laufen, was das Zeug hält.«

»Würdet Ihr das Schiff denn mit den Seeleuten im Frachtraum anzünden?«, fragte ich aus Neugier. Zu meiner Erleichterung schien ihn die bloße Andeutung zu schockieren.

»O nein, Ma'am! Vielleicht möchte Mr. Fraser sie ja gern den Kontinentalen zurückbringen und sie eintauschen, aber uns würde es nicht stören, wenn sie freigelassen werden.«

»Das ist sehr großzügig von Euch«, versicherte ich ihm ernst. »Und Mr. Fraser ist Euch gewiss sehr dankbar für Eure Empfehlungen. Wisst Ihr, äh, wo sich die Kontinentalarmee gerade befindet?«

»Irgendwo in New Jersey, habe ich gehört«, erwiderte er mit einem kurzen Lächeln. »Ich glaube aber nicht, dass sie besonders schwer zu finden wäre, wenn Ihr sie sucht.«

Neben der königlichen Marine war die Kontinentalarmee das Letzte, was ich gern zu Gesicht bekommen wollte, nicht einmal aus großer Entfernung. New Jersey schien mir jedoch beruhigend weit entfernt zu sein.

Ich schickte ihn in das Mannschaftsquartier, um nach Besteck zu suchen - jeder Mann hatte normalerweise sein eigenes Messebesteck in seiner Truhe -, und widmete mich der kniffligen Aufgabe, die beiden Lampen über dem Tisch anzuzünden, damit wir sehen konnten, was wir aßen.

Nachdem ich den Eintopf genauer inspiziert hatte, fand ich zwar nicht mehr, dass wir Licht brauchten, doch angesichts der Mühe, die es gekostet hatte, die Lampen anzuzünden, wollte ich sie auch nicht mehr löschen.

Alles in allem war es kein schlechtes Essen. Allerdings hätte es wahrscheinlich auch keine Rolle gespielt, wenn ich den Männern rohe Grütze und Fischköpfe vorgesetzt hätte; sie waren ausgehungert. Sie schlangen das Essen herunter wie ein munterer Heuschreckenschwarm - in Anbetracht unserer Lage waren sie bemerkenswert gut gelaunt. Nicht zum ersten Mal staunte ich darüber, wie wunderbar Männer inmitten großer Unsicherheit und Gefahr

funktionieren können.

Das lag natürlich zum Teil an Jamie. Es war unmöglich, die Ironie der Tatsache zu übersehen, dass jemand, der die See und alle Schiffe so hasste wie er, plötzlich zum Kapitän eines Marinekutters wurde, doch bei aller Abneigung gegen Schiffe wusste er zumindest mehr oder weniger, wie sie funktionierten - und er hatte nicht nur die Gabe, angesichts chaotischer Zustände die Ruhe zu bewahren, sondern er war der geborene Anführer.

»Wenn du die Vernunft wahren kannst, wenn alle um dich herum den Verstand verlieren und es dir zum Vorwurf machen ...«, dachte ich, während ich beobachtete, wie er ruhig und vernünftig mit den Männern sprach.

Bis hierhin hatte mich das pure Adrenalin auf den Beinen gehalten, doch jetzt, da ich nicht mehr unmittelbar in Gefahr war, verblasste seine Wirkung schnell. Erschöpfung, Sorge und mein schmerzender Hals hatten mich nur ein oder zwei Bissen Eintopf essen lassen. Meine blauen Flecken hatten zu pochen begonnen, und mein Knie fühlte sich sehr empfindlich an. Ich befand mich gerade mitten in meiner morbiden Inventur der körperlichen Schäden, als ich Jamies Blick auf mir ruhen sah.

»Du brauchst etwas zu beißen, Sassenach«, sagte er sanft. »Iss.« Ich öffnete den Mund, um zu sagen, dass ich keinen Hunger hatte, überlegte es mir aber anders. Er brauchte sich wirklich nicht auch noch um mich zu sorgen.

»Aye, aye, Käpt'n«, sagte ich. Ich ergab mich in mein Schicksal und griff nach meinem Löffel.

EINE KLEINE FÜHRUNG DURCH DIE KAMMERN DES HERZENS

Eigentlich sollte ich schlafen. Ich hatte den Schlaf weiß Gott nötig. Und ich würde herzlich wenig Gelegenheit zum Schlafen bekommen, bis wir New Haven erreichten. Falls wir je dort ankommen, meldete sich mein Hinterkopf skeptisch zu Wort, doch ich ignorierte diese Anmerkung, weil sie uns wahrhaftig nicht weiterhalf.

Ich sehnte mich danach, in den Schlaf zu sinken, genauso sehr, um den Ängsten und Unsicherheiten meiner Gedanken zu entfliehen, wie um meinem geplagten Körper die Gelegenheit zur Heilung zu geben. Doch ich war so müde, dass mein Verstand begonnen hatte, sich von meinem Körper zu trennen.

Das war ein bekanntes Phänomen. Ärzte, Soldaten und Mütter erleben es immer wieder; auch mir war es schon oft so ergangen. Wenn der Verstand im Nebel der Erschöpfung nicht mehr in der Lage ist, auf eine Notsituation zu reagieren, geht er einfach ein wenig auf Abstand und trennt sich sauber von den überwältigenden, selbstsüchtigen Bedürfnissen des Körpers. Aus dieser klinischen Distanz kann er die Dinge steuern, indem er Gefühle, Schmerzen und Müdigkeit umgeht, notwendige Entscheidungen trifft und kaltblütig die blinden Bedürfnisse des Körpers nach Nahrung, Wasser, Schlaf, Liebe oder

Trauer außer Kraft setzt und ihn über seine Grenzen hinwegtreibt.

Warum eigentlich Gefühle?, fragte ich mich dumpf. Ein Gefühl war doch wohl eine Funktion des Verstandes. Und doch schien es so tief im Körper verwurzelt zu sein, dass diese Verabschiedung des Verstandes auch die Gefühle unterdrückte.

Ich glaube, dass sich der Körper in solchen Momenten wehrt. Missachtet und missbraucht, lässt er den Verstand nicht einfach so zurückkehren. Oft dauert die Trennung an, bis man endlich schlafen kann. Während sich der Körper in aller Stille intensiv mit seiner Heilung beschäftigt, lässt sich der Verstand allmählich wieder in seiner aufgewühlten Hülle nieder, tastet sich vorsichtig über die gewundenen Pfade der Träume vor und schafft den erwünschten Frieden. Und beim Erwachen ist man wieder eins.

Nicht jedoch ich. Ich hatte das Gefühl, dass irgendetwas zu tun war, hatte aber keine Ahnung, was. Ich hatte den Männern das Essen aufgetischt, hatte auch den Gefangenen Verpflegung geschickt, nach den Verletzten gesehen, alle Pistolen neu geladen, den Kochtopf gespült ... Mein erlahmender Verstand leerte sich allmählich.

Ich legte meine Hände auf den Tisch, an dem ich nach wie vor saß. Meine Fingerspitzen tasteten sich an der Holzkörnung entlang, als seien die kleinen Rillen, die durch jahrelangen Gebrauch glatt geworden waren, die Landkarte, die es mir ermöglichen würde, meinen Weg in den Schlaf zu finden.

Vor meinem inneren Auge konnte ich mich dasitzen sehen. Schlank, beinahe abgehärtet; die Kante meiner Speiche malte sich deutlich unter der Haut meines Unterarms ab. Während der letzten Wochen der Reise war ich dünner geworden, als mir bewusst gewesen war. Meine Schultern waren vor Erschöpfung vornübergesunken. Mein Haar bestand aus einer buschigen, verknoteten Masse wilder Strähnen, von Silber und Weiß durchzogen, ein Dutzend Schattierungen aus Dunkel und Licht. Es erinnerte mich an etwas, das mir Jamie erzählt hatte, eine Redensart der Cherokee - sich die Schlangen aus dem Haar kämmen, das war es. Den Verstand von Sorge, Wut, Angst und der Besessenheit durch Dämonen zu befreien - das war es, sich die Schlangen aus dem Haar zu kämmen. Sehr treffend formuliert.

Natürlich besaß ich im Moment nicht einmal einen Kamm. Ich hatte zwar einen in der Tasche gehabt, ihn aber verloren.

Mein Verstand fühlte sich an wie ein Ballon, der hartnäckig an seiner Leine zerrte. Doch es widerstrebte mir, ihn loszulassen; plötzlich kam mir die irrationale Angst, dass er nicht mehr zurückkehren würde.

Also konzentrierte ich mich stattdessen mit aller Kraft auf die Details meiner Umgebung: das Gewicht des Hühnereintopfs und des Brotes in meinem Magen, den Geruch des Öls in den Lampen, heiß und fischig. Die Schritte auf dem Deck über mir und den Gesang des Windes. Das Zischen des Wassers an den Bordwänden.

Das Gefühl einer Klinge, die in einen Körper eindringt. Nicht machtvoll und zielsicher, nicht zum Zweck der planvollen Zerstörung einer Operation, die Schaden anrichtet, um zu heilen. Panisches Zusteichen, der stockende Ruck einer Klinge, die unerwartet auf einen Knochen trifft, das wilde Torkeln eines Messers außer Kontrolle. Und der große dunkle Fleck auf dem Deck, der frisch und nass nach Eisen roch.

»Das habe ich nicht gewollt«, flüsterte ich laut. »O Gott. Das habe ich nicht gewollt.«

Ohne jede Vorwarnung begann ich zu weinen. Kein Schluchzen, keine Weinkrämpfe, die mir die Kehle zuschnürten. Das Wasser quoll mir einfach in die Augen und lief mir über die Wangen, langsam wie kalter Honig. Tonloses Eingeständnis meiner Verzweiflung, während allmählich alles außer Kontrolle geriet.

»Was ist denn, Herz?«, erklang Jamies Stimme leise an der Tür.

»Ich bin so müde«, sagte ich mit belegter Stimme. »So müde.«

Die Bank ächzte unter seinem Gewicht, als er sich neben mich setzte, und ein schmutziges Taschentuch betupfte mir sanft die Wangen. Er legte einen Arm um mich und flüsterte mir auf Gälisch zu, tröstende Liebkosungen, mit denen man auch ein nervöses Tier beruhigt. Ich legte meine Wange an sein Hemd und schloss die Augen. Mir liefen zwar immer noch die Tränen über das Gesicht, doch allmählich fühlte ich mich besser; nach wie vor zu Tode erschöpft, aber nicht

mehr am Boden zerstört.

»Ich wünschte, ich hätte diesen Mann nicht umgebracht«, flüsterte ich. Seine Finger hatten mir das Haar hinter dem Ohr geglättet; jetzt hielten sie kurz inne, dann fuhren sie fort.

»Du hast niemanden umgebracht«, sagte er und klang überrascht. »War es das, was dich bekümmert hat, Sassenach?«

»Unter anderem, ja.« Ich setzte mich auf, wischte mir mit dem Ärmel die Nase ab und starrte ihn an. »Ich habe den Kanonier nicht umgebracht? Bist du sicher?«

Sein Mund verzog sich zu etwas, das ein Lächeln hätte sein können, wenn es etwas weniger grimmig gewesen wäre.

»Ganz sicher. Ich habe ihn nämlich umgebracht, *a nighean*.«

»Du - oh.« Ich zog die Nase hoch und sah ihn scharf an. »Sagst du das nicht nur, um mich zu beruhigen?«

»Nein.« Das Lächeln verblasste. »Ich wünschte auch, ich hätte ihn nicht umgebracht. Aber mir blieb kaum etwas anderes übrig.« Er streckte die Hand aus und schob mir mit dem Zeigefinger eine Locke hinter das Ohr. »Mach dir keine Sorgen, Sassenach. Ich halte es schon aus.«

Ich weinte wieder - diesmal jedoch richtig. Ich weinte vor Schmerz und vor Trauer und natürlich vor Angst. Doch der Schmerz und die Trauer galten Jamie und dem Mann, der ihm keine andere Wahl gelassen hatte, als ihn umzubringen, und das war etwas ganz anderes.

Nach einer Weile verebbte der Sturm, und ich blieb ermattet, aber heil zurück. Das summende Gefühl der Distanz war verschwunden. Jamie hatte sich verkehrt herum auf die Bank gesetzt und saß mit dem Rücken zum Tisch, während er mich auf dem Schoß hielt, und so verharrten wir eine Weile friedlich schweigend und sahen dem Glühen der erlöschenden Kohlen im Kombüsenfeuer und den Dampfwölkchen zu, die aus dem mit heißem Wasser gefüllten Kessel aufstiegen. *Ich sollte etwas aufsetzen, damit es die Nacht hindurch kochen kann*, dachte ich schläfrig. Ich richtete den Blick auf die Käfige, wo sich die Hühner zum Schlafen niedergelassen hatten. Hin und wieder ein kurzes Gackern, wenn eines von ihnen kurz aus seinem Hühnertraum auffuhr.

Nein, ich konnte mich heute Abend nicht dazu durchringen, ein Huhn zu schlachten. Die Männer mussten sich mit dem begnügen, was mir am Morgen in die Finger fiel.

Jamie hatte die Hühner auch bemerkt, allerdings in einem anderen Zusammenhang.

»Erinnerst du dich noch an Mrs. Bugs Hühner«, sagte er mit einem reumütigen Lächeln. »Klein Jemmy und Roger Mac?«

»O Gott. Die arme Mrs. Bug.«

Jemmy, der damals ungefähr fünf war, hatte die Aufgabe, täglich die Hennen zu zählen, um sicherzugehen, dass alle abends in den Hühnerstall zurückkehrten. Woraufhin natürlich das Törchen fest verschlossen wurde, um Füchse,

Dachse und andere Räuber mit einer Vorliebe für Hühner fernzuhalten. Doch Jem hatte es vergessen. Einmal nur, aber einmal war genug. Ein Fuchs war in den Hühnerstall eingedrungen und hatte ein schreckliches Blutbad angerichtet.

Es ist Unsinn zu sagen, dass der Mensch die einzige Kreatur ist, die nur zum Vergnügen tötet. Möglicherweise haben sie es vom Menschen gelernt, aber sämtliche Hundarten tun es auch - Füchse, Wölfe und theoretisch auch Haushunde. Die Wände des Hühnerstalls waren mit Blut und Federn tapeziert gewesen.

»Oh, meine Kleinen!«, hatte Mrs. Bug wieder und wieder gerufen, und die Tränen waren ihr wie Perlen über die Wangen gelaufen. »O meine armen, armen Kleinen!«

Jem, der in die Küche gerufen wurde, konnte nicht hinsehen.

»Es tut mir leid«, flüsterte er mit niedergeschlagenen Augen. »Es tut mir wirklich leid.«

»Nun, das sollte es auch«, hatte Roger zu ihm gesagt. »Aber das hilft uns jetzt auch nicht mehr, oder?«

Jemmy schüttelte stumm den Kopf, und die Tränen stiegen ihm in die Augen.

Roger räusperte sich, ein schroffer Drohlaut.

»Also schön. Wenn du alt genug bist, um eine Aufgabe anvertraut zu bekommen, bist du auch alt genug, um die Konsequenzen zu tragen, wenn du dieses Vertrauen brichst. Verstehst du mich?«

Es war zwar offensichtlich, dass Jem ihn nicht verstand, doch er nickte ernst mit dem Kopf und zog die Nase hoch.

Roger holte tief Luft.

»Ich meine«, sagte er, »dass du Prügel verdient hast.«

Jems kleines rundes Gesicht verlor jeden Ausdruck. Er kniff die Augen zusammen und sah mit offenem Mund seine Mutter an.

Brianna steuerte mit einer kleinen Bewegung auf ihn zu, doch Jamies Hand schloss sich um ihren Arm und hielt sie auf.

Ohne Brianna anzusehen, legte Roger Jem eine Hand auf die Schulter und drehte ihn entschlossen zur Tür.

»Also gut, Kumpel. Ab mit dir.« Er zeigte zur Tür. »Geh zum Stall, und warte dort auf mich.«

Jemmy schluckte hörbar. Sein Gesicht hatte schon eine kränklich graue Färbung angenommen, als Mrs. Bug mit der ersten gefiederten Leiche hereinkam, und die folgenden Ereignisse hatten seine Gesichtsfarbe nicht verbessert.

Ich dachte, er würde sich vielleicht übergeben, doch das tat er nicht. Er hatte aufgehört zu weinen und fing auch nicht wieder an, doch er schien in sich selbst zusammenzusinken und ließ die Schultern hängen.

»Geh«, sagte Roger, und er ging.

Als Jemmy dann mit hängendem Kopf aus der Küche stapfte, sah er dermaßen aus wie ein Gefangener auf dem Weg zur Exekution, dass ich nicht wusste, ob ich lachen

oder weinen sollte. Ich fing Briannas Blick auf und sah, dass sie mit ähnlichen Gefühlen kämpfte; sie sah bestürzt aus, doch ihr Mundwinkel zuckte, und sie wandte sich hastig ab.

Roger seufzte schwer, richtete sich auf und setzte sich in Bewegung, um Jemmy zu folgen.

»Himmel«, murmelte er.

Jamie hatte schweigend in der Ecke gestanden und das Geschehen nicht ohne Mitgefühl beobachtet. Er bewegte sich kaum merklich, und Roger sah ihn an. Jamie hustelte.

»Mmpfm. Ich weiß ja, dass es das erste Mal ist - aber ich glaube, am besten schlägst du ordentlich zu«, sagte er leise. »Der arme Junge fühlt sich fürchterlich.«

Briannas Blick fuhr überrascht zu ihm hinüber, doch Roger nickte, und sein grimmiger Mund entspannte sich ein wenig. Er folgte Jem ins Freie und schnallte im Gehen seinen Gürtel auf.

Wir blieben beklommen zu viert in der Küche stehen und wussten nicht genau, was wir als Nächstes tun sollten. Brianna richtete sich mit einem ähnlichen Seufzer wie Roger auf, schüttelte sich wie ein Hund und griff nach einem der toten Hühner.

»Können wir sie essen?«

Ich piekste versuchsweise mit dem Finger in eine der Hennen; die Muskeln bewegten sich schlaff und schwabbelig unter der Haut, doch die Haut hatte sich noch nicht abgelöst. Ich hob den Hahn hoch und roch daran; er

roch intensiv nach getrocknetem Blut und ausgelaufenem Kot, doch es war kein süßlicher Verwesungsgeruch wahrzunehmen.

»Ich glaube schon, wenn wir sie ordentlich kochen. Die Federn sind zu nichts mehr zu gebrauchen, aber aus einem Teil der Hühner können wir Eintopf machen, und den Rest können wir zu Brühe und Frikassee verarbeiten.«

Jamie ging in den Kartoffelkeller, um Zwiebeln, Knoblauch und Möhren zu holen; Mrs. Bug zog sich zurück, um sich ein Weilchen hinzulegen, und Brianna und ich begannen mit der Schmutzarbeit, die Opfer zu rupfen und auszunehmen. Wir sagten nicht viel außer ein paar gemurmelten Fragen und Antworten zu unserer Arbeit. Doch als Jamie zurückkam und den Gemüsekorb neben ihr auf den Tisch stellte, blickte Brianna zu ihm auf.

»Und das hilft?«, fragte sie ihn ernst. »Wirklich?«

Er nickte. »Wenn man einen Fehler gemacht hat, fühlt man sich schlecht und möchte es wiedergutmachen, aye? Aber so etwas lässt sich nicht wiedergutmachen.« Er zeigte auf den Berg toter Hühner. Allmählich sammelten sich die Fliegen und krabbelten auf den weichen Federn herum.

»Das Beste, was man haben kann, ist das Gefühl, dass man dafür bezahlt hat.«

Ein Schrei drang schwach durch das Fenster zu uns herein. Brianna fuhr bei dem Geräusch instinktiv auf, schüttelte dann aber kaum merklich den Kopf und wedelte

die Fliegen beiseite.

»Das vergesse ich nie«, sagte ich leise. »Und Jemmy bestimmt ebenso wenig.«

Jamie stieß einen leisen Laut der Belustigung aus und verstummte dann. Ich konnte sein Herz in meinem Rücken schlagen spüren, langsam und regelmäßig.

**WIR HIELTEN DIE GANZE NACHT IN
ZWEISTÜNDIGEN INTERVALLEN WACHE** und

achteten darauf, dass immer einer von uns dreien - Jamie, Ian oder ich - wach war. John Smith schien zwar verlässlich zu sein, doch es bestand stets die Möglichkeit, dass jemand von der *Teal* auf die Idee kam, die Seeleute im Frachtraum zu befreien, um dafür vielleicht später nicht als Pirat gehängt zu werden.

Ich überstand zwar die Mitternachtswache ohne Probleme, doch in der Dämmerung aufzustehen, kostete mich große Überwindung. Ich kämpfte mich aus einem tiefen Brunnen hoch, der mit weicher schwarzer Wolle ausgekleidet war, und meine ächzenden Gliedmaßen schmerzten vor Erschöpfung.

Sobald ich die mit einer Decke ausgelegte Hängematte verlassen hatte, hatte Jamie sich hineinfallen lassen, und obwohl ich das dringende Bedürfnis verspürte, ihn wieder hinauszukippen und selbst hineinzuklettern, lächelte ich ein wenig. Entweder war sein Vertrauen in meine Fähigkeiten als Wachposten grenzenlos, oder er stand kurz davor, an

Erschöpfung und Seekrankheit zu sterben. Oder beides, dachte ich und ergriff den Offiziersumhang, den er gerade abgelegt hatte. Das war zumindest *ein* Vorteil unserer gegenwärtigen Lage; ich hatte den grauenvollen Lepraleichenumhang auf der *Teal* zurückgelassen. Dieses Exemplar war unvergleichlich luxuriöser; es bestand aus dicker dunkelblauer Wolle, war mit roter Seide gefüttert, und es beherbergte noch einen Großteil von Jamies Körperwärme.

Ich zog den Umhang eng um mich, strich Jamie über den Kopf, um zu sehen, ob er im Schlaf lächeln würde - ja, sein Mund zuckte ganz sacht -, und machte mich gähnend zur Kombüse auf.

Noch ein kleiner Vorteil: Ein Behälter mit gutem Darjeeling-Tee im Schrank. Vor dem Schlafengehen hatte ich das Feuer unter dem Wasserkessel aufgeschichtet; das Wasser war jetzt heiß, und ich schöpfte eine Kelle davon in eine Tasse, die offensichtlich dem Privatporzellan des Kapitäns entstammte und mit Veilchen bemalt war.

Diese trug ich nach oben, und nachdem ich einmal offiziell über die Decks geschritten war und einen Blick auf die beiden diensthabenden Seeleute geworfen hatte - Mr. Smith stand am Steuer -, trat ich an die Reling, um meine duftende Beute zu trinken und zuzusehen, wie die Dämmerung dem Meer entstieg.

Wenn man in der Stimmung war, für Kleinigkeiten dankbar zu sein - und merkwürdigerweise schien ich das zu sein -, dann war das hier die nächste. Ich hatte schon

Tagesanbrüche im warmen Meer gesehen, die sich langsam entfalteten wie die Blüte einer gigantischen Blume aus Hitze und Licht. Dies war ein Sonnenaufgang des Nordens, der sich öffnete wie die doppelte Schale einer Muschel - kalt und zart, und der Himmel schimmerte wie Perlmutter über dem sanften grauen Meer. Er hatte etwas Intimes an sich, dachte ich, als ob er einen Tag voller Geheimnisse voraussagte.

Ich war gerade dabei, mich so richtig in meine poetischen Gedanken zu vertiefen, als sie durch den Ausruf »Segel ahoi!« unterbrochen wurden, der direkt über mir erscholl. Kapitän Stebbings' veilchenverzierte Porzellantasse zersplitterte auf dem Deck, und als ich herumfuhr, sah ich am Horizont die Spitze eines weißen Dreiecks, das mit jeder Sekunde größer wurde.

DIE NÄCHSTEN MINUTEN GERIETEN ZUR PLATTEN KOMÖDIE, WEIL ICH DERART aufgeregt und atemlos in die Kapitänskajüte gerauscht kam, dass ich nur noch »Ho... Schiff... ho!« keuchen konnte wie ein Weihnachtsmann, der den Verstand verloren hatte. Jamie, der die Gabe besaß, aus dem Tiefschlaf hellwach zu werden, tat genau das. Gleichzeitig versuchte er allerdings, aus dem Bett zu springen, und in der Aufregung vergaß er, dass er in einer Hängematte lag. Bis er sich fluchend vom Boden aufgerappelt hatte, donnerten längst Schritte über das Deck, weil die Besatzung der *Teal* um einiges

geschickter aus ihren Hängematten gesprungen war und nun angelaufen kam, um zu sehen, was los war.

»Ist es die *Teal*?«, fragte ich John Smith und versuchte angestrengt, etwas zu sehen. »Könnt Ihr das sehen?«

»Ja«, sagte er geistesabwesend und blinzelte dem Segel entgegen. »Oder besser nein. Ich kann es sehen, und es ist nicht die *Teal*. Es ist ein Dreimaster.«

»Wenn Ihr das sagt.« Aus dieser Entfernung sah das herannahende Schiff aus wie eine Wolke, die auf dem Wasser auf uns zuwaberte; noch konnte ich nicht einmal seinen Rumpf erkennen.

»Wir brauchen doch nicht davor zu flüchten, oder?«, fragte ich Jamie, der ein Fernglas aus Stebbings' Schreibtisch hervorgekramt hatte und unseren Verfolger mit tief gerunzelter Stirn betrachtete. Bei diesen Worten ließ er das Fernglas sinken und schüttelte den Kopf.

»Das spielt ohnehin keine Rolle; wir hätten keine Chance.« Er reichte das Fernglas an Smith weiter, der es an sein Auge hob und murmelte: »Flagge ... sie haben keine Flagge gehisst.«

Jamies Kopf fuhr abrupt herum, und mir wurde mit einem Schlag bewusst, dass die *Pitt* unverändert unter dem Union Jack segelte.

»Das ist doch gut, meinst du nicht?«, fragte ich. »Sie werden doch wohl kein Marineschiff behelligen?«

Sowohl Jamie als auch John Smith blickten angesichts dieser Logik äußerst skeptisch drein.

»Wenn sie in Rufweite kommen, merken sie wahrscheinlich, dass hier etwas faul ist«, sagte Smith. Er warf Jamie einen Seitenblick zu. »Dennoch ... könntet Ihr vielleicht den Rock des Kapitäns anziehen? Es könnte helfen, zumindest aus der Entfernung.«

»Sobald sie so dicht herankommen, dass es eine Rolle spielt, spielt es ohnehin keine Rolle mehr«, sagte Jamie mit grimmiger Miene.

Dennoch verschwand er - nachdem er kurz an der Relling Halt gemacht hatte, um sich zu übergeben -, und als er kurz darauf zurückkehrte, sah er blendend aus - wenn man weit zurücktrat und die Augen fest zusammenkniff. Er trug Kapitän Stebbings' Uniform, und da Stebbings vielleicht anderthalb Köpfe kleiner war als Jamie und eine deutlich kräftigere Taille hatte, saß der Rock an den Schultern zum Bersten eng und schlabbte an der Taille; aus Rockärmeln und Hosenbeinen ragten deutlich mehr Hemdsärmel und Strümpfe hervor als üblich. Die Hose hatte Jamie mit seinem Schwertgürtel zusammengerafft, damit sie ihm nicht herunterrutschte. Ich sah, dass er neben seinem Dolch das Schwert des Kapitäns und zwei geladene Pistolen trug.

Ians Augenbrauen fuhren beim Anblick seines derart herausgeputzten Onkels in die Höhe, doch Jamie funkelte ihn an, und Ian schwieg, obwohl sich seine Miene zum ersten Mal seit unserer Begegnung mit der *Pitt* erhellte.

»Gar nicht so schlecht«, sagte Mr. Smith ermutigend. »Versuchen wir es also auf die dreiste Tour, wie? Zu

verlieren haben wir ja nichts.«

»Mmpfm.«

»*Allein stand der Junge auf brennendem Deck, als alle schon geflohen*«, sagte ich, was Jamie veranlasste, den funkelnden Blick auf mich zu richten.

Nachdem ich Guinea Dick gesehen hatte, machte ich mir keine Sorgen mehr, ob Ian mit seinen Tätowierungen wohl als Seemann der königlichen Marine durchgehen würde. Die anderen Besatzungsmitglieder der *Teal* sahen mehr oder minder unauffällig aus. Möglich, dass wir damit durchkamen.

Das herannahende Schiff war jetzt so nah, dass ich seine Galionsfigur sehen konnte, eine schwarzhaarige Frau, in deren Händen sich eine -

»Hat sie da wirklich eine Schlange in der Hand?«, fragte ich ungläubig. Ian beugte sich vor, um über meine Schulter hinwegzublicken.

»Jedenfalls hat es Fänge.«

»Das Schiff auch, Junge.« John Smith wies kopfnickend auf das Schiff, und jetzt sah ich, dass er recht hatte: Am Bug ragten die langen Messingrohre zweier Kanonen auf, und als der Wind das Schiff jetzt etwas schräg auf uns zutrieb, konnte ich sehen, dass es zudem Geschützöffnungen hatte. Allerdings war es möglich, dass diese nicht echt waren; manchmal waren die Bordwände von Handelsschiffen mit falschen Geschützöffnungen bemalt, um etwaige Störenfriede abzuschrecken.

Aber die Verfolgungskanonen am Bug waren echt. Eine von ihnen gab Feuer und stieß ein weißes Rauchwölkchen und eine kleine Kugel aus, die dicht neben uns ins Wasser platschte.

»Ist das höflich?«, fragte Jamie skeptisch. »Soll das ein Signal sein?«

Offensichtlich nicht; beide Bugkanonen feuerten gleichzeitig, und eine Kugel flog über unseren Köpfen durch eines der Segel hindurch und hinterließ ein großes Loch mit angesengten Rändern. Wir starrten es mit offenen Mündern an.

»Was denkt er sich dabei, auf ein Schiff des Königs zu feuern?«, wollte Smith entrüstet wissen.

»Er denkt sich, dass er ein verflixter Privatier ist und uns haben will«, sagte Jamie, der sich jetzt von seinem Schock erholte und hastig die Uniform auszog. »Holt um Gottes willen die Flagge ein!«

Smith blickte beklommen zwischen Jamie und dem herannahenden Schiff hin und her. An der Reling waren Männer zu sehen. Bewaffnete Männer.

»Sie haben Kanonen und Musketen, Mr. Smith«, sagte Jamie und warf den Rock mit solchem Schwung über Bord, dass er wirbelnd in den Wogen landete. »Ich habe nicht vor, mit ihnen um ein Schiff Seiner Majestät zu kämpfen. Herunter mit der Flagge!«

Mr. Smith tat einen Satz und begann unter den Myriaden von Seilen nach demjenigen zu suchen, das mit dem Union

Jack verbunden war. Wieder dröhnten die Bugkanonen, doch diesmal trug uns eine glückliche Wasserbewegung in ein Wellental, und beide Kugeln flogen über uns hinweg.

Die Flagge kam heruntergerattert und landete als schmähhliches Häufchen an Deck. Im ersten Moment packte mich der schockierende Impuls, hinüberzulaufen und sie aufzuheben, doch ich konnte mich gerade noch beherrschen.

»Und jetzt?«, fragte ich mit einem beklommenen Blick auf das Schiff. Ich konnte jetzt die Umrisse der Kanoniere ausmachen, die definitiv dabei waren, die Bugkanonen nachzuladen und neu zu zielen. Und die Männer an der Reling starrten in der Tat vor Waffen; ich glaubte, Schwerter und Säbel zu sehen, dazu Musketen und Pistolen.

Die Kanoniere hielten inne; jemand wies über die Reling und wandte sich dann ab, um jemandem hinter ihm etwas zuzurufen. Ich hielt mir beide Hände wie einen Schirm über die Augen und sah den Kapitänsrock, der auf der Dünung dahintrief. Das schien den Privatier zu verblüffen; ich sah, wie ein Mann zum Bug hinaufsprang und in unsere Richtung starrte.

Und jetzt?, fragte ich mich erneut. Ein Privatier konnte alles sein, vom Berufsseefahrer mit dem Kaperbrief einer Regierung bis hin zum waschechten Piraten. Wenn das Schiff, das uns verfolgte, Ersteres war, war es gut möglich, dass man uns als Passagiere mitnahm. Letzteres, und das war genauso gut möglich, dass sie uns die Kehlen durchschnitten und uns ins Meer warfen.

Der Mann am Bug rief seinen Männern etwas zu und sprang wieder an Deck. Das Schiff hatte eine Halse ausgeführt; jetzt schwang sich sein Bug in den Wind, und die Segel füllten sich mit lautem Knattern.

»Sie wollen uns rammen«, sagte Smith im Tonfall blanken Unglaubens.

Ich war überzeugt, dass er recht hatte. Die Galionsfigur war uns jetzt so nah, dass ich die Schlange in der Hand der Frau sehen konnte, eng an ihre nackte Brust gepresst. Wie es im Zustand des Schocks vorkommt, wurde mir bewusst, dass mein Verstand geistabwesend darüber nachdachte, ob wohl *Cleopatra* oder *Aspis* der bessere Name für das Schiff war, als es schäumend an uns vorüberrauschte und die Luft mit einem metallischen Kreischen zerbarst.

Die Welt zerfiel, und ich lag flach auf dem Bauch, das Gesicht auf den Boden gedrückt, der nach Gemetzel roch, während sich meine tauben Ohren mühten, das Brüllen der nächsten Mörsersalve zu hören, jener Salve, die uns den Todesstoß versetzen würde.

Etwas Schweres war auf mich gefallen, und ich kämpfte blindlings darum, mich zu befreien, aufzuspringen und davonzulaufen, irgendwohin, fort ... nur fort...

Allmählich wurde mir bewusst, dass meine raue Kehle Jammerlaute ausstieß und dass die Oberfläche unter meiner flach gedrückten Wange eine salzverklebte Deckplanke war, kein blutdurchtränkter Schlamm. Das Gewicht in meinem Rücken bewegte sich plötzlich von selbst, denn Jamie wälzte sich auf die Knie hoch.

»Himmelherrgott!«, brüllte er außer sich. »Seid ihr krank?!?«

Die einzige Antwort darauf war ein einzelner Donnerschlag, der offensichtlich von einer Kanone am Heck des anderen Schiffes kam, das uns jetzt überholt hatte.

Ich stand auf, zitternd, jedoch so weit jenseits jeder simplen Angst, dass ich nur ganz am Rande zur Kenntnis nahm, dass neben mir ein Bein auf dem Deck lag. Es war barfuß und trug das abgerissene Bein einer Leinenkniehose. Ringsum war massenweise Blut verspritzt.

»Guter Gott, guter GOTT«, sagte jemand pausenlos. Ich blickte ohne jede Neugier zur Seite und sah Mr. Smith, der mit entsetzter Miene nach oben stierte.

Ich folgte seiner Blickrichtung. Die Spitze unseres einzigen Mastes war verschwunden, und die Überreste der Segel und der Takelage hingen als rauchende Masse in Fetzen über das halbe Deck verteilt. Offenbar dienten die Geschützöffnungen des Privatiers nicht nur der Abschreckung.

Ich war so benommen, dass es mir gar nicht in den Sinn gekommen war, mich zu fragen, warum sie das wohl getan hatten. Jamie verlor ebenfalls keine Zeit mit Fragen. Er packte Mr. Smith am Arm.

»Tod und Teufel! Die verdammten *nàmhaid* kommen zurück!«

So war es. Erst jetzt begriff ich, dass das andere Schiff

zu schnell gefahren war. Es war an uns vorübergesegelt, während es seine Breitseite losließ, doch wahrscheinlich hatte uns nur eine der schweren Kanonenkugeln getroffen und den Mast zerstört - sowie den unglücklichen Mann von der *Teal*, der sich in der Takelage befunden hatte.

Die restlichen Seeleute von der *Teal* befanden sich jetzt an Deck und stellten aufgeregt Fragen. Die einzige Antwort kam jedoch erneut von dem Privatier, der jetzt einen großen Kreis beschrieb und eindeutig vorhatte, zurückzukehren und zu Ende zu bringen, was er angefangen hatte.

Ich sah, wie Ian einen scharfen Blick auf die Kanone der *Pitt* warf, doch das war ohne jeden Zweifel zwecklos. Selbst wenn sich unter den Männern von der *Teal* jemand befand, der Erfahrung als Kanonier hatte, war es unmöglich, die Kanone von einem Moment zum nächsten zu bemannen.

Der Privatier hatte seinen Kreis vollendet. Er kam zurück. Überall an Deck der *Pitt* fuchtelten die Männer schreiend mit den Armen und rempelten sich gegenseitig an, während sie zur Reling stürzten.

»Wir ergeben uns, Ihr Drecksschweine!«, brüllte einer von ihnen. »Seid ihr *taub*?«

Ganz offensichtlich; ein verirrter Windstoß trug mir den Geruch der Lunte entgegen, und ich konnte sehen, wie sich die Musketen auf uns richteten. Ein paar der Männer in meiner Nähe verloren den Kopf und rannten unter Deck. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, dass das vielleicht gar

keine schlechte Idee war.

Jamie hatte neben mir ebenfalls gewunken und gebrüllt. Doch plötzlich war er fort, und als ich mich umdrehte, sah ich ihn über das Deck rennen. Er riss sich das Hemd über den Kopf und sprang auf unsere eigene Bugkanone, ein glänzendes Messinggeschütz, das man »lange Neun« nannte.

Er schwenkte das Hemd im hohen Bogen und hielt mit der freien Hand Ians Schulter umklammert, um sich zu stützen. Im ersten Moment löste er Verwirrung aus; das Knattern der Schüsse verstummte, obwohl die Schaluppe ihren tödlichen Kreisbogen weiter vollendete. Jamie schwenkte das Hemd hin und her. Sie mussten ihn doch sehen!

Der Wind kam uns entgegen; ich konnte das Rumpeln der Kanonen hören, die erneut ausgefahren wurden, und das Blut gefror mir in der Brust.

»Sie werden uns versenken!«, kreischte Mr. Smith, und die Schreckensschreie der anderen Männer griffen seine Worte auf.

Der Wind wehte uns Schwarzpulvergeruch entgegen, scharf und beißend. Die Männer in der Takelage stimmten in das Geschrei ein, und die Hälfte von ihnen schwenkte jetzt ebenfalls die Hemden. Ich sah, wie Jamie einen Moment innehielt und schluckte, dann bückte er sich und sagte etwas zu Ian. Er drückte Ian fest die Schulter, dann ließ er sich auf der Kanone auf die Hände und Knie sinken.

lan schoss an mir vorbei und hätte mich in seiner Eile beinahe umgerannt.

»Wohin gehst du?«, rief ich.

»Ich lasse die Gefangenen frei! Sie ertrinken, wenn wir sinken!«, rief er hinter sich und verschwand in der Luke.

Ich wandte mich wieder dem herannahenden Schiff zu und stellte fest, dass Jamie nicht von der Kanone gestiegen war, wie ich gedacht hatte. Stattdessen hatte er sich umgedreht, sodass er der Schaluppe den Rücken zukehrte.

Die Arme ausgebreitet, um die Balance zu behalten und dem Wind zu trotzen, und die Knie mit aller Kraft um den Kanonenlauf gekrallt, richtete er sich zu voller Größe auf und stellte seinen bloßen Rücken zur Schau - und das Netz aus Narben, die rot angelaufen waren, während der kalte Wind seine Haut weiß werden ließ.

Das andere Schiff hatte die Fahrt verlangsamt und war an unsere Seite geglitten, um uns mit einer letzten Breitseite aus dem Wasser zu pusten. Ich konnte die Köpfe der Männer über die Reling und aus der Takelage lugen sehen, und alle reckten neugierig die Hälse. Doch niemand feuerte.

Plötzlich spürte ich mein Herz mit heftigen, schmerzhaften Schlägen hämmern, als wäre es vorhin tatsächlich eine Minute lang stehen geblieben und versuchte jetzt pflichtbewusst, die verlorene Zeit nachzuholen.

Die Bordwand der Schaluppe ragte über uns auf, und das Deck sank in tiefen, kalten Schatten. Aus dieser Nähe konnte ich die verwunderten Gespräche der Kanonenbesatzungen hören, das metallische Rattern der Kanonenkugeln auf ihren Gestellen, das Ächzen der Geschützlafetten. Ich konnte nicht aufblicken, wagte es nicht, mich zu bewegen.

»Wer seid Ihr?«, fragte eine nasale, sehr amerikanische Stimme von oben. Sie klang zutiefst argwöhnisch und äußerst verärgert.

»Falls Ihr das Schiff meint, es heißt *Pitt*.« Jamie war von der Kanone gestiegen und stand jetzt neben mir, halb nackt und mit einer solchen Gänsehaut bedeckt, dass ihm am ganzen Körper die Haare zu Berge standen wie Kupferdrähtchen. Er zitterte, obwohl ich nicht wusste, ob aus Angst oder Rage oder einfach nur vor Kälte. Seine Stimme jedoch zitterte nicht; sie war voller Wut.

»Wenn Ihr mich meint, ich bin Oberst James Fraser von der Miliz in North Carolina.«

Kurzes Schweigen, während der Herr des Privatiers dies verdaute.

»Wo ist Kapitän Stebbings?«, fragte die Stimme. Sie war unvermindert argwöhnisch, doch die Verärgerung hatte ein wenig nachgelassen.

»Das ist eine verdammt lange Geschichte«, sagte Jamie gereizt. »Aber er ist nicht an Bord. Falls Ihr herüberkommen und nach ihm suchen wollt, könnt Ihr das

gern tun. Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich mir das Hemd wieder anziehe?«

Eine Pause, Gemurmel und das Klicken von Pistolenhähnen, die entspannt wurden. Jetzt ließ meine Erstarrung so weit nach, dass ich meine Augen nach oben richten konnte. Die Reling starrte vor Musketen- und Pistolenläufen, doch die meisten waren zurückgezogen worden und zeigten jetzt harmlos nach oben, während sich ihre Besitzer vorbeugten, um über die Reling zu gaffen.

»Einen Moment noch. Dreht Euch um«, sagte die Stimme.

Jamie holte tief durch die Nase Luft, tat es aber. Er warf mir einen kurzen Blick zu, dann stand er erhobenen Kopfes da, die Zähne zusammengebissen und den Blick auf den Mast gerichtet, um den sich jetzt die Gefangenen aus dem Frachtraum unter lans Aufsicht gesammelt hatten. Mit völlig verblüfften Mienen glotzten sie zu dem Privatier hinauf und sahen sich wild auf dem Deck um, bevor sie Jamie erspähten, der halb nackt und mit funkelnden Augen wie ein Basilisk dastand. Hätte ich nicht allmählich Angst bekommen, ich könnte einen Herzinfarkt erleiden, hätte ich das komisch gefunden.

»Wohl ein Deserteur aus der britischen Armee, wie?«, sagte die Stimme von der Schaluppe neugierig. Jamie drehte sich um, doch das Funkeln in seinem Blick ließ nicht nach.

»Nein«, sagte er knapp. »Ich bin ein freier Mann - und bin es immer gewesen.«

»Ach ja?« Allmählich nahm die Stimme einen belustigten Tonfall an. »Also gut. Zieht Euer Hemd an, und kommt an Bord.«

Ich konnte kaum atmen und war in kaltem Schweiß gebadet, doch mein Herz begann wieder vernünftiger zu schlagen.

Jamie, der inzwischen wieder angezogen war, nahm meinen Arm.

»Meine Frau und mein Neffe kommen mit mir«, rief er, und, ohne auf Zustimmung von der Schaluppe zu warten, fasste er mich um die Taille und stellte mich auf die Reling der *Pitt*, wo ich nach der Strickleiter greifen konnte, die die Besatzung der Schaluppe ausgeworfen hatte. Er würde es nicht riskieren, noch einmal von mir oder Ian getrennt zu werden.

Das Schiff schwankte in der Dünung, und im ersten Moment musste ich mich mit geschlossenen Augen an die Leiter klammern, weil mir schwindelig wurde. Dazu wurde mir übel, doch ich war mir sicher, dass dies nur eine Folge des Schocks war. Mit geschlossenen Augen entspannte ich mich ein wenig, und es gelang mir, den Fuß auf die nächste Sprosse zu stellen.

»Segel ahoi!«

Der Ruf kam von sehr weit oben; wenn ich den Kopf weit zurücklegte, konnte ich das winzige Krähenneist sehen und den winkenden Arm seines Insassen. Ich drehte mich um - und verdrehte dabei die Leiter - und sah das Segel näher

kommen. Oben auf dem Deck rief die nasale Stimme Befehle, und nackte Füße trommelten über das Holz, als die Besatzung auf ihre Posten rannte.

Jamie stand auf der Reling der *Pitt* und hielt mich an der Taille fest, damit ich nicht hinfiel.

»Ach du lieber Himmel«, sagte er durch und durch erstaunt, und als ich den Kopf umwandte, sah ich, dass auch er das herannahende Schiff beobachtete. »Es ist die verfluchte *Teal*.«

EIN HOCHGEWACHSENER, SEHR DÜNNER MANN MIT GRAUEM HAAR, EINEM vorstehenden Adamsapfel und durchdringenden eisblauen Augen erwartete uns an der Spitze der Leiter.

»Kapitän Asa Hickman«, bellte er mir entgegen und richtete seine Aufmerksamkeit dann sofort auf Jamie. »Was ist das für ein Schiff? Und wo ist Stebbings?«

Ian kletterte hinter mir über die Reling und sah sich nervös um.

»An Eurer Stelle würde ich die Leiter hochziehen«, sagte er knapp zu einem der Seeleute.

Ich blickte zum Deck der *Pitt* hinunter, wo ein Gewühl von Männern auf die Reling zudrängte. Laut rufend und wild gestikulierend versuchten die Marineseeleute und die zwangsrekrutierten Männer, sich Gehör zu verschaffen, doch Kapitän Hickman war nicht in der Stimmung.

»Zieht sie hoch«, sagte er zu dem Matrosen und »Kommt mit mir« zu Jamie. Er stapfte über das Deck davon, ohne eine Antwort abzuwarten oder sich umzusehen, ob ihm jemand folgte. Jamie warf einen skeptischen Blick auf die Seeleute, beschloss aber anscheinend, dass sie keine Gefahr darstellten. »Kümmere dich um deine Tante«, sagte er kurz zu Ian und ging hinter Hickman her.

Ian hatte für nichts anderes Augen als für die herannahende *Teal*.

»Himmel«, flüsterte er, den Blick fest auf das Segel gerichtet. »Meinst du, es geht ihm gut?«

»Rollo? Ich hoffe es jedenfalls.« Mein Gesicht war kalt, kälter, als es nur von der Gischt gewesen wäre, und meine Lippen waren taub geworden. »Ian«, sagte ich so ruhig wie möglich. »Ich glaube, ich werde ohnmächtig.«

Der Druck in meiner Brust schien zu wachsen und raubte mir den Atem. Ich zwang mich zu husten und empfand vorübergehend Erleichterung. Lieber Gott, hatte ich *wirklich* eine Herzattacke? Schmerzen im linken Arm? Nein. Schmerzen am Kinn? Ja, aber ich hatte die Zähne zusammengebissen, also war das kein Wunder ... Ich spürte nicht, wie ich fiel, doch ich spürte den Druck der Hände, die mich auffingen und mich behutsam auf das Deck legten. Ich glaubte, die Augen offen zu haben, doch ich konnte nichts sehen. Mir kam der dumpfe Gedanke, ich könnte im Sterben liegen, doch ich verwarf ihn umgehend. Nein, auf keinen Fall. Es kam einfach nicht in Frage. Doch

ein merkwürdiger grauer Nebel kam auf mich zugewirbelt.

»Ilan«, sagte ich - oder ich glaubte, es zu sagen. Ich fühlte mich ganz ruhig. »Ilan, nur vorsichtshalber - sag Jamie, dass ich ihn liebe.« Zu meiner Überraschung wurde nicht alles schwarz, sondern der Nebel kam, und ich fühlte mich sanft von einer friedvollen grauen Wolke umfassen. Der Druck, die Atemnot, der Schmerz waren vollständig verschwunden. Ich hätte mich selig in diesem grauen Nebel treiben lassen können, doch ich war mir nicht sicher, ob ich tatsächlich gesprochen hatte, und das Bedürfnis, Ilan mein Anliegen mitzuteilen, plagte mich wie eine Klette unter der Fußsohle.

»Sag es Jamie«, sagte ich dem nebligen Ilan immer und immer wieder. »Sag Jamie, ich liebe ihn.«

»Mach die Augen auf, und sag es mir selbst, Sassenach«, sagte eine tiefe, drängende Stimme in meiner Nähe.

Ich versuchte, die Augen zu öffnen - und begriff, dass ich es konnte. Vorsichtig holte ich Luft und stellte fest, dass sich meine Brust ungehindert bewegte. Meine Haare waren feucht, und ich lag auf einer harten Unterlage und war mit einer Decke zugedeckt. Jamies Gesicht schwebte über mir, dann kniff ich die Augen zusammen, und es kam zur Ruhe.

»Sag es mir«, wiederholte er und lächelte schwach, obwohl ihm die Sorge Falten ins Gesicht grub.

»Dir sagen ... oh! Ich liebe dich. Wo ...?« Die

Erinnerung an die jüngsten Ereignisse stieg in mir auf, und ich setzte mich abrupt auf. »Die *Teal*? Was -?

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Wann hast du zuletzt etwas gegessen, Sassenach?«

»Ich weiß es nicht mehr. Gestern Abend. Wie meinst du das, du hast nicht die geringste Ahnung? Ist sie denn noch *da*?«

»Oh, aye«, sagte er voller Grimm. »Das ist sie. Sie hat vor ein paar Minuten zwei Schüsse auf uns abgefeuert - obwohl du sie wahrscheinlich nicht hören konntest.«

»Sie hat Schüsse auf uns -« Ich rieb mir mit der Hand über das Gesicht und stellte erfreut fest, dass ich meine Lippen wieder spüren konnte und meine Haut zu ihrer normalen Wärme gefunden hatte. »Sehe ich grau und verschwitzt aus?«, fragte ich Jamie. »Sind meine Lippen blau?«

Er sah erschrocken aus, beugte sich jedoch vor, um sich meinen Mund genau anzusehen.

»Nein«, sagte er im Brustton der Überzeugung und richtete sich nach gründlicher Betrachtung wieder auf. Dann beugte er sich noch einmal vor und gab mir mit einem raschen Kuss Brief und Siegel auf meine gesunde Farbe. »Ich liebe dich auch«, flüsterte er. »Ich bin froh, dass du nicht tot bist. Noch nicht«, fügte er in normalem Tonfall hinzu und richtete sich auf, als in einiger Entfernung das unverwechselbare Geräusch eines Kanonenschusses erscholl.

»Ich vermute, Kapitän Stebbings hat das Kommando auf der *Teal* übernommen?«, fragte ich. »Ich glaube nicht, dass Kapitän Roberts durch die Gegend fahren und wahllos auf fremde Schiffe schießen würde. Aber warum feuert Stebbings wohl auf uns? Warum versucht er nicht, die *Pitt* zu entern und sie sich zurückzuholen? Jetzt wäre es doch einfach.«

Meine Symptome waren nun vollständig verschwunden, und mein Kopf war völlig klar. Ich stellte fest, dass man mich auf zwei Truhen mit flachen Deckeln gelegt hatte, die in einer Art kleinem Frachtraum standen; über mir befand sich eine Gitterluke, durch die ich die flatternden Schatten bewegter Segel sah, und an den Wänden stapelte sich eine Ansammlung von Fässern, Bündeln und Kisten. Es roch kräftig nach Teer, Kupfer, Tuch, Schießpulver und ... Kaffee? Ich zog die Luft tief durch die Nase ein und fühlte mich mit jeder Sekunde kräftiger. Ja, Kaffee!

Der Knall eines weiteren Kanonenschusses drang gedämpft durch die Wände, und mich durchlief ein kleiner Schauer. Die Vorstellung, im Frachtraum eines Schiffes festzusitzen, das jeden Moment versenkt werden konnte, verdrängte sogar meine gierigen Gedanken an Kaffee.

Auch Jamie hatte sich als Reaktion auf den Schuss umgewandt und sich halb erhoben. Bevor ich aufstehen und vorschlagen konnte, dass wir möglichst schnell an Deck gingen, änderte sich das Licht, das von oben kam, und ein runder Stoppelkopf schaute zur Luke herein.

»Geht es der Lady wieder besser?«, fragte ein Junge

höflich. »Der Käpt'n sagt, wenn sie tot ist, werdet Ihr ja hier nicht mehr gebraucht, und er möchte, dass Ihr sofort zu ihm nach oben kommt, Sir.«

»Und wenn ich nicht tot bin?«, erkundigte ich mich, während ich versuchte, meine Unterröcke glatt zu streichen, die am Saum nass waren - und auch ansonsten feucht und hoffnungslos zerknittert. Verflixt. Jetzt hatte ich meinen goldbeschwerten Rock mit der Tasche an Bord der *Pitt* zurückgelassen. Wenn das so weiterging, konnte ich noch von Glück sagen, wenn ich in Hemd und Korsett an Land kam.

Der Junge - auf den zweiten Blick war er wahrscheinlich etwa vierzehn, auch wenn er viel jünger aussah - lächelte bei meiner Frage.

»In diesem Fall hat er angeboten, Euch persönlich über Bord zu werfen, Ma'am, damit sich Euer Mann wieder konzentrieren kann. Käpt'n Hickman redet manchmal etwas vorschnell«, fügte er hinzu und verzog entschuldigend das Gesicht. »Er meint es aber nicht so. Normalerweise.«

»Ich komme mit.« Ich stand auf, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, nahm aber gern Jamies Arm. Unser neuer Bekannter führte uns durch das Schiff und teilte uns dabei hilfreicherweise mit, sein Name sei Abram Zenn (»Mein Pa war nämlich ein belesener Mann, und weil ihm Mr. Johnsons Wörterbuch so gefallen hat, war er begeistert von der Vorstellung, dass ich A bis Z bin.«), er sei der Schiffsjunge (das Schiff hieß tatsächlich *Aspis*, was mich freute), und der Grund für Kapitän Hickmans Aufregung sei

eine langwierige Fehde mit dem Marinekapitän Stebbings. »Sie hatten schon mehrere Zusammenstöße, und Käpt'n Hickman hat geschworen, dass der nächste der letzte ist.«

»Ich nehme an, Kapitän Stebbings denkt genauso?«, fragte Jamie trocken, und Abram nickte heftig.

»Ein Mann in einem Wirtshaus in Roanoke hat mir erzählt, Käpt'n Stebbings hätte dort etwas getrunken und zu allen Gästen gesagt, er würde Käpt'n Hickman an seiner Rah aufknüpfen und ihn dort hängen lassen, damit ihm die Möwen die Augen auspicken könnten. Das würden sie nämlich tun«, fügte er finster hinzu und warf einen Blick auf die Vögel, die draußen über das Wasser segelten. »Möwen sind hinterlistige Biester.«

Weitere interessante Auskünfte wurden durch unsere Ankunft in Kapitän Hickmans Allerheiligsten unterbunden, einer beengten Heckkajüte, die genauso mit Frachtgut vollgestopft war wie der Frachtraum selbst. Ian war schon dort und gab den gefangenen Mohawk kurz vor der Verbrennung am Marterpfahl, woraus ich schloss, dass ihm Kapitän Hickman nicht besonders sympathisch war. Dies schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen, zumindest der brennenden Farbe nach, die die hageren Wangen des Letzteren angenommen hatten.

»Ah«, sagte Hickman knapp, als er uns sah. »Freut mich, dass Ihr doch nicht aus dem Leben geschieden seid, Ma'am. Was für ein trauriger Verlust das für Euren Mann gewesen wäre, so eine treu ergebene Frau.« Angesichts des sarkastischen Tonfalls seiner letzten Worte fragte ich

mich, wie oft ich Ian wohl gebeten hatte, Jamie meine Liebe mitzuteilen, und wie viele Leute dies wohl mit angehört hatten, doch Jamie überhörte diesen Kommentar und wies mich an, mich auf das ungemachte Bett des Kapitäns zu setzen, bevor er sich an den Mann selbst richtete.

»Ich habe mir sagen lassen, dass die *Teal* auf uns feuert«, begann er gelassen. »Seht Ihr darin keinen Grund zur Sorge, Sir?«

»Noch nicht.« Hickman warf einen nachlässigen Blick auf seine Heckfenster, die zur Hälfte mit Blenden verdeckt waren, wahrscheinlich, weil das Glas beschädigt war; auch die restlichen Scheiben waren zum Großteil voller Sprünge. »Noch hofft er einfach auf einen Glückstreffer. Wir haben das Barometer auf unserer Seite, und das wird wahrscheinlich noch ein paar Stunden so bleiben.«

»Ich verstehe«, sagte Jamie, der tatsächlich so wirkte, als wüsste er, was das bedeutete.

»Kapitän Hickman denkt darüber nach, ob er die *Teal* angreifen soll, Onkel Jamie«, meldete sich Ian taktvoll zu Wort, »oder ob er ihm davonsegeln soll. Das Barometer auf unserer Seite zu haben, bedeutet, glaube ich, dass wir der *Teal* im Moment an Manövrierfähigkeit überlegen sind.«

»Schon einmal davon gehört, dass der Klügere nachgibt?«, sagte Hickman und funkelte Ian wütend an. »Wenn ich ihn versenken kann, werde ich das tun. Wenn ich ihn auf seinem eigenen Achterdeck erschießen und das

Schiff übernehmen kann, wäre mir das noch lieber, aber wenn ich muss, schicke ich ihn auch auf den Meeresboden. Aber ich lasse mich nicht von *ihm* versenken, nicht heute.«

»Warum denn nicht heute?«, fragte ich. »Im Gegensatz zu jedem anderen Tag, meine ich.«

Hickmans Miene war überrascht; anscheinend war er davon ausgegangen, dass ich nur zur Zierde diene.

»Weil ich wichtige Fracht befördere, Ma'am, die ich nicht aufs Spiel setzen darf. Es sei denn, ich bekäme diese miese Ratte Stebbings in die Finger, ohne ein großes Risiko einzugehen«, fügte er dumpf hinzu.

»Ich vermute, bei Eurem höchst entschlossenen Versuch, die *Pitt* zu versenken, seid Ihr davon ausgegangen, dass sich Kapitän Stebbings an Bord befand?«, fragte Jamie. Die Kajütendecke war so niedrig, dass er, Ian und Hickman gezwungen waren, sich in der Hocke zu unterhalten wie bei einer Zusammenkunft von Schimpansen. Das Bett war tatsächlich der einzige Sitzplatz, und auf dem Boden zu knien, hätte natürlich der Würde dieses Zusammentreffens feiner Herren Abbruch getan.

»So war es, Sir, und ich bin Euch dankbar, dass Ihr mich noch rechtzeitig daran gehindert habt. Vielleicht können wir ja ein Glas zusammen trinken, wenn wir etwas mehr Zeit haben, und dann könnt Ihr mir erzählen, was Eurem Rücken zugestoßen ist.«

»Vielleicht auch nicht«, sagte Jamie höflich. »Außerdem vermute ich, dass wir die Fahrt wieder aufgenommen

haben. Wo befindet sich die *Pitt* jetzt?»

»Sie treibt ungefähr zwei Meilen backbord im Wasser. Wenn ich Stebbings fertigmachen *kann*«, und bei dieser Vorstellung bekam Hickman quasi rot glühende Augen, »komme ich zurück und hole sie mir.«

»Falls noch jemand an Bord ist, der sie segeln kann«, sagte Ian. »Als ich den letzten Blick darauf geworfen habe, war an Deck alles in Aufruhr. Was könnte Euch denn dazu bewegen, die *Teal* anzugreifen, Sir?«, fragte er und hob die Stimme. »Mein Onkel und ich können Euch alles über ihre Bewaffnung und ihre Besatzung sagen. Selbst wenn Stebbings das Schiff unter seine Kontrolle gebracht hat, bezweifle ich, dass er es in den Kampf führen kann. Er hat höchstens zehn eigene Männer, und Kapitän Roberts und seine Männer werden sich kaum an einem Kampf beteiligen.«

Jamie sah Ian scharf an.

»Du weißt doch, dass sie ihn wahrscheinlich längst umgebracht haben.«

Ian hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Jamie, doch die Miene unbeirrbarer Sturheit, die er jetzt aufsetzte, kannte ich nur zu gut.

»Aye, vielleicht. Würdest du *mich* denn zurücklassen, wenn du nur glauben würdest, dass ich tot bin?«

Ich konnte sehen, wie Jamie den Mund öffnete, um zu sagen: »Er ist ein Hund.« Doch er tat es nicht. Er schloss die Augen und seufzte, während er offensichtlich über die

Vorstellung nachdachte, eine Seeschlacht anzuzetteln - und dabei rein zufällig unser aller Leben - ganz zu schweigen vom Leben der Männer an Bord der *Teal* - für einen alternden Hund aufs Spiel zu setzen, der möglicherweise bereits tot, wenn nicht gar von einem Hai verschlungen worden war. Dann öffnete er sie wieder und nickte.

»Aye, also gut.« Er richtete sich auf, soweit das in der beengten Kajüte möglich war, und wandte sich an Hickman. »Mein Neffe hat einen besonderen Freund an Bord der *Teal*, der sich wahrscheinlich in Gefahr befindet. Ich weiß, dass Euch das nichts angeht, doch es ist die Erklärung für unser Interesse. Was Euch betrifft ... von Kapitän Stebbings einmal abgesehen, transportiert die *Teal* Frachtgut, das Euch ebenfalls interessieren könnte - sechs Kisten mit Gewehren.«

Ian und ich schnappten beide nach Luft. Hickman richtete sich abrupt auf und stieß sich den Kopf an einem Balken.

»Oh! Heiliger Moses. Seid Ihr Euch da sicher?«

»Ja. Und ich könnte mir vorstellen, dass die Kontinentalarmee sie vielleicht brauchen kann.«

Ich fand, dass er sich auf gefährlichem Terrain bewegte; die Tatsache, dass Hickman große Antipathien gegen Kapitän Stebbings hegte, bedeutete noch lange nicht, dass er ein amerikanischer Patriot war. Nach dem wenigen, was ich bis jetzt von ihm gesehen hatte, schien mir Kapitän Stebbings durchaus jemand zu sein, den man aus persönlichen Gründen hassen konnte, ungeachtet jeder politischen Überlegung.

Doch Hickman leugnete es nicht; eigentlich hatte er Jamies Bemerkung kaum zur Kenntnis genommen, so sehr erregte ihn die Erwähnung der Gewehre. War das wirklich wahr?, fragte ich mich. Doch Jamie hatte absolut überzeugt geklungen. In Gedanken überflog ich den Inhalt des Frachtraums der *Teal* und suchte nach etwas Passendem.

»Ach du lieber Himmel«, platzte ich heraus. »Die Kisten, die für New Haven bestimmt sind?« Fast hätte ich Hannah Arnolds Namen herausposaunt, doch in letzter Sekunde begriff ich, dass Hickman, wenn er tatsächlich Patriot war - denn möglicherweise war er ja einfach nur ein Geschäftsmann, der bereit war, an beide Seiten zu verkaufen -, den Namen wahrscheinlich erkennen und begreifen würde, dass diese Gewehre ohnehin dazu bestimmt waren, mit Oberst Arnolds Hilfe die Kontinentalarmee zu erreichen.

Jamie nickte, ohne den Blick von Hickman abzuwenden, der ein kleines Barometer an der Wand betrachtete, als sei es eine Kristallkugel. Was auch immer es ihm sagte, es schien günstig zu sein, denn er nickte und schoss aus der Kajüte, als stünde seine Hose in Flammen.

»Wo ist er hin?«, wollte Ian wissen, der ihm hinterherstarrte.

»Wahrscheinlich will er den Wind prüfen«, sagte ich stolz, weil ich auch einmal etwas wusste. »Um sicherzugehen, dass er das Barometer immer noch auf seiner Seite hat.«

Jamie war dabei, Hickmans Schreibtisch zu durchsuchen. Genau jetzt brachte er einen ziemlich schrumpeligen Apfel zum Vorschein, den er mir in den Schoß warf. »Iss das, Sassenach.« Ich roch an dem Apfel; er hatte eindeutig schon bessere Tage gesehen, strömte aber immer noch einen schwachen, süßen Duft aus, der meinen verschwundenen Appetit schlagartig wieder auferstehen ließ. Ich biss vorsichtig hinein, und das Wasser lief mir im Mund zusammen. Ich verschlang den Apfel mit zwei weiteren heißhungrigen Bissen.

Kapitän Hickmans hohe, nasale Stimme ertönte durchdringend an Deck. Ich konnte nicht hören, was er sagte, doch die Reaktion ließ nicht auf sich warten; Schritte trampelten hin und her, und das Schiff drehte sich plötzlich, weil seine Segel neu justiert wurden. Unter Klimpern und Ächzen wurden Kanonenkugeln bewegt, und das Rumpeln der Geschützlafetten hallte durch das Schiff. Anscheinend hatten wir das Barometer tatsächlich auf unserer Seite.

Ich merkte, wie Ians Gesicht heftig erregt aufleuchtete, und es freute mich, das zu sehen, doch ich musste auch meinen Bedenken Gehör verschaffen.

»Macht dich das alles denn überhaupt nicht nachdenklich?«, sagte ich zu Jamie. »Ich meine - er *ist* schließlich ein Hund.«

Er schielte mich von der Seite an und zuckte mürrisch mit den Achseln.

»Aye, nun ja. Ich habe schon Schlachten erlebt, die aus geringfügigeren Gründen ausgefochten wurden. Und ich

habe mich im Lauf des letzten Tages der Piraterie, der Meuterei und des Mordes schuldig gemacht. Jetzt kann ich auch ganze Sachen machen und Hochverrat hinzufügen.«

»Außerdem, Tante Claire«, mischte Ian sich tadelnd ein, »ist er ein braver Hund.«

BAROMETER HIN ODER HER, WIR MUSSTEN EINE EWIGKEIT LANG VORSICHTIG manövrieren, bis sich die beiden Schiffe einander so weit genähert hatten, dass es gefährlich werden konnte. Inzwischen stand die Sonne höchstens noch eine Handbreit über dem Horizont, die Segel begannen, in einem unheilvollen Rot zu leuchten, und meine sittsam jungfräuliche Morgendämmerung schien in einem wogenden Meer aus Blut enden zu wollen.

Die *Teal* kreuzte weniger als eine halbe Meile von uns entfernt mit halb gerefften Segeln sacht hin und her. Kapitän Hickman stand an Deck der *Aspis*, und seine Hände hielten die Reling umklammert, als sei diese Stebbings' Kehle. Seine Miene war die eines Windhundes kurz vor dem Start des Kaninchens.

»Zeit, dass Ihr nach unten geht, Ma'am«, sagte Hickman, ohne mich anzusehen. »Hier oben wird es gleich sehr heiß zugehen.« Er reckte angespannt die Finger.

Ich widersprach ihm nicht. Die Anspannung an Deck war so intensiv, dass man sie beinahe riechen konnte; Testosteron mit einem Hauch von Schwefel und Schwarzpulver. Da Männer jedoch nun einmal sind, wie sie

sind, schienen alle bemerkenswert gut gelaunt zu sein.

Ich hielt inne, um Jamie zu küssen - eine Geste, die er mit solchem Nachdruck erwiderte, dass meine Unterlippe davon zu pochen begann -, und ignorierte entschlossen jeden Gedanken daran, dass ich ihn das nächste Mal vielleicht in Einzelteilen wiedersehen würde. Ich war schon mehrfach mit dieser Möglichkeit konfrontiert gewesen, und sie schüchterte mich zwar auch mit zunehmender Übung nicht weniger ein, doch ich konnte sie zunehmend besser ignorieren.

Zumindest dachte ich das. Als ich jetzt in der fast vollkommenen Dunkelheit des Frachtraumes saß, den Modergeruch des Wassers im Kielraum in der Nase und Geräusche im Ohr, von denen ich mir sicher war, dass es Ratten waren, die über die Ketten huschten, fiel es mir schon schwerer, die Geräusche nicht zu beachten, die von oben kamen; das Rumpeln der Geschützlafetten - die *Aspis* hatte auf jeder Seite nur vier Kanonen, doch es waren Zwölfpfänder; schwere Bewaffnung für einen Küstenschoner. Die *Teal*, die als Hochseehandelsschiff darauf eingerichtet war, Bedrohungen aller Art abzuwehren, hatte acht Sechzehnpfänder auf jeder Seite, dazu zwei Karronaden auf dem Oberdeck, zwei Bugkanonen und eine am Heck.

»Sie würde vor jedem Kriegsschiff die Flucht ergreifen«, erklärte mir Abram, der mich gebeten hatte, ihm die Bewaffnung der *Teal* zu beschreiben. »Und sie würde wohl kaum von sich aus versuchen, ein anderes Schiff

anzugreifen oder zu versenken. Also dürfte sie keine große Menge an Munition dabei haben, selbst wenn sie dafür ausgerüstet wäre, was ich nicht glaube. Außerdem bezweifle ich, dass Kapitän Stebbings auch nur eine Seite richtig bemannen kann, also sollten wir nicht den Mut verlieren.« Sein Tonfall war sehr zuversichtlich, was ich amüsant fand, aber auch seltsam beruhigend. Er schien das zu begreifen, denn er beugte sich vor und tätschelte mir sanft die Hand.

»Macht Euch keine Sorgen, Ma'am«, sagte er. »Mr. Fraser hat zu mir gesagt, ich soll aufpassen, dass Euch nichts zustößt, und das werde ich - da könnt Ihr Euch sicher sein.«

»Danke«, sagte ich würdevoll. Da ich weder loslachen noch in Tränen ausbrechen wollte, räusperte ich mich und fragte: »Wisst Ihr, was zu dem Ärger zwischen Kapitän Hickman und Kapitän Stebbings geführt hat?«

»O ja, Ma'am«, erwiderte er prompt. »Kapitän Stebbings ist schon seit Jahren die Plage des Distrikts - er hält Schiffe an, die zu durchsuchen er kein Recht hat, nimmt legale Fracht an sich und behauptet, es sei Schmuggelware - und wir bezweifeln sehr, dass irgendetwas davon je ein Lagerhaus der Zollbehörde von innen zu sehen bekommt!«, fügte er hinzu, und es war offensichtlich, dass er damit einen Satz zitierte, den er schon mehr als einmal gehört hatte. »Aber vor allem war es das, was mit der *Annabelle* geschehen ist.«

Die *Annabelle* war ein Schiff, das Kapitän Hickmans

Bruder gehörte. Die *Pitt* hatte sie angehalten und versucht, einige Männer ihrer Besatzung in ihre Dienste zu pressen. Theo Hickman hatte dagegen protestiert; es hatte Widerstand gegeben, und Stebbings hatte seinen Männern befohlen, auf die *Annabelle* zu feuern, und dabei drei Männer getötet - unter ihnen auch Theo Hickman.

Die öffentliche Entrüstung über diesen Zwischenfall war groß gewesen, und man hatte versucht, Kapitän Stebbings für seine Taten zur Rechenschaft zu ziehen. Doch der Kapitän hatte darauf bestanden, dass die Gerichte vor Ort kein Recht hätten, gegen ihn zu verhandeln; falls ihn jemand anklagen wolle, müsse es vor einem englischen Gericht geschehen. Und die Friedensrichter vor Ort hatten ihm beige pflichtet.

»War das, bevor oder nachdem letztes Jahr der Krieg erklärt wurde«, fragte ich neugierig. »Denn falls es später war -«

»Oh, vorher«, räumte der junge Zenn ein. »Dennoch«, fügte er aufrecht entrüstet hinzu, »sie sind feige Hunde, alle miteinander, und man sollte sie alle teeren und federn und Stebbings dazu!«

»Gewiss«, sagte ich. »Glaubt Ihr -«

Doch ich kam nicht dazu, mich weiter mit seinen Ansichten vertraut zu machen, denn an diesem Punkt schlingerte das Schiff heftig, sodass wir beide auf die feuchten Planken geworfen wurden, und der Lärm einer heftigen, lang gezogenen Explosion erschütterte die Luft.

Im ersten Moment konnte ich nicht sagen, welches Schiff gefeuert hatte - doch kurz darauf sprachen über mir die Kanonen der *Aspis*, und ich wusste, dass die erste Breitseite von der *Teal* gekommen war.

Die Antwort der *Aspis* kam nur stockend. Ihre Steuerbordkanonen feuerten in mehr oder minder zufälligen Abständen, unterbrochen von knallenden Handfeuerwaffen.

Ich entzog mich Abrams ritterlichen Versuchen, seinen hageren Körper schützend über mich zu werfen. Ich stützte mich auf alle viere und lauschte gebannt. Oben erscholl heftiges, aber unverständliches Gebrüll, doch die Schüsse hatten aufgehört. Soweit ich das sagen konnte, schienen wir kein Leck zu haben, also waren wir wahrscheinlich nicht unterhalb der Wasseroberfläche getroffen worden.

»Sie können doch nicht schon aufgegeben haben?«, sagte Abram und rappelte sich auf. Er hörte sich enttäuscht an.

»Das bezweifle ich.« Ich stellte mich ebenfalls aufrecht hin und stützte mich mit der Hand auf ein großes Fass. Der Hauptfrachtraum war genauso vollgestopft wie der kleine weiter vorn, aber mit sperrigeren Gegenständen; Abram und ich hatten gerade eben genug Platz, um uns zwischen den mit Netzen befestigten Kisten und den aufeinandergestapelten Fässern hindurchzuquetschen - von denen einige kräftig nach Bier rochen. Das Schiff krängte jetzt zu einer Seite. Anscheinend wendeten wir - wahrscheinlich, um es noch einmal zu versuchen. Die Räder der Geschützlafetten knirschten über das Deck; ja,

sie luden nach. Ob es schon Verletzte gab?, fragte ich mich. Und was zum Teufel würde ich tun, wenn es so war?

Oben erscholl ein einzelner Kanonenschuss.

»Der Schweinehund scheint zu fliehen«, flüsterte Abram.
»Wir jagen ihm nach.«

Längere Zeit blieb es relativ still, und ich hatte den Eindruck, dass das Schiff kreuzte, doch ich konnte es nicht genau sagen. Vielleicht verfolgte Hickman die *Teal* ja tatsächlich.

Plötzlich Geschrei an Deck, im Tonfall alarmierter Überraschung, und das Schiff kippte heftig zur Seite und warf uns erneut zu Boden. Diesmal landete ich oben. Ich zog vorsichtig mein Knie aus Abrams Magengrube und half ihm, sich aufzusetzen. Er japste wie ein gestrandeter Fisch.

»Was ...«, keuchte er, doch weiter kam er nicht. Es gab einen furchtbaren Ruck, der uns beide ein weiteres Mal zu Boden schleuderte und dem auf der Stelle das brutale Knirschen kreischender Bohlen folgte. Es hörte sich so an, als fiele das Schiff ringsum auseinander, und ich zweifelte nicht daran, dass es tatsächlich so war.

Gespenstisches Geheul und donnernde Füße an Deck.

»Sie entern uns!« Ich konnte hören, wie Abram schluckte, und ich fuhr mit der Hand an den Schlitz in meinem Unterrock und berührte zur Ermutigung mein Messer.

»Nein«, flüsterte ich und blickte angestrengt in die Dunkelheit über uns, als würde mir das helfen, besser zu

hören. »Nein. Wir entern *sie*.« Denn die trampelnden Füße über uns waren fort.

DAS GESCHREI NICHT; SELBST DURCH DIE ENTFERNUNG GEDÄMPFT, KONNTE ich den Unterton des Irrsinns darin hören, die pure Freude des Berserkers. Ich glaubte, Jamies Highlandheulen heraushören zu können, doch das war wahrscheinlich nur Einbildung; sie klangen alle gleich verrückt.

»Vater unser, der Du bist im Himmel ... Vater unser, der Du bist im Himmel ...«, flüsterte Abram in der Dunkelheit vor sich hin, doch er steckte in der ersten Zeile fest.

Ich ballte die Fäuste, schloss automatisch die Augen und verzog das Gesicht, als könnte ich durch schiere Willenskraft helfen.

Doch das konnten wir natürlich beide nicht.

Eine Ewigkeit der gedämpften Geräusche, gelegentlichen Schüsse, Rumpelgeräusche, Grunzlaute und Schreie. Und dann Stille.

Ich konnte gerade eben sehen, wie mir Abram fragend den Kopf zuwandte. Ich drückte seine Hand.

Und dann feuerte eine Schiffskanone mit einem Knall, der oben über das Deck hallte, und eine Schockwelle dröhnte mit solcher Gewalt durch den Frachtraum, dass meine Ohren knackten. Dies wiederholte sich; ich spürte einen Rumms mehr, als ich ihn hörte, und dann schlingerte

der Boden, und ein seltsames tiefes *Wong* durchfuhr die Planken des Schiffs. Ich schüttelte den Kopf und schluckte, um Luft in meine eustachischen Röhren zu drücken. Endlich knackten sie wieder, und ich hörte Fußgetrappel an der Bordwand. Mehr als ein Paar. Langsam.

Ich sprang auf, packte Abram und zerrte ihn hoch, um ihn dann auf die Leiter zuzuschieben. Ich konnte Wasser hören. Nicht so, als rauschte es an den Bordwänden entlang, sondern so, als strömte es gurgelnd in den Frachtraum.

Man hatte die Luke über uns geschlossen, sie aber nicht zugenagelt, und ich löste sie mit einem verzweifelten Hieb beider Fäuste aus ihrer Verankerung. Dabei hätte ich fast das Gleichgewicht verloren und wäre in die Dunkelheit gestürzt, doch zum Glück stützte mich Abram Zenn, der mir seine schmale, aber stabile Schulter unter die Pobacken geschoben hatte.

»Danke, Mr. Zenn«, sagte ich und langte hinter mich, um ihn über die Leiter ans Licht zu ziehen.

Es war Blut an Deck; das war das Erste, was ich sah. Auch Verletzte - aber nicht Jamie. Er war das Zweite, was ich sah; er stand zusammen mit mehreren anderen Männern weit über die Überreste der zersplitterten Relling hinweggebeugt. Ich lief zu ihnen, um zu sehen, wohin sie blickten, und ein paar hundert Meter entfernt entdeckte ich die *Teal*.

Ihre Segel flatterten wild, und ihre Masten schienen merkwürdig schräg zu stehen. Dann begriff ich, dass sich das ganze Schiff in Schräglage befand und sein Bug halb

aus dem Wasser ragte.

»Teufel«, sagte Abram in erstauntem Ton. »Sie ist auf einen Felsen gelaufen.« »Wir auch, mein Sohn, aber nicht so schlimm«, informierte ihn sein Käpt'n, der beim Klang der Stimme des Schiffsjungen einen Blick zur Seite warf. »Haben wir Wasser im Frachtraum, Abram?«

»Ja«, erwiderte ich, bevor sich Abram, der ganz in die Betrachtung der angeschlagenen *Teal* versunken war, so weit sammeln konnte, dass er zu einer Antwort imstande war. »Habt Ihr irgendwelche medizinischen Instrumente an Bord, Kapitän Hickman?«

»Habe ich was?« Er blinzelte mich ungeduldig an. »Jetzt ist nicht der Zeitpunkt für - warum?«

»Ich bin Ärztin, Sir«, sagte ich, »und Ihr braucht mich.«

KEINE VIERTELSTUNDE SPÄTER FAND ICH MICH ERNEUT IN DEM KLEINEN Frachtraum am Bug wieder, wo ich vor ein paar Stunden aus meinem Ohnmachtsanfall erwacht war und den man jetzt zur Krankenstation erklärt hatte.

Die *Aspis* hatte keinen eigenen Schiffsarzt, doch sie hatte eine rudimentäre medizinische Ausstattung dabei: eine halb volle Flasche Laudanum, eine Aderlassklinge nebst Schüssel, eine große Pinzette, ein Gefäß mit toten, vertrockneten Blutegeln, zwei rostige Amputationssägen, eine kleine Fasszange, einen Beutel Verbandmull und ein großes Glas Kampfersalbe.

Ich war versucht, das Laudanum selbst zu trinken, doch die Pflicht rief. Ich band mir die Haare zurück und begann, die Fracht nach Nützlichem abzusuchen. Ian war mit Mr. Smith, der inmitten der Wirren wieder zu uns gestoßen war, zur *Teal* hinübergerudert, um meine Ausrüstung zu holen. Doch angesichts der Beschädigungen in dem Bereich, wo sich unsere Kajüte befunden hatte, machte ich mir keine großen Hoffnungen. Ein Glückstreffer der *Aspis* hatte die *Teal* unterhalb der Wasseroberfläche getroffen; wäre sie nicht auf Grund gelaufen, wäre sie wahrscheinlich früher oder später gesunken.

Ich hatte an Deck eine rasche Vorauswahl getroffen; ein Mann war auf der Stelle tot gewesen, mehrere waren leicht verletzt, drei schwer, aber nicht unmittelbar lebensbedrohlich. Auf der *Teal* befanden sich wahrscheinlich noch mehr Verletzte; nach dem, was die Männer erzählten, hatten die Schiffe auf kürzeste Distanz Breitseiten ausgetauscht. Eine schnelle, blutige kleine Schlacht.

Ein paar Minuten nach ihrem Ende kam auch die *Pitt* in Sicht gehumpelt; die Mitglieder ihrer gemischten Besatzung hatten sich offenbar so miteinander arrangiert, dass sie sie segeln konnten, und sie war jetzt als Fährschiff für die Verletzten im Einsatz. Im Heulen des Windes hörte ich leise den Ruf ihres Bootsmanns.

»Achtung, ich komme«, murmelte ich. Ich griff nach der kleineren Amputationssäge und war für meine eigene schnelle, blutige Schlacht bereit.

»IHR HABT DOCH GEWEHRE DABEI«, SAGTE ICH ZU ABRAM ZENN, DER DAMIT beschäftigt war, ein paar Laternen für mich aufzuhängen, da die Sonne jetzt fast untergegangen war. »Das bedeutet ja wohl, dass Kapitän Hickman darauf gefasst war, sie auch zu benutzen. Hat er denn gar nicht daran gedacht, dass es dabei Tote und Verletzte geben könnte?«

Abram zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Dies ist unsere erste Kaperfahrt, Ma'am. Nächstes Mal sind wir gewiss besser vorbereitet.«

»Eure erste? Was für ein - Wie lange fährt Kapitän Hickman denn schon zur See?«, wollte ich wissen. Ich war immer noch dabei, die Fracht zu durchsuchen, und zu meiner Freude fand ich eine Truhe mit bedrucktem Kalikostoff.

Abram blickte stirnrunzelnd auf den Docht, den er gerade kürzte, und überlegte.

»Nun«, sagte er langsam, »eine Zeit lang hatte er in Marblehead ein Fischerboot. Es hat ihm zusammen mit seinem Bruder gehört. Doch nachdem dieser mit Kapitän Stebbings zusammengestoßen war, hat er auf einem von Emmanuel Baileys Schiffen als Maat angeheuert. Mr. Bailey ist Jude«, erklärte er, als er meine hochgezogene Augenbraue sah. »Er besitzt eine Bank in Philadelphia und drei Schiffe, die regelmäßig zu den Westindischen Inseln fahren. Dieses Schiff gehört ihm ebenfalls, und er hat auch

bei Kriegsausbruch beim Kongress den Kaperbrief für Kapitän Hickman erwirkt.«

»Ich verstehe«, sagte ich mehr als nur ein wenig verblüfft. »Aber das hier ist Hickmans erste Fahrt als Kapitän einer Schaluppe.«

»Ja, Ma'am. Aber Privatiers haben normalerweise keinen Frachtaufseher, versteht Ihr«, sagte er ernst. »In seine Verantwortung würden nämlich auch die Schiffsvorräte und Dinge wie die medizinische Ausrüstung fallen.«

»Und Ihr wisst das alles, weil - Wie lange fährt *Ihr* schon zur See?«, fragte ich neugierig, während ich eine Flasche zutage förderte, deren Inhalt nach sehr teurem Brandy aussah, der sich zur Desinfektion benutzen ließ.

»Oh, seit ich acht bin, Ma'am«, sagte er. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um die Laterne aufzuhängen, die einen warmen, beruhigenden Schimmer auf meinen improvisierten OP warf. »Ich habe sechs ältere Brüder, und der Älteste hat mit seinen Söhnen die Farm übernommen. Die anderen... Nun, einer von ihnen ist Schiffsbauer in Newport News, und er hat sich eines Tages mit einem Kapitän unterhalten und mich erwähnt, und ehe ich mich's versehe, bin ich Schiffsjunge auf der *Antioch*, einem Indienfahrer. Ich habe den Kapitän nach London begleitet, und gleich am nächsten Tag sind wir nach Kalkutta aufgebrochen.« Er stellte sich wieder auf die Fußsohlen und lächelte mich an. »Seitdem fahre ich zur See, Ma'am. Ich fühle mich wohl dabei.«

»Das ist ja schön«, sagte ich. »Eure Eltern - leben sie noch?«

»O nein, Ma'am. Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben und mein Pa, als ich sieben war.« All dies schien ihn nicht zu bestürzen. Doch schließlich, so besann ich mich, während ich den Kaliko zu Verbänden zurechtriss, war es für ihn auch schon ein halbes Leben her.

»Nun, dann hoffe ich, dass Ihr Euch auf See weiter so wohlfühlt«, sagte ich. »Kommen Euch nach einem Tag wie heute denn keine Zweifel?«

»Nein«, sagte er leise und blickte zu mir auf. Seine Augen waren voller Ernst - und nicht mehr annähernd so jung, wie sie es noch vor ein paar Stunden gewesen waren. »Als ich bei Kapitän Hickman angeheuert habe, habe ich gewusst, dass es Kämpfe geben würde.« Er biss die Lippen aufeinander, vielleicht, um sie am Zittern zu hindern. »Es macht mir nichts aus, einen Menschen zu töten, wenn ich muss.«

»Jetzt noch nicht«, flüsterte einer der Verletzten. Er lag im Schatten auf zwei Kisten mit englischem Porzellan und atmete sehr langsam.

»Nein, jetzt noch nicht«, pflichtete ich ihm trocken bei. »Vielleicht solltet Ihr Euch aber einmal mit meinem Neffen oder meinem Mann darüber unterhalten, wenn sich die Dinge hier etwas beruhigt haben.«

Ich dachte, damit wäre alles gesagt, doch Abram wich mir nicht von der Seite, während ich meine wenigen

Werkzeuge auf dem Tisch ausbreitete und sie so gut wie möglich sterilisierte, indem ich reichlich Brandy darüberschüttete, bis der ganze Raum wie eine Destillerie roch - zum Entsetzen der Verletzten, die es für Verschwendung hielten, den guten Brandy so zu missbrauchen. Doch das Kombüsenfeuer war während der Schlacht gelöscht worden; es würde eine Weile dauern, bis ich wieder heißes Wasser hatte.

»Seid Ihr eine Patriotin, Ma'am? Wenn ich das fragen darf«, fügte er hinzu und errötete verlegen.

Die Frage verblüffte mich ein wenig. Die naheliegende Antwort wäre »Ja, natürlich« gewesen. Jamie war schließlich Rebell, hatte sich selbst dazu erklärt. Zwar war es aus Notwehr zu dieser Erklärung gekommen, doch ich ging davon aus, dass er es inzwischen auch aus Überzeugung war. Ich dagegen? Gewiss war ich einmal Patriotin aus Überzeugung gewesen.

»Ja«, gab ich zu - etwas anderes konnte ich wohl kaum behaupten. »Ihr doch eindeutig auch, Abram. Warum?«

»Warum?« Er schien absolut verblüfft zu sein, dass ich diese Frage überhaupt stellte, und blinzelte mich über die Laterne in seiner Hand hinweg an.

»Dann sagt es mir später«, schlug ich vor und nahm ihm die Laterne ab. Ich hatte an Deck getan, was ich konnte; jetzt wurden die Verletzten heruntergebracht, die weiterer Aufmerksamkeit bedurften; es war nicht der richtige Zeitpunkt für politische Diskussionen. Fand ich zumindest.

Abram machte sich tapfer daran, mir zu helfen, und er machte seine Sache nicht schlecht, auch wenn er hin und wieder innehalten musste, um sich in einen Eimer zu übergeben. Nach dem zweiten Mal begann er damit, die Verwundeten auszufragen - zumindest jene, die im Stande waren zu antworten. Ich wusste nicht, ob dies einfach nur Neugier war oder der Versuch, sich abzulenken von dem, was ich tat.

»Was haltet Ihr von der Revolution, Sir?«, fragte er einen grauhaarigen Seemann von der *Pitt*, dem es den Fuß zerquetscht hatte. Der Mann warf ihm zwar einen sehr mürrischen Blick zu, antwortete aber, wahrscheinlich ebenfalls, um sich abzulenken.

»Verfluchte Zeitverschwendung«, knurrte er schroff und bohrte die Finger in die Kante der Truhe, auf der er saß. »Wir sollten lieber gegen die Froschfresser kämpfen als gegen unsere eigenen Landsleute. Was sollen wir denn davon haben? Gütiger Himmel«, ächzte er leise und wurde bleich.

»Gebt ihm etwas, worauf er beißen kann, ja, Abram?«, sagte ich. Ich war damit beschäftigt, ihm die Knochensplitter aus dem ruinierten Fuß zu picken, und fragte mich, ob ihm wohl mit einer schnellen Amputation besser gedient wäre. Das Infektionsrisiko würde vielleicht geringer sein, und er würde ohnehin für immer schmerzhaft hinken, doch es widerstrebte mir dennoch sehr ...

»Nein, es geht schon, Ma'am«, sagte er und holte tief Luft. »Was hältst *du* denn davon, Kleiner?«

»Ich halte sie für richtig und notwendig, Sir«, erwiderte Abram standhaft. »Der König ist ein Tyrann, und jeder anständige Mensch hat die Pflicht, sich der Tyrannei zu widersetzen.«

»Was?«, sagte der Seemann schockiert. »Der König ein Tyrann? Wer sagt denn solche Gemeinheiten?«

»Nun ... Mr. Jefferson. Und - wir alle! Wir sind alle dieser Meinung«, sagte Abram, den der vehemente Widerspruch äußerst verblüffte.

»Nun, dann seid Ihr alle ein Haufen verdammter Narren - Verzeihung, Ma'am«, fügte er mit einem Kopfnicken in meine Richtung hinzu. Sein Blick fiel auf seinen Fuß, und er wankte ein wenig und schloss die Augen, fragte dann aber: »Ihr glaubt doch wohl nicht an solchen Unsinn, oder, Ma'am? Ihr solltet Euren Jungen hier zur Vernunft bringen.«

»Zur Vernunft?«, rief Abram aufgebracht. »Ihr findet es vernünftig, dass wir nicht sagen oder schreiben dürfen, was wir wollen?«

Der Seemann öffnete ein Auge.

»Natürlich ist das vernünftig«, sagte er, offensichtlich um Mäßigung bemüht. »Es sagt doch trotzdem jeder Schwachkopf - Verzeihung, Ma'am -, was er will, und stiftet die Leute zu Dummheiten an. Und wohin hat das geführt? Zu nichts als Aufruhr und Ruhestörung. Den Leuten werden die Häuser angezündet, und man schlägt sie auf der Straße zusammen. Hast du schon einmal von den Cutter-Unruhen gehört, Junge?«

Offensichtlich hatte Abram das nicht, sondern hielt mit einer heftigen Verunglimpfung der sogenannten Unerträglichen Gesetze dagegen, was wiederum Mr. Ormiston - inzwischen hatten wir uns einander vorgestellt - dazu bewog, laut zu prusten und die Einschränkungen aufzuzählen, die die Londoner im Vergleich zum luxuriösen Dasein der undankbaren Kolonisten erdulden mussten.

»Undankbar!«, protestierte Abram mit verkrampfter Miene. »Und wofür sollten wir dankbar sein? Dafür, dass man uns Soldaten auf den Hals hetzt?«

»Oh, auf den Hals hetzt, wie?«, rief Mr. Ormiston im Tonfall selbstgerechter Entrüstung. »Was für eine Ausdrucksweise! Was glaubst du denn, junger Mann, wer euch alle davor bewahrt hat, von den Indianern skalpiert oder von den Franzosen überrannt zu werden. Und was glaubst du, wer das alles bezahlt hat, wie?«

Diese clevere Entgegnung riss die wartenden Männer, die sich inzwischen alle in das Streitgespräch eingemischt hatten, zu Beifallsrufen - und diversen Spötteleien - hin.

»Das ist ja wirklich der blanke Unsinn -«, begann Abram und plusterte die schmale Brust auf wie eine ausgehungerte Taube, doch er wurde unterbrochen, weil ein alter Bekannter von der *Teal* eintrat: Mr. Smith, der einen Leinenbeutel in der Hand trug und ein entschuldigendes Gesicht aufgesetzt hatte.

»Eure Kajüte war leider völlig dahin, Ma'am«, sagte er. »Aber ich habe das bisschen aufgesammelt, was auf dem Boden lag. Vielleicht -«

»Jonas Marsden!« Mr. Ormiston, der versucht hatte aufzustehen, ließ sich mit offenem Mund wieder auf die Truhe plumpsen. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!«

»Wer?«, fragte ich verblüfft.

»Jonas - nun, es ist nicht sein richtiger Name, wie heißt er noch ... oh, Bill, glaube ich, aber wir haben ihn Jonas genannt, weil er schon so oft untergegangen ist.«

»Aber Joe.« Mr. Smith - oder Mr. Marsden - hielt rückwärts auf die Tür zu und lächelte nervös. »Das ist doch alles schon lange her, und -«

»So lange nun auch wieder nicht.« Mr. Ormiston erhob sich mühsam und stützte sich mit einer Hand auf einen Stapel Heringsfässer, um seinen verletzten Fuß nicht belasten zu müssen. »Jedenfalls nicht so lange, dass dich die Marine vergessen würde, du dreckiger Deserteur!«

Mr. Smith verschwand abrupt über die Leiter, vorbei an zwei Seeleuten, die einen dritten wie eine Rinderhälfte hinunterschleppten. Leise fluchend ließen sie ihn zu meinen Füßen auf das Deck fallen und traten keuchend zurück. Es war Kapitän Stebbings.

»Er is' nich tot«, teilte mir einer von ihnen hilfreicherweise mit.

»Oh, gut.« Mein Tonfall klang anscheinend nicht überzeugend, denn der Kapitän schlug ein Auge auf und funkelte mich böse an.

»Ihr wollt mich hier lassen, damit diese ... Schlampe an mir herumsäbeln kann?«, sagte er heiser und keuchte

angestrengt. »Da ster- sterbe ich doch lieber wie ein Eh-Ehrenmann.« Diese Feststellung endete in einem gurgelnden Blubbern, das mich dazu bewegte, ihm sofort den rauchgeschwärzten, blutdurchtränkten Rock und das Hemd aufzureißen. Tatsächlich hatte er ein prachtvolles rundes Loch in der rechten Brust, aus dem das unheilvolle nasse Schlürfen einer verletzten Lunge drang.

Ich stieß einen derben Fluch aus, und die beiden Männer, die ihn zu mir gebracht hatten, traten leise murmelnd von einem Bein aufs andere. Ich wiederholte mich noch einmal lauter, packte Stebbings' Hand und drückte sie auf das Loch.

»Lasst sie dort liegen, wenn Ihr die Chance haben wollt, ehrenvoll zu sterben«, sagte ich zu ihm. »Ihr da!«, rief ich einem der Männer zu, die sich davonzustehlen versuchten. »Holt mir etwas Öl aus der Kombüse. Schnell! Und *Ihr* -« Meine Stimme erwischte den anderen, der schuldbewusst anhielt. »Segeltuch und Teer. So schnell Ihr könnt!«

»Haltet den Mund«, riet ich Stebbings, dem weitere Bemerkungen auf der Zunge zu liegen schienen. »Eure Lunge ist kollabiert, und wenn ich sie nicht wieder aufblasen kann, sterbt Ihr auf der Stelle wie ein Hund.«

»Hg«, sagte er, was ich als Zustimmung interpretierte. Seine Hand war kräftig, und für den Augenblick hielt sie das Loch einigermaßen versiegelt. Das Problem war, dass er zweifellos nicht nur ein Loch in der Brust hatte, sondern auch in der Lunge. Ich musste das äußere Loch versiegeln, damit keine Luft eindringen und die Lunge

zusammendrücken konnte, doch ich musste auch dafür sorgen, dass die Luft aus dem Brustraum rings um die Lunge entweichen konnte. Im Moment strömte die Luft aus der verletzten Lunge bei jedem Ausatmen genau in diesen Raum, was alles noch verschlimmerte.

Außerdem war es möglich, dass er an seinem eigenen Blut ertrank, doch daran konnte ich nun wirklich nichts ändern, also dachte ich auch nicht weiter darüber nach.

»Positiv betrachtet«, sagte ich zu ihm, »war es immerhin eine Kugel, kein Schrapnell oder ein Splitter. Und glühendes Eisen hat ein Gutes: Es sterilisiert die Wunde. Bitte hebt kurz die Hand. Ausatmen.« Ich griff selbst nach seiner Hand und hob sie hoch. Ich zählte bis zwei, während er ausatmete, dann drückte ich sie wieder fest auf die Wunde. Das Blut gab einen glitschigen Laut von sich. Es war eine Menge Blut für einen solchen Einschuss, doch er hustete nicht und spuckte auch kein Blut ... woher - oh!

»Ist das Euer Blut, oder stammt es von jemand anderem?«, wollte ich wissen und zeigte mit dem Finger auf seine Brust.

Er hatte die Augen halb geschlossen, doch bei diesen Worten wandte er den Kopf und entblößte seine schlechten Zähne zu einem Wolfsgrinsen.

»Von ... Eurem Mann«, flüsterte er heiser.

»Wichser«, sagte ich gereizt und hob erneut seine Hand an. »Ausatmen.« Die Männer hatten gesehen, dass ich mich um Stebbings kümmerte; es trafen immer neue

Verletzte von der *Teal* ein, doch bei den meisten von ihnen schien es nichts Lebensbedrohliches zu sein. Ich erteilte den unverletzten Männern kurze Anweisungen, wie sie Druck auf die Wunden ausüben oder gebrochene Knochen lagern sollten, damit es nicht zu weiteren Verletzungen kam.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis das Öl und das Segeltuch kamen, sodass mir hinreichend Zeit blieb, mich zu fragen, wo Jamie und Ian waren, doch endlich wurden die Erste-Hilfe-Mittel gebracht. Ich säbelte mir mit dem Messer ein Stück Segeltuch zurecht, riss einen langen Kalikostreifen für den Feldverband ab, schob dann Stebbings' Hand beiseite, wischte ihm mit meinem Unterrock das Blut ab, goss Lampenöl über seine Brust und den Segeltuchflicken und presste diesen dann so auf die Wunde, dass er sie provisorisch abdichtete. Danach legte ich Stebbings' Hand so darauf, dass eine Ecke des Flickens frei blieb, und wickelte ihm die Kalikobinde um den Oberkörper.

»Nun gut«, sagte ich. »Ich muss den Flicken mit Teer festkleben, damit er besser dicht hält, doch es wird etwas dauern, den Teer anzuwärmen. Das könntet Ihr tun«, wies ich den Seemann an, der mir das Öl gebracht hatte und gerade erneut versuchte, sich heimlich davonzustehlen. Nun drehte ich hastig die Runde, um einen Blick auf die Verletzten zu werfen, die auf dem Boden hockten oder lagen. »Schön. Wer liegt im Sterben?«

Erstaunlicherweise waren nur zwei Männer, die von der

Teal herübergeholt worden waren, tot, einer mit schrecklichen Kopfverletzungen durch umherfliegende Splitter und Schrapnellteilchen, der andere verblutet, nachdem ihm vermutlich eine Kanonenkugel das linke Bein halb abgerissen hatte.

Den hätte ich retten können, dachte ich, doch mein Bedauern ging in den Bedürfnissen der Situation unter.

Gar nicht so schlecht, konstatierte ich, während ich rasch die Reihe zu meinen Füßen abarbeitete, um die Männer nach dem Ernst ihrer Verletzungen zu sortieren, und dabei meinem unfreiwilligen Assistenten Anweisungen erteilte. Splitterwunden, zwei Streifschüsse, ein halb abgerissenes Ohr, einer, dem eine Kugel im Oberschenkel steckte, zum Glück jedoch nicht in der Nähe der Arterie.

Aus dem tiefer gelegenen Frachtraum war Hämmern und Knirschen zu hören - dort waren die Reparaturarbeiten in vollem Gange. Während ich die Verletzten versorgte, konnte ich mir den Verlauf der Schlacht aus den Bemerkungen der Männer zusammenreimen, die auf meine Zuwendung warteten.

Nach einem stockenden Austausch von Breitseiten, die dem angeknacksten Hauptmast der *Teal* den Rest gegeben und die *Aspis* oberhalb der Wasseroberfläche durchlöchert hatten, war die *Teal* scharf abgedreht - die Männer waren geteilter Meinung, ob der Kapitän dies mit Absicht getan hatte oder nicht -, auf die *Aspis* zugesteuert und an ihrer Bordwand entlanggeschrammt, sodass die beiden Schiffe Reling an Reling zu liegen kamen.

Es schien kaum vorstellbar, dass Stebbings vorgehabt hatte, die *Aspis* zu entern, obwohl er nur so wenige Männer hatte, auf die er sich verlassen konnte; wenn es Absicht gewesen war, hatte er vielleicht vorgehabt, uns zu rammen. Ich blickte auf ihn nieder, doch seine Augen waren geschlossen, und seine Gesichtsfarbe verhieß nichts Gutes. Ich hob seine Hand und hörte das leise Zischen der Luft, dann legte ich sie ihm wieder auf die Brust und fuhr mit meiner Arbeit fort. Er war eindeutig nicht in der Verfassung, den Spekulationen über seine Absichten ein Ende zu setzen.

Wie auch immer diese ausgesehen hatten, Kapitän Hickman hatte sie unterbunden, indem er johlend über die Reling der *Teal* gesprungen kam, gefolgt von einem Schwarm seiner Männer. Sie waren auf ihrem Weg über das Deck kaum auf Widerstand gestoßen, obwohl sich die Männer von der *Pitt* in der Nähe des Steuers um Stebbings gesammelt und wütend gekämpft hatten. Doch es war klar gewesen, dass der Sieg den Männern von der *Aspis* gehörte. Und dann war die *Teal* mit voller Wucht auf Grund gelaufen und hatte alle Mann flach auf das Deck geworfen.

Fest davon überzeugt, dass das Schiff sinken würde, hatte alles, was sich noch bewegen konnte, dies auch getan, und Enterer wie Verteidiger waren gemeinsam zurück auf die *Aspis* gesprungen - die abrupt zur Seite scherte, während ihr ein geistig umnachteter Verteidiger der *Teal* noch ein oder zwei letzte Schüsse nachsandte - und mit dem Kiel eine Kiesbank rammte.

»Keine Sorge, Ma'am«, versicherte mir einer der Männer. »Wenn die Flut kommt, schwimmt sie weiter.«

Die Geräusche von unten wurden jetzt schwächer, und ich begann mich alle paar Minuten umzusehen, weil ich hoffte, Jamie oder Ian zu entdecken.

Ich war gerade dabei, einen armen Tropf zu untersuchen, der einen Splitter im Auge hatte, als er das andere Auge plötzlich vor Schreck weit aufriß. Ich drehte mich um und fand Rollo keuchend und triefend an meiner Seite vor. Er hatte die enormen Zähne zu einem Grinsen entblößt, das Stebbings' Bemühungen weit in den Schatten stellte.

»Hund!«, rief ich entzückt. Ich konnte ihn nicht in die Arme nehmen - nun ja, eigentlich *wollte* ich es nicht -, sah mich aber rasch nach Ian um, der jetzt ebenfalls klatschnass auf mich zugehumpelt kam, aber das gleiche Grinsen aufgesetzt hatte.

»Wir sind ins Wasser gefallen«, sagte er heiser und hockte sich neben mich. Unter ihm bildete sich eine kleine Pfütze.

»Das sehe ich. Bitte tief Luft holen«, sagte ich zu dem Mann mit dem Splitter im Auge. »Eins ... ja, gut so ... zwei ... ja ...« Als er ausatmete, fasste ich den Splitter und zog fest daran. Er rutschte heraus, gefolgt von einem Schwall Glaskörperflüssigkeit und Blut. Ich biss die Zähne zusammen, und Ian wurde von einem starken Brechreiz gepackt. Doch es war nicht viel Blut. Wenn der Splitter die Augenhöhle nicht durchdrungen hatte, konnte ich vielleicht eine Entzündung verhindern, indem ich den Augapfel

entfernte und die Augenhöhle ausfüllte. Aber das musste warten. Ich schnitt ein Stück Stoff vom Hemdschoß des Mannes ab, tränkte es in Brandy, drückte es vor das ruinierte Auge und bat ihn, es dort festzuhalten. Das tat er, obwohl er dabei aufstöhnte und so alarmierend schwankte, dass ich schon Angst hatte, er könnte umkippen.

»Wo ist denn dein Onkel?«, fragte ich Ian mit dem dumpfen Gefühl, dass ich die Antwort gar nicht hören wollte.

»Dort drüben«, antwortete Ian und wies kopfnickend zur Seite. Ich fuhr herum, eine Hand noch auf die Schulter des einäugigen Mannes gestützt, und sah Jamie die Leiter herunterkommen. Er stritt sich lautstark mit Kapitän Hickman, der ihm auf dem Fuß folgte. Jamies Hemd war blutdurchtränkt, und mit einer Hand hielt er sich einen nicht minder blutdurchtränkten Stoffbausch an die Schulter. Anscheinend war Stebbings nicht nur darauf aus gewesen, mir die Laune zu verderben. Doch Jamie konnte zumindest noch stehen, und er war zwar blass, aber er kochte gleichzeitig vor Wut. Ich war mir hinreichend sicher, dass er nicht sterben würde, solange er so wütend war, und ergriff eine Segeltuchbinde, um einen gebrochenen Arm zu stabilisieren.

»Hund!«, sagte Hickman, als er neben dem flach liegenden Stebbings zum Stehen kam. Doch er sagte es nicht im selben Tonfall, wie ich es getan hatte, und Stebbings öffnete ein Auge.

»Selber Hund«, keuchte er mit belegter Stimme.

»Hund, Hund, Hund! Schweinehund!«, fügte Hickman hinzu, um das letzte Wort zu haben, und holte aus, um Stebbings in die Seite zu treten. Ich langte nach seinem Fuß, und es gelang mir, ihn so aus dem Gleichgewicht zu bringen, dass er zur Seite schwankte. Jamie fing ihn mit einem Schmerzenslaut auf, doch Hickman kämpfte sich wieder hoch und schob Jamie von sich.

»Ihr könnt den Mann doch nicht kaltblütig ermorden!«

»O doch«, erwiderte Hickman prompt. »Seht nur her!« Er zog eine enorme Pistole aus einem gammeligen Lederhalfter und spannte sie. Jamie fasste sie am Lauf und nahm sie ihm zielsicher aus der Hand, sodass er mit gekrümmten Fingern und überraschter Miene dastand.

»Ich kann nicht glauben, Sir«, appellierte Jamie an Hickmans Vernunft, »dass Ihr vorhabt, einen verwundeten Feind zu töten - noch dazu einen uniformierten Feind, den Ihr unter seiner eigenen Flagge gefangen genommen habt und der sich ergeben hat. Kein Ehrenmann würde so etwas gutheißen.«

Hickman richtete sich auf und wurde puterrot.

»Wollt Ihr etwa meine Ehre in Zweifel ziehen, Sir?«

Ich sah, wie sich die Muskeln in Jamies Hals und Schultern anspannten, doch bevor er etwas sagen konnte, trat Ian an seine Seite, sodass sie Schulter an Schulter standen.

»Aye, das will er. Und ich auch.«

Rollo, dem der Pelz immer noch in nassen Stacheln in

alle Himmelsrichtungen stand, zog knurrend seine schwarzen Lippen zurück, sodass der Großteil seiner Zähne sichtbar wurde, womit er ebenfalls seine Unterstützung für diesen Standpunkt kundtat.

Hickmans Blick wanderte von Ians finsterner, tätowierter Visage zu Rollos beeindruckenden Reißzähnen und dann wieder zu Jamie, der den Hahn der Pistole entspannt hatte und sie in seinen Gürtel gesteckt hatte. Er atmete schwer.

»Dann ist es Eure Schuld«, sagte er abrupt und wandte sich ab.

Kapitän Stebbings atmete ebenfalls schwer, ein unheilvolles Blubbern. Sein Gesicht war weiß und seine Lippen blau, doch er war bei Bewusstsein. Sein Blick war während des gesamten Wortwechsels fest auf Hickman gerichtet gewesen und folgte ihm jetzt zur Luke. Als sich diese hinter ihm schloss, entspannte sich Stebbings ein wenig, und sein Blick wanderte zu Jamie hinüber.

»Ihr hättet Euch ... die Mühe ... sparen können«, keuchte er. »Doch Ihr habt ... meinen Dank. Was auch immer ...« Er hustete erstickt, presste sich die Hand fest auf die Brust und schüttelte mit schmerzverzerrter Miene den Kopf. »Was auch immer ... das wert ist.«

Er schloss die Augen und atmete langsam und unter Schmerzen weiter - doch er atmete. Ich erhob mich steif, und jetzt endlich hatte ich einen Moment Zeit, um einen Blick auf meinen Mann zu werfen.

»Es ist nur ein kleiner Schnitt«, versicherte er mir als

Antwort auf meinen skeptisch fragenden Blick. »Ich komme schon zurecht.«

»Ist das alles dein Blut?« Er blickte an seinem Hemd hinunter, das ihm an den Rippen klebte, und zuckte mit der unverletzten Schulter.

»Ich habe noch genug davon.« Er lächelte mich an und sah sich um. »Ich sehe, dass du hier alles gut im Griff hast. Ich werde Smith bitten, dir etwas zu essen zu bringen, aye? Es wird gleich regnen.«

So war es; der Geruch des heraufziehenden Sturms wehte durch den Frachtraum, frisch und kribbelnd wie Ozon, und hob mir das Haar aus dem feuchten Nacken.

»Smith wohl besser nicht«, sagte ich. »Und wo willst du hin?«, fragte ich, als ich sah, dass er sich abwandte.

»Ich muss mit Kapitän Hickman und Kapitän Roberts sprechen«, sagte er grimmig. Er blickte nach oben, und die verklebten Haare hinter seinen Ohren hoben sich im Wind. »Ich denke zwar nicht mehr, dass wir mit der *Teal* nach Schottland fahren, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, *wohin* die Reise geht.«

SCHLIESSLICH WURDE ES STILL AUF DEM SCHIFF - SO STILL, WIE ES AUF EINEM großen Objekt werden kann, das aus ächzenden Planken, knatterndem Segeltuch und diesem gespenstischen Summen angespannter Taue besteht. Die Flut war gekommen, und das Schiff schwamm tatsächlich; wir waren wieder nach Norden unterwegs, unter

leichten Segeln.

Ich hatte die letzten Verwundeten abgefertigt; nur Kapitän Stebbings war noch da, aufgebahrt auf einem improvisierten Strohlager hinter einer Kiste mit geschmuggeltem Tee. Er atmete nach wie vor, und ich hatte nicht das Gefühl, dass er sehr litt, doch sein Zustand war viel zu kritisch, als dass ich ihn aus den Augen gelassen hätte.

Wie durch ein Wunder schien sich die Kugel ihren Weg direkt in seine Lunge gebrannt zu haben, statt einfach die Blutgefäße zu zerfetzen, die ihr im Weg waren. Das hieß zwar nicht, dass ihm kein Blut in die Lunge lief, doch wenn es so war, sickerte es nur allmählich hinein; sonst hätte ich es längst gemerkt. Wahrscheinlich war der Schuss aus nächster Nähe abgefeuert worden, dachte ich schläfrig. Die Kugel war noch rot glühend gewesen, als sie ihn traf.

Ich schickte Abram zu Bett. Besser, wenn ich mich auch selbst hinlegte, denn die Müdigkeit zerrte an meinen Schultern und überzog mein Kreuz mit schmerzenden Knoten. Jetzt jedoch noch nicht.

Jamie war noch nicht zurück. Ich wusste, dass er zu mir kommen würde, wenn er sein Gipfeltreffen mit Hickman und Roberts beendet hatte. Und für alle Fälle hatte ich noch ein paar Vorbereitungen zu treffen.

Als Jamie vorhin Hickmans Schreibtisch nach etwas Essbarem durchsucht hatte, war mir ein Bündel frischer Gänsekiele aufgefallen. Ich hatte Abram losgeschickt, um ein paar davon für mich zu erbitten und mir die größte

Segelflickernadel zu besorgen, die er finden konnte - und ein paar Flügelknochen aus dem Hühnereintopf an Bord der *Pitt*.

Ich hackte beide Enden eines Knöchleins ab, überzeugte mich gründlich, dass das Mark beim Kochen vollständig herausgelöst worden war, und benutzte dann den kleinen Wetzstein des Schiffszimmermanns, um es an einem Ende anzuspitzen. Der Gänsekiel war einfacher zu bearbeiten; er war ja schon angespitzt, um damit schreiben zu können; ich brauchte nur noch die Fahnen abzuschneiden und dann Federkiel, Knochen und Nadel in eine flache Schale mit Brandy zu legen. So weit, so gut.

Brandygeruch stieg schwer und süßlich auf und kämpfte mit Teer, Terpentin und Tabak und den salzgetränkten alten Schiffsplanken um die Oberhand. Zumindest konnte er die Blut- und Kotgerüche meiner Patienten teilweise überdecken.

Ich hatte eine Kiste mit Meursault unter der Fracht entdeckt. Jetzt zog ich vorsichtig eine Flasche hervor und stellte sie mit zu der halben Flasche Brandy und meinem Stapel Verbandsmaterial. Ich setzte mich auf ein Teerfässchen, lehnte mich mit dem Rücken an ein großes Fass mit Tabak und gähnte.

Ich schloss die Augen. Ich konnte meinen pochenden Puls in den Fingerspitzen und Augenlidern spüren. Ich schlief zwar nicht ein, sank aber langsam in einen Zustand, in dem ich nur halb bei Bewusstsein war und in dem mir dumpf bewusst war, wie das Wasser an den Bordwänden

entlangrauschte, wie Stebbings laut seufzend atmete, wie der Blasebalg meiner eigenen Lunge gemächlich vor sich hin pumpte und mein Herz langsam und friedlich schlug.

Die Schrecken und Wirrnisse des Nachmittags schienen schon Jahre her zu sein, und aus der Distanz meiner Erschöpfung erschien mir meine Sorge, ich könnte einen Herzinfarkt erlitten haben, lächerlich. Doch war sie das wirklich? Unmöglich war es jedenfalls nicht. Gewiss war es nicht mehr als panisches Hyperventilieren gewesen, nichts Lebensbedrohliches. Dennoch ...

Ich legte mir zwei Finger auf die Brust und wartete darauf, dass sich das Pulsieren in meinen Fingerspitzen mit dem Pulsieren meines Herzens synchronisierte. Langsam und fast träumend begann ich, meinen Körper vom Scheitel bis zu den Zehen zu durchwandern, und tastete mich durch die langen, stillen Passagen der Venen vor, gefärbt wie das tiefe Violett des Himmels kurz vor dem Anbruch der Nacht. Nebenan sah ich das Leuchten der Arterien, angeschwollen vom Druck des roten Lebens. Betrat die Kammern meines Herzens und fühlte mich geborgen im Inneren der kräftigen Wände, die sich in festem, beruhigendem, endlosem, ununterbrochenem Rhythmus bewegten. Nein, mein Herz und seine Klappen hatten keinen Schaden genommen.

Ich spürte meinen Verdauungstrakt, der stundenlang fest unter meinem Zwerchfell zusammengeballt gewesen war und sich jetzt dankbar gurgelnd entspannte, und Wohlgefühl lief mir wie warmer Honig durch die Gliedmaßen und über

den Rücken.

»Ich weiß zwar nicht, was du da tust, Sassenach«, sagte eine leise Stimme in meiner Nähe. »Aber du siehst sehr zufrieden aus.«

Ich öffnete die Augen und setzte mich gerade hin. Jamie kletterte vorsichtig die Leiter herunter und setzte sich hin.

Er war sehr blass, und seine Schultern waren vor Erschöpfung zusammengesackt. Doch er lächelte mich schwach an, und sein Blick war klar. So solide und verlässlich sich mein Herz gerade noch gezeigt hatte, nun erwärmte es sich und wurde weich wie Butter.

»Wie geht es -«, begann ich, doch er erhob sich und unterbrach mich mit erhobener Hand.

»Ich komme schon zurecht«, sagte er mit einem Blick auf das Lager, auf dem Stebbings flach und deutlich hörbar atmend lag. »Schläft er?«

»Ich hoffe es. Und du solltest auch schlafen«, sagte ich. »Lass mich deine Verletzung versorgen, damit du dich hinlegen kannst.«

»Es ist nicht sehr schlimm«, sagte er und zupfte vorsichtig an dem rostroten Stoffbausch in seiner rechten Hemdbrust. So wie er normalerweise zur Untertreibung neigte, hatte er wahrscheinlich einen klaffenden Säbelhieb in der Brust. Immerhin würde dieser leicht zugänglich sein, anders als die unglückliche Verletzung eines Seemanns von der *Pitt*, der irgendwie hinter dem Hodensack von einem Schrapnellsplitter getroffen worden war. Ich ging

davon aus, dass dieser zuerst irgendwo anders aufgeschlagen und dann nach oben abgeprallt war, denn obwohl er glücklicherweise nicht tief eingedrungen war, war er platt gedrückt wie eine Sixpencemünze, als ich ihn herausholte. Ich hatte ihn ihm als Souvenir mitgegeben.

Abram hatte mir vor dem Schlafengehen noch eine Blechkanne mit frischem heißem Wasser gebracht. Ich steckte den Finger hinein; zu meiner Freude war es noch warm.

»Nun gut«, sagte ich und wies kopfnickend auf die beiden Flaschen auf der Truhe. »Möchtest du Brandy oder Wein, bevor wir anfangen?«

Sein Mundwinkel zuckte, und er griff nach der Weinflasche.

»Erhalten wir uns für eine kleine Weile die Illusion der Zivilisation.«

»Oh, ich glaube, das ist ein hinreichend zivilisierter Wein«, sagte ich. »Ich habe aber keinen Korkenzieher.«

Er las das Etikett, und seine Augenbrauen hoben sich.

»Das macht nichts. Haben wir denn etwas, um ihn einzuschenken?«

»Hier drüben.« Ich zog eine kleine, elegante Holzkiste aus einem Strohnest im Inneren einer Transportkiste, und als ich sie triumphierend öffnete, kam ein Teeservice aus chinesischem Porzellan zum Vorschein, dessen Kanten vergoldet waren. Verziert war es mit kleinen roten und blauen Schildkröten, die mit ihren unergründlichen

Asiatengesichtern in einem Wald aus goldenen Chrysanthemen umherschwammen.

Jamie lachte - nicht mehr als ein Hauch, aber definitiv Gelächter -, ritzte den Flaschenhals mit seiner Dolchspitze ein und schlug ihn sauber ab, sodass er gegen ein Tabaksfass prallte. Er goss den Wein vorsichtig in die beiden Tassen, die ich zurechtgestellt hatte, und wies kopfnickend auf die bunten Schildkröten.

»Die kleine blaue da erinnert mich an Mr. Willoughby, aye?«

Ich lachte ebenfalls, dann warf ich einen schuldbewussten Blick auf Stebbings' Füße - mehr war im Moment nicht von ihm zu sehen. Ich hatte ihm die Schuhe ausgezogen, und die losen Zehen seiner schmutzigen Strümpfe hingen ihm etwas lächerlich über die Füße. Diese zuckten jedoch nicht einmal, und seine langsamen, mühseligen Atemgeräusche fuhrten fort wie zuvor.

»An Mr. Willoughby habe ich seit Jahren nicht mehr gedacht«, sagte ich und hob meine Tasse, um ihm zuzuprosten. »Auf abwesende Freunde.«

Jamie erwiderte etwas auf Chinesisch und stieß leise klirrend mit dem Rand seiner Tasse an die meine.

»Du kannst noch Chinesisch?«, fragte ich fasziniert, doch er schüttelte den Kopf.

»Nicht mehr viel. Ich hatte ja keine Gelegenheit mehr, es zu sprechen, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe.« Er atmete das Bouquet des Weins ein und schloss die Augen.

»Es kommt mir so vor, als wäre das furchtbar lange her.«

»Lange her und weit, weit weg.« Der Wein roch warm nach Mandeln und Äpfeln. Er war trocken, aber vollmundig und hinterließ einen herrlichen Nachgeschmack. Jamaica, genau gesagt, und über zehn Jahre her. »Kinder, wie die Zeit vergeht. Glaubst du, er lebt noch - Mr. Willoughby?«

Er nippte an seinem Wein und überlegte.

»Aye, das glaube ich. Ein Mann, der dem Kaiser von China entkommen und dann um die halbe Welt gesegelt ist, um seine Eier zu behalten, ist ein ziemlich entschlossener Mensch.«

Doch er schien nicht in der Stimmung zu sein, weiter über alte Bekannte nachzusinnen, und ich ließ ihn schweigend trinken. Ich spürte, wie mich die Nacht mit jedem Heben und Senken des Schiffes weiter in ihre tröstende Umarmung nahm. Nach seiner zweiten Tasse Wein pellte ich ihm das verkrustete Hemd vom Leib und hob vorsichtig das zusammengeballte Taschentuch an, mit dem er die Blutung gestillt hatte.

Zu meiner großen Überraschung hatte er recht; die Wunde war klein und würde mit zwei oder drei Stichen genäht sein. Eine Klinge war ihm tief unter das Schlüsselbein gedrungen und hatte ihm beim Herauskommen ein dreieckiges Stück Haut aufgerissen.

»Ist das Blut nur von dir?«, fragte ich verwundert und hob das Hemd vom Boden auf.

»Ja, aber ich habe sogar noch ein bisschen über«,

scherte er und grinste mich über die Teetasse hinweg an.
»Allerdings nicht viel.«

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte ich streng.

»Aye, es ist meines.« Er leerte seine Tasse und griff nach der Flasche.

»Aber die Wunde ist doch so ... Ach du liebe Güte.« Ich bekam weiche Knie. Ich konnte den Schatten der Arterie unter dem Schlüsselbein sehen, die direkt über die geronnene Wunde hinweglief.

»Aye, ich war auch überrascht«, sagte er beiläufig und umfasste das zarte Porzellan mit beiden Händen. »Als er die Klinge herausgezogen hat, ist das Blut herausgespritzt wie aus einem Springbrunnen und hat uns beide durchnässt. So habe ich das bei mir noch nie erlebt.«

»Wahrscheinlich hat dir auch noch nie jemand eine Arterie angeritzt«, sagte ich, so ruhig ich konnte. Ich warf noch einmal einen Seitenblick auf die Verletzung. Sie *war* verkrustet; die Hautränder hatten sich blau verfärbt, und das Gewebe darunter war beinahe schwarz vom Blut. Es sickerte nichts mehr heraus, von einem Springbrunnen ganz zu schweigen. Die Klinge war von unten eingedrungen, hatte die Vene verfehlt und die dahinterliegende Arterie leicht verletzt.

Ich holte tief Luft und versuchte erfolglos, mir nicht auszumalen, was passiert wäre, wenn die Klinge auch nur einen Millimeter tiefer eingedrungen wäre oder wenn Jamie kein Taschentuch dabeigehabt hätte - und nicht so klug

gewesen wäre oder nicht die Zeit dazu gehabt hätte, festen Druck auf die Wunde auszuüben.

Erst jetzt begriff ich, was er gesagt hatte: *Das Blut ist herausgespritzt wie aus einem Springbrunnen und hat uns beide durchnässt.* Als ich Stebbings gefragt hatte, ob das Blut auf seinem Hemd von ihm stammte, hatte er ein höhnisches Gesicht gezogen und gesagt: *Von Eurem Mann.* Ich hatte gedacht, das wäre einfach nur eine Gemeinheit gewesen, aber -

»War es Kapitän Stebbings, der auf dich eingestochen hat?«

»Mmpfm.« Er stieß einen kurzen Laut der Bestätigung aus, während er sein Gewicht verlagerte und sich zurücklehnte, damit ich besser an die Wunde gelangen konnte. Er trank die Tasse leer und stellte sie mit resignierter Miene hin. »Ich war überrascht, dass er das überhaupt fertig gebracht hat. Ich dachte, ich hätte ihn erledigt, aber er ist zu Boden gegangen und dann von unten mit dem Messer auf mich los, der alte Schurke.«

»Du hast auf ihn geschossen?«

Er blinzelte, als er meinen Tonfall hörte.

»Aye, natürlich.«

Mir fiel kein Fluch ein, der dieser Situation irgendwie hätte gerecht werden können, also murmelte ich nur finster vor mich hin und machte mich daran, die Wunde zu reinigen und zu nähen.

»Jetzt hör mir gut zu«, sagte ich mit meiner besten

Militärarztstimme. »Soweit ich das sagen kann, ist es nur ein winziges Löchlein, und du hast es geschafft, die Blutung so lange zu stillen, dass sich eine Kruste bilden konnte. Aber diese Kruste ist alles, was verhindert, dass du verblutest. Verstehst du mich?« Das stimmte zwar nicht ganz - zumindest nicht mehr, sobald ich das umliegende Gewebe genäht hatte -, doch jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um ihm eine Hintertür offenzulassen.

Einen Moment lang sah er mich völlig ausdruckslos an.

»Ja.«

»Das bedeutet«, sagte ich und stach ihm die Nadel mit solcher Kraft in die Haut, dass er aufjaulte, »dass du deinen rechten Arm während der nächsten achtundvierzig Stunden *nicht* benutzen darfst. Du darfst an keinem Tau ziehen, du darfst nicht in die Takelage klettern, du darfst dich nicht schlagen, du darfst dich nicht einmal mit der rechten Hand am Hintern kratzen, hörst du?«

»Ich vermute, das ganze Schiff hört dich«, murmelte er, doch er schielte an seiner Wange hinunter und versuchte, auf sein Schlüsselbein zu blicken. »Ich kratze mich meistens ohnehin mit der linken Hand am Hintern.«

Kapitän Stebbings hatte uns definitiv gehört; hinter der Teekiste erklang ein leises Glucksen, gefolgt von sonorem Husten und einem leisen, belustigten Aufkeuchen.

»Und«, fuhr ich fort, während ich ihm den Faden durch die Haut zog, »du darfst nicht in Wut geraten.«

Er atmete mit einem Zischlaut ein.

»Warum nicht?«

»Weil dann dein Herz schneller schlägt und dein Blutdruck steigt, was dazu führt -«

»Dass ich explodiere wie eine Bierflasche, die zu lange zugekorkt gewesen ist?«

»So in etwa. Also -«

Was auch immer mir auf der Zunge gelegen hatte, geriet im nächsten Moment in Vergessenheit, weil sich Stebbings' Atmung plötzlich veränderte. Ich ließ die Nadel fallen, drehte mich um und griff nach meiner Schale. Ich schob die Teekiste zur Seite, stellte die Schale darauf und sank neben Stebbings auf die Knie.

Seine Lippen und Augenlider waren blau, und der Rest seines Gesichts hatte sich wie Kitt verfärbt. Er stieß grauenvolle Keuchleute aus, und sein weit aufgerissener Mund schnappte nach Luft, die ihm nicht half.

Für *diese* Situation gab es glücklicherweise passende Flüche, und ich benutzte ein paar davon, während ich rasch die Decke zurückschlug und ihm auf der Suche nach seinen Rippen die Finger in die teigige Seite stieß. Er wand sich und stieß ein schrilles, lachhaftes *Hihhi* aus, woraufhin Jamie - dem die Nadel immer noch mitsamt Faden am Schlüsselbein hing - reagierte, indem er ebenfalls nervös auflachte.

»Das ist nicht der richtige Zeitpunkt zum Lachen«, sagte ich gereizt. »Jamie - nimm dir einen Federkiel und schieb die Nadel hinein.« Während er das tat, tupfte ich

Stebbing's Haut schnell mit einem brandygetränkten Stoffbausch ab, dann nahm ich den Federkiel mit der Nadel in die eine Hand, die Brandyflasche in die andere und drückte ihm den Federkiel mit der Spitze in den zweiten Rippenzwischenraum, als würde ich einen Nagel einschlagen. Ich spürte das *Pop* unter der Oberfläche, als er durch den Knorpel in den Pleuraraum eindrang.

Diesmal stieß er ein schrilles *liieee* aus, doch es war kein Gelächter. Ich hatte den Federkiel zwar etwas kürzer zurechtgestutzt als die Nadel, doch die Nadel war mit eingedrungen, als ich daraufgedrückt hatte. Im ersten Moment packte mich die Panik, während ich versuchte, die Nadel mit den Fingernägeln zu fassen zu bekommen, doch schließlich gelang es mir, sie herauszuziehen. Faulig riechendes Blut und Flüssigkeit kamen durch den hohlen Federkiel herausgespritzt, doch nur kurz, dann folgte das schwache Zischen der Luft.

»Langsam atmen«, sagte ich, ruhiger jetzt. »Alle beide.«

Ich behielt den Federkiel nervös im Auge und achtete weiter auf ablaufendes Blut - wenn ihm das Blut in die Lunge lief, gab es wirklich fast nichts mehr, was ich tun konnte -, doch ich sah nur das, was aus der Einstichwunde lief, eine kleine rote Spur an der Außenseite des Federkiels.

»Setz dich neben mich«, wies ich Jamie an, der sich nun im Schneidersitz auf dem Boden niederließ.

Stebbing sah jetzt besser aus; seine Lunge hatte sich zumindest teilweise mit Luft gefüllt, und er selbst war zwar

bleich und seine Lippen waren blass, aber hellrosa. Das Zischen aus dem hohlen Federkiel erstarb zu einem Seufzen, und ich hielt meinen Finger auf das offene Ende.

»Im Idealfall«, sagte ich im Konversationston, »würde ich jetzt einen Schlauch aus Eurer Brust in ein Glas Wasser führen. So könnte die Luft rings um Eure Lunge entweichen, doch es könnte keine Luft eindringen. Da ich keinen Schlauch habe, der lang genug ist, geht das aber nicht.« Ich erhob mich auf die Knie und wandte mich an Jamie.

»Komm her und leg deinen Finger auf das Ende des Federkiels. Wenn er wieder Atemnot bekommt, heb den Finger einen Moment hoch, bis keine Luft mehr ausströmt.«

Mit der linken Hand konnte er Stebbings so gut wie nicht erreichen; mit einem Seitenblick in meine Richtung streckte er langsam den rechten Arm aus und verstopfte den Federkiel mit dem Daumen.

Ich stand stöhnend auf und sah mich erneut unter den Frachtgütern um. Vielleicht musste ich Teer nehmen. Ich hatte ihm das ölgetränkte Segeltuch an drei Seiten mit warmem Teer auf die Brust geklebt, und es war noch reichlich davon übrig. Doch das war alles andere als ideal; wahrscheinlich konnte ich den Verschluss dann nicht auf die Schnelle herausziehen. Ob ein kleiner Stopfen aus nassem Stoff besser war?

Doch in einer von Hannah Arnolds Kisten stieß ich auf einen Schatz: eine kleine Sammlung getrockneter Kräuter in Gläsern - darunter eines mit Gummiarabikumpulver. Die Kräuter, die eindeutig importiert waren, waren alle

interessant und nützlich: Chinarinde - ich musste unbedingt versuchen, sie Lizzie nach North Carolina zu schicken, falls wir diese schreckliche Badewanne je wieder verließen -, Alraune und Ingwer, lauter Dinge, die nicht in den Kolonien wuchsen und mir ein plötzliches Gefühl des Reichtums vermittelten. Stebbings stöhnte hinter mir auf, und ich hörte Stoff rascheln, dann ein leises Zischen, als Jamie einen Moment lang den Daumen hochhob.

Nicht einmal die Reichtümer des sagenumwobenen Ostens würden Stebbings helfen. Ich öffnete das Gefäß mit dem Gummiarabikum, schüttete mir etwas davon auf die Handfläche, tröpfelte Wasser darauf und formte die so entstehende klebrige Masse zu einem mehr oder weniger zylinderförmigen Stopfen. Diesen wickelte ich in ein Stückchen gelben, mit Honigbienen bedruckten Kalikostoff, den ich oben mit einer schönen Schleife befestigte. Zufrieden mit diesem Ergebnis trat ich wieder an Stebbings' Seite, zog den Federkiel - der bereits Anstalten machte, unter dem Druck von Stebbings' Rippenmuskeln zu bersten - aus seinem Loch und schob stattdessen den stabilen - und größeren - hohlen Hühnerknochen hinein.

Auch diesmal lachte er nicht. Ich steckte den Stopfen auf das Ende des Knochens, kniete mich vor Jamie hin und begann, sein Schlüsselbein fertig zu vernähen.

Mein Kopf fühlte sich vollkommen klar an - jedoch auf jene merkwürdig surreale Weise, die ein Zeichen völliger Erschöpfung ist. Ich hatte getan, was getan werden musste, doch ich würde mich nicht mehr lange aufrecht halten

können.

»Was sagt eigentlich Kapitän Hickman?«, fragte ich, mehr um uns beide abzulenken, als dass ich es wirklich wissen wollte.

»Alles Mögliche, wie du dir vorstellen kannst.« Er holte tief Luft und konzentrierte sich auf einen großen Schildkrötenpanzer, der zwischen den Kisten steckte. »Abgesehen von seinen ganz persönlichen Ansichten und den vielen Flüchen ... sind wir zum Hudson unterwegs. Nach Fort Ticonderoga.«

»Wir ... was?« Ich blickte stirnrunzelnd auf die Nadel, die ich ihm zur Hälfte durch die Haut geschoben hatte. »Warum denn das?«

Er hatte die Hände auf den Boden gestützt und presste die Finger so fest gegen die Planken, dass seine Nägel weiß wurden.

»Das war sein eigentliches Ziel, bevor es zu den Verwicklungen kam, und dorthin will er immer noch. Ich muss feststellen, dass er ein Mensch mit sehr unverrückbaren Ansichten ist.«

Hinter der Teekiste prustete es laut.

»Etwas Ähnliches war mir auch schon aufgefallen.« Ich verknotete den letzten Faden und kürzte die Enden ordentlich mit meinem Messer. »Habt Ihr etwas gesagt, Kapitän Stebbings?«

Das Prusten wiederholte sich, diesmal lauter, jedoch ohne Erläuterung.

»Kann man ihn nicht überreden, uns irgendwo an Land zu setzen?«

Jamie hob einen Finger an die frische Naht, anscheinend, um sich die brennende Stelle zu reiben, doch ich schob seine Hand beiseite.

»Aye, nun ja ... Es gibt noch mehr Komplikationen, Sassenach.«

»Ach nein«, murmelte ich. Ich erhob mich, um mich zu räkeln. »O Gott, mein Rücken. Was denn für Komplikationen? Möchtest du Tee?«

»Nur wenn er jede Menge Whisky enthält.« Er lehnte den Kopf an das Schott zurück und schloss die Augen. Ein Hauch von Farbe hatte sich auf seine Wangen gestohlen, doch auf seiner Stirn glänzte der Schweiß.

»Nimmst du auch Brandy?« Ich selbst brauchte dringend Tee - ohne Alkohol - und ging auf die Leiter zu, ohne sein Kopfnicken abzuwarten. Als ich den Fuß auf die untere Sprosse setzte, sah ich, wie er nach der Weinflasche griff.

Oben wehte eine frische Brise, die mir den langen Umhang an den Körper presste, als ich aus der Tiefe zum Vorschein kam, und mir belebend unter die Röcke fuhr. Dies belebte wiederum Mr. Smith - oder besser Mr. Marsden -, der zuerst blinzelte und dann hastig den Blick abwandte.

»'n Abend, Ma'am«, sagte er höflich, als ich meine gesammelten Kleidungsstücke wieder unter Kontrolle hatte. »Dem Oberst geht es gut, hoffe ich?«

»Ja, er -« Ich brach ab und sah ihn scharf an. »Dem Oberst?« Mir wurde ein wenig mulmig.

»Ja, Ma'am. Er ist doch Milizoberst, nicht?«

»Er *war* es«, sagte ich betont.

Ein Grinsen breitete sich über Smiths Gesicht.

»Nicht *war*, Ma'am«, sagte er. »Er hat uns die Ehre erwiesen, das Kommando über eine Kompanie zu übernehmen - wir werden uns *Fraser's Irregulars* nennen.«

»Wie passend«, sagte ich. »Was zum Teufel - Wie ist denn das passiert?«

Er zupfte nervös an einem seiner Ohrringe, da er merkte, dass ich diese Nachricht vielleicht nicht ganz so erfreulich fand, wie er gehofft hatte.

»Ah. Um die Wahrheit zu sagen, Ma'am, ich fürchte, es war meine Schuld.« Er senkte beschämt den Kopf. »Einer der Matrosen an Bord der *Pitt* hat mich erkannt, und als er dem Kapitän erzählt hat, wer ich bin ...«

Die Enthüllung von Mr. Marsdens wirklichem Namen - und seiner anderen Attribute - hatte unter dem bunt zusammengewürfelten Haufen an Bord der *Aspis* für beträchtlichen Aufruhr gesorgt. So sehr, dass die Gefahr bestanden hatte, dass man ihn über Bord warf oder in einem Boot aussetzte. Nach erbittertem Hin und Her hatte Jamie Mr. Marsden vorgeschlagen, doch vielleicht den Beruf zu wechseln und Soldat zu werden - denn es hatte bereits eine ganze Reihe der Seeleute an Bord der *Aspis* angekündigt, das Schiff in Ticonderoga verlassen und sich

der Kontinentalarmee anschließen zu wollen. Sie würden die Waren und Waffen zum Lake Champlain transportieren und dann als freiwillige Milizionäre bleiben.

Dies stieß auf allgemeinen Beifall - obwohl einige mürrische Stimmen anmerkten, ein Jonas bliebe immer ein Jonas, ganz gleich, ob er nun Seemann sei oder nicht. »Darum dachte ich auch, ich mache mich da unten lieber rar, falls Ihr versteht, was ich meine, Ma'am«, schloss Mr. Marsden.

Dies löste natürlich auch das Problem, was mit den gefangenen Seeleuten der *Pitt* und den heimatlosen Matrosen der *Teal* geschehen sollte; wer es vorzog, sich der amerikanischen Miliz anzuschließen, dem würde man dies gestatten, während die britischen Seeleute, die sich lieber in Kriegsgefangenschaft begeben wollten, in Fort Ticonderoga die Möglichkeit dazu bekommen würden. Etwa die Hälfte der Männer von der *Teal* hatten nach ihren jüngsten Abenteuern auf See ausdrücklich den Wunsch geäußert, es erst einmal an Land zu versuchen; auch sie würden sich den *Irregulars* anschließen.

»Ich verstehe«, sagte ich und massierte mir mit zwei Fingern die Stelle zwischen den Augenbrauen. »Nun, wenn Ihr mich entschuldigt, Mr. Marsden, ich muss mir eine Tasse Tee machen. Mit sehr viel Brandy.«

DER TEE KRÄFTIGTE MICH SO WEIT, DASS ICH ABRAM - DEN ICH IM HALBSCHLAF vor dem

Kombüse Feuer antraf, obwohl ich in zu Bett beordert hatte - mit einer Kanne zu Jamie und Kapitän Stebbings schickte, während ich bei meinen anderen Patienten die Runde machte. Ihnen ging es zum Großteil den Erwartungen entsprechend - also nicht übermäßig gut, aber sie ertrugen es stoisch, und keiner bedurfte der unmittelbaren ärztlichen Hilfe.

Die Kraft, die mir Tee und Brandy kurzfristig verliehen hatten, war weitgehend wieder verflogen, als ich schließlich in den Frachtraum hinunterkletterte, und ich rutschte auf der letzten Leitersprosse aus und fiel zu Boden. Auf Stebbings' Schreckensruf bei meinem Aufprall folgte ein Stöhnen. Jamie sah mich mit hochgezogener Augenbraue an, doch ich winkte ab und eilte zu meinem Patienten hinüber.

Er fühlte sich sehr heiß an, sein rundes Gesicht war rot, und neben ihm stand eine beinahe unberührte Tasse Tee.

»Ich habe versucht, ihn zum Trinken zu bewegen, doch er hat gesagt, mehr als einen Schluck bekäme er nicht hinunter«, sagte Jamie leise hinter mir.

Ich beugte mich über Stebbings und legte ihm mein Ohr an die Brust, um ihn abzuhören, so gut es durch die Speckschicht hindurch möglich war. Als ich den Stopfen aus dem Knochenröhrchen zog, zischte es leise, und eine winzige Blutspur erschien, nicht mehr.

»Soweit ich das sagen kann, hat sich die Lunge zumindest teilweise wieder gefüllt«, sagte ich der Form halber zu Stebbings, obwohl er mich nur glasig anstarrte. »Und ich glaube, dass die Kugel auf ihrem Weg einen

Großteil des angerichteten Schadens gleich wieder kauterisiert hat, sonst wäre Euer Zustand gewiss noch schlechter.« Sonst wäre er inzwischen tot. Doch ich fand es taktvoller, dies nicht auszusprechen. Es war gut möglich, dass er trotzdem am Fieber starb, aber auch das behielt ich für mich.

Ich bewegte ihn dazu, etwas Wasser zu trinken, und feuchtete ihm den Kopf und den Oberkörper an. Die Luke stand jetzt offen, und im Frachtraum war es einigermaßen kühl, obwohl sich die Luft hier unten kaum regte. Dennoch sah ich keinen Nutzen darin, ihn nach oben auf das windige Deck zu bringen - je weniger man ihn bewegte, desto besser.

»Ist das ... mein ... Umhang?«, fragte er plötzlich ziemlich klar. Er hatte ein Auge geöffnet.

»Äh ... wahrscheinlich«, erwiderte ich bestürzt. »Möchtet Ihr ihn zurückhaben?«

Er verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf, dann legte er sich flach atmend wieder zurück und schloss die Augen.

Jamie hatte sich im Sitzen an die Teekiste gelehnt und den Kopf zurückgelegt. Er hatte die Augen geschlossen und atmete schwer. Doch als er jetzt spürte, wie ich mich neben ihn setzte, hob er den Kopf und öffnete die Augen.

»Du siehst aus, als stündest du kurz vor dem Umfallen, Sassenach«, sagte er leise. »Leg dich hin, aye? Ich kümmere mich um den Kapitän.«

Plötzlich sah ich doppelt. Ich blinzelte und schüttelte den Kopf, sodass sich die beiden Jamies wieder zu einem zusammenfügten, doch es ließ sich nicht leugnen, dass er recht hatte. Wieder hatte ich die Verbindung zu meinem Körper verloren, doch mein Verstand hatte sich einfach irgendwo verlaufen, statt sich zu konzentrieren. Ich rieb mir das Gesicht, doch das half nichts mehr.

»Ich muss jetzt schlafen«, erklärte ich den Männern, die mich alle vier mit großen, reglosen Eulenaugen beobachteten. »Solltet Ihr spüren, dass der Druck wieder zunimmt - und ich glaube, das wird er«, sagte ich zu Stebbings, »zieht den Stopfen aus dem Röhrchen, bis er nachlässt, dann steckt ihn wieder hinein. Falls einer von euch beiden das Gefühl hat zu sterben, weckt mich auf.«

Ohne weitere Umstände, wenn auch mit dem Gefühl, mir selbst dabei zuzusehen, legte ich mich auf den Holzboden, schob mir eine Falte von Stebbings' Umhang unter den Kopf und schlief ein.

ICH KONNTE NICHT EINSCHÄTZEN, WIE VIEL ZEIT VERSTRICHEN WAR, ALS ICH aufwachte. Einige Minuten blieb ich liegen, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, während sich mein Verstand gemeinsam mit den Bewegungen des Decks unter meinem Kopf hob und senkte. Irgendwann begann ich, murmelnde Männerstimmen vom Rauschen und Scheppern eines Schiffs auf See zu unterscheiden.

Ich war so tief in das Vergessen gesunken, dass ich kurze Zeit brauchte, um mich wieder an die Ereignisse zu erinnern, die sich vor meinem Einschlafen zugetragen hatten. Verletzungen, Brandygeruch, meine Hände, die grobes Segeltuch zerrissen, und der Farbgeruch der nassen, leuchtenden Kalikostoffe. Jamies blutiges Hemd. Stebbings' schmatzende Brustverletzung. Diese Erinnerung hätte mich normalerweise abrupt auffahren lassen, doch vom Liegen auf dem nackten Holzboden war ich steif geworden. Ein scharfer Schmerz durchfuhr mich vom rechten Knie bis zur Leiste, und meine Arm- und Rückenmuskeln protestierten qualvoll. Bevor ich sie genug dehnen konnte, um mich hochzukämpfen, hörte ich die Stimme des Kapitäns.

»Ruft Hickman.« Stebbings' Stimme klang heiser und leise, aber entschlossen. »Ich möchte lieber erschossen werden, als das hier noch länger auszuhalten.«

Ich hatte nicht das Gefühl, dass er scherzte. Jamie auch nicht.

»Das kann ich Euch nicht verübeln«, sagte er. Seine Stimme klang sanft, aber ernst und genauso entschlossen wie Stebbings'.

Meine Augen konnten allmählich wieder klar sehen, und der lähmende Muskelschmerz ließ ein wenig nach. Von dort, wo ich lag, konnte ich Stebbings von den Knien abwärts sehen - und Jamie, der zusammengesunken neben ihm an der Teekiste lehnte und den Kopf auf die hochgezogenen Knie gelegt hatte.

Es folgte eine Pause, und dann sagte Stebbings: »Ach nein? Gut. Dann geht Hickman holen.«

»Warum?«, fragte Jamie nach einer etwa ebenso langen Gedankenpause - vielleicht musste er auch nur seine Kräfte sammeln, um zu antworten. Sein Kopf hob sich nicht, und er klang beinahe betäubt vor Erschöpfung. »Wir brauchen den Mann doch nicht aus dem Bett zu holen, oder? Wenn Ihr sterben wollt, braucht Ihr Euch nur das Röhrchen aus der Brust zu ziehen.«

Stebbing stieß ein Geräusch aus. Möglich, dass es als Lachen, als Stöhnen oder als wütende Erwiderung begonnen hatte, doch es endete als Zischen mit zusammengebißenen Zähnen. Mein Körper spannte sich an. Hatte er tatsächlich versucht, es herauszuziehen?

Nein. Ich hörte, wie sich sein schwerer Körper bewegte, sah, wie sich seine Füße einrollten, während er nach einer bequemerer Position suchte, und hörte Jamie ächzen, als er sich vorbeugte, um ihm zu helfen.

»Es kann ... gern ... jemand ... Genugtuung aus meinem Tod ... ziehen«, keuchte er.

»Ich hab Euch das Loch verpasst«, sagte Jamie. Er richtete sich auf und räkelte sich vorsichtig. »Mich würde es nicht besonders freuen, Euch daran sterben zu sehen.« Er musste sich weit jenseits der Erschöpfung befinden, und er war offensichtlich genauso steif wie ich. Ich musste aufstehen und dafür sorgen, dass er sich hinlegte. Doch er redete immer noch auf Stebbings ein, und sein Tonfall war so ungerührt, als diskutierte er über ein abstruses Thema

aus der Philosophie.

»Und was Kapitän Hickmans Genugtuung betrifft - fühlt Ihr Euch ihm gegenüber denn verpflichtet?«

»Nein.« Das kam kurz und scharf, allerdings gefolgt von einem krampfhaften Atemzug.

»Es ist ein sauberer Tod«, brachte Stebbings hervor, nachdem er noch ein paarmal Luft geholt hatte. »Rasch.«

»Aye, das habe ich mir gedacht«, sagte Jamie mit schläfriger Stimme.

Stebbing stieß einen Grunzlaut aus, der fragend klang. Jamie seufzte. Im nächsten Moment hörte ich Stoff rascheln und sah, wie er stöhnend sein linkes Bein bewegte und seinen Kilt zurückschlug.

»Seht Ihr das?« Sein Finger fuhr langsam der Länge nach über seinen Oberschenkel, vom Knie an bis fast zur Leiste.

Diesmal klang Stebbings' Grunzlaut schon interessierter und definitiv fragend. Seine überhängenden Strumpfzehen bewegten sich, weil seine Füße zuckten.

»Bajonett«, erklärte Jamie und legte den Kilt beiläufig wieder über die tiefe, knotige Narbe. »Danach habe ich zwei Tage im Fieber gelegen, und es hat mich lebendig zerfressen. Mein Bein ist angeschwollen und hat gestunken. Und als dann der englische Offizier kam, um uns das Hirn wegzupusten, war ich mehr als froh.«

Kurzes Schweigen.

»Culloden?«, fragte Stebbings. Seine Stimme war immer noch heiser, und ich konnte das Fieber darin hören, doch auch hier klang jetzt Interesse mit. »Habe ... davon gehört.«

Jamie antwortete nicht, sondern gähnte plötzlich. Er gab sich keine Mühe, es zu unterdrücken, und rieb sich dann nachdenklich das Gesicht. Ich konnte das sanfte Kratzen seiner Bartstoppeln hören.

Schweigen, doch etwas daran war jetzt anders. Ich konnte Stebbings' Wut spüren, seine Schmerzen und seine Angst - aber in seinen mühseligen Atemzügen schwang auch ein Hauch von Belustigung mit.

»Wartet Ihr darauf, dass ich ... frage?«

Jamie schüttelte den Kopf.

»Die Geschichte ist zu lang, und ich möchte sie nicht erzählen. Lassen wir es dabei, dass ich mir sehnsüchtig gewünscht habe, dass er mich erschießt, und der Schurke hat es einfach nicht getan.«

Die Luft in dem kleinen Frachtraum war abgestanden, aber auch geladen. Es roch nach Blut und nach Luxus, nach Wohlstand und nach Krankheit. Ich atmete ebenso sanft wie tief ein und roch die Körper der Männer, ihren scharfen, wilden Kupfergeruch, bitter vor Anstrengung und Erschöpfung. Frauen rochen niemals so, dachte ich, selbst unter extremen Bedingungen.

»Dann wollt Ihr Euch jetzt also rächen?«, fragte Stebbings nach einer Weile. Seine zuckenden Füße waren

zur Ruhe gekommen. Seine schmutzigen Strümpfe hingen still, und seine Stimme klang müde.

Jamies Schultern bewegten sich langsam. Er seufzte auf, und seine Stimme klang beinahe genau so müde wie Stebbings'.

»Nein«, sagte er sehr leise. »Sagen wir, ich möchte eine Schuld begleichen.«

Eine Schuld?, dachte ich. Wem gegenüber? Jenem Lord Melton, der sich als Ehrenmann geweigert hatte, ihn umzubringen, und ihn aus Culloden heimgeschickt hatte, versteckt in einem Wagen voller Heu? Seiner Schwester, die sich geweigert hatte, ihn sterben zu lassen, und ihn durch ihre schiere Willenskraft wieder ins Leben gezerrt hatte? Anderen gegenüber, die gestorben waren, während er überlebt hatte?

Ich hatte mich jetzt so weit gereckt, dass ich aufstehen konnte, doch ich wartete noch. Ich hatte es nicht eilig. Die Männer schwiegen, ihr Atmen Teil des atmenden Schiffs, der seufzenden See im Freien.

In aller Stille und mit großer Gewissheit begriff ich, dass ich die Antwort kannte. Ich hatte schon oft in den Abgrund geblickt, über die Schulter anderer hinweg, die an der Kante standen und hinunterblickten. Doch einmal hatte ich auch selbst hineingeschaut. Ich kannte die große Leere und ihren Lockruf, der Ruhe versprach.

Ich wusste, dass auch sie in diesem Moment beide dort standen, Seite an Seite und doch allein, und in die Tiefe

blickten.

VIERTER TEIL

ZUSAMMENTREFFEN

VERDACHTSMOMENTE

*Lord John Grey an Mr. Arthur Norrington 4. Februar 1777
(Chiffre 158)*

Mein lieber Norrington,

in der Folge unserer Unterredung habe ich gewisse Entdeckungen gemacht und halte es für klug, Euch diese anzuvertrauen.

Ende des Jahres habe ich eine Reise nach Frankreich unternommen und dort auch Baron Amandine besucht. Ich bin sogar einige Tage bei ihm geblieben und konnte mich mehrfach mit ihm unterhalten. Ich habe Grund zu der Annahme, dass Beauchamp in der Tat mit der von uns besprochenen Angelegenheit zu tun hat und eine Verbindung mit Beaumarchais unterhält, der daher wohl ähnlich darin verwickelt sein dürfte. Amandine selbst hat, glaube ich, nichts damit zu tun; es könnte aber sein, dass ihn Beauchamp als Fassade benutzt.

Ich habe um eine Audienz bei Beaumarchais gebeten, die mir jedoch verweigert wurde. Da er mich normalerweise empfangen hätte, gehe ich davon aus, dass ich in ein Wespennest gestochen habe. Es wäre sinnvoll, ihn im Auge zu behalten.

Außerdem solltet Ihr in der Korrespondenz mit Frankreich auf jede Erwähnung eines Unternehmens

namens Rodrigue Hortalez et Cie achten (ich bitte Euch, ebenfalls mit der Person zu sprechen, die für die Korrespondenz mit Spanien zuständig ist). Ich kann zwar nichts herausfinden, was verdächtig wäre, doch genauso wenig kann ich irgendetwas Solides über sie herausfinden, wie etwa die Namen der Direktoren, und das allein erscheint mir verdächtig.

Sofern es Eure Pflicht zulässt, würde ich gern erfahren, was Ihr in dieser Angelegenheit herausfindet.

Euer Diener, Sir Lord John Grey

Postscriptum: Falls Ihr es mir sagen könnt - wer ist gegenwärtig für das amerikanische Department zuständig, in Bezug auf die Korrespondenz?

Lord John Grey an Herzog Harold von Pardloe 4. Februar 1777 (Familienchiffre)

Hal,

ich habe Amandine gesehen. Wainwright lebt in seinem Herrenhaus - namens Trois Flèches - und hegt ein krankhaftes Verhältnis mit dem Baron. Ich habe die Schwester des Barons kennengelernt, Wainwrights Frau. Gewiss weiß sie von der Verbindung zwischen ihrem Bruder und ihrem Mann, gibt dies jedoch nicht offen zu. Darüber hinaus scheint sie nichts zu wissen. Ich bin selten einer so dummen Frau begegnet. Sie verhält sich

unverhohlen lüstern und ist eine sehr schlechte Kartenspielerin - ebenso wie der Baron, was mich zu der Überzeugung gelangen lässt, dass er in der Tat von Wainwrights politischen Machenschaften weiß; er wurde ausweichend, als ich das Gespräch in diese Richtung gelenkt habe, und ich bin mir sicher, dass er nicht in der Kunst der Irreführung bewandert ist. Doch er ist nicht dumm. Selbst wenn er es wäre, wird er Wainwright gewiss von meinem Besuch erzählt haben. Ich habe Norrington alarmiert, auf etwaige Aktivitäten an dieser Front zu achten.

Angesichts dessen, was ich über Wainwrights Fähigkeiten und Verbindungen (oder besser den Mangel daran) weiß, kann ich mir nicht recht vorstellen, welche Rolle er spielt. Natürlich würde die französische Regierung, so sie denn tatsächlich die vermuteten Intrigen spinnt, nicht öffentlich darüber kommunizieren, doch jemanden wie Wainwright zu entsenden, damit er mit jemandem wie mir spricht, gälte vielleicht als hinreichend sub rosa. Gewiss hat eine solche Vorgehensweise den Vorteil, dass sie sich leugnen lässt. Und doch scheint mir hier irgendetwas nicht zu stimmen, auf eine Art, die ich noch nicht definieren kann.

Ich komme bald zu Dir und hoffe, bis dahin im Besitz handfester Informationen über einen gewissen Hauptmann Ezekiel Richardson zu sein, ebenso wie über einen gewissen Hauptmann Denys Randall-Isaacs. Solltest Du in der Lage sein, mit Hilfe Deiner eigenen

Verbindungen Nachforschungen über einen oder beide dieser Namen anzustellen, wäre dies höchst erfreulich für

Deinen Dich liebenden Bruder John

Postscriptum: Ich hoffe, Deine Gesundheit befindet sich auf dem Weg der Besserung.

Herzog Harold von Pardloe an Lord John Grey 6. März 1777 Bath (Familienchiffre)

Bin nicht tot. Wünschte, ich wäre es. Bath ist grässlich. Täglich wickelt man mich in Segeltuch und schleppt mich wie ein Paket davon, um mich in kochendes Wasser zu tunken, das nach faulen Eiern stinkt, mich wieder herauszuziehen und mich zu zwingen, es zu trinken, doch Minnie sagt, sie lässt sich von mir scheiden, indem sie vor dem Oberhaus auf Schwachsinn in Folge unmoralischer Handlungen plädiert, wenn ich mich nicht in mein Schicksal ergebe. Ich bezweifle dies zwar, doch hier bin ich nun.

Denys Randall-Isaacs ist der Sohn einer Engländerin namens Mary Hawkins und eines britischen Armeeeoffiziers: ein gewisser Jonathan Woolverton Randall, Dragonerhauptmann, verstorben, umgekommen in Culloden. Die Mutter lebt noch und ist mit einem Juden namens Robert Isaacs verheiratet, einem Kaufmann aus

Bristol. Er lebt ebenfalls noch und besitzt die Hälfte der Anteile an einem Lagerhaus in Brest. Denys ist einer von diesen verdammten Diplomaten, hat Verbindungen zu Germain, aber mehr kann ich nicht herausfinden, ohne dass es zu auffällig würde, zumindest für Deinen Geschmack. Und von Bath aus kann ich gar nichts herausfinden.

Weiß nicht viel über Richardson, werde es aber unverzüglich herausfinden. Habe einige Briefe nach Amerika geschickt. Ja, ich bin dabei diskret vorgegangen, danke sehr.

John Burgoyne ist hier und kuriert sich aus. Bester Laune, weil Germain seinen Plan zu einer Invasion via Kanada abgesegnet hat. Ich habe ihm von William erzählt, weil er ja gut Französisch und Deutsch spricht und Burgoyne eine Anzahl Braunschweiger befehligen wird. Dennoch, sag Willie, er soll vorsichtig sein; Burgoyne scheint zu glauben, dass er der Oberbefehlshaber der Armee in Amerika werden soll - eine Vorstellung, die sowohl Guy Carleton als auch Dick Howe sehr überraschen dürfte.

Trois Flèches. Drei Pfeile. Wer ist denn der dritte?

London 26. März 1777 Die Gesellschaft zur
Wertschätzung des Englischen Beefsteaks, ein
Herrenclub

Wer ist denn der dritte?», wiederholte Grey erstaunt und starrte den Brief an, den er gerade geöffnet hatte.

»Der dritte was?« Harry Quarry reichte dem Steward seinen tiefenden Umhang und ließ sich neben Grey auf einen Stuhl sinken. Mit einem Seufzer der Erleichterung streckte er die Hände zum Feuer aus. »Himmelherrgott, ich bin völlig durchgefroren. Ihr wollt bei *diesem* Wetter nach Southampton?« Er wies mit seiner kräftigen, von der Kälte gebleichten Hand auf das Fenster, das eine trostlose Aussicht auf eisige Regenfälle bot, die vom Wind fast waagerecht durch die Luft getrieben wurden.

»Erst morgen. Bis dahin klärt es sich ja vielleicht noch auf.«

Harry warf dem Fenster einen zutiefst argwöhnischen Blick zu und schüttelte den Kopf. »Im Leben nicht. Steward!«

Mr. Bodley kam bereits unter dem Gewicht eines Tablett auf sie zugetaumelt, das haushoch mit Mohn- und Sandkuchen beladen war, mit Erdbeer- und Orangenmarmelade, heißem gebuttertem Teegebäck in einem Korb mit einer weißen Leinenserviette, mit Scones, Sahne und Mandelplätzchen, Sardinentoast, einer Schüssel gebackener Bohnen mit Speck und Zwiebeln, einem Teller Schinkenscheiben mit Gürkchen, einer Flasche Brandy mit zwei Gläsern und - immerhin auch - einer dampfenden Teekanne mit zwei Porzellantassen und Untertassen.

»Ah!«, sagte Harry, und sein Gesicht nahm eine glücklichere Miene an. »Wie ich sehe, habt Ihr mich erwartet.«

Grey lächelte. Wenn er sich nicht auf einem Feldzug befand oder durch anderweitige Pflichten verhindert war, betrat Harry Quarry den Club jeden Mittwoch pünktlich um halb fünf.

»Ich dachte, Ihr könnt eine Stärkung brauchen, nachdem Hal doch krank ist.« Harry war einer der beiden Regimentsobristen - anders als Hal, der Oberst des Regiments war, und zwar seines eigenen Regiments. Nicht jeder Oberst beteiligte sich aktiv am Geschehen innerhalb der Truppe; Hal jedoch schon.

»Der alte Simulant«, sagte Harry und griff nach dem Brandy. »Wie geht es ihm denn?«

»Seinem Brief nach ist er ganz der Alte.« Grey reichte Quarry den auseinandergefalteten Brief, und dieser las ihn mit zunehmendem Grinsen.

»Aye, Minnie wird ihm schon sagen, woher der Wind weht.« Er ließ den Brief sinken und wies mit einem Kopfnicken darauf, während er sein Glas hob. »Wer ist Richardson und warum wollt Ihr mehr über ihn erfahren?«

»Ezekiel Richardson. Hauptmann der Lanciers, jedoch zu Erkundungsdiensten abkommandiert.«

»Oh, ein kleiner Spion, wie? Ein alter Bekannter aus dem Schwarzen Kabinett?« Quarry zog die Nase kraus, wobei nicht klar war, ob dies eine Reaktion auf Spione im

Allgemeinen war oder auf das Schlüsselchen mit geriebenem Rettich, das bei den Sardinien stand.

»Nein, eigentlich kenne ich den Mann nicht«, räumte Grey ein, und wieder verspürte er dieses dumpfe Gefühl, das ihn mit zunehmender Häufigkeit heimsuchte, seitdem er vor einer Woche Williams Brief aus Quebec erhalten hatte. »Sir George, der mit seinem Vater bekannt war, hat ihn mir zwar einmal vorgestellt, doch wir haben uns damals kaum unterhalten. Ich hatte einige vorteilhafte Dinge über ihn gehört - ganz im Stillen -«

»Was wohl auch die einzig wahre Weise ist, von einem Mann dieses Berufes zu hören. Haaaah!« Harry holte mit offenem Mund tief Luft, die er dem Klang nach bis weit in seine Nase hochzog, dann hustete er ein- oder zweimal mit tränenden Augen und schüttelte begeistert den Kopf.

»Frischer Rettich«, krächzte er und nahm noch einen großen Löffel voll. »Sehr ... haaah ... frisch.«

»In der Tat. Nun denn, ich bin ihm in North Carolina wieder begegnet, wir haben uns noch ein wenig unterhalten, und er hat mich um die Erlaubnis gebeten, sich mit einem Angebot in Bezug auf einen Kundschafterritt an William zu wenden.«

Harry hielt inne, ein Stück Sardinientoast auf halbem Weg zu seinem Mund.

»Ihr wollt doch nicht sagen, dass Ihr zugelassen habt, dass er Willie in die Wildnis lockt?«

»Zumindest war das nicht meine Absicht«, antwortete

Grey gereizt. »Ich hatte Grund zu der Annahme, dass das Angebot gut für Willie wäre; vor allem bot es ihm die Möglichkeit, North Carolina zu verlassen und eine Position in Howes Stab einzunehmen.«

Quarry nickte. Er kaute gründlich und schluckte krampfhaft.

»Aye, schön und gut. Doch jetzt kommen Euch Zweifel?«

»Ja. Umso mehr, als ich kaum jemanden finden kann, der Richardson näher kennt. Alle, die ihn mir ursprünglich empfohlen haben, kannten ihn anscheinend nur durch die Empfehlung anderer. Außer Sir George Stanley, der sich gegenwärtig mit meiner Mutter in Spanien befindet, und dem alten Nigel Bruce, der dummerweise inzwischen gestorben ist.«

»Sehr gedankenlos von ihm.«

»Ja. Ich gehe davon aus, dass ich noch mehr herausfinden könnte, wenn ich Zeit hätte, aber das habe ich nicht. Dottie und ich reisen übermorgen ab. Wenn das Wetter es zulässt«, fügte er mit einem Blick zum Fenster hinzu.

»Ah, und jetzt kommt also mein Part«, stellte Harry gutmütig fest. »Was soll ich denn tun, wenn ich etwas herausfinde? Es Hal erzählen oder es Euch übersenden?«

»Es Hal erzählen«, sagte Grey mit einem Seufzer. »Weiß Gott, wie es um die Post in Amerika bestellt ist, auch wenn der Kongress in Philadelphia sitzt. Wenn Euch irgendetwas dringend erscheint, kann Hal hier viel leichter

etwas in die Wege leiten, als ich es dort kann.«

Quarry nickte und füllte Greys Glas nach. »Ihr esst ja gar nichts«, stellte er fest.

»Ich habe spät zu Mittag gegessen.« Ziemlich spät. Eigentlich nämlich noch gar nicht. Er griff nach einem Scone und bestrich es geistesabwesend mit Marmelade.

»Und dieser Denys Wieheißt er noch?«, fragte Quarry und tippte mit der Gürkchengabel auf den Brief. »Soll ich mich nach ihm ebenfalls erkundigen?«

»Unbedingt. Obwohl es möglich ist, dass ich in dieser Hinsicht in Amerika besser vorankomme. Zumindest wurde er dort zuletzt gesehen.« Er biss in sein Scone, stellte fest, dass es genau jene empfindliche Balance zwischen Krümeligkeit und der Konsistenz halb angetrockneten Mörtels erreicht hatte, die das ideale Scone ausmacht, und spürte nun einen Hauch von Appetit. Er fragte sich, ob er Harry auf den vermögenden Juden mit dem Lagerhaus in Brest ansetzen sollte, entschied sich aber dagegen. Verbindungen nach Frankreich waren ein heikler Punkt, und Harry war zwar gründlich, doch subtil war er nicht.

»Nun gut.« Harry wählte eine Scheibe Sandkuchen aus, belegte sie mit zwei Mandelplätzchen und einem Schuss Sahne und schob sich das Ganze in den Mund. Wo ließ er das alles nur?, fragte sich Grey. Harry war zwar kräftig und kompakt, aber er war nicht fett. Gewiss schwitzte er es wieder aus, wenn er sich im Bordell verausgabte, trotz seines fortgeschrittenen Alters seine bevorzugte Sportart.

Wie alt war Harry eigentlich?, fragte er sich plötzlich. Ein paar Jahre älter als Grey, ein paar Jahre jünger als Hal. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, auch nicht in Bezug auf Hal. Die beiden waren ihm immer unsterblich erschienen; eine Zukunft ohne einen der beiden konnte er sich absolut nicht vorstellen. Doch der Schädel unter Harrys Perücke war inzwischen nahezu haarlos - wie üblich hatte er sie kurz abgesetzt, um sich am Kopf zu kratzen, und sie dann beiläufig wieder aufgesetzt, ohne sich darum zu kümmern, ob sie gerade saß -, und seine Fingerknöchel waren geschwollen, auch wenn er seine Teetasse so grazil wie eh und je zum Mund führte.

Plötzlich spürte Grey auch seine eigene Sterblichkeit - hier wurde ein Daumen steif, dort zwickte es im Knie. Vor allem jedoch packte ihn die Angst, er könnte nicht da sein, um William zu beschützen, obwohl er noch gebraucht wurde.

»Häh?«, sagte Harry und zog angesichts von Greys Miene - was auch immer darin zu sehen war - die Augenbrauen hoch. »Was?«

Grey lächelte kopfschüttelnd und griff erneut nach seinem Brandyglas.

»*Timor mortis conturbat me*«, sagte er.

»Ah«, sagte Quarry nachdenklich und hob ebenfalls sein Glas. »Darauf trinke ich.«

DIE EREIGNISSE SPITZEN SICH ZU

London 28. Februar A.D. 1777

Generalmajor John Burgoyne an Sir George Germain

... ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Angriff von See her den Feind jemals so beeindrucken oder den Krieg so wirkungsvoll beenden könnte wie eine Invasion von Kanada aus via Ticonderoga.

4. April 1777 an Bord der HMS Tartar

ER HATTE DOTTIE GEWARNT, DASS DIE TARTAR NUR EINE LEICHTE FREGATTE mit achtundzwanzig Kanonen sei und sie sich daher in Bezug auf ihr Gepäck zurückhalten müsse. Dennoch war er überrascht gewesen, nur einen Schrankkoffer - wenn auch einen großen -, zwei Handkoffer und eine Handarbeitstasche zu sehen, die ihr gesamtes Gepäck bildeten.

»Was denn, nicht ein einziger geblümter Überwurf?«, zog er sie auf. »William wird dich ja gar nicht erkennen.«

»Quatsch«, erwiderte sie mit dem Talent ihres Vaters, sich klar und deutlich auszudrücken. Doch sie lächelte schwach - sie war sehr blass, und er hoffte, dass dies nicht die Vorboten der Seekrankheit waren -, und er drückte ihr die Hand, die er festhielt, bis der letzte dunkle Streifen Englands im Meer versank.

Er staunte immer noch, dass sie es geschafft hatte. Hal musste gebrechlicher sein, als er sich anmerken ließ, um sich von seiner Tochter so überrumpeln zu lassen, dass er ihr die Seereise nach Amerika erlaubte, selbst unter Greys Schutz und in der lobenswerten Absicht, ihren verletzten Bruder gesund zu pflegen. Minnie war natürlich nicht bereit, Hal von der Seite zu weichen, auch wenn sie sich um ihren kranken Sohn sorgte. Doch dass sie kein einziges Wort des Protestes über dieses Abenteuer geäußert hatte ...

»Deine Mutter steckt mit dir unter einer Decke, nicht wahr?«, fragte er beiläufig und erntete einen verblüfften Blick durch einen Schleier vom Winde verwehter Haare.

»Inwiefern?« Dottie hieb nach dem blonden Spinnennetz ihrer Haare, die ihr *en masse* aus dem nutzlosen Netz entwischt waren, in das sie sie gesteckt hatte, und ihr wie Flammen über den Kopf tanzten. »Oh, Hilfe!«

Er fing ihre Haare ein, strich sie ihr mit beiden Händen auf dem Kopf glatt und fasste sie in ihrem Nacken zusammen, wo er sie - unter den bewundernden Blicken eines vorübergehenden Seemanns - gekonnt zu einem Zopf flocht und mit dem Samtband zusammenknotete, das als Einziges von ihrem ruinierten Netz übrig geblieben war.

»Inwiefern?«, wiederholte er, an ihren Hinterkopf gerichtet, während er den letzten Knoten festzog. »Insofern, als es um dieses grauenvolle Unterfangen geht, das du gerade begonnen hast.«

Sie drehte sich um und sah ihm direkt in die Augen.

»Wenn du die Rettung Henrys als grauenvolles Unterfangen bezeichnen möchtest, muss ich dir vollkommen recht geben«, sagte sie würdevoll. »Doch natürlich würde meine Mutter alles tun, um ihn zurückzubekommen. Du allerdings sicher ebenso, sonst wärst du ja nicht hier.« Ohne eine Antwort abzuwarten, machte sie auf dem Absatz kehrt und steuerte auf die Luke zu. Er blieb sprachlos zurück.

Eines der ersten Schiffe des Frühjahrs hatte einen Brief mit weiteren Nachrichten von Henry mitgebracht. Er lebte noch, Gott sei Dank, doch er war schwer verletzt - ein Bauchschuss - und war demzufolge den ganzen brutalen Winter über sehr krank gewesen. Doch er hatte überlebt und war mit einer Reihe anderer britischer Gefangener nach Philadelphia gebracht worden. Den Brief hatte dort ein mitgefangener Offizier für ihn geschrieben, doch Henry hatte es geschafft, liebevolle Grüße an seine Familie und seine Unterschrift darunterzusetzen; die Erinnerung an sein mühseliges Gekrakel nagte John jetzt noch am Herzen.

Doch die Tatsache, dass es Philadelphia war, ließ ihn ein wenig Mut schöpfen. Er hatte einen prominenten Einwohner der Stadt kennengelernt, als er in Frankreich war, und der Mann war ihm auf Anhieb sympathisch gewesen - was, wie er glaubte, auf Gegenseitigkeit beruhte. Vielleicht konnte ihm diese Bekanntschaft ja weiterhelfen. Er grinste unwillkürlich bei der Erinnerung an sein Zusammentreffen mit dem Amerikaner.

Er hatte sich nicht lange in Paris aufgehalten, gerade

lange genug, um sich nach Percy Beauchamp zu erkundigen, der sich nicht dort befand. Man sagte ihm, er habe sich den Winter über in sein Landhaus zurückgezogen. Den Hauptsitz der Familie Beauchamp, ein Anwesen namens *Trois Flèches*, in der Nähe von Compiègne. Und so hatte er sich einen pelzgefütterten Hut und ein Paar Matrosenstiefel gekauft, sich in seinen wärmsten Umhang gehüllt, ein Pferd gemietet und war grimmig einem brüllenden Sturm in den Rachen geritten.

Als er schließlich schlammverkrustet und durchgefroren sein Ziel erreichte, war man ihm zwar mit Argwohn begegnet, doch die Qualität seiner Kleidung und sein Titel hatten ihm Einlass verschafft. Man hatte ihn in einen reichlich möblierten Salon geführt - in dem Gott sei Dank ein exzellentes Feuer brannte -, um dort zu warten, bis es dem Baron beliebte.

Er hatte sich sein Bild von Baron Amandine auf der Basis von Percys Bemerkungen gemacht, obwohl er es für wahrscheinlich hielt, dass Percy ihn an der Nase herumgeführt hatte. Zudem wusste er, wie fruchtlos es war zu theoretisieren, bevor man observieren konnte. Doch es wäre nicht menschlich gewesen, nicht zu fantasieren.

Was dies betraf, so war es ihm während der letzten achtzehn - neunzehn? - Jahre recht gut gelungen, nicht an Percy zu denken. Doch als sich nun herausstellte, dass es sowohl aus beruflichen als auch aus persönlichen Gründen unumgänglich war, an ihn zu denken, war er ebenso überrascht wie bestürzt festzustellen, wie gut er sich noch

an ihn erinnerte. Er kannte Percys Vorlieben und hatte sein geistiges Bild von Amandine daran ausgerichtet.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Der Baron war ein älterer Mann, vielleicht ein paar Jahre älter als Grey, klein und ziemlich rundlich mit einem offenen, freundlichen Gesicht. Gut gekleidet, ohne dass es aufdringlich wirkte. Er begrüßte Grey mit großer Höflichkeit. Doch dann nahm er Greys Hand, und ein kleiner elektrischer Schock durchfuhr den Engländer. Die Miene des Barons war höflich, nicht mehr - doch in seinen Augen lag ein Ausdruck der Neugier und der Begierde, und trotz seines wenig einnehmenden Äußeren reagierte Greys Körper auf diesen Blick.

Natürlich. Percy hatte Amandine von ihm erzählt.

Überrascht und argwöhnisch erklärte er dem Baron seine Anwesenheit mit den Worten, die er sich zurechtgelegt hatte, nur um zu erfahren, dass, *hélas*, Monsieur Beauchamp nicht daheim war, sondern dass er mit Monsieur Beaumarchais im Elsass auf die Wolfsjagd gegangen war. Nun, damit war ja schon eine Vermutung bestätigt, dachte Grey. Doch gewiss würde sich Seine Lordschaft herablassen, zumindest für diese Nacht die Gastfreundschaft von *Trois Flèches* zu genießen.

Er nahm diese Einladung an und bedankte sich tausendmal untertänigst. Nachdem er seine Überkleider abgelegt und die Seefahrerstiefel durch Dotties geschmacklose Pantoffeln ersetzt hatte - ein Anblick, bei dem Amandine blinzeln musste, auch wenn er sie auf der Stelle überschwänglich lobte -, wurde er durch einen langen

Korridor geführt, der mit Porträts gesäumt war.

»Wir nehmen in der Bibliothek eine Erfrischung zu uns«, sagte Amandine. »Ihr müsst ja vor Kälte und Erschöpfung halb tot sein. Doch wenn es Euch nicht stört, gestattet mir, Euch *en route* meinen anderen Gast vorzustellen; wir werden ihn einladen, sich uns anzuschließen.«

Grey hatte einige Worte der Zustimmung gemurmelt, abgelenkt von dem leisen Druck der Hand des Barons, die auf seinem Rücken ruhte - etwas tiefer als üblich.

»Er ist Amerikaner«, sagte der Baron, als sie eine Tür am Ende des Korridors erreichten, und seine Stimme hatte beträchtliche Belustigung in dieses Wort gelegt. Er hatte eine höchst ungewöhnliche Stimme - sanft, warm und irgendwie rauchig, wie Oolongtee mit sehr viel Zucker.

»Er liebt es, täglich eine Weile im Wintergarten zu verbringen«, fuhr der Baron fort, während er die Tür aufdrückte und Grey bedeutete, vor ihm einzutreten. »Er sagt, es hält ihn gesund.«

Grey hatte seinen Blick während dieser Erklärung höflich auf den Baron gerichtet, doch jetzt wandte er sich ab, um den amerikanischen Gast anzusprechen, und so schloss er Bekanntschaft mit Dr. Franklin, der bequem in einem Polstersessel lehnte, von der Sonne beleuchtet - und splitternackt.

Im Lauf der folgenden Unterhaltung - die von jedem der Beteiligten in aller Gelassenheit geführt wurde - erfuhr er, dass Dr. Franklin die unumstößliche Angewohnheit hatte,

wenn möglich täglich ein Luftbad zu nehmen, da die Haut genauso atme wie die Lunge, Luft aufnehme und Unreinheiten abgebe. Die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegenüber Krankheiten werde beträchtlich vermindert, wenn die Haut unablässig von ungesunder Kleidung erstickt werde.

Während der Vorstellung und der Unterhaltung war Grey geradezu unangenehm bewusst, dass Amandines Augen auf ihm ruhten, erfüllt von Spekulation und Belustigung, und dass auch seine Haut in ungesunder Kleidung steckte, die ihr - wie gerade gelernt - den Atem raubte.

Es war ein seltsames Gefühl, einem Fremden zu begegnen und zu wissen, dass dieser Fremde bereits mit seinem intimsten Geheimnis vertraut war, dass er es gar teilte - falls Percy nicht von vorn bis hinten gelogen hatte. Aber das glaubte Grey nicht. Es war ein gefährliches, schwindelerregendes Gefühl, als beugte er sich über die scharfe Kante eines Felsvorsprungs. Außerdem erregte es ihn, und das alarmierte ihn sehr.

Der Amerikaner (der sich gerade in aller Freundlichkeit über eine ungewöhnliche geologische Formation ausließ, die er auf dem Hinweg gesehen hatte; war sie Seiner Lordschaft auch aufgefallen?) war schon älter, und sein Körper bot trotz seiner guten Verfassung - abgesehen von einem rötlichen Ekzem an den unteren Gliedmaßen - keinerlei Gegenstand für sexuelle Überlegungen. Dennoch spannte sich Greys Haut fest um seine Knochen, und es befand sich nicht genug Blut in seinem Kopf. Er konnte

Amandines unverhohlen taxierende Blicke auf sich spüren, und er erinnerte sich in aller Deutlichkeit an den Wortwechsel mit Percy bezüglich seiner Frau und seines Schwagers, des Barons: *Gelegentlich mit beiden*. Gleichzeitig? Begleitete die Schwester des Barons ihren Mann auf der Reise, oder war sie zu Hause? Es geschah nicht oft in seinem Leben, dass sich Grey ernsthaft fragte, ob er womöglich pervers war.

»Wollen wir vielleicht dem gesunden Beispiel des guten Doktors folgen, Milord?«

Grey riss den Blick von Franklin los und sah, wie der Baron sich aus seinem Rock zu schälen begann. Doch bevor er sich eine Antwort ausdenken konnte, erhob sich Franklin glücklicherweise und sagte, er habe das Gefühl, er habe für heute genug für seine Gesundheit getan. »Obwohl«, sagte er, und als er Grey nun direkt in die Augen sah, war sein Blick von tiefer Neugier erfüllt, begleitet von gehöriger Belustigung, »obwohl Euch mein Aufbruch nicht an Eurem eigenen Vergnügen hindern sollte, *Messieurs*.«

Unerschütterlich höflich zog der Baron seinen Rock wieder an, sagte, er würde den Herren gern einen *Apéritif* in der Bibliothek anbieten, und verschwand im Korridor.

Franklins seidener Morgenrock lag in Greys Reichweite, und er hielt ihn zuvorkommend für den Amerikaner auf. Dabei verfolgte er, wie seine weißen, etwas hängenden - jedoch bemerkenswert festen und faltenlosen - Hinterbacken verschwanden, während er langsam die

Hände in die Ärmel schob und dabei anmerkte, er leide an einem Hauch von Arthritis in den Schultergelenken.

Dann drehte er sich um und band den Seidengürtel zu, und seine grauen Augen sahen Grey offen an.

»Danke, Milord«, sagte er. »Ich nehme an, Ihr kanntet Amandine bis heute nicht?«

»Nein. Ich war vor Jahren einmal mit seinem ... Schwager bekannt, Monsieur Beauchamp. In England«, fügte er ohne besonderen Grund hinzu.

Beim Klang des Namens »Beauchamp« flackerte in Franklins Augen etwas auf, das Grey zu der Frage veranlasste: »Ihr kennt ihn?«

»Dem Namen nach«, erwiderte Franklin gleichmütig. »Dann ist Beauchamp Engländer?«

Grey waren bei diesem schlichten »*dem Namen nach*« eine ganze Reihe erstaunlicher Möglichkeiten durch den Kopf geschossen, doch nach ebenso rapidem Nachdenken beschloss er, dass die Wahrheit die sicherste Vorgehensweise sein würde, und sagte einfach nur »Ja« in einem Tonfall, der darauf hindeutete, dass dies eine Tatsache war, nicht mehr.

Im Lauf der nächsten Tage führte er eine Reihe interessanter Gespräche mit Franklin, in denen der Name Beauchamp durch Abwesenheit glänzte. Als Franklin schließlich nach Paris zurückkehrte, hatte er Grey ganz und gar für sich eingenommen - und sogar darauf bestanden, ihm Empfehlungsschreiben für mehrere seiner Freunde zu

geben, als er erfuhr, dass Grey im Frühjahr in die Kolonien reisen würde. Außerdem war Grey felsenfest davon überzeugt, dass er - Franklin - haargenau wusste, wer Percy Beauchamp war und was er gewesen war.

»Verzeihung, Sir«, sagte einer der Seeleute der *Tartar*, der Grey unsanft aus dem Weg schob und ihn so aus seiner Erinnerung riss. Er blinzelte und begriff, dass seine nackten Hände im Wind zu Eis gefroren und seine Wangen taub geworden waren. Er überließ die Seeleute ihrer eisigen Arbeit und ging unter Deck. Die Erinnerung an seinen Besuch auf *Trois Flèches* erfüllte ihn noch eine Weile mit einem merkwürdigen Gefühl der Wärme, sacht und beschämend zugleich.

3. Mai 1777 New York

Lieber Papa,

ich habe gerade Deinen Brief über meinen Vetter Henry erhalten. Ich hoffe sehr, dass es Dir gelingen wird herauszufinden, wo er sich aufhält, und seine Freilassung zu erwirken. Sollte ich irgendetwas von ihm hören, werde ich alles tun, es Dich wissen zu lassen. Gibt es jemanden, an dessen Adresse ich Dir in den Kolonien schreiben sollte? (Wenn ich nichts anderes höre, schicke ich meine Briefe zu Mr. Sanders' Händen nach Philadelphia und zur Sicherheit eine Kopie an Richter O'Keefe in Richmond.)

Ich hoffe, Du verzeihst mir, dass ich meine

Korrespondenz so sträflich vernachlässigt habe. Dies rührt jedoch - leider - nicht daher, dass ich Dringenderes zu tun hätte, sondern es beruht vielmehr auf Langeweile und dem Mangel an interessanten Themen. Nachdem ich einen endlosen Winter lang in Quebec festgesessen habe (obwohl ich oft auf die Jagd gegangen bin und einmal ein wildes Tier geschossen habe, das man Vielfraß nennt), sind Ende März endlich einige von Sir Guys Männern in die Zitadelle zurückgekehrt und haben mir neue Einsatzbefehle von General Howes Adjutanten mitgebracht. Daraufhin bin ich nach New York zurückgekehrt.

Von Hauptmann Randall-Isaacs habe ich nie wieder gehört, und auch nach meiner Rückkehr konnte ich nichts über ihn in Erfahrung bringen. Ich fürchte sehr, dass er im Schneesturm umgekommen sein könnte. Wenn Du seine Verwandten kennst, würdest Du ihnen vielleicht schreiben, dass ich auf sein Überleben hoffe? Ich würde es ja selbst tun, weiß aber nicht, wo sie zu finden sind oder wie ich mich taktvoll ausdrücken soll, falls sie sich selbst in Ungewissheit über sein Schicksal befinden, oder schlimmer noch, falls sie sich nicht mehr in Ungewissheit befinden. Doch Du wirst wissen, was Du sagen sollst, wie immer.

Ich selbst hatte auf meinen Reisen mehr Glück. Ich habe zwar auf dem Weg flussabwärts Schiffbruch erlitten (wir sind vor Ticonderoga in Bedrängnis geraten, weil wir von amerikanischen Scharfschützen im Fort beschossen

wurden. Es gab zwar keine Verletzten, doch die Kanus wurden mit Schrot durchsiebt, und einige Löcher wurden unglücklicherweise erst entdeckt, als wir wieder im Wasser waren, woraufhin zwei von ihnen abrupt gesunken sind), gefolgt von hüfttiefem Schlamm und dem erneuten Auftauchen fleischfressender Insekten, als ich dann den Landweg eingeschlagen habe. Doch seit meiner Rückkehr haben wir wenig getan, was von Interesse wäre, obwohl die Gerüchte über das, was wir möglicherweise tun werden, nicht abreißen. Da ich finde, dass die Untätigkeit in einer »zivilisierten« Umgebung (es gibt in New York kein einziges Mädchen, das tanzen kann) noch mehr an den Nerven zerrt, habe ich mich freiwillig als Kurier gemeldet, und das hilft ein wenig.

Gestern jedoch habe ich den Befehl erhalten, nach Kanada zurückzukehren und mich dort General Burgoynes Stab anzuschließen. Hattest Du hier etwa Deine Hand im Spiel, Papa? Falls ja, danke!

Auch Hauptmann Richardson habe ich wiedergesehen; er hat mich gestern Abend in meinem Quartier aufgesucht. Ich bin ihm seit fast einem Jahr nicht mehr begegnet und war sehr überrascht. Er hat mich nicht um einen Bericht über unsere Reise nach Quebec gebeten (kaum überraschend, da ein solcher Bericht inzwischen ja hoffnungslos veraltet gewesen wäre), und als ich ihn nach Randall-Isaacs gefragt habe, hat er nur den Kopf geschüttelt und gesagt, er wisse nichts.

Er habe davon gehört, dass ich vor meiner Weiterreise

nach Kanada einen speziellen Kurierauftrag in Virginia zu erledigen hätte, und obwohl ich mich natürlich nicht aufhalten lassen dürfe, wolle er mich doch unterwegs um einen kleinen Gefallen bitten. Durch meinen langen Aufenthalt im frostigen Norden argwöhnisch geworden, habe ich ihn gefragt, was es sei, und mir wurde mitgeteilt, es handele sich nur um die Auslieferung einer chiffrierten Mitteilung an eine Gruppe von Loyalisten in Virginia, etwas, das für mich ein Leichtes sein werde, da mir das Terrain ja vertraut sei. Er hat mir versichert, es würde mich nicht mehr als ein oder zwei Tage aufhalten.

Ich habe gesagt, ich würde es tun, allerdings mehr, weil ich gern einen Teil Virginias wiedersehen würde, an den ich gern zurückdenke, als um Hauptmann Richardson zu helfen. Ich traue ihm einfach nicht.

Viel Glück auf Deinen Reisen, Papa, und bitte grüße meine liebste Dottie, nach der ich mich sehne. (Sag ihr, ich habe in Kanada zweiundvierzig Hermeline geschossen; wir werden ihr einen Umhang aus den Pelzen anfertigen lassen!)

Es grüßt Dich herzlichst aus dem Lotterleben William

BUCH DER PSALMEN 30

6. Oktober 1980 Lallybroch

Briannas Vertrag mit *North of Scotland Hydro-Electric* sah vor, dass sie drei Tage in der Woche vor Ort arbeitete und neben Betriebsinspektionen auch die Aufsicht über Reparatur- und Wartungsarbeiten übernahm. Doch an den restlichen beiden Tagen konnte sie zu Hause bleiben, um dort ihre Büroarbeiten zu erledigen. Sie versuchte gerade, Rob Camerons Notizen über die Energieleistung der zweiten Turbine von Loch Errochty zu entziffern, die er mit Fettstift auf die Überreste seiner Butterbrottüte geschrieben zu haben schien, als ihr bewusst wurde, dass aus dem Gutsherrenzimmer auf der anderen Flurseite Geräusche kamen.

Sie hatte schon seit einiger Zeit unbewusst ein leises Summen im Ohr, hatte es aber auf eine Fliege zurückgeführt, die hinter der Fensterscheibe gefangen saß. Jetzt jedoch hatte das Summen Worte angenommen, und keine Fliege der Welt hätte »*The King of Love my Shepherd*« zur Melodie von »St. Columba« gesungen.

Sie erstarrte, als sie begriff, dass sie die Melodie *erkannt* hatte. Die Stimme war rau wie grobkörniges Schleifpapier, und hin und wieder überschlug sie sich ... Doch sie hob und senkte sich, und es war, es war *wirklich* ein Lied.

Das Lied endete abrupt in einem Hustenanfall, doch nach heftigem Räuspern und einigen vorsichtigen Summtönen erhob sich die Stimme erneut, diesmal mit einer alten schottischen Melodie, von der sie glaubte, dass sie »Crimond« hieß.

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.

Die letzte Zeile wurde ein paarmal in unterschiedlichen Tonlagen wiederholt, dann ging das Lied mit verstärkter Inbrunst weiter.

Er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.

Sie saß zitternd an ihrem Schreibtisch. Die Tränen liefen ihr über das Gesicht, und sie hielt sich ein Taschentuch vor den Mund, damit er sie nicht hörte. »Danke«, flüsterte sie in das Tüchlein hinein. »Oh, danke!«

Der Gesang hörte auf, doch das Summen ging weiter, tief und zufrieden. Sie fand die Fassung wieder und wischte sich hastig die Tränen ab; es war fast zwölf Uhr - er würde jeden Moment kommen, um sie zu fragen, ob sie fertig war zum Mittagessen.

Roger hatte große Zweifel gehabt, ob die Stelle des Hilfs-Chorleiters das Richtige für ihn war - Zweifel, die er vor ihr zu verbergen versuchte, Zweifel, die sie geteilt hatte, bis er heimgekommen war und ihr erzählt hatte, dass man ihm den Kinderchor anvertraut hatte. An diesem Punkt

waren ihre eigenen Zweifel verfliegen; Kinder hatten keinerlei Hemmungen, einem Sonderling jede Art von Fragen zu stellen, die ihre Eltern nie zu fragen wagen würden, und gleichzeitig akzeptierten sie diesen Sonderling dann rückhaltlos, sobald sie sich daran gewöhnt hatten.

»Wie lange hat es gedauert, bis sie dich auf deine Narbe angesprochen haben?«, hatte sie gefragt, als er lächelnd von seiner ersten selbständigen Probe mit den Kindern heimgekommen war.

»Ich hatte keine Stoppuhr dabei, aber etwa dreißig Sekunden.« Er fuhr sich sacht mit zwei Fingern über die knotige Narbe an seinem Hals, hörte aber nicht auf zu lächeln. »*Bitte, Mr. MacKenzie, was ist denn mit Ihrem Hals passiert? Hat man Sie etwa aufgehängt?*«

»Und was hast du ihnen gesagt?«

»Habe gesagt, aye, man hätte mich in Amerika gehängt, aber Gott sei Dank hätte ich es überlebt. Und ein paar von ihnen hatten ältere Geschwister, die *Ein Fremder ohne Namen* gesehen hatten und ihnen davon erzählt hatten. Damit sind meine Aktien also ordentlich gestiegen. Ich vermute, jetzt, da mein Geheimnis gelüftet ist, erwarten sie, dass ich zur nächsten Probe meinen Colt trage.« Er zwinkerte sie mit einem Auge an wie Clint Eastwood, und sie war in Gelächter ausgebrochen.

Sie lachte auch jetzt bei der Erinnerung daran - gerade rechtzeitig, denn Roger steckte seinen Kopf zur Tür herein und sagte: »Was würdest du sagen, wie oft der

dreißundzwanzigste Psalm schon vertont worden ist?«

»Dreißundzwanzigmal?«, riet sie und stand auf.

»Im Presbyterianergebetbuch stehen nur sechs Versionen«, gab er zu, »aber es gibt Liedfassungen - auf Englisch, meine ich - von 1546. Eine steht im *Bay Psalm Book*, eine andere in der alten Ausgabe des *Scottish Psalter*, und dann gibt es noch etliche mehr. Die hebräische Version habe ich ebenfalls schon gefunden, aber die probiere ich in St. Stephen's lieber nicht im Gottesdienst aus. Gibt es bei den Katholiken auch eine?«

»Bei den Katholiken wird alles vertont«, sagte sie und hob die Nase, um nach Anzeichen des Essens zu schnüffeln. »Aber Psalmen singen wir normalerweise als Choräle. Ich kenne allein vier gregorianische Choralfassungen«, teilte sie ihm mit, »aber es existieren unendlich viele.«

»Ach ja? Sing mir einen vor«, verlangte er und blieb erwartungsvoll im Flur stehen, während sie versuchte, sich den Text des dreißundzwanzigsten Psalms ins Gedächtnis zu rufen. Den einfachsten Choral hatte sie sofort wieder im Kopf und stimmte ihn an - sie hatte ihn als Kind so oft gesungen, dass er ein Teil von ihr geworden war.

»Das war toll«, sagte er beeindruckt, als sie fertig war. »Kannst du das nachher noch ein- oder zweimal mit mir durchgehen? Ich würde es gern den Kindern vorsingen. Ich glaube, gregorianische Choräle wären etwas für sie.«

Die Küchentür flog auf, und Mandy kam herausgeflitzt.

Sie hielt Mr. Polly an sich geklammert, ein Stofftier, das einmal ein Vogel gewesen war, jetzt aber lediglich einem schmutzigen Frotteewaschlappen mit Flügeln ähnelte.

»Suppe, Mama!«, rief sie. »Komm Suppe essen!«

Also aßen sie Suppe, Campbell's Hühnersuppe mit Nudeln aus der Dose, dazu Käsebröte und saure Gurken für den Resthunger. Annie MacDonald war keine besonders kreative Köchin, aber alles, was sie auf den Tisch brachte, war essbar, und das hieß schon einiges, dachte Brianna. Sie musste daran denken, dass sie schon weitaus schlechter gegessen hatte, an erlöschenden Lagerfeuern auf nassen Berggipfeln oder an aschigen Herdfeuern, aus denen sie angebrannte Reste gekratzt hatten. Sie warf einen zutiefst liebevollen Blick auf den gasbefeierten Agaherd, der die Küche zum gemütlichsten Zimmer im ganzen Haus machte.

»Sing mir, Papi!« Mandy, deren Zähne mit Käse verschmiert waren und die Senf am Mund kleben hatte, grinste Roger bittend an.

Roger verschluckte sich an einem Krümel und räusperte sich.

»Oh, aye? Was denn?«

»»Hoppeweiter!««

»Also gut. Du musst aber mitsingen - damit ich es richtig mache.« Er lächelte Mandy an und klopfte leise mit seinem Löffelstiel den Takt auf den Tisch.

»Hoppe, hoppe Reiter«, sang er und zeigte mit dem

Stiel auf Mandy, die heldenhaft Luft holte und aus voller Kehle »Hoppe, hoppe WEITER!« wiederholte - perfekt im Takt. Roger sah Brianna mit hochgezogenen Augenbrauen an und setzte das Lied auf dieselbe Weise als Wechselgesang fort. Nach dem fünften oder sechsten Mal wurde es Mandy jedoch zu langweilig, und mit einem knappen »'tschudigung« stand sie vom Tisch auf und sauste wie eine tief fliegende Hummel davon. Auf dem Weg nach draußen prallte sie am Türpfosten ab.

»Tja, Rhythmusgefühl hat sie jedenfalls«, sagte Roger und zuckte zusammen, als es im Flur laut krachte, »wenn auch noch keinen Koordinierungssinn. Es wird noch etwas dauern, bis wir wissen, ob sie auch Töne treffen kann. Dein Vater hatte ja ebenfalls ein perfektes Gespür für Rhythmen, aber er war nicht in der Lage, denselben Ton zweimal zu treffen.«

»Das hat mich gerade ein bisschen daran erinnert, wie du es in Fraser's Ridge gemacht hast«, sagte sie, ohne nachzudenken. »Eine Psalmzeile zu singen und sie von der Gemeinde wiederholen zu lassen.«

Sein Gesicht veränderte sich ein wenig, als sie diese Zeit erwähnte. Er hatte damals gerade zu seiner Berufung gefunden und war sich ihrer so gewiss gewesen, dass es sein ganzes Wesen erstrahlen ließ. Sie hatte ihn noch nie - und nie mehr - so glücklich gesehen, und ihr Herz verkrampfte sich, als sie die Sehnsucht in seinen Augen aufblitzen sah.

Doch er lächelte, als er sich jetzt eine Serviette um den

Finger legte, um auch ihr eine Senfspur vom Mund zu wischen.

»Altmodisch«, sagte er. »Obwohl sie es auf den Inseln heute noch so machen - diese Wechselgesänge in der Kirche - und vielleicht in anderen entlegeneren Gegenden des *Gaeltacht*. Aber die amerikanischen Presbyterianer wollen nichts davon hören.«

»Nicht?«

»*Man singt einen Psalm nicht, indem man ihn Zeile für Zeile wiederholt*«, zitierte er. »*Die Praxis des zeilenweisen Lesens wurde in Zeiten der Unwissenheit eingeführt, als viele Gemeindemitglieder nicht lesen konnten; daher wird empfohlen, so weit wie möglich davon abzusehen.* Das stammt aus der Satzung der amerikanischen Presbyterianerkirche.«

Oh, dann hast du also in Boston doch über eine Ordination nachgedacht, dachte sie, sprach es aber nicht aus.

»Zeiten der Unwissenheit«, wiederholte sie stattdessen. »Ich wüsste zu gern, was Hiram Crombie dazu zu sagen hätte!«

Er lachte, schüttelte jedoch den Kopf.

»Nun, es stimmt aber; die meisten Leute in Fraser's Ridge konnten nicht lesen. Ich bin jedoch nicht der Meinung, dass man Psalmen nur so singt, weil die Leute den Text nicht kennen oder weil es keine Bücher gibt.« Er hielt inne, um nachzudenken, fischte geistesabwesend eine

einsame Nudel von seinem Teller und aß sie.

»Gemeinsam zu singen, ist etwas Schönes, kein Zweifel. Doch es als Wechselgesang zu tun - ich glaube, das verstärkt das Gemeinschaftsgefühl. Es lässt die Leute intensiver am Gesang teilhaben - und am eigentlichen Geschehen des Gottesdienstes. Vielleicht liegt es ja nur daran, dass sie sich stärker auf ihren Text konzentrieren müssen.« Er lächelte kurz und wandte den Blick ab.

Bitte!, dachte sie inbrünstig, ob an Gott gerichtet, die Heilige Jungfrau, Rogers Schutzengel oder alle drei. Du musst ihm helfen, einen Weg zu finden!

»Ich ... wollte dich etwas fragen«, sagte er plötzlich zaghaft.

»Und was?«

»Tja... Jemmy. Er *kann* singen. Würde es - natürlich würde er immer noch mit dir zur Messe gehen -, aber würde es dir etwas ausmachen, wenn er mich ebenfalls begleitet? Nur, wenn er möchte«, fügte er hastig hinzu. »Aber ich glaube, dass es ihm Spaß machen könnte, im Chor zu singen. Und ich ... glaube, ich hätte gern, dass er sieht, dass ich auch Arbeit habe«, fügte er mit einem halb reumütigen Lächeln hinzu.

»Das fände er mit Sicherheit toll«, sagte Brianna und stellte zum Himmel gerichtet fest: Das ging aber schnell! Denn sie sah sofort - und fragte sich, ob Roger das ebenso begriff, was sie nicht glaubte -, dass diese Lösung es ihr auf elegante Weise ermöglichte, mit Mandy die

presbyterianischen Gottesdienste zu besuchen, ohne dass es einen offenen Konflikt zwischen den beiden Glaubensrichtungen gab.

»Würdest du mit uns in die Frühmesse gehen?«, fragte sie. »Denn dann könnten wir alle zusammen nach St. Stephen's hinüberlaufen und dich und Jem singen hören.«

»Ja, natürlich.«

Er hielt inne, das Brot auf halbem Weg zu seinem Mund, und lächelte sie an. Seine Augen waren grün wie Moos.

»So ist es besser, nicht wahr?«

»Viel besser«, sagte sie.

SPÄTER AM NACHMITTAG RIEF ROGER SIE ÜBER DEN FLUR IN SEIN STUDIERZIMMER hinüber. Er hatte eine Schottlandkarte auf dem Schreibtisch liegen und daneben das aufgeschlagene Notizbuch, in dem er niederschrieb, was sie beide - im Scherz, der jedoch den Widerwillen kaum überdecken konnte, den sie empfanden, wenn sie nur darüber redeten - nach der BBC-Hörspielkomödie den »Anhalter« nannten.

»Tut mir leid, wenn ich dich unterbreche«, sagte er. »Aber ich dachte, wir tun es lieber, bevor Jem nach Hause kommt. Wenn du morgen wieder zum Loch Errochty fährst« - er zeigte mit der Stiftspitze auf den blauen Fleck mit der Bezeichnung *L. Errochty* -, »könntest du die genauen Koordinaten des Tunnels herausfinden, falls du dir nicht ganz sicher bist, wie er verläuft? Oder bist du das?«

Sie schluckte und spürte, wie die Überreste ihres

Käsebrotes rumorten, wenn sie an den dunklen Tunnel dachte, an die kleine schaukelnde Grubenbahn, an ... die Passage.

»Nein, aber ich habe noch etwas Besseres. Warte.« Sie ging in ihr eigenes Büro hinüber und kam mit dem Ordner zurück, der die Pläne der Anlage am Loch Errochty enthielt.

»Hier sind die Bauzeichnungen des Tunnels«, sagte sie und legte den Ordner aufgeschlagen auf den Schreibtisch. »Ich habe auch die Blaupausen, aber die sind im Büro in der Zentrale.«

»Nein, das hier ist großartig«, versicherte er ihr und studierte die Zeichnung. »Eigentlich wollte ich ja nur wissen, wie der Tunnel in Bezug auf den Damm ausgerichtet ist.« Er blickte zu ihr auf. »Apropos - hast du den Damm schon komplett besichtigt?«

»Nein, nicht ganz«, sagte sie langsam. »Nur die Ostseite der Wartungsstation. Aber ich glaube nicht - ich meine, sieh doch.« Sie legte einen Finger auf die Zeichnung. »Ich bin irgendwo in der Mitte des Tunnels darauf gestoßen, und der Tunnel verläuft fast parallel zum Damm. Wenn es in einer Linie verläuft - meinst du, das tut es?«, fragte sie und sah ihn merkwürdig an. Er zuckte mit den Achseln.

»Es wäre ein Ausgangspunkt. Obwohl ich annehme, dass es in der Ingenieurssprache ein besseres Wort dafür gibt als ›Vermutung‹?«

»Arbeitshypothese«, erwiderte sie trocken. »Aber wenn es tatsächlich in einer Linie verläuft und nicht nur hier und

dort an vereinzelt Stellen auftaucht, hätte ich es ja wahrscheinlich bereits im Damm selbst gespürt. Aber ich könnte es noch einmal überprüfen.« Sie konnte das Zögern in ihrer Stimme selbst hören; er hörte es mit Sicherheit, und er fuhr ihr beruhigend mit der Hand über den Rücken.

»Nein, ich mache das.«

»Was?«

»Ich mache das«, wiederholte er nachsichtig. »Dann sehen wir ja, ob ich es genauso spüre.«

»Nein!« Sie richtete sich abrupt auf. »Das geht nicht. Du darfst - ich meine, was, wenn etwas ... passiert? So etwas darfst du nicht riskieren!«

Einen Moment lang betrachtete er sie nachdenklich, dann nickte er.

»Aye, es gibt wohl ein Risiko. Doch es ist klein. Als ich noch jünger war, bin ich doch auch überall in den Highlands gewesen. Und hin und wieder habe ich gespürt, wie mich etwas Merkwürdiges durchfuhr. So geht es den meisten Leuten, die hier leben«, fügte er hinzu und lächelte. »Merkwürdigkeiten gehören zu diesem Land, aye?«

»Ja«, sagte sie und erschauerte kurz, weil sie an Wasserpferde, *Ban-sidhe* und *Nuckelavees* denken musste. »Aber du weißt genau, um was für eine Art von Merkwürdigkeit es hier geht - und du weißt verdammt gut, dass es dich umbringen kann, Roger!«

»Dich hat es ja auch nicht umgebracht«, sagte er. »Uns alle, auf Ocracoke.« Sein Tonfall war unbeschwert, doch

sie konnte den Schatten dieser Reise in seinem Gesicht sehen, als er es sagte. Es hatte sie zwar nicht umgebracht - doch es hatte nicht viel gefehlt.

»Nein. Aber -« Sie sah ihn an und erlebte einen intensiven, erschütternden Moment, in dem sie zugleich seinen hochgewachsenen, warmen Körper neben sich im Bett spürte, den Klang seiner tiefen Wachtelkönigstimme - und die kalte Stille seiner Abwesenheit. »Nein«, sagte sie, und ihr Tonfall sagte deutlich, dass sie so hartnäckig bleiben würde wie nötig. Er hörte es und prustete schwach.

»Also schön«, sagte er. »Dann trage ich jetzt den Vermerk ein.« Er verglich die Zeichnung mit der Landkarte, wählte eine Stelle auf der Karte, die in etwa der Mitte des Tunnels entsprach, und zog fragend eine Augenbraue hoch. Sie nickte, und er markierte die Stelle mit einem Bleistiftstern.

Ein großer Stern war mit schwarzer Tinte am Standort des Steinkreises von Craigh na Dun eingetragen. Kleinere mit Bleistift bei anderen Steinkreisen. Eines Tages würden sie diese Kreise vielleicht einmal aufsuchen müssen. Doch noch nicht.

»Bist du schon einmal auf Lewis gewesen?«, fragte Roger - beiläufig, aber doch nicht so, als sei es eine gegenstandslose Frage.

»Nein, wieso?«, fragte sie argwöhnisch.

»Die Äußeren Hebriden gehören zum *Gaeltacht*«, sagte er. »Auf Lewis und Harris werden noch Wechselgesänge

auf Gälisch praktiziert. Ich weiß nicht, was mit Uist und Barra ist - sie sind zum Großteil katholisch -, aber es wäre möglich. Ich glaube, ich würde mir gern einmal ansehen, wie man das heute macht.«

Sie konnte den pankreasförmigen Umriss der Insel Lewis vor der Westküste Schottlands sehen. Es war eine große Karte. So groß, dass sie auf der Insel die kleine Legende *Steinkreis von Callanish* sehen konnte.

Sie atmete langsam aus.

»Schön«, sagte sie. »Ich fahre mit.«

»Du musst doch arbeiten, oder?«

»Ich nehme mir frei.«

Eine Weile sahen sie einander schweigend an. Brianna riss den Blick als Erste los und richtete ihn auf die Uhr auf dem Regal.

»Jem kommt gleich«, sagte sie, und der prosaische Alltag meldete sich zur Stelle. »Ich fange besser mit dem Abendessen an. Annie hat uns einen schönen Lachs mitgebracht, den ihr Mann gefangen hat. Soll ich ihn marinieren und in den Backofen stecken, oder möchtest du ihn lieber gegrillt?«

Er schüttelte den Kopf, stand auf und begann, die Karte zusammenzufalten.

»Ich bin zum Abendessen nicht da. Wir haben heute Loge.«

DIE PROVINZIALLOGE DER FREIMAURER VON INVERNESS-SHIRE UMFASSTE mehrere örtliche Logen, zwei davon in Inverness. Roger war mit Anfang zwanzig der Nummer 6 beigetreten, der *Old Inverness-Lodge*, hatte das Gebäude aber seit fünfzehn Jahren nicht mehr betreten. Als er es jetzt tat, empfand er eine Mischung aus Argwohn und Vorfreude.

Doch es war wie die Highlands - seine Heimat. Der Erste, den er beim Hereinkommen sah, war Barney Gaugh, der der rundliche, lächelnde Bahnhofsvorsteher gewesen war, als Roger fünfjährig mit dem Zug nach Inverness gekommen war, um zu seinem Großonkel zu ziehen. Mr. Gaugh war zwar um einiges geschrumpft, und seine tabakfleckigen Zähne waren längst einem nicht minder tabakfleckigen Gebiss gewichen, doch er erkannte Roger sofort. Strahlend packte er ihn am Arm und zog ihn zu einer Gruppe anderer alter Männer hinüber, von denen sich die Hälfte ebenso begeistert über seine Rückkehr zeigte.

Es war komisch, dachte er später, als sie zum Geschehen der Loge übergingen und die Rituale des schottischen Ritus vollzogen. Wie eine Zeitschleife, dachte er, und fast hätte er laut aufgelacht.

Es gab Unterschiede, aye, doch sie waren nur klein - und wie es sich *anfühlte* ... Er konnte die Augen schließen, und wenn er sich vorstellte, der Rauch der ausgedrückten Zigaretten wäre der Rauch eines Herdfeuers, hätte es auch die Hütte der Crombies in Fraser's Ridge sein können, wo die Treffen ihrer Loge stattgefunden hatten. Das Murmeln

der Stimmen, die die Ritualzeilen sprachen, und dann die Entspannung, als wieder Bewegung in die Anwesenden kam, man Tee und Kaffee holte und sie zum geselligen Teil des Abends übergingen.

Die Loge war gut besucht - viel besser, als er es gewohnt war -, und zuerst bemerkte er Lionel Menzies gar nicht. Der Schuldirektor stand am anderen Ende des Zimmers und hörte stirnrunzelnd einem kräftigen Kerl in Hemdsärmeln zu, der sich zu ihm hinüberbeugte. Roger zögerte, weil er ihr Gespräch nicht unterbrechen wollte, doch der Mann, der sich mit Menzies unterhielt, blickte auf, sah Roger, redete weiter - hielt dann aber abrupt inne und heftete den Blick auf Roger. Genauer gesagt, auf seinen Hals.

Alle Logenmitglieder hatten die Narbe angestarrt, teils offen, teils versteckt. Er trug ein Hemd mit offenem Kragen unter seinem Jackett; zwecklos zu versuchen, die Narbe zu verstecken. Besser, es hinter sich zu bringen. Doch der Fremde starrte die Narbe so offen an, dass es schon fast beleidigend war.

Menzies bemerkte, dass sein Gesprächspartner abgelenkt war - es war schließlich kaum zu übersehen -, wandte sich um, sah Roger und lächelte.

»Mr. MacKenzie«, sagte er.

»Roger«, sagte Roger lächelnd; es war üblich, sich in der Loge mit dem Vornamen anzusprechen, wenn sie nicht das formelle »Bruder Soundso« benutzten. Menzies nickte und legte den Kopf schief, um seinen Gesprächspartner an

der Vorstellung zu beteiligen. »Rob Cameron, Roger MacKenzie. Rob ist mein Vetter - Roger der Vater eines unserer Schüler.«

»Dachte ich mir«, sagte Cameron und schüttelte ihm herzlich die Hand. »Dass Sie der neue Chorleiter sind, meine ich. Mein kleiner Neffe ist in Ihrem Kinderchor - Bobby Hurragh. Er hat uns letzte Woche beim Abendessen von Ihnen erzählt.«

Roger hatte den Blick gesehen, den die Männer gewechselt hatten, als Menzies ihn vorstellte, und sich gedacht, dass auch der Direktor Cameron von ihm erzählt haben musste, wahrscheinlich von seinem Besuch in der Schule nach Jems gälischem Zwischenfall. Doch das interessierte ihn im Moment nicht.

»Rob Cameron«, wiederholte er und drückte dem Mann etwas fester die Hand als üblich, womit er sich einen verblüfften Blick einhandelte. »Sie arbeiten für die Hydro, nicht wahr?«

»Aye. Was -«

»Ich glaube, Sie kennen meine Frau.« Roger entblößte seine Zähne zu einem Lächeln, das man für aufrichtig halten konnte - oder aber auch nicht. »Brianna MacKenzie?«

Camerons Mund öffnete sich, doch es kam kein Ton heraus. Er merkte es, schloss den Mund abrupt und hustete.

»Ich - äh. Ja. Klar.«

Roger hatte den Mann automatisch von oben bis unten betrachtet, als er ihm die Hand schüttelte. Falls es zu einer Prügelei kam, würde sie schnell vorbei sein, das wusste er. Offensichtlich wusste Cameron das ebenfalls.

»Sie, äh ...«

»Sie hat es mir erzählt, aye.«

»Hey, es war nur ein kleiner Scherz, aye?« Cameron betrachtete ihn argwöhnisch, als rechnete er damit, dass Roger ihn aufforderte, mit ihm vor die Tür zu gehen.

»Was denn, was denn?«, rief der alte Barney, der jetzt angelaufen kam. »Keine Politik in der Loge, Junge! Wenn du Bruder Roger deinen SNP-Mist aufschwätzen willst, kannst du das hinterher in der Kneipe tun.« Barney packte Cameron beim Ellbogen und zog ihn zu einer Gruppe am anderen Ende des Zimmers hinüber, wo sich Cameron sofort am Gespräch beteiligte, nachdem er noch einmal kurz zu Roger zurückgeblickt hatte.

»SNP-Mist?«, fragte Roger Menzies mit hochgezogenen Augenbrauen. Der Schuldirektor zog lächelnd eine Schulter hoch.

»Hören Sie auf den alten Barney. Keine Politik in der Loge!« Dies war eine der grundsätzlichen Freimaurerregeln - keine religiösen oder politischen Diskussionen in der Loge - und wahrscheinlich einer der Gründe, warum die Freimaurerei so lange überlebt hatte, dachte Roger. Die *Scottish National Party* interessierte ihn nicht besonders, doch über Cameron hätte er gern mehr

gewusst.

»Nicht im Traum«, sagte Roger. »Der gute Rob ist also ein politischer Aktivist, wie?«

»Tut mir leid, Bruder Roger«, sagte Menzies. Der gutmütige Humor stand ihm zwar immer noch ins Gesicht geschrieben, doch er sah gleichzeitig entschuldigend aus. »Es war nicht meine Absicht, Ihre Familienangelegenheiten breitzutreten, aber ich habe meiner Frau von Jem und Miss Glendenning erzählt, und wie die Frauen nun einmal sind ... Ihre Schwester ist Robs Nachbarin, also hat Rob davon gehört. Es hat ihn wegen des Gälischen interessiert, aye? Und er übertreibt es schnell. Aber ich glaube nicht, dass er sich Vertraulichkeiten mit Ihrer Frau herausnehmen wollte.«

Roger dämmerte, dass Menzies in Bezug auf Rob Cameron und Brianna auf dem völlig falschen Dampfer war, doch er hatte nicht vor, ihn aufzuklären. Es waren nicht nur die Frauen; Tratsch gehörte nun einmal zum Leben in den Highlands, und wenn sich der Streich herumsprach, den Rob und seine Kumpel Brianna gespielt hatten, war es gut möglich, dass ihre Situation am Arbeitsplatz problematisch wurde.

»Ah«, sagte er und versuchte, das Gespräch von Brianna abzulenken. »Natürlich. Die SNP will die gälische Sprache wieder aus der Versenkung holen, nicht wahr? Spricht Cameron denn Gälisch?«

Menzies schüttelte den Kopf. »Seine Eltern haben zu denen gehört, die nicht wollten, dass ihre Kinder es lernen. Jetzt brennt er natürlich darauf. Apropos -« Er brach

plötzlich ab, legte den Kopf schief und musterte Roger. »Mir ist ein Gedanke gekommen. Nach unserer Unterhaltung neulich.«

»Aye?«

»Ich habe mich gefragt... Könnten Sie sich vielleicht vorstellen, hin und wieder einen Vortrag zu halten? Vielleicht nur für Jems Klasse, vielleicht aber auch für die ganze Schule, wenn Sie sich dabei wohlfühlen.«

»Einen Vortrag? Was, so etwas wie Gälischunterricht?«

»Ja. Sie wissen schon, ein paar Grundlagen, mit dem einem oder anderen Wort zur Geschichte, vielleicht ein Lied - Rob sagt, Sie sind Chorleiter von St. Stephen's?«

»Hilfschorleiter«, korrigierte Roger. »Singen, ich weiß nicht. Aber was das Gälische angeht ... aye. Ich überlege es mir.«

BRIANNA WAR NOCH WACH UND WARTETE IN SEINEM ARBEITSZIMMER AUF ihn, einen Brief aus der Kiste ihrer Eltern ungeöffnet in der Hand.

»Wir brauchen ihn ja nicht heute Abend zu lesen«, sagte sie. Sie legte den Brief hin, stand auf und ging auf ihn zu, um ihn zu küssen. »Ich wollte ihnen nur gern nah sein. Wie war dein Abend?«

»Merkwürdig.« Die Angelegenheiten der Loge waren natürlich geheim, doch von Menzies und Cameron konnte er ihr erzählen, und das tat er.

»Was heißt denn SNP?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Schottische Nationalpartei.« Er schlüpfte aus seinem Rock und erschauerte. Es war kalt, und das Kaminfeuer brannte nicht. »Ende der Dreißiger gegründet, aber sie kommen erst in letzter Zeit so richtig auf Touren. 1974 konnten sie elf Abgeordnete stellen - ganz respektabel. Wie du schon an ihrem Namen hören kannst, ist ihr Ziel die Unabhängigkeit Schottlands.«

»Respektabel«, wiederholte sie und klang skeptisch.

»Nun ja, einigermaßen. Wie in jeder Partei gibt es auch bei ihnen ein paar Irre. Ich glaube aber nicht«, fügte er hinzu, »dass Rob Cameron einer davon ist. Er ist einfach nur ein ganz normales Arschloch.«

Das brachte sie zum Lachen, und der Klang wärmte ihn - genau wie ihr Körper, den sie an ihn presste, die Arme um seine Schultern gelegt.

»Klingt nach Rob«, pflichtete sie ihm bei.

»Menzies sagt allerdings, er interessiert sich für die gälische Sprache. Ich hoffe, er taucht nicht in der ersten Reihe auf, wenn ich meinen Vortrag halte.«

»Halt - was? Jetzt gibst du auch noch Gälischkurse?«

»Na ja, vielleicht. Wir werden sehen.« Es widerstrebe ihm, zu intensiv über Menzies Vorschlag nachzudenken. Möglicherweise nur, weil von Liedern die Rede gewesen war. Den Kindern im Chor eine Melodie vorzukurzen, war eine Sache; allein in der Öffentlichkeit zu singen - und sei es nur vor einer Schulklasse -, war etwas ganz anderes.

»Das kann warten«, sagte er und küsste sie. »Lesen wir deinen Brief.«

2. Juni 1777 Fort Ticonderoga

»Fort Ticonderoga?«, erhob sich Briannas Stimme erstaunt, und fast hätte sie Roger den Brief aus der Hand gerissen. »Was in aller Welt wollen sie denn in Fort Ticonderoga?«

»Ich weiß es nicht, aber wenn du dich einen Moment beruhigst, finden wir es ja vielleicht heraus.«

Sie antwortete nicht, sondern umrundete den Schreibtisch und beugte sich vor, um das Kinn auf seine Schulter zu stützen. Ihr Haar streifte seine Wange, während sie sich aufgeregt auf den Brief konzentrierte.

»Schon gut«, sagte er und wandte den Kopf, um sie auf die Wange zu küssen. »Es ist deine Mutter, und sie ist in Parenthesenlaune. Das tut sie nur, wenn sie glücklich ist.«

»Nun ja«, murmelte Brianna und richtete den Blick stirnrunzelnd auf die Seite, »aber ... Fort Ticonderoga?«

Liebe Brianna et al,

wie Ihr der Überschrift dieses Briefes zweifellos entnehmen konntet, sind wir (noch) nicht in Schottland. Wir sind unterwegs auf widrige Umstände gestoßen,

verursacht durch a) die königliche Marine in Person eines gewissen Kapitäns Stebbings, der versucht hat, Deinen Vater und Deinen Vetter Ian in seine Dienste zu pressen (es hat nicht funktioniert); b) einen amerikanischen Privatier (obwohl der Kapitän, ein gewisser Asa Hickman, darauf besteht, die Mission seines Schiffs mit dem würdigeren Begriff »Kaperfahrt« zu umschreiben, was im Prinzip Piraterie bedeutet, wenn auch auf Anordnung des Kontinentalkongresses); c) Rollo und d) den Herrn, den ich bereits in meinem letzten Brief erwähnt habe, namens John Smith (dachte ich), der sich als britischer Deserteur namens Bill (auch Jonas genannt, zu Recht, wie ich allmählich glaube) Marsden entpuppt hat.

Ohne die ganze blutige Farce bis ins letzte Detail beschreiben zu wollen, kann ich immerhin berichten, dass es Jamie, Ian, dem verdammten Hund und mir gut geht. Bis jetzt. Ich hoffe, dass sich dieser Zustand noch 42 Tage halten wird, denn dann endet der befristete Milizkontrakt Deines Vaters. (Frag nicht. Im Prinzip hat er Mr. Marsden den Hals gerettet und für das Wohlergehen von ein paar Dutzend Seeleuten gesorgt, die wider Willen zu Piraten geworden waren.) Dann haben wir vor, sofort mit dem nächsten Transportmittel in Richtung Europa aufzubrechen, vorausgesetzt nur, dass sein Kapitän nicht Asa Hickman heißt. Möglicherweise müssen wir zu diesem Zweck auf dem Landweg bis nach Boston reisen, doch sei's drum. (Vermutlich wäre es ja interessant zu sehen, wie Boston jetzt aussieht. Mit Wasser in der Back

Bay, meine ich. Der Common-Park ist bestimmt da, selbst wenn dort mehr Kühe herumlaufen dürften, als wir es gewohnt sind.)

Das Fort wird von einem gewissen General Anthony Wayne befehligt, und ich habe das unangenehme Gefühl, dass Roger diesen Mann einmal erwähnt und den Spitznamen »Irrsinns-Tony« benutzt hat. Ich hoffe, diese Bezeichnung bezieht sich auf sein Verhalten in der Schlacht, nicht in der Administration. Bis jetzt erscheint er mir ganz vernünftig, wenn er auch einen gehetzten Eindruck macht.

Gehetzt zu sein, ist vernünftig, da er mehr oder minder unmittelbar mit dem Eintreffen der britischen Armee rechnen muss. Unterdessen ist sein Chefindgenieur, ein gewisser Mr. Jeduthan Baldwin (ich glaube, Du würdest ihn mögen, ein sehr energetischer Mensch!), dabei, eine Brücke zu bauen, die das Fort mit dem Hügel verbinden soll, den sie Mount Independence nennen. Dein Vater kommandiert einen Arbeitertrupp, der mit dem Bau dieser Brücke beschäftigt ist; gerade jetzt kann ich ihn sehen, denn ich habe meinen Ausguck auf einer der halbmondförmigen Geschützstellungen bezogen. Er fällt sehr auf, denn er ist nicht nur doppelt so groß wie die meisten anderen Männer, sondern er ist obendrein einer der wenigen, die ein Hemd tragen. Die meisten von ihnen arbeiten wegen der feuchten Hitze sogar nackt oder nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Wegen der Moskitos halte ich das für einen Fehler, aber mich hat niemand

gefragt.

Es hat mich auch niemand nach meiner Meinung gefragt, was die hygienischen Grundlagen für eine funktionierende Krankenstation und für menschenwürdige Gefangenenunterkünfte betrifft (wir haben mehrere britische Gefangene mitgebracht, darunter auch den bereits erwähnten Kapitän Stebbings, der zwar eigentlich längst tot sein sollte, es aber irgendwie doch nicht ist). Aber ich habe sie dennoch kundgetan. Daher bin ich nun persona non grata für Leutnant Stactoe, der sich für einen Heeresarzt hält, aber keiner ist, und sehe mich daher daran gehindert, die Männer in seiner Obhut zu behandeln, die zum Großteil im Lauf des nächsten Monats sterben werden. Glücklicherweise kümmert es niemanden, wenn ich die Frauen und Kinder oder die Gefangenen behandle, und so kann ich mich doch nützlich machen, denn es gibt eine Menge von ihnen.

Ich glaube, mich deutlich zu erinnern, dass Ticonderoga irgendwann in gegnerische Hände gefallen ist, möglicherweise mehr als einmal, aber ich habe keine Ahnung mehr, wer es wem abgenommen hat oder wann. Diese Tatsache bedrückt mich sehr.

General Wayne stehen so gut wie gar keine regulären Truppen zur Verfügung. Jamie sagt, das Fort ist besorgniserregend unterbesetzt - selbst ich kann das sehen, denn die Kasernengebäude stehen zur Hälfte leer -, und es kommen zwar hin und wieder Milizkompanien aus New Hampshire oder Connecticut, doch sie

verpflichten sich normalerweise nur für zwei oder drei Monate, wie wir es ja ebenso getan haben. Und auch dann bleiben diese Männer oft gar nicht bis zum Ende; ihre Zahl schmilzt beständig dahin, und General Wayne beklagt sich - in aller Öffentlichkeit -, dass ihm nichts als (ich zitiere) »Neger, Indianer und Weiber« geblieben sind. Ich habe zu ihm gesagt, es könnte schlimmer sein.

Jamie sagt außerdem, dem Fort fehlt die Hälfte seiner Kanonen, weil sie vor zwei Jahren von einem fetten Buchhändler namens Henry Fox mitgenommen wurden, dem es mit Geduld und Spucke gelungen ist, sie nach Boston zu bringen (man musste Mr. Fox zusammen mit ihnen auf einem Karren transportieren, weil er über dreihundert Pfund wog. Einer der hiesigen Offiziere, der diese Expedition damals begleitet hat, hat dies zur allgemeinen Belustigung beschrieben), wo sie sich als sehr nützlich bei der Vertreibung der Briten erwiesen haben.

Was mir persönlich größere Sorgen bereitet als all dies, ist ein kleiner Hügel, der uns am anderen Seeufer direkt gegenüberliegt und nicht sehr weit von uns entfernt ist. Die Amerikaner haben ihn Mount Defiance getauft, als sie Ticonderoga vor zwei Jahren den Briten abgenommen haben (erinnerst Du Dich noch an Ethan Allen? »Ergebt Euch im Namen des Großen Jehova und des Kontinentalkongresses!« Wie ich höre, befindet sich Mr. Allen gegenwärtig in England, wo ihm wegen Hochverrats der Prozess gemacht wird, nachdem er in

hoffnungsloser Selbstüberschätzung versucht hat, auf dieselbe Weise auch Montreal einzunehmen), und »Trotzberg« ist ein sehr passender Name - oder wäre es, wenn das Fort in der Lage wäre, ihn mit Männern und Artillerie zu bestücken. Das ist aber unmöglich, und ich denke, die Tatsache, dass Mount Defiance das Fort überblickt und sich in Kanonenschussweite befindet, wird der britischen Armee wahrscheinlich ebenfalls nicht entgehen, falls und wenn sie hier eintrifft.

Erfreulicherweise steht der Sommer vor der Tür. Es wimmelt von Fischen, und wenn es hier Baumwolle gäbe, würde sie mir wahrscheinlich bis zur Taille reichen. Es regnet häufig, und ich habe noch nie so viel Vegetation auf einmal gesehen. Die Luft ist so sauerstoffreich, dass ich manchmal glaube, ich verliere das Bewusstsein, und mich dann gezwungen sehe, einen Abstecher in die Kaserne einzulegen und mich dort an einem Hauch von Schmutzwäsche und Nachttöpfen (hier nennt man sie Donnerpötte, aus gutem Grund) zu laben. Dein Vetter Ian geht alle paar Tage mit einem Trupp auf Nahrungssuche; Jamie und ein paar der anderen Männer sind hervorragende Angler, daher essen wir extrem gut.

Ich will hier nicht zu ausführlich werden, weil ich nicht genau weiß, wann und wo ich diesen Brief auf den Weg bringen kann. Jamie hat mehrere Routen dafür (wir kopieren jeden Brief, wenn die Zeit reicht, und versenden mehrere Exemplare, weil in diesen Tagen selbst der normale Briefverkehr unzuverlässig ist). Mit etwas Glück

wird er mit uns nach Edinburgh fahren. Vorerst grüßen wir Dich in Liebe. Jamie träumt hin und wieder von den Kindern; ich wünschte, ich täte es auch.

Mama

Roger blieb einen Moment schweigend sitzen, um sicherzugehen, dass Brianna genug Zeit gehabt hatte, den Brief zu Ende zu lesen - obwohl sie eigentlich viel schneller las als er; er hatte das Gefühl, dass sie ihn schon zum zweiten Mal las. Kurz darauf seufzte sie sorgenvoll und richtete sich auf. Er hob die Hand und legte sie auf ihre Taille, und sie legte ihre eigene Hand darüber. Nicht mechanisch; sie drückte seine Finger fest - aber geistesabwesend. Ihr Blick war auf das Bücherregal gerichtet.

»Die sind neu, oder?«, fragte sie leise und wies mit dem Kinn auf die linke Regalhälfte.

»Ja. Ich habe sie in Boston bestellt. Sie sind vor ein paar Tagen angekommen.« Die Bücherrücken waren neu und glänzten. Historische Texte, die sich mit der amerikanischen Revolution befassten. *Enzyklopädie der Amerikanischen Revolution* von Mark. M. Boatner III. *Tagebuch eines Soldaten der Revolution* von Joseph Plumb Martin.

»Möchtest du es wissen?«, fragte er. Er wies auf die offene Kiste vor ihnen auf dem Tisch, in der immer noch ein dicker Packen Briefe ungeöffnet auf den Büchern lag. Er

hatte sich noch nicht dazu durchgerungen, Brianna zu gestehen, dass er sich die Bücher angesehen hatte. »Ich meine - wir wissen immerhin, dass sie Ticonderoga wahrscheinlich heil verlassen haben. Es sind ja noch ziemlich viele Briefe.«

»Wir wissen, dass einer von ihnen es wahrscheinlich geschafft hat«, sagte Brianna und betrachtete die Briefe. »Es sei denn ... Ich meine, Ian weiß schließlich Bescheid. Es könnte ja sein, dass er ...«

Roger nahm seine Hand von ihrer Taille und griff entschlossen in die Kiste. Brianna hielt die Luft an, doch er beachtete sie nicht, sondern holte eine Handvoll Briefe aus der Kiste und sah sie durch.

»Claire, Claire, Claire, Jamie, Claire, Jamie, Jamie, Claire, Jamie« - er hielt inne und blinzelte angesichts eines Briefes und einer unbekannten Handschrift -, »vielleicht hast du ja recht, was Ian angeht; weißt du, wie seine Handschrift aussieht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass ich ihn jemals schreiben gesehen habe - obwohl ich davon ausgehe, dass er schreiben *kann*«, fügte sie skeptisch hinzu.

»Tja ...« Roger legte den zusammengefalteten Brief hin und richtete den Blick von den verstreuten Briefen auf das Bücherregal und dann auf Brianna. Ihr Gesicht war ein wenig rot. »Was möchtest du tun?«

Sie überlegte, und ihr Blick huschte zwischen den

Bücherborden und der Holzkiste hin und her.

»Die Bücher«, sagte sie entschlossen und ging zum Regal. »In welchem davon finden wir heraus, wann Ticonderoga gefallen ist?«

George III, Rex Britanniae An Lord George Germain

... Burgoyne kann das Heer kommandieren, das von Kanada nach Albany entsandt wird ...

Da Krankheiten und andere Eventualitäten zu erwarten sind, denke ich, dass nicht mehr als 7000 Mann für den Champlain-See entbehrt werden können, denn es wäre höchst unklug, in Kanada irgendwelche Risiken einzugehen ... Es müssen Indianer zum Einsatz kommen.

TICONDEROGA

12. Juni 1777 Fort Ticonderoga

Ich fand Jamie nackt und schlafend auf dem Strohlager in der winzigen Kammer, die man uns zugewiesen hatte. Sie befand sich im Obergeschoss eines der steinernen Kasernengebäude, und mitten am Tag war es darin so heiß wie im Hades. Aber wir hielten uns tagsüber ja kaum darin auf, da Jamie mit den Brückenbauern am See zu tun hatte und ich im Lazarettgebäude oder in den Familienquartieren arbeitete - wo es natürlich genauso heiß war.

Allerdings speicherten die Steine genug Hitze, um uns an den kühlen Abenden zu wärmen - das Zimmerchen hatte keinen offenen Kamin, doch es hatte immerhin ein kleines Fenster. Gegen Sonnenuntergang wehte eine frische Brise vom Wasser herüber, und für einige Stunden - etwa von zehn Uhr abends bis zwei Uhr nachts - konnte man es aushalten. Jetzt war es gegen acht - draußen war es noch hell, innen herrschten noch Temperaturen wie in einem Backofen: Auf Jamies Schultern glänzte der Schweiß und verdunkelte das Haar an seinen Schläfen zu einem tiefen Bronzeton.

Doch unser Speicherzimmerchen hatte zudem den Vorteil, dass es das einzige Zimmer im oberen Stockwerk war und wir daher einen Hauch von Zurückgezogenheit

genießen konnten. Der Nachteil daran war, dass es achtundvierzig Stufen bis zu unserem Adlerhorst waren und man jeden Tropfen Wasser hinaufund jeden vollen Nachttopf hinuntertragen musste. Ich hatte gerade einen großen Eimer Wasser nach oben geschleppt, und die verbleibende Hälfte, die sich nicht über die Vorderseite meines Kleides ergossen hatte, wog eine Tonne. Beim Abstellen schepperte der Eimer so laut, dass Jamie blitzartig in die Höhe schoss und im Zwielflicht blinzelte.

»Oh, entschuldige«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht wecken.«

»Das macht nichts, Sassenach«, brummte er und gähnte herzhaft. Er setzte sich auf, räkelte sich und rieb sich dann mit den Händen fest durch das feuchte, lose Haar. »Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Ja, ich habe mit den Frauen zusammen gegessen. Du?« Er aß normalerweise mit seinen Arbeitern, wenn sie Feierabend machten, wurde aber manchmal eingeladen, mit General St. Clair oder den anderen Milizoffizieren zu dinieren, und diese mehr oder minder formellen Anlässe fanden stets später am Abend statt.

»Mmm-hmm.« Er legte sich wieder zurück und sah zu, wie ich Wasser in eine Waschschüssel aus Blech schüttete und ein Stückchen Seife zum Vorschein holte. Ich zog mich bis auf das Korsett und das Hemd aus und fing an, mich gründlichst abzuschrubben, obwohl die kräftige Seife auf meiner ohnehin schon rauen Haut biss und mir von ihrem scharfen Geruch die Augen tränten.

Ich spülte mir das Teufelszeug ab, schüttete das Wasser aus dem Fenster - nachdem ich kurz »Achtung!« gerufen und gewartet hatte - und begann noch einmal von vorn.

»Warum machst du das?«, fragte Jamie neugierig.

»Mrs. Wellmans kleiner Sohn hat etwas, wovon ich mir so gut wie sicher bin, dass es Mumps ist. Oder muss es heißen, dass es die Mumps sind? Ich war mir noch nie sicher, ob es Plural ist oder nicht. Jedenfalls will ich nicht Gefahr laufen, dich damit anzustecken.«

»Ist es denn so eine schreckliche Krankheit? Ich dachte, nur Kinder stecken sich damit an.«

»Nun, eigentlich *ist* es eine Kinderkrankheit«, sagte ich und zuckte zusammen, als die Seife an meine Haut kam. »Aber wenn ein Erwachsener sie bekommt - vor allem ein erwachsener Mann -, ist es eine ernstere Angelegenheit. Es setzt sich meistens in den Hoden fest. Und wenn du nicht unbedingt Eier wie Melonen haben möchtest -«

»Bist du sicher, dass du genug Seife hast, Sassenach? Ich könnte noch etwas suchen gehen.« Er grinste mich an, dann setzte er sich hin und griff nach dem abgenutzten Leinentuch, das uns als Handtuch diente. »Hier, *a nighean*, lass mich dir die Hände abtrocknen.«

»Einen Moment«, sagte ich. Ich wand mich aus meinem Korsett, ließ mein Hemd zu Boden fallen und hängte es an den Haken an der Tür, dann zog ich mir mein Hemd für »zu Hause« über den Kopf. Es war zwar längst nicht so hygienisch wie sterile Arbeitskleidung, aber im ganzen Fort

wimmelte es nur so von Krankheiten, und ich hatte vor, alles Menschenmögliche zu tun, um sie nicht zu Jamie mitzubringen. Er kam im Freien schon genug damit in Berührung.

Ich sprühte mir das restliche Wasser ins Gesicht und auf die Hände. Dann setzte ich mich neben Jamie auf das Strohlager - und japste leise auf, weil mein Knie schmerzhaft knackte.

»Gott, deine armen Hände«, murmelte er und tupfte sie sanft mit dem Handtuch ab, bevor er mir das Gesicht trocknete. »Und du hast Sonnenbrand auf der Nase, du armes Ding.«

»Was ist denn mit deinen Händen?« Obwohl sie normalerweise durch Schwielen geschützt waren, waren seine Hände eine einzige Ansammlung von kleinen Wunden, aufgeschabten Knöcheln, Splittern und Blasen, doch er winkte mit einer raschen Handbewegung ab und legte sich mit einem genüsslichen Stöhnen wieder hin.

»Schmerzt dein Knie noch, Sassenach?«, fragte er, als er sah, wie ich mir das Gelenk rieb. Es hatte sich nie so ganz von der Zerrung erholt, die ich mir während unserer Abenteuer auf der *Pitt* zugezogen hatte, und Treppensteigen löste eine Reizung aus.

»Ach, das gehört zum allgemeinen Niedergang«, versuchte ich es scherzhaft abzutun. Ich beugte vorsichtig den rechten Arm und spürte ein Ziehen im Ellbogen. »Es ist alles nicht mehr so beweglich wie früher. Und hier und da tut etwas weh. Manchmal glaube ich, ich falle

auseinander.«

Jamie schloss ein Auge und sah mich an.

»So fühle ich mich schon, seit ich zwanzig war«, informierte er mich unbeeindruckt. »Man gewöhnt sich daran.« Er räkelte sich, sodass seine Wirbel nacheinander gedämpft knackten, dann hielt er mir die Hand entgegen. »Komm ins Bett, *a nighean*. Wenn du mich liebst, tut dir nichts weh.«

Und damit hatte er recht.

ICH SCHLIEF KURZ EIN, ERWACHTE ABER EIN PAAR STUNDEN SPÄTER INSTINKTIV wieder, um noch einen Blick auf die wenigen Patienten zu werfen, die ständiger Beobachtung bedurften. Darunter befand sich auch Kapitän Stebbings, der sich - zu meiner Überraschung - resolut geweigert hatte zu sterben oder aber sich von irgendjemandem außer mir verarzten zu lassen. Das hatte zwar für Missmut bei Leutnant Stactoe und den anderen Stabsärzten gesorgt, doch da Kapitän Stebbings seiner Forderung mit Hilfe der furchterregenden Anwesenheit Guinea Dicks - samt seiner angespitzten Zähne und seiner Tätowierungen - Nachdruck verlieh, blieb ich seine Leibärztin.

Ich traf den Kapitän hörbar keuchend und mit leichtem Fieber an, doch er schlief. Beim Klang meiner Schritte erhob sich Guinea Dick von seinem Strohlager - er sah aus wie ein Fleisch gewordener Albtraum.

»Hat er etwas gegessen?«, fragte ich leise und legte Stebbings sacht die Hand auf das Handgelenk. Der massige Oberkörper des Kapitäns war beträchtlich geschrumpft; selbst im Halbdunkel konnte ich problemlos die Rippen sehen, nach denen ich anfangs noch hatte tasten müssen.

»Bisschen Suppe, Ma'am«, flüsterte der Afrikaner und wies mit der Hand auf eine Schale am Boden, die mit einem Taschentuch abgedeckt war, um die Kakerlaken fernzuhalten. »Gebe ich ihm mehr, wenn er wach zum Pinkeln.«

»Gut.« Stebbings' Puls schlug zwar ein wenig schnell, doch nicht alarmierend, und als ich mich über ihn beugte und tief einatmete, roch ich nicht die geringste Spur von Wundbrand. Zwei Tage zuvor hatte ich ihm das Röhrchen aus der Brust ziehen können, und es suppte zwar ein wenig Eiter aus der Wunde, doch ich glaubte an eine örtlich begrenzte Entzündung, die wahrscheinlich ohne Hilfe heilen würde. Sie musste es; ich hatte nichts, womit ich hätte helfen können.

Es gab so gut wie kein Licht im Lazarettgebäude, nur ein Binsenlicht an der Tür und das Leuchten der Feuer im Hof. Ich konnte Stebbings' Gesichtsfarbe nicht einschätzen, doch als er die Augen zur Hälfte öffnete, sah ich es weiß aufblitzen. Er grunzte, als er mich sah, und schloss sie wieder.

»Gut«, sagte ich und überließ ihn Mr. Dicks liebevollen Zuwendungen.

Man hatte dem Mann aus Guinea angeboten, der Kontinentalarmee beizutreten, doch er hatte abgelehnt und es vorgezogen, sich gemeinsam mit Kapitän Stebbings, dem verletzten Mr. Ormiston und einigen anderen Seeleuten von der *Pitt* in die Kriegsgefangenschaft zu begeben.

»Ich bin Engländer, freier Mann«, hatte er schlicht gesagt. »Vielleicht kurz Gefangener, aber freier Mann. Seemann, aber freier Mann. Amerikaner, vielleicht kein freier Mann.«

Möglicherweise nicht.

Ich ließ das Lazarett hinter mir und ging bei den Wellmans vorbei, um einen Blick auf meinen Mumpspatienten zu werfen - unangenehm, aber nicht gefährlich -, und schlenderte dann langsam unter dem aufgehenden Mond über den Hof. Der Abendwind hatte sich gelegt, doch die Nachtluft war kühl. Einem Impuls folgend stieg ich zu der Geschützstellung hinauf, die über das schmale Ende des Champlain-Sees hinweg zum Mount Defiance hinüberblickte.

Dort gab es zwar zwei Wachtposten, doch sie schliefen beide tief und fest und stanken nach Schnaps. Das war nichts Ungewöhnliches. Die Stimmung im Fort war gedrückt, und es war nicht schwer, an Alkohol zu gelangen.

Ich stand an der Mauer, eine Hand auf einer der Kanonen, deren Metall von der Tageshitze noch leicht warm war. Würden wir gehen können, fragte ich mich,

bevor es sich erhitzte, weil die Kanone abgefeuert wurde? Noch zweiunddreißig Tage, und sie konnten gar nicht schnell genug vergehen. Abgesehen von der Bedrohung durch die Briten war das Fort ein stinkender Ort der Verwesung; es war, als lebte man in einer Jauchegrube, und ich konnte nur hoffen, dass Jamie, Ian und ich hier fortkommen würden, ohne uns mit irgendetwas Verheerendem angesteckt zu haben oder von einem betrunkenen Idioten attackiert worden zu sein.

Ich hörte leise Schritte hinter mir und drehte mich um - und da stand Ian, hochgewachsen und schlank im Feuerschein, der vom Hof heraufdrang.

»Kann ich mit dir sprechen, Tante Claire?«

»Natürlich«, sagte ich und wunderte mich über die ungewohnt förmliche Anrede. Ich trat einen Schritt beiseite, und er stellte sich neben mich und spähte hinunter.

»Brianna hätte dazu bestimmt einiges zu sagen«, sagte er und wies kopfnickend auf die halb fertige Brücke. »Onkel Jamie ebenfalls.«

»Ich weiß.« Seit zwei Wochen sagte Jamie es schon - zu Arthur St. Clair, dem neuen Kommandeur des Forts, zu den anderen Milizführern, zu den Bauleuten, zu jedem, der ihm zuhörte, und nicht wenigen, die ihm nicht zuhörten. Die Narrheit, riesige Mengen Arbeit und Material an den Bau einer Brücke zu verschwenden, die ganz leicht wieder zu zerstören war, wenn nur jemand Artillerie auf dem Mount Defiance positionierte, war jedermann klar - außer denen, die etwas zu sagen hatten.

Ich seufzte. Es war nicht das erste Mal, dass ich zur Zeugin militärischer Blindheit wurde, und ich fürchtete sehr, dass es auch nicht das letzte Mal sein würde.

»Aber lassen wir das ... Worüber wolltest du mit mir sprechen, Ian?«

Er holte tief Luft und wandte sich dem mondbeschienenen Panorama jenseits des Sees zu.

»Erinnerst du dich an den Huronen, der vor Kurzem hier gewesen ist?«

Das tat ich. Vor zwei Wochen hatte eine Gruppe Huronen das Fort besucht, und Ian hatte einen Abend damit verbracht, mit ihnen zu rauchen und sich ihre Geschichten anzuhören. In einigen dieser Geschichten ging es um den englischen General Burgoyne, dessen Gäste sie zuvor gewesen waren.

Burgoyne arbeitete daran, sich die Indianer des Irokesenbundes zu verpflichten, sagten sie, und er verwendete viel Zeit und Geld darauf, sie zu umwerben.

»Er sagt, die Indianer sind seine Geheimwaffe«, hatte einer der Huronen gesagt. »Er wird sie auf die Amerikaner loslassen wie Gewitterblitze und sie alle töten.«

Angesichts dessen, was ich im Allgemeinen über Indianer wusste, war ich der Ansicht, dass Burgoyne vielleicht ein wenig zu optimistisch war. Dennoch dachte ich lieber nicht darüber nach, was geschehen würde, wenn es ihm tatsächlich gelang, eine größere Zahl Indianer dazu zu bewegen, dass sie für ihn kämpften.

Ian starrte immer noch gedankenverloren zum Schatten des Mount Defiance hinüber.

»Wie dem auch sei«, sagte ich, um die Versammlung zur Ordnung zu rufen. »Warum erzählst du mir das, Ian? Du solltest es Jamie und St. Clair sagen.«

»Das habe ich schon.« Der Ruf eines Seetauchers schallte über den See zu uns herüber, überraschend laut und gespenstisch. Diese Vögel klangen wie jodelnde Geister, vor allem wenn mehrere von ihnen ein Konzert gaben.

»Ja? Nun«, sagte ich etwas ungeduldig. »Worüber wolltest du denn dann mit mir sprechen?«

»Babys«, sagte er abrupt. Er richtete sich auf und wandte mir das Gesicht zu.

»Was?«, fragte ich verblüfft. Seit dem Besuch der Huronen war er still und trübselig, und ich vermutete, dass sie ihm irgendetwas erzählt hatten, was der Grund dafür war - doch ich konnte mir nicht vorstellen, was sie ihm über Babys erzählt haben könnten.

»Wie man sie macht«, sagte er hartnäckig, doch sein Blick wich mir aus. Hätten wir mehr Licht gehabt, hätte ich ihn mit Sicherheit erröten sehen können.

»Ian«, sagte ich nach kurzer Pause. »Ich weigere mich zu glauben, dass du nicht weißt, wie man Babys macht. Was willst du *wirklich* wissen?«

Er seufzte, doch endlich sah er mich an. Seine Lippen pressten sich einen Moment aufeinander, dann platzte er

heraus: »Ich will wissen, warum ich keines machen kann.«

Bestürzt rieb ich mir mit dem Handrücken über die Lippen. Ich wusste - von Brianna -, dass er eine tot geborene Tochter mit seiner Mohawkfrau Emily bekommen hatte und dass sie mindestens zwei weitere Fehlgeburten gehabt hatte. Und dass es dieses Versagen war, das dazu geführt hatte, dass Ian die Mohawk von Snaketown verließ und zu uns zurückkehrte.

»Warum glaubst du, dass es an dir liegen könnte?«, fragte ich unverblümt. »Die meisten Männer geben der Frau die Schuld, wenn es zu einer Fehlgeburt kommt. Die meisten Frauen übrigens auch.«

Ich hatte mir und Jamie die Schuld gegeben.

Ungeduldig stieß er ein leises schottisches Geräusch aus.

»Die Mohawk aber nicht. Sie sagen, wenn ein Mann einer Frau beiwohnt, kämpft sein Geist mit dem ihren. Wenn er sie besiegt, wird das Kind eingepflanzt; wenn nicht, dann nicht.«

»Hmm«, sagte ich. »Nun, so kann man es auch ausdrücken. Und es ist gar nicht so falsch. Es *kann* am Mann oder an der Frau liegen - oder an beiden zusammen.«

»Aye.« Ich hörte ihn schlucken, bevor er weiterredete. »Eine der Huronenfrauen war Kahnyen'kehaka - eine Frau aus Snaketown, und sie kannte mich von dort. Und sie hat zu mir gesagt, dass Emily ein Kind hat. Ein lebendes

Kind.«

Er war beim Reden unruhig von einem Bein auf das andere getreten und hatte mit den Fingerknöcheln geknackt. Jetzt wurde er still. Der Mond stand hoch am Himmel und beleuchtete sein Gesicht, sodass seine Augen zu Höhlen wurden.

»Ich habe nachgedacht, Tante Claire«, sagte er leise. »Ich denke schon lange nach. Über sie. Emily. Über Yeka'a. Das - meine kleine Tochter.« Er hielt inne, die kräftigen Fingerknöchel fest in seine Oberschenkel gepresst, doch dann sammelte er sich wieder und fuhr ruhiger fort.

»Und seit einiger Zeit denke ich noch an etwas anderes. Falls - *wenn*«, verbesserte er sich und sah sich um, als ob er erwartete, dass Jamie auftauchte und ihn böse ansah, »wir nach Schottland fahren, weiß ich ja nicht, wie es dort wird. Aber wenn ich - wenn ich noch einmal heiraten sollte, hier oder dort ...« Er sah mich plötzlich an, sein Gesicht alt und voller Leid, aber gleichzeitig herzerreißend jung und voller Hoffnung und Zweifel.

»Ich könnte nie ein Mädchen zur Frau nehmen, wenn ich wüsste, dass ich ihr nie ein lebendes Kind schenken kann.«

Er schluckte erneut und starrte zu Boden.

»Könntest du... vielleicht einen Blick auf mich werfen, Tante Claire? Um zu sehen, ob vielleicht irgendetwas nicht stimmt?« Er fuhr sich mit der Hand an den Lendenschurz,

und ich hielt ihn mit einer hastigen Geste auf.

»Das kann das warten, Ian. Erzähl mir erst einmal mehr; dann sehen wir, ob ich dich untersuchen muss.«

»Bist du sicher?« Er klang überrascht. »Onkel Jamie hat mir von den Spermien erzählt, die du ihm gezeigt hast. Ich dachte, mit meinen stimmt vielleicht irgendetwas nicht.«

»Nun ja, dazu würde ich sowieso ein Mikroskop brauchen. Und es *gibt* zwar abnorme Spermien, aber in solchen Fällen kommt es normalerweise gar nicht erst zur Empfängnis. Und wenn ich es richtig verstehe, war das ja nicht euer Problem. Sag mir -« Ich hätte ihn das lieber nicht gefragt, aber es gab keinen anderen Weg. »Deine Tochter. Hast du sie gesehen?«

Die Nonnen hatten mir meine tot geborene Tochter gegeben. »*Es ist besser, wenn Ihr sie seht*«, hatten sie mit sanftem Nachdruck gesagt.

Er schüttelte den Kopf.

»Nein. Ich meine - ich habe das kleine Bündel gesehen, das sie aus ihr gemacht haben, in Kaninchenfelle gewickelt. Sie haben es hoch oben in die Astgabel einer Zeder gelegt. Ich bin eine Zeit lang nachts dorthin gegangen, nur um ... nun ja. Ich habe zwar daran gedacht, das Bündel herunterzuholen, sie auszuwickeln, nur um ihr Gesicht zu sehen. Aber das hätte Emily Kummer bereitet, also habe ich es nicht getan.«

»Das hast du richtig gemacht. Aber hat - oh, verdammt, Ian, es tut mir so leid -, aber hat deine Frau oder eine der

anderen Frauen je gesagt, dass man dem Kind irgendwie ansehen konnte, dass etwas nicht stimmte? War es irgendwie ... deformiert?«

Er sah mich an, die Augen vor Schreck weit aufgerissen, und einen Moment lang bewegten sich seine Lippen tonlos.

»Nein«, sagte er schließlich, und in seiner Stimme klangen sowohl Schmerz als auch Erleichterung mit. »Nein. Ich habe sie gefragt. Emily wollte nicht über sie reden - über *Iseabail* - so hätte ich sie genannt, *Iseabail* -«, erklärte er. »Aber ich habe nicht aufgehört zu fragen, bis sie mir erzählt hat, wie das Baby aussah. Sie war perfekt«, sagte er leise und blickte auf die Brücke hinunter, auf der eine Laternenkette leuchtete, die sich im Wasser spiegelte. »Perfekt.«

Das war Faith ebenso gewesen. Perfekt.

Ich legte ihm eine Hand auf den Unterarm, der von harten Muskeln durchzogen war.

»Das ist gut«, sagte ich leise. »Sehr gut. Dann erzähl mir, so viel du kannst, über das, was während der Schwangerschaft passiert ist. Hatte deine Frau Blutungen in der Zeit zwischen der Entdeckung der Schwangerschaft und der Geburt?«

Langsam geleitete ich ihn durch die Hoffnung und die Angst, die Trostlosigkeit eines jeden Verlustes, fragte ihn nach allen Symptomen, an die er sich erinnern konnte, und nach allem, was er über Emilys Familie wusste; hatte es bei ihren Verwandten Fehl- oder Totgeburten gegeben?

Der Mond zog über uns hinweg und begann zu sinken. Schließlich reckte und schüttelte ich mich.

»Ich kann es nicht mit absoluter Sicherheit sagen«, sagte ich. »Aber ich halte es zumindest für möglich, dass das Problem das war, was wir Rhesusunverträglichkeit nennen.«

»Was?« Er hatte sich an eine der großen Kanonen gelehnt und hob jetzt den Kopf.

Es war sinnlos, ihm zu erklären, was Blutgruppen, Antigene und Antikörper waren. Und es unterschied sich ja auch gar nicht so sehr von der Erklärung, die die Mohawk für das Problem hatten.

»Wenn das Blut einer Frau Rhesus-negativ ist und das ihres Mannes Rhesus-positiv«, erklärte ich, »dann wird ihr Kind Rhesus-positiv, weil das dominant ist. Was das bedeutet, ist jetzt unwichtig, aber das Kind ist auf jeden Fall positiv wie der Vater. Manchmal geht die erste Schwangerschaft gut, und es tauchen erst beim nächsten Mal Probleme auf - manchmal passiert es gleich beim ersten Kind. Im Grunde stellt der Körper der Mutter eine Substanz her, die das Kind umbringt. Aber wenn eine Rhesus-negative Frau ein Kind von einem Rhesusnegativen Mann bekommt, ist der Fötus grundsätzlich auch negativ, und es gibt kein Problem. Da du sagst, dass Emily ein lebendes Kind hat, ist es möglich, dass ihr neuer Mann auch Rhesus-negativ ist.« Ich hatte nicht die geringste Ahnung, ob bei den amerikanischen Ureinwohnern vielleicht Rh-negative Blutgruppen

vorherrschten, aber die Theorie passte zu den Indizien.

»Und wenn das so ist«, schloss ich, »dürftest du das Problem mit einer anderen Frau nicht haben - die meisten Europäerinnen sind Rhesus-positiv, wenn auch nicht alle.«

Er starrte mich so lange an, dass ich mich fragte, ob er verstanden hatte, was ich gesagt hatte.

»Nenne es Schicksal«, sagte ich sanft, »oder Pech. Aber es war nicht deine Schuld. Oder ihre.« Nicht meine. Oder Jamies.

Er nickte langsam, beugte sich vor und legte mir kurz den Kopf auf die Schulter.

»Danke, Tante Claire«, flüsterte er. Er hob den Kopf und küsste mich auf die Wange.

Am nächsten Tag war er fort.

DER GREAT DISMAL

21. Juni 1777

Die Straße versetzte William in Staunen. Natürlich war sie nur ein paar Meilen lang, doch das Wunder, in der Lage zu sein, geradewegs in den Great Dismal hineinzureiten, direkt über eine Stelle hinweg, die er noch lebhaft in Erinnerung hatte, weil er sie bei einem anderen Besuch mitsamt seinem Pferd durchschwimmen musste, während er den Schnappschildkröten und Giftschlangen auswich - es war einfach verblüffend bequem. Das Pferd schien ähnlich zu denken und bewegte sich leichtfüßig, um die Geschwindigkeit der kleinen gelben Pferdebremsen zu übertreffen, die sich in Schwärmen auf sie stürzten und deren Augen wie Regenbogen glitzerten, wenn sie sich näherten.

»Freu dich, so lange du kannst«, riet William dem Wallach und strich ihm kurz über die Mähne. »Gleich wird es matschig.«

Eigentlich war die Straße noch matschig genug, auch wenn man sie von den Gummibäumen und vereinzelt Kiefern befreit hatte, die sich an ihrem Rand drängten. Doch das war nichts im Vergleich mit den trügerischen Mooren und den unerwarteten Teichen, die hinter dem Zaun aus Bäumen lauerten. Er erhob sich ein wenig in den Steigbügeln und spähte voraus.

Wie weit noch?, fragte er sich. Der Ort Dismal befand sich am Ufer des Drummond-Sees in der Mitte des Sumpfes. Doch so weit wie jetzt war er noch nie in den Great Dismal vorgedrungen, und er hatte keine Ahnung, wie groß der Sumpf tatsächlich war.

Die Straße reichte nicht bis an den See, das wusste er. Doch gewiss gab es eine Spur, der er folgen konnte; die Bewohner des Ortes mussten ja schließlich hin und wieder kommen und gehen.

»Washington«, murmelte er zum wiederholten Mal vor sich hin. »Washington, Cartwright, Harrington, Carver.« Das waren die Namen der Loyalisten aus Dismal Town, die ihm Hauptmann Richardson genannt hatte; er hatte sie auswendig gelernt und dann das Blatt Papier, auf dem sie standen, pflichtschuldigst verbrannt. Kaum war dies geschehen, packte ihn jedoch die Panik, er könnte die Namen vergessen, und so leierte er sie schon den ganzen Morgen vor sich hin.

Die Mittagsstunde war seit einiger Zeit vorbei, und die Wolkenschleier des Vormittags hatten sich zu einem tief hängenden Himmel von der Farbe schmutziger Wolle zusammengeballt. Er atmete langsam ein, doch die Luft roch nicht nach dem prickelnden Duft eines unmittelbar bevorstehenden Wolkenbruchs - noch nicht. Neben dem durchdringenden Sumpferuch aus Schlamm und verrottenden Pflanzen konnte er seine eigene Haut riechen, salzig und verschwitzt. Er hatte sich Kopf und Hände gewaschen, wann immer er konnte, doch seit zwei Wochen

hatte er die Kleider weder gewechselt noch gewaschen, und das grobe Jagdhemd und die Leinenhose begannen allmählich, ihn zu jucken.

Doch womöglich war das nicht nur getrockneter Schweiß und Dreck. Er kratzte sich heftig, weil er das Gefühl hatte, dass es in seiner Hose krabbelte. Er hätte schwören können, dass er sich im letzten Gasthaus eine Laus geholt hatte.

Die Laus, wenn sie denn existierte, war so klug, Ruhe zu geben, und der Juckreiz hörte auf. Erleichtert holte William Luft und stellte fest, dass die Sumpfgerüche stärker geworden waren, als stiege das Harz der Bäume dem kommenden Regen entgegen. Die Luft hatte plötzlich etwas Gedämpftes an sich, das jedes Geräusch erstickte. Der Gesang der Vögel war verstummt; es war, als sei er mit dem Pferd in einer Welt unterwegs, die in Watte gehüllt war.

Das Alleinsein machte William nichts aus. Im Grunde war er ja allein aufgewachsen, ohne Geschwister, und er war zufrieden damit, sich selbst Gesellschaft zu leisten. Außerdem, so sagte er sich, dachte man in der Einsamkeit besser nach.

»Washington, Cartwright, Harrington und Carver«, intonierte er leise. Doch abgesehen von diesen Namen hatte sein Auftrag wenig an sich, worüber er hätte nachdenken können, und so stellte er fest, dass seine Gedanken eine vertrautere Richtung einschlugen.

Wenn er unterwegs war, dachte er meistens an Frauen,

und er fasste sich nachdenklich an die Tasche unter seinem Rockschoß. Die Tasche war gerade eben groß genug für ein Buch; diesmal hatte er die Wahl zwischen dem Neuen Testament gehabt, das ihm seine Großmutter geschenkt hatte, und seinem kostbaren Exemplar von *Harris' Liste der Damen vom Covent Garden*. Eigentlich keine Konkurrenz.

Als William sechzehn war, hatte sein Vater ihn mit einem Freund dabei erwischt, wie sie die Seiten dieses berüchtigten Leitfadens studierten, der die Vorzüge der Londoner Freudenmädchen beschrieb. Das Buch gehörte dem Vater seines Freundes. Lord John hatte eine Augenbraue hochgezogen und das Buch langsam durchgeblättert. Hin und wieder hatte er innegehalten, um auch die andere Augenbraue hochzuziehen. Dann hatte er das Buch geschlossen, tief Luft geholt, ihnen einen kurzen Vortrag über den Respekt gehalten, der dem weiblichen Geschlecht gebühre - und den Jungen dann aufgetragen, ihre Hüte zu holen.

In einem diskreten, eleganten Haus am Ende der Brydges Street hatten sie mit einer herrlich gekleideten Dame aus Schottland Tee getrunken, einer gewissen Mrs. McNab, die mit seinem Vater gut befreundet zu sein schien. Nach dieser Erfrischung hatte Mrs. McNab eine kleine Messingglocke geläutet und ...

William rutschte seufzend im Sattel hin und her. Ihr Name war Margery gewesen, und er hatte eine leidenschaftliche Lobeshymne auf sie verfasst. Er war wie verrückt in sie

verliebt gewesen.

Nachdem er eine Woche lang fieberhaft nachgedacht hatte, war er in der festen Absicht zurückgekehrt, um ihre Hand anzuhalten. Mrs. McNab hatte ihn freundlich willkommen geheißen, seinen gestotterten Bekenntnissen mit dem größten Mitgefühl gelauscht und dann zu ihm gesagt, dass Margery über seine gute Meinung gewiss erfreut sein würde, dass sie gegenwärtig jedoch beschäftigt sei. Sie hätte da jedoch ein liebes Mädchen namens Peggy, das gerade erst aus Devonshire gekommen sei. Die Kleine käme ihr einsam vor und würde sich gewiss gern mit ihm unterhalten, während er auf Margery wartete ...

Die Erkenntnis, dass Margery just in diesem Moment mit einem anderen genau das tat, was sie mit *ihm* getan hatte, versetzte ihm einen solchen Schlag, dass er Mrs. McNab mit offenem Mund anstarrte und erst wieder zu sich kam, als Peggy eintrat, hübsch, blond, lächelnd und mit den bemerkenswertesten -

»Ah!« William schlug sich in den Nacken, weil ihn eine Bremse gestochen hatte, und fluchte.

Das Pferd war langsamer geworden, ohne dass er es bemerkt hatte, und jetzt, *da* er es bemerkte ...

Er fluchte noch einmal, lauter. Die Straße war verschwunden.

»Wie zum Teufel ist denn *das* passiert?« Er hatte laut gesprochen, doch seine Stimme kam ihm leise vor, vom

Gewirr der Bäume erstickt. Die Bremsen waren ihm gefolgt; eine von ihnen stach das Pferd, das schnaubte und heftig den Kopf schüttelte.

»Dann komm mit«, sagte William wieder leiser. »Sie kann ja nicht weit weg sein, oder? Wir finden sie schon.«

Er wendete das Pferd und begann langsam, einen großen Halbkreis zu reiten, von dem er hoffte, dass er irgendwo die Straße schneiden würde. Der Boden war zwar feucht und mit langen, wirren Grasbüscheln bewachsen, aber nicht sumpfig. Die Pferdehufe hinterließen tiefe Rundungen im Schlamm und ließen klebrigen Modder und Gras aufliegen, das in dicken Klumpen an den Beinen und Flanken des Pferdes hängen blieb.

Er war in nordwestliche Richtung unterwegs gewesen ... Er blickte instinktiv zum Himmel, doch dort war keine Hilfe zu finden. Das Einheitsgrau war dabei, sich zu verändern, und hier und dort schob sich jetzt eine finstere Wolke drohend durch die Decke, die die Sonne verhüllte. Schwaches Donnern drang zu ihm durch, und er fluchte erneut.

Seine Taschenuhr bimmelte leise, ein seltsam beruhigendes Geräusch. Er blieb einen Moment stehen, weil er nicht riskieren wollte, dass sie in den Schlamm fiel, und holte sie aus seiner Uhrentasche. Drei Uhr.

»Das geht doch«, sagte er ermutigt zu seinem Pferd. »Uns bleibt noch reichlich Tageslicht.« Natürlich nur theoretisch, wenn man die finstere Atmosphäre

berücksichtigte. Er hätte sich genauso gut schon jenseits der Dämmerung befinden können.

Er richtete die Augen auf die heraufziehenden Wolken und überlegte. Kein Zweifel: Es würde regnen, und zwar bald. Nun, es würde ja nicht das erste Mal sein, dass er und das Pferd nass wurden. Er seufzte, stieg ab und wickelte den Leinenbettsack auseinander, der Teil seiner Armeeausrüstung war. Er stieg wieder auf und setzte hartnäckig die Suche nach der Straße fort, den Leinensack um die Schultern drapiert und den Huf tief ins Gesicht gezogen.

Die ersten Tropfen kamen vom Himmel geprasselt, und augenblicklich erhob sich ein bemerkenswerter Geruch aus dem Sumpf. Erdig, kräftig, grün und ... irgendwie fruchtbar, so als räkelte sich der Sumpf und böte dem Himmel genüsslich seinen Körper dar, während er seinen Duft aufsteigen ließ wie das Parfum, das das lose Haar einer teuren Hure umweht.

William griff automatisch nach dem Buch in seiner Tasche, um diesen poetischen Gedanken irgendwo am Rand zu notieren, schüttelte dann aber den Kopf und murmelte »Idiot« vor sich hin.

Eigentlich machte er sich keine Sorgen. Wie er bereits zu Hauptmann Richardson gesagt hatte, hatte er den Great Dismal schon mehrfach besucht und auch wieder verlassen. Natürlich war er nie allein gewesen; er und sein Vater waren hin und wieder mit einigen der indianischen Freunde seines Vaters auf die Jagd gegangen. Und es war

schon einige Jahre her. Aber -

»Mist!«, sagte er. Er hatte das Pferd durch ein Dickicht getrieben, von dem er gehofft hatte, dass es das Gestrüpp am Straßenrand war, sah sich aber nur weiterem Gebüsch gegenüber - dunkle, dicht wachsende Wacholdersträucher mit ihrer haarigen Rinde, aromatisch wie ein Glas Gin im Regen. Kein Platz zum Wenden. Leise schimpfend trieb er das Pferd zum Rückwärtsgehen an und schnalzte mit der Zunge.

Bekommen sah er, dass sich die Abdrücke der Pferdehufe langsam mit Wasser füllten. Nicht vom Regen; der Boden war nass. Sehr nass. Er hörte Saugeräusche, als die Hinterhufe des Pferdes auf Sumpfboden trafen, und beugte sich automatisch vor, während er dem Pferd drängend in die Seiten trat.

Überrascht stolperte das Pferd, fing sich wieder - und dann gaben seine Hinterbeine plötzlich nach und rutschten im Schlamm aus. Es warf den Kopf hoch und wieherte verblüfft auf. William, der nicht minder überrumpelt war, purzelte über seinen zusammengerollten Schlafsack hinweg und landete mit einem Wasserschwall am Boden.

Er rappelte sich auf wie eine Katze, die man mit heißem Wasser überschüttet hat, panisch bei der Vorstellung, er könnte in eines der Sumpflöcher gesogen werden, die im Great Dismal lauerten. Er hatte einmal das Skelett eines Hirsches gesehen, der sich in einem solchen Loch verfangen hatte und von dem nur der Schädel mit dem Geweih übrig geblieben war, halb versunken und zur Seite

gedreht, die gelben Zähne zu etwas entblößt, was er sich als Schrei ausgemalt hatte.

Er lief platschend auf ein großes Grasbüschel zu, sprang hinauf und blieb herzklopfend dort hocken wie der Froschkönig. Sein Pferd - saß es fest, hatte der Sumpf es erwischt?

Der Wallach lag am Boden und strampelte im Schlamm. Er wieherte panisch und spritzte mit Schlammwasser um sich.

»Himmel.« Er klammerte sich mit beiden Händen in das scharfkantige Gras und versuchte, das Gleichgewicht zu behalten. War es der Sumpf? Oder nur ein Schlammloch?

Mit zusammengebißenen Zähnen streckte er sein langes Bein aus und stellte vorsichtig den Fuß auf die bewegliche Oberfläche. Sein Stiefel sank ein ... und weiter ein ... Er zog ihn hastig zurück, doch es ging leicht, mit einem einzigen *Blubb!* aus Schlamm und Wasser. Noch einmal ... Ja, da war der Grund! Also schön, jetzt den anderen ... Er stellte sich hin, wedelte wie ein Storch mit den Armen, um die Balance zu behalten, und ...

»Na also!«, sagte er atemlos. Ein Schlammloch - mehr nicht, Gott sei Dank!

Er ging platschend auf das Pferd zu und hob den Bettsack auf, der sich im Fallen gelöst hatte. Er warf ihn dem Pferd über den Kopf und wickelte ihn dem Tier hastig um die Augen. So machte man es, wenn ein Pferd zu panisch war, um eine brennende Scheune zu verlassen;

sein Vater hatte es ihm vor ein paar Jahren gezeigt, als der Blitz in die Scheune auf Mount Josiah eingeschlagen war.

Zu seinem großen Erstaunen schien es zu helfen. Das Pferd schüttelte zwar immer noch heftig den Kopf, aber es hatte aufgehört, mit den Beinen um sich zu schlagen. Er ergriff das Gebiss, blies dem Pferd in die Nüstern und murmelte beruhigenden Unsinn.

Der Pferd schnaubte und besprühte ihn mit Tropfen, doch es schien sich zu sammeln. Er zog dem Tier den Kopf hoch, und es wälzte sich mit einem Schwall von Schlammwasser auf die Brust hoch, um sich dann fast im selben Schwung auf die Beine zu stellen. Es schüttelte sich vom Kopf bis zum Schweif, das Leinen flatterte, und im Umkreis von drei Metern regnete es Schlamm.

William war viel zu glücklich, um sich daran zu stören. Er packte das Ende des Leinensacks, um ihn dem Pferd vom Kopf zu ziehen, und griff erneut nach dem Kopfstück.

»Gut«, sagte er atemlos. »Verschwinden wir von hier.«

Das Pferd beachtete ihn nicht; es hob plötzlich seinen feinen Kopf und wandte ihn zur Seite.

»Was -«

Die riesigen Nüstern flammten rot auf, und mit einem explosiven Grunzlaut raste das Pferd los, riss ihm die Zügel aus den Händen und warf ihn ins Wasser - schon wieder.

»Du *Mistvieh*! Was zum Teufel -« William hielt in der Hocke inne. Etwas Längliches, Sandfarbenes, extrem Schnelles huschte in weniger als zwei Schritten Abstand an

ihm vorüber. Etwas Großes.

Sein Kopf fuhr herum, doch es war schon fort. Lautlos folgte es dem Getrappel des Pferdes, dessen panische Flucht er in der Ferne hören konnte, unterbrochen vom Knacken des Unterholzes und dem gelegentlichen Scheppern davonfliegender Ausrüstungsgegenstände.

Er schluckte. Er hatte gehört, dass sie hin und wieder gemeinsam jagten. Pumas. Zu zweit.

Sein Nacken prickelte, und er verdrehte den Kopf, so weit er konnte. Er hatte Angst davor, sich stärker zu bewegen, weil er das Tier, das womöglich hinter ihm im dunklen Gewirr der Gummibäume und Büsche lauerte, auf keinen Fall auf sich aufmerksam machen wollte. Kein Geräusch außer dem zunehmenden Prasseln der Regentropfen im Sumpf.

Jenseits der Schlammpfütze erhob sich ein Reiher weiß aus den Bäumen, und fast wäre ihm das Herz stehen geblieben. Er erstarrte und hielt den Atem an, um besser hören zu können, bis er zu ersticken glaubte, doch nichts passierte, und endlich atmete er weiter und erhob sich. Seine Rockschöße klebten ihm tiefend an den Beinen.

Er stand in einem Torfmoor; unter seinen Füßen befand sich zwar schwammige Vegetation, doch das Wasser stieg ihm bis über die Stiefelkanten. Er sank zwar nicht weiter ein, doch er konnte die Stiefel auch nicht herausziehen, solange seine Beine noch darin steckten. Also war er gezwungen, seine Füße einzeln herauszuziehen, dann die Stiefel zu befreien und schließlich auf Strümpfen zu laufen,

bis er höher gelegenen Boden erreichte, die Stiefel in den Händen.

Als er einen verrotteten Baumstamm erreicht hatte, der ihm Zuflucht bot, setzte er sich hin, um das Wasser aus seinen Stiefeln zu schütten, und dachte dann grimmig über seine Lage nach, während er sie wieder anzog.

Er hatte sich verlaufen. In einem Sumpf, der dafür bekannt war, dass er immer wieder Menschen verschlang, Indianer wie Weiße. Zu Fuß, ohne Lebensmittel, Feuer oder irgendwelchen Schutz außer dem dünnen Leinensack - der zur Standardausrüstung der Soldaten gehörte und tatsächlich ein Leinensack mit einem Schlitz war, den man mit Stroh oder trockenem Gras ausstopfen konnte - beides Substanzen, an denen es ihm derzeit auffällig mangelte. Alles, was er sonst noch besaß, war der Inhalt seiner Taschen, der aus einem Klappmesser bestand, einem Bleistift, einem ziemlich durchnässten Stück Brot, einem Stückchen Käse, einem schmutzigen Taschentuch, ein paar Münzen, seiner Uhr und seinem Buch, beides zweifellos ebenfalls durchnässt. Er griff in seinen Rock, um nachzusehen, stellte fest, dass die Uhr stehen geblieben war und er das Buch verloren hatte, und fluchte lauthals.

Das schien ein wenig zu helfen, also wiederholte er den Fluch. Es regnete jetzt in Strömen - nicht dass das in seinem Zustand noch irgendeine Rolle gespielt hätte. Die Laus in seiner Hose, die offenbar beim Erwachen festgestellt hatte, dass ihr Lebensraum unter Wasser stand, begab sich entschlossen auf den Marsch in trockenere

Gefilde. Unter gotteslästerlichen Flüchen stand er auf, legte sich den leeren Leinensack über den Kopf, humpelte in die Richtung, in die sein Pferd verschwunden war, und kratzte sich.

ER FAND DAS PFERD NIE WIEDER. ENTWEDER HATTE DER PUMA ES IRGENDWO getötet oder es war entkommen und wanderte jetzt allein durch den Sumpf. Er fand zwei Gegenstände, die sich von seinem Sattel gelöst hatten: ein kleines Tabakspäckchen aus Wachspapier und eine Bratpfanne. Beides schien ihm gegenwärtig wenig nützlich zu sein, doch es widerstrebte ihm, sich von irgendeinem Überbleibsel der Zivilisation zu trennen.

Zitternd und nass bis auf die Haut kroch er mit seinem notdürftigen Leinendach zwischen die Wurzeln eines Gummibaums und sah zu, wie die Blitze den Nachthimmel zerteilten. Selbst mit geschlossenen Augenlidern blendete ihn das blauweiße Aufblitzen noch, und jeder Donnerschlag ließ die durch beißenden Brandgeruch geschärfte Luft erbeben.

Fast hatte er sich an die Kanonade gewöhnt, als ihn ein heftiger Schlag flach zu Boden warf und ihn seitwärts durch Schlamm und Laub schleuderte. Hustend und keuchend setzte er sich hin und wischte sich den Schlamm aus dem Gesicht. Was zum *Teufel* war denn jetzt geschehen? Heftige Schmerzen in seinem Arm durchdrangen seine Verwirrung, und als er den Blick senkte, sah er im Licht des

nächsten Blitzes, dass ihm ein fast zwanzig Zentimeter langer Holzsplitter im rechten Unterarmmuskel steckte.

Er blickte sich wild um und stellte fest, dass der ganze Sumpf ringsum plötzlich voller Splitter und frischer Holzstücke steckte, und der Geruch nach Harz und frischem Holz mischte sich durchdringend unter den scharfen tanzenden Duft der Elektrizität.

Da. Wieder ein Blitz, und er sah es. Dreißig Meter weiter war ihm vorhin eine riesige Sumpfyzyresse aufgefallen, die er als Orientierungspunkt benutzen wollte, wenn die Dämmerung kam; es war mit Abstand der höchste Baum weit und breit. Jetzt jedoch nicht mehr: Der Blitz zeigte ihm Leere, wo sich der riesige Stamm befunden hatte, der nächste Blitz die zerfetzte Spitze dessen, was noch übrig war.

Zitternd und vom Donner halb taub zog er sich den Splitter aus dem Arm und presste sein Hemd auf die Wunde, um die Blutung zu stillen. Sie war zwar nicht tief, doch seine Hand zitterte von den Nachwirkungen der Explosion. Er zog sich den Leinensack fest um die Schultern, um sich vor dem Wolkenbruch zu schützen, und schmiegte sich wieder zwischen die Gummibaumwurzeln.

Irgendwann im Lauf der Nacht zog das Gewitter weiter, und als der Lärm endete, fiel er in beklommenen Schlaf, aus dem er schließlich erwachte - um in weißes Nebelnichts zu starren.

Ihn durchfuhr eine Kälte, die tiefer reichte als die durchdringende Kühle der Dämmerung. Er hatte seine

Kindheit im englischen Lake District verbracht und wusste aus seinen frühesten Erinnerungen, dass es gefährlich war, wenn sich der Nebel auf die Hügel senkte. Schafe gingen oft im Nebel verloren, weil sie zu Tode stürzten, weil sie von ihrer Herde getrennt und von Hunden oder Füchsen getötet wurden, weil sie erfroren oder weil sie einfach verschwanden. Auch Menschen verschwanden manchmal im Nebel.

Die Toten kamen mit dem Nebel zur Erde, hatte Elspeth, das Kindermädchen, gemurmelt. Er konnte sie vor sich sehen, eine schmale alte Frau, die aufrecht und furchtlos am Kinderzimmerfenster stand und in das dahintreibende Weiß hinausblickte. Sie hatte es leise gesagt wie zu sich selbst; er glaubte, dass ihr gar nicht bewusst war, dass er überhaupt da war. Als sie es bemerkte, zog sie abrupt die Vorhänge zu, kam herbei, um ihm seinen Tee zu machen, und sagte keinen Ton mehr dazu.

Eine Tasse Tee könnte er jetzt gut brauchen, dachte er, am besten mit reichlich Whisky. Heißer Tee, heißer Toast mit Butter, Marmeladenbrote und Kuchen ...

Der Gedanke an die Teemahlzeiten in seinem Kinderzimmer erinnerte ihn an sein matschiges Brot und den Käse. Er zog beides vorsichtig aus seiner Tasche, und die bloße Tatsache, dass es noch da war, spendete ihm Mut. Er aß es langsam und genoss die geschmacklose Masse wie einen in Brandy eingelegten Pfirsich. Er fühlte sich besser, trotz des feuchtkalten Nebels in seinem Gesicht, des Wassers, das ihm von den Haarspitzen

tropfte, und der Tatsache, dass er nass war bis auf die Haut; seine Muskeln schmerzten, weil sie die ganze Nacht gezittert hatten.

Er *hatte* die Geistesgegenwart besessen, in der Nacht seine Pfanne in den Regen zu stellen, und so hatte er frisches Trinkwasser, das herrlich nach Schinkenspeck schmeckte.

»Gar nicht so schlimm«, sagte er laut und wischte sich den Mund ab. »Jedenfalls noch nicht.«

Seine Stimme klang merkwürdig. Alle Stimmen klangen im Nebel merkwürdig.

Er hatte sich schon zweimal im Nebel verlaufen und hegte keinerlei Bedürfnis, dies erneut zu erleben, auch wenn er das in seinen Alpträumen ohnehin manchmal tat - wenn er blind durch derart dichtes Weiß stolperte, dass er seine eigenen Füße nicht sehen konnte, und die Stimmen der Toten hörte.

Er schloss die Augen, weil ihm die Dunkelheit zumindest vorübergehend lieber war als das weiße Wirbeln, doch die kalten Finger des Nebels konnte er in seinem Gesicht deutlich spüren.

Damals hatte er die Stimmen gehört. Jetzt versuchte er, erst gar nicht darauf zu lauschen.

Er stand entschlossen auf. Er musste weiter. Doch es würde Wahnsinn sein, blind durch die Sümpfe und das dichte Grün zu wandern.

Er befestigte die Pfanne an seinem Gürtel, legte sich

das nasse Leinen um die Schultern, streckte eine Hand aus und begann sich vorzutasten. Wacholderholz war ungeeignet; es zerfiel, wenn man es mit dem Messer bearbeitete, und die Bäume wuchsen so, dass kein Ast über mehr als ein paar Zentimeter gerade verlief. Gummibaum oder Tupelo war schon besser, aber eine Erle wäre am besten.

Er fand tatsächlich eine kleine Gruppe von Erlenschösslingen, nachdem er sich eine halbe Ewigkeit behutsam durch den Nebel vorgearbeitet hatte, indem er stets einen Fuß vor den anderen setzte und die Wirkung abwartete - und bei jedem Baum stehen blieb und sich die Blätter an Mund und Nase presste, um zu erkennen, was es war.

Er tastete sich zwischen den schmalen Stämmchen vor, suchte sich einen aus, der einen Durchmesser von vielleicht drei Zentimetern hatte, packte den Schössling mit beiden Händen und riss ihn aus. Er rutschte mit einem ächzenden Laut und einem Blattschauer aus dem Boden - und ein schwerer Körper glitt ihm plötzlich über den Stiefel. Er stieß einen Schrei aus und ließ das Wurzelende seines Schösslings niedersausen, doch die Schlange war längst geflohen.

Trotz der Kühle in Schweiß gebadet, löste er die Bratpfanne von seinem Gürtel und benutzte sie, um vorsichtig auf dem unsichtbaren Boden umherzustochern. Da sich nichts mehr bewegte und sich die Oberfläche als relativ fest herausstellte, drehte er die Pfanne um und

setzte sich darauf.

Wenn er sich das Holz dicht vor das Gesicht hielt, konnte er die Bewegungen seiner Hände so verfolgen, dass er sich nicht schnitt, und so gelang es ihm mühsam, den Schössling zu entrinden und ihn auf eine praktische Länge von etwa einem Meter achtzig zurechtzustutzen. Dann machte er sich daran, ihn an einem Ende anzuspitzen.

Der Great Dismal war zwar gefährlich, doch er wimmelte nur so von Wild. Das war es, was die Jäger in seine rätselhaften Tiefen lockte. Natürlich hatte William nicht vor, mit seinem selbst gemachten Speer einen Bären oder auch nur ein Reh zu töten. Doch war er recht geschickt im Aufspießen von Fröschen; zumindest war er es einmal gewesen. Ein Stallknecht auf dem Anwesen seines Großvaters hatte es ihm vor langer Zeit beigebracht; er hatte es oft mit seinem Vater in Virginia getan, und er war zwar in den letzten Jahren in London nicht zum Üben gekommen, aber er war sich sicher, dass er es nicht verlernt hatte.

Überall ringsum konnte er fröhliche Frösche hören, die sich durch den Nebel nicht beeindrucken ließen.

»Brekekekex, koax, koax«, murmelte er. »Brekekekex, koax!« Aristophanes-Zitate schienen die Frösche nicht besonders zu beeindrucken.

»Ha! Wartet nur«, versprach er ihnen drohend und prüfte seine Speerspitze mit dem Daumen. Brauchbar. Ein Speer für die Froschjagd hatte idealerweise die Form eines Dreizacks ... Nun, warum nicht? Zeit hatte er ja.

Er biss sich vor lauter Konzentration auf die Zunge, während er zwei weitere Zweige anspitzte und diese so einkerbte, dass sie sich am eigentlichen Speer befestigen ließen. Er dachte kurz daran, sie mit Wachholderrinde festzubinden, verwarf diesen Gedanken jedoch und löste lieber ein Stück Faden vom Saum seines Hemdes.

Nach dem Unwetter war der Sumpf tiefend nass. Er hatte seine Zunderbüchse verloren, doch er glaubte nicht einmal, dass Jehovas Donnerschläge der letzten Nacht hier noch ein Feuer entfachen würden. Und bis die Sonne herauskam und es ihm vielleicht gelang, einen Frosch zu fangen, wäre er wohl ohnehin so verzweifelt, dass er ihn roh essen würde.

Paradoxerweise fand er diesen Gedanken tröstlich. Er würde also weder verhungern noch verdursten - der Aufenthalt in diesem Sumpf war so, als lebte man im Inneren eines Schwamms.

Er hatte keinen definitiven Plan - nur das Wissen, dass der Sumpf zwar groß war, aber begrenzt. Daher beschloss er, geradeaus zu gehen, bis er auf festen Boden oder auf den See stieß, sobald er sich an der Sonne orientieren und daher gewiss sein konnte, dass er nicht im Kreis lief. Wenn er den See fand ... Nun, der Ort Dismal lag am Ufer. William brauchte also nur um den See herumzulaufen, und irgendwann würde er ihn finden.

Solange er also auf die trügerischen Stellen im Sumpf achtete, keinem Raubtier zum Opfer fiel, nicht von einer Giftschlange gebissen wurde und nicht durch verseuchtes

Wasser oder das Miasma des Sumpfes krank wurde, würde alles gut werden.

Er überprüfte die Verbindung, indem er den Spieß vorsichtig in den Schlamm stieß, und stellte fest, dass sie hielt. Jetzt gab es nichts mehr zu tun, als darauf zu warten, dass sich der Nebel lichtete.

Doch der Nebel machte keine Anstalten, sich zu lichten. Wenn überhaupt, wurde er dichter; William war kaum noch im Stande, seine Finger auszumachen, selbst wenn er sie sich dicht vor die Augen hielt. Seufzend zog er seinen feuchten Rock um sich, legte den Speer neben sich und lehnte sich vorsichtig mit dem Rücken an die restlichen Erlen. Er legte seine Arme um die Knie, um sich das bisschen Körperwärme zu bewahren, das ihm noch geblieben war, und schloss die Augen, um das Weiß auszusperren.

Die Frösche waren immer noch zugange. Da ihn jetzt jedoch nichts mehr ablenkte, begann er, auch die anderen Geräusche des Sumpfes zu hören. Die Vögel waren zum Großteil still und warteten wie er auf das Ende des Nebels, doch hin und wieder hallte das tiefe, plötzliche Dröhnen einer Rohrdommel durch den Nebel. Hin und wieder raschelte und plätscherte es. Bisamratte?, fragte er sich.

Ein lautes *Plonk!* verriet ihm eine Schildkröte, die sich von einem Baumstamm ins Wasser gleiten ließ. Diese Geräusche waren ihm lieber, weil er sie identifizieren konnte. Was ihn nervös machte, war das leise Rascheln, das von Ästen stammen konnte, die sich aneinanderrieben

- obwohl die Luft doch wohl zu still war für Wind? -, oder von der Bewegung eines Tiers auf der Jagd. Der schrille Aufschrei eines kleinen Tiers, der abrupt abbriss. Und das Ächzen und Stöhnen des Sumpfes selbst.

Er hatte einmal gehört, wie sich Felsen auf den Hügeln von Helwater miteinander unterhielten. Im Lake District, Heimat seiner Großeltern mütterlicherseits. Im Nebel. Davon hatte er niemandem erzählt.

Unversehens spürte er etwas unter seinem Kinn. Heftig schlug er mit der Hand nach der Stelle und entdeckte einen Blutegel, der sich an seinem Hals festgesaugt hatte. Angewidert riss er ihn los und schleuderte ihn in den Nebel, so fest er konnte. Nachdem er sich mit zitternden Händen überall abgetastet hatte, setzte er sich wieder auf den Boden seiner verlässlichen Bratpfanne und versuchte, die Flut der Erinnerungen abzuwehren, die mit dem wabernden Nebel über ihn hereinbrach. Er hatte damals gehört, wie ihm seine Mutter - seine echte Mutter - etwas zuflüsterte. Das war der Grund gewesen, warum er in den Nebel gegangen war. Sie hatten ein Picknick in den Hügeln gemacht, seine Großeltern, Mama Isobel und ein paar Freunde, dazu ein paar Dienstboten. Als der Nebel kam, plötzlich, wie es manchmal geschah, packten alle in Eile zusammen, und er war sich selbst überlassen geblieben, während er zusah, wie die unausweichliche Wand lautlos auf ihn zugerollt kam.

Und er hätte schwören können, dass er das Flüstern einer Frau hörte, zu leise, um Worte auszumachen, doch

irgendwie voller Sehnsucht, und er hatte gewusst, dass sie mit ihm sprach.

Also war er in den Nebel hineingegangen. Einen Moment lang hatte ihn die Bewegung des Wasserdampfs am Boden fasziniert, die Art, wie er flackerte und schimmerte und zu leben schien. Doch dann wurde der Nebel dichter, und innerhalb von Sekunden war ihm klar gewesen, dass er sich verlaufen hatte.

Er hatte gerufen. Erst hatte er die Frau gerufen, die er für seine Mutter hielt. *Die Toten kommen mit dem Nebel zur Erde.* Das war so gut wie alles, was er über seine Mutter wusste - nämlich dass sie tot war. Sie war bei ihrem Tod nicht älter gewesen als er jetzt. Er hatte sie auf drei Gemälden gesehen. Es hieß, er hätte ihr Haar und ihr Händchen für Pferde.

Sie hatte ihm geantwortet; er hätte schwören können, dass sie ihm geantwortet hatte - doch mit einer Stimme ohne Worte. Er hatte die Liebkosung kalter Finger auf seinem Gesicht gespürt und war wie in Trance weitergewandert.

Dann war er böse hingefallen, war über die Felsen in eine kleine Mulde gepurzelt und hatte sich so heftig gestoßen, dass er keine Luft mehr bekam. Der Nebel war über ihn hinweggewabert, weitergeströmt, drängend in seiner Eile, alles einzuhüllen, während William wie betäubt und atemlos am Boden seiner kleinen Vertiefung lag. Dann begann er, das Murmeln der Felsen ringsum zu hören, und war schreiend zuerst losgekrochen, dann gerannt, so

schnell er konnte. War noch einmal gestürzt, wieder aufgestanden und weitergelaufen.

Fiel hin, konnte schließlich doch nicht weiter und kauerte verängstigt und blind im hohen Gras, umgeben von endloser Leere. Dann hörte er, wie sie nach ihm riefen, Stimmen, die er kannte, und er versuchte, ihnen zu antworten, doch sein Hals war wund vom Schreien, und er brachte nicht mehr als verzweifelte Krächzlaute heraus, während er in die Richtung rannte, aus der ihm die Stimmen zu kommen schienen. Doch der Klang bewegt sich im Nebel, und nichts ist, wie es scheint: weder die hörbare Welt noch Zeit und Raum.

Wieder und wieder und wieder lief er auf die Stimmen zu, stolperte, stürzte und rollte einen Hang hinunter, stolperte gegen Felsvorsprünge, fand sich an die Kante eines Steilhangs geklammert wieder, und die Stimmen waren jetzt hinter ihm, verschwammen mit dem Nebel, ließen ihn allein.

Mac hatte ihn gefunden. Plötzlich hatte sich eine kräftige Hand zu ihm hinuntergesenkt und ihn gepackt, und in der nächsten Minute wurde er hochgezogen, übersät mit blauen Flecken, zerkratzt und blutig, jedoch fest an das grobe Hemd des schottischen Stallknechts gepresst, und starke Arme hatten ihn festgehalten, als wollten sie ihn nie wieder loslassen.

Er schluckte. Wenn er diesen Albtraum hatte, erwachte er manchmal, und Mac hielt ihn fest. Manchmal jedoch auch nicht, und dann erwachte er in kalten Schweiß gebadet und

konnte nicht wieder einschlafen, weil er den wartenden Nebel und die Stimmen fürchtete.

Er erstarrte, weil er Tritte hörte. Holte vorsichtig Luft - und roch den unverwechselbaren Gestank von Schweinekot. Er bewegte sich nicht; Wildschweine waren gefährlich, wenn man sie erschreckte.

Schnüffelgeräusche, noch mehr Getrappel, Rascheln und fallende Wassertropfen, schwere Körper, die die Blätter der Ilexbüsche streiften. Es waren mehrere Tiere, die sich langsam, aber stetig bewegten. Er ging abrupt in die Hocke und bewegte den Kopf hin und her, um exakt auszumachen, woher die Geräusche kamen. Nichts und niemand konnte sich in diesem Nebel zielsicher bewegen - es sei denn, es folgte einem Pfad.

Der Sumpf war von einem Zickzackmuster aus Wildwechseln durchzogen, die durch das Rotwild begonnen wurden und von sämtlichen Tieren - vom Opossum bis zum Schwarzbären - benutzt wurden. Diese Pfade wanden sich ziellos durch das Gehölz, und es gab nur zwei Dinge, die sich mit Gewissheit über sie sagen ließen: erstens, dass sie zu trinkbarem Wasser führten, und zweitens, dass sie nicht in Sumpflöcher führten. Das war für William erst einmal genug.

Eines hatten sie noch über seine Mutter erzählt. »*Waghalsig*«, hatte seine Großmutter traurig gesagt und den Kopf geschüttelt. »*Sie war immer so waghalsig, so impulsiv.*« Und ihr Blick hatte angespannt auf ihm geruht. *Und du bist genau wie sie*, hatten diese nervösen Augen

gesagt. *Gott steh uns bei.*

»Vielleicht bin ich das«, sagte er laut. Er packte seinen Froschspeer und stand trotzig auf. »Aber *ich* bin nicht tot. Noch nicht.«

So viel wusste er. Und dass man, wenn man sich verlaufen hatte, nur dann an einem Fleck bleiben sollte, wenn man tatsächlich gesucht wurde.

FEGEFEUER I

Am Mittag des dritten Tages fand er den See. Der Weg dorthin hatte ihn durch eine Kathedrale gigantischer Sumpfyypressen geführt, deren Stämme sich wie Säulen aus dem überfluteten Boden erhoben. Halb verhungert und benommen vom aufkommenden Fieber, bahnte er sich langsam seinen Weg durch wadentiefes Wasser.

Die Luft war reglos, das Wasser auch. Das Einzige, was sich bewegte, waren seine langsam dahinschlurfenden Füße und die summenden Insekten, die ihn plagten. Seine Augen waren von Moskitostichen geschwollen, und die Laus hatte Gesellschaft von einigen Sandflöhen bekommen. Anders als die riesigen Schwärme winziger Fliegen stachen die Libellen, die überall hin und her flitzten, zwar nicht, doch sie wendeten ihre eigene Foltermethode an - sie zwangen ihn, sie anzusehen, und das Sonnenlicht ließ ihre durchsichtigen Flügel und ihre glänzenden Körper golden, blau und rot aufglitzern, atemberaubend schön.

Die glatte Wasseroberfläche warf ein so perfektes Spiegelbild der darin stehenden Bäume, dass er sich nicht länger sicher war, wo er sich befand - ein anspruchsvoller Balanceakt zwischen zwei Spiegelwelten. Er verlor ständig das Gespür dafür, wo oben und unten war, weil der schwindelerregende Anblick der Zypressenäste über ihm derselbe war wie zu seinen Füßen. Die Bäume ragten fast dreißig Meter weit über ihm auf, und der Anblick der

Wolken, die geradewegs durch die sanft schwankenden Äste unter ihm zu segeln schienen, vermittelte ihm ständig das Gefühl, er sei im Begriff zu fallen - ob nach oben oder unten, konnte er nicht sagen.

Er hatte sich zwar den Zypressensplitter aus dem Arm gezogen und versucht, die Wunde so gut wie möglich sauber bluten zu lassen, doch unter seiner Haut steckten noch mehrere andere kleine Holzsplitter fest, und sein Arm war heiß und pochte - genau wie sein Kopf. Die Kälte und der Nebel waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben, und er wanderte langsam durch eine Welt aus Hitze und Stille, die an den Rändern schimmerte. Die Rückseiten seiner Augen brannten.

Solange er die Augen fest auf das Wasser gerichtet hielt, das von seinen Stiefeln fortströmte, unterbrachen die v-förmigen Wellen das verstörende Spiegelbild, und dieser Anblick hielt ihn aufrecht. Aber wenn er den Libellen nachsah, verlor er schwankend das Gleichgewicht, weil sie weder dem Wasser noch der Luft anzugehören, sondern Teil von beidem zu sein schienen.

Ein paar Zentimeter neben seiner rechten Wade tauchte eine seltsame Rinne im Wasser auf. Er blinzelte, dann sah er den Schatten, spürte die Wellenbewegungen des schweren Körpers. Ein bedrohlicher, spitzer, dreieckiger Kopf.

Er schnappte nach Luft und erstarrte. Zu seinem riesigen Glück tat die Mokassinschlange das nicht ebenfalls.

Er sah dem Tier nach und fragte sich, ob man es wohl

essen konnte. Es spielte ohnehin keine Rolle; sein Froschspeer war zerbrochen, obwohl er immerhin drei Frösche gefangen hatte, bevor die improvisierten Knoten nachgaben. Kleine Frösche. Sie hatten nicht schlecht geschmeckt, obwohl sich das rohe Fleisch anfühlte wie Gummi. Sein Magen verkrampfte sich, und er kämpfte den irrsinnigen Impuls nieder, der Schlange nachzusetzen, sie zu packen und ihr mit den Zähnen das Fleisch von den Knochen zu reißen.

Vielleicht konnte er ja einen Fisch fangen.

Er blieb mehrere Minuten still stehen, um sicherzugehen, dass die Schlange wirklich fort war. Dann schluckte er und trat einen Schritt vor. Und ging weiter, den Blick fest auf die kleinen Wellen gerichtet, die von den Bewegungen seiner Füße ausgingen und das Spiegelwasser ringsum in Scherben zerbersten ließen.

Kurz darauf kam jedoch Bewegung in die Oberfläche, und winzige Wellen schlugen zu Hunderten schimmernd gegen das graubraune Holz der Zypressen, sodass das schwindelerregende Wogen der Wolken und Bäume verschwand. Er hob den Kopf und sah den See vor sich.

Er war riesig. Viel größer, als William gedacht hatte. Gewaltige Sumpfyypressen standen im Wasser, und dazwischen verblichen die Stümpfe und Skelette ihrer Vorgänger in der Sonne. Das andere Ufer war dunkel; es war dicht mit Tupelobäumen, Erlen und Mehlbäumen bewachsen. Das Wasser selbst schien sich meilenweit zu erstrecken, braun wie ein Tee aus den Extrakten der

Bäume, die darin wuchsen.

Er leckte sich die Lippen und bückte sich, schöpfte eine Handvoll des braunen Wassers und trank, dann trank er mehr. Es war Süßwasser, ein wenig bitter.

Er wischte sich mit der nassen Hand über das Gesicht, und die kühle Feuchtigkeit ließ ihn unvermittelt fiebrig erschauern.

»Also gut«, sagte er und fühlte sich atemlos. Er ging weiter, und der Boden vor ihm senkte sich immer weiter ab, bis William im offenen Wasser stand und das Dickicht des Sumpfes hinter sich hatte. Er hatte zwar nach wie vor Schüttelfrost, doch er achtete nicht mehr darauf.

Der See war nach einem der ersten Gouverneure North Carolinas benannt. Eine Jagdgesellschaft, darunter auch Gouverneur William Drummond, hatte sich in den Sumpf begeben. Eine Woche später war Drummond, der einzige Überlebende, halb tot vor Hunger und Fieber wieder aus dem Sumpf gestolpert, hatte aber die Neuigkeit von der Existenz eines großen, unvermuteten Sees inmitten des Great Dismal mitgebracht.

William holte tief Luft und erschauerte. Nun, bis jetzt war er noch nicht gefressen worden. Und er hatte den See erreicht. In welcher Richtung lag Dismal Town?

Er ließ den Blick langsam über das Seeufer schweifen und suchte nach einer Spur von Kaminrauch, irgendeiner Lücke in der dichten Vegetation, die auf eine Siedlung hindeutete. Nichts.

Mit einem Seufzer griff er in seine Tasche und fand ein Sixpencestück. Er warf es in die Luft und hätte es dann fast verfehlt. Es prallte von seinen langsamen Fingern ab, und er fing es nur mit Schwierigkeiten auf. *Ich hab's, ich hab's!* Zahl. Also links. Er wandte sich entschlossen um und setzte sich in Bewegung.

Sein Bein stieß gegen einen Gegenstand im Wasser, und als er hinunterblickte, sah er gerade noch das weiße Maul der Mokassinschlange aufblitzen, die im Wasser emporschoss und nach seinem Bein zielte. Aus purem Reflex riss er den Fuß hoch, und die Fänge der Schlange bohrten sich in das Leder seiner Stiefelspitze.

Er schrie auf und schüttelte das Bein so heftig, dass sich die Schlange von ihm löste und platschend ins Wasser flog. Wo sie unbeirrt sofort kehrtmachte und pfeilschnell wieder auf ihn zugesaut kam.

William riss sich die Bratpfanne vom Gürtel und schwang sie mit aller Kraft. Er schöpfte die Schlange mit einem Ruck aus dem Wasser und schleuderte sie in die Luft. Er wartete nicht ab, bis er sehen konnte, wo sie landete, sondern drehte sich um und rannte platschend auf das Ufer zu.

Er lief, bis er die Gummi- und Wacholderbäume erreichte, wo er stehen blieb und erleichtert nach Luft schnappte. Doch die Erleichterung war nicht von langer Dauer. Als er sich wieder umdrehte, sah er, wie die Schlange, deren braune Haut wie Kupfer glänzte, hinter ihm über das Ufer glitt und ihm entschlossen

hinterhergeschlängelt kam.

Er stieß einen Schrei aus und floh.

Er rannte blindlings drauflos, und es gluckste bei jedem Schritt unter seinen Füßen. Er prallte gegen Baumstämme, wurde von Zweigen geohrfeigt, verfiel sich mit den Beinen im Ilexgestrüpp, durch das er sich in einem Schauer von Blättern und abgerissenen Zweigen hindurchkämpfte. Er blickte nicht zurück, doch er blickte auch eigentlich nicht nach vorn, und so prallte er ungebremst mit einem Mann zusammen, der ihm im Weg stand.

Der Mann stieß einen Ausruf aus und fiel rücklings um, William obenauf. Als er sich aufrichtete, blinzelte er in das Gesicht eines erstaunten Indianers. Bevor er sich entschuldigen konnte, packte ihn jemand anders am Arm und zog ihn unsanft hoch.

Es war ein weiterer Indianer, der jetzt wütend und fragend auf ihn einredete.

Er durchforstete sein Hirn nach Überresten der Trappersprache, fand nichts, wies mit dem Arm in die Richtung des Sees und keuchte: »Schlange!« Doch offenbar verstanden die Indianer dieses Wort, denn sie setzten argwöhnische Mienen auf und blickten in die Richtung, in die er zeigte. Wie zur Bestätigung seiner Geschichte kam in diesem Moment die aufgebrachte Mokassinschlange in Sicht, die sich zwischen den Wurzeln eines Gummibaums hindurchwand.

Beide Indianer schrien auf, und einer von ihnen zog einen

Knüppel aus einer Schlinge in seinem Rücken und hieb nach der Schlange. Er verfehlte sie, und das Reptil rollte sich blitzartig zusammen und schnellte erneut auf ihn zu. Die Schlange verfehlte ihn ebenfalls, jedoch nur knapp, und der Indianer fuhr zurück und ließ den Knüppel fallen.

Der andere Indianer stieß ein angewidertes Wort aus. Er griff ebenfalls nach seinem Knüppel und begann, die Mokassinschlange argwöhnisch zu umkreisen. Durch diese Nachstellungen weiter in Rage gebracht, drehte sich die zusammengerollte Schlange zischend um sich selbst und zielte dann wie ein Speer nach dem Fuß des zweiten Indianers. Der schrie auf und sprang zurück, behielt seinen Knüppel jedoch in der Hand.

William war unterdessen ein Stück zurückgewichen, hocherfreut, nicht mehr im Zentrum des Ärgers der Schlange zu stehen. Doch als er jetzt sah, wie das Tier eine Sekunde aus dem Gleichgewicht geriet - wenn man denn bei einer Schlange überhaupt von Gleichgewicht sprechen konnte -, packte er seine Bratpfanne, holte aus und ließ sie aus Leibeskräften mit der Kante auf den Boden sausen.

Schlug noch einmal zu, wieder und wieder, und die Panik verlieh ihm Kraft. Als er schließlich innehielt, keuchte er wie der Blasebalg in einer Schmiede, und der Schweiß lief ihm über den ganzen Körper. Schluckend hob er die Pfanne vorsichtig hoch und erwartete, die Schlange als blutigen Brei auf dem zerwühlten Boden vorzufinden.

Nichts. Er konnte das Reptil riechen - ein schwacher Gestank wie nach verfaulten Gurken -, konnte aber nichts

sehen. Blinzeln versuchte er, sich einen Reim auf die Verwüstung zu seinen Füßen zu machen, dann blickte er zu den Indianern auf.

Einer von ihnen zuckte mit den Achseln. Der andere wies zum See und sagte etwas. Offensichtlich hatte die Schlange klugerweise beschlossen, dass sie in der Unterzahl war, und war ihrer Wege gezogen.

William richtete sich verlegen auf, die Bratpfanne in der Hand. Alle drei wechselten nervös lächelnde Blicke.

Im Allgemeinen kam er gut mit Indianern zurecht; häufig überquerten Indianer sein Land, und sein Vater hieß sie stets willkommen, rauchte mit ihnen auf der Veranda und aß mit ihnen zu Abend. Er konnte nicht sagen, welchem Volk diese beiden angehörten - den kühnen Gesichtern und den hohen Wangenknochen nach einem der Algonquinstämme, doch befanden sie sich dann nicht sehr weit südlich ihrer üblichen Jagdgründe?

Die Indianer betrachteten ihn ebenfalls und wechselten einen Blick, bei dem es ihm kalt über den Rücken lief. Einer von ihnen sagte etwas zu dem anderen und beobachtete William verstohlen, um zu sehen, ob er sie verstand. Der andere lächelte ihn breit an und zeigte ihm seine braun gefleckten Zähne.

»Tabak?«, fragte der Indianer und hielt ihm die offene Hand entgegen.

William nickte. Er bemühte sich, langsamer zu atmen, und griff vorsichtig in seinen Rock - mit der rechten Hand,

um die Bratpfanne in der linken nicht abstellen zu müssen.

Wahrscheinlich kannten diese beiden den Weg aus dem Sumpf; er sollte freundschaftliche Beziehungen zu ihnen knüpfen, um dann ... Er versuchte, logisch zu denken, doch sein Bauch stellte sich quer. Sein Bauch war der Meinung, er sollte zusehen, dass er von hier verschwand, und zwar sofort.

Er brachte das gewachste Tabakspäckchen zum Vorschein, warf damit nach dem ersten Indianer, der sich auf ihn zubewegte, und rannte davon.

Ein verblüffter Ausruf hinter ihm, dann Grunzlaute und rennende Füße. Sein Bauch, dessen Misstrauen absolut gerechtfertigt gewesen war, trieb ihn zwar vorwärts, doch er wusste, dass er nicht lange durchhalten konnte; die Verfolgungsjagd mit der Schlange hatte den Großteil seiner Kraft verbraucht - und die Tatsache, dass er gezwungen war, mit einer eisernen Bratpfanne in der Hand zu laufen, war auch nicht besonders hilfreich.

Seine Chancen standen am besten, wenn es ihm gelang, sie so weit abzuhängen, dass er sich ein Versteck suchen konnte. Mit diesem Ziel vor Augen verausgabte er sich noch mehr, hastete über den freien Boden unter einer Gruppe von Gummibäumen hinweg, scherte in ein Wacholderdickicht ein und verließ es beinahe sofort wieder. Er kam auf einem Wildwechsel heraus. Er zögerte einen Moment - sollte er sich vielleicht in diesem Dickicht verstecken? -, doch das Bedürfnis weiterzulaufen war überwältigend, und er jagte über den schmalen Pfad,

während sich Äste und Ranken in seinen Kleidern verfangen.

Gott sei Dank hörte er die Schweine gerade noch rechtzeitig. Verblüffte Prust- und Grunzlaute, heftiges Geraschel im Unterholz und Schmatzgeräusche, als sich eine ganze Reihe schwerer Körper zum Stehen erhob. Er roch warmen Schlamm und Schweineausdünstungen; hinter der Wegbiegung musste sich eine Suhle befinden.

»Mist«, schnaufte er leise und sprang vom Pfad ins Unterholz. Beim Jupiter, was jetzt? Auf einen Baum klettern? Er atmete schwer, und der Schweiß lief ihm in die Augen.

Sämtliche Bäume in seiner Nähe waren Wacholdergewächse. Einige davon waren zwar hoch, aber so dicht verzweigt und krumm, dass sie nicht zu besteigen waren. Er hockte sich hinter eines dieser Gehölze, um wieder zu Atem zu kommen.

Das Herz hämmerte ihm in den Ohren; er würde es niemals hören, wenn er verfolgt wurde. Etwas berührte seine Hand, und er schwang instinktiv seine Bratpfanne und sprang auf.

Der Hund jaulte überrascht auf, als die Pfanne seine Schulter traf, dann fletschte er die Zähne und knurrte ihn an.

»Was zum Teufel machst du denn hier?«, zischte William ihn an. Verdammt, das Tier war ja so groß wie ein kleines Pferd!

Der Hund stellte die Nackenhaare auf, sodass er exakt

wie ein Wolf aussah - Himmel, es konnte doch wohl kein Wolf *sein*? -, und begann zu bellen.

»Sei doch still, zum Kuckuck!« Doch es war zu spät; ganz in seiner Nähe konnte er aufgeregte Indianerstimmen hören. »Bleib«, flüsterte er und streckte die Handfläche nach dem Hund aus, während er zurückwich. »Bleib. Braver Hund.«

Der Hund befolgte sein Kommando nicht, sondern folgte ihm unter fortwährendem Knurren und Bellen. Diese Laute störten wiederum die Schweine noch weiter auf; Hufe donnerten über den Pfad, und einer der Indianer heulte überrascht auf.

Aus dem Augenwinkel fing William den Hauch einer Bewegung auf und fuhr herum, die Waffe bereit. Diesmal blinzelte ihm ein sehr hochgewachsener Indianer entgegen. Teufel, noch mehr davon.

»Lass das, Hund«, sagte der Indianer gelassen und mit deutlichem schottischem Akzent. Jetzt war es an William zu blinzeln.

Der Hund hörte zwar auf zu bellen, umkreiste ihn jedoch weiter in beängstigend geringem Abstand und knurrte.

»Wer -«, begann William, wurde aber durch das Auftauchen der beiden ersten Indianer unterbrochen, die an diesem Punkt plötzlich aus dem Unterholz traten. Beim Anblick des Neuankömmlings kamen sie abrupt zum Stehen - und betrachteten den Hund, der seine Aufmerksamkeit jetzt auf sie richtete, mit argwöhnischen

Blicken. Er zog die Oberlippe hoch und entblößte eine beeindruckende Ansammlung glänzender Zähne.

Einer der beiden richtete sich mit einer scharfen Bemerkung an den Neuankömmling - Gott sei Dank, sie gehörten nicht zusammen. Der hochgewachsene Indianer antwortete in hörbar unfreundlichem Ton. William hatte zwar keine Ahnung, was er gesagt hatte, doch es kam nicht besonders gut bei den beiden anderen an. Ihre Gesichter verfinsterten sich, und einer von ihnen legte impulsiv die Hand an seinen Knüppel. Der Hund stieß eine Art gurgelndes Geräusch aus, und sofort senkte sich die Hand wieder.

Die beiden schienen protestieren zu wollen, doch der hochgewachsene Indianer schnitt ihnen das Wort ab, sagte etwas Endgültiges und vollführte eine Handbewegung, die unverkennbar »Fort mit euch« sagte. Die beiden anderen wechselten einen Blick, und William richtete sich auf, trat an die Seite des hochgewachsenen Indianers und sah sie finster an. Einer von ihnen sah ihn nicht minder böse an, doch sein Freund ließ den Blick nachdenklich von dem hochgewachsenen Indianer zu dem Hund wandern und schüttelte kaum merklich den Kopf. Ohne ein weiteres Wort wandten sich die beiden ab und verschwanden.

Williams Beine zitterten, und das Fieber überlief ihn jetzt in Hitzewellen. Obwohl er sich nur ungern auf Augenhöhe mit dem Hund begab, setzte er sich auf den Boden. Seine Finger waren steif geworden, so fest hielten sie den Griff der Bratpfanne umklammert. Nachdem er sie unter

Schwierigkeiten gelöst hatte, stellte er die Pfanne neben sich.

»Danke«, sagte er und wischte sich mit dem Ärmel über das verschwitzte Kinn. »Ihr - sprecht Englisch?«

»Ich bin durchaus schon Engländern begegnet, die nein sagen würden, aber ich denke, Ihr werdet mich zumindest verstehen.« Der Indianer setzte sich neben ihn und musterte ihn neugierig.

»Himmel«, sagte William, »Ihr seid ja gar kein Indianer.« Das war auf jeden Fall kein Algonquingesicht. Aus der Nähe betrachtet war der Mann viel jünger, als er gedacht hatte, vermutlich nur etwas älter als er selbst, und er war eindeutig weiß, auch wenn seine Haut von der Sonne gebräunt war und Tätowierungen trug, eine doppelte Linie von Punkten, die sich über seine Wangenknochen schwang. Er trug ein Lederhemd und Leggings und hatte sich ein schwarz-rotes Schottenplaid über die Schulter gelegt, das so gar nicht dazu passen wollte.

»Aye, das bin ich«, sagte der Mann trocken. Er hob das Kinn und wies in die Richtung der verschwundenen Indianer. »Wo habt Ihr denn die zwei getroffen?«

»Am See. Sie haben mich um Tabak gebeten, und ich ... habe ihnen welchen gegeben. Aber dann haben sie Jagd auf mich gemacht; ich weiß nicht, warum.«

Der Mann zuckte mit den Achseln.

»Sie wollten Euch nach Westen mitnehmen und Euch den Shawnee als Sklaven verkaufen.« Er lächelte kurz.

»Sie haben mir die Hälfte des Preises angeboten.«

William holte tief Luft.

»Dann danke ich Euch. Das heißt - ich hoffe, Ihr habt nicht dieselben Pläne?«

Der Mann lachte zwar nicht, doch seine Belustigung war ihm deutlich anzumerken. »Nein. Ich gehe nicht nach Westen.«

William wurde ein wenig leichter ums Herz, obwohl die Hitze der Anstrengung jetzt wieder dem Schüttelfrost zu weichen begann. Er schlug die Arme um seine Knie. Sein rechter Arm begann wieder zu schmerzen.

»Und Ihr - glaubt Ihr, sie könnten zurückkommen?«

»Nein«, sagte der Mann schulterzuckend. »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen verschwinden.«

William starrte ihn an.

»Und warum glaubt Ihr, dass sie tun werden, was Ihr sagt?«

»Weil sie Mingos sind«, erwiderte der Mann geduldig, »und ich bin Kahnyen'kehaka - ein Mohawk. Sie haben Angst vor mir.«

William fixierte ihn scharf, doch es war kein Scherz. Der Mann war fast so groß wie William selbst, aber spindeldürr, und sein dunkelbraunes Haar war mit Bärenfett zurückgestrichen. Er machte einen souveränen Eindruck, aber keinen angsteinflößenden.

Der Mann betrachtete ihn mit derselben Neugier, die

auch er empfand. William hustete und räusperte sich, dann streckte er die Hand aus. »Euer Diener, Sir. Ich bin William Ransom.«

»Oh, ich weiß, wer Ihr seid«, sagte der Mann mit einem ausgesprochen merkwürdigen Unterton. Er streckte ebenfalls den Arm aus und schüttelte William fest die Hand. »Ian Murray. Wir sind uns schon einmal begegnet.« Er ließ den Blick über Williams zerrissene, mitgenommene Kleider wandern, sein zerkratztes, verschwitztes Gesicht und seine schlammverkrusteten Stiefel. »Ihr seht zwar ein wenig besser aus als bei unserer letzten Begegnung - aber nicht viel.«

MURRAY HOB DEN FELDKESSEL VOM FEUER UND STELLTE IHN AUF DEN BODEN. Er legte das Messer kurz in die Glut, dann tauchte er die Klinge in die Bratpfanne, die jetzt mit Wasser gefüllt war. Das heiße Metall zischte, und Wasserdampf stieg auf.

»Fertig?«, sagte er.

»Ja.«

William kniete sich vor einen umgestürzten Pappelstamm und legte den verletzten Arm flach auf das Holz. Er war sichtlich geschwollen; ein großer Splitter malte sich deutlich unter seiner Haut ab, und die gedehnte Haut ringsum ließ den Eiter einer schmerzhaften Entzündung durchscheinen.

Der Mohawk - noch war er das für William, trotz seines

Namens und seines Akzents - sah ihn über den Stamm hinweg an, die Augenbrauen fragend hochgezogen.

»Wart Ihr das, den ich vorhin schreien gehört habe?« Er ergriff Williams Handgelenk.

»Ich habe einen Schrei ausgestoßen, ja«, sagte William steif. »Ich bin von einer Schlange angegriffen worden.«

»Oh.« Murrays Mund zuckte ein wenig. »Ihr schreit wie ein Mädchen«, sagte er und richtete seine Aufmerksamkeit auf seine Arbeit. Das Messer drückte zu.

William stöhnte aus tiefster Seele.

»Aye, schon besser«, sagte Murray. Er lächelte flüchtig wie zu sich selbst, packte William fest am Handgelenk und durchtrennte die Haut über dem Splitter mit einem sauberen Schnitt, der den Splitter auf einer Länge von etwa achtzehn Zentimetern freilegte. Er schob die Haut mit der Messerspitze beiseite, schleuderte den großen Splitter heraus und zupfte dann vorsichtig an den kleineren Splintern, die das Zypressenstück hinterlassen hatte.

Als er alles entfernt hatte, was er konnte, wickelte er eine Falte seines abgetragenen Plaids um den Griff des Feldkessels, hob ihn hoch und goss das dampfende Wasser in die offene Wunde.

William stieß einen noch viel inbrünstigeren Laut aus, der diesmal von Worten begleitet wurde.

Murray schüttelte den Kopf und schnalzte tadelnd mit der Zunge.

»Aye, nun ja, jetzt muss ich wohl dafür sorgen, dass Ihr

nicht stirbt, denn wenn Ihr es tut, könnt Ihr nur in die Hölle kommen, wenn Ihr solche Ausdrücke benutzt.«

»Ich habe nicht vor zu sterben«, krächzte William. Er atmete schwer und wischte sich mit dem freien Arm über die Stirn. Dann hob er vorsichtig den anderen Arm und schüttelte sich mit Blut vermisches Wasser von den Fingerspitzen. Davon wurde ihm schwindelig, und er setzte sich sehr abrupt auf den Baumstamm.

»Nehmt den Kopf zwischen die Knie, wenn Euch schlecht wird«, meinte Murray zu ihm.

»Mir ist nicht schlecht.«

Es kam keine Antwort außer Kaugeräuschen. Während er darauf wartete, dass das Wasser im Kessel kochte, war Murray ins Wasser gewatet und hatte ein paar Hände voll eines stark riechenden Krauts ausgerupft, das am Rand wuchs. Jetzt war er dabei, die Blätter zu kauen und die grünen Klumpen auf ein Stoffstück zu spucken. Er holte eine ziemlich verschrumpelte Zwiebel aus seinem Verpflegungsbeutel, schnitt eine große Scheibe davon ab und betrachtete sie kritisch, schien aber zu dem Schluss zu kommen, dass sie unzerkaut zu gebrauchen war. Er legte sie mit in sein Päckchen und faltete den Stoff dann ordentlich zusammen.

Dann legte er das Ganze auf die Wunde und band es mit Stoffstreifen fest, die er von Williams Hemdschößen abgerissen hatte.

Murray musterte ihn nachdenklich.

»Ich vermute, Ihr seid ziemlich stur?«

William starrte den Schotten an, verdutzt über diese Bemerkung, obwohl ihm Freunde, Verwandte und militärische Vorgesetzte bereits wiederholt gesagt hatten, dass ihn seine Unnachgiebigkeit eines Tages noch umbringen würde. Das konnte ihm doch wohl nicht anzusehen sein?

»Was zum Teufel wollt Ihr denn damit sagen?«

»Es sollte keine Beleidigung sein«, erwiderte Murray gelassen und bückte sich, um den Knoten des improvisierten Verbandes mit den Zähnen festzuziehen. »Ich hoffe nur, dass es so ist - weil es ein weiter Weg ist, bis wir Hilfe für Euch finden, und wenn Ihr stur genug seid, um mir nicht zu sterben, wäre das, glaube ich, gut.«

»Ich sagte doch, ich habe nicht vor zu sterben«, versicherte ihm William. »Und ich brauche keine Hilfe. Wo - befinden wir uns irgendwo in der Nähe von Dismal Town?«

Murray spitzte die Lippen.

»Nein«, sagte er und zog eine Augenbraue hoch. »Wolltet Ihr dorthin?«

William überlegte einen Moment, doch dann nickte er. Es konnte ja kaum schaden, ihm das zu sagen.

Murray zog eine Augenbraue hoch.

»Warum?«

»Ich - habe dort mit einigen Herrn zu tun.« Noch während er das sagte, rutschte William das Herz in die Hose. Himmel, das Buch! Er war über seine gesammelten

Abenteuer so bestürzt gewesen, dass er die wahre Bedeutung seines Verlustes gar nicht begriffen hatte.

Abgesehen von seinem allgemeinen Unterhaltungswert und seiner Nützlichkeit als Palimpsest für seine persönlichen Gedankengänge war das Buch lebensnotwendig für seine Mission. Es enthielt mehrere sorgfältig markierte Passagen, deren Code ihm die Namen und Adressen der Männer verriet, die er aufsuchen sollte - und wichtiger noch, was er ihnen mitteilen sollte. An die Namen konnte er sich zum Großteil noch erinnern, dachte er, aber was den Rest betraf ...

Seine Bestürzung war so groß, dass sie das Pochen seines Armes in den Hintergrund treten ließ, und er stand unvermittelt auf, weil ihn der Drang packte, in den Great Dismal zurückzulaufen und ihn zentimeterweise zu durchkämmen, bis er das Buch wiederfand.

»Fehlt Euch etwas, Mann?« Murray hatte sich ebenfalls erhoben und betrachtete ihn mit einer Mischung aus Neugier und Sorge.

»Ich - ja. Mir ist nur - etwas eingefallen, das ist alles.«

»Nun, dann denkt im Sitzen weiter darüber nach, aye? Ihr fallt gleich ins Feuer.«

Tatsächlich war es William weiß vor den Augen geworden, und Murrays Gesicht verschwand weitgehend hinter pulsierenden schwarzen und weißen Pünktchen, auch wenn sein alarmierter Ausdruck noch zu erkennen war.

»Ich - ja, das tue ich.« Er setzte sich noch abrupt

nieder als er aufgestanden war, und plötzlich war sein ganzes Gesicht in kalten Schweiß getaucht. Eine Hand, die sich auf seinen gesunden Arm legte, drängte ihn, sich hinzulegen, und das tat er, weil er das dumpfe Gefühl hatte, dass es besser sein würde als in Ohnmacht zu fallen.

Murray stieß einen schottischen Laut der Bestürzung aus und murmelte etwas Unverständliches. William spürte, wie sich der Mann unsicher über ihn beugte.

»Es geht schon«, sagte er, ohne die Augen zu öffnen.
»Ich muss mich - nur etwas ausruhen.«

»Mmpfm.«

William konnte nicht sagen, ob dieses Geräusch Bestätigung oder Sorge ausdrückte, doch Murray entfernte sich und kam im nächsten Moment mit einer Decke zurück, die er kommentarlos über William legte. William bedankte sich mit einer schwachen Geste; sprechen konnte er nicht, weil der Schüttelfrost plötzlich seine Zähne klappern ließ.

Er hatte schon seit einiger Zeit Gliederschmerzen, denen er jedoch keine Beachtung geschenkt hatte, weil er weitermusste. Jetzt fielen sie mit voller Wucht über ihn her, ein derart markerschütternder Schmerz, dass er am liebsten laut aufgestöhnt hätte. Um das zu vermeiden, wartete er, bis das Frösteln so weit nachließ, dass er wieder sprechen konnte, dann rief er Murray herbei.

»Seid Ihr selbst mit dem Ort vertraut, Sir? Seid Ihr schon einmal dort gewesen?«

»Hin und wieder, aye.« Er konnte Murray sehen, ein

dunkler Umriß, der am Feuer hockte, und er hörte Metall auf Stein klirren. »Es ist ein trostloser Ort.«

»Ha«, sagte William schwach. »Was Ihr nicht sagt. Und seid Ihr zuf-fällig auch einem gewissen Mr. Washington begegnet?«

»Fünf oder sechs davon. Der General hat ziemlich viele Vettern, aye?«

»Der G-g-«

»General Washington. Ihr habt vielleicht schon von ihm gehört?« Die Belustigung in der Stimme des schottischen Mohawk war nicht zu überhören.

»Doch, das habe ich. Aber - das kann doch nicht ...« Es ergab keinen Sinn. Er verstummte. Dann riss er sich zusammen und rief seine dahintreibenden Gedanken zur Ordnung. »Es ist ein gewisser Mr. Henry Washington. Ist er auch mit dem General verwandt?«

»Soweit ich weiß, sind alle Träger dieses Namens im Umkreis von dreihundert Meilen mit dem General verwandt.« Murray beugte sich über seinen Beutel und brachte eine pelzige Masse zum Vorschein, an der ein langer nackter Schwanz baumelte. »Wieso?«

»Ich - nichts.« Der Krampf war abgeklungen, und er holte dankbar Luft, während sich seine verknoteten Bauchmuskeln entspannten. Doch inmitten seiner Verwunderung und des zunehmenden Fiebernebels meldete sich der Argwohn schwach zu Wort. »Jemand hat mir gesagt, dass Mr. Henry Washington ein bedeutender

Loyalist ist.«

Murray wandte sich erstaunt zu ihm um.

»Wer in St. Brides Namen sagt Euch denn so etwas?«

»Offensichtlich jemand, der schwer im Irrtum war.«

William presste sich die Daumenwurzeln gegen die Augen. Sein verletzter Arm schmerzte. »Was ist das? Ein Opossum?«

»Eine Bisamratte. Keine Sorge, sie ist noch frisch. Ich hatte sie gerade erlegt, als ich auf Euch getroffen bin.«

»Oh. Gut.« Er spürte sich auf obskure Weise getröstet, obwohl er keine Ahnung hatte, warum. Nicht wegen der Bisamratte; er hatte schon öfter Bisamratte gegessen und mochte das Fleisch, obwohl ihm das Fieber jetzt den Appetit geraubt hatte. Er war schwach vor Hunger, hatte aber keinerlei Verlangen, etwas zu essen. Oh. Nein, es war dieses »Keine Sorge«. Genau in diesem freundlichen, beiläufigen Ton - Mac, der Stallknecht, hatte das oft zu ihm gesagt, wenn er einmal von seinem Pony gefallen war oder nicht mit seinem Großvater in den Ort reiten durfte. *»Keine Sorge, es wird alles gut.«*

Er hörte, wie Haut vom darunterliegenden Muskelfleisch abgerissen wurde. Weil ihm davon schwindelig wurde, schloss er die Augen.

»Ihr habt ja einen roten Bart.«

Murrays Stimme drang ihm überrascht in die Ohren.

»Und das fällt Euch jetzt erst auf?«, sagte William gereizt und öffnete die Augen. Die Farbe seines Bartes war ihm

peinlich; während die Haare auf seinem Kopf, seiner Brust und seinen Gliedmaßen eine ordentliche kastanienbraune Farbe hatten, waren sein Bart und seine Schamhaare in einem unerwartet leuchtenden Ton gefärbt, der ihn verlegen machte. Er rasierte sich gewissenhaft, selbst wenn er an Bord eines Schiffes war oder auf der Straße kampieren musste - doch sein Rasiermesser hatte sich natürlich mitsamt dem Pferd von ihm verabschiedet.

»Nun ja, aye«, sagte Murray gelassen. »Ich war wohl vorher abgelenkt.« Er verstummte, auf seine Arbeit konzentriert, und William versuchte sich zu entspannen, um ein bisschen zu schlafen. Müde genug war er ja. Doch vor seinen geschlossenen Augen tanzten immer wieder dieselben Bilder des Sumpfes umher und ermüdeten ihn mit Visionen, die er weder ignorieren noch unterdrücken konnte.

Wurzeln wie Schlingenfallen, Schlamm, stinkende kalte Schweinehaufen, die beklemmend an menschliche Fäkalien erinnerten, aufgewühltes totes Laub ...

Totes Laub, das auf dem Wasser trieb wie braunes Glas, zersplitternde Spiegelbilder rings um seine Beine ... Worte im Wasser, die Seiten seines Buches, die ihn leise verspotteten, während sie versanken ...

Dann blickte er auf, der Himmel genauso schwindelerregend wie der See, das Gefühl, dass er genauso gut nach oben wie nach unten fallen konnte, um in der mit Wasser geschwängerten Luft zu ertrinken ... Ertrank in seinem Schweiß ... Eine junge Frau, die ihm den

Schweiß von der Wange leckte, kitzelnd, ihr Körper schwer und heiß und drückend, sodass er sich drehte und wand, doch er konnte ihrer drängenden Zuwendung nicht entrinnen ...

... Schweiß, der sich hinter seinem Ohr sammelte, ihm das Haar verklebte, in den Stoppeln seines vulgären Bartes große, träge Perlen bildete... Kühle auf seiner Haut, seine Kleider ein tiefendes Leichentuch ... Die Frau war immer noch da, tot jetzt, ein Gewicht auf seiner Brust, das ihn auf den eisigen Boden drückte..

Nebel und die schleichende Kälte... Weiße Finger, die sich in seine Augen gruben, seine Ohren. Er durfte den Mund nicht öffnen, sonst würden sie in sein Inneres fassen ... Alles weiß.

Er rollte sich zu einer zitternden Kugel zusammen.

Schließlich fiel William in einen tieferen, wenn auch unruhigen Schlaf, aus dem er einige Zeit später erwachte. Es roch herrlich nach gebratener Bisamratte, und der riesige Hund lag dicht an ihn gepresst da und schnarchte.

»Himmel«, sagte er und erinnerte sich verstört an die junge Frau in seinen Träumen. Er schubste den Hund schwach an. »Wo kommt *der* denn her?«

»Das ist Rollo«, sagte Murray tadelnd. »Ich habe ihm gesagt, er soll sich neben Euch legen, um Euch zu wärmen; Ihr habt Schüttelfrost, falls Euch das noch nicht aufgefallen ist.«

»Doch, es ist mir aufgefallen.« William kämpfte sich

hoch und zwang sich zu essen, war dann aber froh, sich wieder hinlegen zu können, allerdings in sicherem Abstand von dem Hund, der jetzt auf dem Rücken lag und alle viere von sich gestreckt hatte, sodass er aussah wie ein riesiges haariges totes Insekt. William fuhr sich mit der Hand über das klamme Gesicht und versuchte, *dieses* verstörende Bild zu verdrängen, bevor es den Weg in seine Fieberträume finden konnte.

Es war jetzt Nacht geworden, und über ihnen öffnete sich der Himmel, klar, leer und endlos, mondlos, doch von den fernen Sternen erhellt. Er dachte an den Vater seines Vaters, der schon lange vor seiner Geburt gestorben war, aber ein bekannter Amateurastronom gewesen war. Sein Vater hatte ihn - und auch seine Mutter - in Helwater oft mitgenommen, um auf dem Rasen liegend die Sternbilder zu benennen. Sie war ein kalter Anblick, diese blauschwarze Leere, und sie ließ sein fieberndes Blut erzittern, doch die Sterne waren ihm dennoch ein Trost.

Auch Murray hatte seine Augen dem Himmel zugewandt, einen fernen Ausdruck im tätowierten Gesicht.

William legte sich zurück, halb an den Baumstamm gelehnt. Was sollte er jetzt tun? Er versuchte, die Neuigkeit zu verdauen, dass Henry Washington und daher seine restlichen Ansprechpartner in Dismal Town wohl ebenso Rebellen waren. Hatte der seltsame schottische Mohawk recht? Oder wollte er ihn aus irgendeinem persönlichen Grund in die Irre führen?

Doch was für ein Grund sollte das sein? Murray konnte

doch keine Ahnung haben, wer William war, abgesehen von seinem Namen und dem seines Vaters. Und Lord John war bereits Privatmann gewesen, als sie sich Jahre zuvor in Fraser's Ridge begegnet waren. Murray konnte kaum erkannt haben, dass William Soldat war, geschweige denn ein Spion, und er konnte unmöglich etwas von seiner Mission wissen.

Und wenn er ihn nicht in die Irre führen wollte und recht hatte mit dem, was er gesagt hatte ... William schluckte, denn sein Mund war verklebt und trocken.

Dann war er gerade noch einmal davongekommen. Was wäre wohl geschehen, wenn er in einem so entlegenen Ort wie Dismal mitten in ein Rebellennest hineinspaziert wäre und sich und seine Mission fröhlich zu erkennen gegeben hätte? *Sie hätten dich am nächsten Baum aufgeknüpft, sagte sein Gehirn eiskalt, und deine Leiche in den Sumpf geworfen. Was sonst?*

Was einen noch unangenehmeren Gedanken nach sich zog: Wie konnte sich Hauptmann Richardson nur derart geirrt haben?

Er schüttelte heftig den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen, doch das einzige Ergebnis war, dass ihm wieder schwindelig wurde. Seine Bewegung hatte jedoch Murrays Aufmerksamkeit erregt; er blickte in Williams Richtung, und William folgte einem Impuls und sprach ihn an.

»Ihr habt gesagt, Ihr seid ein Mohawk?«

»Ja.«

Angesichts dieses tätowierten Gesichts, dieser Augen, die dunkel in ihren Höhlen lagen, zweifelte William nicht daran.

»Wie ist das gekommen?«, fragte er hastig, damit Murray nicht den Eindruck bekam, dass er an der Wahrheit seiner Worte zweifelte. Murray zögerte sichtlich, doch dann antwortete er.

»Ich habe eine Frau der Kahnyen'kehaka geheiratet. Ich wurde vom Wolfscan des Volks von Snaketown adoptiert.«

»Ah. Eure ... Frau ist ...?«

»Ich bin nicht mehr verheiratet.« Der Ton dieser Worte war nicht feindselig, doch er war von einer trostlosen Endgültigkeit, die sich jede weitere Frage verbat.

»Das tut mir leid«, sagte William förmlich und verstummte. Der Schüttelfrost kehrte jetzt zurück, und obwohl es ihm widerstrebte, ließ er sich zu Boden gleiten und schmiegte sich an den Hund, der tief aufseufzte und einen Furz ausstieß, sich aber nicht regte.

Als das Frösteln schließlich wieder nachließ, versank er wieder in seinen Träumen, die diesmal brutal und schrecklich waren. Sein Verstand hing bei den Indianern fest, und er wurde von Wilden verfolgt, sie sich in Schlangen verwandelten, Schlangen, die sich in Baumwurzeln verwandelten, die sich durch die Winkel seines Hirns wanden, bis ihm der Schädel platzte, und damit ganze Nester weiterer Schlangen befreite, die sich in Henkersschlingen verwandelten ...

Er erwachte erneut, in Schweiß gebadet und mit schmerzenden Knochen. Er versuchte, sich zu erheben, stellte aber fest, dass ihn seine Arme nicht trugen. Jemand kniete neben ihm - es war der Schotte, der Mohawk ... Murray. Er fand den Namen mit so etwas wie Erleichterung wieder und begriff mit noch größerer Erleichterung, dass ihm Murray eine Feldflasche an die Lippen hielt.

Es war Wasser aus dem See; er erkannte den seltsam bitteren, frischen Geschmack und trank gierig davon.

»Danke«, sagte er heiser und gab Murray die leere Feldflasche zurück. Das Wasser hatte ihn so weit gestärkt, dass er sich aufsetzen konnte. Ihm war immer noch schwindelig vom Fieber, doch die Träume hatten sich zurückgezogen, zumindest für den Moment. Er bildete sich ein, dass sie just jenseits des kleinen Lichtkreises lauerten, den das Feuer warf, dass sie dort auf ihn warteten, und er beschloss, nicht wieder einzuschlafen - zumindest nicht so schnell.

Der Schmerz in seinem Arm hatte zugenommen: ein heißes, angespanntes Gefühl, ein Pochen von den Fingerspitzen bis zur Mitte seines Oberarms. Weil er hoffte, den Schmerz und die Nacht zurückdrängen zu können, versuchte er es noch einmal mit einem Gespräch.

»Ich habe gehört, dass die Mohawk es für unmännlich halten, wenn man Angst zeigt - dass sie sich keine Verzweiflung anmerken lassen, wenn sie von einem Feind gefangen genommen und gefoltert werden. Ist das wahr?«

»Man versucht, nicht in diese Lage zu geraten«, sagte

Murray sehr trocken. »Sollte es jedoch geschehen, muss man seinen Mut zeigen, das ist alles. Man singt seinen Totengesang und hofft, tapfer zu sterben. Ist das denn für einen britischen Soldaten anders? Ihr wollt doch auch nicht als Feigling sterben, oder?«

William sah den flackernden Mustern hinter seinen geschlossenen Augenlidern zu, heiß und unablässig in Bewegung wie das Feuer.

»Nein«, räumte er ein. »Und es ist gar nicht so anders - die Hoffnung, tapfer zu sterben, meine ich. Aber es ist doch eher wahrscheinlich, dass man erschossen oder erschlagen wird, wenn man Soldat ist - und nicht millimeterweise zu Tode gequält wird. Es sei denn natürlich, man kommt einem Wilden in die Quere. Was - habt Ihr denn schon einmal jemanden so sterben sehen?«, fragte er neugierig und öffnete die Augen.

Murray streckte seinen langen Arm aus, um den Spieß zu wenden, und antwortete nicht sogleich. Der Feuerschein zeigte William sein Gesicht, das unergründlich war.

»Ja, das habe ich«, sagte er schließlich leise.

»Was haben sie mit ihm gemacht?« Er war sich nicht sicher, warum er das gefragt hatte; vielleicht nur, um sich von seinem pochenden Arm abzulenken.

»Ich glaube nicht, dass Ihr das hören wollt.« Dies klang sehr entschieden; Murray versuchte nicht, ihn zu weiterem Nachbohren zu verlocken. Dennoch bewirkte er genau dies; Williams vages Interesse verschärfte sich schlagartig.

»Doch, das will ich.«

Murray presste die Lippen zusammen, doch William wusste inzwischen ein wenig darüber, wie man einem Menschen Informationen entlockte. Er war nun so klug, sein Schweigen zu wahren, und hielt einfach nur den Blick auf den anderen Mann gerichtet.

»Sie haben ihn gehäutet«, sagte Murray schließlich und stieß mit einem Stock in das Feuer. »Einer von ihnen. Stückchenweise. Dann haben sie ihm brennendes Pech in die Wunden gedrückt. Ihm die Geschlechtsteile abgeschnitten. Einen Scheiterhaufen zu seinen Füßen aufgeschichtet, um ihn zu verbrennen, bevor er an seinem Schock sterben konnte. Es ... hat lange gedauert.«

»Das kann ich mir vorstellen.« William versuchte, sich das Geschilderte vorzustellen - und es gelang ihm nur zu gut. Er wandte den Blick von der geschwärzten Bisamratte ab, die jetzt bis auf die Knochen abgenagt war.

Er schloss die Augen. Sein Arm pochte nach wie vor im Rhythmus seines Herzschlags, und er versuchte, sich nicht auszumalen, wie man ihm brennende Splitter in die Haut trieb.

Murray schwieg; William konnte ihn nicht einmal atmen hören. Doch als steckte er im Kopf des anderen, wusste er, dass auch dieser sich die Szene ausmalte - obwohl es in seinem Fall keiner Fantasie bedurfte. Er durchlebte sie einfach neu.

William verlagerte ein wenig das Gewicht. Ein heißer

Schmerz durchfuhr seinen Arm, und er biss die Zähne zusammen, um kein Geräusch auszustoßen.

»Denken die Männer - habt *Ihr* darüber nachgedacht, sollte ich besser sagen, wie Ihr selbst es ertragen würdet?«, fragte er leise. »Wenn Ihr es ertragen *könntet*?«

»Jeder Mann denkt darüber nach.« Murray stand abrupt auf und ging zum anderen Ende der Lichtung. William hörte ihn Wasser lassen, doch es dauerte noch einige Minuten, bis er zurückkam.

Der Hund erwachte plötzlich und wedelte langsam mit seiner kräftigen Rute, als er seinen Herrn sah. Murray lachte leise und sagte etwas in einer seltsamen Zunge - Mohawk? Gälisch? - zu dem Hund, dann bückte er sich und riss eine Keule von den Überresten der Bisamratte ab, die er dem Tier zuwarf. Es erhob sich wie der Blitz; seine Zähne schlossen sich um den Leckerbissen, dann trabte es glücklich auf die andere Seite des Feuers und legte sich hin, um seine Beute abzulecken.

Seines Bettgefährten beraubt, legte sich William vorsichtig hin, den Kopf auf seinen gesunden Arm gestützt, und sah zu, wie Murray sein Messer säuberte, es mit Grasbüscheln von Blut und Fett befreite.

»Ihr habt gesagt, Ihr würdet Euren Totengesang singen. Was ist das für ein Gesang?«

Murray zog ein verblüfftes Gesicht.

»Ich meine«, versuchte William, sich klarer auszudrücken, »was würdet Ihr - würde man - in einem

Totengesang singen?«

»Oh.« Der Schotte senkte den Blick auf seine Hände, und seine langen, knöchigen Finger fuhren langsam an der Klinge entlang. »Ich habe es natürlich nur einmal gehört. Die anderen beiden Männer, die ich so sterben gesehen habe - sie waren Weiße und hatten keine Totengesänge. Der Indianer - es war ein Onondaga -, er ... Nun, zuerst einmal ging es darum, wer er war: ein Krieger welches Volkes, meine ich, und um seine Sippe, seine Familie. Dann darum, wie sehr er die ... das Volk, das im Begriff war, ihn umzubringen, verachtete.« Murray räusperte sich.

»Ein wenig über seine Taten: seine Siege, tapfere Krieger, die er umgebracht hatte, und wie sie ihn im Tod willkommen heißen würden. Dann ... wie er vorhatte, die« - er suchte nach einem Wort -, »die ... es ... den Weg zwischen dem Hier und der Welt nach dem Tod zu überqueren. Die Grenze, würde man vielleicht sagen, obwohl das Wort eher so etwas wie Kluft bedeutet.«

Einen Moment lang war er still, doch nicht so, als hätte er zu Ende geredet - eher so, als versuchte er, sich möglichst genau an etwas zu erinnern. Plötzlich richtete er sich auf, holte tief Luft und begann, mit geschlossenen Augen etwas zu rezitieren, wovon William vermutete, dass es Mohawksprache war. Es war faszinierend - eine Salve von Ns und Rs und Ts, rhythmisch wie der Schlag einer Trommel.

»Dann folgte ein Abschnitt, in dem er von den bösen Kreaturen erzählt hat, denen er auf dem Weg ins Paradies

begegnen würde«, sagte Murray, nachdem er seinen Gesang abgebrochen hatte. »Fliegende Köpfe mit Zähnen.«

»Igitt«, sagte William, und Murray lachte überrascht.

»Aye. So etwas würde ich auch nicht gern sehen.«

William überlegte einen Moment.

»Verfasst man seinen Totengesang im Voraus - für den Notfall, meine ich? Oder verlässt man sich auf die, äh, Eingebung des Augenblicks?«

Dies schien Murray ein wenig zu verblüffen. Er blinzelte und drehte den Kopf zur Seite.

»Ich - nun ja -, eigentlich redet man nicht darüber, aye? Doch es stimmt - ich hatte ein paar Freunde, die mir ein wenig von dem erzählt haben, was sie sich für den Fall des Falles ausgedacht hatten.«

»Hmm.« William drehte sich auf den Rücken und blickte zu den Sternen auf. »Singt man den Totengesang nur, wenn man zu Tode gefoltert wird? Was ist, wenn man nur krank ist, aber glaubt, dass man sterben wird?«

Murray hörte auf mit dem, was er tat, und fixierte ihn argwöhnisch.

»Ihr sterbt aber nicht, oder?«

»Nein, ich bin nur neugierig«, versicherte ihm William. Zumindest *glaubte* er nicht, dass er starb.

»Mmpfm«, sagte der Schotte skeptisch. »Aye, gut. Nein, man singt den Totengesang, wenn man sich sicher ist,

dass man sterben wird; warum, spielt keine Rolle.«

»Doch es gebührt einem umso mehr Ehre«, meinte William, »wenn man es tut, während man mit brennenden Splittern gespickt wird?«

Der Schotte lachte laut auf und sah plötzlich viel weniger wie ein Indianer aus. Er rieb sich mit den Fingerknöcheln über den Mund.

»Um ehrlich zu sein, der Onondaga ... Ich fand nicht, dass er es besonders gut gemacht hat«, entfuhr es Murray. »Doch es scheint mir nicht recht, ihn zu kritisieren. Ich meine, ich kann ja nicht behaupten, dass ich es besser machen würde - unter solchen Umständen.«

William lachte ebenfalls, doch dann verstummten beide Männer. William vermutete, dass sich Murray genau wie er selbst eine solche Situation ausmalte, an einen Pfahl gefesselt, im Begriff, grausame Qualen zu erleiden. Er starrte in die Leere über ihnen und legte sich zögernd einige Zeilen zurecht: *Ich bin William Clarence Henry George Ransom, Graf von ...* Nein, diese ganzen Namen hatte er noch nie gemocht. *Ich bin William*, dachte er benommen. *William ... James ...* James war sein geheimer Name; er hatte seit Jahren nicht mehr daran gedacht. Immerhin besser als Clarence. *Ich bin William*. Was gab es sonst zu sagen? Noch nicht viel. Nein, besser, wenn er jetzt nicht starb, nicht, bevor er etwas getan hatte, was eines anständigen Todesgesangs würdig war.

Murray schwieg, und das Feuer spiegelte sich in seinen düsteren Augen. Während er ihn beobachtete, kam William

der Gedanke, dass der schottische Mohawk seinen Totengesang schon seit einiger Zeit fertig hatte. Kurz darauf schlief er ein, begleitet vom Knistern des Feuers und dem leisen Knacken der Knochen, brennend heiß, aber tapfer.

ER WANDERTE DURCH EINEN NEBEL GEQUÄLT
ER TRÄUMTE, IN DENEN IHN schwarze Schlangen über eine endlose, schwankende Brücke jagten, die über eine bodenlose Kluft führte. Er wurde von Schwärmen fliegender gelber Köpfe mit Regenbogenaugen attackiert, die ihm mit winzigen Zähnen die Haut durchbohrten, scharf wie Mäusezähne. Er wedelte mit dem Arm, um sie zu verjagen, und der Schmerz, der ihm bei dieser Bewegung durch den Arm fuhr, weckte ihn.

Es war immer noch dunkel, obwohl ihm die Kühle und Lebendigkeit der Luft verrieten, dass die Dämmerung nicht mehr fern war. Sie berührte sein Gesicht und ließ ihn erschauern - der Schüttelfrost kehrte zurück.

Irgendjemand sagte etwas, das er nicht verstand, und gefangen im Miasma seiner Fieberträume, dachte er, es könne nur eine der Schlangen sein, mit denen er sich zuvor unterhalten hatte, bevor sie angefangen hatten, ihn zu jagen.

Eine Hand berührte seine Stirn, und ein großer Daumen öffnete eines seiner Augenlider. Ein fragendes Indianergesicht schwebte in sein vom Schlaf verquollenes

Gesichtsfeld.

Er stieß einen gereizten Ton aus und riss blinzeln den Kopf zur Seite. Der Indianer stellte eine Frage, und eine vertraute Stimme antwortete ihm. Wer ...? Murray. Der Name schien dicht neben ihm in der Luft gehangen zu haben, und er erinnerte sich dumpf, dass Murray ihn auch in seinem Traum begleitet und die Schlangen mit strengen schottischen Worten zurückgewiesen hatte.

Jetzt jedoch sprach er kein Englisch; nicht einmal die seltsame Schottenzunge der Highlands. William zwang seinen Kopf, sich zu wenden, obwohl sein Körper immer noch im Fieberkrampf verharrte.

Mehrere Indianer saßen in der Hocke um das Feuer, um im taufeuchten Gras keinen nassen Hintern zu bekommen. Eins, zwei, drei ... Sechs. Murray saß mit einem von ihnen auf dem Baumstamm, und sie unterhielten sich.

Nein, sieben. Ein anderer, der Mann, der ihn berührt hatte, beugte sich über ihn und sah ihm ins Gesicht.

»Meint Ihr, Ihr sterbt?«, fragte der Mann mit einem schwachen Hauch von Neugier.

»Nein«, sagte William mit zusammengebißenen Zähnen. »Wer zum Teufel seid Ihr?«

Der Indianer schien diese Frage lustig zu finden und rief seinen Kameraden etwas zu, was anscheinend eine Wiederholung seiner Worte war. Sie lachten alle, und Murray blickte in seine Richtung und erhob sich, als er sah, dass William wach war.

»Kahnyen'kehaka«, sagte der Mann, der über ihm stand, und grinste. »Wer zum Teufel seid *Ihr*?«

»Mein Verwandter«, sagte Murray knapp, bevor William antworten konnte. Er schob den Indianer beiseite und hockte sich neben William. »Immer noch nicht tot?«

»Offensichtlich nicht.« Er sah finster zu Murray auf. »Möchtet Ihr mich vielleicht Euren ... Freunden vorstellen?«

Der erste Indianer brach bei diesen Worten in schallendes Gelächter aus und übersetzte sie anscheinend den zwei oder drei anderen, die jetzt ebenfalls näher gekommen waren, um ihn neugierig zu betrachten. Sie fanden das offenbar ebenfalls komisch.

Murray machte einen deutlich weniger belustigten Eindruck.

»Meine Verwandten«, sagte er trocken. »Einige davon. Braucht Ihr Wasser?«

»Ihr habt aber viele Verwandte ... Vetter. Ja, bitte.«

Er kämpfte sich mit einem Arm hoch. Den Schutz seiner taufeuchten Decke gab er zwar nur widerstrebend auf, gehorchte jedoch einem Instinkt, der ihm sagte, dass es besser war, wenn er stand. Murray schien diese Indianer gut zu kennen, doch ob sie nun seine Verwandten waren oder nicht, sein Mund und seine Schultern waren angespannt. Und es war klar, dass Murray ihnen gesagt hatte, William sei sein Verwandter, weil sie sonst ...

»Kahnyen'kehaka.« Das war es, was der Indianer auf die Frage gesagt hatte, wer er sei. Es war nicht sein

Name, begriff William plötzlich. Es war das, was er war. Murray hatte dieses Wort gestern benutzt, als er die beiden Mingos davongeschickt hatte.

»*Ich bin Kahnyen'kehaka*«, hatte er gesagt. »*Ein Mohawk. Sie haben Angst vor mir.*« Er hatte es einfach nur als Tatsache festgestellt, und William hatte ihn unter den Umständen nicht näher darauf ansprechen wollen. Jetzt, da er mehrere dieser Männer zusammen sah, die eindeutig Mohawk waren, lernte er die Klugheit der Mingos zu schätzen. Die Mohawk strahlten Wildheit aus, gepaart mit einem beiläufigen Selbstbewusstsein, das absolut angebracht schien für Männer, die darauf gefasst waren zu singen - ganz gleich, wie schlecht -, während man sie lebendig entmannte und dann verbrannte.

Murray reichte ihm eine Feldflasche, und er trank gierig, dann spritzte er sich etwas Wasser ins Gesicht. Da er sich etwas besser fühlte, ging er pinkeln. Dann trat er an das Feuer und hockte sich zwischen zwei der Krieger, die ihn mit unverhohlener Neugier betrachteten.

Der Mann, der ihm unter das Augenlid geschaut hatte, schien der Einzige zu sein, der Englisch sprach, doch die anderen nickten ihm reserviert, aber nicht unfreundlich zu. William blickte über das Feuer hinweg und fuhr so heftig zurück, dass er fast das Gleichgewicht verloren hätte. Eine längliche, gelblichbraune Gestalt lag hinter dem Feuer im Gras, und das Licht fing sich glänzend auf ihren Flanken.

»Er ist tot«, sagte Murray trocken, als er sein Erschrecken sah. Die Mohawk lachten.

»Das habe ich mir schon gedacht«, erwiderte er nicht weniger trocken, obwohl sein Herz nach dem Schreck wild hämmerte. »Geschieht ihr recht, wenn es die Katze ist, die sich mein Pferd geschnappt hat.« Jetzt, da er Gelegenheit hatte, sich genauer umzusehen, entdeckte er noch weitere Tiere, die dort lagen. Ein Reh, ein Schwein, eine gefleckte Katze und zwei oder drei Reiher, kleine weiße Erhöhungen im dunklen Gras. Nun, das erklärte, warum sich die Mohawk im Sumpf aufhielten: Sie waren hier, um zu jagen, genau wie der Rest der Welt.

Die Dämmerung zog herauf; der schwache Wind hob ihm das feuchte Haar aus dem Nacken und trug ihm den Blut- und Moschusgeruch der Tiere entgegen. Sein Kopf und seine Zunge fühlten sich langsam und träge an, doch er brachte ein paar Worte des Lobes für den Erfolg der Jäger heraus; er wusste, was sich gehörte. Murray, der für ihn übersetzte, wirkte, als sei er angenehm überrascht darüber, dass William Manieren hatte. William fühlte sich nicht stark genug, um daran Anstoß zu nehmen.

Danach wandte sich das Gespräch, das zum Großteil in der Mohawksprache geführt wurde, allgemeineren Dingen zu. Die Indianer zeigten sich nicht sonderlich an William interessiert, doch sein Nachbar reichte ihm kameradschaftlich ein Stück kaltes Fleisch. Er bedankte sich kopfnickend und zwang sich, es zu essen, obwohl es ihn Überwindung kostete, als hätte er eine seiner Schuhsohlen hinunterwürgen müssen. Ihm war schlecht, und er fühlte sich klamm, und als er zu Ende gegessen hatte,

nickte er seinem Nachbarn höflich zu und entfernte sich, um sich wieder hinzulegen - in der Hoffnung, dass er sich nicht übergeben würde.

Murray, der ihn beobachtet hatte, wies mit dem Kinn auf William und sagte etwas zu seinen Mohawkfrenden, das mit einer Frage endete.

Der Englisch sprechende Indianer, ein kurz gewachsener, kräftiger Mann mit einem karierten Wollhemd und einer Wildlederhose, reagierte mit einem Achselzucken. Dann stand er auf und beugte sich erneut über ihn.

»Zeigt mir diesen Arm«, sagte er, und ohne darauf zu warten, dass William ihm Folge leistete, ergriff er ihn am Handgelenk und zog ihm den Ärmel hoch. Um ein Haar wäre William ohnmächtig geworden.

Als ihm die schwarzen Flecken nicht länger vor den Augen tanzten, sah er, dass Murray mit zwei weiteren Indianern zu dem ersten Mann getreten war. Alle vier betrachteten seinen Arm mit unverhohlener Bestürzung. Eigentlich wollte er selbst nicht hinsehen, doch er riskierte einen Blick. Sein Unterarm war fast auf den doppelten Umfang angeschwollen, und unter dem einbandagierten Umschlag liefen dunkelrote Streifen hervor, die auf sein Handgelenk wiesen.

Der Englisch sprechende Mann - wie hatte Murray ihn genannt? *Glutton*, dachte er, doch warum? - zog sein Messer und schnitt den Verband auf. Erst jetzt merkte William, wie unangenehm ihm der feste Verband gewesen

war. Er unterdrückte das Bedürfnis, sich den Arm zu reiben, als er spürte, wie das Blut unter heftigem Kribbeln wieder zu zirkulieren begann. Äußerst heftiges Kribbeln. Es fühlte sich an, als steckte sein Arm in einer Masse von Feuerameisen, die allesamt auf ihn einstachen.

»Mist«, sagte er mit zusammengebißenem Zähen. Offenbar kannten sämtliche Indianer dieses Wort, denn sie lachten alle, bis auf *Glutton* und Murray, die seinen Arm mit zusammengekniffenen Augen betrachteten.

Glutton - er sah gar nicht fett aus, warum hieß er Vielfraß? - betastete den Arm vorsichtig, zog die Stirn kraus und sagte etwas zu Murray. Dann zeigte er nach Westen.

Murray rieb sich das Gesicht und schüttelte dann den Kopf mit der Miene eines Mannes, der die Erschöpfung oder Sorge von sich schiebt. Schließlich zuckte er mit den Schultern und richtete eine Frage an die ganze Gruppe. Kopfnicken und Achselzucken, und mehrere der Männer standen auf und gingen in den Wald.

Eine Anzahl von Fragen kreiste langsam durch Williams Gehirn, rund und leuchtend wie die Metallkugeln des Miniatur-Sonnensystems seines Großvaters, das in der Bibliothek des Hauses an der Jermyn Street stand.

Was haben die Männer vor?

Was geht hier vor?

Liege ich im Sterben?

Sterbe ich wie ein britischer Soldat?

Warum hatte er ... britischer Soldat ... Sein Verstand packte diese Frage am Schwanz, als sie vorüberhuschte, und zog sie zu Boden, um sie genauer zu betrachten. *»Britischer Soldat«* - wer hatte das gesagt? Die Antwort kreiselte langsam in sein Blickfeld. Murray. Als sie sich in der Nacht unterhalten hatten ... Was hatte Murray gesagt?

»Ist das denn für einen britischen Soldaten anders? Ihr wollt doch auch nicht als Feigling sterben, oder?«

»Ich werde gar nicht sterben«, murmelte er, doch sein Verstand beachtete ihn nicht, weil er ganz darauf konzentriert war, dieses kleine Rätsel zu lösen. Was hatte Murray damit gemeint? Hatte er es theoretisch gemeint? Oder hatte er in William tatsächlich einen britischen Soldaten erkannt?

Gewiss war das unmöglich.

Und was zum Teufel hatte er geantwortet? Die Sonne ging jetzt auf, und das Licht der Dämmerung leuchtete so hell, dass seine Augen schmerzten, obwohl es eigentlich ein sanftes Licht war. Er blinzelte und konzentrierte sich wieder.

»Es ist gar nicht so anders - die Hoffnung, tapfer zu sterben, meine ich«, hatte er gesagt. Also hatte er so geantwortet, als wäre er ein britischer Soldat, verdammt.

Im Moment kümmerte es ihn allerdings kaum, ob er tapfer starb oder wie ein Hund ... Wo war denn der - oh, da. Rollo schnüffelte an seinem Arm, stieß ein leises Winseln aus, dann hielt er die Nase wieder an die Wunde

und begann, daran zu lecken. Es fühlte sich sehr seltsam an: schmerzhaft, aber auch merkwürdig angenehm, und er machte keine Anstalten, den Hund zu verjagen.

Was ...? Oh, ja. Er hatte einfach nur geantwortet und gar nicht bemerkt, was Murray gesagt hatte. Doch was, wenn Murray tatsächlich wusste, wer - oder was - er war? Ein leiser, alarmierter Stich durchdrang das Durcheinander seiner langsamer werdenden Gedanken. War Murray ihm schon gefolgt, bevor er in den Sumpf ritt? Hatte er vielleicht gesehen, wie er sich mit dem Mann auf der Farm in der Wildnis am Rand des Sumpfes unterhielt, und war ihm dann gefolgt, um ihn anzuhalten, wenn sich die Gelegenheit ergab? Doch wenn das stimmte...

Was Murray über Henry Washington gesagt hatte, über Dismal Town - war es gelogen?

Der kräftige Indianer kniete sich neben ihn und drängte den Hund zur Seite. Ihm konnte William keine der Fragen stellen, die sein Gehirn bevölkerten.

»Warum nennen sie Euch *Glutton?*«, fragte er stattdessen durch den Nebel aus brennendem Schmerz.

»Habe einen Vielfraß erlegt«, sagte der Mann. »Mit bloßen Händen. Ist jetzt mein Schutzgeist. Habt Ihr auch einen?«

»Nein.«

Der Indianer sah ihn tadelnd an.

»Den braucht Ihr aber, wenn Ihr das hier überleben wollt. Sucht Euch ein Tier aus. Eines mit viel Kraft.«

William gehorchte benommen und ging im Kopf eine Reihe von Tieren durch: Schwein ... Schlange ... Reh ... Puma ... nein, die Raubkatze stank zu sehr.

»Bär«, sagte er und legte sich mit Gewissheit darauf fest. Ein kräftigeres Tier als ein Bär war schließlich kaum vorstellbar, oder?

»Bär«, wiederholte der Indianer und nickte. »Ja, das ist gut.« Er nahm sein Messer und schlitzte den Ärmel auf, der nicht mehr über Williams geschwollenen Arm passte. Sonnenlicht überspülte ihn plötzlich und ließ die Messerklinge silbern erglänzen. Da funkelte er William an und lachte.

»Ihr habt einen ziemlich roten Bart, Bärensohn, wisst Ihr das?«

»Ja, ich weiß«, sagte William und verschloss die Augen vor den Speeren aus Morgenlicht.

GLUTTON WOLLTE DAS FELL DES PUMAS, DOCH MURRAY, DER ÜBER WILLIAMS Zustand erschrocken war, weigerte sich zu warten, bis er ihn abgehäutet hatte. Das Ergebnis ihres Streitgesprächs war, dass sich William Wange an Wange mit der toten Raubkatze auf einer hastig konstruierten Schleppbahre wiederfand, die von Murrays Pferd über den unebenen Boden gezogen wurde. Ihr Ziel, so gab man ihm zu verstehen, war eine kleine Ansiedlung in etwa zehn Meilen Entfernung, in der es einen Arzt gab.

Glutton und zwei der anderen Mohawk begleiteten sie,

um ihnen den Weg zu zeigen, und ließen ihre anderen Kameraden zurück, damit sie die Jagd fortsetzten.

Sie hatten den Puma ausgenommen, was wohl auch besser war, vermutete William - der Tag war warm, und es wurde zunehmend heißer -, doch der Blutgeruch lockte massenweise Fliegen an, die sich nach Herzenslust vollfraßen, weil das Pferd, das durch die Bahre behindert wurde, nicht schnell genug laufen konnte, um sie abzuschütteln. Die Fliegen schwirrten ihm summend um die Ohren, bis es kaum noch zu ertragen war. Zwar interessierten sie sich weitgehend nur für die Raubkatze, doch es gab immer noch genug, die William zu kosten versuchten, sodass er gar nicht dazukam, an seinen Arm zu denken.

Als die Indianer anhielten, um zu urinieren und etwas zu trinken, hievten sie William zum Stehen hoch - eine große Erleichterung, auch wenn er auf wackeligen Füßen stand. Murray warf einen Blick auf sein von Fliegen zerstochnes, sonnenverbranntes Gesicht, griff in einen Lederbeutel an seiner Hüfte und holte eine zerbeulte Dose heraus, die, wie sich herausstellte, eine extrem übel riechende Salbe enthielt, mit der er William großzügig einrieb.

»Es sind nur noch fünf oder sechs Meilen«, versicherte er William, der ihn gar nicht gefragt hatte.

»Oh, gut«, sagte William, so lebhaft er konnte. »Dann ist es ja doch nicht die Hölle - nur das Fegefeuer. Was machen da schon tausend Jahre mehr?«

Das brachte Murray zum Lachen, obwohl ihn *Glutton*

verwundert ansah.

»Gut so«, sagte Murray und klopfte ihm auf die Schulter.
»Wollt Ihr ein Stück laufen?«

»Gott, ja.«

Ihm war schwindelig, seine Füße weigerten sich, geradeaus zu laufen, und seine Knie schienen sich in unerwünschte Richtungen zu beugen, doch alles war besser, als noch eine Stunde mit den Fliegen zu kommunizieren, die die glasigen Augen und die austrocknende Zunge des Pumas bedeckten. Mit einem kräftigen Stock ausgestattet, den sie von einem Eichenschössling abschnitten, stapfte er tapfer hinter dem Pferd her. Er wurde abwechselnd in Schweiß getaucht oder von der Kälte geschüttelt, war aber entschlossen, auf den Beinen zu bleiben, bis sie ihn buchstäblich nicht mehr trugen.

Die Salbe hielt die Fliegen fern - die Indianer hatten sich ebenfalls damit eingeschmiert -, und wenn er nicht gerade gegen das Zittern ankämpfte, verfiel er in eine Art Trance und beschäftigte sich nur noch damit, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Eine Zeit lang behielten ihn die Indianer und Murray genau im Auge, doch als sie zu der Überzeugung gelangt waren, dass er auf den Beinen bleiben würde, unterhielten sie sich weiter. Die beiden Männer, die nur Mohawk sprachen, konnte er nicht verstehen, doch *Glutton* schien Murray über die Natur des Fegefeuers auszufragen.

Murray hatte Schwierigkeiten damit, ihm diesen Gedanken zu erklären, da die Mohawk anscheinend den Begriff der Sünde nicht kannten und auch keinen Gott, der sich an der Bosheit der Menschen störte.

»Ein Glück, dass du Kahnyen'kehaka geworden bist«, sagte *Glutton* schließlich und schüttelte den Kopf. »Ein Geist, dem es nicht reicht, dass ein böser Mensch tot ist, sondern der ihn nach dem Tod noch weiter foltern will? Und die Christen finden uns grausam!«

»Aye, nun ja«, erwiderte Murray, »aber denk doch einmal nach. Sagen wir, ein Mann ist ein Feigling und ist nicht tapfer gestorben. Das Fegefeuer gibt ihm die Chance, seinen Mut doch noch unter Beweis zu stellen, aye? Und wenn er sich als richtiger Mann erwiesen hat, steht ihm die Brücke offen, und er kann ungehindert durch die Wolken der Schrecknisse ins Paradies aufsteigen.«

»Hmm!«, sagte *Glutton*, obwohl er immer noch einen skeptischen Eindruck machte. »Wenn ein Mann denn Jahrhunderte der Folter ertragen kann ... Aber wie geht das, ohne Körper?«

»Glaubst du etwa, ein Mann braucht einen Körper, um Qualen zu empfinden?«, fragte Murray mit einem trockenen Unterton, und *Glutton* grunzte - vielleicht zustimmend, vielleicht belustigt - und ließ das Thema fallen.

Eine Weile gingen sie schweigend weiter, umringt von Vogelrufen und dem lauten Summen der Fliegen. William, der ganz damit beschäftigt war, sich auf den Beinen zu halten, konzentrierte sich auf Murrays Hinterkopf, um nicht

vom Weg abzukommen. Daher fiel es ihm auch auf, als der Schotte, der das Pferd führte, seine Schritte ein wenig verlangsamte.

Er dachte zunächst, dies geschähe aus Rücksicht auf ihn, und war schon im Begriff, Protest einzulegen und zu sagen, dass er noch mithalten konnte - zumindest noch ein wenig -, doch dann sah er, wie Murray einen raschen Blick auf die beiden anderen Männer warf, die vorausgingen, und sich dann *Glutton* zuwandte und ihn etwas fragte, allerdings so leise, dass William die Worte nicht ausmachen konnte.

Glutton zog zögernd die Schultern hoch, ließ sie dann aber resigniert fallen. »Oh, ich verstehe«, sagte er. »Sie ist wohl dein Fegefeuer, wie?«

Murray stieß einen Laut widerstrebender Belustigung aus. »Ist das wichtig? Ich habe gefragt, ob es ihr gut geht.«

Glutton seufzte und zog eine Schulter hoch.

»Ja. Es geht ihr gut. Sie hat einen Sohn. Und eine Tochter, glaube ich. Ihr Mann ...«

»Aye?« Murrays Stimme hatte einen harten Unterton angenommen.

»Kennst du Thayendanegea?«

»Ja.« Jetzt klang Murray neugierig. Auch William war auf vage, verschwommene Art und Weise neugierig und wartete darauf zu hören, wer wohl Thayendanegea war und was er mit der Frau zu tun hatte, die Murrays Geliebte war - gewesen war? Oh, nein.

»Ich bin nicht mehr verheiratet.« Seine Frau also. William verspürte einen Stich des Mitgeföhls und dachte an Margery. Er hatte in den letzten vier Jahren höchstens flüchtig an sie gedacht, wenn überhaupt, doch plötzlich schien ihm ihr Verrat eine wahre Tragödie zu sein. Ihre Bilder umschwebten ihn, gebrochen durch seinen Schmerz. Er spürte, wie ihm Feuchtigkeit über das Gesicht lief, und wusste nicht, ob es Schweiß oder Tränen waren. Ihm kam der Gedanke, langsam, wie aus großer Entfernung, dass er den Verstand verloren haben musste, doch er hatte keine Ahnung, wie er das ändern sollte.

Die Fliegen stachen ihn zwar nicht mehr, doch ihr Summen hatte er nach wie vor im Ohr. Er lauschte dem Geräusch mit großer Konzentration, weil er überzeugt war, dass die Fliegen versuchten, ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Er hörte aufmerksam zu, konnte aber nur Silben ausmachen, die keinen Sinn ergaben. »Shosha.« »Nik.« »Osonni.« Nein, das war ein Wort, er kannte es! Weißer Mann, es bedeutete weißer Mann - war von ihm die Rede?

Er schlug unbeholfen nach seinem Ohr, um die Fliegen zu verscheuchen, und wieder fing er dieses Wort auf: »Fegefeuer.«

Eine Zeit lang konnte er die Bedeutung dieses Wortes nicht erfassen; übersät mit Fliegen, hing es vor ihm in der Luft. Dumpf nahm er die Hinterhand des Pferdes wahr, die in der Sonne glänzte, die doppelte Linie im Staub, hinterlassen von - was war es noch? Ein Ding aus einem Bett - nein, aus Leinen; er schüttelte den Kopf. Es war sein

Bettsack, der zwischen zwei Baumschösslinge gespannt war, die über den Boden schleiften ... »Schleppbahre«, das war das Wort - ja. Und die Katze; da war eine Katze, die ihn mit Augen aus rohem Bernstein ansah, den Kopf nach hinten verdreht, das Maul aufgerissen, sodass er die Fangzähne sah.

Jetzt sprach die Katze auch mit ihm.

»Ihr seid verrückt, wisst Ihr das?«

»Ich weiß«, murmelte er. Die Antwort der Katze verstand er nicht, denn sie wurde mit schottischem Akzent geknurr.

Er beugte sich dichter über die Katze, um sie besser zu hören. Hatte das Gefühl, durch Luft, die so dick war wie Wasser, zu dem offenen Maul hinunterzuschweben. Plötzlich endete jedes Gefühl der Anstrengung; er bewegte sich nicht länger, sondern fühlte sich irgendwie getragen. Konnte die Katze nicht mehr sehen ... Oh. Er lag auf dem Bauch am Boden, Gras und Erde unter seiner Wange.

Die Katzenstimme driftete wütend, aber resigniert in sein Ohr.

»Euer Fegefeuer? Meint Ihr, Ihr kommt da hinaus, wenn Ihr rückwärtslauft?«

Also nein, dachte William, der sich friedvoll fühlte. Das ergab nun wirklich keinen Sinn.

KLARE WORTE

Die junge Frau schnippte nachdenklich mit ihrer Schere. »Du bist dir sicher?«, fragte sie. »Es scheint mir eine Schande, Freund William. Solch eine herrliche Farbe!«

»Ich hätte gedacht, dass sie Euch unschicklich erscheint, Miss Hunter«, sagte William lächelnd. »Ich habe immer gehört, dass Quäker leuchtende Farben für weltlich halten.« Der einzige Farbtupfer an ihrer eigenen Aufmachung war eine kleine rötliche Brosche, die ihr Halstuch zusammenhielt. Alles andere war in Creme- und Nusstönen gehalten - obwohl er fand, dass sie ihr gut standen.

Sie warf ihm einen tadelnden Blick zu.

»Sich unbescheiden herauszuputzen, ist wohl kaum dasselbe, wie die Gaben Gottes dankbar anzunehmen. Rupft sich ein Hüttensänger etwa die Federn aus, oder wirft eine Rose ihre Blütenblätter fort?«

»Ich bezweifle, dass Rosen unter Juckreiz leiden«, sagte er und kratzte sich am Kinn. Die Vorstellung, dieser Bart könnte eine Gottesgabe sein, war ihm neu, doch sie überzeugte ihn nicht, fortan unter die Barträger zu gehen. Abgesehen von seiner unglückseligen Farbe wuchs sein Bart zwar heftig, aber lückenhaft. William blickte missbilligend in das kleine Spiegelquadrat in seiner Hand. Er konnte nichts gegen den Sonnenbrand tun, der ihm die Haut von der Nase und den Wangen schälte, oder an den

Krusten und Kratzern, die ihm von seinen Abenteuern im Sumpf geblieben waren - doch die grauenvollen Kupferlocken, die fröhlich an seinem Kinn sprossen und ihm wie ein entstellender Moosbewuchs am Kiefer klebten, dies zumindest konnte er sofort beseitigen.

»Wenn Ihr so freundlich wärt?«

Ihre Lippen zuckten, und sie kniete sich neben seinen Hocker und legte ihm die Hand unter das Kinn, um seinen Kopf so zu drehen, dass sie das Licht am Fenster am besten nutzen konnte.

»Nun denn«, sagte sie und legte ihm die kühle Schere an die Wange. »Ich werde Denny bitten, dich zu rasieren. Ich kann dir wohl den Bart schneiden, ohne dich zu verletzen, aber« - sie kniff die Augen zusammen und beugte sich zu ihm hinüber, um vorsichtig um sein Kinn herumzuschneiden - »rasiert habe ich selbst noch nie etwas, das lebendiger war als ein totes Schwein.«

»Barbier, Barbier«, murmelte er und versuchte, dabei nicht die Lippen zu bewegen, »ein Schwein rasiert. Wie -«

Ihre Finger drückten ihm das Kinn hoch, um ihm fest den Mund zu schließen, doch sie stieß jenen leisen Prustlaut aus, der bei ihr als Lachen durchging. *Schnipp, schnipp, schnipp*. Die Klängen kitzelten ihn angenehm im Gesicht, und die drahtigen Härchen strichen über seine Hände und sanken dann auf das abgenutzte Leinentuch, das sie ihm auf den Schoß gelegt hatte.

Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihr Gesicht aus

solcher Nähe zu betrachten, und jetzt nutzte er seine kurze Chance. Ihre Augen waren beinahe braun und nicht ganz grün. Er hätte sie plötzlich gern auf die Nasenspitze geküsst. Stattdessen schloss er die Augen und atmete. Sie hatte eine Ziege gemolken, das konnte er riechen.

»Ich kann mich selbst rasieren«, sagte er, als sie die Schere sinken ließ.

Sie zog die Augenbrauen hoch und blickte auf seinen Arm hinunter. »Es würde mich überraschen, wenn du allein essen könntest, ganz zu schweigen davon, dich zu rasieren.«

Wenn er ehrlich war, konnte er den rechten Arm kaum anheben, und während der letzten beiden Tage hatte sie ihn gefüttert. Daher hielt er es für klüger, ihr nicht zu sagen, dass er eigentlich Linkshänder war.

»Der Arm verheilt gut«, sagte er stattdessen und drehte den Arm so, dass das Licht darauffiel. Erst heute Morgen hatte ihm Dr. Hunter den Verband abgenommen und sich zufrieden mit den Ergebnissen gezeigt. Die Wunde war immer noch rot und aufgequollen, die Haut ringsum unangenehm weiß und feucht. Doch sie war zweifellos im Begriff zu heilen; der Arm war nicht mehr geschwollen, und die ominösen roten Streifen waren verschwunden.

»Nun«, sagte sie nachdenklich, »ich finde, es ist eine ordentliche Narbe. Gut zusammengewachsen und sehr hübsch.«

»Hübsch?«, wiederholte William und warf einen

skeptischen Blick auf seinen Arm. Er hatte schon ein paarmal gehört, wie Männer eine Narbe als »hübsch« bezeichneten, doch meistens meinten sie damit eine Narbe, die ohne Umschweife und sauber verheilt war und ihren Träger nicht entstellte, weil sie an einem bedeutenden Punkt verlief. Diese Narbe war uneben und weitschweifig und hatte ein langes Ende, das auf sein Handgelenk zuführte. Er war - hatte man ihm hinterher gesagt - dem Verlust des Arms nur knapp entgangen: Dr. Hunter hatte diesen schon gepackt gehabt und seine Amputationssäge dicht oberhalb der Wunde angesetzt, als der Abszess, der sich darunter gebildet hatte, in seiner Hand geplatzt war. Als er das sah, hatte der Arzt die Wunde hastig drainiert, Knoblauch und Beinwell daraufgepackt und gebetet - mit guter Wirkung.

»Sie sieht aus wie ein großer Stern«, sagte Rachel Hunter beifällig. »Ein bedeutender Stern. Ein großer Komet vielleicht. Oder der Stern von Bethlehem, der die Weisen zu Christus in der Krippe geführt hat.«

William verdrehte den Arm und überlegte. Er selbst fand eher, dass die Narbe aussah wie eine zerberstende Mörserkugel, doch alles, was er sagte, war ein ermutigendes »Hmm!«. Er hätte sich gern noch weiter mit ihr unterhalten - sie hielt sich nur selten länger bei ihm auf, wenn sie ihm zu essen gab, denn sie hatte so viel anderes zu tun -, und so hob er sein frischgeschorenes Kinn und wies auf die Brosche, die sie trug.

»Das ist sehr hübsch«, sagte er. »Nicht zu weltlich?«

»Nein«, sagte sie knapp und legte die Hand auf die Brosche. »Sie besteht aus dem Haar meiner Mutter. Sie ist bei meiner Geburt gestorben.«

»Ah. Das tut mir leid«, sagte er und fügte nach einem Moment des Zögerns hinzu: »Meine Mutter auch.«

Jetzt hielt sie inne und musterte ihn, und ganz kurz sah er etwas in ihren Augen aufflackern, das mehr war als die nüchterne Aufmerksamkeit, die sie auch einer kalbenden Kuh oder einem Hund geschenkt hätte, der etwas gefressen hatte, was ihm nicht bekommen war.

»Mir tut es auch leid«, sagte sie leise, dann wandte sie sich entschlossen ab. »Ich hole meinen Bruder.«

Ihre Schritte gingen die schmale Treppe hinunter, rasch und leicht. Er ergriff die Enden des Leinentuchs und schüttelte es aus dem Fenster, sodass sich die roten Haare in alle Himmelsrichtungen verstreuten. Er weinte ihnen keine Träne nach. Vielleicht hätte er sich ja einmal zur Tarnung einen Bart wachsen lassen, wenn seine Farbe ein ordentliches, nüchternes Braun gewesen wäre. So jedoch hätte ein Vollbart in dieser grellen Farbe nur alle Blicke auf sich gezogen.

Was jetzt?, fragte er sich. Gewiss würde er morgen genug bei Kräften sein, um aufzubrechen.

Seine Kleider waren noch brauchbar, auch wenn sie gelitten hatten; Miss Hunter hatte die Risse in seiner Hose und seinem Rock geflickt. Doch er hatte kein Pferd, kein Geld bis auf die beiden Sixpencestücke, die er in der

Tasche gehabt hatte, und er hatte das Buch mit der Liste seiner Ansprechpartner und ihrer jeweiligen Nachrichten verloren. Möglich, dass ihm noch ein paar ihrer Namen einfallen würden, doch ohne die passenden Codewörter und Zeichen ...

Urplötzlich dachte er an Henry Washington und diesen verschwommenen Wortwechsel mit Ian Murray am Feuer, bevor sie angefangen hatten, sich über Todesgesänge zu unterhalten. Washington, Cartwright, Harrington und Carver. Seine Singsangliste fiel ihm wieder ein, zusammen mit Murrays verwunderter Erwiderung auf seine Erwähnung Washingtons und des Ortes Dismal.

Er konnte sich keinen Grund vorstellen, warum Murray ihn irreführen sollte. Doch wenn er recht hatte, war Hauptmann Richardson völlig falschen Informationen aufgesessen? Das war natürlich möglich. Obwohl er sich erst so kurz in den Kolonien aufhielt, wusste er bereits, wie rasch die Loyalität der Menschen wechseln konnte, wenn sich ihnen neue Chancen eröffneten oder sie von einer Bedrohung erfuhren.

Aber ... sagte die leise, kalte Stimme der Vernunft, und er spürte ihre kühle Berührung an seinem Hals. Wenn Hauptmann Richardson nicht im Irrtum war ... hatte er die Absicht, dich in den Tod oder in den Kerker zu schicken.

Die schiere Ungeheuerlichkeit dieser Vorstellung trocknete ihm den Mund aus, und er griff nach dem Becher mit Kräutertee, den ihm Miss Hunter vorhin gebracht hatte. Der Tee schmeckte scheußlich, doch er merkte es kaum

und klammerte sich an den Becher, als könnte er ein Talisman gegen die Bilder in seinem Kopf sein.

Nein, versicherte er sich selbst. Es war nicht möglich. Sein Vater war mit Richardson bekannt. Wenn der Hauptmann ein Verräter war - was dachte er da nur? Er schluckte seinen Tee und verzog das Gesicht.

»Nein«, sagte er laut, »nicht möglich. Oder nicht wahrscheinlich«, fügte er fairerweise hinzu. »Occams Gesetz.«

Dieser Gedanke beruhigte ihn ein wenig. Schon als Kind hatte er die Grundprinzipien der Logik gelernt und sich seitdem stets mit Erfolg an William von Occam orientiert. War es wahrscheinlicher, dass Hauptmann Richardson insgeheim ein Verräter war, der William bewusst in die Gefahr entsandt hatte - oder dass man den Hauptmann falsch informiert oder er einfach einen Fehler gemacht hatte?

Und außerdem - welchen Sinn hätte das gehabt? William machte sich keine Illusionen, was seine eigene Bedeutung in der Weltordnung betraf. Welchen Nutzen würde es Richardson - oder sonst jemandem - bringen, wenn er einen rangniederen Offizier vernichtete, der ein paar Kundschafterdienste versah?

Nun denn. Er entspannte sich ein wenig, trank unachtsam von dem grässlichen Tee, verschluckte sich daran und hustete, sodass er den Tee überall versprühte. Er war immer noch dabei, mit dem Handtuch die Überreste aufzuwischen, als Dr. Hunter energisch die Treppe

hochgelaufen kam. Denzell Hunter war vielleicht zehn Jahre älter als seine Schwester, etwa Ende zwanzig. Er war schwächling und so fröhlich wie ein Sperling. Bei Williams Anblick strahlte er, offensichtlich hocheifrig über die Genesung seines Patienten, und William lächelte herzlich zurück.

»Schwesterchen sagt mir, du brauchst eine Rasur«, sagte der Arzt und stellte das Rasierzeug ab, das er mitgebracht hatte. »Es muss dir also so gut gehen, dass du über eine Rückkehr in die Gesellschaft nachdenkst - denn jeder Mann lässt sich als Erstes den Bart wachsen, wenn er von gesellschaftlichen Zwängen befreit ist. Hattest du heute schon Verdauung?«

»Nein, aber das habe ich gleich vor«, versicherte ihm William. »Allerdings habe ich nicht vor, mich in die Öffentlichkeit zu begeben, solange ich aussehe wie ein Bandit - nicht einmal bis zum Abort. Ich möchte keinen Anstoß unter Euren Nachbarn erregen.«

Dr. Hunter lachte. Er zog ein Rasiermesser aus der einen Tasche und seine in Silber gefasste Brille aus der anderen, setzte sich Letztere fest auf die Nase und griff nach dem Rasierpinsel.

»Oh, Schwesterchen und ich sind bereits in aller Munde«, versicherte er William und beugte sich vor, um ihn einzuschäumen. »Einen Banditen aus unserem Abort kommen zu sehen, würde die Nachbarn nur in ihrer Meinung bekräftigen.«

»Wirklich?«, sagte William vorsichtig und verzog dabei

den Mund, damit er nicht unabsichtlich mit Seife gefüllt wurde. »Warum denn?« Es überraschte ihn, das zu hören; sobald er wieder bei Bewusstsein war, hatte er sich erkundigt, wo er sich befand, und erfahren, dass Oak Grove eine kleine Quäkersiedlung war. Er hatte gedacht, Quäker wären im Allgemeinen durch ihre religiösen Überzeugungen geeint - aber er kannte ja eigentlich keine Quäker.

Hunter stieß einen tiefen Seufzer aus, legte den Rasierpinsel hin und griff stattdessen nach dem Rasiermesser.

»Oh, Politik«, sagte er im beiläufigen Tonfall eines Menschen, der ein ermüdendes, aber triviales Thema beenden möchte. »Sag mir, Freund Ransom, gibt es jemandem, dem ich eine Nachricht zukommen lassen könnte, um ihm von deinem Unglück und deiner Rettung zu berichten?« Er hielt mit der Rasur inne, damit William antworten konnte.

»Nein, ich danke Euch, Sir - ich werde es ihnen selbst erzählen«, sagte William und lächelte. »Ich bin mir sicher, dass ich morgen im Stande sein werde aufzubrechen - obwohl ich Euch verspreche, dass ich Eure Güte und Gastfreundschaft nicht vergessen werde, wenn ich meine ... Freunde erreiche.«

Denzell Hunter runzelte ein wenig die Stirn, und er presste die Lippen zusammen, als er die Rasur fortsetzte, doch er widersprach William nicht.

»Ich hoffe, du verzeihst mir meine Neugier«, sagte er

kurz darauf, »aber wohin beabsichtigst du denn von hier aus zu gehen?«

William zögerte, denn er war sich nicht sicher, was er darauf antworten sollte. Angesichts des bedauernswerten Zustands seiner Finanzen hatte er eigentlich noch nicht genau entschieden, wohin er gehen würde. Die beste Idee, die ihm bis jetzt gekommen war, war, Mount Josiah anzusteuern, seine Plantage. Er war sich nicht ganz sicher, glaubte aber, sich im Umkreis von vierzig oder fünfzig Meilen davon zu befinden - wenn ihm die Hunters etwas Proviant mitgaben, glaubte er die Plantage innerhalb weniger Tage erreichen zu können - oder in höchstens einer Woche. Dort konnte er sich mit frischen Kleidern, einem brauchbaren Pferd, Waffen und Geld ausrüsten und dann seine Reise fortsetzen.

Das war eine verlockende Aussicht. Doch dies hätte bedeutet, seine Anwesenheit in Virginia zu verraten - und damit für beträchtliches Gerede zu sorgen, weil ihn die ganze Gegend nicht nur kannte, sondern natürlich wusste, dass er Soldat war. In seiner gegenwärtigen Aufmachung dort aufzutauchen ...

»Es gibt einige Katholiken in Rosemount«, bemerkte Dr. Hunter zurückhaltend und wischte das Rasiermesser an dem vielfach missbrauchten Handtuch ab. William sah ihn überrascht an.

»Oh?«, sagte er argwöhnisch. Warum zum Teufel erzählte ihm Hunter etwas von Katholiken?

»Ich bitte um Verzeihung, Freund«, entschuldigte sich der Arzt, als er seine Reaktion sah. »Du hast von deinen Freunden gesprochen - ich dachte ...«

»Ihr dachtet, ich bin -« Zunächst verwundert, begriff William dann schlagartig und schlug sich reflexartig mit der Hand an die Brust, wo er natürlich nichts vorfand außer dem abgetragenen Nachthemd, das er trug.

»Hier ist er.« Der Arzt bückte sich rasch, um die Wäschetruhe am Fußende des Bettes zu öffnen, und als er sich wieder erhob, baumelte der hölzerne Rosenkranz an seiner Hand. »Wir mussten ihn dir natürlich abnehmen, als wir dich entkleidet haben, aber meine Schwester hat ihn sicher für dich aufbewahrt.«

»Wir?«, sagte William und nutzte die Gelegenheit, um seine weitere Befragung hinauszuzögern. »Ihr - und Miss Hunter - habt mich ausgezogen?«

»Nun, sonst gab es ja niemanden«, sagte der Arzt entschuldigend. »Uns blieb nichts anderes übrig, als dich nackt in den Bach zu legen in der Hoffnung, dein Fieber zu senken - erinnerst du dich nicht daran?«

Er erinnerte sich - vage - daran, war aber davon ausgegangen, dass die Erinnerung an die überwältigende Kälte und das Gefühl zu ertrinken ebenfalls zu den Überbleibseln seiner Fieberträume gehörte. Miss Hunters Gegenwart zählte glücklicherweise - oder vielleicht auch unglücklicherweise - nicht zu diesen Erinnerungen.

»Ich konnte dich nicht allein tragen«, erklärte ihm der Arzt

ernst. »Und die Nachbarn - ich hatte ein Handtuch, mit dem wir deinen Anstand gewahrt haben.«

»Was haben denn Eure Nachbarn gegen Euch?«, erkundigte sich William neugierig und streckte die Hand aus, um den Rosenkranz entgegenzunehmen. »Ich bin kein Papist«, fügte er beiläufig hinzu. »Der Rosenkranz ist ... ein Erinnerungsstück, das mir ein Freund geschenkt hat.«

»Oh.« Der Arzt rieb sich die Lippe. Damit hatte er offensichtlich nicht gerechnet. »Ich verstehe. Ich hatte gedacht -«

»Die Nachbarn ...?«, fragte William. Er unterdrückte seine Verlegenheit und hängte sich den Rosenkranz wieder um den Hals. Ob der Irrtum in Bezug auf seine Religion der Grund für den Streit mit den Nachbarn war?

»Nun, ich vermute, sie hätten mir geholfen, dich zu tragen«, räumte Hunter ein, »wenn wir genug Zeit gehabt hätten, um jemanden zu holen. Doch es war zu eilig, und das nächste Haus ist ein ganzes Stück entfernt.«

Damit blieb zwar die Frage nach der Haltung der Nachbarn gegenüber den Hunters nach wie vor unbeantwortet, doch es erschien ihm unhöflich, noch weiter nachzubohren. William nickte nur und stand auf.

Der Boden rutschte abrupt unter ihm weg, und am Rand seines Gesichtsfeldes flackerte weißes Licht auf. Er griff nach der Fensterbank, um nicht hinzufallen, und als er einige Sekunden später schweißgebadet zu sich kam, verhinderte allein Dr. Hunters überraschend kräftiger Griff,

dass er kopfüber auf den Hof stürzte.

»Nicht ganz so schnell, Freund Ransom«, sagte der Arzt mit sanfter Stimme. Er zog ihn wieder in das Zimmer zurück und drehte ihn dem Bett zu. »Es dauert etwa noch einen Tag, bis du allein stehen kannst. Ich fürchte, dir wohnt mehr Phlegma inne, als gut für dich ist.«

Mit einem leichten Gefühl der Übelkeit setzte sich William auf das Bett und ließ es geschehen, dass ihm Dr. Hunter das Gesicht mit dem Handtuch abwischte. Offensichtlich würde ihm doch noch etwas Zeit bleiben, sich zu entscheiden, wohin er gehen wollte.

»Wie lange wird es dauern, bis ich einen ganzen Tag marschieren kann?«

Denzell Hunter sah ihn nachdenklich an.

»Fünf Tage vermutlich - mindestens aber vier«, sagte er. »Du bist robust und kräftig, sonst würde ich eine Woche sagen.«

William, der sich klein und schwach vorkam, nickte und legte sich hin. Der Arzt blieb noch einen Moment stirnrunzelnd neben ihm stehen, obwohl William nicht das Gefühl hatte, dass sich das Stirnrunzeln auf ihn bezog; es schien vielmehr der Ausdruck einer inneren Sorge zu sein.

»Wie ... weit wird dich deine Reise führen?«, fragte der Arzt, der seine Worte sehr sorgfältig zu wählen schien.

»Ziemlich weit«, erwiderte William nicht minder vorsichtig. »Ich bin unterwegs ... nach Kanada«, sagte er und begriff plötzlich, dass jedes weitere Wort mehr über die

Hintergründe seiner Reise verraten konnte, als er wünschte. Natürlich konnte ein Mann in Kanada zu tun haben, ohne notwendigerweise der britischen Armee anzugehören, die Quebec besetzt hielt, doch da der Arzt von Politik gesprochen hatte, war es besser, diplomatisch vorzugehen. Und Mount Josiah würde er gewiss mit keiner Silbe erwähnen. So angespannt das Verhältnis der Hunters zu ihren Nachbarn auch sein mochte, die Neuigkeit von ihrem Besucher konnte sich leicht verbreiten.

»Kanada«, wiederholte der Arzt wie zu sich selbst. Dann richtete er den Blick wieder auf William. »Ja, das ist ein weiter Weg. Glücklicherweise habe ich heute Morgen eine Ziege geschlachtet; wir werden Fleisch zu essen haben. Das wird dir helfen, wieder zu Kräften zu gelangen. Ich werde dich morgen zur Ader lassen, um das Gleichgewicht deiner Körpersäfte wiederherzustellen, und dann sehen wir weiter. Jetzt jedoch ...« Er lächelte und streckte die Hand aus. »Komm mit. Ich Sorge dafür, dass du sicher zum Abort kommst.«

EINE FRAGE DES GEWISSENS

Ein Unwetter zog herauf; William konnte es an den Veränderungen in der Luft spüren, es an den dahinrasenden Wolkenschatten sehen, die über die abgenutzten Bodendielen huschten. Die Hitze und die drückende Schwüle des Sommertags hatten sich gelichtet, und die Unruhe der Luft schien auch seine Lebensgeister zu wecken. Trotz seiner Schwäche konnte er nicht im Bett bleiben, und es gelang ihm, aufzustehen und sich an den Waschtisch zu klammern, bis der erste Schwindel vorüber war.

Sich selbst überlassen, verbrachte er dann einige Zeit damit, von einer Seite des Zimmers zur anderen zu wandern - eine Entfernung von etwa drei Metern, wobei er sich mit einer Hand an der Wand abstützte, um das Gleichgewicht zu halten. Dies strengte ihn so sehr an, dass er sich hin und wieder benommen auf den Boden setzen und den Kopf zwischen die Knie nehmen musste, bis er keine Sterne mehr sah.

Bei einer dieser Gelegenheiten - er saß unter dem Fenster - hörte er Stimmen unten im Hof. Miss Rachel Hunters Stimme, überrascht und fragend - die Erwiderung eines Mannes, leise und rau. Eine vertraute Stimme - Ian Murray!

Er fuhr hoch und ließ sich genauso schnell wieder auf

dem Boden nieder, weil ihm erneut schwarz vor Augen und schwindelig wurde. Er ballte die Fäuste und versuchte keuchend, das Blut zur Rückkehr in seinen Kopf zu bringen.

»Dann ist er also außer Lebensgefahr?« Die Stimmen waren leise, denn sie gingen halb im Murmeln der Kastanien rings um das Haus unter, doch das hörte er. Er kämpfte sich auf die Knie hoch, bekam die Fensterbank zu fassen und schaute blinzelnd in das von Wolken zerrissene Tageslicht.

Murrays hochgewachsene Gestalt war am Hofeingang zu sehen, hager und in Wildleder gekleidet, den riesigen Hund an seiner Seite. Von *Glutton* oder den anderen Indianern war nichts zu sehen, doch hinter ihm fraßen zwei Pferde mit hängenden Zügeln Gras. Rachel Hunter wies auf das Haus, als wollte sie Murray einladen, doch er schüttelte den Kopf. Er griff in die Tasche an seiner Hüfte und zog ein kleines Päckchen heraus, das er der jungen Frau reichte.

»Hoi!«, rief William - zumindest versuchte er, es zu rufen; er bekam kaum Luft - und schwenkte die Arme. Der Wind wurde jetzt stärker und ließ die Kastanienblätter erschauern, doch Murray musste die Bewegung wahrgenommen haben, denn er blickte auf, und als er William am Fenster sah, lächelte er und hob ebenfalls grüßend die Hand.

Doch er machte keine Anstalten, ins Haus zu kommen. Stattdessen ergriff er die Zügel des einen Pferdes und drückte sie Rachel Hunter in die Hand. Dann winkte er zum Abschied in die Richtung von Williams Fenster, schwang

sich mit zielsicherer Eleganz auf das andere Pferd und ritt davon.

Williams Hand krallte sich fester an die Fensterbank, und Enttäuschung stieg in ihm auf, als er Murray zwischen den Bäumen verschwinden sah. Doch halt - Murray hatte ein Pferd zurückgelassen. Rachel Hunter führte es gerade um das Haus herum. Ihre Schürze und ihre Unterröcke wehten im zunehmenden Wind, und sie hielt ihre Haube mit der Hand fest, um sie am Davonfliegen zu hindern.

Das Pferd war gewiss für ihn! Hatte Murray also vor, ihn abzuholen? Oder sollte er ihm folgen? Das Herz hämmerte William in den Ohren, während er die geflickte Hose und die neuen Strümpfe anzog, die Rachel ihm gestrickt hatte, und nach kurzem Kampf gelang es ihm auch, die vom Wasser steifen Stiefel darüberzuzerren. Er zitterte zwar vor Anstrengung, doch er stieg hartnäckig die Treppe hinunter, schwankend, schwitzend, rutschend - und am Ende langte er heil in der Küche an.

Die Hintertür öffnete sich mit einem Schwall von Wind und Licht und knallte dann abrupt wieder zu, weil sie Rachel aus der Hand gerissen wurde. Sie wandte sich um, sah ihn und schrie überrascht auf.

»Himmel, hilf! Was machst du denn hier unten?« Sie keuchte vor Anstrengung und vor Schreck und funkelte ihn an, während sie sich die dunklen Haarsträhnen wieder unter die Haube steckte.

»Ich wollte Euch nicht erschrecken«, sagte William entschuldigend. »Ich wollte - ich habe Mr. Murray

aufbrechen sehen. Ich dachte, ich hole ihn vielleicht noch ein. Hat er gesagt, wo ich ihn treffen soll?«

»Nein. Setz dich, um Himmels willen, sonst fällst du noch um.«

Er wollte es nicht. Der Wunsch, das Haus zu verlassen, zu gehen, war überwältigend stark. Doch ihm zitterten die Knie, und wenn er sich nicht bald hinsetzte ... Widerstrebend setzte er sich.

»Was hat er denn gesagt?«, fragte er, und weil er plötzlich begriff, dass er in Gegenwart einer Dame saß, wies er auf den anderen Hocker. »Bitte setzt Euch doch. Sagt mir, was er gesagt hat.«

Rachel warf ihm einen Seitenblick zu, setzte sich aber und strich die vom Wind verwehten Kleider zurecht. Das Unwetter war nah; Wolkenschatten rasten über den Boden, über ihr Gesicht, und die Luft schien zu wabern, als befände sich das Zimmer unter Wasser.

»Er hat sich nach deinem Wohlergehen erkundigt, und als ich ihm gesagt habe, dass du dich auf dem Weg der Besserung befindest, hat er mir das Pferd gegeben und gesagt, dass es für dich ist.« Sie zögerte einen Moment, und William drang weiter in sie.

»Er hat Euch doch noch etwas gegeben, oder? Ich habe gesehen, wie er Euch ein Päckchen gegeben hat.«

Ihre Lippen pressten sich kurz aufeinander, doch sie nickte und griff in ihre Tasche, um ihm ein kleines Bündel zu reichen, das lose in ein Stück Stoff gewickelt war.

Er brannte darauf herauszufinden, was das Päckchen enthielt - jedoch nicht so sehr, dass er die Spuren im Stoff nicht bemerkte, tiefe Furchen, um die einmal eine Kordel gewickelt gewesen war. Um die bis vor Kurzem noch eine Kordel gewickelt gewesen war. Er schaute zu Rachel Hunter auf, die den Blick abwandte. Sie hatte zwar das Kinn erhoben, doch die Röte stieg ihr in die Wangen. Er sah sie mit hochgezogener Augenbraue an, dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Päckchen.

Er öffnete es, und es enthielt ein kleines Bündel kontinentaler Banknoten; eine abgewetzte Geldbörse, die eine Guinee, drei Shilling und zwei Pence in Münzen enthielt, einen vielfach zusammengefalteten - und, wenn er das richtig beurteilte, noch einmal neu gefalteten - Brief und noch ein kleineres Bündel, das noch zusammengeschnürt war. Er legte es zusammen mit dem Geld beiseite und öffnete den Brief.

Vetter,

ich hoffe, Euch bei besserer Gesundheit anzutreffen als beim letzten Mal. Falls ja, lasse ich ein Pferd und etwas Geld zurück, um Euch bei der Weiterreise zu helfen. Falls nicht, lasse ich das Geld da, um entweder für Eure Arznei oder Eure Beerdigung zu bezahlen. Das andere Geschenk stammt von einem Freund, den die Indianer Bären töter nennen. Er hofft, dass Ihr es in bester Gesundheit tragen werdet. Ich wünsche Euch Glück auf Euren Wegen.

Euer gehors. Dien. Ian Murray

»Hm!« William war verblüfft. Offenbar hatte Murray selbst etwas vor und konnte oder wollte nicht warten, bis William wieder reisefähig war. Obwohl es ihn ein wenig enttäuschte - er hätte sich gern noch weiter mit Murray unterhalten, jetzt, da er wieder bei klarem Verstand war -, doch er sah ein, dass es wohl besser war, dass Murray nicht mit ihm gemeinsam reisen wollte.

Ihm dämmerte, dass sein größtes Problem gelöst war; er besaß jetzt die Mittel, um seine Mission fortzusetzen - soweit das überhaupt möglich war. Zumindest konnte er General Howes Hauptquartier aufsuchen, Bericht erstatten und sich neue Anweisungen holen.

Es war bemerkenswert großzügig von Murray; das Pferd hatte einen kräftigen Eindruck gemacht, und das Geld war mehr als ausreichend für ordentliche Kost und Unterkunft von hier bis New York. Er fragte sich, woher in aller Welt Murray es hatte; seinem Aussehen nach besaß der Mann nicht einmal einen Topf, in den er pinkeln konnte - obwohl sich William ins Gedächtnis rief, dass er ein gutes Gewehr hatte, und er war eindeutig gebildet, denn seine Handschrift war ordentlich. Doch was konnte den seltsamen schottischen Indianer bewogen haben, sich so für ihn zu interessieren?

Verwundert griff er nach dem kleineren Bündel und band die Kordel los. Es stellte sich heraus, dass es die Klaue eines großen Bären enthielt, die mit einem Loch versehen

war und an einem Lederbändchen hing. Sie war schon alt; die Kanten waren glatt poliert, und der Lederknoten war so fest geworden, dass er sich eindeutig nie wieder öffnen lassen würde.

Er strich mit dem Daumen über die Klaue und probierte aus, wie spitz sie noch war. Nun, bis jetzt hatte ihm der Bärenggeist gute Dienste erwiesen. Er lächelte vor sich hin, zog sich das Lederbändchen über den Kopf und ließ die Klaue außen auf seinem Hemd hängen. Rachel Hunter startete ihn mit unergründlicher Miene an.

»Ihr habt meinen Brief gelesen, Miss Hunter«, sagte William tadelnd. »Das war sehr unerzogen von Euch!«

Ihre Wangen wurden noch röter, doch sie sah ihn so direkt an, wie er es von einer Frau nicht gewohnt war - mit Ausnahme seiner Großmutter väterlicherseits.

»Deine Ausdrucksweise ist deiner Kleidung weit überlegen, Freund William - selbst wenn diese neu wäre. Und du bist zwar schon seit einigen Tagen wieder bei Verstand, doch du hast uns nicht gesagt, was dich in den Great Dismal geführt hat. Der Sumpf ist kein Ort für feine Herren.«

»O doch, das ist er, Miss Hunter. Viele Herren meiner Bekanntschaft gehen dort auf die Jagd, weil diese unübertroffen ist. Doch Wildschweine oder Pumas jagt man nicht im Sonntagsstaat.«

»Genauso wenig, wie man sie nur mit einer Bratpfanne bewaffnet jagt, Freund William«, gab sie zurück. »Und

wenn du tatsächlich ein feiner Herr bist - wo, bitte, bist du dann zu Hause?«

Er stockte einen Moment und versuchte, sich an die Details seines Alter Ego zu erinnern, entschied sich dann aber für die erstbeste Stadt, die ihm in den Sinn kam.

»Äh - Savannah. South Carolina«, fügte er hilfsbereit hinzu.

»Ich weiß, wo das ist«, schnappte sie. »Und ich weiß auch, wie die Menschen dort sprechen. Du bist keiner von ihnen.«

»Wollt Ihr mich etwa einen Lügner nennen?«, sagte er erstaunt.

»Ja.«

»Oh.« Sie saßen im Zwielficht des heraufziehenden Sturms in der Küche und blitzten einander kalkulierend an. Einen Moment lang hatte er das Gefühl, mit seiner Großmutter Benedicta Schach zu spielen.

»Ich bedaure, dass ich deinen Brief gelesen habe«, sagte sie abrupt. »Ich versichere dir, dass es keine vulgäre Neugier war.«

»Was denn dann?« Er lächelte ein wenig, um ihr anzuzeigen, dass er ihr die Indiskretion nicht übel nahm. Sie erwiderte das Lächeln nicht, sondern fixierte ihn scharf - nicht argwöhnisch, aber doch irgendwie abwägend. Schließlich jedoch seufzte sie, und ihre Schultern sanken in sich zusammen.

»Ich wollte nur ein wenig über dich und deinen Charakter

erfahren. Deine Kameraden, die dich zu uns gebracht haben, erscheinen mir gefährlich. Und dein Vetter? Wenn du also einer von ihnen bist -« Ihre Zähne bohrten sich kurz in ihre Oberlippe, doch sie schüttelte den Kopf und fuhr dann mit neuer Entschlossenheit fort.

»Wir müssen in den nächsten Tagen von hier fort - mein Bruder und ich. Du hast Denny gesagt, dass du nach Norden reist; ich möchte, dass wir dich begleiten, zumindest für eine Weile.«

Was immer er erwartet hatte, das war es jedenfalls nicht. Er blinzelte und sprach den erstbesten Gedanken aus, der ihm in den Sinn kam.

»Fort von hier? Warum denn? Die ... äh ... die Nachbarn?«

Ihre Miene war überrascht.

»Was?«

»Verzeihung, Ma'am. Euer Bruder schien mir anzudeuten, dass das Verhältnis zwischen Eurer Familie und den Menschen, die in der Nähe leben, ein wenig getrübt ist?«

»Oh.« Ihr Mundwinkel verzog sich; er konnte nicht sagen, ob dies von Bestürzung kündete oder von Belustigung - vermutete aber sehr, dass es Letzteres war.

»Ich verstehe«, sagte sie und trommelte nachdenklich mit den Fingern auf den Tisch. »Ja, das stimmt, obwohl es nicht das ist, was ich - nun, es hat nichts damit zu tun. Ich sehe schon, dass ich dir alles erzählen muss. Was weißt du

über die Gesellschaft der Freunde?«

Er kannte nur eine einzige Quäkerfamilie, die Unwins. Mr. Unwin war ein reicher Kaufmann, der mit seinem Vater bekannt war, und er hatte seine beiden Töchter einmal bei einem Hauskonzert kennengelernt, doch sie hatten sich nicht über Philosophie oder Religion unterhalten.

»Sie - äh, Ihr - meidet den Konflikt, glaube ich?«, antwortete er vorsichtig.

»Gewalt«, korrigierte sie. »Konflikt ist unser Lebenselixier, solange er verbal ist. Und angesichts der Form unserer Gottesdienste ... Also Denny sagt, du bist kein Papist, doch ich gehe davon aus, dass du noch nie eine Zusammenkunft der Quäker besucht hast?«

»Die Gelegenheit hat sich noch nicht ergeben, nein.«

»Das dachte ich mir. Nun denn.« Sie betrachtete ihn nachdenklich. »Wir haben Prediger, die bei der Zusammenkunft sprechen - doch es darf jeder dort sprechen, über jedes Thema, wenn der Geist ihn oder sie anrührt.«

»Sie? Auch die Frauen sprechen in der Öffentlichkeit?«

Sie bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick.

»Ich habe doch genauso eine Zunge wie du.«

»Das ist mir bereits aufgefallen«, sagte er und lächelte sie an. »Bitte fährt fort.«

Sie beugte sich dazu ein wenig vor, wurde aber durch das Krachen eines Fensterladens unterbrochen, der vor die Hauswand prallte, und dann prasselte der Regen

gegen das Fenster.

»Ich muss die Hühner hereinholen! Schließ die Fensterläden«, trug sie ihm auf und huschte ins Freie.

Verblüfft, aber belustigt, leistete er ihr mit langsamen Bewegungen Folge. Als er die Treppe hinaufstieg, um die Läden im oberen Stock zu schließen, wurde ihm wieder schwindelig, und er blieb auf der Schwelle des Schlafzimmers stehen und hielt sich am Türpfosten fest, bis er das Gleichgewicht wiederfand. Oben befanden sich zwei Zimmer: das Schlafzimmer an der Vorderseite des Hauses, wo sie ihn untergebracht hatten, und ein kleineres Zimmer an der Rückseite. Dieses teilten sich die Hunters nun; es gab ein Rollbett, einen Waschtisch mit einem silbernen Kerzenständer und nicht viel mehr außer einer Reihe von Haken, an denen das Sonntagshemd und die Hose des Arztes hingen, ein wollenes Schultertuch und ein Kleid, das Rachel Hunter wohl zu den Zusammenkünften trug, ein nüchtern aussehendes Gewand, das mit Indigo gefärbt war.

Jetzt, da die Fensterläden den Lärm von Wind und Regen dämpften, erschien ihm das halbdunkle Zimmer still, ein sicherer Hafen im Sturm. Sein Herz schlug nach der Anstrengung des Treppensteigens wieder langsamer, und er blieb einen Moment stehen und genoss das etwas verbotene Gefühl, ein Eindringling zu sein. Von unten kam kein Geräusch; Rachel verfolgte wohl noch die Hühner.

Das Zimmer hatte etwas Merkwürdiges an sich, und er begriff schnell, was es war. Die Schäbigkeit und

Schlichtheit der persönlichen Besitztümer der Hunters zeugten von Armut - und doch stand dies im Widerspruch zu den kleinen Anzeichen von Wohlstand: Der Kerzenhalter war aus Silber, nicht aus Blech oder Zinn, und Waschkrug und Schüssel bestanden nicht aus Keramik, sondern aus gutem Porzellan, das mit blauen Chrysanthemen verziert war.

Er hob den Rock des blauen Kleides an der Wand und betrachtete es neugierig. Bescheidenheit war eine Sache; Fadenscheinigkeit war eine andere. Der Saum war beinahe weiß gewaschen, die Indigofarbe ausgebleichen, sodass die Rockfalten ein fächerförmiges Muster aus Hell und Dunkel aufwiesen. Die Damen Unwin hatten sich zwar unauffällig gekleidet, doch ihre Kleider waren von feinsten Qualität gewesen.

Einem plötzlichen Impuls folgend hielt er sich den Stoff an das Gesicht und atmete ein. Er roch immer noch schwach nach Indigo, nach Gras und Pflanzen - und deutlich nach dem Körper einer Frau. Moschusgeruch durchfuhr ihn wie der Genuss eines guten Weins.

Beim Geräusch der Tür, die sich unten schloss, ließ er das Kleid fallen, als stünde es plötzlich in Flammen, und er stürzte hämmernden Herzens auf die Treppe zu.

Rachel Hunter schüttelte sich vor dem Herd. Wassertropfen flogen von ihrer Schürze, und die Haube klebte nass und zusammengefallen auf ihrem Kopf. Ohne ihn zu sehen zog sie sie ab, wrang sie mit einem Laut der Ungeduld aus und hängte sie an einen Nagel, der in den

Kamin geschlagen war.

Das Haar fiel ihr über den Rücken, die Spitzen nass und glänzend, dunkel auf dem hellen Tuch ihrer Jacke.

»Ich hoffe, die Hühner sind alle in Sicherheit?«, sagte er, weil es ihm plötzlich wie eine unverantwortliche Intimität vorkam, sie mit ihrem offenen Haar zu beobachten, ohne dass sie sich dessen bewusst war, und dabei ihren Duft noch deutlich in der Nase zu haben.

Sie wandte sich um, und ihr Blick war argwöhnisch, doch sie machte keine Anstalten, ihr Haar wieder zu bedecken.

»Alle bis auf das eine, das mein Bruder die Hure von Babylon nennt. Es gibt ohnehin kein Huhn, das man als intelligent bezeichnen könnte, doch dieses Tier ist ungewöhnlich pervers.«

»Pervers?« Offensichtlich begriff sie, dass er über die Möglichkeiten nachdachte, die diese Beschreibung mit sich brachte, und sie amüsant fand, denn sie prustete durch die Nase und bückte sich, um die Wäschetruhe zu öffnen.

»Es sitzt mitten im Gewitter in sieben Metern Höhe auf einer Kiefer. Pervers.« Sie holte ein Leinenhandtuch hervor und begann, sich das Haar damit abzutrocknen.

Der Klang des Regens veränderte sich unvermittelt, und Hagelkörner prasselten wie Kieselsteine gegen die Fensterläden.

»Hmmpf«, sagte Rachel und warf einen finsternen Blick zum Fenster. »Ich gehe davon aus, dass es vom Hagel bewusstlos geschlagen und vom nächstbesten Fuchs

gefressen wird, doch es geschieht ihm recht.« Sie fuhr fort, sich die Haare zu trocknen. »Nicht schlimm. Ich bin froh, wenn ich diese Hühner nie wieder sehen muss.«

Sie merkte, dass er immer noch stand, setzte sich hin und wies ihm den anderen Hocker zu.

»Ihr habt gesagt, Ihr wollt dieses Haus verlassen und nach Norden reisen, Euer Bruder und Ihr«, sagte er zu ihr und setzte sich. »Dann werden Euch die Hühner also nicht auf dieser Reise begleiten?«

»Nein, der Herr sei gepriesen. Sie sind bereits verkauft, genau wie das Haus.« Sie legte das zerknitterte Handtuch beiseite, fasste in ihre Tasche und holte einen kleinen Hornkamm hervor. »Ich habe gesagt, ich würde dir erzählen, warum.«

»Ich glaube, wir waren so weit gekommen, dass es etwas mit Eurer Zusammenkunft zu tun hat?«

Sie atmete tief durch die Nase und nickte.

»Ich habe gesagt, dass eine Person bei der Zusammenkunft das Wort ergreift, wenn der Geist sie anrührt. Nun, der Geist hat meinen Bruder angerührt ... So ist es gekommen, dass wir Philadelphia verlassen haben.«

Eine Zusammenkunft konnte überall dort entstehen, so erklärte sie, wo sich genügend gleichgesinnte Freunde einfanden. Doch zusätzlich zu diesen kleinen, örtlichen Zusammenkünften gab es größere Veranstaltungen, die Vierteljährlichen und Jährlichen Zusammenkünfte, bei denen man über gewichtige Prinzipien diskutierte und

Entscheidungen über die Quäkergemeinschaft im Allgemeinen traf.

»Die Jährliche Zusammenkunft von Philadelphia ist die größte und bedeutendste«, sagte sie. »Du hast recht: Die Freunde verabscheuen die Gewalt und trachten danach, ihr entweder aus dem Weg zu gehen oder ihr ein Ende zu setzen. Und so hat die Zusammenkunft von Philadelphia über die Rebellion nachgedacht und gebetet und ist zu dem Ratschluss gekommen, dass der Pfad der Weisheit und des Friedens eindeutig in der Versöhnung mit dem Mutterland liegt.«

»Ist das so.« Das stieß auf Williams Interesse. »Ihr wollt also sagen, dass alle Quäker in den Kolonien jetzt Loyalisten sind?«

Ihre Lippen pressten sich kurz zusammen.

»So lautet der Rat der Jährlichen Zusammenkunft. Doch wie ich schon sagte, werden die Freunde durch den Geist geleitet, und man muss tun, wozu man angeleitet wird.«

»Und Euer Bruder wurde geleitet, sich für die Rebellion auszusprechen?« Trotz seines Argwohns war William belustigt; Dr. Hunter kam ihm ganz und gar nicht wie ein Unruhestifter vor.

Sie neigte den Kopf, nicht ganz ein Nicken.

»Für die Unabhängigkeit«, verbesserte sie.

»Die Logik dieser Unterscheidung muss doch irgendwo einen Fehler haben«, wandte William ein und zog eine Augenbraue hoch. »Wie soll man denn die Unabhängigkeit

erlangen, ohne Gewalt anzuwenden?«

»Wenn du glaubst, dass der Geist Gottes notwendigerweise logisch verfährt, kennst du ihn besser als ich.« Sie fuhr sich mit der Hand durch das feuchte Haar und warf es sich ungeduldig über die Schultern.

»Denny hat gesagt, ihm sei klar geworden, dass die Freiheit, sei es eines Individuums oder eines Landes, eine Gabe Gottes ist, und es sei ihm auferlegt worden, sich dem Kampf um ihre Durchsetzung und Erhaltung anzuschließen. Also wurden wir von der Zusammenkunft ausgestoßen«, endete sie abrupt.

Dank der geschlossenen Fensterläden war es dunkel im Zimmer, doch er konnte ihr Gesicht im schwachen Glühen des abgedeckten Herdfeuers sehen. Der letzte Satz hatte sie sehr mitgenommen; ihr Mund war verkniffen, und der Glanz in ihren Augen verriet ihm, dass sie gewiss geweint hätte, wenn sie nicht fest entschlossen gewesen wäre, es nicht zu tun.

»Ich gehe davon aus, dass es eine ernste Sache ist, von der Zusammenkunft ausgestoßen zu werden?«, fragte er vorsichtig.

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. Sie ergriff das feuchte Handtuch, glättete es langsam und faltete es zusammen, während sie sich ihre nächsten Worte zurechtlegte.

»Ich habe dir ja gesagt, dass meine Mutter bei meiner Geburt gestorben ist. Mein Vater ist drei Jahre später gestorben - bei Hochwasser ertrunken. Wir standen vor

dem Nichts, mein Bruder und ich. Doch die örtliche Zusammenkunft hat dafür gesorgt, dass wir nicht hungern mussten und dass wir ein Dach über dem Kopf hatten - auch wenn es Löcher hatte. Dann kam in der Zusammenkunft die Frage auf, wo Denny in die Lehre gehen sollte. Ich weiß, dass er schon Angst hatte, er müsste Viehtreiber oder Schuster werden - das Zeug zum Schmied hat er ja nicht«, fügte sie hinzu und musste trotz ihres Ernstes lächeln. »Er hätte es trotzdem getan - um mich zu ernähren.«

Doch dann hatten sie eine Glückssträhne erwischt. Einer der Freunde hatte es auf sich genommen, eventuelle Verwandte der Hunter-Waisen ausfindig zu machen, und nach regem Briefverkehr hatte er einen entfernten Vetter der beiden gefunden, der ursprünglich aus Schottland stammte, inzwischen aber in London lebte.

»John Hunter, gesegnet sei sein Name. Er ist ein berühmter Arzt, er und sein älterer Bruder, der der Geburtshelfer der Königin persönlich ist.« Trotz ihrer egalitären Prinzipien sah Miss Hunter beeindruckt aus, und William nickte respektvoll. »Er hat sich nach Dennys Fähigkeiten erkundigt, und als man ihm nur Gutes berichtete, hat er dafür gesorgt, dass Denny nach Philadelphia ziehen konnte, wo er bei einer Quäkerfamilie untergekommen ist und die neue medizinische Akademie besuchen konnte. Und dann ist John sogar so weit gegangen, Denny zu sich nach London zu holen und ihn bei sich selbst studieren zu lassen!«

»Das war wirklich großes Glück«, bestätigte William.
»Aber was war denn mit Euch?«

»Oh. Ich - wurde von einer Frau im Dorf aufgenommen«, sagte sie, hastig um Beiläufigkeit bemüht, was ihn jedoch nicht täuschen konnte. »Aber dann ist Denzell zurückgekommen, und natürlich bin ich zu ihm gezogen, um ihm den Haushalt zu führen, bis er einmal heiratet.«

Sie knetete das Handtuch mit den Fingern und hatte den Blick auf ihren Schoß gesenkt. In ihrem Haar schimmerten dort, wo sich das Feuer darin spiegelte, kleine Lichter auf, ein Hauch von Bronze in den dunkelbraunen Locken.

»Die Frau - sie war eine gute Seele. Sie hat darauf geachtet, dass ich lerne, einen Haushalt zu führen, zu kochen, zu nähen. Dass ich ... lerne, was eine Frau wissen muss.« Sie blickte ihn mit dieser seltsamen Direktheit an, und ihr Gesichtsausdruck war nüchtern.

»Ich glaube, du kannst nicht verstehen«, sagte sie, »was es bedeutet, von der Zusammenkunft ausgestoßen zu werden.«

»Etwas Ähnliches, wie wenn man unter Trommelsalven aus dem Regiment geworfen wird, nehme ich an. Peinlich und schmerzhaft.«

Sie kniff die Augen zusammen, doch der Ton seiner Worte war ernst gewesen, und das begriff sie.

»Eine Zusammenkunft von Freunden ist nicht nur eine gemeinsame Andacht. Es ist ... eine Gemeinschaft der Gedanken, der Herzen. So etwas wie eine erweiterte

Familie.«

Und für eine junge Frau, die ihrer eigenen Familie beraubt worden war?

»Also bedeutet, ausgestoßen zu werden ... Ja, ich verstehe«, sagte er leise.

Eine Weile herrschte Stille im Zimmer, die nur vom Geräusch des Regens unterbrochen wurde. Er glaubte, irgendwo in der Ferne einen Hahn krähen zu hören.

»Deine Mutter ist auch tot, hast du gesagt.« Rachel sah ihn an, und der Blick ihrer dunklen Augen war sanft. »Lebt dein Vater noch?«

»Ihr werdet mich jetzt für übertrieben dramatisch halten«, sagte er. »Doch es ist die Wahrheit - mein Vater ist ebenfalls am Tag meiner Geburt gestorben.«

Sie kniff die Augen zusammen.

»Wirklich. Er war gute fünfzig Jahre älter als meine Mutter. Als er hörte, dass sie bei der Ge- bei der Geburt gestorben war, hat er einen Schlaganfall erlitten und ist auf der Stelle gestorben.« Er ärgerte sich; eigentlich stotterte er nur noch selten. Doch sie hatte es nicht bemerkt.

»Dann bist du also auch verwaist. Das tut mir leid für dich«, sagte sie leise.

Er zuckte verlegen mit den Achseln.

»Nun ja. Ich habe meine Eltern ja beide nicht gekannt. Und eigentlich hatte ich Eltern. Die Schwester meiner Mutter ist in jeder Hinsicht meine Mutter gewesen - sie ist inzwischen ebenfalls tot -, und ihr Mann ... Ich habe in ihm

stets meinen Vater gesehen, selbst wenn er nicht mit mir verwandt ist.« Ihm kam der Gedanke, dass er sich hier auf gefährlichem Terrain bewegte und viel zu viel über sich selbst redete. Er räusperte sich und versuchte, das Gespräch wieder auf weniger persönliche Dinge zu bringen.

»Euer Bruder. Wie hat er denn vor, seine ... äh ... Eingebung in die Tat umzusetzen?«

Sie seufzte.

»Dieses Haus - es hat einem Vetter unserer Mutter gehört. Er war Witwer und hatte keine Kinder. Er hatte Denzell das Haus in seinem Testament überlassen, aber als er gehört hat, dass man uns ausgestoßen hatte, hat er uns geschrieben, dass er sein Testament ändern würde. Doch wie es der Zufall wollte, ist er schwer krank geworden und gestorben, bevor er dies tun konnte. All seine Nachbarn wussten jedoch natürlich - von Denny - und deshalb ...«

»Ich verstehe.« Gott mochte vielleicht nicht logisch vorgehen, doch William hatte den Eindruck, dass er sich ganz besonders für Denzell Hunter interessierte. Er vermutete allerdings, dass es unhöflich sein würde, dies anzumerken, und so stellte er eine andere Frage.

»Ihr sagt, das Haus ist verkauft. Also hat Euer Bruder -«

»Er ist in der Stadt, um im Gerichtsgebäude die Papiere zu unterzeichnen und dafür zu sorgen, dass die Ziegen, Schweine und Hühner versorgt sind. Sobald das erledigt

ist, gehen wir.« Sie schluckte sichtlich. »Denny hat vor, sich der Kontinentalarmee als Arzt anzuschließen.«

»Und Ihr werdet mit ihm gehen? Im Tross?« Williams Ton war missbilligend; der Tross bestand aus vielen Soldatenfrauen - oder Konkubinen -, die der Armee im Prinzip gemeinsam mit ihren Männern beitraten. Er hatte noch nicht viel mit dem Tross zu tun gehabt, weil es auf dem Feldzug in Long Island keinen gegeben hatte - doch er hatte seinen Vater hin und wieder von solchen Frauen sprechen hören, meistens mitleidig. Es war kein Leben für eine Frau, die etwas auf sich hielt.

Sie hob das Kinn, als sie seinen Ton hörte.

»Gewiss.«

Auf dem Tisch lag eine lange Holznadel; sie musste sie aus ihrem Haar gezogen haben, als sie die Haube absetzte. Jetzt drehte sie ihr feuchtes Haar zu einem Knoten zusammen und stieß die Nadel entschlossen hinein.

»Also«, sagte sie. »Wirst du uns begleiten? Nur so weit, wie es für dich vertretbar ist«, fügte sie hastig hinzu.

Er hatte schon die ganze Zeit darüber nachgedacht, während sie sich unterhielten. Natürlich würde eine solche Abmachung für die Hunters von Vorteil sein - eine größere Gruppe war unterwegs stets weniger gefährdet, und William erschien es offensichtlich, dass der Arzt trotz seiner göttlichen Eingebung nicht der geborene Kämpfer war. Auch für ihn, dachte er, würde es Vorteile haben. Die

Hunters kannten sich in der Gegend aus, er dagegen nicht, und ein Mann, der mit einer Gruppe unterwegs war, war - vor allem, wenn dieser Gruppe eine Frau angehörte - sehr viel weniger auffällig und verdächtig als ein Mann allein.

Plötzlich dämmerte ihm, dass ihm Hunters Vorhaben, sich der Kontinentalarmee anzuschließen, vielleicht die Gelegenheit verschaffen würde, sich Washingtons Truppen so weit zu nähern, dass er etwas Brauchbares in Erfahrung bringen konnte - etwas, das möglicherweise den Verlust seines Büchleins mit den Namen wieder wettmachen würde.

»Ja, gewiss«, sagte er und lächelte Miss Hunter an. »Ein vorzüglicher Vorschlag!«

Ein Blitz hieb plötzlich durch die Schlitze der Fensterläden, und beinahe im selben Moment donnerte es über ihnen. Vor Schreck fuhren sie beide heftig zusammen.

William schluckte, und seine Ohren summten. Der scharfe Geruch des Blitzes versengte die Luft.

»Ich hoffe«, sagte er, »das war ein Zeichen der Zustimmung.«

Sie lachte nicht.

DER SEGEN DER HEILIGEN BRIDE UND DES HEILIGEN MICHAEL

Bei den Mohawk trug er den Namen Thayendanegaa - Zwei Wetten. Für die Engländer war er Joseph Brant. Ian hatte schon viel von dem Mann gehört, als er noch bei den Mohawk lebte, unter beiden Namen, und er hatte sich schon mehr als einmal gefragt, wie sich Thayendanegaa auf dem trügerischen Gelände zwischen den beiden Welten zurecht fand. War es wie die Brücke?, dachte er plötzlich. Die schmale Brücke zwischen dieser Welt und der nächsten, die von fliegenden Köpfen mit scharfen Zähnen attackiert wurde? Irgendwann würde er gern einmal mit Joseph Brant an einem Lagerfeuer sitzen und ihn fragen.

Jetzt war er zwar zu Brants Haus unterwegs - aber nicht, um mit Brant zu sprechen. *Glutton* hatte ihm gesagt, *Sun Elk* hätte Snaketown verlassen, um sich Brant anzuschließen, und seine Frau hätte ihn begleitet.

»Sie sind in Unadilla«, hatte *Glutton* gesagt. »Wahrscheinlich sind sie noch dort. Thayendanegaa kämpft nämlich auf der Seite der Engländer. Er verhandelt dort oben mit den Loyalisten und versucht sie zu überreden, sich ihm und seinen Männern anzuschließen. ›Brants Freiwillige‹ nennt er sie.« Sein Tonfall war beiläufig; *Glutton* interessierte sich nicht für Politik, auch wenn er hin

und wieder mitkämpfte, wenn ihm danach zumute war.

»Ach ja?«, sagte Ian ebenso beiläufig. »Nun denn.«

Er wusste nicht genau, wo Unadilla lag, nur, dass es irgendwo in der Kolonie New York war, doch das war kein großes Problem. Er brach am nächsten Tag in der Morgendämmerung auf und hielt sich nach Norden.

Die meiste Zeit waren der Hund und seine Gedanken seine einzige Gesellschaft. Einmal jedoch traf er auf ein Sommerlager der Mohawk, und dort hieß man ihn willkommen.

Er saß mit den Männern zusammen und redete. Nach einer Weile brachte ihm eine junge Frau eine Schale mit Eintopf, und er aß ihn, obwohl er kaum wahrnahm, was er enthielt, auch wenn sein Bauch für die Wärme dankbar zu sein schien und sich entkrampfte.

Er konnte nicht sagen, was seinen Blick ablenkte, doch als er aus der Runde der Männer aufblickte, sah er die junge Frau, die ihm das Essen gebracht hatte, just außerhalb des Feuerscheins im Schatten sitzen. Sie beobachtete ihn und lächelte kaum merklich.

Er kaute langsamer, denn der Eintopf war auf einmal ein Genuss. Bärenfleisch, aus dem das Fett triefte. Mais und Bohnen, gewürzt mit Zwiebeln und Knoblauch. Köstlich. Sie legte den Kopf zur Seite und zog eine ihrer eleganten dunklen Augenbrauen hoch. Dann erhob sie sich, als würde sie von ihrer eigenen Frage in die Höhe gezogen.

Ian stellte sein Schüsselchen ab und rülpste höflich, dann

stand er auf und verließ die Runde, ohne die vielsagenden Blicke der Männer zu beachten, mit denen er gemeinsam gegessen hatte.

Sie wartete, ein verschwommener Umriss im Schatten einer Birke. Sie redeten - er spürte, wie sein Mund Worte formte, spürte das Kitzeln ihrer Sätze in den Ohren, doch er bekam kaum mit, was sie sagten. Er hielt die Glut seiner Wut wie eine heiße Kohle in der Handfläche, ein rauchender Funke in seinem Herzen. Er sah die Frau weder als Wasser auf sein Brennen, noch war ihm danach, sie zu entflammen. Flammen brannten hinter seinen Augen, und er raste blindlings wie das Feuer, das jeden Brennstoff verzehrt und stirbt, wenn es keinen mehr gibt.

Er küsste sie. Sie roch nach Essen, gegerbtem Leder und sonnengewärmter Erde. Kein Hauch von Holz, keine Spur von Blut. Sie war groß; er spürte den sanften Druck ihrer Brüste, ließ die Hände auf die Rundung ihrer Hüfte sinken.

Sie bewegte sich an seinem Körper, handfest, willig. Wich zurück, sodass die kühle Luft seine Haut berührte, wo sie gerade noch gewesen war, und nahm ihn bei der Hand, um ihn zu ihrem Langhaus zu führen. Niemand sah sie an, als sie ihn in ihr Bett holte und sich im warmen Halbdunkel nackt zu ihm umwandte.

Er hatte gedacht, es wäre besser, wenn er ihr Gesicht nicht sehen könnte. Anonym, rasch, vielleicht sogar ein bisschen schön für sie. Vergessen für ihn. Zumindest für die wenigen Momente, in denen er sich verlor.

Doch in der Dunkelheit war sie Emily, und er floh beschämt und wütend aus ihrem Bett und ließ Erstaunen zurück.

DIE NÄCHSTEN ZWÖLF TAGE WANDERTE ER, DEN HUND AN SEINER SEITE, UND sprach mit niemandem.

THAYEN DANEGEAS HAUS STAND ETWAS ABSEITS AUF EINEM GROSSEN GRUNDSTÜCK, jedoch nah genug am Dorf, um noch dazuzugehören. Es war ein Dorf wie jedes andere, außer dass viele der Häuser zwei oder drei Mühlsteine vor der Tür liegen hatten; jede Frau mahlte das Mehl für ihre Familie selbst, statt es zu einer Mühle zu bringen.

Die Straße war voller Hunde, die im Schatten der Wagen und Mauern dösten. Jeder einzelne von ihnen setzte sich erschrocken auf, als Rollo in Reichweite kam. Einige knurrten oder bellten, doch keiner forderte ihn zum Kampf heraus.

Mit den Männern verhielt es sich da schon anders. Mehrere Männer standen über einen Zaun gebeugt und beobachteten einen anderen mit einem Pferd auf einer Wiese. Sie fixierten ihn alle, halb neugierig, halb argwöhnisch. Die meisten von ihnen kannte er nicht. Einer jedoch war ein Mann namens *Eats Turtles*, den er aus Snaketown kannte. Ein anderer war *Sun Elk*.

Sun Elk blinzelte ihn an, nicht minder erschrocken als die Hunde, dann trat er auf die Straße, um sich ihm in den Weg

zu stellen.

»Was tust du hier?«

Im ersten Moment dachte er daran, die Wahrheit zu sagen - doch diese ließ sich nicht so schnell erklären, wenn überhaupt, und gewiss nicht vor Fremden.

»Das geht dich nichts an«, antwortete er ruhig.

Sun Elk hatte ihn auf Mohawk angesprochen, und er hatte ihm in derselben Sprache geantwortet. Er sah, wie allenthalben die Augenbrauen in die Höhe fuhren, und *Eats Turtles* begrüßte ihn, vielleicht in der Hoffnung, jeden Sturm im Keim zu ersticken, indem er allen zeigte, dass auch Ian ein Kahnyen'kehaka war. Er erwiderte *Eats Turtles'* Gruß, und die anderen fielen ein wenig zurück, verwundert - und neugierig -, aber nicht feindselig.

Sun Elk dagegen ... Nun, Ian hatte schließlich auch nicht erwartet, dass ihm der Mann um den Hals fallen würde. Er hatte gehofft - insofern, als er überhaupt einen Gedanken an *Sun Elk* verschwendet hatte -, dass er gar nicht da sein würde. Doch hier war er nun, und Ian lächelte ironisch vor sich hin und dachte an die alte Großmutter Wilson, die ihren Schwiegersohn Hiram einmal mit den Worten beschrieben hatte, er sähe aus, *als würde er nicht einmal einem Bären aus dem Weg gehen*.

Es war eine passende Beschreibung, und *Sun Elks* Laune besserte sich weder durch Ians Antwort noch durch das Lächeln.

»Was willst du?«, wollte *Sun Elk* wissen.

»Nichts, was dir gehört«, erwiderte Ian so gelassen wie möglich.

Sun Elk kniff die Augen zusammen, aber bevor er noch etwas sagen konnte, mischte sich *Eats Turtles* ein und lud Ian in sein Haus ein, um dort zu essen und zu trinken.

Er sollte es tun. Es war unhöflich abzulehnen. Doch der Drang, der ihn dreihundert Meilen durch die Wildnis geführt hatte, kannte keine zivilen Umgangsformen. Und er duldete keinen Aufschub.

Außerdem, dachte er, während er sich bereit machte, hatte er gewusst, dass es dazu kommen würde. Sinnlos, es hinauszuzögern.

»Ich möchte die sprechen, die einmal meine Frau gewesen ist«, sagte er. »Wo ist sie?«

Bei diesen Worten blinzelten mehrere der Männer neugierig oder verblüfft - doch er sah, wie *Eats Turtles'* Blick zum Tor des großen Hauses am Ende der Straße huschte.

Sun Elk, das musste man ihm lassen, richtete sich zu voller Größe auf und stellte sich noch breitbeiniger auf die Straße, sodass er aussah, als sei er bereit, es nötigenfalls auch mit *zwei* Bären aufzunehmen. Rollo gefiel das gar nicht, und er verzog das Maul zu einem Knurren, das einen oder zwei der Männer abrupt zurückweichen ließ. *Sun Elk*, der besser als die meisten von ihnen wusste, wozu Rollo im Stande war, wich keinen Zoll zurück.

»Hast du vor, deinen Dämon auf mich zu hetzen?«,

fragte er.

»Natürlich nicht. *Sheas, a cù*«, sagte er leise zu Rollo. Der Hund hielt noch einen Moment die Stellung - lange genug, um anzuzeigen, dass die Idee von *ihm* stammte -, dann wandte er sich ab und legte sich hin, obwohl er unablässig weiterknurrte wie Donner in der Ferne.

»Ich bin nicht hier, um sie dir wegzunehmen«, sagte lan zu *Sun Elk*. Er hatte sich zwar versöhnlich geben wollen, war aber nicht ernsthaft davon ausgegangen, dass es funktionieren würde, und das tat es auch nicht.

»Und du glaubst, das *könntest* du?«

»Wenn ich es gar nicht will, spielt es dann eine Rolle?«, sagte lan gereizt auf Englisch.

»Sie würde nicht mit dir gehen, selbst wenn du mich umbringen würdest!«

»Wie oft muss ich denn noch sagen, dass ich sie dir nicht wegnehmen will?«

Eine Minute lang starrte ihn *Sun Elk* mit pechschwarzen Augen an.

»Bis dein Gesicht dasselbe sagt«, flüsterte er und ballte die Fäuste.

Neugieriges Gemurmel erhob sich aus der Gruppe der Männer, doch sie wichen unmerklich zurück. Sie würden sich nicht in einen Streit um eine Frau einmischen. Das war ein Segen, dachte lan vage, ohne den Blick von *Sun Elks* Händen abzuwenden. Der Mann war Rechtshänder, das wusste er. Er hatte ein Messer im Gürtel stecken, doch

seine Hand befand sich nicht in der Nähe der Waffe.

Ian breitete friedfertig die Hände aus.

»Ich möchte nur mit ihr sprechen.«

»Warum?«, bellte *Sun Elk*. Er war Ian so nah, dass dieser seinen Speichel im Gesicht spürte, doch er wischte ihn nicht fort. Er wich jedoch auch nicht zurück, und er ließ die Hände sinken.

»Das ist eine Sache zwischen mir und ihr«, sagte er leise. »Ich gehe davon aus, dass sie es dir später erzählen wird.« Dieser Gedanke versetzte ihm einen Stich. *Sun Elk* schien dieser Satz jedoch nicht zu überzeugen, denn er versetzte Ian ohne Vorwarnung einen Hieb auf die Nase.

Es knirschte bis in seinen Oberkiefer, und *Sun Elks* andere Faust traf seine Wange. Er schüttelte den Kopf, um wieder klar sehen zu können, sah mit tränenden Augen eine verschwommene Bewegung und versetzte *Sun Elk* - eher mit Glück als mit Absicht - einen ordentlichen Tritt in den Schritt.

Schwer atmend stand er da, und sein Blut tropfte auf die Straße. Sechs Augenpaare wanderten von ihm zu *Sun Elk*, der zusammengekrümmt im Staub lag und leise, verzweifelte Laute ausstieß. Rollo stand auf, spazierte zu dem Gestürzten hinüber und beschnüffelte ihn neugierig. Sämtliche Augen richteten sich wieder auf Ian.

Er vollführte eine kleine Handbewegung, die Rollo an seine Seite holte, und begann, auf Brants Haus zuzuschreiten. Sechs Augenpaare waren auf seinen

Rücken geheftet.

ALS SICH DIE TÜR ÖFFNETE, GAFFTE IHM DIE JUNGE WEISSE, DIE DORT STAND, mit offenem Mund entgegen, die Augen so rund wie Pennystücke. Er war gerade dabei gewesen, sich die blutige Nase mit dem Hemdschoß abzuwischen. Er rieb sich sauber und neigte höflich den Kopf.

»Würdet Ihr so gut sein und Wakyo'teyehsnonsha fragen, ob sie bitte mit Ian Murray sprechen könnte?«

Die junge Frau blinzelte zweimal. Dann nickte sie und ließ die Tür zuschwingen - und hielt auf halbem Weg inne, um ihn noch einmal zu betrachten und sich zu vergewissern, dass sie ihn tatsächlich gesehen hatte.

Mit einem merkwürdigen Gefühl trat er in den Garten hinunter. Es war ein echter englischer Ziergarten mit Rosenbüschen und Lavendel und gepflasterten Wegen. Der Duft des Gartens erinnerte ihn an Tante Claire, und er fragte sich flüchtig, ob Thayendanegea wohl einen englischen Gärtner aus London mitgebracht hatte.

Ein Stück weiter arbeiteten zwei Frauen im Garten; eine von ihnen war weiß, der Farbe der Haare unter ihrer Haube nach. Und der Haltung ihrer Schultern nach war sie in den mittleren Jahren - Brants Frau vielleicht?, fragte er sich. War die junge Frau, die an die Tür gekommen war, ihre Tochter? Die andere war Indianerin, und das Haar hing ihr in einem Zopf über den Rücken, doch es hatte weiße

Strähnen. Keine der beiden wandte den Kopf, um ihn anzusehen.

Als er hinter sich den Türriegel klicken hörte, wartete er einen Moment, bevor er sich umdrehte, und machte sich darauf gefasst zu erfahren, dass sie nicht hier war - oder schlimmer, dass sie sich weigerte, ihn zu sehen.

Doch sie war dort. Emily. Klein und aufrecht, die Brüste rund im Ausschnitt ihres blauen Kalikokleides, das lange Haar im Nacken zusammengebunden, aber nicht bedeckt. Und ihr Gesicht voller Angst - und voller Eifer. Ihre Augen leuchteten freudig auf, als sie ihn sah, und sie trat einen Schritt auf ihn zu.

Er hätte sie an sich gepresst, wenn sie auf ihn zugekommen wäre, ihn irgendwie dazu eingeladen hätte. Und dann?, fragte er sich dumpf. Doch es spielte keine Rolle mehr. Nach dieser ersten impulsiven Bewegung in seine Richtung blieb sie stehen. Ihre Hände flatterten auf, als wollten sie die Luft zwischen ihnen formen, aber dann falteten sie sich vor ihrem Körper zusammen, verborgen in ihren Rockfalten.

»Wolfsbruder«, sagte sie leise auf Mohawk. »Es wärmt mir das Herz, dich zu sehen.«

»Mir auch«, sagte er in derselben Sprache.

»Bist du hier, um mit Thayendanegaa zu sprechen?«, fragte sie und wies mit dem Kopf zurück zum Haus.

»Später vielleicht.« Keiner von ihnen erwähnte seine Nase, obwohl diese so heftig pochte, dass sie

wahrscheinlich doppelt so groß war wie sonst, und sein Hemd an der Vorderseite voller Blut war. Er sah sich um; es gab einen Pfad, der vom Haus fortführte, und er wies kopfnickend dort hinüber. »Gehst du ein Stück mit mir?«

Sie zögerte einen Moment. Die Flamme in ihren Augen war zwar nicht erloschen, doch sie brannte jetzt schwächer; es waren auch noch andere Gefühle dort - Vorsicht, ein Hauch von Bestürzung und etwas, das er für Stolz hielt. Es überraschte ihn, dass er dies alles so deutlich sah. Es war, als bestünde sie aus Glas.

»Ich - die Kinder«, entfuhr es ihr, und sie wandte sich halb dem Haus zu.

»Es macht nichts«, sagte er. »Ich wollte nur -« Er hielt inne, weil ihm Blut aus dem Nasenloch lief, und er fuhr sich mit dem Handrücken über die Oberlippe. Er trat die zwei Schritte vor, die noch fehlten, um den Abstand zwischen ihnen auf Armeslänge zu verkürzen, doch er hütete sich sorgsam davor, sie zu berühren.

»Ich wollte dir sagen, dass es mir leidtut«, sagte er formell auf Mohawk. »Dass ich dir keine Kinder schenken konnte. Und dass ich mich freue, dass du sie jetzt hast.«

Eine hübsche, warme Röte stieg ihr in die Wangen, und er sah, wie ihr Stolz die Bestürzung überwand.

»Darf ich sie sehen?«, fragte er und überraschte sich selbst damit genauso sehr wie sie.

Sie wankte einen Moment, machte dann aber kehrt und ging ins Haus. Er setzte sich auf eine Steinmauer und

wartete, und sie kam kurz darauf mit einem kleinen Jungen zurück, der etwa fünf Jahre alt war, und einem zirka dreijährigen Mädchen mit kurzen Zöpfen, das ihn ernst ansah und an seiner Faust nuckelte.

Ihm war Blut durch die Kehle gelaufen; sie fühlte sich wund an und schmeckte nach Eisen.

Hin und wieder war er unterwegs sorgsam die Erklärung durchgegangen, die ihm Tante Claire gegeben hatte. Nicht weil er vorhatte, Emily davon zu erzählen; es würde keine Bedeutung für sie haben - er verstand es ja selber kaum. Vielleicht einfach nur, um sich für diesen Moment zu wappnen, in dem er sie mit den Kindern zusammen sah, die er ihr nicht geben konnte.

»Nenne es Schicksal«, hatte Claire gesagt und ihn mit ihrem Falkenauge angesehen, das aus großer Höhe sehen kann, so hoch vielleicht, dass das, was aussieht wie Gnadenlosigkeit, in Wirklichkeit Mitgefühl ist. *»Oder nenne es Pech. Aber es war nicht deine Schuld. Und auch nicht die ihre.«*

»Komm her«, sagte er auf Mohawk und hielt dem kleinen Jungen die Hand entgegen. Der Junge sah seine Mutter an, kam dann aber zu ihm und blickte neugierig zu ihm auf.

»Ich sehe dich in seinem Gesicht«, sagte er leise auf Englisch zu ihr. *»Und in seinen Händen«,* fügte er auf Mohawk hinzu und ergriff die Hände des Kindes - so erstaunlich klein. Es war wahr: Der Junge hatte ihre Hände, zartknochig und gelenkig; sie rollten sich wie schlafende Mäuse auf seinen Handflächen ein, dann sprangen die

Finger auseinander wie Spinnenbeine, und das Kind kicherte. Er lachte ebenfalls, schloss seine Hände blitzschnell um die des Jungen wie ein Bär, der ein Forellenpaar verschlingt. Das Kind kreischte auf, und er ließ los.

»Bist du glücklich?«, fragte er sie.

»Ja«, sagte sie leise. Sie senkte den Blick und wich ihm aus, und er wusste, dass sie ihm zwar aufrichtig antworten, aber nicht sehen wollte, ob ihn ihre Antwort schmerzte. Er legte ihr eine Hand unter das Kinn - ihre Haut war so weich! - und hob ihr Gesicht zu sich empor.

»Bist du glücklich?«, fragte er erneut und lächelte ein wenig dabei.

»Ja«, sagte sie erneut. Doch dann stieß sie einen kleinen Seufzer aus, und auch ihre Hand berührte endlich sein Gesicht, so leicht wie der Flügel einer Motte. »Aber manchmal fehlst du mir, Ian.« Ihre Aussprache war klar und deutlich, doch sein Name klang unsagbar exotisch auf ihrer Zunge - daran hatte sich nichts geändert.

Er hatte einen Kloß im Hals, auch wenn er immer noch schwach lächelte.

»Du hast mich gar nicht gefragt, ob *ich* glücklich bin«, sagte er und hätte sich selbst treten können.

Sie warf ihm einen raschen Blick zu, so direkt wie eine Messerspitze.

»Ich habe doch Augen«, sagte sie schlicht.

Schweigen senkte sich zwischen sie. Er wandte den

Kopf ab, konnte sie aber in seiner Nähe atmen spüren. Voll und sanft. Er spürte, wie sie noch weiter nachgab, sich öffnete. Es war klug von ihr gewesen, nicht mit ihm in den Garten zu gehen. Solange ihr Sohn zu ihren Füßen auf dem Boden spielte, bestand keine Gefahr. Zumindest nicht für sie.

»Hast du vor zu bleiben?«, fragte sie schließlich, und er schüttelte den Kopf.

»Ich fahre nach Schottland«, sagte er.

»Du wirst bei deinem Volk eine Frau finden.« Erleichterung lag in diesen Worten - ebenso wie Bedauern.

»Ist dein Volk denn nicht mehr das meine?«, fragte er, und Heftigkeit flammte in ihm auf. »Sie haben mir das weiße Blut aus dem Körper gewaschen - du warst doch dabei.«

»Ich war dabei.«

Sie betrachtete ihn lange und durchforschte sein Gesicht. Es war mehr als wahrscheinlich, dass sie ihn nie wiedersehen würde; wollte sie ihn sich einprägen, oder suchte sie in seinen Zügen etwas, fragte er sich?

Letzteres. Sie machte abrupt kehrt, hob die Hand, um ihm zu bedeuten, dass er warten sollte, und verschwand im Haus.

Das kleine Mädchen rannte ihr nach, weil ihm der Fremde nicht geheuer war, doch der kleine Junge blieb neugierig bei ihm.

»Bist du Wolfsbruder?«

»Das bin ich, aye? Und du?«

»Sie nennen mich Digger.« Es war einer dieser praktischen Kindernamen, die man benutzte, bis sich der richtige Name der Person irgendwie offenbarte. Ian nickte, und sie betrachteten sich einige Minuten lang interessiert, aber ohne jedes beklommene Gefühl.

»Die Mutter der Mutter meiner Mutter«, sagte Digger dann plötzlich. »Sie hat von dir gesprochen. Zu mir.«

»Ja?«, sagte Ian verblüfft. Das musste Tewaktenyongh sein. Eine weise Frau, die dem Frauenrat in Snaketown vorsah – und die Person war, die ihn fortgeschickt hatte.

»Lebt Tewaktenyongh denn noch?«, fragte er neugierig.

»O ja. Sie ist älter als die Berge«, antwortete der kleine Junge ernst. »Sie hat nur noch zwei Zähne, aber sie isst noch.«

Ian musste lächeln.

»Gut. Was hat sie dir denn über mich gesagt?«

Der Junge verzog das Gesicht, während er sich die Worte ins Gedächtnis rief.

»Sie hat gesagt, ich bin das Kind deines Geistes, aber ich sollte es nicht meinem Vater sagen.«

Das traf Ian härter als jeder Fausthieb, den ihm der Vater des Kindes versetzt hatte, und im ersten Moment verschlug es ihm die Sprache.

»Aye, ich glaube auch, dass du davon besser nichts sagen solltest«, sagte er, als er wieder sprechen konnte. Er

wiederholte den Satz auf Mohawk, falls der Junge ihn auf Englisch nicht verstanden hatte, und der Junge nickte gelassen.

»Werde ich einmal bei dir sein?«, fragte er, obwohl er sich nicht sehr für die Antwort zu interessieren schien. Eine Eidechse war auf die Mauer geklettert, um ein Sonnenbad zu nehmen, und sein Blick war fest auf das Tier gerichtet.

Ian zwang sich zu einem normalen Tonfall.

»Wenn ich am Leben bleibe.«

Der Junge beobachtete die Eidechse mit zusammengekniffenen Augen, und seine kleine rechte Hand zuckte ganz sacht. Doch die Entfernung war zu groß; er wusste es und sah Ian an, der dichter bei der Eidechse stand. Ian richtete den Blick auf die Eidechse, ohne sich zu bewegen, dann sah er den Jungen wieder an, und zwischen ihnen wuchs ein Einverständnis. *Nicht bewegen*, warnte sein Blick, und der Junge schien das Atmen einzustellen.

In solchen Situationen durfte man nicht überlegen. Ohne zum Atemholen innezuhalten, packte er zu und hatte die Eidechse in der Hand. Das Tier schlug erstaunt um sich.

Der kleine Junge hüpfte kichernd auf und ab und klatschte überglücklich in die Hände, dann streckte er sie nach der Eidechse aus, die er mit großer Konzentration entgegennahm, damit sie nicht entwichte.

»Und was machst du jetzt damit?«, fragte Ian und lächelte.

Der Junge hielt sich die Eidechse vor das Gesicht und sah sie gebannt an. Er runzelte nachdenklich die Stirn.

»Ich werde ihr einen Namen geben«, sagte er schließlich. »Dann gehört sie mir, und wenn ich sie wiedersehe, wird sie mich segnen.« Er hob sich die Eidechse auf Augenhöhe, und die beiden starrten einander an, ohne zu blinzeln.

»Dein Name ist Bob«, erklärte der Junge schließlich auf Englisch und setzte die Eidechse feierlich auf den Boden. Bob sprang ihm von den Händen und verschwand unter einem Stück Holz.

»Ein sehr guter Name«, sagte Ian ernst. Seine geprellten Rippen schmerzten, so sehr musste er sich anstrengen, nicht zu lachen, doch das Bedürfnis verschwand im nächsten Moment, als sich in einiger Entfernung die Tür öffnete und Emily mit einem Bündel in den Armen herauskam.

Sie kam zu ihm und reichte ihm ein Kind, das dick eingepackt auf einem Wiegebord festgebunden war, etwa so, wie er Digger die Eidechse gereicht hatte.

»Das ist meine zweite Tochter«, sagte sie voll scheuem Stolz. »Würdest du einen Namen für sie wählen?«

Er war gerührt und strich Emily sacht über die Hand, bevor er sich das Wiegebord auf das Knie legte und suchend in das winzige Gesicht schaute. Sie hätte ihm keine größere Ehre erweisen können als dieses bleibende Zeichen der Gefühle, die sie einmal für ihn empfunden hatte

- vielleicht immer noch empfand.

Doch als er das kleine Mädchen betrachtete - sie sah ihn mit runden, ernsten Augen an, während sie diese neue Erscheinung in ihrer ganz persönlichen Landschaft zu begreifen versuchte -, fasste eine Überzeugung in ihm Fuß. Er stellte sie nicht in Frage; sie war einfach da und duldete keine Widerrede.

»Danke«, sagte er und lächelte Emily voll Zuneigung an. Er legte seine Hand - groß und rau vor lauter Schwielen und den Spuren des Lebens - auf den winzigen, vollkommenen, daunenhaarigen Kopf. »Ich segne all deine Kinder mit dem Segen der heiligen Bride und des heiligen Michael.« Dann hob er die Hand, streckte sie aus und zog Digger an sich. »Doch das hier ist das Kind, dem ich einen Namen gebe.«

Ihr Gesicht verlor vor Erstaunen jeden Ausdruck, und sie blickte rasch von ihm zu ihrem Sohn und wieder zurück. Sie schluckte sichtlich und unsicher - doch es spielte keine Rolle; er war sich sicher.

»Dein Name ist *Swiftest of Lizards*«, sagte er. Das Kind mit dem Namen »Schnellste der Eidechsen« dachte eine Minute nach, nickte dann zufrieden und schoss mit einem Lacher puren Entzückens davon.

ZUFLUCHT VOR DEM STURM

Nicht zum ersten Mal stellte William verblüfft fest, wie groß der Bekanntenkreis seines Vaters war. In einer beiläufigen Unterhaltung zu Pferd hatte er Denzell Hunter gegenüber erwähnt, dass sein Vater einmal einen Dr. John Hunter gekannt hatte - dass es sogar genau diese Bekanntschaft war, die etwas mit einem Zitteraal, einem spontanen Duell und dem Vorwurf des Leichendiebstahls zu tun gehabt hatte, die unter anderem dazu geführt hatte, dass Lord John in Kanada und auf dem Abrahamsfeld gelandet war. Ob dieser John Hunter womöglich der wohlthätige Verwandte war, den Miss Rachel erwähnt hatte?

Denny Hunters Gesicht hatte umgehend zu leuchten begonnen.

»Wie bemerkenswert. Ja, er muss es sein. Vor allem, da du ihn mit einem Leichendiebstahl in Verbindung bringst.« Er hüstelte und erweckte einen etwas verlegenen Eindruck.

»Es war eine höchst ... aufschlussreiche Bekanntschaft«, sagte Hunter. »Wenn auch gelegentlich etwas verstörend.« Er spähte zu seiner Schwester zurück, doch Rachel befand sich weit hinter ihnen, weil ihr Maultier trödelte und sie selbst im Sattel halb eingeschlafen war, sodass ihr Kopf nickte wie eine Sonnenblume.

»Du musst wissen, Freund William«, sagte Hunter und senkte seine Stimme, »dass man, wenn man die Kunst der

Chirurgie beherrschen will, lernen muss, wie der menschliche Körper zusammengesetzt ist und wie er funktioniert. Man kann nur begrenzt aus Büchern lernen - und die Texte, auf die sich die meisten Mediziner stützen, sind ... nun, um ganz offen zu sein, sie sind fehlerhaft.«

»Ach ja?« William folgte der Unterhaltung nur mit halbem Ohr. Die andere Hälfte seines Verstandes konzentrierte sich zu gleichen Teilen auf den Verlauf der Straße, die Hoffnung, dass sie rechtzeitig zum Abendessen einen bewohnten Ort erreichen könnten, und - bei den seltenen Gelegenheiten, wenn sie einmal vor ihm herritt - auf seine Bewunderung für Rachel Hunters schlanken Hals. Er hätte sich gern umgedreht und sie noch einmal angesehen, doch es hätte den Anstand verletzt, wenn er dies zu schnell in Folge getan hätte. Noch ein paar Minuten...

»... Galenus und Äskulap. Man geht - schon lange - allgemein davon aus, dass die alten Griechen alles über den menschlichen Körper niedergeschrieben haben; es gäbe keinen Grund, diesen Texten mit Argwohn zu begegnen oder Geheimnisse zu schaffen, wo keine seien.«

William grunzte. »Ihr solltet einmal hören, wenn mein Onkel von den alten Militärschriften spricht. Er hat nichts gegen Caesar, von dem er sagt, er sei ein ganz brauchbarer General gewesen, aber er bezweifelt, dass Herodot je ein Schlachtfeld aus der Nähe gesehen hat.«

Hunter musterte ihn überrascht und neugierig. »Das ist genau das, was John Hunter - mit anderen Worten - über Avicenna gesagt hat. ›Der Mann hat im Leben noch keinen

schwangeren Uterus gesehen.« Er hieb mit der Faust auf seinen Sattelknauf, um seine Worte zu unterstreichen, und sein Pferd riss erschrocken den Kopf hoch.

»Ho, ho«, sagte Hunter nervös und zerrte so sehr an den Zügeln, dass das Pferd mit Sicherheit in den nächsten Sekunden gestiegen wäre. William beugte sich zu ihm hinüber und nahm Denzell zielsicher die Zügel aus der Hand, um sie sofort wieder lang zu lassen.

Er war froh über den kleinen Zwischenfall, weil dieser Hunter davon abhielt, seinen Vortrag über Uteri fortzusetzen. William war sich nicht ganz sicher, was ein Uterus war, doch wenn das Ding schwanger werden konnte, musste es mit den Geschlechtsteilen einer Frau zu tun haben, und darüber wollte er in Hörweite von Miss Hunter nicht diskutieren.

»Aber Ihr habt doch gesagt, Eure Verbindung mit John Hunter sei verstörend gewesen«, sagte er, als er Hunter die Zügel zurückgab, um geschickt das Thema zu wechseln, bevor Hunter noch etwas Peinlicheres einfiel. »Warum denn das?«

»Nun, wir - seine Schüler - haben die Mysterien des menschlichen Körpers ... am menschlichen Körper studiert.«

William spürte, wie sich sein Magen sacht verkrampfte.

»Ihr meint, Ihr habt Tote seziert?«

»Ja.« Hunter sah ihn stirnrunzelnd an. »Es ist eine anwidernde Vorstellung, ich weiß - und doch, zu sehen, auf

welch wundersame Weise Gott die Dinge angeordnet hat! Die faszinierenden Einzelheiten einer Niere, das erstaunliche Innere einer Lunge - William, ich kann dir gar nicht sagen, was für eine Offenbarung das ist!«

»Nun ... ja, ich kann es mir vorstellen«, sagte William vorsichtig. Jetzt konnte er sich guten Gewissens wieder umdrehen, was er prompt tat. Rachel hatte sich aufgerichtet. Sie reckte sich und hatte den Kopf so weit hintenüber gelegt, dass ihr der Strohhut in den Rücken fiel. Die Sonne schien ihr ins Gesicht, und sie lächelte. »Ihr ... äh ... Woher hattet Ihr denn die Leichen, die Ihr seziert habt?«

Dr. Hunter seufzte.

»Das war ja das Verstörende daran. Viele waren Bettler aus dem Armenhaus oder von der Straße, und ihr Tod war bemitleidenswert. Doch viele waren die Leichen hingerichteter Verbrecher. Und so sehr ich mich freue, dass ihr Tod auch etwas Gutes bewirkt hat, bin ich doch entsetzt über jeden solchen Tod.«

»Warum denn?«, fragte William.

»Warum?« Hunter blinzelte ihn durch seine Brille hindurch an, schüttelte dann aber den Kopf, als wollte er sich von Fliegen befreien. »Oh, ich vergesse, dass du keiner von uns bist. Verzeihung. Wir heißen die Gewalt nicht gut, Freund William, und ganz gewiss keinen Totschlag.«

»Nicht einmal an einem Verbrecher? Einem Mörder?«

Denzell presste die Lippen aufeinander und zog ein unglückliches Gesicht, doch er schüttelte den Kopf.

»Nein. Soll man sie einsperren oder zu nützlichen Arbeiten heranziehen. Doch wenn der Staat seinerseits Morde begeht, verletzt er Gottes Gebot auf das Schändlichste und macht uns alle mitschuldig an dieser Sünde. Verstehst du das nicht?«

»So wie ich es verstehe, hat der Staat, wie Ihr es bezeichnet, die Verantwortung für seine Untertanen«, gab William gereizt zurück. »Ihr erwartet doch, dass Konstabler und Richter dafür sorgen, dass Ihr und Euer Eigentum unbehelligt bleiben, nicht wahr? Wenn der Staat diese Verantwortung hat, muss er auch die Mittel zu ihrer Durchsetzung haben.«

»Dem widerspreche ich ja gar nicht - wie ich schon sagte: Kerkert die Verbrecher doch ein, wenn notwendig. Doch der Staat hat kein Recht, in meinem Namen Menschen umzubringen!«

»Nicht?«, sagte William trocken. »Habt Ihr eine Vorstellung von der Natur einiger dieser Verbrecher, die hingerichtet werden? Oder von ihren Verbrechen?«

»Du denn?« Hunter sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an.

»Das habe ich, ja. Der Gefängnisverwalter von Newgate ist ein Bekannter - noch ein Bekannter - meines Vaters. Ich habe mit ihm an einem Tisch gesessen und Dinge gehört, die Euch die Locken Eurer Perücke glätten würden, Dr.

Hunter. Wenn Ihr denn eine tragen würdet.«

Hunter reagierte mit einem flüchtigen Lächeln auf diesen Scherz.

»Sprich mich mit meinem Namen an«, sagte er. »Du weißt doch, dass wir nichts auf Titel geben. Und ich gestehe ein, dass an deinen Worten etwas Wahres ist. Ich habe selbst noch schrecklichere Dinge gehört - und gesehen -, als du sie wahrscheinlich am Tisch deines Vaters gehört hast. Doch die Gerechtigkeit liegt in Gottes Hand. Jemandem Gewalt anzutun - einem anderen das Leben zu nehmen -, bedeutet eine Verletzung von Gottes Gebot und eine schreckliche Sünde.«

»Und wenn man Euch angreift und verletzt, dürft Ihr Euch dann nicht wehren?«, wollte William wissen. »Dürft Ihr Euch nicht verteidigen? Eure Familien?«

»Wir bauen auf die Güte und die Gnade Gottes«, sagte Denzell entschlossen. »Und wenn wir ums Leben kommen, sterben wir in der gewissen Erwartung des ewigen Lebens und der Auferstehung.«

Ein paar Minuten lang ritten sie wortlos weiter, bevor William im Konversationston sagte: »Oder Ihr verlasst Euch darauf, dass jemand anders bereit ist, für Euch zur Gewalt zu greifen.«

Denzell holte instinktiv tief Luft, überlegte es sich dann aber anders und schwieg. Sie ritten eine Zeit lang schweigend weiter, und als sie sich wieder zu unterhalten begannen, ging es um Vögel.

ALS SIE AM NÄCHSTEN TAG ERWACHTEN, REGNETE ES. KEIN RASCHES GEWITTER, gerade noch hier und schon wieder fort, sondern ein unablässiger, erbarmungsloser Regen, der den Eindruck machte, als wollte er den ganzen Tag unablässig anhalten. Es war zwecklos zu bleiben, wo sie waren; der felsige Überhang, unter dem sie übernachtet hatten, war dem Wind direkt ausgesetzt, und der Regen hatte das Brennholz bereits so durchfeuchtet, dass ihr Frühstücksfeuer mehr Rauch als Wärme von sich gab.

William und Denny, die beide hin und wieder husteten, beluden das Packmuli, während Rachel ein Bündel der am wenigsten nassen Zweige in Segeltuch wickelte. Wenn sie am Abend einen Unterschlupf fanden, würden sie vielleicht wenigstens in der Lage sein, Feuer zu machen und eine warme Mahlzeit zu kochen, selbst wenn es weiter regnete.

Sie redeten nicht viel. Selbst wenn ihnen danach zumute gewesen wäre, prasselte der Regen derart heftig auf die Bäume, den Boden und ihre Hüte, dass sie jedes Wort fast schreien mussten, um sich Gehör zu verschaffen.

In einem Zustand tiefend nasser, aber hartnäckiger Entschlossenheit ritten sie langsam nach Nordosten. Als sie eine Wegkreuzung erreichten, starrte Denny nervös auf seinen Kompass.

»Was meinst du, Freund William?« Denny zog sich die Brille ab und wischte sie - wenig erfolgreich - an seinem

Rockschoß ab. »Keine der beiden Straßen verläuft exakt in die gewünschte Richtung, und Freund Lockett hat diese Kreuzung in seiner Wegbeschreibung nicht erwähnt. Diese dort« - er wies auf die Straße, die die ihre kreuzte - »scheint nach Norden zu verlaufen, während diese hier direkt nach Osten verläuft. Zumindest im Moment.« Er blinzelte William an, und sein Gesicht war ohne die Brille seltsam nackt.

Ein Farmer namens Lockett und seine Frau waren vor drei Tagen ihr letzter menschlicher Kontakt gewesen. Die Frau hatten ihnen Abendessen gemacht und ihnen Brot, Eier und Käse verkauft, und ihr Mann hatte ihnen den Weg erklärt - Richtung Albany, hatte er gesagt; irgendwo auf dem Weg dorthin sollten sie auf die Kontinentalarmee stoßen. Doch eine Kreuzung hatte er nicht erwähnt.

William warf einen Blick auf den schlammigen Boden, doch die Kreuzung selbst lag in einer Mulde und war inzwischen nur noch ein kleiner See. Keine Hinweise auf irgendwelchen Verkehr - doch die Straße, auf der sie sich befanden, schien um einiges breiter zu sein als die kleinere, die sie kreuzte.

»Hier entlang«, sagte er entschlossen und trieb sein Pferd mit schmatzenden Hufen geradeaus durch den See.

Inzwischen war es später Nachmittag, und er fing an, sich über seine Entscheidung Sorgen zu machen. Wären sie auf der richtigen Straße gewesen, hätten sie - Mr. Lockett zufolge - am Ende des Tages auf eine kleine Ansiedlung namens Johnson's Ford stoßen sollen. Natürlich hatte der

Regen ihre Schritte verlangsamte, sagte er sich. Die Landschaft sah noch genauso leer, hügelig und grün aus wie zuvor, doch Dörfer und Farmen tauchten *immer* auf wie Pilze nach einem heftigen Schauer. Was bedeutete, dass sie jeden Moment auf Johnson's Fort stoßen konnten.

»Vielleicht ist der Ort ja auch zerflossen.« Rachel beugte sich aus dem Sattel, um ihm diese Bemerkung zuzurufen. Rachel war selbst so gut wie zerflossen, und er grinste trotz seiner Besorgnis. Der Regen hatte die Krempe ihres Strohhuts aufgeweicht, sodass sie ihr jetzt so schlaff wie ein Staublappen um den Kopf hing; um etwas zu sehen, musste sie sie vorn hochheben, was ihr das Aussehen einer argwöhnischen Kröte unter einer Egge verlieh. Ihre Kleider waren ebenfalls durchnässt, und da sie drei Lagen übereinandertrug, hatte sie größte Ähnlichkeit mit einem unförmigen Ballen nasser Wäsche, die man dampfend aus dem Kessel gegabelt hatte.

Doch bevor er ihr antworten konnte, richtete sich ihr Bruder im Sattel auf, sodass das Wasser in alle Richtungen spritzte, und zeigte theatralisch vor ihnen auf die Straße.

»Da!«

William wandte abrupt den Kopf, weil er davon ausging, dass ihr Ziel in Sicht gekommen war. Dem war zwar nicht so, doch die Straße war nicht länger leer. Ein Mann kam im Eilschritt auf sie zugelaufen. Ein aufgeschlitzter Jutesack schützte seinen Kopf und seine Schultern vor dem Regen. Angesichts ihrer trostlosen Lage war alles Menschliche ein

Anblick, der das Herz erfreute, und William ritt ein Stück vor, um den Mann zu begrüßen.

»Seid gegrüßt, junger Sir«, sagte der Mann, der unter seiner Jutezuflucht zu William aufblickte. »Wohin wollt Ihr denn an diesem trüben Tag?«, fragte er in anbiederndem Ton und zog die Lippe hoch, sodass man sah, dass einer seiner tabakfleckigen Eckzähne abgebrochen war.

»Johnson's Ford. Sind wir da richtig?«

Der Mann fuhr zurück, als sei er erschreckt worden.

»Johnson's Ford, sagt Ihr?«

»Ja«, sagte William zunehmend gereizt. Er hatte ja Verständnis dafür, dass es in diesen ländlichen Gegenden einsam war und die Bewohner daher jeden Reisenden so lange wie möglich aufhielten, doch heute war der falsche Tag dafür. »Wo ist es?«

Bestürzt schüttelte der Mann den Kopf.

»Fürchte, Ihr habt Euren Abzweig verpasst, Sir. Ihr hättet an der Kreuzung links gemusst.«

Rachel stieß bei diesen Worten einen leisen Jammerlaut aus. Das Licht wurde bereits schwächer, und zu Füßen der Pferde sammelte sich der Schatten. Der Rückweg zur Kreuzung würde mehrere Stunden dauern; sie hatten keine Chance, sie vor Anbruch der Dunkelheit zu erreichen, von Johnson's Ford ganz zu schweigen.

Auch der Mann begriff dies offensichtlich. Er lächelte William glücklich an, sodass sich diesem die freie Aussicht auf sein braunes Zahnfleisch bot.

»Wenn die Herren so freundlich wären, mir zu helfen, meine Kuh zu fangen und sie nach Hause zu treiben, bekommt Ihr von meiner Frau etwas zu essen und ein Bett.«

Da es keine vernünftige Alternative gab, nahm William diesen Vorschlag so höflich wie möglich an. Nachdem er Rachel mit den Pferden im Schutz eines Baums zurückgelassen hatte, halfen er und Denny Hunter dem Mann, seine Kuh einzufangen.

Besagte Kuh, ein klappriges, zerzaustes Tier mit wildem Blick, entpuppte sich als ebenso schwer fassbar wie hartnäckig, und es bedurfte der vereinten Fähigkeiten aller drei Männer, sie zu fangen und zur Straße zu zerren. Nass bis auf die Haut und von Kopf bis Fuß mit Schlamm verklebt, folgten die armseligen Reisenden Mr. Antioch Johnson - so hatte sich ihr Gastgeber vorgestellt - durch die zunehmende Dunkelheit zu einem kleinen, heruntergekommenen Farmhaus.

Es regnete immer noch in Strömen, und jedes Dach war ihnen willkommen, und wenn es noch so löchrig war.

Mrs. Johnson entpuppte sich als ungepflegtes Weibsbild undefinierbaren Alters, das noch weniger Zähne hatte als ihr Mann und finster gelaunt war. Sie funkelte ihre tiefend nassen Gäste misshandelt an und drehte ihnen unhöflich den Rücken zu, reichte ihnen dann aber Holzschalen mit einem widerlichen, halb geronnenen Eintopf - und es gab frische Milch von der Kuh. William beobachtete, dass Rachel einen einzigen Bissen Eintopf zu sich nahm, blass wurde, sich

etwas aus dem Mund holte, ihren Löffel hinlegte und sich auf ihre Milch beschränkte.

Er selbst war viel zu hungrig, um den Eintopf nur zu schmecken, geschweige denn Notiz von seinem Inhalt zu nehmen - und glücklicherweise war es zu dunkel, um den Inhalt seiner Schale näher zu untersuchen.

Denny war um Höflichkeit bemüht, und obwohl er vor Erschöpfung wankte, beantwortete er Mr. Johnsons endlose Fragen über ihren Aufbruchsort, ihren Weg, ihr Ziel, ihre Verbindungen, Neuigkeiten von unterwegs und ihre Ansichten über den Krieg. Rachel versuchte hin und wieder zu lächeln, doch ihr Blick wanderte immer wieder beklommen über ihre Umgebung hinweg, um dann erneut zu ihrer Gastgeberin zurückzukehren, die mit halb geschlossenen Augen in der Ecke saß und über einer qualmenden Tonpfeife brütete, die ihr auf der schlaffen Unterlippe hing.

Als sein Bauch voll und seine Strümpfe getrocknet waren, spürte William allmählich, wie ihn die Anstrengung des Tages einholte. Im Kamin brannte ein ordentliches Feuer, und die Flammen lullten ihn so ein, dass er in eine Art Trance fiel und Dennys und Mr. Johnsons Stimmen zu einem angenehmen Murmeln verblassten. Er wäre wohl auf der Stelle eingeschlafen, wenn ihn Rachels raschelnde Kleider nicht aufgestört hätten. Sie musste zum Abort, und ihm fiel ein, dass er noch einmal nach den Pferden und den Maultieren sehen sollte. Er hatte sie trocken gerieben, so gut es ging, und Mr. Johnson etwas Heu abgekauft, doch

es gab keine richtige Scheune, um sie unterzustellen, sondern nur ein simples Dach aus Zweigen, das auf dünnen Pfosten stand. Er wollte nicht, dass sie die ganze Nacht im Schlamm standen, wenn das Wasser in den Unterstand lief.

Es regnete nach wie vor, doch die Luft im Freien war sauber und frisch und vom nächtlichen Duft der Bäume und Gräser und des dahinrauschenden Wassers erfüllt. Nach dem Mief im Inneren des Hauses wurde William von diesen Gerüchen beinahe schwindelig. Er lief geduckt durch den Regen zum Unterstand hinüber. Dabei gab er sich Mühe, die kleine Fackel, die er mitgebracht hatte, nicht verlöschen zu lassen. Er genoss jeden Atemzug.

Die Fackel knisterte zwar, brannte aber weiter, und es freute ihn zu sehen, dass der Unterstand nicht unter Wasser stand; die Pferde und Maultiere - und die wild glotzende Kuh - standen zwar auf feuchtem Stroh, aber sie standen nicht bis zum Bauch im Schlamm. Die Tür des Aborts knarrte, und er sah Rachels schlanke, dunkle Gestalt herauskommen. Sie entdeckte seine Fackel und kam zu ihm, nachdem sie sich das Wolltuch zum Schutz gegen den Regen fest um die Schultern gezogen hatte.

»Geht es den Tieren gut?« Regentropfen glitzerten in ihrem feuchten Haar, und er lächelte sie an.

»Ich vermute, ihr Abendessen war besser als unseres.«
Sie erschauerte, als sie daran dachte.

»Ich hätte auch lieber Heu gegessen. Hast du *gesehen*,

was in -«

»Nein«, unterbrach er sie. »Und es wäre mir auch lieber, wenn Ihr es mir nicht erzählt.«

Sie prustete, redete aber nicht weiter. Ihm war nicht danach, sofort in das stinkende Haus zurückzukehren, und Rachel schien es ähnlich zu gehen, denn sie ging zu ihrem Maultier und kratzte ihm die Hängeohren.

»Es gefällt mir nicht, wie diese Frau uns ansieht«, sagte Rachel kurz darauf, ohne ihn anzusehen. »Sie starrt mir immer wieder auf die Schuhe. Als ob sie sich fragte, ob sie ihr wohl passen würden.«

Auch William blickte auf Rachels Füße; ihre Schuhe waren zwar alles andere als modisch, aber sie waren stabil und von guter Qualität, auch wenn sie abgetragen und schlammverkrustet waren.

Rachel blickte beklommen zum Haus hinüber. »Ich bin froh, wenn wir morgen früh aufbrechen, selbst wenn es noch regnen sollte.«

»Wir gehen auf jeden Fall«, versicherte er ihr. »Ohne Frühstück, wenn Euch das lieber ist.« Er lehnte sich an einen der Stützpfeiler des Unterstands, und der Regendunst kühlte ihm den Hals. Er fühlte sich jetzt nicht mehr so benommen, obwohl er immer noch müde war, und er begriff, dass er ihre Beklommenheit teilte.

Mr. Johnson erschien ihm freundlich, wenn auch ordinär, doch er hatte etwas Übereifriges an sich. Wenn er sich unterhielt, beugte er sich gebannt vor; seine Augen

brannten, und die Hände auf seinen Knien kamen nie zur Ruhe.

Vielleicht war es ja nur die ganz natürliche Einsamkeit eines Mannes, der nicht viel Gesellschaft hatte - denn die Gegenwart der mürrischen Mrs. Johnson konnte ihm wohl kaum ein großer Trost sein -, doch sein Vater hatte William gelehrt, auf seine Instinkte zu vertrauen, daher versuchte er nicht, sich etwas anderes einzureden. Ohne ein Wort des Kommentars oder der Entschuldigung kramte er in der Satteltasche, die an dem Pfosten hing, und fand den kleinen Dolch, den er zu Pferd in seinem Stiefel trug.

Rachels Blick verfolgte ihn, als er sich die Waffe in den Hosenbund steckte und sein Hemd herauszog, um sie zu verbergen. Sie verzog zwar das Gesicht, äußerte aber keinen Einwand.

Die Fackel begann jetzt zu flackern, denn sie war fast heruntergebrannt. Er hielt Rachel den Arm entgegen, und sie ergriff ihn ohne Protest und drängte sich dicht an ihn. Er hätte gern den Arm um sie gelegt, begnügte sich aber damit, seinen Ellbogen an sich zu ziehen und sich aus der Ferne an ihrer Wärme zu trösten.

Der Umriss des Farmhauses war dunkler als die Nacht, denn an seiner Rückseite hatte es weder Tür noch Fenster. Sie umrundeten es schweigend, während ihnen der Regen auf die Köpfe prasselte und ihre Füße auf dem nassen Boden schmatzten. Durch die Fensterläden fiel nur ein winziger Lichtschimmer, der schwach auf menschliche Bewohner hindeutete. Er hörte Rachel schlucken und

berührte sacht ihre Hand, während er die Tür für sie öffnete.

»Schlaft gut«, flüsterte er ihr zu. »Der Morgen wird kommen, ehe Ihr Euch's verseht.«

ES WAR DER EINTOPF, DER IHM DAS LEBEN RETTETE. ÜBERWÄLTIGT VOR ERSCHÖPFUNG,

schief er auf der Stelle ein, doch sein Schlaf wurde durch schlimme Träume gestört. Er lief durch einen Flur mit einem bunten Orientteppich, begriff aber nach einer Weile, dass das, was er für Rankenmuster auf dem Teppich gehalten hatte, in Wirklichkeit Schlangen waren, die bei seinem Näherkommen die Köpfe hoben. Die Schlangen bewegten sich nur langsam, und er konnte über sie hinweghüpfen, schwankte dabei aber hin und her und prallte gegen die Wände des Korridors, die immer näher zu rücken schienen und den Weg verschmälerten.

Schließlich war er so fest eingeschlossen, dass er sich seitwärts bewegen musste. Hinter ihm kratzte die Wand über seinen Rücken, die verputzte Oberfläche vor ihm war ihm so nah, dass er den Kopf nicht senken konnte, um zu Boden zu blicken. Er sorgte sich wegen der Schlangen im Teppich, doch er konnte sie nicht sehen und trat mit den Füßen zur Seite, wobei er hin und wieder etwas Schweres traf. Panisch spürte er, wie sich eine der Schlangen um sein Bein wickelte, sich um seinen Körper wand und den Kopf in die Vorderseite seines Hemdes steckte und ihn schmerzhaft in den Bauch stieß, um eine Stelle zum

Zubeißen zu finden.

Er erwachte plötzlich keuchend und schwitzend und stellte fest, dass seine Bauchschmerzen echt waren. Sie bissen mit einem heftigen Krampf zu, und er zog die Beine hoch und rollte sich auf die Seite - eine Sekunde, bevor sich die Axt genau dort, wo sein Kopf gerade noch gewesen war, in die Bodendielen bohrte.

Er stieß einen langen Furz aus und wälzte sich in blinder Panik auf die dunkle Gestalt zu, die jetzt versuchte, die Axt aus dem Boden zu befreien. Er fand Johnsons Beine, packte sie und zog. Der Mann fiel fluchend auf ihn und packte ihn an der Kehle. William hieb und trat nach seinem Gegner, doch die Hände an seiner Kehle waren wie festgewachsen, und sein Blickfeld verdunkelte sich und füllte sich mit bunt blitzenden Lichtern.

Irgendwo in der Nähe schrie jemand. Eher instinktiv als planvoll bewegte sich William plötzlich nach vorn und traf Johnson mit der Stirn im Gesicht. Es schmerzte, doch der Klammergriff an seiner Kehle löste sich, und er befreite sich, rollte sich auf alle viere und rappelte sich auf.

Das Feuer war bis auf die Glut erloschen, und ein schwaches Glimmen war das einzige Licht im Zimmer. Die Schreie kamen von einer Masse miteinander ringender Körper in der Ecke, doch dabei konnte er nichts tun.

Johnson hatte die Axt losgetreten; William sah ihre Klinge dumpf aufglänzen, und schon holte Johnson aus und hieb nach seinem Kopf. Er duckte sich und stürzte auf Johnson zu, bekam sein Knie zu fassen und zog mit aller

Gewalt daran. Die fallende Axtklinge traf mit der Seite gegen sein Knie. Wie gelähmt, jedoch nicht aufgeschlitzt ging er zu Boden und riss Johnson mit sich, schaffte es aber gerade noch, das andere Knie anzuwinkeln, sodass er nicht unter dem Körper des Mannes flach gedrückt wurde.

Er zuckte zur Seite, spürte plötzlich Hitze in seinem Rücken und stechende Funken; sie waren auf die Kaminumrandung gerollt. Er griff hinter sich und packte eine Handvoll heißer Kohlen, die er Johnson ins Gesicht rieb, ohne den sengenden Schmerz in seiner Hand zu beachten.

Johnson ließ sich rückwärts fallen, schlug die Hände vor das Gesicht und stieß abgehackte *Ah! Ah!*-Laute aus, als fehlte ihm die Luft zum Schreien. Die Axt baumelte in seiner Hand; er spürte, wie sich William erhob, und schwang sie blindlings mit einer Hand.

William packte den Axtstiel, riss ihn Johnson aus der Hand, nahm ihn fest in beide Hände und ließ die Klinge auf Johnsons Kopf niedersausen. Es gab ein *Tschonk*, wie wenn man gegen einen Kürbis tritt. Der Hieb ließ seine Hände und Arme vibrieren; er ließ los und stolperte rückwärts.

Sein Mund war voller Galle; der Speichel lief über, und er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. Er keuchte wie ein Blasebalg, konnte aber gar nicht genug Luft bekommen.

Johnson torkelte mit ausgestreckten Armen auf ihn zu.

Die Axt steckte ihm im Kopf; ihr Stiel zitterte und drehte sich hin und her wie ein Insektenfühler. Langsam und grauenerregend hoben sich Johnsons Hände, um ihn zu packen.

William hätte am liebsten geschrien, doch ihm fehlte die Luft dazu. Panisch wich er zurück, kam mit der Hand an seine Hose und spürte Feuchtigkeit. Er blickte an sich hinunter, weil er das Schlimmste befürchtete, sah aber stattdessen, dass Blut den Stoff verdunkelte. Gleichzeitig begriff er, dass er nur oben an seinem Oberschenkel einen stechenden Schmerz verspürte.

»Oh ... verdammt«, knurrte er und tastete nach seinem Hosenbund. Er hatte es fertiggebracht, sich mit seinem eigenen Dolch zu stechen, doch dieser war Gott sei Dank noch da. William fand den Knauf, fühlte sich ermutigt und zog ihn heraus. Gleichzeitig wich er immer noch zurück, während Johnson auf ihn losging und unter Jammerlauten am Stiel der Axt zerzte.

Die Axt löste sich, gefolgt von einem Blutstrom, der sich über Johnsons Gesicht ergoss und William im Gesicht, an den Armen und an der Brust traf. Angestrengt prustend schwang Johnson die Axt, doch seine Bewegungen waren nun langsam und ungeschickt. William duckte sich zur Seite, furzte dabei, fand aber die Beherrschung wieder.

Er legte seine Finger fester um den Dolch und suchte nach einer Stelle zum Zusteichen. In den Rücken, sagte ihm sein Kopf. Johnson fuhr sich ziellos mit dem Unterarm über das Gesicht, um die Augen frei zu bekommen. In der

anderen Hand hielt er die Axt, die er mit bebenden, ausladenden Bewegungen hin und her schwang.

»William!« Von der Stimme überrascht, blickte er zur Seite und wäre fast von der schlingernden Klinge getroffen worden.

»Ruhe«, keuchte er gereizt. »Ich habe zu tun.«

»Ja, das sehe ich«, sagte Denny Hunter. »Lass mich mithelfen.« Sein Gesicht war weiß, und er zitterte fast genauso heftig wie Johnson, trat aber vor, griff mit einer plötzlichen Bewegung nach der Axt und riss sie Johnson aus der Hand. Er trat zurück und ließ sie laut auf den Boden fallen. Er sah aus, als würde er sich jeden Moment übergeben.

»Danke«, sagte William. Er trat vor und stach Johnson den Dolch aufwärts unter die Rippen, mitten ins Herz. Johnson riss vor Schreck die Augen weit auf und starrte William direkt an. Sie waren graublau mit einer Spur von Gold und gelben Fleckchen in der Nähe der dunklen Iris. William hatte noch nie etwas so Schönes gesehen und stand im ersten Moment wie gebannt da, bis ihn das Blut, das auf seine Hand pumpte, wieder zu sich selbst zurückholte.

Er riss das Messer heraus, trat zurück und ließ den Mann fallen. Er zitterte am ganzen Leib und war kurz davor, sich in die Hosen zu machen. Blindlings machte er kehrt und hielt auf die Tür zu. Dabei strich er an Denny vorüber, der etwas sagte, das er nicht ganz verstand.

Als er dann jedoch keuchend im Abort hockte und sich schüttelte, war ihm, als hätte der Arzt gesagt: »Das musstest du nicht tun.«

Doch, dachte er, *das musste ich*. Und er legte den Kopf zwischen die Knie und wartete, dass alles vorüberging.

ALS WILLIAM DEN ABORT SCHLIESSLICH WIEDER VERLIESS, FÜHLTE ER SICH klamm und wackelig, doch seine Eingeweide machten wieder einen berechenbaren Eindruck. Denny Hunter hastete an ihm vorüber in die kleine Hütte, aus der explosive Geräusche und Stöhnlaute zu hören waren. Er entfernte sich eilig und kehrte im Regen zum Haus zurück.

Es würde noch etwas dauern, bis es dämmerte, doch die Luft hatte begonnen, sich zu regen, und das Farmhaus malte sich wie ein schwarzes Skelett vor dem blasser werdenden Himmel ab. Als er eintrat - und sich dabei furchtbar unsicher fühlte -, stand Rachel kreidebleich mit einem Besen bewaffnet über Mrs. Johnson Wache, die in ein schmutziges Bettlaken eingewickelt war, schwach vor sich hin zuckte und merkwürdige Zisch- und Spucklaute ausstieß.

Die Überreste ihres Mannes lagen in einer Pfütze aus gerinnendem Blut auf dem Bauch vor dem Kamin. Er wollte den Toten nicht ansehen, hatte aber das Gefühl, dass es irgendwie falsch sein würde, es nicht zu tun. Also ging er einen Moment hinüber und blickte auf den Toten hinunter.

Einer der Hunters hatte das Feuer geschürt und Holz daraufgelegt; es war zwar warm im Zimmer, doch er konnte es nicht spüren.

»Er ist tot«, sagte Rachel mit tonloser Stimme.

»Ja.« Er wusste nicht, was er in einer solchen Situation hätte fühlen sollen, und eigentlich wusste er auch nicht, was er tatsächlich empfand. Doch dann wandte er sich mit einem leisen Gefühl der Erleichterung ab und ging zurück, um einen Blick auf die Gefangene zu werfen.

»Sie hat versucht, Denny die Kehle durchzuschneiden, aber sie ist mir auf die Hand getreten und hat mich geweckt. Ich habe das Messer gesehen und geschrien, und er hat sie gepackt und ...« Sie fuhr sich mit der Hand durch das Haar, und er sah, dass sie ihre Haube verloren hatte und ihr Haar lose und verworren war.

»Ich habe mich auf sie gesetzt«, sagte sie, »und Denny hat sie in das Laken gewickelt. Ich glaube nicht, dass sie sprechen kann«, fügte Rachel hinzu, als er sich bückte, um sich die Frau anzusehen. »Ihre Zunge ist gespalten.«

Als Mrs. Johnson dies hörte, streckte sie ihm böse die Zunge heraus und ließ die beiden Hälften unanhängig voneinander wackeln. Da er die Erinnerung an seine Traumschlangen noch frisch im Kopf hatte, zuckte er angewidert zusammen, doch dann sah er den Ausdruck der Genugtuung, der über ihr Gesicht huschte.

»Wenn sie das mit ihrer widerlichen Zunge tun kann, kann sie auch sprechen«, sagte er. Er streckte die Hand

aus und packte die Frau an ihrem schmalen Hals. »Sagt mir einen Grund, warum ich Euch nicht auch umbringen sollte.«

»Nicht meine Sssssuld!«, sagte sie prompt und zischte dabei so heftig, dass er sie vor Schreck beinahe losgelassen hätte. »Er sssswingt mich ssssu helfen.«

William sah sich nach dem Toten an der Feuerstelle um.

»Jetzt nicht mehr.« Sein Griff wurde fester, und er spürte ihren Pulsschlag unter seinem Daumen. »Wie viele Reisende habt Ihr beide schon umgebracht?«

Sie antwortete nicht, sondern fuhr sich lasziv mit der Zunge über die Oberlippe, erst die eine Hälfte, dann die andere. Er ließ ihre Kehle los und ohrfeigte sie fest. Rachel schnappte nach Luft.

»Du darfst nicht -«

»O doch, ich darf, und ich muss.« Er rieb sich mit der Hand über seine Hose, um den Schweiß der Frau abzuwischen, das Gefühl ihrer schlaffen Haut, ihrer knöchigen Kehle. Seine andere Hand begann jetzt schmerzhaft zu pochen. Plötzlich hätte er am liebsten nach der Axt gegriffen und sie damit zerschmettert - ihr den Schädel eingeschlagen, sie in Stücke gehackt. Der Drang war so heftig, dass er am ganzen Körper zitterte; sie sah es in seinem Blick und starrte ihn mit glitzernden, schwarzen Augen an.

»Ihr wollt nicht, dass ich sie töte?«, fragte er Rachel.

»Du darfst es nicht tun«, flüsterte sie. Ganz langsam griff

sie nach seiner verbrannten Hand, und als er sie nicht fortzog, nahm sie sie in die ihre. In seinen Ohren dröhnte es, und ihm wurde schwindelig.

»Du bist verletzt«, sagte sie leise. »Komm mit hinaus. Ich wasche sie dir.«

Sie führte ihn halb blind und stolpernd ins Freie und wies ihn an, sich auf den Hackklotz zu setzen, während sie einen Eimer Wasser aus dem Trog holte. Es hatte aufgehört zu regnen, aber die Welt tropfte, und die Morgenluft strömte ihm feucht und frisch in die Brust.

Rachel badete seine Hand in kaltem Wasser, und das Brennen ließ ein wenig nach. Sie berührte seinen Oberschenkel dort, wo das Blut in einem langen Streifen auf seinem Hosenbein getrocknet war, ließ aber los, als er den Kopf schüttelte.

»Ich hole dir Whisky; Denny hat welchen in seiner Tasche.« Sie stand auf, doch er fasste mit der unverletzten Hand nach ihrem Handgelenk und hielt sie fest.

»Rachel.« Sein Stimme klang merkwürdig, weit entfernt, als spräche jemand anders. »Ich habe noch nie einen Menschen getötet. Ich weiß - ich weiß nicht genau, was ich jetzt tun soll.« Er blickte zu ihr auf und suchte in ihrem Gesicht nach Verständnis. »Wenn es - ich hatte erwartet, dass es in einer Schlacht geschieht. Das - ich glaube, dann wüsste ich, wie. Was ich fühlen soll, meine ich. Wenn es so gekommen wäre.«

Sie sah ihm in die Augen, das Gesicht sorgenvoll

verzogen. Das Licht fiel auf sie, ein sanftes Rosa, heller als Perlenglanz, und nach einer langen Weile berührte sie ganz sanft sein Gesicht.

»Nein«, sagte sie. »Das wüsstest du nicht.«

FÜNFTER TEIL

AM RAND DES ABGRUNDS

SCHEIDEWEG

An einer namenlosen Wegkreuzung irgendwo in New Jersey nahm William Abschied von den Hunters. Es wäre undiplomatisch gewesen weiterzugehen; ihre Fragen nach dem Aufenthaltsort der Kontinentalarmee wurden zunehmend feindselig aufgenommen, was darauf hindeutete, dass es nicht mehr weit sein konnte. Weder die Sympathisanten der Rebellen noch die Loyalisten, die die Vergeltung der Armee vor ihrer Haustür fürchteten, waren bereit, mit mysteriösen Fremden zu sprechen, die womöglich Spione waren oder Schlimmeres.

Die Quäker würden es ohne ihn leichter haben. Sie waren so unübersehbar das ... was sie waren, und Dennys Absicht, sich als Stabsarzt zu verpflichten, war so schlicht und bewundernswert, dass die Leute ihnen helfen würden, wenn sie allein waren, dachte er. Oder dass sie zumindest ihre Fragen freundlicher beantworten würden. In Williams Begleitung jedoch ...

Zu Beginn ihrer Reise hatte es ausgereicht, wenn er sagte, er sei ein Freund der Hunters. Die Leute begegneten der kleinen Reisegruppe zwar neugierig, aber nicht feindselig. Doch je weiter sie sich New Jersey näherten, desto spürbarer wurde die Unruhe. Farmen waren von Soldatentrupps auf der Suche nach Proviant geplündert worden - sowohl von den Hessen unter Howes Kommando, die versuchten, Washington von seinem

Wachtposten in den Watchung Mountains in den offenen Kampf zu locken, als auch von der Kontinentalarmee, die dringend Nachschub benötigte.

Farmen, die normalerweise jeden Fremden willkommen heißen hätten, um zu hören, was er Neues zu erzählen hatte, wiesen sie jetzt mit Musketen und groben Worten ab. Es wurde immer schwieriger, sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Manchmal half ihnen Rachels Anwesenheit, so dicht an einen Hof zu kommen, dass sie den Bewohnern Geld anbieten konnten - und Williams kleiner Vorrat an Silber und Gold half mit Sicherheit ebenfalls; Denzell hatte den Erlös aus dem Verkauf ihres Hauses zum Großteil als Sicherheit für Rachels Zukunft bei einer Bank in Philadelphia deponiert, und das vom Kongress gedruckte Papiergeld wurde so gut wie nirgendwo genommen.

Doch es war absolut unmöglich, dass sich William als Quäker ausgab. Abgesehen davon, dass er die Ausdrucksweise der »Freunde« nicht beherrschte, machte er die Leute durch seine Körpergröße und sein Auftreten nervös - umso mehr, als er sich noch lebhaft an Hauptmann Nathan Hale erinnerte und daher niemals laut gesagt hätte, dass er vorhatte, der Kontinentalarmee beizutreten, und er sich strikt weigerte, Fragen zu stellen, die man ihm später als Spionage auslegen konnte. Und sein Schweigen - das als bedrohlich empfunden wurde - machte die Leute zusätzlich nervös.

Er hatte nicht mit den Hunters über die Trennung gesprochen, und Denzell und Rachel hatten ihn

wohlweislich nicht nach seinen Plänen gefragt. Doch alle wussten, dass der Zeitpunkt gekommen war; es lag in der Luft, als er an diesem Morgen erwachte. Als ihm Rachel beim Frühstück ein Stück Brot reichte, streiften ihre Finger seine Hand, und um ein Haar hätte er sie ergriffen. Sie spürte die Heftigkeit, mit der er den Impuls unterdrückte, und sah ihm verblüfft in die Augen. Sie waren heute eher grün als braun, und er hätte jede Diskretion zum Teufel geschickt und sie geküsst - er glaubte nicht, dass sie etwas dagegen gehabt hätte -, wäre ihr Bruder nicht just in diesem Moment aus dem Gebüsch gekommen und hätte sich die Hose zugeknöpft.

Er entschied sich urplötzlich für diesen Ort. Sinnlos, es noch weiter hinauszuzögern, und vielleicht war es auch besser, wenn er es tat, ohne allzu sehr nachzudenken. Er brachte sein Pferd mitten auf der Kreuzung zum Stehen, sodass Denzell erschrocken an den Zügeln seiner Stute riss, die auf der Stelle zu tänzeln begann.

»Ich werde Euch hier verlassen«, sagte William abrupt, und es klang unfreundlicher, als es seine Absicht gewesen war. »Mein Ziel liegt im Norden«, er wies in diese Richtung und dankte Gott, dass die Sonne schien und er erkennen konnte, wo Norden war, »doch ich denke, wenn Ihr weiter nach Osten reitet, werdet Ihr die ersten Vertreter von Mr. Washingtons Armee finden. Falls ...« Er zögerte, doch er musste sie warnen. Die Reaktionen der Farmer hatten ihm deutlich verraten, dass Howes Soldaten in dieser Gegend unterwegs gewesen waren.

»Falls Ihr britischen Truppen oder hessischen Söldnern begegnen solltet - sprecht Ihr zufällig Deutsch?«

Denzel schüttelte mit großen Augen den Kopf. »Nur ein bisschen Französisch.«

»Das ist gut. Die meisten hessischen Offiziere sprechen gut Französisch. Falls Ihr auf Hessen trifft, die Euch nicht verstehen und Euch zu behelligen drohen, sagt ihnen auf Deutsch: *Ich verlange Euren Vorgesetzten zu sehen; ich bin mit seinem Freund bekannt.* Sagt das auch, wenn Ihr auf britische Soldaten stoßt. Auf Englisch natürlich«, fügte er verlegen hinzu.

Ein schwaches Lächeln huschte über Denzells Gesicht.

»Ich danke dir«, sagte er. »Aber wenn sie uns zu einem Offizier bringen und er den Namen dieses theoretischen Freundes wissen will?«

William lächelte ebenfalls.

»Das spielt keine Rolle. Wenn Ihr erst einem Offizier gegenübersteht, seid Ihr in Sicherheit. Doch was den Namen angeht - Harold Grey, Herzog von Pardloe, Oberst des Sechsendvierzigsten Infanterieregiments.« Onkel Hal kannte zwar nicht jeden, so wie sein Vater, doch jeder beim Militär kannte *ihn* - zumindest dem Namen nach.

Er konnte sehen, wie Denzell lautlos die Lippen bewegte, um sich dies einzuprägen.

»Und in welchem Verhältnis steht Freund Harold zu dir, William?« Rachel hatte ihn die ganze Zeit unter ihrer durchhängenden Hutkrempe hinweg betrachtet. Jetzt schob

sie sich den Hut aus der Stirn, um ihn direkter anzusehen.

Wieder zögerte er, doch was spielte es jetzt noch für eine Rolle? Er würde die Hunters ja nie wiedersehen. Obwohl er wusste, dass sich Quäker von weltlichen Titeln und Diensträngen nicht beeindrucken ließen, richtete er sich im Sattel auf.

»Er ist ein Verwandter von mir«, sagte er beiläufig. Er grub in seiner Tasche und holte die kleine Geldbörse hervor, die er von dem Schotten Murray hatte. »Hier. Das werdet Ihr brauchen.«

»Wir kommen schon zurecht«, sagte Denzell und winkte ab.

»Ich auch«, sagte William und warf Rachel die Börse zu. Diese hob instinktiv die Hände und fing sie auf. Ihre Miene war genauso überrascht über die Tatsache, dass er *ihr* das Geld zugeworfen hatte, wie über die Tatsache, dass sie sie gefangen hatte. Er lächelte ihr ebenfalls zu, und ihm ging das Herz über.

»Alles Gute«, sagte er schroff, dann wendete er sein Pferd und trabte eilig davon, ohne sich noch einmal umzudrehen.

»DU WEISST DOCH, DASS ER EIN BRITISCHER SOLDAT IST?«, SAGTE DENNY HUNTER leise zu seiner Schwester, während er William fortreiten sah. »Wahrscheinlich ein Deserteur.«

»Und wenn es so ist?«

»Einem solchen Mann folgt die Gewalt auf dem Fuße.

Sich länger in der Nähe eines solchen Mannes aufzuhalten, bedeutet Gefahr - und zwar nicht nur für den Leib, sondern auch für die Seele.«

Rachel saß einen Moment schweigend im Sattel und beobachtete die menschenleere Straße. Insekten summten laut in den Bäumen.

»Ich glaube, es könnte sein, dass du ein Heuchler bist, Denzell Hunter«, sagte sie gleichmütig und wendete den Kopf ihres Maultiers. »Schließlich hat er mir *und* dir das Leben gerettet. Hättest du ihn lieber daran gehindert und zugesehen, wie ich an diesem schrecklichen Ort gemetzelt werde?« Sie erschauerte, obwohl der Tag warm war.

»Nein«, sagte ihr Bruder nüchtern. »Und ich danke Gott, dass er dort war, um dich zu retten. Ich bin Sünder genug, um dein Leben höher einzuschätzen als den Seelenfrieden dieses jungen Mannes - aber nicht Heuchler genug, um es zu leugnen, nein.«

Sie prustete, setzte den Hut ab und schlug nach einer Fliegenwolke.

»Ich fühle mich geehrt. Doch was dein Gerede über gewalttätige Männer angeht, deren Nähe Gefahr bedeutet - bist du nicht gerade mit mir zu einer ganzen Armee davon unterwegs?«

Er lachte reumütig.

»Doch. Vielleicht hast du ja recht, und ich bin ein Heuchler. Aber Rachel ...« Er beugte sich vor und griff ihrem Maultier in die Zügel, damit sie sich nicht abwenden

konnte. »Du weißt, dass ich nicht möchte, dass du an Leib oder Seele Schaden nimmst. Sag nur ein Wort, und ich suche dir einen sicheren Unterschlupf bei Freunden. Ich bin mir sicher, dass der Herr zu mir gesprochen hat, und ich muss meinem Gewissen folgen. Doch es steht nirgendwo geschrieben, dass du ihm ebenfalls folgen musst.«

Sie fixierte ihn lange und ungerührt.

»Und woher weißt du, dass der Herr nicht auch zu mir gesprochen hat?«

Seine Augen glitzerten hinter seinen Brillengläsern.

»Das freut mich für dich. Was hat er denn gesagt?«

»Er hat gesagt, ›Sorge dafür, dass sich dein sturköpfiger Bruder nicht selbst umbringt, denn ich möchte, dass du das tust‹«, schnappte sie und schlug seine Hand vom Zaum des Maultiers fort. »Wenn wir uns der Armee anschließen wollen, Denny, lass uns zusehen, dass wir sie finden.«

Sie trat dem Maultier heftig in die Rippen. Es stellte abrupt die Ohren auf, und unter einem Schreckensruf seiner Reiterin schoss es die Straße entlang wie von einer Kanone abgeschossen.

DAS ERSTE STÜCK RITT WILLIAM BETONT AUFGERICHTET UND ELEGANT.ERST als er hinter einer Kurve außer Sichtweite der Kreuzung geriet, verlangsamte er sein Tempo und entspannte sich ein wenig. Er trennte sich mit großem Bedauern von den Hunters, doch seine Gedanken richteten sich bereits nach vorn.

Burgoyne. Er war General Burgoyne einmal bei einer Theateraufführung begegnet. Das Stück war von keinem Geringeren als dem General persönlich verfasst worden. An das Stück selbst konnte er sich nicht mehr erinnern, da er es in lebhaftem Augenkontakt mit einem Mädchen in der Nachbarloge verbracht hatte. Doch hinterher war er mit seinem Vater nach unten gegangen, um dem von Triumph und Champagner geröteten Autor zu seinem Erfolg zu gratulieren.

»Gentleman Johnny« nannte man ihn in London. Ein Stern am Firmament der Londoner Gesellschaft, obwohl er einige Jahre zuvor mit seiner Frau nach Frankreich flüchten musste, um der Verhaftung wegen seiner Schulden zu entgehen. Doch niemand hielt einem Mann seine Schulden vor; schließlich hatte fast jeder welche.

Was William viel mehr verwunderte, war die Tatsache, dass sein Onkel Hal John Burgoyne zu mögen schien. Onkel Hal hatte keine Zeit für Theaterstücke übrig, geschweige denn für die Menschen, die sie schrieben - obwohl er andererseits die gesammelten Werke von Aphra Behn in seiner Bibliothek stehen hatte und William einmal unter dem Siegel der Verschwiegenheit von seinem Vater erfahren hatte, dass sein Bruder Hal Mrs. Behn nach dem Tod seiner ersten Frau und vor seiner Heirat mit Tante Minnie leidenschaftlich verfallen gewesen war.

»Mr. Behn war schließlich tot, weißt du«, hatte ihm sein Vater erklärt. »Keine Gefahr.«

William hatte damals genickt, um einen weltläufigen und

klugen Eindruck zu erwecken, obwohl er eigentlich keine Ahnung hatte, was sein Vater damit meinte. Keine Gefahr? Gefahr wodurch?

Er schüttelte den Kopf. Er glaubte nicht, dass er Onkel Hal je verstehen würde. Wahrscheinlich war das sowieso besser für sie beide. Seine Großmutter Benedicta war wahrscheinlich der einzige Mensch, der ihn verstand. Doch der Gedanke an seinen Onkel brachte ihn auf seinen Vetter Henry, und sein Mund verspannte sich ein wenig.

Adam hatte inzwischen gewiss davon erfahren, doch wahrscheinlich konnte er nichts für seinen Bruder tun, genauso wenig wie William, den die Pflicht nach Norden rief. Doch sein Vater und Onkel Hal würden es gewiss mit vereinten Kräften schaffen ...

Das Pferd warf schnaubend den Kopf hoch, und als William den Blick hob, sah er einen Mann an der Straße stehen, der ihn mit dem Arm zum Halten aufforderte.

Er ritt langsam auf ihn zu und ließ den Wald nicht aus dem Auge, falls der Mann Verbündete hatte, die dort auf arglose Reisende lauerten. Doch der Straßenrand lag hier brach und grenzte wiederum an ein schütteres Dickicht aus Schösslingen, in dem sich niemand verstecken konnte.

»Einen guten Tag, Sir«, sagte er und hielt ein Stück von dem Alten entfernt an. Denn der Mann war eindeutig alt; sein Gesicht sah aus wie die Schlackenhalde einer Zinnmine; er stützte sich auf einen langen Stab, und sein Haar war zu einem schlohweißen Zopf geflochten.

»Gott zum Gruße«, sagte der alte Herr. Denn er war eindeutig ein Herr; seine Haltung war stolz und seine Kleidung anständig. Und jetzt, da sich William genauer umsah, kam dazu ein gutes Pferd, das ein Stück weiter graste. William entspannte sich ein wenig.

»Wohin soll die Reise gehen, Sir?«, fragte er höflich. Der alte Mann zuckte die Achseln.

»Das könnte davon abhängen, was Ihr mir erzählen könnt, junger Mann.« Der Alte war Schotte, auch wenn sein Englisch gut war. »Ich bin auf der Suche nach einem Mann namens Ian Murray, den Ihr, glaube ich, kennt?«

Das brachte William aus der Fassung; woher wusste der Alte das? Doch er kannte Murray; vielleicht hatte Murray ihm ja von William erzählt. Vorsichtig erwiderte er: »Ich kenne ihn. Doch leider habe ich keine Ahnung, wo er ist.«

»Nein?« Der Alte sah ihn scharf an. Als dächte er, ich könnte ihn anlügen, dachte William. Argwöhnischer alter Kauz!

»Nein«, wiederholte er entschlossen. »Ich bin ihm vor einigen Wochen im Great-Dismal-Sumpf begegnet. Er befand sich in Begleitung einiger Mohawkindianer. Doch ich weiß nicht, wohin er danach gegangen sein könnte.«

»Mohawk«, wiederholte der Alte nachdenklich, und William sah, wie sich seine eingesunkenen Augen auf seine Brust hefteten, wo die große Bärenkrallen über seinem Hemd hing. »Dann habt Ihr Euer Schmuckstückchen wohl von den Mohawk bekommen?«

»Nein«, erwiderte William, der den Begriff »Schmuckstückchen« ziemlich geringschätzig fand. »Mr. Murray hat es mir von einem - Freund mitgebracht.«

»Einem Freund.« Der alte Mann betrachtete sein Gesicht derart unverhohlen, dass William verlegen und daher wütend wurde. »Wie lautet Euer Name, junger Mann?«

»Das geht Euch nichts an, Sir«, sagte William so höflich wie möglich und nahm die Zügel wieder auf. »Guten Tag!«

Das Gesicht des Alten verkrampfte sich genau wie die Hand an seinem Stab, und William wandte sich abrupt um, damit der alte Kerl nicht auf die Idee kam, ihn damit anzugreifen. Das tat er zwar nicht, doch William bemerkte mit leisem Entsetzen, dass ihm an der Hand, die den Stab gepackt hatte, zwei Finger fehlten.

Im ersten Moment dachte er, dass der Alte aufsteigen und ihm folgen könnte, doch als er sich umsah, stand der Mann noch reglos an der Straße und sah ihm nach.

Eigentlich war es nicht wichtig, doch gedrängt von einem obskuren Bedürfnis, ja niemandem aufzufallen, steckte sich William die Bärenkrallen ins Hemd, wo sie sicher verborgen neben seinem Rosenkranz hing.

COUNTDOWN

Fort Ticonderoga 18. Juni 1777

Liebe Brianna, lieber Roger,

noch dreiundzwanzig Tage. Ich hoffe, dass es uns gelingen wird, rechtzeitig von hier aufzubrechen. Ian hat das Fort vor einem Monat verlassen. Er sagt, er hätte etwas zu erledigen, doch er würde zurück sein, wenn Jamies Milizdienst endet. Ian hat es abgelehnt, sich bei der Miliz zu verpflichten, und sich stattdessen freiwillig zur Proviantbeschaffung gemeldet, also ist er theoretisch nicht einmal unerlaubt abwesend. Nicht dass der Kommandeur des Forts ernsthaft in der Lage wäre, irgendetwas im Hinblick auf Deserteure zu unternehmen, außer sie zu hängen, wenn sie so dumm sein sollten zurückzukommen, was natürlich keiner von ihnen tut. Ich habe keine Ahnung, was Ian macht, aber irgendwie hoffe ich, dass es ihm guttun wird.

Apropos Kommandeur, es gibt einen neuen. Große Aufregung! Oberst Wayne ist vor ein paar Wochen abgereist - gewiss hat er mindestens so sehr vor Erleichterung geschwitzt wie von der Schwüle -, doch wir haben uns verbessert. Der neue Kommandeur ist immerhin Generalmajor: ein gewisser Arthur St. Clair, ein liebenswürdiger, ausnehmend gut aussehender Schotte, dessen Äußeres durch die rosafarbene Schärpe, die er zu

öffentlichen Anlässen trägt, noch an Reiz gewinnt. (Das Schöne an der Zugehörigkeit zu einer improvisierten Armee ist offenbar die Tatsache, dass man sich seine eigene Uniform entwerfen darf. Hier unterliegt die Erscheinung der Regimenter keiner verstaubten alten britischen Konvention.)

General St. Clair hat sich Verstärkung mitgebracht: nicht weniger als drei Untergeneräle, darunter ein Franzose (Dein Vater sagt, General Fermoy ist in militärischer Hinsicht eine sehr fragwürdige Gestalt) und etwa dreitausend neue Rekruten. Das hat die allgemeine Stimmung gehoben (wenn es auch dazu geführt hat, dass die Latrinen hoffnungslos überstrapaziert sind. Morgens bilden sich hier lange Schlangen, und es herrscht ein ernsthafter Mangel an Nachttöpfen), und St. Clair hat eine schöne Rede gehalten und uns versichert, dass das Fort jetzt unmöglich überrannt werden kann. Dein Vater, der dabei neben dem General gestanden hat, hat an diesem Punkt etwas auf Gälisch gemurmelt. Sein Ton war zwar leise, aber so leise nun auch wieder nicht. Doch der General, der meines Wissens aus Thurso stammt, hat praktischerweise so getan, als verstünde er ihn nicht.

Der Brückenbau zwischen dem Fort und dem Mount Independence geht zügig voran - während uns Mount Defiance vom anderen Ufer entgegenstarrt. Wenn man ihn so betrachtet, sieht er ganz harmlos aus, obwohl sein Gipfel um einiges höher liegt als das Fort. Jamie hat Mr. Marsden mit einer Zielscheibe hinübereudern lassen - ein

weiß gestrichenes Holzquadrat von etwas über einem Meter Kantenlänge - und ihn diese knapp unterhalb des Hügels aufstellen lassen, wo sie für die Geschütze des Forts gut zu sehen war. Er hat General Fermoy (der keine rosa Schärpe bekommen hat, obwohl er Franzose ist) eingeladen, sich an einem der neuen Gewehre zu versuchen (die Jamie in weiser Voraussicht auf der Teal unterschlagen hat, bevor er den Rest der Fracht als echter Patriot der amerikanischen Sache gestiftet hat). Sie haben die Zielscheibe in Stücke geschossen, eine Tatsache, deren Bedeutung auch General St. Clair, der sich als Zuschauer zu ihnen gesellt hat, nicht entgangen ist. Ich glaube, General St. Clair wird kaum weniger froh sein als ich, wenn die Dienstzeit Deines Vaters vorüber ist.

Dank der Neuankömmlinge ist hier natürlich mehr zu tun. Die meisten der neuen Rekruten sind, o Wunder, einigermaßen gesund, doch es gibt die üblichen kleineren Unfälle, Geschlechtskrankheiten oder sommerlichen Fiebererkrankungen; genug davon, dass Major Thatcher - der federführende medizinische Offizier - dazu übergegangen ist wegzusehen, wenn ich unauffällig eine Wunde verbinde, obwohl er mich nicht in die Nähe scharfer Instrumente lässt. Glücklicherweise habe ich ein kleines Messer, mit dem ich Abszesse öffnen kann.

Außerdem gehen mir allmählich die Heilkräuter aus, seitdem Ian sich abgesetzt hat. Er hat mir von seinen Proviantexpeditionen vieles mitgebracht, doch es ist

wirklich gefährlich, sich ins Freie zu wagen, es sei denn in einer größeren Gruppe. Vor ein paar Tagen hat man zwei Männer, die auf die Jagd gegangen waren, ermordet und skalpiert aufgefunden.

Während meine Ausrüstung daher zu wünschen übrig lässt, habe ich zum Ausgleich seit Neuestem eine Helfershelferin. Es handelt sich um eine gewisse Mrs. Raven aus New Hampshire, die mit einem Milizoffizier verheiratet ist. Sie ist noch relativ jung, Anfang dreißig, doch sie hat keine Kinder, weshalb sie einiges an überschüssiger emotionaler Energie besitzt. Sie ergötzt sich an Krankheit und Tod, obwohl sie sich bestimmt für extrem mitfühlend hält. Sie suhlt sich gern in grauenvollen Details, was zwar eigentlich ein bisschen abstoßend ist, sie jedoch zu einer brauchbaren Assistentin macht, weil ich mich darauf verlassen kann, dass sie nicht in Ohnmacht fällt, während ich einen Knochenbruch richte oder einen Finger mit Gangrän amputiere (in Eile, bevor Major Thatcher oder seine rechte Hand, Leutnant Stactoe, etwas merken), denn sie könnte ja etwas verpassen. Zugegebenermaßen jammert sie dabei gern und schlägt sich gern vor die flache Brust und bekommt große Augen, wenn sie hinterher anderen von ihren Abenteuern berichtet (als man die skalpierten Männer brachte, musste sie so hyperventilieren, dass sie fast zu Boden gegangen wäre), doch man nimmt ja jede Hilfe an, die man bekommen kann.

Am anderen Ende der medizinischen Kompetenzskala

haben die Neuankömmlinge einen jungen Quäkerarzt namens Denzell Hunter und seine Schwester Rachel mitgebracht. Ich habe ihn noch nicht persönlich gesprochen, doch nach allem, was ich sehe, ist Dr. Hunter ein richtiger Arzt, und er scheint sogar vage mit der Theorie der Krankheitserreger vertraut zu sein, da er bei John Hunter studiert hat, einem der großen Mediziner dieser Zeit (falls Roger dies liest, erzähle ich lieber nicht, auf welche Weise John Hunter entdeckt hat, wie Gonorrhoe übertragen wird - oder vielleicht tue ich es doch: Er hat sich mit einer Lanzette, die mit dem Eiter eines infizierten Opfers getränkt war, in den Penis gestochen und war Denny Hunter zufolge höchst zufrieden mit dem Ergebnis - Denny hat Deinem Vater von diesem interessanten Ereignis erzählt, während er ihm den Daumen verband, der zwischen zwei rollende Baumstämme geraten ist ... (Keine Sorge, er ist nicht gebrochen, nur grün und blau.) Ich würde zu gern sehen, wie Mrs. Raven auf diese Geschichte reagiert, aber ich vermute, dass der Anstand es dem jungen Dr. Hunter verbieten würde, sie ihr zu erzählen. Du denkst natürlich an die Impftermine der Kinder.

In aller Liebe Mama

Brianna hatte das Buch geschlossen, doch ihre Hand wanderte unwillkürlich immer wieder zu seinem Umschlag zurück, als würde sie es am liebsten noch einmal aufschlagen, für den Fall, dass diesmal etwas anderes darin stand.

»Was für ein Datum ist dreiundzwanzig Tage nach dem achtzehnten Juni?« Eigentlich hätte sie im Stande sein sollen, es im Kopf auszurechnen, doch vor lauter Nervosität konnte sie nicht mehr zählen.

Roger verdrehte die Augen und zählte die Monate an seinen Fingerknöcheln ab. »April, Juni - gut, der Juni hat dreißig Tage, also sind es zwölf Tage vom achtzehnten bis zum dreißigsten, plus zehn ergibt den zehnten Juli.«

»Ach du lieber Himmel.«

Sie hatte es dreimal gelesen; es würde nichts ändern, wenn sie es noch einmal tat; und doch schlug sie das Buch abermals auf der Seite mit dem Porträt John Burgoynes auf. Ein gut aussehender Mann - »Und das weiß er anscheinend auch!«, sagte sie laut, sodass Roger sie mit bestürzter Miene ansah -, gemalt von Sir Joshua Reynolds. Mit seiner Uniform bekleidet, die Hand auf seinem Schwertknauf, stand er vor einem dramatischen Hintergrund heraufziehender Sturmwolken. Und auf der nächsten Seite stand es schwarz auf weiß.

Am sechsten Juli griff General Burgoyne Fort Ticonderoga mit einem Heer von 8000 regulären Soldaten an, dazu einer Reihe deutscher Regimenter unter dem Baron von Riedesel sowie einer Anzahl Indianer.

WILLIAM FAND GENERAL BURGOYNE UND SEINE ARMEE WEITAUS EINFACHER, als es die Hunters mit General Washington gehabt hatten. Allerdings versuchte General Burgoyne ja auch gar nicht, sich zu verstecken.

Für ein Feldlager war es sehr luxuriös. Ordentlich aneinandergereihte weiße Zelte bedeckten drei Felder und zogen sich bis in den Wald. Unterwegs zum Kommandeurszelt, wo er sich zur Stelle melden wollte, entdeckte er vor dem Zelt des Generals einen Berg aus leeren Weinflaschen, der ihm fast bis zum Knie reichte. Da ihm bis jetzt nichts davon zu Ohren gekommen war, dass der General ein berühmter Trunkenbold war, führte er diese Großzügigkeit auf die Gastfreundschaft und Geselligkeit des Mannes zurück. Ein gutes Zeichen für einen Kommandeur, dachte er.

Ein gähnender Bediensteter zupfte die Überreste der Bleiverschlüsse von den Flaschen ab und sammelte sie in einer Dose, wahrscheinlich, um Kugeln daraus zu gießen. Er beäugte William verschlafen und fragend.

»Ich bin hier, um mich bei General Burgoyne zu melden«, sagte William und richtete sich auf. Der Diensthote betrachtete ihn langsam von unten bis oben und ließ seinen vage neugierigen Blick auf Williams Gesicht verweilen, sodass dieser an der Gründlichkeit seiner morgendlichen Rasur zu zweifeln begann.

»Er hat gestern Abend mit dem Brigadier und mit Oberst St. Leger gefeiert«, sagte der Diensthote schließlich mit einem kleinen Rülps. »Kommt heute Nachmittag wieder. Bis dahin -« Er erhob sich mühsam, zuckte zusammen, als bekäme er Kopfschmerzen von der Bewegung, und streckte den Arm aus. »Die Offiziersmesse ist dort drüben.«

FREUNDE

Fort Ticonderoga 22. Juni 1777

Zu meiner großen Überraschung traf ich Kapitän Stebbings im Sitzen an. Kreidebleich, in Schweiß gebadet und schwankend wie ein Pendel - aber aufrecht. Mr. Dick umsorgte ihn nervös wie eine Henne, die nur ein einziges Küken hat.

»Wie ich sehe, geht es Euch besser, Kapitän«, sagte ich und lächelte ihn an. »Dann werden wir Euch ja bald wieder auf den Beinen haben, nicht wahr?«

»War schon ... auf den Beinen«, keuchte er. »Glaube, ich sterbe.«

»Was?«

»Er *läuft!*«, bestätigte mir Mr. Dick, hin und her gerissen zwischen Stolz und Bestürzung. »An meinem Arm, aber läuft, wirklich!«

Sofort war ich schon auf den Knien und hörte Lunge und Herz mit dem Holzstethoskop ab, das Jamie für mich gemacht hatte. Sein Puls schlug wie ein Achtzylindermotor, und er gurgelte und keuchte, was das Zeug hielt, doch ich konnte nichts finden, was mich furchtbar alarmiert hätte.

»Herzlichen Glückwunsch, Kapitän Stebbings!«, sagte ich. Ich ließ das Stethoskop sinken und lächelte ihn an. Er

sah immer noch grauenhaft aus, doch seine Atmung begann sich zu verlangsamen. »Wahrscheinlich stirbt Ihr heute doch nicht. Was war denn der Anlass für diese Anwendung von Ehrgeiz?«

»Mein ... Bootsmann«, brachte er hervor, ehe ihm ein Hustenanfall das Wort abschnitt.

»Joe Ormiston«, erläuterte Mr. Dick und nickte mir zu. »Fuß stinkt. Kapitän bei ihm.«

»Mr. Ormiston? Sein Fuß stinkt?« Das ließ alle möglichen Alarmglocken schrillen. Es war ein sehr schlechtes Zeichen, wenn eine Verletzung so stark roch, dass andere darauf aufmerksam wurden. Ich erhob mich, wurde aber von Stebbings aufgehalten, der mich fest am Rock gepackt hatte.

»Ihr -«, sagte er und rang nach Luft. »Ihr kümmert Euch um ihn.«

Er entblößte seine fleckigen Zähne zu einem Grinsen.

»Das ist ein Befehl«, keuchte er. »Ma'am.«

»Aye, aye, Käpt'n«, sagte ich knapp und machte mich zum Lazarettgebäude auf, wo der Großteil der Kranken und Verletzten untergebracht waren.

»Mrs. Fraser? Was ist denn los?« Der dienstbeflissene Ausruf kam von Mrs. Raven, die gerade aus der Proviantmeisterei kam. Sie war hochgewachsen und hager, und ihre dunklen Haare kämpften sich fortwährend unter ihrer Haube hervor - so auch jetzt.

»Ich weiß es noch nicht«, sagte ich kurz, ohne

anzuhalten. »Aber es könnte ernst sein.«

»Oh!«, sagte sie und verkniff sich das »Gut!« nur mit Mühe. Sie klemmte sich den Korb unter den Arm und folgte mir, fest entschlossen, Gutes zu tun.

Die gefangenen britischen Invaliden waren gemeinsam mit den kranken Amerikanern in einem lang gezogenen Steingebäude untergebracht, das von schmalen, unverglasten Fenstern beleuchtet wurde und in dem es je nach Wetterlage unerträglich heiß oder kalt war. Im Moment war es draußen heiß und feucht - es war Nachmittag -, und das Gebäude zu betreten, war so, als würde man mit einem heißen, nassen Handtuch geohrfeigt. Einem *schmutzigen* heißen, nassen Handtuch.

Mr. Ormiston war nicht schwer zu finden; eine Traube von Männern stand um seine Liege herum. Leutnant Stactoe befand sich unter ihnen - das war schlecht - und diskutierte mit dem kleinen Dr. Hunter - das war gut - und einigen anderen Militärärzten, die ebenfalls versuchten, sich Gehör zu verschaffen.

Ich wusste, worüber sie stritten, ohne es zu sehen; Mr. Ormistons Fuß hatte sich unleugbar verschlimmert, und sie hatten vor, ihn zu amputieren. Wahrscheinlich hatten sie recht. Ich nahm an, dass es jetzt darum ging, *wo* man amputieren sollte oder wer es tun sollte.

Mrs. Raven hielt sich im Hintergrund, denn der Anblick so vieler Ärzte machte sie nervös.

»Glaubt Ihr wirklich ...«, hob sie an, doch ich beachtete

sie nicht. Es gibt Situationen, in denen man nachdenken kann, doch dies war keine davon. Hier half nur Handeln, und zwar rasches, entschlossenes Handeln. Ich saugte mir die stickige Luft tief in die Lungen und trat einen Schritt vor.

»Guten Tag, Dr. Hunter«, sagte ich und schob mich mit den Ellbogen zwischen den beiden Militärärzten hindurch, während ich den jungen Quäkerarzt anlächelte. »Leutnant Stactoe«, fügte ich der Vollständigkeit halber hinzu, um nicht allzu unhöflich aufzutreten. Ich kniete mich neben die Liege des Patienten, wischte mir die verschwitzten Finger an meinem Rock ab und ergriff seine Hand.

»Wie geht es Euch, Mr. Ormiston? Kapitän Stebbings hat mich geschickt, damit ich mich um Euren Fuß kümmere.«

»Er hat was?«, setzte Leutnant Stactoe in verärgertem Tonfall an. »Also wirklich, Mrs. Fraser, was könnt Ihr schon -«

»Das ist gut, Ma'am«, unterbrach ihn Mr. Ormiston. »Der Kapitän hat gesagt, er würde Euch schicken; ich war gerade dabei, diesen Herren hier zu sagen, sie sollen sich keine Gedanken machen, weil *Ihr* doch sicher wisst, wie man es am besten macht.«

Und sie waren sicher begeistert, das zu hören, dachte ich, doch ich lächelte ihn an und drückte ihm die Hand. Sein Puls schlug schnell und etwas leicht, aber regelmäßig. Doch seine Hand glühte, und es überraschte mich nicht im Mindesten, die rötlichen Streifen einer Blutvergiftung an seinem verletzten Bein hinauflaufen zu sehen.

Sie hatten den Fuß ausgewickelt, und Mr. Dick hatte fraglos Recht gehabt: Fuß stank.

»O mein *Gott*«, sagte Mrs. Raven hinter mir, und es kam von Herzen.

Wundbrand hatte eingesetzt; zu dem Gestank und dem Gewebsverfall gesellte sich die Tatsache, dass die Zehen bereits schwarz wurden. Ich verschwendete keine Zeit damit, wütend auf Stactoe zu sein; angesichts der ursprünglichen Verletzung und der Behandlungsmöglichkeiten wäre ich vielleicht ebenfalls nicht in der Lage gewesen, ihn zu retten. So war mir der Wundbrand eigentlich sogar eine Hilfe; es stand außer Frage, dass eine Amputation unumgänglich war. Doch in diesem Fall fragte ich mich, worüber sie noch diskutierten.

»Ich gehe davon aus, dass Ihr unsere Meinung teilt, dass nur eine Amputation in Frage kommt, Mrs. Fraser?«, sagte der Leutnant im Tonfall sarkastischer Höflichkeit. »Ihr als *Ärztin* des Patienten?« Wie ich sah, hatte er seine Instrumente bereits auf einem Tuch ausgebreitet. Einigermaßen gepflegt; nicht ekelerregend verdreckt - aber eindeutig nicht sterilisiert.

»Natürlich«, sagte ich gelassen. »Es tut mir wirklich leid, Mr. Ormiston, aber er hat recht. Und es wird Euch hinterher viel besser gehen. Mrs. Raven, würdet Ihr mir einen Topf mit kochendem Wasser holen?« Ich wandte mich Denzell Hunter zu, der jetzt Mr. Ormistons andere Hand ergriffen hatte und offenbar seinen Puls zählte.

»Seid Ihr anderer Meinung, Dr. Hunter?«

»Nein«, sagte er ruhig. »Unsere Unstimmigkeit gilt nur dem Grad der Amputation, nicht ihrer Notwendigkeit. Wozu ist denn das kochende Wasser gut, Freundin ... Fraser?«, sagte er.«

»Claire«, sagte ich knapp. »Zur Sterilisation der Instrumente. Zur Vorbeugung einer postoperativen Infektion. Soweit wie möglich«, fügte ich in aller Aufrichtigkeit hinzu. Stactoe stieß bei diesen Worten ein äußerst respektloses Geräusch aus, doch ich beachtete ihn nicht. »Was empfiehlt Ihr denn, Dr. Hunter?«

»Denzell«, sagte er mit einem flüchtigen Lächeln. »Freund Stactoe wünscht, unterhalb des Knies zu amputieren -«

»Natürlich wünsche ich das!«, sagte Stactoe aufgebracht. »Ich möchte das Kniegelenk erhalten, und es gibt keinen Grund dafür, höher anzusetzen!«

»Es mag merkwürdig klingen, doch eigentlich bin ich Eurer Meinung«, sagte ich zu ihm, wandte mich dann aber wieder an Denzell Hunter. »Ihr nicht?«

Er schüttelte den Kopf und schob sich die Brille hoch.

»Wir müssen in der Mitte des Oberschenkels amputieren. Der Mann hat ein Poplitealaneurysma. Das bedeutet -«

»Ich weiß, was es bedeutet.« So war es, und ich tastete bereits Mr. Ormistons Kniekehle ab. Er stieß ein schrilles Kichern aus, verstummte abrupt und wurde rot vor

Verlegenheit. Ich lächelte ihn an.

»Entschuldigung, Mr. Ormiston. Ich werde Euch nicht noch einmal kitzeln.«

Das war auch nicht nötig. Ich konnte das Aneurysma deutlich spüren, es pulste sanft unter meinen Fingern, eine große, feste Schwellung direkt in der Kniekehle. Er musste es schon lange haben; ein Wunder, dass es während der Seeschlacht oder auf dem strapaziösen Transport nach Ticonderoga nicht geplatzt war. In einem modernen Operationssaal wäre es vielleicht möglich gewesen, weiter unten zu amputieren und das Aneurysma zu beseitigen - nicht aber hier.

»Ihr habt recht, Freund Denzell«, sagte ich und richtete mich auf. »Sobald uns Mrs. Raven das heiße Wasser bringt, können wir -« Doch die Männer hörten mir nicht zu. Sie starrten auf etwas in meinem Rücken. Ich drehte mich um und sah Guinea Dick, der wegen der Hitze nur einen Lendenschurz trug und *sämtliche* Tätowierungen seines schweißglänzenden Körpers zu Schau stellte, mit einer Glasflasche näher kommen, die er feierlich in beiden Händen trug.

»Der Käpt'n schickt dir etwas Grog, Joe«, sagte er zu Mr. Ormiston.

»Oh, Gott hab den guten Käpt'n selig!«, sagte Mr. Ormiston, von Herzen dankbar. Er griff nach der Rumflasche, zog mit den Zähnen den Korken heraus und begann zielstrebig zu schlucken.

Plätschergeräusche verkündeten Mrs. Ravens Rückkehr mit dem Wasser. Über fast allen Kaminfeuern hing ein Kessel; es war nicht schwer, kochendes Wasser zu finden. Außerdem hatte die gute Seele auch einen Eimer kaltes Wasser mitgebracht, damit ich mir die Hände waschen konnte, ohne mich zu verbrühen.

Ich ergriff eines der kurzen, brutal aussehenden Amputationsmesser und machte gerade Anstalten, es in das heiße Wasser zu tauchen, als Leutnant Stactoe es mir entrüstet aus der Hand riss.

»Was macht Ihr denn da, Madam!«, rief er aus. »Das ist mein bestes Messer!«

»Ja, deshalb habe ich ja auch vor, es zu benutzen«, sagte ich. »*Nachdem* ich es gereinigt habe.«

Stactoe war ein kleiner Mann mit kurzen grauen Stoppelhaaren; er war sogar sechs oder sieben Zentimeter kleiner als ich, wie ich feststellte, als ich mich aufrichtete und ihm Auge in Auge gegenüberstand. Sein Gesicht verfärbte sich noch dunkler.

»Ihr werdet den Härtegrad des Stahls verändern, wenn Ihr es in kochendes Wasser taucht!«

»Nein«, sagte ich beherrscht - noch. »Heißes Wasser wird es nur reinigen. Und ich werde nicht mit einer verschmutzten Klinge Hand an diesen Mann legen.«

»Ach nein?« Ein Hauch von Genugtuung blitzte in seinen Augen auf, und er klammerte das Messer schützend an seine Brust. »Nun, dann werdet Ihr diese Arbeit wohl jenen

überlassen müssen, die wissen, wie es geht, nicht wahr?«

Guinea Dick, der geblieben war, um zuzusehen, hatte den Verlauf des Streitgesprächs interessiert verfolgt. An diesem Punkt beugte er sich vor und nahm Stactoe das Messer aus der Hand.

»Käpt'n sagt, Joe ist ihre Sache«, sagte er ruhig. »Ist so.«

Stactoe klappte angesichts dieser groben Beleidigung seines Dienstranges vor Entrüstung der Mund auf. Er stürzte auf Dick zu, um ihm das Messer zu entreißen. Dick, dessen Reflexe durch jahrelange Stammeskriege und die Unbilden der britischen Seefahrt geschärft waren, hieb in der unübersehbaren Absicht nach Stactoe, diesem den Kopf abzutrennen. Dies wäre ihm wohl auch gelungen, hätte Denzell Hunter nicht ähnlich gute Reflexe gehabt und sich auf Dicks Arm gestürzt. Diesen verfehlte er zwar, doch es gelang ihm, den kräftigen Guineaner gegen Stactoe zu schubsen. Sie klammerten sich aneinander - nachdem Dick das Messer hatte fallen lassen - und stolperten einen Moment hin und her, bevor sie beide das Gleichgewicht verloren und gegen Ormistons Liege prallten, sodass sich der Patient, die Rumflasche, das heiße Wasser, Denzell Hunter und die restlichen Instrumente mit einem solchen Heidenlärm auf dem Steinboden verteilten, dass jedes Gespräch im Gebäude zum Erliegen kam.

»Oooh!«, sagte Mrs. Raven in schockiertem Entzücken. Das Ganze entwickelte sich ja weitaus besser als erwartet.

»Denny!«, sagte eine nicht minder schockierte Stimme

in meinem Rücken. »Was glaubst du, was du hier tust?«

»Ich ... assistiere Freundin Claire bei einer Operation«, sagte Denzell nicht ohne Würde, während er sich hinsetzte und den Boden nach seiner Brille abtastete.

Rachel Hunter bückte sich und ergriff die flüchtige Brille, die über den Boden gerutscht war, und setzte sie ihrem Bruder wieder auf, den Blick argwöhnisch auf Leutnant Stactoe gerichtet, der sich langsam vom Boden erhob und dabei vor Wut so anschwell, dass er an einen Heißluftballon erinnerte.

»Ihr«, sagte er mit heiserer Stimme und zeigte mit seinem kleinen, zitternden Finger auf Dick. »Ich werde Euch hängen lassen, weil Ihr einen Offizier angegriffen habt. *Euch*, Sir« - er schwenkte den anklagenden Finger in Denzells Richtung -, »lasse ich vor das Kriegsgericht stellen! Und was Euch betrifft, *Madam* -« Er spuckte mir das Wort entgegen, hielt dann aber inne, weil ihm spontan keine hinreichend furchtbare Drohung für mich einfiel. Dann sagte er: »Ich werde Euren Gatten bitten, Euch zu züchtigen!«

»Komm und kitzle mich, Schätzchen«, kam eine lallende Stimme vom Fußboden. Als ich meinen Blick senkte, sah ich, wie mich Mr. Ormiston lüstern ansah. Er hatte die Rumflasche während des Sturzes nicht losgelassen, danach weiter daraus getrunken, und jetzt hieb er mit rumrotem Gesicht ziellos nach meinem Knie.

Leutnant Stactoe stieß ein Geräusch aus, das besagte, dass das Maß nun wirklich voll war. Hastig sammelte er

seine am Boden verstreuten Instrumente ein und marschierte vor Messern und Sägen strotzend davon, wobei er hin und wieder im Gehen einen kleinen Gegenstand fallen ließ.

»Wolltest du etwas von mir, Schwesterchen?« Denzell Hunter war inzwischen wieder auf den Beinen und rückte die umgestürzte Liege zurecht.

»Weniger ich als vielmehr Mrs. Brown«, sagte seine Schwester mit einem trockenen Unterton. »Sie sagt, es ist so weit, und sie will dich. Jetzt. Sofort.«

Er prustete kurz und sah mich an.

»Mrs. Brown ist eine Hysterikerin, wie sie im Buche steht«, sagte er entschuldigend. »Ich bin überzeugt, dass sie noch einen Monat bis zur Entbindung hat, doch sie hat regelmäßig Senkwehen.«

»Ich kenne sie«, sagte ich und verkniff mir ein Lächeln. »Lieber Ihr als ich.« Mrs. Brown *war* eine Hysterikerin. Außerdem war sie mit einem Milizoberst verheiratet und hatte daher - so meinte sie - etwas Besseres verdient als nur eine Hebamme. Da ihr zu Ohren gekommen war, dass Dr. Denzell Hunter mit Dr. John Hunter zusammengearbeitet hatte, der der Geburtshelfer der *Königin* war ... Nun, offensichtlich wurden meine Dienste nicht mehr benötigt.

»Sie blutet doch nicht, und ihre Fruchtblase ist nicht geplatzt, oder?«, fragte Denzell seine Schwester mit resignierter Stimme. Guinea Dick, den die

Auseinandersetzung nicht im Geringsten beeindruckt hatte, hatte die Bettwäsche zurück auf die Liege gelegt. Jetzt ging er in die Hocke, hob Mr. Ormiston's kräftige Gestalt hoch, als wäre er ein Federbett, und legte ihn mitsamt seiner Flasche darauf.

»Ist so weit, glaube ich«, verkündete er nach eingehender Betrachtung des Patienten, der jetzt mit geschlossenen Augen dalag und glücklich murmelte: »Noch ein bisschen tiefer, Schätzchen, aye, so ist's gut, so ist's gut ...«

Denzell blickte hilflos von Mr. Ormiston zu seiner Schwester zu mir.

»Ich muss zu Mrs. Brown gehen, auch wenn ich nicht glaube, dass es wirklich drängt. Kannst du noch ein wenig warten, und dann tue ich, was für dich getan werden muss?«

»Sie tut es«, sagte Dick mit finsterner Miene.

»Ja, das tut sie«, versicherte ich ihm und band mir das Haar zurück. »*Womit* sie es aber tut, ist eine andere Frage. Habt Ihr irgendwelche Instrumente, die ich vielleicht ausborgen könnte, Dr. - äh, Freund Denzell?«

Er rieb sich die Stirn und überlegte.

»Ich habe eine brauchbare Säge.« Er lächelte kurz. »Und ich habe nichts dagegen, wenn du sie auskochen möchtest. Aber keine stärkere Klinge. Soll ich Rachel bitten, einen der anderen Stabsärzte zu fragen?«

Bei diesem Vorschlag verschloss sich Rachels Gesicht

ein wenig, und mir kam der Verdacht, dass Dr. Hunter vielleicht bei den anderen Ärzten wie ich nicht besonders beliebt war.

Ich betrachtete Mr. Ormistons ausgesprochen stämmiges Bein, schätzte die Dicke der zu durchtrennenden Gewebeschicht ab und schob die Hand durch den Schlitz in meinem Rock zur Scheide meines Messers. Es war ein gutes, stabiles Messer, und Jamie hatte es just für mich geschliffen. Eine gekrümmte Klinge wäre zwar besser gewesen, doch zumindest hielt ich die Länge für ausreichend ...

»Nein, spart Euch die Mühe. Ich glaube, hiermit wird es gehen. Wenn Ihr die Säge Eures Bruders holen könntet, Miss - äh, Rachel.« Ich lächelte sie an. »Und, Mrs. Raven, das Wasser ist leider fort, würdet Ihr -«

»Oh, ja!«, rief sie aus. Sie ergriff den Topf und machte sich auf den Weg, dass es nur so klapperte, als sie eines von Leutnant Stactoes Überbleibseln beiseitetrat.

Eine ganze Reihe von Leuten hatten das Drama um Mr. Ormistons Fuß fasziniert verfolgt. Jetzt, da der Leutnant fort war, wagten sie sich allmählich näher heran, die Blicke angsterfüllt auf Guinea Dick gerichtet, der sie herzlich angrinste.

»Kann Mrs. Brown nicht noch eine Viertelstunde warten?«, fragte ich Denzell. »Es wird etwas einfacher, wenn jemand, der weiß, was er tut, das Bein stützt, während ich schneide. Dick kann den Patienten festhalten.«

»Eine Viertelstunde?«

»Nun, die eigentliche Amputation wird etwas weniger als eine Minute dauern, wenn es keine Komplikationen gibt. Aber ich werde etwas Zeit für die Vorbereitung benötigen, und ich könnte Eure Hilfe brauchen, wenn ich hinterher die durchtrennten Blutgefäße verschließe. Wo ist eigentlich die Rumflasche geblieben?«

Denzells dunkle Augenbrauen stießen inzwischen fast an seinen Haaransatz, doch er wies auf Mr. Ormiston, der laut schnarchend schlief und die Rumflasche im Arm hatte.

»Ich will ihn ja nicht trinken«, sagte ich trocken als Antwort auf seine Miene. Ich befreite die Flasche und goss etwas Rum auf einen sauberen Lappen, mit dem ich Mr. Ormistons behaarten Oberschenkel abzuwischen begann. Der Leutnant hatte glücklicherweise sein Nähmaterial zurückgelassen, und das Instrument, über das Mrs. Raven gestolpert war, war ein Tenakel. Dieses würde ich brauchen, um die Enden der durchtrennten Arterien zu fassen zu bekommen, die die ärgerliche Angewohnheit hatten, in das Gewebe zurückzuschießen und sich zu verstecken, während das Blut aus ihnen herausspritzte.

»Ah«, sagte Denzell immer noch verwundert, aber zur Mitarbeit bereit. »Ich verstehe. Kann ich ... mithelfen?«

»Wenn ich Euren Gürtel zum Abbinden ausborgen dürfte?«

»Oh, ja«, murmelte er und öffnete ohne zu zögern die Schnalle, während er mich interessiert musterte. »Ich

vermute, du hast das schon einmal gemacht.«

»Leider schon oft.« Ich beugte mich über Mr. Ormiston, um seine Atmung zu kontrollieren, die zwar rasselte, aber nicht mühselig klang. Er hatte sich innerhalb von fünf Minuten fast die halbe Flasche einverleibt - eine Dosis, die jemanden, der weniger an Rum gewöhnt war als ein britischer Seemann, wahrscheinlich umgebracht hätte, doch seine Atmung, sein Puls und seine Durchblutung waren trotz des Fiebers hinreichend gut. Der Alkoholrausch war natürlich mit einer Anästhesie nicht zu vergleichen; der Patient war zwar betäubt, aber nicht bewusstlos, und er würde mit Sicherheit zu sich kommen, wenn ich zu schneiden begann. Doch Alkohol dämpfte die Angst, und vielleicht linderte er auch den unmittelbaren Schmerz ein wenig. Ich fragte mich, ob - und wann - ich wohl je wieder dazukommen würde, Äther herzustellen.

In dem langen Raum standen ein paar Tische, auf denen sich Bandagen, Watte und andere Verbandsmaterialien türmten. Ich wählte einen ordentlichen Vorrat an relativ sauberem Material aus und kehrte im selben Moment an das Bett zurück, als auch Mrs. Raven mit ihrem überschwappenden Wassertopf eintraf, keuchend und rot vor Aufregung, womöglich etwas verpasst zu haben. Kurz darauf kehrte auch Rachel Hunter keuchend - vor Eile - mit der Säge ihres Bruders zurück.

»Wenn Ihr das Sägeblatt bitte ins Wasser tauchen würdet, Freund Denzell?«, sagte ich und band mir einen Jutesack als Schürze um die Taille. Der Schweiß lief mir

über den Rücken und kitzelte mich zwischen den Pobacken, und ich wickelte mir ein Stück einer Bandage als Schweißband um die Stirn, damit er mir bei der Arbeit nicht in die Augen rann. »Und die Flecken dort am Griff wegwischen würdet? Dann mein Messer und das Tenakel bitte.«

Mit verwunderter Miene folgte er meinen Anweisungen, begleitet vom neugierigen Murmeln der Zuschauer, die eindeutig noch nie etwas so Seltsames gesehen hatten. Doch Mr. Dicks bedrohliche Gegenwart hielt sie auf Abstand.

»Glaubst du, der Leutnant würde unseren Freund hier tatsächlich hängen lassen?«, flüsterte Denzell mir zu und wies kopfnickend auf Dick. »Und könnte er das überhaupt?«

»Ich bin mir sicher, dass er nichts lieber täte, aber eigentlich glaube ich es nicht, nein. Mr. Dick ist schließlich ein englischer Kriegsgefangener. Glaubt Ihr, er kann Euch vors Kriegsgericht bringen?«

»Versuchen könnte er es zumindest«, sagte Denzell, den diese Vorstellung nicht zu beunruhigen schien. »Ich bin schließlich Angehöriger der Armee.«

»Wirklich?« Das erschien mir merkwürdig, doch er war nicht der erste Quäker, der mir - sozusagen - auf einem Schlachtfeld begegnete.

»Oh, ja. Aber ich glaube nicht, dass die Armee so viele Ärzte hat, dass sie es sich erlauben kann, einen davon zu

hängen. Und eine Degradierung würde ja, glaube ich, nichts an meinen Fähigkeiten ändern.« Er lächelte mich fröhlich an. »Du hast schließlich gar keinen Dienstrang, wenn ich nicht irre, und doch vertraue ich darauf, dass dir dies gelingen wird.«

»So Gott will«, sagte ich, und er nickte ernst.

»So Gott will«, wiederholte er und reichte mir das Messer, das noch heiß war vom kochenden Wasser.

»Tretet besser ein wenig zurück«, sagte ich zu den Zuschauern. »Das gibt eine Sauerei.«

»Oje, oje, oje«, sagte Mrs. Raven mit einem bebenden Seufzer der Vorfriede. »Wie durch und durch *grauenvoll!*«

DREI PFEILE

Mottville, Pennsylvania 10. Juni 1777

Grey fuhr plötzlich auf und hätte sich fast den Kopf an dem Balken gestoßen, der dicht über seinem Bett hinweglief. Sein Herz klopfte, Hals und Schläfen waren schweißnass, und im ersten Moment hatte er keine Ahnung, wo er war.

»Der dritte Pfeil«, sagte er laut und schüttelte den Kopf, um die Welt mit dem außerordentlich lebhaften Traum in Einklang zu bringen, aus dem er so abrupt aufgetaucht war.

War es ein Traum, eine Erinnerung oder ein Teil von beidem? Er hatte im großen Salon von *Trois Flèches* gestanden und den prächtigen Stubbs betrachtet, der zur Rechten des barocken Kamins hing. An den Wänden wimmelte es von Bildern - ein wildes Durcheinander ohne Rücksicht auf ihr Sujet oder ihren künstlerischen Wert.

War es so gewesen? Er erinnerte sich vage, sich von der übertriebenen Ausstattung der Räume gestört gefühlt zu haben. Doch hatten die Porträts wirklich so auf ihn eingewirkt, von oben, von unten, überall Gesichter?

In seinem Traum hatte Baron Amandine neben ihm gestanden und ihn mit seiner festen Schulter berührt; sie waren ungefähr gleich groß. Der Baron erzählte gerade etwas über eines der Gemälde, doch Grey konnte sich

nicht mehr daran erinnern, was er gesagt hatte - irgendetwas über die Technik, die der Maler angewandt hatte, vielleicht.

Auf der anderen Seite stand Cecile Beauchamp, die Schwester des Barons, ebenfalls so dicht bei ihm, dass ihn ihre entblößte Schulter streifte. Sie trug Puder im Haar und Jasminparfum, der Baron ein barbarisches Duftwasser aus Bergamotte und Zibet. Er erinnerte sich - denn Träume waren doch wohl geruchlos? - daran, wie sich die schweren Düfte in der drückenden Wärme des Zimmers mit der Bitterkeit der Holzasche vermischt hatten, und daran, wie ihm von dieser Mischung leicht übel geworden war. Eine Hand hatte eine seiner Pobacken umfasst und vertraulich zgedrückt, um sie dann verführerisch zu streicheln. Er wusste nicht, wessen Hand es war.

Das hatte ihm der Traum nicht verraten.

Er legte sich langsam wieder auf sein Kissen zurück, schloss die Augen und versuchte, die Bilder seines schlafenden Kopfes zurückzuholen. Der Traum hatte danach einen erotischen Zug angenommen, ein Mund auf seiner höchst empfänglichen Haut; es waren diese Empfindungen gewesen, die ihn aus dem Schlaf gerissen hatten. Wessen Mund es war, wusste er auch nicht. Dr. Franklin war ebenfalls irgendwo aufgetaucht; Grey erinnerte sich an seine weißen, etwas durchhängenden, immer noch festen Pobacken, während der Mann vor ihm her durch einen Korridor schritt, das lange, lose graue Haar auf seinem knöchigen Rücken, die losen Hautrollen an seiner

Hüfte. Völlig ungeniert hatte er über die Bilder gesprochen, die auch im Korridor die Wände säumten. Es war eine sehr lebhaft, emotionale Erinnerung. Er hatte doch wohl nicht - nicht mit Franklin, nicht einmal im Traum. Doch es hatte irgendetwas mit den Bildern zu tun ...

Er versuchte, sich einige der Bilder ins Gedächtnis zu rufen, doch er wusste nicht mehr, was real war und was dem Reich der Träume entstammte. Landschaften ... Ein Bild, das eine ägyptische Szene darstellen sollte, obwohl er bezweifelte, dass der Maler je etwas anderes gesehen hatte als die Küste der Bretagne. Die üblichen Familienporträts -

»Ja!« Er setzte sich abrupt auf, und diesmal *stieß* er sich den Kopf an dem Balken, so fest, dass er Sterne sah und einen Schmerzenslaut ausstieß.

»Onkel John?«, kam Dotties Stimme erschrocken aus dem anderen Bett, und das Rascheln der Bettwäsche am Boden deutete darauf hin, dass ihre Dienstmagd ebenfalls erwacht war. »Was ist passiert?«

»Nichts, nichts. Schlaf wieder ein.« Er schwang die Beine aus dem Bett. »Ich gehe nur ... zum Abort.«

»Oh.« Gewühl und Murren am Boden, ein gestrenges *Pssst!* von Dottie. Er tastete sich zur Zimmertür vor, denn die Fensterläden waren geschlossen, und im Zimmer war es stockfinster. Das gedämpfte Licht des abgedeckten Feuers im Schankraum des Gasthauses wies ihm den Weg nach unten.

Draußen war die Luft frisch und kühl und mit einem Duft versetzt, den er nicht erkannte, der aber an seinem Gedächtnis zupfte. Es war eine große Erleichterung, den Kampf mit seinem widerspenstigen Traum aufzugeben und in diese ausschließlich sinnliche Erinnerung einzutauchen. Denn der Duft erinnerte ihn an lange Ausritte in Virginia, schlammige Straßen, frisches Laub, den Rhythmus eines Pferdes unter ihm, den Rückstoß eines Gewehrs, das heiße Blut eines Rehs, das sich über seine Hand ergoss - natürlich an die Jagd mit William.

Er spürte, wie ihn die Präsenz der Wildnis durchströmte, jenes unmittelbare, merkwürdige Bewusstsein, das es nur in Amerika gab: das Bewusstsein, dass zwischen den Bäumen etwas wartete - nicht feindselig, aber auch nicht mit offenen Armen. Er hatte diese wenigen Jahre in Virginia genossen, fern von den Intrigen Europas, der unablässigen Geselligkeit Londons. Vor allem aber hatte er sie wegen der Nähe zu seinem Sohn genossen, die sich in diesen Jahren in der Wildnis entwickelt hatte.

Bisher hatte er auf dieser Reise keine Glühwürmchen gesehen. Er ließ den Blick im Gehen über das dichte Gras schweifen, doch wahrscheinlich war es schon zu spät; Glühwürmchen schwärmen meistens am frühen Abend aus. Er freute sich schon darauf, sie Dottie zu zeigen. William war völlig verzaubert gewesen, als er zu Beginn ihres Aufenthalts in Virginia zum ersten Mal Glühwürmchen gesehen hatte - hatte eines gefangen und sich laut gefreut, als es in der dunklen Höhle seiner Hand zu leuchten

begann. Jeden Sommer hatte er die Rückkehr der Glühwürmchen glücklich begrüßt.

Körperlich erleichtert und geistig zumindest ansatzweise beruhigt, setzte er sich langsam auf den Hackklotz im Innenhof des Wirtshauses. Noch war ihm nicht danach, in die stickige Finsternis des Zimmers zurückzukehren.

Wo mochte Henry sein?, fragte er sich. Wo schlief er heute Nacht? In irgendeinem Verlies? Nein, so etwas gab es in den Kolonien nun wirklich nicht. Selbst einfache Häuser waren bemerkenswert gemütlich und luftig. Vielleicht hielt man seinen Neffen in einem Gefängnis, einer Scheune, einem Keller fest - und doch hatte Henry, soweit er das wusste, trotz einer schweren Verletzung den Winter überlebt. Natürlich hatte er Geld; vielleicht hatte er sich ja eine bessere Unterkunft erkaufen können, vielleicht die Zuwendungen eines Arztes.

So Gott es wollte, würden sie ihn bald finden. Es waren höchstens noch zwei Tagesritte bis nach Philadelphia. Und er hatte ja Franklins Empfehlungsschreiben - schon wieder Franklin! Dieser verflixte Mensch und seine Luftbäder. Obwohl ihn Grey einmal aus Neugier dabei begleitet hatte und es seltsam angenehm, wenn auch etwas enervierend gefunden hatte, splitternackt in einem Raum zu sitzen, der mit eleganten Möbeln ausgestattet war, mit Topfpflanzen in den Ecken, Gemälden an den -

Nein. Es gab keine Gemälde im Wintergarten von *Trois Flèches*, natürlich nicht.

Da war sie wieder. Die Schwanzspitze seines flüchtigen

Traums, die ihm verlockend unter einem Stein entgegensuckte. Er schloss die Augen, füllte seine Lunge mit den Düften der Sommernacht und zwang seinen Kopf, sich zu leeren.

Trois Flèches. Drei Pfeile. Wer ist der dritte? Die Worte aus Hals Brief tauchten vor den Innenseiten seiner Augenlider auf, und er war so verblüfft, dass er die Augen öffnete. Obwohl er an Hals umständliche Gedankengänge gewohnt war, hatte er sich damals nicht viel dabei gedacht. Offenbar hatte die Zeile jedoch in seinem Unterbewusstsein Wurzeln geschlagen, um jetzt mitten in der Nacht und mitten in der Einöde aus den Tiefen eines absurden Traums aufzutauchen. Warum?

Er rieb sich vorsichtig den Scheitel, der von seinem Zusammenstoß mit dem Holzbalken schmerzte, auch wenn keine Verletzung zu spüren war. Unbewusst wanderten seine Finger zu der Stelle hinunter, an der Jamie Frasers Frau die Trepanieröffnung in seinem Schädel mit einem flach gehämmerten Sixpencestück verschlossen hatte. Sie hatte die Haut darüber sehr geschickt vernäht, sodass die Haare wieder gewachsen waren, doch die kleine Wölbung darunter war leicht zu spüren. Er dachte nur selten daran und spürte die Stelle lediglich bei kaltem Wetter, wenn das Metall deutlich kalt wurde und er manchmal Kopfschmerzen davon bekam oder ihm die Nase lief.

Es war kalt, sehr kalt gewesen, als er *Trois Flèches* besuchte. Der Gedanke schwebte ihm durch den Kopf wie eine Motte.

Hinter dem Haus waren Geräusche zu hören. Hufgeklapper auf dem festgetretenen Boden, Stimmengemurmel. Er regte sich nicht.

Der Mond war auf halbem Weg zum Horizont; es war zwar spät, doch bis zum Morgengrauen waren es noch Stunden. Niemand sollte um diese Zeit etwas zu erledigen haben, es sei denn, es war etwas Ungehöriges. Etwas, das er nicht mit ansehen wollte - ganz zu schweigen davon, dass jemand womöglich bemerkte, wie er es mit ansah.

Doch sie kamen näher; er konnte sich nicht entfernen, ohne dass man ihn sah, und unterdrückte stattdessen sogar seine Atmung bis auf einen winzigen Lufthauch.

Drei Männer, wortlos, entschlossen, zu Pferd. Der eine führte ein vollbeladenes Maultier am Strick. Sie zogen nicht mehr als zwei Schritte von ihm entfernt vorüber, und falls ihre Pferde ihn wahrnahmen, empfanden sie ihn nicht als Bedrohung. Sie bogen in die Straße ein, die nach Philadelphia führte. Warum so geheimnistuerisch?, fragte er sich, doch er verlor nicht viel Zeit mit dieser Frage. Es war ihm schon im Jahr zuvor bei seiner Rückkehr nach North Carolina aufgefallen: eine morbide Erregung, ein ungutes Gefühl, das sogar in der Luft selbst zu liegen schien. Hier war es noch deutlicher zu spüren; es war ihm schon seit ihrer Landung bewusst.

Die Menschen waren ungewohnt argwöhnisch. *Sie wissen nicht mehr, wem sie trauen können*, dachte er. *Also trauen sie niemandem.*

Bei diesem Gedanken musste er schlagartig an Percy

Wainwright denken. *Wenn es auf der ganzen Welt jemanden gibt, dem ich weniger traue ...*

Und dann war es einfach so da. Das Bild Percys, der dunkeläugig und lächelnd mit dem Finger über das Weinglas fuhr, als streichelte er Grey, und beiläufig sagte: *»Ich bin mit einer der Schwestern des Barons Amandine verheiratet ...«*

»Mit einer der Schwestern«, flüsterte Grey, und der Traum kristallisierte sich in seinem Kopf, das Gefühl der kalten Steine von *Trois Flèches* so deutlich, dass er erschauerte, obwohl die Nacht überhaupt nicht kalt war. Spürte die Wärme dieser beiden lasziven, drängenden Körper, die sich von beiden Seiten an ihn pressten. Und nebenan an der Wand ein kleines Gemälde mit drei Kindern, zwei Mädchen, ein Junge, die mit einem Hund posierten, und hinter ihnen waren die Außenmauern von *Trois Flèches* zu erkennen.

Die zweite Schwester. Der dritte Pfeil, den Hal zwar nie gesehen hatte, dank seines untrüglichen Gespürs für das Kuriose aber dennoch bemerkt hatte.

Die Beauchamps waren ein uraltes Adelsgeschlecht - und wie die meisten derartigen Familien lenkten sie die Aufmerksamkeit oft, wenn auch beiläufig, auf sich selbst. Während seines Besuchs hatte er alles Mögliche über Vettern, Onkel, Tanten und entfernte Verwandte gehört ... doch nicht ein Wort über die zweite Schwester.

Es war natürlich möglich, dass sie im Kindbett gestorben war; so etwas kam häufig vor. Doch wenn das der Fall war,

warum hätte Percy sagen sollen ...?

Jetzt bekam er doch noch Kopfschmerzen. Seufzend erhob er sich und ging ins Haus. Er hatte zwar noch keine Ahnung, wo oder wann - aber er würde noch einmal mit Percy sprechen müssen. Angewidert stellte er fest, dass ihn diese Aussicht nicht im Mindesten alarmierte.

ENERGIELINIEN

Brianna machte am Unterwasseraquarium Halt. Zwar war jetzt keine Laichsaison, wenn die Lachse - so hatte man ihr gesagt - in Schwärmen durch die Becken der Fischleiter schwammen, die es ihnen ermöglichten, den Staudamm bei Pitlochry zu überwinden, doch hin und wieder schoss ein silberner Blitz so plötzlich, dass ihr das Herz stehen blieb, durch ihr Blickfeld und kämpfte einen Moment lang gegen den Strom an, bevor er in die Röhre schwamm, die zur nächsten Stufe der Leiter führte. Das Aquarium selbst war ein weißes Gebäude, das in die Seitenwand der Leiter eingelassen war und dessen Fenster mit Algen bewachsen war. Sie hatte hier angehalten, um ihre Gedanken zu sammeln - oder vielmehr, um einige davon zu unterdrücken -, bevor sie zum Damm fuhr.

Es war Unsinn, sich Gedanken über ein Ereignis zu machen, das bereits stattgefunden hatte. Und sie wusste, dass ihren Eltern nichts zugestoßen war. Oder zumindest, verbesserte sie, dass sie aus Fort Ticonderoga fortgekommen waren; es war schließlich noch eine ganze Reihe von Briefen übrig.

Und sie konnte diese Briefe jederzeit *lesen*, um es herauszufinden. Das machte das Ganze ja so lächerlich. Wahrscheinlich machte sie sich im Grunde keine Sorgen. Nur ... Gedanken. Die Briefe waren etwas Wundervolles. Gleichzeitig war ihr jedoch nur allzu sehr bewusst, wie viel

selbst der detaillierteste Brief auslassen musste. Und Rogers Buch zufolge hatte General Burgoyne Kanada Anfang Juni verlassen, um nach Süden zu marschieren und zu General Howe zu stoßen, womit die Kolonien im Grunde in zwei Hälften zerschnitten wären. Und am 6. Juli 1777 hatte er Halt gemacht, um Fort Ticonderoga anzugreifen. Was -

»*Coimhead air sin!*«, sagte eine Stimme hinter ihr. Erschrocken fuhr sie herum und sah Rob Cameron, der aufgeregt auf das Aquariumsfenster zeigte. Als sie sich wieder umdrehte, sah sie einen gewaltigen silbernen Fisch mit schwarz geflecktem Rücken heftig gegen die Strömung ausholen, bevor er in der Röhre verschwand.

»*Nach e sin an rud as brèagha a chunnaic thu riamh?*«, sagte er, und sein Gesicht war voller Staunen. Ist das nicht das Schönste, was Sie je gesehen haben?

»*Cha mhórl!*«, erwiderte sie argwöhnisch, doch auch sie musste einfach lächeln. Beinahe.

Sein Lächeln verblasste nicht, wurde aber persönlicher, als er sich jetzt auf sie konzentrierte.

»Dann sprechen Sie also tatsächlich Gälisch! Mein Vetter hat es mir erzählt, aber ich konnte es nicht so recht glauben. Und Ihr Gälisch klingt ein bisschen so wie auf den Inseln, Barra vielleicht oder Uist.«

»Mein Vater war Schotte«, sagte sie. »Ich habe es von ihm.«

Seine Miene änderte sich, und er sah sie an, als wäre

sie ein neuartiger Fisch, den er gerade von seinem Haken gezogen hatte.

»Ach ja? Hier aus der Gegend? Wie heißt er denn?«

»James Fraser«, erwiderte sie. Ungefährlich, davon gab es Dutzende. »Und ›hieß‹. Er ist ... nicht mehr unter uns.«

»Ach, wie traurig«, sagte er mitfühlend und berührte flüchtig ihren Arm. »Habe meinen Vater letztes Jahr verloren. Hart, nicht wahr?«

»Ja«, sagte sie knapp und setzte sich in Bewegung, um an ihm vorbeizugehen. Sofort drehte er sich um und ging mit.

»Sie haben auch Kinder, hat Roger gesagt?« Sie machte eine überraschte Bewegung, und er lächelte sie von der Seite her an. »Habe ihn bei den Freimaurern kennengelernt. Netter Kerl.«

»Ja, das ist er«, sagte sie misstrauisch. Roger hatte ihr nichts von der Begegnung mit Rob erzählt, und sie fragte sich, warum nicht. Er hatte sich ja offensichtlich so lange mit Rob unterhalten, dass dieser wusste, dass sie verheiratet waren und Kinder hatten. Rob verfolgte das Thema jedoch nicht weiter, sondern reckte sich und warf den Kopf in den Nacken.

»Gahhh ... viel zu schön, um den Tag an einem Damm zu verbringen. Ich wünschte, ich könnte auf dem Wasser sein.« Er wies kopfnickend auf den sprudelnden Fluss, wo ein halbes Dutzend Angler mit der räuberischen Konzentration von Reihern in den Wellen stand. »Fischen

Sie oder Roger vielleicht?»

»Früher«, sagte sie und spürte, wie ihr die Erinnerung an den Schwung der Angelrute in ihren Händen einen kleinen Stoß durch die Nervenenden sandte. »Sie?«

»Aye, ich habe einen Angelschein für Rothiemurchus.« Er sah stolz aus, als sei das etwas Besonderes, daher stieß sie ein beifälliges Geräusch aus. Seine Karamellaugen betrachteten sie lächelnd von der Seite. »Falls Sie einmal mitkommen möchten, brauchen Sie es nur zu sagen. Boss.« Plötzlich grinste er sie an, sorglos und charmant, und ging dann pfeifend vor ihr her in das Verwaltungsgebäude am Damm.

Eine Energielinie ist eine vermutete Verbindung zwischen zwei auffallenden geografischen Punkten, üblicherweise ein antikes Monument oder ein Megalith. Es gibt eine ganze Reihe von Theorien über Energielinien, und die Meinungen darüber, ob sie tatsächlich ein existierendes Phänomen oder nur ein Artefakt sind, gehen weit auseinander.

Damit will ich sagen, dass man, wenn man zwei beliebige Punkte nimmt, die für Menschen von Interesse sind, sehr wahrscheinlich einen Weg findet, der sie verbindet, ganz gleich, was es für Punkte sind. Es gibt zum Beispiel eine mehrspurige Straße von London nach Edinburgh, weil viele Menschen zwischen den beiden Städten hin und her fahren, doch dies bezeichnet man normalerweise nicht als Energielinie. Was die Leute mit diesem Wort üblicherweise meinen, ist ein antiker Weg,

der zum Beispiel von einem aufrechten Stein zu einer alten Abtei führt, die wiederum wahrscheinlich an einem sehr viel älteren Ort der Anbetung erbaut wurde.

Da es über die offensichtliche Existenz solcher Linien hinaus nicht viele objektive Indizien gibt, wird eine Menge Blödsinn darüber geredet. Manche Menschen glauben, dass die Linien eine magische oder mystische Bedeutung haben. Ich selbst sehe dafür keinen Grund, genauso wenig wie Eure Mutter, die schließlich Wissenschaftlerin ist. Allerdings ändert auch die Wissenschaft hin und wieder ihre Meinung, und es kommt vor, dass Dinge, die nach Zauberei aussehen, in Wirklichkeit eine wissenschaftliche Erklärung haben.

Unter den Theorien bezüglich der Energielinien gibt es allerdings eine, die zumindest möglicherweise eine Grundlage in der Physik hat. Wenn Ihr das hier lest, wisst Ihr vielleicht schon, was ein Rutengänger ist; ich werde Euch einen Rundgang mit einer solchen Person unternehmen lassen, sobald sich die Gelegenheit dazu ergibt. Doch nur für den Fall des Falles - ein Rutengänger ist ein Mensch, der unterirdische Wasser- oder manchmal auch Metallvorkommen wie das Erz in Minen aufspüren kann. Manche von ihnen benutzen dazu einen Y-förmigen Stock oder Metallstab oder einen anderen Gegenstand, mit dem sie das Wasser ausmachen, manche spüren es einfach so. Die Grundlage für diese Kunst ist nicht bekannt; Eure Mutter sagt, Occam zufolge erkennen solche Menschen schlichtweg die typische

Geologie, in der unterirdische Quellen am wahrscheinlichsten sind. Doch ich habe schon öfter Rutengänger bei der Arbeit beobachtet und bin mir ziemlich sicher, dass mehr an der ganzen Sache ist - vor allem im Hinblick auf die Theorien, von denen ich Euch hier berichte.

Eine Theorie über Rutengänger besagt, dass das Wasser - oder das Metall - ein Magnetfeld hat, für das der Rutengänger empfänglich ist. Eure Mutter sagt, der erste Teil stimmt und dass es darüber hinaus in der Erdkruste breite Bänder mit geomagnetischen Strömen gibt, die in entgegengesetzter Richtung um den ganzen Erdball verlaufen. Außerdem erzählt sie mir, dass man diese Bänder mit objektiven Methoden messen kann, dass sie aber nicht unbedingt permanent existieren; die Erde selbst dreht ihre elektromagnetischen Felder hin und wieder um (alle soundsoviel Millionen Jahre; sie kannte die genaue Zeitspanne nicht), und die Pole tauschen die Plätze - niemand weiß, warum, aber man hat den Verdacht, dass Sonnenflecken daran schuld sind. Ein anderes interessantes Detail ist die Tatsache, dass Brieftauben (und wahrscheinlich auch alle möglichen Zugvögel) diese geomagnetischen Linien nachweisbar spüren und sie zur Navigation benutzen, auch wenn noch niemand genau herausgefunden hat, wie sie das tun.

Was wir vermuten - Eure Mutter und ich (und ich muss betonen, dass wir sehr gut auch unrecht haben könnten), - ist, dass es tatsächlich Energielinien gibt und dass sie

geomagnetische Linien sind (oder mit solchen Linien korrespondieren) und dass dort, wo sie sich kreuzen, Punkte existieren, an denen dieses magnetische Feld ... anders ist (ein besseres Wort fällt mir nicht ein). Wir glauben, dass diese Kreuzungspunkte - oder manche von ihnen - die Orte sind, an denen Menschen, die für diese Kräfte empfänglich sind (in etwa so wie Brieftauben), von einer Zeit in die andere überwechseln können (so wie Eure Mutter und ich und Ihr, Jem und Mandy). Wenn die Person, die das liest, ein Kind (oder Enkelkind) ist, das jetzt noch nicht geboren ist, dann weiß ich nicht, ob es diese Empfänglichkeit, Fähigkeit, wie auch immer man das nennt, auch besitzt, doch ich versichere ihm, dass sie existiert. Eure Großmutter hat vermutet, dass sie erblich ist wie die Fähigkeit, die Zunge zusammenzurollen; ohne das Gen dazu begreift man nicht, wie es geht, selbst wenn man es bei anderen Menschen mit den passenden Genen beobachten kann. Wenn das bei Dir der Fall ist, unbekanntes Kind, weiß ich nicht, ob ich mich bei Dir entschuldigen oder Dir gratulieren soll, obwohl ich vermute, dass es auch nicht schlimmer ist als andere Dinge, die Eltern an ihre Kinder weitergeben, ohne es zu wissen, wie schiefe Zähne oder Kurzsichtigkeit. So oder so, wir haben es nicht mit Absicht getan, bitte glaube uns das.

Entschuldigung, ich bin hier vom Thema abgekommen. Was ich eigentlich sagen wollte, ist, dass die Fähigkeit zur Zeitreise möglicherweise von einer

Empfänglichkeit für diese Kreuzungspunkte - Strudel? - der Energielinien abhängt.

Dank der besonderen geologischen Entwicklung der britischen Inseln finden sich hier viele Energielinien und daher auch viele archäologische Fundorte, die mit diesen Linien zusammenzuhängen scheinen. Eure Mutter und ich haben vor, ein Verzeichnis jener Fundorte anzufertigen, die möglicherweise Portale sind, soweit dies ohne Gefahr möglich ist - und verschätzt Euch nicht, es ist sehr gefährlich. Offensichtlich kann man nicht mit Sicherheit sagen, ob ein bestimmter Fundort ein Portal ist oder nicht.¹

Die Beobachtung, dass solche Stellen an den Daten »offen« (oder zumindest offener als zu anderen Zeiten) zu stehen scheinen, die mit den Sonnen- und Feuerfesten der Altvorderen korrespondieren, könnte - wenn diese Hypothese stimmt - etwas mit der Anziehungskraft von Sonne und Mond zu tun haben. Das scheint denkbar, da diese Himmelskörper das Verhalten der Erde im Hinblick auf die Gezeiten, das Wetter und Ähnliches beeinflussen - warum also nicht auch Zeitstrudel?

»Klingt das verständlich?«, fragte Roger. »Zumindest bis hierhin?«

»Insofern das Ganze überhaupt irgendwie verständlich klingen kann, ja.« Trotz der Beklommenheit, die sich über sie stahl, wann immer sie darüber diskutierten, konnte sie sich ein Lächeln nicht verkneifen; sein Gesicht war so ernst. Er hatte einen Tintenklecks auf der Wange, und sein

schwarzes Haar war auf einer Seite völlig zerzaust.

»Das Professorengehirn muss wirklich in der Familie liegen«, sagte sie. Sie zog ein Papiertaschentuch hervor, leckte daran wie eine Katzenmutter und rubbelte ihm damit über den Klecks. »Weißt du, es gibt da diese wundervolle moderne Erfindung, die sich Kugelschreiber nennt ...«

»Ich hasse diese Dinger«, sagte er, während er ihre Zuwendungen mit geschlossenen Augen über sich ergehen ließ. »Außerdem ist ein Füllfederhalter doch im Vergleich zu einem Federkiel ein großer Luxus.«

»Tja, das stimmt. Pa hat immer ausgesehen wie eine Explosion in einer Tintenfabrik, wenn er einen Brief geschrieben hatte.« Ihr Blick wanderte auf die Seite zurück, und sie prustete angesichts der ersten Fußnote, was auch Roger zum Lächeln brachte.

»Ist das eine ordentliche Erklärung?«

»Da du es für die Kinder geschrieben hast, ist es mehr als adäquat«, versicherte sie ihm und ließ die Seite sinken. »Was kommt denn in die zweite Fußnote?«

»Ah.« Er lehnte sich mit verschränkten Händen auf dem Stuhl zurück, und seine Miene war beklommen. »Das.«

»Ja, das«, sagte sie, auf der Stelle alarmiert. »Gibt es so etwas wie ein Beweisstück A, das dort hinsoll?«

»Tja, ja«, sagte er widerstrebend und sah ihr in die Augen. »Geillis Duncans Notizbücher. Mrs. Grahams Buch wäre dann Beweisstück B. Die Erklärung deiner Mutter über Aberglauben bei der Pflanzenernte ist die vierte

Fußnote.«

Brianna konnte spüren, wie ihr das Blut aus dem Kopf wich, und sie setzte sich vorsichtshalber hin.

»Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte sie zögernd. Sie selbst wusste nicht einmal, wo Geillis Duncans Notizbücher *waren* - und sie wollte es auch gar nicht wissen. Das kleine Buch, das ihnen Fiona Graham, Mrs. Grahams Enkeltochter, gegeben hatte, lag sicher in einem Schließfach der Royal Bank of Scotland in Edinburgh verwahrt.

Roger atmete durch die Lippen aus und schüttelte den Kopf.

»Nein, das bin ich nicht«, sagte er offen. »Aber wir wissen doch gar nicht, wie alt die Kinder sein werden, wenn sie das hier lesen. Apropos - wir müssen eine Verfügung erlassen. Nur falls uns etwas zustößt, bevor sie alt genug sind, um ... alles zu erfahren.«

Sie fühlte sich, als glitte ihr ein schmelzender Eiswürfel langsam über den Rücken. Doch Roger hatte recht. Es war ja möglich, dass sie beide bei einem Autounfall umkamen, wie die Eltern ihrer Mutter. Oder vielleicht brannte das Haus

-

»Tja, nein«, sagte sie laut und richtete den Blick auf das Fenster hinter Roger, das in eine Steinwand von über einem halben Meter Dicke eingelassen war. »Ich glaube, *dieses* Haus brennt nicht ab.«

Er musste lächeln.

»Nein, da mache ich mir auch keine allzu großen Sorgen. Aber die Notizbücher - aye, ich weiß, was du meinst. Und ich habe bereits daran gedacht, sie vielleicht selbst durchzugehen und die Notizen zu filtern. Sie hat eine Menge darüber geschrieben, welche Steinkreise aktiv zu sein scheinen, und das ist ja hilfreich. Denn der Rest ist einfach nur ...« Er suchte mit einer Handbewegung nach dem richtigen Wort.

»Gruselig«, half sie aus.

»Ich wollte eigentlich sagen, es ist so, als sähe man aus nächster Nähe zu, wie jemand allmählich den Verstand verliert, aber ›gruselig‹ trifft es ebenso.« Er nahm ihr die Blätter ab und klopfte sie zusammen. »Es ist nur eine Akademikermarotte, denke ich. Ich fühle mich unwohl dabei, eine Primärquelle zu unterschlagen.«

Sie prustete, doch diesmal mit einem Unterton, der besagte, dass sie sich Geillis Duncan höchstens als Primärquelle für Schwierigkeiten vorstellen konnte. Dennoch ...

»Das kann ich verstehen«, sagte sie widerstrebend. »Aber vielleicht könntest du ja eine Zusammenfassung schreiben und einfach nur erwähnen, wo die Notizbücher sind, falls irgendwann doch einmal jemand *richtig* neugierig wird.«

»Keine schlechte Idee.« Er legte die Blätter in sein Notizbuch, klappte es zu und erhob sich. »Dann fahre ich sie holen, vielleicht in den Schulferien. Ich könnte Jem mitnehmen und ihm die Stadt zeigen; er ist alt genug für

einen Spaziergang auf der Royal Mile, und das Schloss findet er bestimmt toll.«

»Zeig ihm *bloß* nicht das Verlies!«, warnte sie sofort, und er brach in breites Grinsen aus.

»Was, findest du Wachsfiguren gefolterter Menschen etwa nicht lehrreich? Es ist schließlich alles historisch verbrieft, aye?«

»Es wäre um einiges weniger schrecklich, wenn es das nicht wäre«, sagte sie. Als sie sich abwandte, fiel ihr Blick auf die Wanduhr. »Roger! Solltest du nicht um zwei in der Schule deinen Gälisch-Vortrag halten?«

Er blickte ungläubig auf die Uhr, schnappte sich den Berg mit den Büchern und Papieren auf seinem Schreibtisch und schoss unter einem ausgesprochen eloquenten gälischen Wortschwall aus dem Zimmer.

Als sie in den Flur trat, sah sie noch, wie er Mandy einen flüchtigen Kuss gab und zur Tür hastete. Mandy stand in der offenen Tür und winkte ihm fröhlich nach.

»Wiedersehn, Papi!«, rief sie. »Bwing mir Eis mit!«

»Wenn er es vergisst, fahren wir nach dem Essen in den Ort und holen uns eines«, versprach Brianna und bückte sich, um ihre Tochter aufzuheben. Dann stand sie mit Mandy da und sah zu, wie Rogers antiker orangefarbener Mini hustete, ruckte, sich schüttelte und schließlich mit einem kleinen blauen Qualmrülpser ansprang. Stirnrunzelnd dachte sie, dass sie ihm neue Zündkerzen kaufen musste, doch sie winkte, als er sich an der Ecke der Einfahrt aus

dem Fenster lehnte und ihnen zulächelte.

Mandy kuschelte sich an sie und murmelte eine von Rogers ausgewählten gälischen Phrasen, die sie offensichtlich auswendig lernen wollte. Brianna beugte den Kopf über sie und atmete ihren süßen Duft nach Johnson's Babyshampoo und schmuddeligem Kind ein. Zweifellos war es die Erwähnung von Geillis Duncan, die an ihrer anhaltenden Beklommenheit schuld war. Die Frau war zwar ein für alle Mal tot, doch schließlich ... war sie Rogers Urahnin. Und vielleicht war ja die Fähigkeit zur Zeitreise nicht das Einzige, was sich über die Generationen hinweg vererbte.

Obwohl manche Dinge sicher mit der Zeit verwässert wurden. Roger beispielsweise hatte nichts mit William Buccleigh MacKenzie gemeinsam, Geillis' Sohn mit Dougal MacKenzie - dem Mann, der dafür verantwortlich war, dass man Roger gehängt hatte.

»Sohn einer Hexe«, murmelte sie. »Ich hoffe, du schmorst in der Hölle.«

»Böses Wort, Mami«, sagte Mandy tadelnd.

ES GING BESSER, ALS ER ZU HOFFEN GEWAGT HATTE. DAS KLASSENZIMMER WAR vollgestopft mit Kindern, einer Reihe von Eltern und sogar ein paar Großeltern, die sich an den Wänden drängten. Er erlebte einen kurzen Moment des Schwindelgefühls - keine Panik und kein Lampenfieber, sondern das Gefühl, in eine tiefe Schlucht zu blicken, deren Boden er nicht sehen konnte -, den er noch aus seiner Zeit als Folksänger kannte. Er holte

tief Luft, legte den Stapel mit den Büchern und Papieren hin, lächelte sie an und sagte: »*Feasgar math!*«

Mehr war nicht nötig; kaum waren die ersten Worte gesprochen - oder gesungen -, und schon war es so, als fasste man an einen Stromdraht. Energie floss zwischen ihm und den Zuhörern hin und her, und die nächsten Worte schienen aus dem Nichts zu kommen und ihn zu durchströmen wie die tosenden Wassermassen in einer von Briannas gigantischen Turbinen.

Nach ein paar einführenden Worten widmete er sich dem Thema »Fluchen auf Gälisch«, denn er wusste ja, warum die meisten der Kinder hier waren. Ein paar Eltern zogen zwar die Augenbrauen hoch, doch in den Gesichtern der Großeltern machte sich ein leises, vielsagendes Lächeln breit.

»Es gibt im Gälischen keine Schimpfwörter wie im Englischen«, sagte er und grinste den frechen Blondschoopf in der zweiten Reihe an. Das musste der kleine Glasscock sein, der zu Jemmy gesagt hatte, er würde in die Hölle kommen.

»Tut mir leid, Jimmy. Das heißt aber nicht, dass man den Leuten nicht trotzdem ordentlich die Meinung sagen kann«, fuhr er fort, als das Gelächter verstummte. »Aber gälische Flüche sind eine Kunstform, keine Frage der Grobheit.« Das brachte auch die alten Leute zum Lachen, und mehrere Kinder wandten ihren Großeltern erstaunt die Köpfe zu.

»Ich habe zum Beispiel einmal gehört, wie ein Farmer,

dem ein Schwein in die Maische geraten war, zu dem Tier gesagt hat, dass er hoffte, seine Gedärme würden ihm aus dem Bauch platzen und von den Krähen gefressen werden.«

Ein beeindrucktes »Ooh!« seitens der Kinder, und er fuhr lächelnd fort, ihnen sorgsam redigierte Fassungen einiger besonders kreativer Flüche zu präsentieren, die er bei seinem Schwiegervater aufgeschnappt hatte. Unnötig hinzuzufügen, dass es trotz des Mangels an Schimpfwörtern möglich war, jemanden als »Tochter einer Hündin« zu bezeichnen, wenn man etwas wirklich Böses sagen wollte. Wenn die Kinder wissen wollten, was Jem tatsächlich zu Miss Glendenning gesagt hatte, mussten sie ihn selbst fragen. Wenn sie das nicht längst getan hatten.

Dann ließ er eine ernstere - aber schnelle - Beschreibung des *Gaeltacht* folgen, jener Region Schottlands, wo traditionell Gälisch gesprochen wurde, und erzählte ein paar Anekdoten darüber, wie er als Teenager auf den Heringsbooten im Minch Gälisch gelernt hatte - einschließlich der vollständigen Rede, die ein aufgebrachter Kapitän Taylor gehalten hatte, als ein Sturm sein bevorzugtes Hummernest leer gefegt und sämtliche Reusen mitgenommen hatte (ein Beispiel seiner Eloquenz, das er mit erhobener Faust an die See, den Himmel, die Besatzung und die Hummer gerichtet hatte). Wieder lagen sie fast am Boden vor Lachen, und ein paar der alten Knacker in der letzten Reihe flüsterten grinsend miteinander, denn offensichtlich hatten sie schon Ähnliches

erlebt.

»Aber *Gaidhlig* ist eine Sprache«, sagte er, als das Gelächter ein weiteres Mal verstummt war. »Und das heißt, es dient vor allem der Verständigung - dazu, dass sich Menschen miteinander unterhalten können. Wie viele von euch haben schon einmal Wechselgesänge gehört? Walklieder?«

Interessiertes Gemurmel; einige ja, andere nicht. Also erklärte er ihnen, wie Woll gewalkt wurde: »Die Frauen haben alle zusammengearbeitet, den nassen Wollstoff zu kneten, um ihn wind- und wasserfest zu machen - denn früher gab es ja noch keine Regenmäntel oder Gummistiefel, und die Leute mussten sich Tag und Nacht bei jedem Wetter im Freien aufhalten können, um sich um ihr Vieh oder ihre Häuser zu kümmern.« Seine Stimme war inzwischen gut aufgewärmt; er glaubte, dass er ein kurzes Walklied wohl überstehen würde. Also schlug er seinen Ordner auf, sang ihnen die erste Strophe und den Refrain vor und ließ sie das Ganze dann wiederholen. Sie schafften vier Strophen, dann begann er die Anstrengung zu spüren und kam zum Ende.

»Das hat meine Großmutter immer gesungen«, entfuhr es einer Mutter impulsiv. Dann wurde sie puterrot, weil alle sie ansahen.

»Lebt Ihre Großmutter noch?«, fragte Roger, und als sie schüchtern nickte, sagte er: »Ja dann - bitten Sie sie, es Ihnen beizubringen, dann können Sie es Ihren Kindern beibringen. So etwas sollte nicht verloren gehen, aye?«

Leise gemurmelte, halb überraschte Zustimmung, und wieder lächelte er und hob das zerfledderte Gebetbuch hoch, das er mitgebracht hatte.

»Gut. Dann habe ich noch von Wechselgesängen gesprochen. Auf den Inseln hört man so etwas sonntags noch in der Kirche. Sie brauchen zum Beispiel nur nach Stornoway zu fahren. Es ist eine Art des Psalmengesangs, der auf eine Zeit zurückgeht, als die Leute noch nicht viele Bücher hatten - und auch noch nicht viele Gemeindemitglieder lesen konnten. Es gab also einen Vorsänger, der den Psalm Zeile für Zeile sang und die Gemeinde antworten ließ. Dieses Buch« - er hielt das Gebetbuch hoch - »hat meinem Vater gehört, Reverend Wakefield; einige von Ihnen erinnern sich vielleicht noch an ihn. Ursprünglich jedoch hat es einem anderen Prediger gehört, Reverend Alexander Carmichael. Und er ...« Und er erzählte ihnen von Reverend Carmichael, der im neunzehnten Jahrhundert die Highlands und die Inseln durchkämmte hatte. Er hatte die Leute angesprochen und sie gedrängt, ihm ihre Lieder vorzusingen und ihnen von ihren Gebräuchen zu erzählen. So hatte er mündlich überlieferte »Lieder, Sprüche und Gesänge« gesammelt, wo immer er sie finden konnte, und dieses große, mehrbändige wissenschaftliche Werk veröffentlicht, das *Carmina Gadelica* genannt wurde.

Er hatte einen Band der *Gadelica* mitgebracht, und während er das alte Liederbuch zusammen mit einem Heftchen mit Walkliedern, die er selbst zusammengetragen

hatte, durch die Klasse wandern ließ, las er ihnen eine
Beschwörungsformel für den Neumond vor, eine für die
Verdauung der Wiederkäuer, die Ballade vom Käfer und
einige Passagen aus der »Ansprache der Vögel«.

Columba trat hinaus
Eines frühen milden Morgens;
Sah einen weißen Schwan,
»Lug, Trug«,
Unten am Strand,
»Lug, Trug«,
Todesklage sang,
»Lug, Trug«.

Ein weißer Schwan, verwundet, verwundet,
Ein weißer Schwan, verletzt, verletzt,
Der weiße Schwan der zwei Visionen,
»Lug, Trug«,
Der weiße Schwan der zwei Omen,
»Lug, Trug«,
Leben und Tod,
»Lug, Trug«,
»Lug, Trug«.

Wann gehst du fort,
Schwan der Trauer?
Sagt Columba in Liebe,
»Lug, Trug«,
Aus Erin schwamm ich,
»Lug, Trug«,
Fiann verletzt' mich,

»Lug, Trug«,
Die scharfe Wunde meines Todes,
»Lug, Trug«,
»Lug, Trug«.

Weißer Schwan von Erin,
Ich bin der Freund in der Not;
Das Auge Christi auf deiner Wunde,
»Lug, Trug«,
Das Auge des Herzens und der Gnade,
»Lug, Trug«,
Das Auge der Güte und der Liebe,
»Lug, Trug«.
Das dich heilt,
»Lug, Trug«,
»Lug, Trug«.

Schwan von Erin,
»Lug, Trug«,
Nichts soll dir geschehen,
»Lug, Trug«,
Heil sei deine Wunde,
»Lug, Trug«.

Herrin der Wogen,
»Lug, Trug«,
Herrin der Klage,
»Lug, Trug«,
Herrin der Lieder,
»Lug, Trug«.

Christus sei der Ruhm,

»Lug, Trug«,
Dem Sohn der Jungfrau,
»Lug, Trug«,
Dem König der Könige,
»Lug, Trug«,
Ihm singe dein Lied,
»Lug, Trug«,
Ihm singe dein Lied,
»Lug, Trug«,
»Lug, Trug«.

Sein Hals schmerzte schier unerträglich von den Schwanenrufen, vom leisen Klagen des verwundeten Schwans bis hin zum Triumph der letzten Worte, bei denen sich seine Stimme dann doch überschlug, aber es war dennoch ein Triumph, und die Klasse brach in Applaus aus. Von seinen Halsschmerzen und seinen Gefühlen überwältigt, verschlug es ihm tatsächlich zunächst die Sprache. Also verbeugte er sich und lächelte, verbeugte sich erneut und reichte Jimmy Glasscock den Bücherstapel, um ihn herumzureichen, während die Zuhörer auf ihn zustürmten, um ihn zu beglückwünschen.

»Mann, das war *großartig!*«, sagte eine Stimme, die ihm irgendwie bekannt vorkam, und als er aufblickte, sah er, dass die Hand, die die seine schüttelte, Rob Cameron gehörte, dessen Augen vor Begeisterung leuchteten. Roger musste ein überraschtes Gesicht gemacht haben, denn Rob wies kopfnickend auf den kleinen Jungen an seiner Seite: Bobby Hurragh, den Roger aus dem Chor kannte.

Ein herzerweichend klarer Sopran - und ein kleiner Teufel, wenn man ihn nicht genau im Auge behielt.

»Ich bin mit Bobby hier«, sagte Rob, der - wie Roger bemerkte - die Hand des Kindes nicht losließ. »Meine Schwester musste heute arbeiten und konnte sich nicht freinehmen. Sie ist Witwe«, fügte er hinzu, um zu erklären, warum Bobbys Mutter nicht da war und er eingesprungen war.

»Danke«, brachte Roger krächzend heraus, doch Cameron schüttelte ihm nur erneut die Hand und machte dann dem nächsten Gratulanten Platz.

In der Menge befand sich eine Frau in den mittleren Jahren, die er nicht kannte, die ihn jedoch erkannte.

»Mein Mann und ich haben Sie einmal in Inverness auf einem Festival singen hören«, sagte sie mit gebildeter Aussprache, »obwohl Sie damals noch den Namen Ihres verstorbenen Vaters benutzt haben, nicht wahr?«

»Ja«, quakte er wie ein Ochsenfrosch, denn mehr gab seine Stimme im Moment nicht her. »Sie - Sie haben - ein Enkelkind?« Er wies mit einer vagen Handbewegung auf die summende Kinderschar, die sich um eine ältere Dame drängte, die ihnen rot vor Vergnügen die Aussprache einiger der seltsamen Worte in einem Märchenbuch erklärte.

»Ja«, sagte die Frau, die sich aber nicht vom eigentlichen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ablenken ließ, nämlich der Narbe an seinem Hals. »Was ist

passiert?«, fragte sie mitfühlend. »Ist es für immer?«

»Ein Unfall«, sagte er. »Ich fürchte, ja.«

Bestürzung zog ihr die Augenwinkel kraus, und sie schüttelte den Kopf.

»Oh, wie *schade*«, sagte sie. »Sie hatten so eine herrliche Stimme. Es tut mir so leid.«

»Danke«, sagte er, weil es alles war, was er sagen konnte, und sie überließ ihn dem Lob der Leute, die ihn nie singen gehört hatten. Vorher.

Hinterher bedankte er sich bei Lionel Menzies, der an der Tür stand, um die Leute zu verabschieden, und strahlte wie ein Zirkusdirektor nach einer erfolgreichen Vorstellung.

»Das war großartig«, sagte Menzies und nahm ihn überschwänglich bei der Hand. »Noch besser, als ich gehofft hatte. Sagen Sie, könnten Sie sich vorstellen, es noch einmal zu machen?«

»Noch einmal?« Er lachte, brach aber hustend ab. »Ich habe es ja diesmal schon nur mit Mühe überlebt.«

»Ach.« Menzies winkte ab. »Ein ordentlicher Tropfen bringt Ihren Hals schon wieder in Ordnung. Kommen Sie doch noch mit in den Pub, ja?«

Roger war schon im Begriff abzulehnen, doch Menzies' Gesicht leuchtete so sehr vor Freude, dass er es sich anders überlegte. Die Tatsache, dass er in Schweiß gebadet war - Auftritte ließen seine Körpertemperatur immer um mehrere Grad steigen - und Durst hatte wie ein Reisender in der Wüste Gobi, hatte damit natürlich nichts

zu tun.

»Also gut, ein Glas«, sagte er und lächelte.

Als sie den Parkplatz überquerten, wurden sie von einem zerbeulten blauen Kleinlaster überholt. Rob Cameron streckte den Kopf aus dem Fenster und rief ihnen etwas zu.

»Hat es dir gefallen, Rob?«, fragte Menzies, der immer noch strahlte.

»Absolut«, sagte Cameron, der es ernst zu meinen schien. »Zwei Dinge - ich wollte Sie fragen, ob Sie mir vielleicht ein paar von Ihren alten Liedern zeigen würden; Siegfried MacLeod hat mir die Lieder gezeigt, die Sie für ihn aufgeschrieben haben.«

Roger war ein wenig verblüfft, aber angenehm überrascht.

»Aye, natürlich«, sagte er. »Ich wusste ja gar nicht, dass Sie auf so etwas stehen«, scherzte er.

»Oh, ich liebe die alten Lieder«, sagte Cameron ausnahmsweise ernsthaft. »Ich würde es wirklich zu schätzen wissen.«

»Also schön. Kommen Sie doch bei uns vorbei, vielleicht nächstes Wochenende?«

Rob grinste und salutierte ihm knapp.

»Halt - hatten Sie nicht gesagt, zwei Dinge?«, fragte Menzies.

»Oh, aye.« Cameron streckte die Hand aus und ergriff etwas, das zwischen ihm und Bobby auf dem Sitz lag.

»Das war mit bei den gälischen Büchern, die Sie herumgereicht haben. Aber ich hatte das Gefühl, dass es aus Versehen dabei war, also habe ich es herausgenommen. Sie schreiben wohl einen Roman, wie?«

Er reichte das schwarze Notizbuch mit dem »Anhalter« aus dem Fenster, und Rogers Hals schnürte sich zu, als hätte man ihn garottiert. Er nahm das Notizbuch an sich und nickte sprachlos.

»Vielleicht darf ich es ja lesen, wenn es fertig ist«, sagte Cameron beiläufig und legte einen Gang ein. »Ich liebe Science-Fiction.«

Der Laster fuhr los, dann blieb er noch einmal stehen und setzte zurück. Roger nahm das Notizbuch fester in die Hand, doch Rob würdigte es keines Blickes mehr.

»Hey«, sagte er. »Das habe ich ganz vergessen. Ihre Frau sagt, Sie haben eine alte Steinfestung oder so etwas auf Ihrem Grundstück?«

Roger nickte und räusperte sich.

»Ich habe einen Freund, der Archäologe ist. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn er vorbeikommt und einen Blick darauf wirft?«

»Nein«, krächzte Roger. Dann räusperte er sich noch einmal und sagte mit festerer Stimme: »Nein, das wäre schön. Danke.«

Rob grinste ihn fröhlich an und trat aufs Gas.

»Keine Ursache, Kumpel«, sagte er.

HÖHENLAGEN

Robs Freund, der Archäologe Michael Callahan, entpuppte sich als sympathischer Kerl Mitte fünfzig mit schütterem blondem Haar, der so oft Sonnenbrand gehabt hatte, dass sein Gesicht mit den dunklen Sommersprossen zwischen Stellen, an denen die Haut roh und hellrosa war, wie ein Flickenteppich aussah. Er zeigte sich sehr interessiert, während er zwischen den zusammengefallenen Steinen des alten Kirchleins umherwieselte, und bat Roger um die Erlaubnis, an einer Außenmauer einen Graben anlegen zu dürfen.

Rob, Brianna und die Kinder kamen kurz nach oben gestiegen, um zuzusehen, doch die Arbeit eines Archäologen ist nicht massentauglich, und als es Jem und Mandy zu langweilig wurde, stiegen sie alle wieder zum Haus hinunter, um das Mittagessen vorzubereiten, sodass Roger und Mike sich selbst überlassen blieben.

»Ich brauche Sie nicht unbedingt«, sagte Callahan nach einer Weile und blickte zu Roger auf. »Falls Sie zu tun haben.«

Er hatte immer zu tun - es war schließlich eine Farm, wenn auch eine kleine -, doch Roger schüttelte den Kopf.

»Es interessiert mich«, sagte er. »Wenn ich Ihnen nicht im Weg bin ...?«

»Ganz und gar nicht«, versicherte Callahan vergnügt.

»Dann kommen Sie her und helfen Sie mir, das hier hochzuheben.«

Callahan pfiff und murmelte während der Arbeit vor sich hin, ließ Roger aber weitgehend im Dunklen darüber, wonach er suchte. Hin und wieder bat er Roger, ihm zu helfen, etwas Schutt beiseitezuräumen oder einen instabilen Stein festzuhalten, während Callahan mit einer kleinen Taschenlampe darunterblickte, doch die meiste Zeit saß Roger auf dem Mauerstück, das noch intakt war, und lauschte dem Wind.

Es war still auf dem Hügel, die Stille der Wildnis, die ständig unauffällig in Bewegung war, und ihm kam der Gedanke, dass das eigentlich seltsam war. Normalerweise hatten Orte, an denen Menschen gelebt hatten, diese Ausstrahlung nicht, und aus der Tiefe von Callahans Graben und seinen gelegentlichen neugierigen Äffchenpfeifen konnte er schließen, dass auf diesem Gipfel schon sehr lange Menschen zugange waren.

Brianna brachte ihnen Brote und Limonade und setzte sich zum Essen neben Roger auf die Mauer.

»Ist Rob weg?«, fragte Roger, weil ihm auffiel, dass der Laster nicht mehr auf dem Hof stand.

»Er hat gesagt, er hätte ein paar Dinge zu erledigen. Er meinte, es hätte ja nicht so ausgesehen, als würde Mike hier bald fertig sein«, sagte sie und warf einen Blick auf Callahans Hosenboden, der aus einem Busch hervorlugte, unter dem er munter buddelte.

»Das kann schon sein«, sagte Roger lächelnd. Er beugte sich vor und küsste sie flüchtig. Sie stieß einen leisen, zufriedenen Kehllaut aus und trat einen Schritt zurück, hielt seine Hand aber noch einen Moment fest.

»Rob hat mich nach den alten Liedern gefragt, die du für MacLeod aufgeschrieben hast«, sagte sie und warf einen Seitenblick auf das Haus. »Hast du ihm gesagt, er könnte sie sehen?«

»Oh, aye, das hatte ich ganz vergessen. Wenn ich nicht unten bin, wenn er zurückkommt, kannst du sie ihm zeigen. Die Originale sind in der unteren Aktenschublade in einem Ordner, auf dem *Cèolas* steht.«

Sie nickte und stieg wieder nach unten. Ihre schlanken Füße bewegten sich in Turnschuhen so sicher wie die eines Rehs über den steinigen Pfad, und der Zopf, der ihr über den Rücken fiel, hatte die Fellfarbe ebendieses Rehs.

Während der Nachmittag weiter voranschritt, erappte er sich dabei, dass er in einen Zustand verfiel, der dem der Trance nicht unähnlich war. Seine Gedanken bewegten sich träge, und sein Körper war auch nicht viel schneller. Wenn er gebraucht wurde, half er gemächlich aus, wechselte aber kaum ein Wort mit Callahan, dem es ganz ähnlich zu gehen schien. Der leichte Dunst des Vormittags hatte sich verdichtet, und die kühlen Schatten zwischen den Steinen verblassten gemeinsam mit dem Licht. Die Luft war kühl und legte sich wie Wasser auf seine Haut, doch er hatte nicht das Gefühl, dass es regnen würde. Man konnte beinahe spüren, wie sich die Steine ringsum erhoben,

dachte er, und wieder zu dem wurden, was sie einmal waren.

Unten im Haus herrschte reges Kommen und Gehen: Türen schlugen zu, Brianna hängte die Wäsche auf, die Kinder und ein paar Jungen von der Nachbarfarm, die bei Jem übernachten wollten, rannten überall auf dem Hof herum und spielten lautstark Fangen. Ihr fröhliches Kreischen stieg schrill und scharf wie die Rufe der Fischadler zu ihm auf. Einmal sah er den Lieferwagen des Landmarktes, der wahrscheinlich die Pumpe für die Zentrifuge brachte, denn Roger sah, wie Brianna den Fahrer, der mit dem großen Karton in seinen Armen nichts sehen konnte, in die Scheune lotste.

Gegen fünf kam eine kräftige Brise auf, und der Dunst begann, sich zu zerstreuen. Als sei dies ein Signal, das Callahan aus seinem Traum aufweckte, richtete sich der Archäologe auf, stand einen Moment mit gesenktem Blick da und nickte dann.

»Also, es ist gut möglich, dass es ein sehr alter Fundort ist«, sagte er. Er kletterte aus seinem Graben und beugte sich stöhnend hin und her, um seinen Rücken zu dehnen. »Das Gebäude selbst aber nicht. Wahrscheinlich wurde es irgendwann im Lauf der letzten paar hundert Jahre erbaut, obwohl sein Erbauer Steine benutzt hat, die sehr viel älter sind. Wahrscheinlich hat er sie herbeitransportiert, obwohl es auch sein kann, dass einige von einem älteren Gebäude stammen, das hier einmal gestanden hat.« Er lächelte Roger an. »Die Leute in den Highlands verschwenden

nichts; letzte Woche habe ich eine Scheune gesehen, in deren Fundament ein antiker piketischer Stein verbaut worden war, und der Fußboden bestand aus Ziegelsteinen von einer abgerissenen öffentlichen Toilette in Dornoch.«

Callahan hielt sich die Hand über die Augen und spähte nach Westen, wo der Dunstschleier jetzt über der fernen See hing.

»Höhenlagen«, sagte er nüchtern. »Sie haben sich damals immer Höhenlagen ausgesucht. Ob es eine Festung war oder ein Ort der Anbetung; sie sind immer in die Höhe gestiegen.«

»Damals?«, fragte Roger und spürte ein kurzes Prickeln im Nacken. »Wann damals?«

Callahan schüttelte den Kopf.

»Weiß nicht. Vielleicht die Pikten - alles, was wir von ihnen haben, sind die Steinmetzarbeiten, die sie hier und dort hinterlassen haben - oder ihre Vorgänger. Manchmal sieht man einfach Dinge, von denen man weiß, dass sie von Menschenhand geschaffen - oder zumindest an diesen Ort geschafft - wurden, die man aber keiner bekannten Kultur zuordnen kann. Die Megalithen zum Beispiel - die Steinkreise. Niemand weiß, wer sie aufgestellt hat oder wozu.«

»Ist das so«, murmelte Roger. »Können Sie denn sagen, was für ein Ort das hier gewesen ist? Verteidigung oder Anbetung, meine ich?«

Callahan schnaubte bedauernd.

»An der Oberfläche kann ich das nicht erkennen. Möglicherweise, wenn man das ausgraben würde, was darunterliegt. Es gibt Hunderte von Fundstellen wie diese an höher gelegenen Orten auf den ganzen britischen Inseln und auch in der Bretagne - etliche davon keltischen Ursprungs oder aus der Eisenzeit, viele noch viel älter.« Er hob den angeschlagenen Heiligenkopf auf und strich mit einer Art Zuneigung darüber.

»Diese Dame hier ist sehr viel jünger, vielleicht dreizehntes, vierzehntes Jahrhundert. Vielleicht die Schutzpatronin der Familie, die über die Jahre weitervererbt wurde.« Er drückte dem Kopf einen kurzen, unbefangenen Kuss auf die Stirn und reichte ihn sanft an Roger weiter.

»Trotzdem kann man wahrscheinlich sagen - und das ist keine wissenschaftliche Erkenntnis, nur meine persönliche Meinung, nachdem ich ja schon einige solcher Stellen gesehen habe -, wenn das jüngste Gebäude eine Kapelle war, dann war der ältere Fundort darunter wahrscheinlich ebenfalls ein Ort der Anbetung. Die Menschen in den Highlands sind Gewohnheitstiere. Sie bauen vielleicht alle zwei- oder dreihundert Jahre eine neue Scheune -, aber man kann fast darauf wetten, dass sie genau dort stehen wird, wo die alte auch war.«

Roger lachte.

»Das stimmt wohl. Unsere Scheune ist noch das Original - sie ist zusammen mit dem Haus im frühen achtzehnten Jahrhundert gebaut worden. Aber ich habe darunter die

Steine einer älteren Kate gefunden, als ich den Fußboden aufgebuddelt habe, um einen neuen Kanal zu legen.«

»Achtzehntes Jahrhundert? Dann können Sie Ihr Dach ja noch hundert Jahre behalten.«

Es war fast sechs, aber immer noch heller Tag. Der Dunst war jetzt auf mysteriöse Weise völlig verschwunden, und eine blasse Sonne war zum Vorschein gekommen. Roger zeichnete der Statue mit dem Daumen ein kleines Kreuz auf die Stirn und stellte den Kopf behutsam wieder in die Nische, die dafür vorgesehen zu sein schien. Sie waren hier fertig, doch noch machte keiner der beiden Männer Anstalten zu gehen. Jeder von ihnen fühlte sich wohl in der Gesellschaft des anderen, und sie teilten den Zauber dieses Ortes.

Unten sah er, dass Rob Camerons zerbeulter Laster erneut auf dem Hof parkte. Rob selbst saß auf der hinteren Eingangstreppe, und Mandy, Jem und Jems Freunde beugten sich zu beiden Seiten über seine Schultern, offensichtlich ganz in die Blätter in seiner Hand vertieft. Was zum Teufel machte er da?

»Singt da jemand?« Callahan, der den Blick nach Norden gerichtet hatte, drehte sich halb um, und jetzt hörte es Roger auch. Schwach und lieblich, nicht mehr als der Hauch eines Klangs, doch genug, um die Melodie von »Crimond« auszumachen.

Der Stich der Eifersucht, der ihn durchfuhr, raubte ihm den Atem, und er spürte, wie sich seine Kehle verschloss, als ob ihn jemand würgte.

Die Eifersucht ist grausam wie das Grab: Ihre Kohlen brennen wie Feuer.

Er schloss einen Moment die Augen und atmete langsam und tief ein, und mit etwas Anstrengung holte er den ersten Teil dieses Zitats zum Vorschein: *Die Liebe ist so mächtig wie der Tod.*

Er spürte, wie das Erstickungsgefühl schwächer wurde und die Vernunft wieder Einkehr hielt. Natürlich konnte Rob Cameron singen; er war im Männerchor. Es war doch klar, dass er versuchen würde, die simplen Tonfassungen zu singen, die Roger für einige der alten Lieder niedergeschrieben hatte. Und Kinder - vor allem seine Kinder - liebten die Musik.

»Kennen Sie Rob eigentlich schon lange?«, fragte er und war froh, dass seine Stimme dabei ganz normal klang.

»Oh, Rob?« Callahan überlegte. »Vielleicht fünfzehn Jahre ... Nein, das ist gelogen, eher zwanzig. Er war als Freiwilliger bei einer Ausgrabung dabei, die ich auf Shapinsay geleitet habe - das ist eine der Orkney-Inseln -, da war er aber noch ein Junge, lange noch keine zwanzig.« Er sah Roger freundlich, aber scharfsinnig an. »Warum?«

Roger zuckte mit den Schultern.

»Er ist ein Kollege meiner Frau, bei Hydro-Electric. Ich selbst kenne ihn kaum. Habe ihn erst kürzlich bei den Freimaurern kennengelernt.«

»Ah.« Callahan beobachtete einen Moment lang schweigend die Szene unten auf dem Hof. Ohne Roger

anzusehen, sagte er dann: »Er ist mit einer Französin verheiratet gewesen. Sie hat sich vor ein paar Jahren scheiden lassen und ist mit ihrem Sohn zurück nach Frankreich gezogen. Seitdem ist er unglücklich.«

»Ah.« Das erklärte natürlich, warum Rob so an der Familie seiner verwitweten Schwester hing und warum er sich so gern mit Jem und Mandy beschäftigte. Er atmete noch einmal tief durch, befreiter jetzt, und das Flämmchen der Eifersucht erlosch.

Als hätte dieser kurze Wortwechsel einen Schlusspunkt unter den Tag gesetzt, ergriffen sie die Überreste ihres Mittagessens und Callahans Rucksack und stiegen kameradschaftlich schweigend den Hügel hinunter.

»WAS IST DENN DAS?« AUF DER ARBEITSPLATTE STANDEN ZWEI WEINGLÄSER. »Haben wir etwas zu feiern?«

»Ja«, sagte Brianna entschlossen. »Erstens, dass die Kinder gleich ins Bett gehen.«

»Oh, waren sie so anstrengend?« Er empfand einen kleinen Gewissensbiss, weil er den Nachmittag gemeinsam mit Callahan in lichter Höhe bei der Ruine der Kapelle verbracht hatte, statt kleine Verrückte aus dem Gemüsegarten zu verscheuchen.

»Nur ziemlich unermüdlich.« Sie warf einen argwöhnischen Blick zur Flurtür, durch die das gedämpfte Dröhnen des Fernsehers im Wohnzimmer drang. »Ich *hoffe*, dass sie zu erschöpft sind, um die Nacht mit

Trampolinspringen auf den Betten zu verbringen. Sie haben genug Pizza gegessen, um sechs ausgewachsene Männer für eine Woche ins Koma zu befördern.«

Er lachte - er hatte selbst fast eine ganze Salamipizza verdrückt und fühlte sich allmählich angenehm benommen.

»Und was noch?«

»Oh, was wir noch feiern?« Sie sah ihn an wie eine Katze, die an der Sahne genascht hat. »Also, was mich betrifft ...«

»Ja?«, sagte er gehorsamst.

»Ich habe die Probezeit überstanden; ich bin jetzt fest angestellt, und sie können mich nicht feuern, selbst wenn ich Parfüm zur Arbeit trage. Und *du*«, fügte sie hinzu und griff in eine Schublade, um ihm einen Umschlag hinzulegen, »hast eine offizielle Einladung von der Schulbehörde, deinen gälischen Triumph nächsten Monat in fünf verschiedenen Schulen zu wiederholen!«

Im ersten Moment erschrak er, doch dann durchströmte ihn etwas Warmes, das er nicht ganz zuordnen konnte, bis er noch erschrockener begriff, dass er errötete.

»Wirklich?«

»Meinst du, ich würde mit so etwas scherzen?« Ohne eine Antwort abzuwarten, schenkte sie den Wein ein, dunkelrot und aromatisch, und reichte ihm ein Glas. Er stieß feierlich mit ihr an.

»Auf uns, auf uns. Wer ist wie wir?«

»Nicht viele, nicht viele«, erwiderte sie mit breitem

schottischem Akzent. »Und die sind alle tot.«

O BEN GING ES ZWAR NOCH EINE WEILE LAUTSTARK ZU, NACHDEM SIE DIE Kinder ins Bett geschickt hatten, doch Roger setzte dem Toben mit einem kurzen Auftritt als gestrenger Vater ein Ende, und die Geräusche gingen in Geschichten und unterdrücktes Kichern über.

»Erzählen sie sich schmutzige Witze?«, fragte Brianna, als er wieder nach unten kam.

»Sehr wahrscheinlich. Meinst du, ich soll Mandy nach unten holen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wahrscheinlich schläft sie ja schon. Und wenn nicht, werden ihr die Witze, die sich neunjährige Jungen erzählen, wohl kaum bleibende Schäden zufügen. Sie ist noch nicht alt genug, um die Pointen zu behalten.«

»Das stimmt.« Roger hatte sich nachgeschenkt und nahm jetzt sein Glas, um daran zu nippen. Der Wein glitt ihm weich über die Zunge, um sie ihm dann mit den Aromen schwarzer Johannisbeeren und schwarzen Tees zusammenzuziehen.

»Prost«, sagte er und hielt ihr sein Glas entgegen.

»*Slàinte*.«

Er schloss die Augen und atmete den Wein genauso ein, wie er ihn trank. Allmählich kam ihm die angenehme Illusion, dass er Briannas Körperwärme spüren konnte, obwohl sie ein ganzes Stück von ihm entfernt saß. Sie

schien langsam pulsierende Hitzewellen zu verströmen.

»Wie nennt man das, wenn man weit entfernte Sterne findet?«

»Teleskop«, sagte sie. »Du kannst doch nicht von einer halben Flasche Wein betrunken sein, auch wenn er gut ist.«

»Nein, das meine ich ja auch nicht. Es gibt einen Ausdruck dafür - Hitzesignatur? Klingt das richtig?«

Sie schloss ein Auge und überlegte, dann zuckte sie mit den Schultern.

»Vielleicht. Warum?«

»Du hast eine.«

Sie blinzelte an sich hinunter.

»Nein. Zwei. Definitiv zwei.«

Er ~~war~~ nicht betrunken, und sie war es auch nicht, doch was immer es war, es war sehr lustig.

»Eine Hitzesignatur«, sagte er und streckte den Arm aus, um ihre Hand zu ergreifen. Sie war viel wärmer als die seine, und er konnte spüren, wie die Hitze in ihren Fingern im andauernden Rhythmus ihres Pulsschlags zunahm und wieder schwächer wurde. »Ich könnte dich mit verbundenen Augen in einer Menschenmenge ausmachen; du leuchtest im Dunklen.«

Sie stellte ihr Glas beiseite, glitt von ihrem Stuhl und kniete sich zwischen seine Beine, ohne seinen Körper jedoch zu berühren. Sie leuchtete tatsächlich. Wenn er die Augen schloss, konnte er es noch durch ihre weiße Bluse

hindurch sehen.

Er leerte sein Glas.

»Toller Wein. Woher hast du ihn?«

»Rob hat ihn mitgebracht - als Dankeschön, weil er die Lieder abschreiben durfte.«

»Netter Kerl«, sagte er großzügig. Im Moment empfand er es sogar so. Brianna griff nach der Weinflasche und goss Roger den Rest ins Glas. Dann ging sie in die Hocke und schielte ihn an, die Weinflasche an ihre Brust geklammert.

»Hey. Du schuldest mir noch etwas.«

»Schon klar«, versicherte er ihr ernst, und sie musste kichern.

»Nein«, sagte sie, als sie sich wieder gesammelt hatte. »Du hast gesagt, wenn ich meinen Bauhelm mit nach Hause bringe, erzählst du mir, was du mit der Champagnerflasche vorhattest. Ich meine, als du darauf herumgetrötet hast.«

»Ah.« Er überlegte einen Moment - es war durchaus möglich, dass sie mit der Weinflasche auf ihn losgehen würde, wenn er es ihr erzählte, aber abgemacht war schließlich abgemacht - und das Bild vor seinem inneren Auge, Brianna, nackt bis auf den Bauhelm, während sie in alle Richtungen Hitze aussandte, hätte jeden Mann die Vorsicht in den Wind schießen lassen.

»Ich wollte ausprobieren, ob ich die genaue Tonhöhe der Geräusche treffen kann, die du machst, wenn wir

miteinander schlafen und du kurz davor bist zu ... äh ... zu ... es ist irgendwo zwischen einem Knurren und einem ganz tiefen Summlaut.«

Ihr Mund öffnete sich ein wenig, ihre Augen ein wenig mehr. Ihre Zungenspitze war tief dunkelrot.

»Ich glaube, es ist das F unter dem mittleren C«, schloss er hastig. Sie blinzelte.

»Das ist ein Scherz.«

»Nein.« Er ergriff sein halb volles Glas und hielt es vorsichtig schräg, sodass die Kante ihre Unterlippe berührte. Sie schloss die Augen und trank langsam. Er strich ihr das Haar hinter das Ohr und wanderte dann langsam mit dem Finger über ihren Hals, sah die Bewegung ihrer Kehle, als sie schluckte, fuhr mit der Fingerspitze über den kräftigen Bogen ihres Schlüsselbeins.

»Du wirst wärmer«, flüsterte sie, ohne die Augen zu öffnen. »Wenden wir den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik an?«

»Und der wäre?«, sagte er, und auch seine Stimme war jetzt leiser.

»Wärme kann nicht von selbst von einem Körper niedriger Temperatur auf einen Körper höherer Temperatur übergehen.«

»Oh, aye.«

»Mmm-hmm. Deswegen gibt ein warmer Körper Energie an einen kälteren ab, bis sie die gleiche Temperatur

haben.«

»Ich wusste doch, dass es dafür einen Grund geben muss.« Oben war es jetzt still geworden, und seine Stimme kam ihm laut vor, obwohl er flüsterte.

Ihre Augen öffneten sich plötzlich dicht vor den seinen, und ihr Johannisbeeratem auf seiner Wange war so warm wie seine Haut. Die Flasche landete mit einem sanften Plumps auf dem Teppich.

»Wollen wir sehen, ob du auch ein E triffst?«

HENRY

14. Juni 1777

Er hatte es Dottie verboten, ihn zu begleiten. Er wusste ja nicht, was er vorfinden würde. Die Adresse, zu der man ihn geschickt hatte, lag in einer bescheidenen Straße in Germantown, doch das Haus war geräumig und gepflegt, auch wenn es nicht besonders groß war.

Er klopfte an die Tür und wurde von einer hübschen jungen Afrikanerin begrüßt, die ein Kalikokleid trug und bei seinem Anblick große Augen bekam. Er hatte es für besser gehalten, nicht in Uniform zu gehen, obwohl man hier und dort Männer in britischen Uniformen auf der Straße antraf, freigelassene Kriegsgefangene vermutlich oder Soldaten in offiziellen Botendiensten. Stattdessen hatte er einen guten flaschengrünen Anzug gewählt, dazu seine beste Weste, die aus goldener Chinaseide geschneidert und mit modischen Schmetterlingen bestickt war. Er lächelte, und die Frau erwiderte sein Lächeln, hielt sich aber die Hand vor den Mund, um es zu verbergen.

»Kann ich Euch helfen, Sir?«

»Ist Euer Herr daheim?«

Sie lachte. Leise und sehr belustigt.

»Gottes Segen, Sir, ich habe keinen Herrn. Das Haus

gehört mir.«

Er blinzelte bestürzt.

»Vielleicht hat man mich ja falsch informiert. Ich bin auf der Suche nach einem britischen Soldaten, Hauptmann Vicomte Asher - Henry Grey ist sein Name. Ein britischer Kriegsgefangener?«

Sie ließ die Hand sinken und starrte ihn mit großen Augen an. Dann kehrte das Lächeln zurück, so breit, dass ihre beiden vergoldeten Backenzähne sichtbar wurden.

»Henry! Nun, warum habt Ihr das nicht gleich gesagt, Sir? Kommt herein, kommt herein!«

Und bevor er seinen Stock abstellen konnte, hatte man ihn ins Haus gezogen und über eine enge Treppe in ein kleines, ordentliches Schlafzimmer geschoben, wo er seinen Neffen Henry entdeckte, der mit nacktem Oberkörper auf dem Rücken lag, während ihm ein kleiner, schwarz gekleideter Mann mit einem Vogelgesicht auf dem Bauch herumstocherte - der mit einer Reihe brutal aussehender Narben überzogen war.

»Ich bitte um Verzeihung?« Er blickte dem vogelgesichtigen Mann über die Schulter und winkte zaghaft. »Wie geht es dir, Henry?«

Henry, dessen Augen angespannt zur Decke gerichtet gewesen waren, sah ihn an, wandte den Blick ab, sah ihn noch einmal an und setzte sich dann abrupt auf, eine Bewegung, die einen Protestruf der kleinen Person und einen Schmerzenslaut aus Henrys Mund nach sich zog.

»O Gott, o Gott, o Gott.« Henry krümmte sich, die Arme vor den Bauch geschlagen und das Gesicht schmerzverzerrt. Grey packte ihn an den Schultern, um ihn wieder hinzulegen.

»Henry, mein Lieber. Verzeih mir. Ich wollte dir nicht -«

»Und wer seid Ihr, Sir?«, fragte der Vogelmann wütend, bevor er sich aufrichtete und sich mit geballten Fäusten vor Grey aufbaute.

»Ich bin sein Onkel«, teilte Grey ihm knapp mit. »Wer seid Ihr denn, Sir? Ein Arzt?«

Der kleine Mann richtete sich würdevoll auf.

»Nun, nein, Sir. Ich bin Rutengänger. Joseph Hunnicutt, Sir, von Profession Rutengänger.«

Henry saß immer noch vornübergebeugt und keuchend da, doch er schien jetzt wieder ein wenig zu Atem zu kommen. Grey berührte sanft seinen entblößten Rücken. Die Haut war warm und ein wenig verschwitzt, doch er schien kein Fieber zu haben.

»Es tut mir leid, Henry«, sagte er. »Meinst du, du wirst es überleben?«

Henry stieß immerhin einen atemlosen Lacher hervor.

»Das wird schon«, brachte er heraus. »Nur ... es dauert ... eine Minute.«

Die Frau mit dem hübschen Gesicht stand an der Tür und ließ Grey nicht aus den Augen.

»Dieser Mann sagt, er ist dein Onkel, Henry. Ist das so?«

Henry nickte keuchend. »Lord John ... Grey. Darf ich dir Mrs. Mercy Wood... cock vorstellen?«

Grey verneigte sich korrekt und kam sich ein klein wenig lächerlich vor.

»Euer Diener, Ma'am. Und der Eure, Mr. Hunnicutt«, fügte er höflich hinzu und verbeugte sich erneut.

»Darf ich fragen«, sagte er, als er sich wieder aufrichtete, »warum dir ein Rutengänger auf dem Bauch herumstochert, Henry?«

»Nun, natürlich, um das Metallstück zu finden, das dem armen jungen Mann solchen Kummer bereitet«, sagte Mr. Hunnicutt und sah Grey von unten herauf an.

»Ich habe ihn rufen lassen, Sir - Eure Lordschaft, meine ich.« Mrs. Woodcock war jetzt in das Zimmer getreten und sah ihn entschuldigend an. »Die Chirurgen haben einfach nichts gefunden, und ich hatte solche Angst, dass sie ihn beim nächsten Mal umbringen würden.«

Henry war es jetzt gelungen, sich aufzurichten. Grey ließ ihn langsam zurücksinken, bis er blass und verschwitzt auf seinem Kissen lag.

»Ich könnte es nicht noch einmal ertragen«, sagte er und schloss kurz die Augen. »Ich kann es nicht.«

Jetzt, da Henrys Bauch zu sehen war und Grey ihn ungehindert betrachten konnte, sah er die wulstigen Narben zweier Schusswunden und die längeren, geradlinigen Narben, die ein Chirurg beim Graben nach Metallteilen hinterlassen hatte. Drei Stück. Grey hatte selbst fünf solcher

Narben auf der linken Brustseite, und er berührte seinen Neffen mitfühlend an der Hand.

»Ist es denn wirklich notwendig, die Kugel - oder die Kugeln - zu entfernen?«, fragte er, indem er zu Mrs. Woodcock aufblickte. »Wenn er bis jetzt überlebt hat, steckt die Kugel ja vielleicht an einer Stelle fest, wo -«

Doch Mrs. Woodcock schüttelte entschlossen den Kopf.

»Er kann nicht essen«, sagte sie unverblümt. »Er kann nichts schlucken außer Suppe und auch davon nicht sehr viel. Er war kaum mehr als Haut und Knochen, als sie ihn zu mir gebracht haben«, sagte sie und wies auf Henry. »Und Ihr könnt ja sehen, dass er immer noch nicht viel mehr ist.«

Das stimmte. Henry schlug nach seiner Mutter, nicht nach Hal. Eigentlich hatte er eine gesunde Gesichtsfarbe und war ziemlich kräftig gebaut. Von beidem war im Moment nichts zu sehen; man konnte seine Rippen zählen, sein Bauch war so eingesunken, dass sich seine Hüftknochen unter dem Leintuch abmalten, und sein Gesicht hatte in etwa den gleichen Farbton wie besagtes Leintuch, abgesehen von den tiefvioletten Ringen unter seinen Augen.

»Ich verstehe«, sagte Grey langsam. Er sah Mr. Hunnicutt an. »Habt Ihr schon etwas entdecken können?«

»Nun, das habe ich«, sagte der Rutengänger. Er beugte sich über Henry und legte ihm seinen langen, dünnen Finger sacht auf den Bauch. »Zumindest eine Stelle. Bei der anderen bin ich mir noch nicht sicher.«

»Ich habe doch gesagt, es ist sinnlos, Mercy.« Henrys Augen waren geschlossen, doch seine Hand hob sich leicht, und Mrs. Woodcock ergriff sie mit einer solchen Selbstverständlichkeit, dass Grey blinzeln musste. »Selbst wenn er sich sicher wäre - ich kann es nicht noch einmal aushalten. Lieber sterbe ich.« Trotz seiner Schwäche sprach er im Brustton der Überzeugung, und Grey erkannte die angeborene Sturheit der Greys.

Mrs. Woodcock hatte das hübsche Gesicht sorgenvoll verzogen. Sie schien Greys Blick zu spüren, denn sie blickte kurz zu ihm auf. Seine Miene blieb unverändert, und sie hob das Kinn und sah ihm mit einem Ausdruck in die Augen, der etwas an eine Löwin erinnerte, ohne Henrys Hand loszulassen.

Oh, so ist das also, wie?, dachte Grey. So, so.

Er hüstelte, und Henry öffnete die Augen.

»Wie dem auch sei, Henry«, sagte er, »bitte sei so gut und stirb nicht, bevor ich nicht deine Schwester geholt habe, damit sie dir Lebewohl sagen kann.«

BEDENKEN

Die Indianer machten ihm Sorgen. General Burgoyne fand sie faszinierend. Aber General Burgoyne schrieb ja auch Theaterstücke.

Es ist nicht so, schrieb William langsam in dem Brief an seinen Vater, den er gerade verfasste, während er um die richtigen Worte für seine Bedenken rang, dass ich ihn für einen Fantasten halte oder glaube, dass er sich nicht über die eigentliche Natur der Indianer im Klaren ist, mit denen er zu tun hat. Er weiß sie genau einzuschätzen. Aber ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit Mr. Garrick in London, in deren Verlauf dieser den Stückeschreiber als kleinen Gott bezeichnete, der die Handlungen seiner Geschöpfe lenkt und absolute Kontrolle über sie ausübt. Mrs. Cowley hat ihm widersprochen und gesagt, es sei eine Fehlannahme zu glauben, dass der Schöpfer seine Geschöpfe kontrolliert, und jeder Versuch, derartige Kontrolle ausüben zu wollen, während man die wahre Natur dieser Wesen ignoriert, sei zum Scheitern verurteilt.

Er hielt inne und kaute auf seinem Federkiel herum. Er hatte das Gefühl, dem Kern der Sache schon sehr nahe zu sein, ihn aber vielleicht noch nicht ganz erreicht zu haben.

Ich glaube, General Burgoyne begreift nicht ganz, mit welcher unabhängiger Denk- und Handlungsweise diese ...

Nein, das war es auch nicht. Er strich den Satz durch und tauchte seine Feder in die Tinte, um es noch einmal zu versuchen. Er beleuchtete eine Formulierung im Kopf von allen Seiten, verwarf sie, wiederholte den Vorgang und gab schließlich das Streben nach Eloquenz auf, um einfach nur loszuwerden, was er auf dem Herzen hatte. Es war spät, er war an diesem Tag fast zwanzig Meilen weit gelaufen, und er war müde.

Er glaubt, dass er die Indianer wie ein Werkzeug benutzen kann, und ich glaube, da irrt er sich. Er starrte den Satz eine Zeit lang an, schüttelte den Kopf über die unverblünte Ausdrucksweise, doch etwas Besseres fiel ihm nicht ein, und er hatte keine Zeit, es noch einmal zu versuchen; sein Kerzenstummel war fast heruntergebrannt. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass sein Vater ja die Indianer - und wahrscheinlich auch General Burgoyne - viel besser kannte als er selbst, und unterschrieb, löschte und versiegelte den Brief in rascher Folge. Dann ließ er sich ins Bett fallen und schlief tief und traumlos.

Doch seine Beklommenheit gegenüber den Indianern ließ nicht nach. Er hatte nichts gegen Indianer; im Gegenteil, er hielt sich gern in ihrer Gesellschaft auf und ging hin und wieder mit ihnen auf die Jagd oder verlebte einen kameradschaftlichen Abend bei Bier und Geschichten an ihren Lagerfeuern.

»Die Sache ist die«, sagte er eines Abends auf dem Rückweg von einem besonders weinseligen Abendessen, das der General für seine Stabsoffiziere gegeben hatte, zu

Balcarres, »dass sie die Bibel nicht lesen.«

»Wer denn? Halt.« Major Alexander Lindsay, der sechste Graf von Balcarres, streckte die Hand aus, um die Avancen eines scheinbar sich bewegenden Baums abzuwehren. Während er diesen mit einer Hand umklammerte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, tastete er mit der anderen nach seinem Hosenlatz.

»Die Indianer.«

Es war dunkel, doch Sandy wandte ihm den Kopf zu, und William konnte schwach sehen, wie er ein Auge langsam schloss, um das andere auf ihn zu richten. Es hatte nicht nur reichlich Wein zum Abendessen gegeben, sondern sie hatten auch Damengesellschaft gehabt, was natürlich die allgemeine Feierstimmung zusätzlich steigerte.

Balcarres pinkelte konzentriert, dann atmete er erleichtert auf und schloss beide Augen.

»Nein«, sagte er. »Im Allgemeinen nicht.« Er schien es dabei belassen zu wollen, doch William war gerade aufgefallen - da auch seine Gedanken im Moment nicht ganz so geordnet waren wie sonst -, dass er sich vielleicht nicht ganz klar ausgedrückt hatte.

»Ich meine«, sagte er und schwankte sacht, als ein Windstoß zwischen den Bäumen niederfuhr, »den Zenturio. Du weißt schon, er sagt los, und die Männer ziehen los. Sagt man zu einem Indianer los, so zieht er los oder auch nicht, je nach dem, wie aussichtsreich es ihm erscheint.«

Balcarres war jetzt ganz darauf konzentriert, sich den

Hosenlatz zuzuknöpfen, und antwortete nicht.

»Ich meine«, betonte William, »sie lassen sich nichts befehlen.«

»Oh. Nein. Das tun sie nicht.«

»Du erteilst deinen Indianern aber doch Befehle?« Es war als Feststellung gedacht, klang aber nicht ganz richtig. Balcarres befahlte ein leichtes Infanterieregiment, verfügte aber dazu über eine große Gruppe von Waldläufern, viele davon Indianer; er kleidete sich auch oft selbst so wie sie.

»Aber du bist ja auch Schotte.«

Balcarres hatte sich den Hosenlatz erfolgreich zugeknöpft. Jetzt stand er mitten auf dem Weg und blinzelte William an.

»Du bist betrunken, Willie.« Der Tonfall dieser Feststellung hatte nichts Anklagendes an sich, eher die Zufriedenheit eines Menschen, der eine nützliche Schlussfolgerung gezogen hat.

»Ja. Aber ich bin morgen früh wieder nüchtern, und du bist dann immer noch Schotte.« Das erschien ihnen beiden urkomisch, und sie stolperten gemeinsam weiter, wobei sie den Witz in regelmäßigen Abständen wiederholten und dabei prustend zusammenprallten. Durch puren Zufall stießen sie zuerst auf Williams Zelt, und er lud Balcarres ein, vor dem Schlafengehen noch ein Glas Glühwein mit ihm zu trinken.

»Beru ... higt den Magen«, lallte er und wäre um ein

Haar in seine Feldtruhe gefallen, während er nach Bechern und Flaschen suchte. »Danach kann man besser schlafen.«

Balcarres hatte erfolgreich die Kerze in seiner Hand angezündet und saß jetzt blinzelnd in ihrem Schein da. Er nippte an dem Glühwein, den William ihm vorsichtig reichte, die Augen geschlossen, als wolle er ihn genüsslich auskosten - dann öffnete er sie plötzlich.

»Was hat denn die Tatsache, dass ich Schotte bin, damit zu tun, ob ich die Bibel lese?«, wollte er wissen, da ihm diese Bemerkung offenbar wieder in den Sinn gekommen war. »Willst du etwa sagen, dass ich ein Heide bin? Meine Großmutter ist auch Schottin, und sie liest pausenlos in der Bibel. Ich habe sie selbst schon gelesen. Teilweise«, fügte er hinzu und leerte sein Glas mit einem Schluck.

William runzelte die Stirn, während er versuchte, sich zu erinnern, was in aller Welt ...

»Oh«, sagte er. »Nicht die Bibel. Indianer. Ein stures Volk. Nichts mit los. Schotten ziehen genauso wenig los, wenn man es ihnen sagt, zumindest meistens. Ich habe immer gedacht, das ist der Grund. Warum sie auf dich hören«, fügte er an. »Deine Indianer.«

Auch das fand Balcarres urkomisch, doch als er endlich aufhörte zu lachen, schüttelte er vorsichtig den Kopf.

»Es ist ... Kennst du dich mit Pferden aus?« Ein Tropfen Wein lief Balcarres über das Kinn. Er wischte ihn weg und

putzte sich schließlich die Hand an seiner Hose ab. »Du kannst ein Pferd nicht zwingen, etwas zu tun. Du musst voraussehen, was es vorhat, und ihm dann sagen, dass es genau *das* tun soll. Dann glaubt es, es war seine Idee, und wenn du ihm das nächste Mal etwas sagst, sind die Chancen größer, dass es dann auch tut, was du ihm sagst.«

»Oh.« Darüber dachte William sorgfältig nach. »Ja.« Sie tranken noch eine Weile schweigend weiter, während sie über diese profunde Erkenntnis eingehend nachdachten. Da blickte Balcarres grüblerisch von seinem Glas auf, das er wie einen wissenschaftlichen Gegenstand betrachtet hatte.

»Was findest du, wer die besseren Titten hat?«, fragte er ernst. »Mrs. Lind oder die Baroness?«

EXODUS

Fort Ticonderoga 27. Juni 1777

Mrs. Raven fing an, mir Sorgen zu machen. Ich traf sie regelmäßig bereits im Morgengrauen vor dem Kasernengebäude an. Sie sah aus, als hätte sie in ihren Kleidern geschlafen, und ihre Augen waren tief eingefallen, brannten aber vor Intensität. Sie blieb mir den ganzen Tag dicht auf den Fersen und redete ohne Unterlass. Ihre Gesprächsthemen, die sich normalerweise zumindest oberflächlich mit unseren Patienten und den unvermeidlichen Beschwerden des Alltags in einem Fort befassten, begannen, aus den engen Grenzen der Gegenwart auszubrechen.

Zuerst war es nur hin und wieder eine Erinnerung an die Anfangstage ihrer Ehe in Boston; ihr erster Mann war Fischer gewesen, und sie hatte zwei Ziegen gehalten, deren Milch sie auf der Straße verkaufte. Ich hörte gern zu, wenn sie von den Ziegen erzählte, die Patsy und Petunia hießen; ich war selbst schon einigen bemerkenswerten Ziegen begegnet, darunter vor allem ein Ziegenbock namens Hiram, dem ich ein gebrochenes Bein geschient hatte.

Auch ihre gelegentlichen Bemerkungen über ihren ersten Mann stießen bei mir nicht auf Desinteresse; wenn

überhaupt, waren sie eher zu interessant. Der verstorbene Mr. Evans schien an Land ein gewalttätiger Trunkenbold gewesen zu sein - was ja alles andere als ungewöhnlich war -, der eine Vorliebe dafür hatte, Leuten, die ihm nicht passten, die Ohren oder Nasen abzuschneiden, was schon nicht mehr ganz so alltäglich war.

»Er hat die Ohren an den Türsturz meines Ziegenstalls genagelt«, sagte sie in einem Tonfall, mit dem andere Leute ihr Frühstück beschrieben. »Schön hoch, sodass die Ziegen sie nicht erreichen konnten. Sie verschrumpeln in der Sonne, wisst Ihr, wie getrocknete Pilze.«

»Ah«, sagte ich. Mir kam die Idee anzumerken, dass man diesem kleinen Problem vorbeugen konnte, indem man das abgetrennte Ohr räucherte, doch dann überlegte ich es mir anders. Ich wusste nicht, ob Ian sein Rechtsanwaltsohr immer noch in seinem Sporran aufbewahrte, doch ich war mir einigermaßen sicher, dass er es nicht begrüßen würde, wenn sich Mrs. Raven plötzlich brennend dafür interessierte.

»Es heißt, die Indianer schneiden ihren Gefangenen Körperteile ab«, sagte sie und senkte die Stimme, als verriete sie ein Geheimnis. »Die Finger zuerst, Glied um Glied.«

»Wie abstoßend«, sagte ich. »Bitte geht zur Vorratskammer und holt mir einen Beutel frische Watte, ja?«

Sie ging gehorsam davon - wie immer -, doch ich glaubte zu hören, wie sie unterwegs vor sich hin murmelte.

Und als die Tage dann vorankrochen und im Fort die Spannung stieg, war ich sogar zunehmend davon überzeugt.

Die Sprünge in ihren Gesprächen wurden größer - und wilder. Inzwischen reichten ihre Themen von der fernen Vergangenheit ihrer idealisierten Kindheit in Maryland bis hin zu einer nicht minder fernen Zukunft - und zwar einer grauenvollen Variante, in der wir alle entweder von der britischen Armee umgebracht oder von Indianern gefangen genommen worden waren. Das hatte Konsequenzen von der Vergewaltigung bis hin zur Verstümmelung - oftmals zur selben Zeit, obwohl ich ihr sagte, dass die meisten Männer weder über die dazu nötige Konzentration noch über das Koordinationsvermögen verfügten. Noch konnte sie sich auf etwas konzentrieren, was sich direkt vor ihren Augen abspielte, jedoch nicht lange.

»Glaubst du, du könntest mit ihrem Mann sprechen?«, fragte ich Jamie, der bei Sonnenuntergang zu mir gekommen war, um mir zu sagen, dass er gesehen hatte, wie sie immer wieder im Kreis um die große Zisterne in der Nähe des Exerzierplatzes herumgelaufen war und dabei leise vor sich hin gezählt hatte.

»Meinst du, er hat noch nicht gemerkt, dass seine Frau den Verstand verliert?«, erwiderte er. »Wenn nicht, dann denke ich nicht, dass er es besonders zu schätzen wüsste, wenn ihn jemand darauf aufmerksam macht. Und falls doch«, fügte er in aller Logik hinzu, »was soll er dagegen tun?«

Tatsächlich konnte niemand etwas Sinnvolles dagegen tun, außer sie im Auge zu behalten und zu versuchen, ihre lebhafteren Visionen zu lindern - oder zumindest darauf zu achten, dass sie nicht vor den besonders ängstlichen Patienten davon sprach.

Doch je weiter die Tage voranschritten, desto weniger auffallend erschienen uns Mrs. Ravens exzentrische Anwandlungen im Vergleich mit der Nervosität der meisten anderen Fortbewohner, vor allem der Frauen, denen nichts anderes zu tun übrig blieb, als sich um ihre Kinder zu kümmern, die Wäsche zu waschen - schwer bewacht am Seeufer oder in kleinen Pulks an den dampfenden Kesseln - und zu warten.

Im Wald war es nicht mehr sicher; vor ein paar Tagen waren zwei Männer der Feldwache nicht mehr als eine Meile vom Fort entfernt ermordet und skalpiert aufgefunden worden. Diese grauenvolle Entdeckung traf Mrs. Raven zwar am schlimmsten, doch ich konnte nicht behaupten, dass sie meinem eigenen Mut besonders förderlich war. Vorbei die Zeit, in der ich von den Geschützstellungen aus hinuntergeblickt und mich an den endlosen Meilen dichten Grüns erfreut hatte; genau diese Lebenskraft des Waldes schien jetzt zur Bedrohung zu werden. Ich legte nach wie vor Wert auf saubere Wäsche, doch meine Haut kribbelte unangenehm, wann immer ich das Fort verließ.

»Noch dreizehn Tage«, sagte ich und glitt mit dem Finger über den Türpfosten unseres kleinen Heiligtums. Jamie hatte kommentarlos für jeden Tag des Milizdienstes

ein Kerbe hineingeritzt, die er abends mit dem Messer durchstrich, wenn er zu Bett ging. »Hast du eigentlich im Gefängnis die Tage auch gezählt?«

»Nicht in Fort William oder in der Bastille«, sagte er nachdenklich. »Ardsmuir ... aye, damals haben wir es getan. Es gab zwar keine Strafdauer zum Mitrechnen, aber ... man verliert so vieles so schnell. Es kam uns wichtig vor, irgendetwas im Griff zu behalten, und wenn es nur der Wochentag war.«

Er trat an meine Seite, um einen Blick auf den Türpfosten und die lange Säule der Kerben zu werfen.

»Ich glaube, ich wäre in Versuchung davonzulaufen«, sagte er ganz leise, »wenn Ian nicht unterwegs wäre.«

Nicht dass mir dieser Gedanke nicht auch schon gekommen wäre - oder dass mir nicht bewusst gewesen wäre, dass er es dachte. Es wurde mit jeder Sekunde offensichtlicher, dass das Fort dem Angriff einem Heer in der Größe, wie es sich zweifellos auf dem Weg zu uns befand, nicht standhalten konnte. Immer häufiger trafen Kundschafter mit Berichten von Burgoynes Armee ein. Diese wurden zwar hastig in das Büro des Kommandanten geschoben und dann nicht minder hastig wieder aus dem Fort komplimentiert, doch innerhalb einer Stunde wusste jeder, was für Neuigkeiten sie mitgebracht hatten - bis jetzt nur herzlich wenige, diese jedoch ausnahmslos alarmierend. Und doch konnte sich Arthur St. Clair nicht dazu durchringen, die Evakuierung des Forts anzuordnen.

»Es wäre ein Makel in seinem Lebenslauf«, sagte Jamie

mit einem Gleichmut, der seine Wut Lügen strafte. »Er kann es nicht ertragen, dass man über ihn sagen wird, dass er Ticonderoga verloren hat.«

»Er wird es aber verlieren«, mutmaßte ich.
»Unumgänglich, oder?«

»Ja. Aber wenn er es im Kampf verliert, ist das eine Sache. Zu kämpfen und es an ein überlegenes Heer zu verlieren, ist ehrenhaft. Es dem Feind kampflos zu überlassen? Damit kann er sich nicht anfreunden. Obwohl er eigentlich kein schlechter Mensch ist«, fügte er nachdenklich hinzu. »Ich werde noch einmal mit ihm sprechen. Wie alle anderen auch.«

»Alle anderen« waren die Milizoffiziere, die es sich leisten konnten, offen zu sprechen. Zwar teilten einige der regulären Armeeoffiziere die Meinung der Miliz, doch die Disziplin hinderte die meisten von ihnen daran, offen mit St. Clair zu sprechen.

Ich hatte ebenfalls nicht den Eindruck, dass Arthur St. Clair ein böser Mensch war - hielt ihn aber genauso wenig für einen Dummkopf. Er wusste - er musste einfach wissen -, was der Preis für diesen Kampf sein würde. Oder für die Kapitulation.

»Er wartet auf Whitcomb, weißt du«, sagte Jamie im Konversationston. »Er hofft, dass ihm dieser sagen wird, dass Burgoyne keine nennenswerte Artillerie mitbringt.« Einer Belagerung würde das Fort widerstehen können; die Männer hatten in der Umgebung Vorräte in Hülle und Fülle gesammelt, und Ticonderoga verfügte immer noch über

einiges an Artillerie und über das kleine Fort auf dem Mount Independence sowie eine beachtliche Garnison, die hinreichend mit Musketen und Pulver ausgestattet war. Doch einem massiven Artillerieangriff vom Mount Defiance aus konnte es nicht widerstehen. Jamie war dort oben gewesen und hatte mir erzählt, dass man von dem Punkt aus das gesamte Innere des Forts einsehen konnte - das dem Feind daher völlig offen stand.

»Das kann er doch wohl nicht ernsthaft glauben?«

»Nein, aber solange er es nicht mit Sicherheit weiß, muss er auch keine endgültige Entscheidung treffen. Keiner der Kundschafter hat ihm bis jetzt irgendetwas Definitives mitgebracht.«

Ich seufzte und drückte mir die Hand an den Busen, um einem Schweißrinnsal Einhalt zu gebieten.

»Ich kann hier nicht schlafen«, sagte ich abrupt. »Es ist, als würde man in der Hölle schlafen.«

Das überraschte ihn so, dass er lachen musste.

»Du hast gut lachen«, sagte ich gereizt. »Du kannst ab morgen unter Zeltleinen schlafen.« Die Hälfte der Garnison wurde in Zelte außerhalb des Forts umquartiert, um schneller auf Burgoynes Eintreffen reagieren zu können.

Die Briten waren im Anmarsch; wie weit sie noch entfernt waren, wie viele Männer sie hatten und wie gut sie bewaffnet waren, war nach wie vor nicht bekannt.

Benjamin Whitcomb war ausgezogen, es herauszufinden. Whitcomb war ein schlaksiger,

pockennarbiger Mann Mitte dreißig, einer der Männer, die man die »Langen Jäger« nannten, Männer, die wochenlang in der Wildnis leben konnten - und es oft genug taten - und sich dort selbst verpflegten. Solche Männer mieden die Gesellschaft, da sie nichts für die Zivilisation übrig hatten, doch sie waren von großem Wert. Whitcomb war St. Clairs bester Kundschafter; er war mit fünf Männern aufgebrochen, um Burgoynes Hauptstreitmacht zu finden. Ich hoffte, dass sie zurückkehren würden, bevor Jamies Dienstzeit um war; Jamie wollte nichts wie fort von hier - und ich ebenfalls -, doch natürlich konnten wir nicht ohne lang gehen.

Jamie drehte sich unvermittelt um und kehrte in unser Zimmer zurück.

»Was suchst du denn?« Er kramte in der kleinen Wäschetruhe, die unsere wenigen Ersatzkleider und die Ausrüstungsgegenstände enthielt, die wir seit unserer Ankunft im Fort angesammelt hatten.

»Meinen Kilt. Wenn ich St. Clair meine Aufwartung mache, soll es offiziell wirken.«

Ich half ihm, sich anzukleiden, und flocht ihm das Haar. Er hatte keinen anständigen Rock, aber immerhin hatte er ein sauberes Hemd und seinen Dolch, und er sah selbst in Hemdsärmeln eindrucksvoll aus.

»Ich habe dich schon seit Wochen nicht mehr im Kilt gesehen«, sagte ich und betrachtete ihn bewundernd. »Ich bin mir sicher, dass du Eindruck auf den General machen wirst, auch wenn du keine rosa Schärpe hast.«

Er lächelte und küsste mich. »Es wird nichts nützen«, sagte er, »aber es wäre nicht recht, es nicht wenigstens zu versuchen.«

Ich begleitete ihn über den Exerzierplatz hinweg zu St. Clairs Haus. Über dem See braute sich ein Gewitter zusammen, kohlrabenschwarz vor dem flammenden Himmel, und ich konnte Ozon riechen. Es schien mir ein passendes Vorzeichen zu sein.

**BALD. ALLES SAGTE BALD. DIE
BRUCHSTÜCKHAFTEN BERICHTE UND
GERÜCHTE**, die wie Tauben durch das Fort flatterten, die Stickigkeit der schwülen Luft, der gelegentliche Kanonendonner in der Ferne, wenn von der vorgelagerten Station, die man die alte Franzosenlinie nannte, Übungsschüsse abgefeuert wurde - zumindest hofften wir, dass es nur Übungsschüsse waren.

Alle waren ruhelos. Niemand konnte bei der Hitze schlafen, es sei denn, er war betrunken. Ich war nicht betrunken, also war ich ruhelos. Jamie war schon seit über zwei Stunden fort, und ich konnte seine Rückkehr kaum noch erwarten. Nicht, weil es mich interessiert hätte, was St. Clair der Miliz zu sagen gehabt hatte. Doch in der Hitze und Erschöpfung hatten wir seit über einer Woche nicht mehr miteinander geschlafen, und ich begann zu vermuten, dass uns die Zeit davonlief. Wenn wir in den nächsten Tagen gezwungen wurden zu kämpfen oder zu fliehen, wusste nur der Himmel, wann wir wieder einmal einen Moment nur für uns haben würden.

Ich hatte die Zeit damit verbracht, über den Exerzierplatz zu schlendern, und dabei St. Clairs Haus nicht aus den Augen gelassen. Als ich ihn schließlich herauskommen sah, setzte ich mich langsam in seine Richtung in Bewegung, um ihm Zeit zu lassen, sich von den anderen Offizieren zu verabschieden, die ihn begleitet hatten. Sie blieben kurz beieinanderstehen, und ihre hängenden Schultern und die wütende Haltung ihrer Köpfe verrieten mir, dass ihr Protest genau die Wirkung gehabt hatte, die Jamie prophezeit hatte.

Dann entfernte er sich, die Hände im Rücken verschränkt, den Kopf nachdenklich gesenkt. Ich trat an seine Seite und schob meine Hand in seine Ellenbeuge. Überrascht, aber lächelnd blickte er zu mir hinunter.

»Du bist so spät noch draußen, Sassenach. Stimmt etwas nicht?«

»Nein«, sagte ich. »Es schien mir nur so ein schöner Abend für einen Spaziergang im Garten zu sein.«

»Im Garten«, wiederholte er und blinzelte mich von der Seite an.

»Im Garten des Kommandeurs, um genau zu sein«, sagte ich und berührte meine Schürzentasche. »Ich, äh, habe den Schlüssel.« Im Inneren des Forts befanden sich einige kleine Gärten, die meisten davon praktische Beete zur Gemüseproduktion. Doch der Ziergarten hinter dem Kommandeursquartier war vor Jahren von den Franzosen angelegt worden. Es kümmerte sich zwar längst niemand

mehr darum, sodass er von den Pflanzensamen aus der Luft zurückerobert worden war, doch er verfügte über einen ganz besonders interessanten Aspekt - die hohe Mauer, die ihn umgab und die ein abschließbares Törchen hatte. Den Schlüssel dazu hatte ich heute in weiser Voraussicht dem Koch des Generals entwendet, der wegen einer Halsspülung zu mir gekommen war. Ich würde ihn zurückstecken, wenn ich ihn morgen besuchte, um mir seine Halsentzündung anzusehen.

»Ah«, sagte Jamie verständnisinnig und wandte sich ohne weitere Worte wieder der Kommandantur zu.

Das Törchen befand sich außer Sichtweite an der Rückseite, und wir schlüpfen hastig durch die kleine Gasse, die an der Gartenmauer entlangführte, während sich der Wachtposten vor St. Clairs Haus mit einem Passanten unterhielt. Ich schob das Törchen leise hinter uns zu, schloss es ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und schmiegte mich in Jamies Arme.

Er küsste mich ausgiebig, dann hob er den Kopf und betrachtete mich.

»Es könnte aber sein, dass du mir ein bisschen helfen musst.«

»Das lässt sich einrichten«, versicherte ich ihm. Ich legte ihm eine Hand auf das Knie, wo der Kilt ein wenig hochgerutscht war, sodass seine Haut bloßlag. Ich bewegte den Daumen genüsslich über die sanften, drahtigen Härchen an seinem Bein. »Äh ... hattest an du eine konkrete Art von Hilfe gedacht?«

Ich konnte ihn riechen, obwohl er sich sorgfältig gewaschen hatte, den getrockneten Schweiß seiner Arbeit, gewürzt mit Staub und Holzspänen. Er würde auch danach schmecken, Süße, Salz und Moschus.

Ich ließ meine Hand unter dem Kilt über seinen Oberschenkel gleiten und spürte, wie er sich bewegte und anspannte, die plötzliche Furche in seinem Muskel glatt unter meinen Fingern. Doch zu meiner Überraschung hielt er mich auf und packte meine Hand durch den Stoff hindurch.

»Ich dachte, du willst Hilfe.«

»Berühre dich selbst, *a nighean*«, sagte er leise.

Das brachte mich ein wenig aus der Fassung, standen wir doch in einem zugewucherten Garten nur ein paar Meter von einer Gasse entfernt, die ein bevorzugter Aufenthaltsort der Milizionäre war, wenn sie sich in aller Stille besaufen wollten. Dennoch ... Ich lehnte mich an die Wand und schob mir das Hemd bis über das Knie hoch. Dort hielt ich es fest und streichelte sanft über die Innenseite meines Oberschenkels. Die andere Hand ließ ich über mein Korsett gleiten, bis sie die Oberkante erreichte, an der meine Brüste unter der dünnen, feuchten Baumwolle aufquollen.

Sein Blick war schwer; er war halb trunken vor Erschöpfung, wurde jedoch mit jeder Sekunde wacher. Er stieß ein leises, fragendes Geräusch aus.

»Wie du mir, so ich dir - schon mal gehört?«, sagte ich

und spielte wie zufällig mit dem Bändchen, das mein Hemd am Halsausschnitt zusammenhielt.

»Was?« Das riss ihn aus seiner Betäubung; er erwachte vollends und riss die blutunterlaufenen Augen weit auf.

»Du hast mich genau gehört.«

»Du willst, dass ich ... dass ich -«

»Ja.«

»Das könnte ich nicht. Vor deinen Augen?«

»Wenn ich es vor *deinen* Augen kann, kannst du mir den Gefallen leicht erwidern. Aber wenn es dir natürlich lieber wäre, dass ich aufhöre ...« Ich ließ die Hand - langsam - von dem Bändchen sinken. Hielt inne und ließ den Daumen ganz sacht über meiner Brust hin und her ticken, hin und her wie ein Metronom. Ich konnte meine Brustwarze spüren, rund und fest wie eine Musketenkugel; sie musste selbst bei diesem Licht durch den Stoff zu sehen sein.

Er schluckte, ich hörte es.

Ich lächelte und ließ die Hand noch weiter sinken, bis sie meinen hochgeschobenen Rocksaum erreichte. Und hielt mit fragend hochgezogener Augenbraue inne.

Wie hypnotisiert streckte er die Hand aus und griff nach dem Saum seines Kilts.

»Braver Junge«, murmelte ich und stützte mich mit einer Hand ab. Ich hob mein Knie und stellte den Fuß an die Mauer, sodass mein Oberschenkel freigelegt wurde. Senkte die Hand.

Er murmelte etwas auf Gälisch. Ich konnte nicht sagen, ob es ein Kommentar über den Anblick war, der sich ihm bot, oder ob er Gott seine Seele anvertraute. Jedenfalls hob er seinen Kilt.

»Was sollte das heißen, du brauchst Hilfe?«, fragte ich, als ich ihn betrachtete.

Er stieß einen kurzen, drängenden Laut aus, um mir zu sagen, dass ich fortfahren sollte, also tat ich das.

»Was denkst du gerade«, fragte ich nach ein paar Sekunden fasziniert.

»Ich denke gar nicht.«

»Doch, das kann ich deinem Gesichtsausdruck ansehen.«

»Du willst es aber nicht hören.« Schweiß begann auf seinen Wangenknochen aufzuglänzen, und seine Augen hatten sich zu Schlitzern verengt.

»Oh, doch, das will - oh, halt. Wenn du gerade an jemand anderen denkst als an mich, will ich es *nicht* hören.«

Er öffnete die Augen und fixierte mich mit einem Blick, der mir geradewegs zwischen die zitternden Beine fuhr. Er hörte nicht auf.

»Oh«, sagte ich, selbst ein wenig atemlos. »Nun ... wenn du wieder reden kannst, *will* ich es hören.«

Er fixierte mich weiter, wobei sein Blick jetzt dem eines Wolfs ähnelte, der ein fettes Schaf im Visier hat. Ich verlagerte mein Gewicht an der Wand und wedelte einen Mückenschwarm beiseite. Er atmete schnell, und ich

konnte seinen Schweiß riechen, bitter und scharf.

»Du«, sagte er, und ich sah, wie sich seine Kehle bewegte, als er schluckte. Er streckte mir den gekrümmten Zeigefinger seiner freien Hand entgegen.

»Hierher.«

»Ich ...«

»Auf der Stelle.«

Wie gebannt löste ich mich von der Mauer und trat zwei Schritte auf ihn zu. Bevor ich noch irgendetwas sagen oder tun konnte, flog sein Kilt, und eine große, heiße Hand hatte mich am Nacken gepackt. Dann lag ich zwischen hohen Gräsern und wildem Tabak auf dem Rücken, Jamie fest in mir, und die Hand lag auf meinem Mund - was auch gut so war, wie mir dumpf zu Bewusstsein kam, denn in der Gasse auf der anderen Seite der Mauer näherten sich Stimmen.

»Wer mit dem Feuer spielt, darf sich nicht wundern, wenn er sich verbrennt, Sassenach«, flüsterte er mir ins Ohr. Ich steckte fest wie ein Schmetterling, und indem er meine Handgelenke fest umklammert hielt, hinderte er mich daran, mich zu bewegen, obwohl ich mich schlüpfrig und verzweifelt unter ihm wand. Ganz langsam ließ er sich mit seinem vollen Gewicht auf mich sinken.

»Willst du wirklich wissen, woran ich gerade gedacht habe?«, murmelte er mir ins Ohr.

»Mmp!«

»Nun, ich sage es dir, *a nighean*, aber ...« Er hielt inne,

um an meinem Ohrläppchen zu lecken.

»NNG!«

Die Hand auf meinem Mund drückte warnend zu. Inzwischen waren die Stimmen so nah, dass wir Worte ausmachen konnten: eine kleine Gruppe junger Milizionäre, halb betrunken auf der Suche nach Huren. Jamies Zähne schlossen sich sacht um mein Ohr, und er begann daran zu knabbern, sodass mich sein warmer Atem kitzelte. Ich wand mich wie verrückt, doch er gab nicht nach.

Bis die Männer außer Hörweite waren, ließ er dem anderen Ohr dieselbe Behandlung angedeihen, dann küsste er mich auf die Nasenspitze und nahm mir endlich die Hand vom Mund.

»Ah. Also, wo war ich? Oh, aye - du wolltest hören, woran ich vorhin gedacht habe.«

»Ich habe es mir anders überlegt.« Ich hechelte flach, sowohl durch das Gewicht auf meiner Brust als auch vor Verlangen. Beides war beachtlich.

Er stieß einen schottischen Laut aus, der tiefe Belustigung ausdrückte, und umklammerte meine Handgelenke noch fester.

»Du hast es angefangen, Sassenach - aber ich bringe es zu Ende.« Woraufhin er mir die Lippen an das feuchte Ohr legte und mir mit bedächtig geflüsterten Worten *genau* erzählte, woran er gedacht hatte. Ohne sich dabei auch nur mit einer Faser zu bewegen, außer, um mir die Hand wieder auf den Mund zu legen, als ich ihn zu beschimpfen

begann.

Jeder Muskel meines Körpers erbebt wie ein zerrissenes Gummiband, als er sich schließlich bewegte. In einem einzigen plötzlichen Zug erhob er sich und glitt zurück, dann fest nach vorn.

Als ich wieder sehen und hören konnte, begriff ich, dass er lachte. Er stützte sich immer noch über mir auf.

»Das war eine Erlösung, wie, Sassenach?«

»Du ...«, krächzte ich. Ich fand keine Worte, doch dieses Spiel hatte zwei Mitspieler. Zum einen Teil hatte er sich deshalb nicht bewegt, um mich zu foltern - zum anderen Teil aber auch, weil er es nicht konnte, nicht, ohne es augenblicklich zu beenden. Ich spannte die glatten, feuchten Muskeln rings um ihn an, langsam, sanft - und dann dreimal schnell nacheinander. Er stieß ein äußerst zufriedenstellendes Geräusch aus und verlor sich zuckend und stöhnend, bis sein Puls auch bei mir ein Echo auslöste. Ganz behutsam ließ er sich auf mich sinken, seufzte wie ein Blasebalg, aus dem die Luft entweicht, und legte sich langsam atmend mit geschlossenen Augen neben mich.

»*Jetzt* kannst du schlafen«, sagte ich und strich ihm über das Haar. Er lächelte, ohne die Augen zu öffnen, holte tief Luft, und sein Körper entspannte sich und schmiegte sich an die Erde.

»Und nächstes Mal, du verflixter Schotte«, flüsterte ich ihm ins Ohr, »erzähle ich dir, woran *ich* gedacht habe.«

»O Gott«, sagte er und lachte geräuschlos. »Weißt du

noch, wie ich dich zum ersten Mal geküsst habe, Sassenach?«

Eine Zeit lang lag ich da, spürte den Schweiß auf meiner Haut aufsteigen, spürte das beruhigende Gewicht seiner im Schlaf zusammengerollten Gestalt neben mir im Gras, bevor es mir schließlich wieder einfiel.

»Ich habe gesagt, ich bin noch Jungfrau, nicht, ich bin ein Mönch. Wenn ich glaube, dass ich Hilfe brauche, bitte ich darum.«

EIN SIGNALHORN RISS IAN MURRAY AUS SEINEM TIEFEN, TRAUMLOSEN SCHLAF. Rollo, der dicht neben ihm lag, fuhr mit einem erschrockenen *WUFF!* auf und sah sich mit gesträubten Nackenhaaren nach der Bedrohung um.

Ian rappelte sich ebenfalls auf, eine Hand an seinem Messer, die andere auf seinem Hund.

»Pssst«, sagte er leise, und die Anspannung des Hundes ließ kaum merklich nach, obwohl er weiterhin knurrte, ein tiefer Ton just jenseits des menschlichen Hörvermögens - Ian spürte die konstante Vibration des kräftigen Körpers unter seiner Hand.

Jetzt, da er wach war, hörte er sie problemlos. Ein Beben durchlief den ganzen Wald, genauso unterdrückt - doch auch genauso deutlich - wie Rollos Knurren. Eine sehr große Menschenansammlung, ein ganzes Lager, begann in geringer Entfernung zu erwachen. Er schnüffelte, doch der Wind stand falsch, er fing keinen Rauchgeruch auf - obwohl

er den Rauch jetzt *sah*, der sich in dünnen Fäden in den blassen Dämmerhimmel erhob. Eine Menge Lagerfeuer. Ein sehr großes Lager.

Noch während er lauschte, hatte er seine Decke zusammengerollt. Aus mehr bestand sein eigenes Lager nicht, und in Sekunden war er im Unterholz verschwunden, die Decke auf den Rücken gebunden und die Büchse in der Hand, den Hund groß und schweigend an der Seite.

DIE BRITEN KOMMEN

Three Mile Point, Kolonie New York 3. Juli 1777

Der dunkle Schweißfleck zwischen Brigadier Frasers breiten Schultern hatte den Umriss der Isle of Man auf der Landkarte in ihrem alten Klassenzimmer daheim. Leutnant Greenleafs Rock war vollständig mit Schweiß durchtränkt, sodass der Rumpf fast schwarz war und nur die verblichenen Ärmel noch rot leuchteten.

Williams Rock dagegen war sehr viel weniger verblichen - er war geradezu beschämend neu -, klebte ihm aber nicht minder an Rücken und Schultern, schwer von den feuchten Ausdünstungen seines Körpers. Sein Hemd war zum Auswringen nass; als er es vor ein paar Stunden angezogen hatte, war es starr vor Salz gewesen, weil der Schweiß der anstrengenden letzten Tage auf dem Leinenstoff kristallisiert war. Doch die Starre war zerflossen, als die Sonne höher stieg, davongetragen von einer Flut aus frischem Schweiß.

Als er den Hügel hinaufspähte, dessen Ersteigung der Brigadier angeordnet hatte, hatte er noch auf einen Hauch von Kühle auf dem Gipfel gehofft, doch die Anstrengung des Aufstiegs hatte die Segnungen der erhöhten Lage zunichtegemacht. Sie waren unmittelbar nach der Morgendämmerung aus dem Lager aufgebrochen, und die

Luft war so köstlich und frisch gewesen, dass er am liebsten nackt durch die Wälder gelaufen wäre wie ein Indianer, um sich Fische aus dem See zu fangen und ein Dutzend davon zum Frühstück zu essen, in Maismehl gebacken, frisch und heiß.

Dies war *Three Mile Point*, so genannt, weil sich die Stelle drei Meilen südlich von Fort Ticonderoga befand. Der Brigadier, der die Vorhut anführte, hatte seine Truppen hier angehalten und vorgeschlagen, gemeinsam mit Leutnant Greenleaf, einem Ingenieur, ein Stück zu klettern, um sich einen Überblick über das Terrain zu verschaffen, bevor sie weiterzogen.

William war dem Brigadier vor einer Woche zugeteilt worden, zu seiner großen Freude. Der Brigadier war ein freundlicher, geselliger Kommandeur, doch auf andere Weise als General Burgoyne. Obwohl es William auch gleichgültig gewesen wäre, wenn der Mann ein Tartar gewesen wäre - er würde an vorderster Front dabei sein; das war alles, was zählte.

Er trug einen Teil der Ausrüstung des Ingenieurs sowie mehrere Wasserflaschen und die Schreibutensilien des Brigadiers. Er half mit, das Stativ für die Landvermessung aufzubauen, und hielt dienstbeflissen in Abständen die Messstäbe hoch. Schließlich war alles zu Papier gebracht, und nachdem der Brigadier ausgiebig mit dem Ingenieur konferiert hatte, schickte er den Mann zurück ins Lager.

Nachdem die dringlichste Aufgabe erledigt war, schien sich der Brigadier trotzdem nicht sogleich an den Abstieg

machen zu wollen, sondern schritt stattdessen langsam auf und ab und schien die leichte Brise zu genießen. Dazu ließ er sich auf einen Felsen nieder und entkorkte mit einem wohlthuenden Seufzer seine Feldflasche.

»Setzt Euch doch, William«, sagte er und wies neben sich. Eine Weile saßen sie schweigend da und lauschten den Geräuschen des Waldes.

»Ich kenne Euren Vater«, sagte der Brigadier plötzlich und lächelte - ein charmantes Lächeln. »Ich vermute, das erzählt Euch jeder.«

»Nun ja, das stimmt«, räumte William ein. »Oder wenn nicht ihn, dann meinen Onkel.«

General Fraser lachte. »Eine beachtliche Familiengeschichte, die Ihr da mit Euch herumschleppt«, sagte er mitfühlend. »Aber ich bin mir sicher, dass Ihr sie tapfer ertragt.«

William wusste nicht, was er sagen sollte, und antwortete mit einem ebenso höflichen wie unverbindlichen Geräusch. Der Brigadier lachte erneut und reichte ihm die Feldflasche. Das Wasser war so warm, dass er kaum spürte, wie es ihm durch die Kehle rann, doch es roch frisch, und es löschte seinen Durst.

»Wir waren zusammen auf dem Abrahamsfeld. Euer Vater und ich, meine ich. Hat er Euch je von dieser Nacht erzählt?«

»Nicht sehr viel«, sagte William und fragte sich, ob er wohl dazu verdammt war, jedem einzelnen Soldaten zu

begegnen, der unter James Wolfe auf diesem Feld gekämpft hatte.

»Wir sind in der Nacht über den Fluss gekommen. Wir waren alle wie versteinert. Vor allem ich.« Der Brigadier ließ den Blick über den See hinwegschweifen und schüttelte bei dieser Erinnerung den Kopf. »Was für ein Fluss, der St.-Lorenz-Strom. General Burgoyne hat erwähnt, dass Ihr in Kanada wart. Habt Ihr ihn zu sehen bekommen?«

»Nicht viel davon, Sir. Ich habe den Großteil der Reise nach Quebec auf dem Landweg zurückgelegt und bin dann über den Richelieu gefahren. Doch mein Vater hat mir vom St.-Lorenz-Strom erzählt«, fügte er pflichtschuldigst hinzu. »Er sagt, es ist ein nobler Fluss.«

»Hat er Euch auch erzählt, dass ich ihm fast die Hand gebrochen hätte? Er hat neben mir im Boot gesessen, und als ich mich hinausgelehnt habe, um den französischen Wachtposten anzurufen - in der Hoffnung, dass mir die Stimme nicht versagen würde -, hat er meine Hand festgehalten, um mich zu stützen. Ich konnte spüren, wie seine Knochen knirschten, habe das unter den Umständen aber erst begriffen, als ich losgelassen habe und sein Aufkeuchen gehört habe.«

William sah, wie die Augen des Brigadiers zu seinen eigenen Händen wanderten. Eine Reaktion huschte über seine breite Stirn, eigentlich keine Bewunderung, aber doch der Ausdruck eines Menschen, der versucht, seine Erinnerungen mit der Gegenwart in Einklang zu bringen.

Sein Vater hatte lange, schlanke, elegante, feinknochige Hände. Williams Finger waren zwar auch lang, doch seine Hände waren von einer geradezu vulgären Größe, die Handflächen breit und die Fingerknöchel klobig.

»Er - Lord John - ist mein Stiefvater«, entfuhr es ihm, dann errötete er, verlegen sowohl über das Eingeständnis als auch über die verrückte Eingebung, die ihn dazu getrieben hatte.

»Oh? Oh, ja«, sagte der Brigadier vage. »Ja, natürlich.«

Hatte der Brigadier etwa gedacht, er hätte ihn aus Stolz auf seine Abstammung aufmerksam gemacht?

Sein einziger Trost war die Tatsache, dass sein Gesicht - genau wie das des Brigadiers - von der Anstrengung so viel Farbe hatte, dass sein Erröten nicht zu erkennen war. Als hätte der Brigadier seine Gedanken in Bezug auf die Hitze gelesen, kämpfte er sich aus seinem Rock, dann knöpfte er seine Weste auf und wedelte damit, während er William zunichte, es ihm gleichzutun - was dieser mit einem Seufzer der Erleichterung tat.

Die Unterhaltung ging beiläufig zu anderen Feldzügen über, auf denen der Brigadier gekämpft hatte oder von denen William (zum Großteil) nur gehört hatte. Allmählich wurde ihm bewusst, dass der Brigadier dabei war, ihn einzuschätzen, sich einen Eindruck von seiner Erfahrung und seinem Verhalten zu verschaffen. Ihm war unangenehm bewusst, dass Erstere nicht sehr ruhmreich war; wusste General Fraser, was sich während der Schlacht von Long Island zugetragen hatte? So etwas sprach sich in der

Armee stets schnell herum.

Schließlich kam das Gespräch zum Stillstand, und sie saßen eine Weile kameradschaftlich in Hemdsärmeln da und lauschten dem Rauschen der Bäume über ihren Köpfen. William hätte gern etwas zu seiner Verteidigung gesagt, doch ihm fiel keine Möglichkeit ein, sich dem Thema elegant anzunähern. Doch wenn er nichts sagte, nicht erklärte, was geschehen war ... Nun, es gab ja im Grunde keine gute Erklärung. Er war ein Dummkopf gewesen, das war alles.

»General Howe lobt Eure Intelligenz und Eure Kühnheit, William«, sagte der Brigadier, als sei dies eine Fortführung ihrer Unterhaltung von vorhin, »obwohl er ebenfalls sagt, er glaubt, Ihr hattet noch keine Gelegenheit, Eure Fähigkeiten als Kommandeur unter Beweis zu stellen.«

»Äh ... nein, Sir«, erwiderte William und schwitzte.

Der Brigadier lächelte.

»Nun, dem müssen wir abhelfen, nicht wahr?« Er stand auf, stöhnte leise, während er sich reckte, und zwängte sich wieder in seinen Rock. »Ihr werdet nachher mit mir zu Abend essen. Wir werden dies mit Sir Francis besprechen.«

FEUER! FEUER!

Fort Ticonderoga 1. Juli 1777

Whitcomb war zurück. Dem Gerücht zufolge mit mehreren britischen Skalps. Da ich Benjamin Whitcomb und ein paar anderen Langen Jägern schon persönlich begegnet war, war ich durchaus geneigt, das zu glauben. Sie redeten ganz zivil, und sie waren bei Weitem nicht die einzigen Männer im Fort, die grobes Leder oder zerlumptes Leinen trugen und deren Haut sich dicht über ihre Knochen spannte. Doch sie waren die einzigen Männer, die die Augen wilder Tiere hatten.

Am nächsten Tag wurde Jamie in die Kommandantur gerufen und war bei Anbruch der Dunkelheit noch nicht zurück.

Ein Mann sang an einem der Lagerfeuer auf dem Hof vor St. Clairs Quartier, und ich saß auf einem leeren Pökelfleischfass und hörte ihm zu, als ich Jamie auf der anderen Seite des Feuers vorübergehen und auf unser Kasernengebäude zusteuern sah. Schnell erhob ich mich und eilte zu ihm.

»Komm mit«, sagte er leise und führte mich zum Garten des Kommandeurs. Es war kein Echo unserer letzten Zusammenkunft in diesem Garten zu spüren, obwohl ich

mir seines Körpers schmerzlich bewusst war, seiner Anspannung und seines Herzschlags. Schlechte Neuigkeiten also.

»Was ist passiert?«, flüsterte ich.

»Whitcomb hat einen britischen Soldaten gefangen und ihn mitgebracht. Natürlich wollte er nichts sagen - aber St. Clair war so schlau, Andy Tracy zu ihm in die Zelle zu stecken, weil man ihn - Tracy, meine ich - angeblich der Spionage beschuldigte.«

»Das war eine gute Idee«, sagte ich beifällig. Leutnant Andrew Hodges Tracy war ein Ire mit einem plumpen Charme, der geborene Lügner - wenn irgendjemand einem Menschen sein Wissen entlocken konnte, ohne Gewalt anzuwenden, wäre Tracy ebenso meine erste Wahl gewesen. »Dann hat er also etwas herausbekommen?«

»Ja. Außerdem haben wir drei britische Deserteure - Deutsche. St. Clair wollte, dass ich mit ihnen spreche.«

Was er auch getan hatte. Natürlich waren die Aussagen der Deserteure suspekt - doch sie stimmten mit dem überein, was man dem britischen Gefangenen entlockt hatte. Die Gewissheit, auf die St. Clair seit drei Wochen wartete.

General Carleton war mit einer kleinen Armee in Kanada zurückgeblieben; es war in der Tat General John Burgoyne, der an der Spitze einer großen Invasionsarmee auf das Fort zuhielt. Verstärkt wurde er durch General von Riedesel, der seinerseits sieben Regimenter aus

Braunschweig befehligte, *dazu* ein leichtes Infanteriebataillon und vier Dragonerkompanien. Und seine Vorhut war weniger als vier Tage von uns entfernt.

»Nicht besonders gut«, bemerkte ich und holte tief Luft.

»So ist es«, pflichtete er mir bei. »Schlimmer noch, Burgoyne hat Simon Fraser als Brigadier unter sich. Er hat das Kommando über die Vorhut.«

»Ein Verwandter von dir?« Das war eine rhetorische Frage; niemand mit diesem Nachnamen konnte etwas anderes sein, und ich sah den Schatten eines Lächelns über Jamies Gesicht huschen.

»Ja«, sagte er trocken. »Ein Vetter zweiten Grades, glaube ich. Und ein ausgezeichnete Kämpfer.«

»Nun, was sonst? Waren das alle schlechten Nachrichten?«

Er schüttelte den Kopf.

»Nein. Die Deserteure haben gesagt, Burgoynes Armee geht der Nachschub aus. Die Dragoner sind zu Fuß, weil sie keine Pferde finden können. Obwohl ich nicht weiß, ob sie ihre gegessen haben oder nicht.«

Es war eine heiße, schwüle Nacht, doch ein Schauer ließ mir die Haare auf den Armen zu Berge stehen. Ich berührte Jamie am Handgelenk und stellte fest, dass es ihm genauso ging. Er wird heute Nacht von Culloden träumen, dachte ich spontan. Doch diesen Gedanken schob ich vorerst von mir.

»Das hätte ich jetzt für eine gute Nachricht gehalten.

Warum ist es das nicht?«

Sein Handgelenk drehte sich; seine Hand griff nach der meinen, und unsere Finger umschlangen sich fest.

»Weil sie nicht mehr genug Verpflegung haben, um uns zu belagern. Sie müssen uns überrennen und uns mit Gewalt besiegen. Und es ist sehr wahrscheinlich, dass sie das können.«

DREI TAGE SPÄTER TAUCHTENDIE ERSTEN BRITISCHEN KUNDSCHAFTERAUF dem Mount Defiance auf.

AMNÄCHSTEN TAG KONNTE JEDER SEHEN- UND JEDER SAH ES AUCH -, DASS auf dem Mount Defiance die ersten Spatenstiche für eine Geschützstation getan wurden. Arthur St. Clair beugte sich endlich dem Unvermeidlichen und erteilte die Order, mit der Evakuierung von Fort Ticonderoga zu beginnen.

Der Großteil der Garnison sollte sich zum Mount Independence begeben und die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände, Vorräte und die Geschütze mitnehmen. Einige der Schafe und Rinder mussten geschlachtet und der Rest in den Wald getrieben werden. Einige Milizeinheiten sollten das Fort durch den Wald verlassen und sich auf die Straße nach Hubbardton begeben, wo sie als Verstärkung warten sollten. Frauen, Kinder und Invalide sollten unter leichter Bewachung auf Booten über den See befördert werden. Es begann alles in geordneter Form. Zuerst erging die Anordnung, alles, was schwamm, nach Anbruch der Dunkelheit zum Seeufer zu

bringen. Die Männer nahmen ihre Ausrüstung an sich und überprüften sie, und es wurde befohlen, alles zu zerstören, was nicht abtransportiert werden konnte.

Das war die übliche Vorgehensweise, um zu verhindern, dass der Feind irgendwelchen Nutzen aus den eigenen Ressourcen ziehen konnte. In diesem Fall war der Hintergrund jedoch noch dringlicher: Die Deserteure hatten berichtet, dass Burgoynes Armee schon jetzt die Verpflegung ausging; ihm die Vorräte Ticonderogas zu verweigern, würde ihm vielleicht Einhalt gebieten - oder seinen Vormarsch zumindest merklich verlangsamen, weil seine Männer gezwungen sein würden, sich in der Wildnis selbst zu verpflegen, solange sie auf das Eintreffen des Nachschubs aus Kanada warteten.

All dies - Packen, Verladen, das Schlachten oder Verjagen des Viehs und die Zerstörung - musste im Verborgenen direkt unter den Augen der Briten vorstattgehen. Denn wenn sie sahen, dass ein Rückzug unmittelbar bevorstand, würden sie wie die Wölfe über uns herfallen und die Garnison vernichten, sobald sie den Schutz des Forts verließ.

An den Nachmittagen brauten sich gewaltige Gewitterwolken über dem See zusammen, schwarze Giganten, die sich meilenweit auftürmten und voller Blitze waren. Manchmal brachen die Gewitter im Dunkeln los und peitschten den See, die Berge, die Gefechtslinien und das Fort mit Wasser, das vom Himmel fiel wie aus einem bodenlosen Eimer geschüttet. Manchmal trieben sie nur

grollend und unheilvoll vorüber.

Heute Abend hingen die Wolken bedrohlich tief und bedeckten den ganzen Himmel. Blitze durchzogen sie wie Adern. Wetterleuchten pulsierte in ihrem Inneren und knisterte wie ein stockendes, lautloses Gespräch zwischen ihnen hin und her. Und ab und zu schoss eine blauweiße Gabel so plötzlich mit einem Donnerschlag zu Boden, dass jedermann zusammenfuhr.

Es gab nur sehr wenig zu packen, was nicht schlimm war, da kaum Zeit zum Packen blieb. Ich konnte das allgegenwärtige Durcheinander hören, während ich arbeitete: Stimmen, die nach vermissten Gegenständen riefen, Mütter, die nach verloren gegangenen Kindern schrien, und das Schlurfen und Donnern der Füße auf den Holztreppen, unablässig wie das Echo des Regens.

Draußen konnte ich das aufgeregte Lärmen der Schafe hören, verstört, weil man sie aus ihren Ställen holte, und plötzlichen Krach, als eine Kuh in Panik durchging. Das überraschte mich nicht; durch die Schlachtereieroch es kräftig nach frischem Blut.

Ich hatte die Garnison natürlich schon beim Exerzieren gesehen; ich wusste, wie viele Männer es waren. Doch drei- oder viertausend Männern dabei zuzusehen, wie sie sich gegenseitig umherschubsten und dabei versuchten, in dramatischer Eile ungewohnte Aufgaben zu bewältigen, war so, als beobachtete man einen umgekippten Ameisenhaufen. Ich bahnte mir meinen Weg durch die tosende Masse und umklammerte dabei einen Mehlsack

mit meinen Kleidern, meinen wenigen Arzneien und einem großen Stück Schinken, das ich von einem dankbaren Patienten hatte und das in meinen Ersatzunterrock eingewickelt war.

Ich würde mit der Bootsbrigade evakuiert werden und eine Gruppe von Invaliden begleiten - doch ich hatte nicht vor zu gehen, ohne Jamie noch einmal gesehen zu haben.

Das Herz hämmerte mir schon so lange im Hals, dass ich kaum sprechen konnte. Nicht zum ersten Mal dachte ich, wie praktisch es doch war, dass ich mit einem Hünen verheiratet war. Es war immer einfach, Jamie in einer Menschenmenge auszumachen, und auch jetzt sah ich ihn innerhalb von Sekunden. Er stand in Begleitung mehrerer Milizionäre auf einer der Geschützatterien, und sie starrten alle nach unten. Ich vermutete, dass man dort dabei war, die Bootsbrigade zu formieren; das war ermutigend.

Doch der eigentliche Ausblick von der Balustrade der Geschützstellung war sehr viel weniger ermutigend. Die Szene am Seeufer zu Füßen des Forts erinnerte an die Heimkehr einer verunglückten Fischerflotte. Es gab Boote. Alle Arten von Booten, von Kanus und verschiedenen Ruderbooten bis hin zu grob gezimmerten Flößen. Einige hatte man ans Ufer gezogen, andere trieben offenbar unbemannt davon - während eines Blitzes entdeckte ich Köpfe im Wasser; Männer und Jungen, die ihnen nachschwammen, um sie zurückzuholen. Es gab nicht viel Licht am Ufer, um den Fluchtplan nicht zu verraten, doch hier und dort warf eine Fackel ihren Schein auf Streitereien

und Faustkämpfe. Außerhalb der Reichweite der Fackeln schien sich der Boden in der Dunkelheit zu bewegen wie ein Kadaver voller Ungeziefer.

Jamie schüttelte gerade Mr. Anderson die Hand, der ursprünglich von der *Teal* stammte und jetzt sein Korporal war.

»Geht mit Gott«, sagte er. Mr. Anderson nickte und wandte sich ab, gefolgt von dem kleinen Pulk der Milizionäre. Sie kamen an mir vorbei, als ich die Geschützstellung erklomm, und ein paar von ihnen nickten mir zu, doch ihre Gesichter waren im Schatten ihrer Hüte nicht zu erkennen.

»Wohin gehen sie?«, fragte ich Jamie.

»Nach Hubbardton«, erwiderte er, ohne den Blick vom Ufer abzuwenden. »Ich habe ihnen die Entscheidung überlassen, aber ich dachte, besser, sie gehen so schnell wie möglich.« Er wies mit dem Kinn auf den unförmigen schwarzen Umriss des Mount Defiance, unter dessen Gipfel die Funken von Lagerfeuern aufglühten. »Wenn sie nicht gemerkt haben, was hier vor sich geht, sind sie wirklich unfähig. Wenn ich Simon Fraser wäre, wäre ich vor Tagesanbruch unterwegs.«

»Du hast nicht vor, mit deinen Männern zu gehen?« Ein Funke der Hoffnung sprang in meinem Herzen auf.

Es gab nur wenig Licht auf der Geschützstellung, nur das Glühen der Fackeln auf der Treppe und der größeren Feuer im Inneren des Forts. Es reichte jedoch, um mir sein

Gesicht zu zeigen, als er sich jetzt umdrehte, um mich anzusehen. Es war nüchtern, doch sein Mund drückte Ungeduld aus, und ich erkannte die Miene eines Soldaten, der bereit war, sich in den Kampf zu stürzen.

»Nein«, sagte er. »Ich habe vor, mit dir zu gehen.« Plötzlich lächelte er, und ich packte seine Hand. »Du glaubst doch nicht, dass ich vorhabe, dich mit einem Haufen kranker Halbidioten durch die Wildnis spazieren zu lassen, oder? Selbst wenn ich dazu in ein Boot steigen muss«, fügte er angewidert hinzu.

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen.

»Das ist aber nicht sehr freundlich ausgedrückt«, sagte ich. »Aber es ist auch nicht unzutreffend, falls du Mrs. Raven meinst. Du hast sie nicht zufällig gesehen, oder?«

Er schüttelte den Kopf. Der Wind hatte ihm das Haar zur Hälfte aus seinem Band gezerrt, das er jetzt herauszog und zwischen die Zähne nahm, um sein Haar zu einem schweren Zopf zu rafften und es erneut zusammenzubinden.

In unserer Nähe krächzte jemand etwas. Es klang sehr erschrocken, und Jamie und ich fuhren gemeinsam herum. Mount Independence stand in Flammen.

»FEUER! FEUER!«

Die Schreie scheuchten die Menschen aus der Kaserne wie die Wachteln. Es brannte direkt unterhalb des Gipfels, dort, wo General Fermoy und seine Männer einen Außenposten errichtet hatten. Eine Flammenzunge reckte sich zum Himmel, unablässig wie eine einatmende Kerze.

Dann drückte ein Windstoß sie zu Boden, und die Flamme brannte einen Moment lang flach, als hätte jemand den Gasherd heruntergedreht, um dann jedoch erneut aufzuspringen, sodass der ganze Berghang erleuchtet wurde und winzige schwarze Umrisse sichtbar wurden, Hunderte von Menschen im Begriff, Zelte abzubauen und Gepäck zu verladen.

»Fermoy's Lager steht in Flammen«, sagte der Soldat neben mir ungläubig. »Oder?«

»Ja«, sagte Jamie auf der anderen Seite grimmig. »Und wenn wir den beginnenden Rückzug von hier aus sehen können, müssen Burgoyne's Späher ihn auch sehen.«

Und damit setzte die Panik ein.

Wenn ich je an der Existenz von so etwas wie Telepathie gezweifelt hätte, hätten diese Momente ausgereicht, um meine Zweifel zu zerstreuen. Die Nerven der Soldaten waren durch St. Clair's Zögern und den unablässigen Hagel der Gerüchte ohnehin schon zum Zerreißen gespannt. So wie sich das Feuer auf dem Mount Independence ausbreitete, sprang die Überzeugung, dass die Rotröcke und die Indianer jeden Moment über uns herfallen würden, von Kopf zu Kopf, ohne dass Worte notwendig waren. Panik breitete ihre schwarzen Flügel über das Fort, und das Durcheinander am Seeufer löste sich vor unseren Augen in Chaos auf.

»Komm mit«, sagte Jamie. Und ehe ich wusste, wie mir geschah, wurde ich die schmale Treppe der Geschützstellung hinuntergeschoben. Man hatte ein paar

Holzhütten angezündet - diesmal mit der Absicht, die Eroberer um das Material zu bringen -, und der Schein der Flammen beleuchtete eine Szene aus der Hölle. Schreiende Frauen, die halb nackte Kinder und Bettwäsche hinter sich her zerrten, Männer, die Möbel aus den Fenstern warfen. Ein Nachttopf knallte auf die Steine, und scharfe Keramikscherben zerschnitten den Umstehenden die Beine.

Hinter mir erscholl eine atemlose Stimme. »Eine goldene Guinee darauf, dass der alberne Franzose das Feuer selbst gelegt hat.«

»Dagegen wette ich nicht«, erwiderte Jamie knapp. »Ich hoffe nur, er ist mit in Flammen aufgegangen.«

Ein gewaltiger Blitz tauchte das Fort in taghelles Licht, und überall erhoben sich Schreie, um sofort wieder im Donner unterzugehen. Wie zu erwarten war, glaubte die Hälfte der Leute, der Zorn Gottes habe sich über uns entladen - ungeachtet der Tatsache, dass wir schon seit Tagen ähnlich heftige Gewitter hatten, dachte ich gereizt -, während die weniger religiösen Köpfe von noch größerer Angst erfüllt wurden, weil die Milizeinheiten der äußeren Linien in Sichtweite der Briten auf dem Mount Defiance bei ihrem Rückzug beleuchtet wurden.

»Ich muss meine Invaliden holen!«, rief ich Jamie ins Ohr. »Hol unsere Sachen aus dem Quartier.«

Er schüttelte den Kopf. Sein Haar, das sich wieder aus seinem Zopf gelöst hatte, wurde von einem weiteren Blitz erleuchtet, und er sah selbst aus wie einer der

Erzdämonen.

»Ich lasse dich nicht allein«, sagte er und packte mich fest beim Arm. »Am Ende finde ich dich nie wieder.«

»Aber -« Der Einwand erstarb mir auf den Lippen, als ich mich umsah. Er hatte recht. Tausende von Menschen rannten im Fort umher, schubsten sich gegenseitig aus dem Weg oder standen einfach nur da, zu erschüttert, um noch zu wissen, was sie tun sollten. Es war gut möglich, dass er mich nicht wiederfand, falls wir getrennt wurden, und über die Vorstellung, in den Wäldern am Fuß des Forts allein zu sein - in denen es von blutrünstigen Indianern genauso wimmelte wie von Rotröcken -, wollte ich keine zehn Sekunden nachdenken.

»Gut«, sagte ich. »Dann komm.«

Die Szene im Inneren des Lazarettgebäudes war nur deshalb weniger hektisch, weil sich die meisten Patienten weniger gut bewegen konnten. Ansonsten waren sie eher noch aufgeregter als die Leute im Freien, weil sie nur bruchstückhafte Neuigkeiten von den Leuten erfahren hatten, die hier hastig ein und aus gingen. Wer eine Familie hatte, wurde so eilig aus dem Gebäude gezerrt, dass er kaum Zeit hatte, nach seinen Kleidern zu greifen; wer keine hatte, humpelte zwischen den Liegen hin und her, um sich anzuziehen, oder stolperte schon zur Tür.

Kapitän Stebbings tat natürlich nichts dergleichen. Er lag friedlich auf seinem Bett, die Hände auf der Brust verschränkt, und beobachtete das Chaos im Licht der Kerze an der Wand hinter ihm.

»Mrs. Fraser«, begrüßte er mich fröhlich. »Ich werde dann wohl bald wieder ein freier Mann sein. Hoffe, die Armee bringt mir etwas zu essen mit; ich glaube, die Chancen, hier heute etwas zum Abendessen zu bekommen, stehen schlecht.«

»Das kann gut sein«, sagte ich und musste sein Lächeln einfach erwidern. »Ihr kümmert Euch um die anderen britischen Gefangenen, ja? General St. Clair lässt sie hier zurück.«

Er setzte eine etwas beleidigte Miene auf.

»Es sind doch meine Männer«, brummte er.

»Das stimmt.« Tatsächlich hockte Guinea Dick, der im gedämpften Licht vor der Steinwand kaum zu sehen war, neben dem Bett des Kapitäns, einen stabilen Wanderstab in der Hand - um potenzielle Plünderer abzuwehren, dachte ich. Mr. Ormiston saß blass, aber aufgeregt auf seiner Liege und zupfte an seinem verbundenen Beinestummel.

»Sie ist wirklich im Anmarsch, nicht wahr, Ma'am? Die Armee?«

»Ja, das ist sie. Ihr müsst jetzt gut auf Eure Wunde achten und sie sauber halten. Sie heilt gut, aber Ihr dürft sie noch mindestens einen Monat nicht belasten - und Ihr müsst noch mindestens zwei Monate warten, bevor Ihr Euch ein Holzbein anpassen lasst. Die Armeeärzte dürfen Euch *nicht* zur Ader lassen - Ihr braucht Eure ganze Kraft.«

Er nickte, obwohl ich wusste, dass er vor der ersten Aderlassklinge Schlange stehen würde, die mit einem

britischen Stabsarzt hier auftauchte; er glaubte inbrünstig an die Tugenden des Aderlasses und hatte sich nur besänftigen lassen, weil ich ihm ab und zu Blutegel auf den Stumpf gesetzt hatte.

Ich drückte ihm zum Abschied die Hand und wandte mich schon zum Gehen, als er mich festhielt.

»Einen Moment noch, Ma'am!« Er ließ meine Hand los und zog sich eine Kordel vom Hals. Ich konnte den Gegenstand zwar im Halbdunkel kaum sehen, doch er drückte ihn mir in die Hand, und ich spürte eine Metallscheibe, die noch warm war.

»Falls Ihr den kleinen Abram noch einmal sehen solltet, Ma'am, wäre ich Euch dankbar, wenn Ihr ihm das geben würdet. Es ist mein Glücksbringer, den ich schon zweiunddreißig Jahre bei mir habe; sagt ihm, er beschützt ihn, wenn's gefährlich wird.«

Jamie tauchte neben mir in der Dunkelheit auf. Er strahlte Ungeduld und Aufregung aus. Er hatte eine kleine Gruppe von Verletzten im Schlepptau, die sich an ihre wenigen Habseligkeiten klammerten. Ich konnte Mrs. Ravens unverwechselbare schrille Stimme in der Ferne klagen hören. Ich duckte mich und hängte mir Mr. Ormiston's Glücksbringer um den Hals.

»Ich sage es ihm, Mr. Ormiston. Danke.«

IRGENDJEMAND HATTE JEDUTHAN BALDWIN'S ELEGANTE BRÜCKE IN BRAND gesteckt. An ihrem einen Ende schmorte ein Trümmerhaufen, und ich sah

schwarze Teufelsschatten mit Meißeln und Stemmeisen darauf hin und her laufen, um die Planken abzureißen und sie ins Wasser zu werfen.

Jamie schob sich durch die Menschenmenge, ich hinter ihm und hinter *mir* unsere kleine Schar von Frauen, Kindern und Verletzten, die wie aufgeregte Gänseküken quäkten.

»Fraser! Oberst Fraser!« Als ich mich bei diesem Ausruf umdrehte, sah ich Jonas - nein, Bill - Marsden über das Ufer laufen.

»Ich komme mit Euch«, schnaufte er atemlos. »Ihr werdet jemanden brauchen, der ein Boot steuern kann.«

Jamie zögerte nicht länger als den Bruchteil einer Sekunde. Er nickte und wies mit dem Kopf zum Ufer.

»Aye, schnell. Wir kommen, so schnell wir können.«

Mr. Marsden verschwand in der Dunkelheit.

»Und der Rest deiner Männer?«, sagte ich und hustete vom Rauch.

Er zuckte mit den Achseln, eine breitschultrige Silhouette vor dem schwarzen Schimmer des Wassers.

»Fort.«

Hysterische Schreie erschollen aus der Richtung der alten Franzosenlinien. Sie verbreiteten sich wie ein Buschfeuer im Wald und am Seeufer, Rufe, *die Briten kommen*. Und erneut schlug die Panik mit den Flügeln. Sie war so überwältigend, diese Panik, dass ich spürte, wie auch in meiner Kehle ein Schrei aufstieg. Ich würgte ihn herunter und empfand stattdessen unbändige Wut, die ich

von mir auf die Narren hinter mir übertrug, die außer sich kreischten und sich sofort zerstreut hätten, wenn sie es gekonnt hätten. Doch wir hatten jetzt fast das Ufer erreicht, und die Menschen drängten sich in solcher Zahl zu den Booten, dass sie einige davon durch ihr ungeordnetes Einsteigen zum Kentern brachten.

Ich glaubte zwar nicht, dass die Briten schon in der Nähe waren, doch sicher war ich mir nicht. Ich wusste, dass es mehr als eine Schlacht um Fort Ticonderoga gegeben hatte ... Doch wann war das gewesen? Würde eine von ihnen heute Nacht stattfinden? Ich wusste es nicht, und drängende Eile trieb mich zum Ufer, wo ich Mr. Wellman half, der sich am Mumps seines Sohnes angesteckt hatte und dem es ziemlich schlecht ging. Armer Kerl.

Mr. Marsden, der Gute, hatte sich ein großes Kanu gesichert, das er ein wenig vom Ufer fortgepaddelt hatte, damit es nicht überrannt wurde. Als er Jamie kommen sah, kam er ans Ufer, und es gelang uns, insgesamt achtzehn Personen - darunter auch die Wellmans und Mrs. Raven, die bleich vor sich hin starrte wie Ophelia -, in das Boot zu bugsieren.

Jamie warf noch einen raschen Blick auf das Fort. Das Haupttor stand weit offen, und Feuerschein fiel hindurch. Dann hob er den Blick zu der Geschützstellung, auf der wir noch vor Kurzem gestanden hatten.

»Vier Mann sind bei der Kanone geblieben, die auf die Brücke zielt«, sagte er, ohne den Blick von den rotbauchigen Rauchwolken abzuwenden, die aus dem

Inneren des Forts aufstiegen. »Freiwillige. Sie werden zurückbleiben. Die Briten - zumindest einige von ihnen - kommen mit Sicherheit über die Brücke. Sie können fast alle vernichten, die sich darauf befinden, und dann fliehen - wenn sie können.«

Dann wandte er sich ab, und die Muskeln seiner Schultern spannten sich kraftvoll an, als er das Paddel eintauchte.

MOUNT INDEPENDENCE

6. Juli, nachmittags

Brigadier Frasers Männer rückten gegen das Fort auf dem Gipfel des Hügels vor, den die Amerikaner ironischerweise »Independence« nannten. William führte einen der angreifenden Trupps an und befahl seinen Männern, die Bajonette aufzupflanzen, als sie sich näherten. Es herrschte völlige Stille, unterbrochen nur vom Knacken der Zweige, den leisen Geräuschen der Stiefel im feuchten Laub, hin und wieder dem leisen *Klack!*, wenn eine Patronendose gegen einen Musketenlauf stieß. Doch war diese Stille erwartungsvoll?

Die Amerikaner mussten wissen, dass sie im Anmarsch waren. Lagen die Rebellen irgendwo im Hinterhalt, bereit, aus der grob, aber sehr solide gezimmerten Befestigung, die er zwischen den Bäumen sehen konnte, auf sie zu feuern?

Etwa zweihundert Meter unterhalb des Gipfels signalisierte er seinen Männern anzuhalten, weil er hoffte, irgendein Lebenszeichen der Verteidiger aufzuschnappen, falls es denn Verteidiger gab. Seine eigene Kompanie hielt gehorsamst an, doch die nachfolgenden Männer begannen, sich rücksichtslos zwischen ihnen hindurchzuschieben, um das Fort zu erstürmen.

»Halt!«, rief er und war sich dabei bewusst, dass seine Stimme den amerikanischen Gewehrschützen fast ein genauso gutes Ziel bot wie das Leuchten seines roten Rockes. Einige der Männer hielten zwar an, wurden aber sofort von ihren Hintermännern weitergeschubst, und innerhalb von Sekunden war der ganze Hang ein einzige rote Masse. Sie konnten nicht stehen bleiben, man würde sie zertrampeln. Und wenn die Verteidiger vorhatten zu feuern, konnten sie nicht um eine bessere Gelegenheit bitten - und doch verharrte das Fort in Schweigen.

»Vorwärts!«, brüllte William und warf den Arm hoch, und die Männer stürzten begeistert aus dem Wald, die Bajonette bereit.

Die Tore hingen offen, und die Männer rannten wie blind ins Innere des Forts, ohne sich um die Gefahr zu kümmern - doch es gab keine Gefahr. William lief mit ihnen und fand das Fort verlassen vor. Nicht nur verlassen, sondern offenbar in erstaunlicher Eile verlassen.

Überall lagen die persönlichen Besitztümer der Verteidiger verstreut, als hätten sie sie im Laufen fallen gelassen: nicht nur schwere Gegenstände wie Kochutensilien, sondern auch Kleider, Schuhe, Bücher, Woldecken - sogar Geld, wie in Panik weggeworfen. Noch wesentlicher war jedoch zumindest für William die Tatsache, dass die Verteidiger keinen Versuch unternommen hatten, die Munition oder das Pulver, das sie nicht mitnehmen konnten, in die Luft zu sprengen. Neben den aufgestapelten Fässern hatten sie obendrein

Verpflegung zurückgelassen, ein willkommener Anblick.

»Warum haben sie nicht einfach Feuer gelegt?«, fragte ihn Leutnant Hammond, der sich mit großen Augen in den Unterkünften umsah, die immer noch vollständig mit Betten, Bettwäsche und Nachttöpfen ausgestattet waren - sodass die Eroberer einfach einziehen konnten.

»Weiß der Himmel«, erwiderte William knapp und stürzte dann auf einen Gefreiten zu, den er mit einem Schultertuch aus Spitze behängt und einem Arm voll Schuhe aus einem der Zimmer kommen sah. »He da! Hier wird nicht geplündert! Habt Ihr mich gehört, Sir?«

Der Gefreite hatte ihn gehört. Er ließ die Schuhe fallen und stürzte davon, sodass die Spitze im Wind flatterte. Doch es gab noch andere Plünderer, und William begriff, dass er und Hammond nicht in der Lage sein würden, ihnen Einhalt zu gebieten. Er rief im zunehmenden Lärm nach einem Boten, griff nach seinem Schreibzeug und kritzelte eine hastige Note.

»Bringt das zu General Fraser«, sagte er und drückte dem Boten die Utensilien wieder in die Hand. »So schnell Ihr nur könnt!«

7. Juli 1777, bei Tagesanbruch

»Ich dulde diese entsetzlichen Unregelmäßigkeiten nicht!« General Frasers Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, vor Wut genauso wie vor Erschöpfung. Die kleine Reiseuhr im Zelt des Generals zeigte kurz vor fünf Uhr morgens an,

und William hatte das seltsam verträumte Gefühl, dass sein Kopf irgendwo über seiner linken Schulter in der Luft schwebte. »Plündereien, Diebstahl, um sich greifende Disziplinlosigkeit - ich dulde das nicht, sage ich. Ist das verstanden? Von allen?«

Die kleine Gruppe müder Offiziere bejahte dies mit einem Chor von Grunzlauten. Sie waren die ganze Nacht auf gewesen und hatten ihre Truppen einigermaßen zur Ordnung gerufen, die gemeinen Soldaten an den schlimmsten Exzessen gehindert, in aller Eile die verlassenen Außenposten bei den alten Franzosenlinien inspiziert und die unerwartete Fülle an Vorräten und Munition registriert, die ihnen die Verteidiger des Forts zurückgelassen hatten - vier davon hatte man bei der Erstürmung bis zur Bewusstlosigkeit betrunken neben einer geladenen Kanone gefunden, die auf die Brücke gerichtet war.

»Diese Männer, die wir gefangen genommen haben. Hat schon jemand mit ihnen sprechen können?«

»Nein, Sir«, sagte Hauptmann Hayes mit einem unterdrückten Gähnen. »Sie sind immer noch wie tot - beinahe wären sie wirklich tot gewesen, sagt der Arzt, aber er glaubt, dass sie durchkommen werden.«

»Haben sich vor Angst in die Hosen gemacht«, sagte Hammond leise zu William. »Sie mussten ja die ganze Zeit darauf warten, dass wir kommen.«

»Wahrscheinlich eher aus Langeweile«, erwiderte William murmelnd, ohne den Mund zu bewegen. Dennoch

warf ihm der Brigadier einen blutunterlaufenen Blick zu, und er richtete sich unbewusst auf.

»Nun, viel erzählen können sie uns ja ohnehin nicht.« General Fraser wedelte mit der Hand, um eine Rauchwolke zu zerstreuen, die in den Raum getrieben war, und hustete. William holte vorsichtig Luft. Dieser Rauch trug einen köstlichen Duft mit sich, und sein Magen knurrte erwartungsvoll. Schinken? Wurst?

»Ich habe General Burgoyne mitteilen lassen, dass Ticonderoga uns gehört - wieder«, fügte der Brigadier hinzu und begann unter dem heiseren Beifall der Offiziere zu grinsen. »Und Oberst St. Leger. Wir werden eine kleine Garnison hier zurücklassen, die sich einen Überblick verschaffen und wieder für Ordnung sorgen soll, doch der Rest ... Nun, es gibt Rebellen zu fangen, meine Herren. Ich kann euch keine große Pause gönnen, doch gewiss haben wir Zeit für ein ordentliches Frühstück. *Bon appetit!*«

DIE RÜCKKEHR DES WILDEN

7. Juli 1777, nachts

Ian Murray gelangte ohne Schwierigkeiten in das Fort. Es hielten sich viele Indianer und Waldläufer dort auf. Viele lehnten an den Wänden, oftmals betrunken, oder stöberten in den verlassenen Gebäuden herum, wo sie hin und wieder von gehetzt aussehenden Soldaten verjagt wurden, die den Auftrag hatten, die unerwarteten Schätze des Forts zu bewachen.

Es sah nicht so aus, als hätte es hier ein Blutbad gegeben, und er atmete auf. Das war seine größte Angst gewesen. Es herrschte zwar furchtbares Durcheinander, doch er roch weder Blut noch Pulverqualm. Hier war seit mindestens einem Tag kein Schuss mehr gefallen.

Ihm kam ein Gedanke, und er ging zum Lazarettgebäude hinüber, das niemand groß beachtete, weil es darin nichts gab, was irgendjemand würde haben wollen. Die Gerüche nach Urin, Kot und altem Blut hatten nachgelassen; die meisten Patienten mussten die Truppen auf ihrem Rückzug begleitet haben. Es waren kaum Menschen hier, einer in einem grünen Rock, der wohl ein Arzt sein musste, andere eindeutig Helfer. Während er die Szene beobachtete, kamen zwei Träger mit einer Bahre zur Tür heraus und tasteten sich mit schabenden Stiefeln über die flachen

Steinstufen voran. Er lehnte sich in den Schatten des Eingangs zurück, denn der Mann, der der Bahre folgte, war Guinea Dick, dessen Gesicht von einem Kannibalengrinsen zerteilt wurde.

Auch Ian lächelte bei diesem Anblick; Kapitän Stebbings lebte also noch - und Guinea Dick war ein freier Mann. Und hier, Jesus, Maria und Bride sei Dank, kam Mr. Ormiston hinter ihm her. Er humpelte langsam auf zwei Krücken voran und wurde auf beiden Seiten vorsichtig von Ordonnanzen gestützt, die neben dem massigen Seemann wie Zwerge aussahen. Dann konnte er es also Tante Claire sagen - sie würde sich freuen zu hören, dass es den Männern gut ging.

Falls er Tante Claire wiederfand - doch eigentlich machte er sich keine allzu großen Sorgen. Onkel Jamie würde schon dafür sorgen, dass ihr nichts zustieß, ganz gleich, ob die Hölle, ein Buschfeuer oder die gesamte britische Armee losbrach. Wann oder wo er sie wiedersehen würde, war eine andere Frage, doch er und Rollo kamen ja viel schneller voran, als es einer Armee möglich war; er würde sie gewiss bald einholen.

Er wartete, weil er wissen wollte, ob sich noch jemand im Lazarett befand, doch entweder war dort niemand mehr, oder man ließ diejenigen erst einmal dort. Waren die Hunters mit St. Clairs Truppen gegangen? Eigentlich hoffte er das - auch wenn er wusste, dass es ihnen bei den Briten wahrscheinlich besser ergehen würde als auf der Flucht durch das Tal des Hudson. Als Quäkern würde ihnen

wahrscheinlich nichts geschehen; wahrscheinlich würden die Briten sie nicht behelligen. Doch er würde Rachel Hunter gern noch einmal wiedersehen, dachte er, und seine Chancen standen sehr viel besser, wenn sie und ihr Bruder mit den Rebellen gegangen waren.

Er schnüffelte noch ein wenig herum und war am Ende von zwei Dingen überzeugt: dass die Hunters tatsächlich fort waren und dass der Aufbruch aus Ticonderoga in großer Panik und Unordnung vonstattengegangen war. Irgendjemand hatte die Brücke unten am See angezündet, doch sie war nur teilweise abgebrannt, vielleicht, weil ein Wolkenbruch sie gelöscht hatte. Das ganz Ufer war mit Trümmern übersät, was auf eine Masseneinschiffung hindeutete - er blickte automatisch zum See, wo er zwei große Schiffe ausmachte, die beide unter dem Union Jack segelten. Von seinem derzeitigen Aussichtspunkt auf der Geschützstation aus konnte er sowohl auf dem Mount Defiance als auch auf dem Mount Independence Schwärme von Rotröcken sehen, und überraschend flammte ein Gefühl der Abneigung in ihm auf.

»Nun, Ihr werdet es nicht lange behalten«, murmelte er. Er sprach Gälisch, was gut so war, denn ein Soldat sah ihn im Vorübergehen an, als hätte die Bemerkung ihm gegolten. Ian wandte den Blick ab und kehrte dem Fort den Rücken zu.

Es gab hier nichts für ihn zu tun, niemanden, auf den er warten musste. Er würde etwas essen und sich ein paar Vorräte besorgen, dann würde er Rollo holen und gehen. Er

konnte -

Ein erschütterndes *Wumm!* dicht neben ihm ließ ihn herumfahren. Eine der Kanonen zu seiner Rechten war auf die Brücke gerichtet, und direkt dahinter stand ein Hurone, dem vor Schreck der Mund offen stand und der betrunken schwankte.

Unten erhob sich Geschrei; die Soldaten glaubten, sie würden vom Fort aus beschossen, obwohl die Kugel hoch geflogen war, um dann harmlos in den See zu plumpsen.

Der Hurone kicherte.

»Was hast du gemacht?«, fragte Ian in einer Algonquinsprache, von der er annahm, dass der Mann sie wahrscheinlich verstehen würde. Ob er es verstand oder nicht, der Mann lachte nur noch heftiger, und die Tränen begannen ihm über das Gesicht zu laufen. Er wies auf ein rauchendes Gefäß in seiner Nähe; guter Gott, die Verteidiger waren so schnell geflohen, dass sie eine Lunte hatten brennen lassen.

»Bumm«, sagte der Hurone und wies auf ein langes Luntenstück, das jemand aus dem Behälter gezogen und wie eine glühende Schlange auf den Steinen liegen gelassen hatte. »Bumm«, sagte er noch einmal, wies kopfnickend auf die Kanone und lachte, bis er sich entkräftet hinsetzen musste.

Soldaten kamen zu den Geschützen hinaufgerannt, und im Freien herrschte jetzt dasselbe Geschrei wie im Inneren des Forts. Es war wohl ein guter Zeitpunkt zu gehen.

RÜCKZUG

... wir setzen den Rebellen nach, die sich in großer Zahl in Booten auf den See geflüchtet haben. Die beiden Schaluppen auf dem See haben ihre Verfolgung aufgenommen, doch gleichzeitig entsende ich auch vier Kompanien zum Umschlagplatz hinunter, wo, so glaube ich, die Chancen für eine Gefangennahme gut stehen.

Brigadegeneral Simon Fraser an Generalmajor J. Burgoyne

8. Juli 1777

William wünschte, er hätte die Einladung des Brigadiers zum Frühstück nicht angenommen. Wenn er sich mit den mageren Rationen zufriedengegeben hätte, die das Los eines Leutnants waren, wäre er zwar hungrig, aber glücklich geblieben. So jedoch war er zur Stelle - selig vollgestopft mit Bratwürstchen, gebuttertem Toast und Hafergrütze mit Honig, für die der Brigadier eine Vorliebe hatte -, als die Nachricht von General Burgoyne eingetroffen war. Er wusste nicht einmal, wie sie lautete; der Brigadier hatte sie mit leicht gerunzelter Stirn gelesen, während er an seinem Kaffee nippte, dann hatte er aufgeseufzt und um Tinte und Feder gebeten.

»Wie wäre es heute Morgen mit einem Ritt, William?«, hatte er gefragt und ihn über den Tisch hinweg angelächelt.

Und deshalb befand er sich in General Burgoynes Feldhauptquartier, als die Indianer ins Lager gekommen waren. Wyandot, sagte einer der Soldaten; ihm war dieses Volk nicht vertraut, doch er hatte gehört, dass sie einen Häuptling namens *Leatherlips* hatten, und sich gefragt, wie er wohl zu diesem Namen gekommen war. Vielleicht hatte der Mann Lederlippen, weil er unermüdlich redete?

Sie waren zu fünft, hagere, wölfisch aussehende Schurken. Er hätte nicht sagen können, wie sie gekleidet waren und was für Waffen sie trugen; seine Aufmerksamkeit war vollständig auf die Stange gerichtet gewesen, die der eine von ihnen trug - und die mit Skalps dekoriert war. Mit frischen Skalps. Weißen Skalps. Ein animalischer Blutgeruch hing unangenehm in der Luft, und die Indianer wurden von laut summenden Fliegen begleitet. Die Überreste des reichhaltigen Frühstücks geronnen unter Williams Rippen zu einem festen Klumpen.

Die Indianer waren auf der Suche nach dem Zahlmeister; einer von ihnen fragte in überraschend melodischem Englisch, wo der Zahlmeister war. Dann war es also wahr. Der General hatte seine Indianer losgelassen, sie wie Jagdhunde in die Wälder geschickt, damit sie sich auf die Rebellen stürzten und Angst und Schrecken unter ihnen verbreiteten.

Er *wollte* die Skalps nicht ansehen, doch er konnte nicht anders; sein Blick folgte ihnen, während sich die Stange

zwischen einer wachsenden Menge neugieriger Soldaten hindurchbewegte - die teilweise entsetzte Gesichter zogen, teilweise Beifallsrufe ausstießen. Himmel. War das ein *Frauenskalp*? Es musste so sein; eine wogende Masse honigfarbener Haare, länger, als ein Mann sie tragen würde, und so glänzend, als ob seine Trägerin es jeden Abend mit hundert Strichen bürstete, so wie seine Cousine Dottie sagte, dass sie es tat. Es war Dotties Haar gar nicht so unähnlich, obwohl es ein wenig dunkler -

Er wandte sich abrupt ab und hoffte, dass er sich nicht übergeben würde, wandte sich dann aber genau so abrupt wieder zurück, als er den Aufschrei hörte. Einen solchen Schrei hatte er noch nie zuvor gehört - ein solches Aufkreischen des Entsetzens, des Schmerzes, dass ihm das Herz in der Brust erstarrte.

»Jane! Jane!« Ein Leutnant aus Wales, den er flüchtig kannte und der David Jones hieß, drängte sich durch die Menge und hieb mit Fäusten und Ellbogen auf die Männer ein, um sich dann mit verzerrtem Gesicht auf die überraschten Indianer zu stürzen.

»O Gott«, hauchte ein Soldat neben ihm. »Seine Verlobte heißt Jane. Er kann doch nicht glauben -«

Jones stürzte sich auf die Stange, griff nach der Mähne aus honigfarbenem Haar und kreischte aus voller Kehle: »JANE!« Die Indianer, die einen verblüfften Eindruck machten, rissen die Stange zur Seite. Jones stürzte sich auf einen von ihnen, der überrascht zu Boden ging, und hämmerte mit der Kraft des Wahnsinns auf ihn ein.

Einige Männer drängten nach vorn und fassten nach Jones - jedoch nicht sehr beherzt. Angewiderte Blicke fuhren in die Richtung der Indianer, die sich dicht aneinanderdrängten, die Augen zusammengekniffen und die Hände an den Tomahawks. Die Stimmung in der Menschenmenge war innerhalb eines Moments von Beifall in Entrüstung umgeschlagen, und die Indianer spürten das.

Ein Offizier, den William nicht kannte, trat vor, hielt die Indianer mit finsterem Blick in Schach und riss den blonden Skalp von der Stange ab. Stand dann bestürzt damit da, die Haarmassen scheinbar lebendig in seinen Händen, weil sich die langen Strähnen im Wind regten und sich um seine Finger wanden.

Sie hatten Jones endlich von dem Indianer losgerissen; seine Freunde klopfen ihm auf die Schultern und versuchten ihn beiseitezudrängen, doch er stand stocksteif da, und die Tränen liefen ihm über das Gesicht und tropften ihm vom Kinn. »Jane«, sagte sein lautloser Mund. Er streckte flehend die Hände aus, und der Offizier legte ihm den Skalp sanft hinein.

BEI LEBENDIGEM LEIB

Leutnant Stactoe stand wie gebannt vor einer der Leichen. In Zeitlupe hockte er sich mit starrem Blick nieder und hielt sich wie automatisch die Hand vor den Mund.

Ich hätte am liebsten gar nicht hingesehen.

Doch er hatte meine Schritte gehört und zog die Hand von seinem Mund fort. Ich konnte sehen, wie ihm der Schweiß über den Hals tropfte, und das Verschlussband seines Hemdes klebte ihm nass und dunkel auf der Haut.

»Glaubt Ihr, man hat ihm das bei lebendigem Leib angetan?«, fragte er mit völlig normaler Stimme.

Widerstrebend sah ich ihm über die Schulter.

»Ja«, sagte ich genauso emotionslos wie er. »Das hat man.«

»Oh«, sagte er. Er stand auf und betrachtete die Leiche noch einen Moment, dann trat er ein paar Schritte beiseite und übergab sich.

»Kümmert Euch nicht darum«, sagte ich sanft und nahm ihn beim Ärmel. »Jetzt ist er tot. Kommt und helft uns.«

Viele der Boote waren verloren gegangen, abgefangen, bevor sie das Ende des Sees erreichten; viele weitere waren britischen Soldaten in die Hände gefallen, die sie am Umladehafen erwarteten. Unser Kanu war gemeinsam mit einigen anderen entkommen, und wir hatten uns einen Tag, eine Nacht und den Großteil eines weiteren Tages durch die Wälder geschlagen, bevor wir den Hauptteil der Armee erreichten, der auf dem Landweg aus dem Fort geflüchtet war. Allmählich bekam ich das Gefühl, dass die, die man abgefangen hatte, besser dran waren.

Ich wusste nicht, wie lange es her war, dass die kleine Gruppe, auf die wir gerade gestoßen waren, von Indianern überfallen worden war. Die Leichen waren nicht frisch.

IN DER NACHT WURDEN WACHEN AUFGESTELLT. WER NICHT WACHE HALTEN musste, schlief wie ein Stein, erschöpft nach einem langen, mühseligen Tag der

Flucht. Ich erwachte kurz nach dem Morgengrauen aus Träumen von schneeweißen Bäumen und schnappte nach Luft, als ich feststellte, dass Jamie neben mir hockte, eine Hand auf meinem Arm.

»Es wäre besser, wenn du mitkommst, *a nighean*«, sagte er leise.

Mrs. Raven hatte sich mit einem Taschenmesser die Kehle durchgeschnitten.

Wir hatten keine Zeit, ein Grab zu schaufeln. Ich legte sie gerade hin und schloss ihr die Augen, und wir häuften Steine und Zweige über ihr auf, bevor wir zu der Furche in der Wildnis zurückstolpterten, die sich Straße schimpfte.

ALS DIE DUNKELHEIT ZWISCHEN DEN BÄUMEN AUFSTIEG, BEGANNEN WIR, SIE zu hören. Schrille, trällernde Kreischlaute. Wölfe auf der Jagd.

»Weiter, weiter! Indianer!«, rief einer der Milizionäre.

Wie durch diesen Ruf heraufbeschworen, gellte direkt neben uns ein markerschütternder Schrei durch die Dunkelheit, und der stockende Rückzug verwandelte sich schlagartig in blinde Panik, als die Männer ihre Bündel fallen ließen und sich gegenseitig aus dem Weg schubsten, weil sie nicht schnell genug wegrennen konnten.

Auch unter den Flüchtlingen stiegen Schreie auf, doch diese wurden rasch erstickt.

»Herunter von der Straße«, sagte Jamie leise, aber bestimmt und fing an, die begriffsstutzigen, verwirrten Menschen in den Wald zu drängen. »Vielleicht wissen sie noch nicht, wo wir sind.«

Vielleicht aber doch.

»Hast du deinen Totengesang schon vorbereitet, Onkel Jamie?«, flüsterte Ian, der tags zuvor zu uns gestoßen war. Er und Jamie pressten sich jetzt zu beiden Seiten fest an mich, denn wir hatten uns gemeinsam hinter einen gewaltigen umgestürzten Baum geflüchtet.

»Oh, ich werde ihnen schon einen Totengesang singen, wenn es so weit ist«, murmelte Jamie und zog eine der Pistolen aus seinem Gürtel.

»Du kannst doch gar nicht singen«, wandte ich ein.

Eigentlich hatte ich gar nicht vorgehabt, einen Scherz zu machen - ich hatte solche Angst, dass ich ganz spontan das Erste gesagt hatte, was mir in den Sinn kam -, und er lachte auch nicht.

»Das ist wahr«, sagte er. »Nun ja.«

Er lud die Pistole, verschloss das Ladepännchen und schob sie wieder in seinen Gürtel.

»Hab keine Angst, *a nighean*«, flüsterte Jamie, und ich sah die Bewegung seiner Kehle, als er schluckte. »Ich lasse nicht zu, dass sie dich bekommen. Jedenfalls nicht lebend.« Er fasste sich an die Pistole.

Ich startete erst ihn an, dann die Pistole. Ich hatte nicht gedacht, dass es möglich sein könnte, mich noch mehr zu fürchten.

Ich fühlte mich plötzlich, als wäre meine Wirbelsäule entzweigebrochen; meine Gliedmaßen verweigerten mir jede Bewegung, und mein Inneres verwandelte sich buchstäblich in Wasser. In diesem Moment begriff ich genau, was Mrs. Raven dazu getrieben hatte, sich selbst die Kehle durchzuschneiden.

Ian flüsterte Jamie etwas zu und glitt lautlos wie ein Schatten davon.

Etwas verspätet kam mir der Gedanke, dass er, wenn er sich die Zeit nahm, mich zu erschießen, falls wir überrannt wurden, sehr wahrscheinlich selbst lebend in die Hand der Indianer fallen würde. Ich hatte aber solche Angst, dass ich ihm nicht sagen konnte, er solle es nicht tun.

Ich packte meinen Mut mit beiden Händen beim Schopf und schluckte krampfhaft.

»Geh!«, sagte ich. »Sie werden - einer Frau werden sie wahrscheinlich nichts tun.« Mein Überrock hing in Fetzen, genau wie meine Jacke, und ich war von Kopf bis Fuß mit Schlamm, Laub und den kleinen Blutflecken der erschlagenen Moskitos übersät, die zu langsam gewesen waren - doch ich war immer noch eindeutig eine Frau.

»Den Teufel werd ich tun«, sagte er mir knapp.

»Onkel Jamie«, raunte Ians Stimme aus der Dunkelheit.
»Es sind keine Indianer.«

»Was?« Ich begriff ihn nicht, doch Jamie richtete sich steil auf.

»Es ist ein Rotrock, der neben uns herläuft und wie ein Indianer kreischt, um uns vor sich herzutreiben.«

Jamie fluchte leise. Inzwischen war es fast vollständig dunkel; ich konnte nur ein paar vage Umrisse sehen; hoffentlich die unserer Begleiter. Ich meinte, jemanden unter meinen Füßen wimmern zu hören, konnte aber niemanden sehen, als ich den Kopf senkte.

Wieder erschollen die Kreischlaute, diesmal von der anderen Seite. Wenn uns der Mann vor sich hertreiben wollte - wusste er, dass wir hier waren? Und wenn ja, wohin wollte er uns treiben? Ich konnte Jamies Unentschlossenheit spüren. Wohin? Eine Sekunde, vielleicht zwei, dann nahm er mich beim Arm und zog mich tiefer in den Wald.

Innerhalb von Minuten stießen wir direkt auf eine Gruppe von Flüchtlingen; sie hatten angehalten, zu verängstigt, um weiterzugehen, ganz gleich, wohin. Sie drängten sich dicht aneinander; die Frauen umklammerten ihre Kinder, legten den Kleinen die Hände ganz fest auf den Mund und hauchten »Schsch!« wie der Wind.

»Lass sie«, flüsterte mir Jamie ins Ohr und legte die Hand fester um meinen Arm. Ich wandte mich ab, um ihm zu folgen, als plötzlich mein anderer Arm von einer Hand gepackt wurde. Ich schrie auf, und ringsum brach Geschrei los. Schlagartig wimmelte es im ganzen Wald von Gestalten und Stimmen.

Der Soldat - es war ein britischer Soldat; aus der Nähe konnte ich die Knöpfe seiner Uniform sehen und seine Munitionsdose spüren, die mir vor die Hüfte schwang - beugte sich nieder, um mir ins Gesicht zu sehen, und grinste; sein Atem roch nach Verwesung.

»Schön stehen bleiben«, sagte er. »Ihr geht nirgendwo mehr hin.«

Das Herz hämmerte mir so heftig in den Ohren, dass ich eine volle Minute brauchte, um zu begreifen, dass nichts mehr meinen anderen Arm umklammert hielt. Jamie war verschwunden.

MAN TRIEB UNS DICHT ANEINANDERGEDRÄNGT ZUR STRASSE ZURÜCK, UND wir bewegten uns langsam durch die Nacht. Bei Tagesanbruch ließen sie uns an einem Bach trinken, ließen uns dann aber bis zum frühen Nachmittag weitergehen, und zu diesem Zeitpunkt waren auch die Kräftigsten unter uns zum Umfallen erschöpft.

Man dirigierte uns unsanft auf ein Feld hinaus. Als Farmersfrau, die ich nun einmal war, zuckte ich zusammen, als ich sah, wie die Stängel so kurz vor der Ernte zertrampelt wurden, wie das zerbrechliche Gold des Weizens zerknickt und zermalmt im Schmutz endete. Zwischen den Bäumen am anderen Ende des Feldes stand eine Hütte; ich sah, wie ein Mädchen auf die Veranda rannte, sich entsetzt eine Hand vor den Mund schlug und wieder im Inneren verschwand.

Drei britische Offiziere steuerten jetzt quer über das Feld hinweg auf die Hütte zu, ohne die Masse der Invaliden, Frauen und Kinder zu beachten, die rat- und ziellos umherirrten. Ich wischte mir mit dem Ende meines Halstuchs den Schweiß aus den Augen, steckte es wieder in mein Mieder und sah mich nach jemandem um, der vielleicht das Kommando hatte.

Keiner unserer Offiziere oder gesunden Männer schien gefasst worden zu sein; es waren nur zwei Ärzte in unserer Begleitung gewesen, die den Transport der Invaliden überwachten, und ich hatte seit zwei Tagen keinen mehr von ihnen gesehen. Hier waren sie auch nicht. *Also schön*, dachte ich grimmig und stiefelte zu dem nächsten britischen Soldaten hinüber, der das Chaos mit zusammengekniffenen Augen beobachtete, die Muskete in der Hand.

»Wir brauchen Wasser«, sagte ich ohne Umschweife. »Gleich hinter diesen Bäumen fließt ein Bach. Darf ich drei oder vier Frauen mitnehmen und Wasser für die Kranken und Verletzten holen?«

Er schwitzte ebenfalls; der ausgebleichene rote Wollstoff seines Uniformrocks war schwarz unter den Achseln, und in seinen Stirnfalten klebte dahingeschmolzener Reispuder

aus seinem Haar. Er verzog das Gesicht, um mir zu bedeuten, dass er sich nicht mit mir befassen wollte, doch ich starrte ihn an, so scharf ich konnte. Er sah sich um in der Hoffnung, jemanden zu entdecken, zu dem er mich schicken konnte, doch die drei Offiziere waren in der Hütte verschwunden. Resigniert zog er eine Schulter hoch und wandte den Blick ab.

»Aye, dann geht«, murmelte er und drehte uns den Rücken zu, um tapfer die Straße zu bewachen, auf der immer neue Gefangene herbeigetrieben wurden.

Ein rascher Erkundungsgang über das Feld förderte drei Eimer und dieselbe Anzahl vernünftiger Frauen zutage, die zwar beunruhigt waren, aber nicht hysterisch. Ich schickte sie zum Bach hinunter und begann, das Feld einzuteilen und mir rasch einen Überblick über die Lage zu verschaffen - ebenso sehr, um meine eigene Besorgnis im Zaum zu halten, wie auch weil es sonst niemanden gab, der es tun konnte.

Würde man uns lange hier festhalten?, fragte ich mich. Wenn wir uns länger als einige Stunden hier aufhielten, mussten Latrinen gegraben werden - aber das betraf ja auch die Soldaten. Also würde ich dieses Problem der Armee überlassen. Wasser war unterwegs; wir würden eine Weile ohne Unterbrechung im Staffellauf zum Bach gehen müssen. Unterstände ... Ich spähte gen Himmel - er war dunstig, aber wolkenlos. Die Gefangenen, die noch relativ gesund waren, halfen bereits mit, die Schwerkranken oder Verletzten in den Schatten der Bäume am Rand des Feldes zu schleppen.

Wo war Jamie? War er unbehellig davongekommen?

Hin und wieder hörte ich im Gewirr der Rufe und der nervösen Unterhaltungen das Flüstern fernen Donners. Die Luft schien mir an der Haut zu kleben, schwül und feucht. Sie würden uns irgendwo hinbringen müssen - zur nächsten Siedlung, wo immer das sein mochte -, doch das konnte mehrere Tage dauern. Ich hatte keine Ahnung, wo wir uns befanden.

Hatte man ihn ebenfalls gefangen genommen? Wenn ja, würden sie ihn an denselben Ort bringen wie die Invaliden?

Möglich, dass sie die Frauen freilassen würden, um sie nicht durchfüttern zu müssen. Doch die Frauen würden bei ihren kranken Männern bleiben - zumindest die meisten - und sich mit ihnen teilen, egal, wie wenig und was immer es zu essen gab.

Ich ging langsam über das Feld und führte im Kopf eine Vorauswahl durch - der Mann auf der Bahre würde sterben, wahrscheinlich noch vor Anbruch der Nacht; ich konnte seinen rasselnden Atem aus zwei Metern Entfernung hören - als ich eine Bewegung auf der Veranda der Hütte wahrnahm.

Die Familie - zwei erwachsene Frauen, zwei Jugendliche, drei Kinder und ein Baby - verließ ihr Haus. Sie trugen ein paar Körbe, Decken und bewegliche Haushaltsgegenstände an sich geklammert. Einer der Offiziere begleitete sie; er führte sie über das Feld und sprach mit einem der Wachtposten, den er offenbar anwies, die Frauen ziehen zu lassen. Eine der Frauen blieb am Rand der Straße stehen und blickte noch einmal zurück. Die andere ging geradewegs weiter, ohne sich umzusehen. Wo waren ihre Männer?

Wo sind meine?

»Hallo«, sagte ich und lächelte einem Mann zu, dem man vor Kurzem das Bein abgenommen hatte. Ich wusste nicht, wie er hieß, doch ich erkannte sein Gesicht; er war einer der wenigen Schwarzen aus Ticonderoga, ein Zimmermann. Ich kniete mich neben ihn. Sein Verband war verrutscht, und aus dem Beinstumpf sickerte Flüssigkeit. »Von Eurem Bein einmal abgesehen, wie fühlt Ihr Euch?« Sein Haut war blassgrau und klamm wie ein nasses Laken, doch er antwortete mir mit einem schwachen Grinsen.

»Meine linke Hand schmerzt gerade nicht besonders.« Zur Demonstration hob er die Hand hoch, ließ sie aber wie einen Bleiklumpen fallen, weil ihm die Kraft fehlte, sie hochzuhalten.

»Das ist gut«, sagte ich und schob meine Finger unter seinen Oberschenkel, um ihn anzuheben. »Lasst mich Euren Verband ordnen - wir haben gleich etwas Wasser für Euch.«

»Das wäre schön«, murmelte er und schloss die Augen zum Schutz vor der Sonne.

Das lose Ende des Verbandes war in sich verdreht wie eine Schlangenzunge und vom getrockneten Blut steif geworden, und die Unterlage war verrutscht. Die Unterlage selbst, ein Umschlag aus Flachssamen und Terpentin, war mit Blut und Lymphe rosa durchtränkt. Doch mir blieb nichts anderes übrig, als sie noch einmal zu benutzen.

»Wie heißt Ihr?«

»Walter.« Seine Augen blieben geschlossen, und er atmete flach und keuchend. Mir ging es kaum anders; die stickige, heiße Luft legte sich wie ein Druckverband auf meine Brust. »Walter ... Woodcock.«

»Sehr erfreut, Walter. Mein Name ist Claire Fraser.«

»Ich weiß«, murmelte er. »Ihr seid die Frau vom großen Roten. Ist er lebend aus dem Fort gekommen?«

»Ja«, sagte ich und tupfte mir mein Gesicht an der Schulter ab, damit mir der Schweiß nicht in die Augen lief. »Es geht ihm gut.«

Lieber Gott, bitte lass es ihm gut gehen.

Der englische Offizier kam jetzt wieder auf die Hütte zu und ging dicht an mir vorbei. Ich blickte auf, und meine Hände erstarrten.

Er war hochgewachsen und schlank, aber breitschultrig, und ich hätte diese langen Schritte, diese unbefangene Eleganz und diese arrogante Kopfhaltung überall wiedererkannt. Er blieb stirnrunzelnd stehen und wandte den Kopf, um den Blick über das mit Menschen übersäte Feld wandern zu lassen. Seine Nase war so gerade wie eine Messerklinge und ein kleines bisschen zu lang. Ich schloss für einen Moment die Augen, weil mir schwindelig wurde und ich mir sicher war, dass ich halluzinierte - doch ich öffnete sie sofort wieder, weil ich wusste, dass es nicht so war.

»William Ransom?«, entfuhr es mir, und sein Kopf fuhr überrascht zu mir herum. Blaue Augen, dunkelblau, Fraser-Katzenaugen, zum Schutz vor der Sonne zu Schlitzen verengt.

»Ich, äh, um Verzeihung.« Gott, warum hatte ich ihn nur angesprochen? Doch ich hätte es auch nicht lassen können. Ich hatte meine Finger gegen Walters Bein gepresst, um den Verband festzuhalten; unter meinen Fingerspitzen konnte ich seinen Puls spüren, der genau so unregelmäßig vor sich hin hämmerte wie der meine.

»Kenne ich Euch, Ma'am?«, fragte William mit einer angedeuteten Verbeugung.

»Nun, ja, das tut Ihr«, sagte ich ziemlich entschuldigend. »Vor einigen Jahren habt Ihr einmal eine kleine Weile bei meiner Familie verbracht. An einem Ort namens Fraser's Ridge.«

Bei diesem Namen änderte sich seine Miene, und sein Blick wurde schärfer und heftete sich neugierig auf mich.

»Oh, ja«, sagte er langsam. »Jetzt erinnere ich mich. Ihr seid Mrs. Fraser, nicht wahr?« Ich konnte sehen, wie seine Gedanken arbeiteten, und war fasziniert; er verfügte nicht über Jamies Fähigkeit, zu verbergen, was er dachte - oder falls doch, benutzte er sie nicht. Ich konnte sehen, wie er sich fragte - da er ja ein netter, gut erzogener Junge war -, wie wohl die angemessene gesellschaftliche Reaktion auf diese peinliche Situation aussehen mochte und - mit einem raschen Blick in Richtung der Hütte -, inwiefern sie mit seinen Dienstpflichten kollidierte.

Seine Schultern versteiften sich entschlossen, doch bevor er etwas sagen konnte, sprang ich in die Bresche.

»Meint Ihr, es wäre vielleicht möglich, ein paar Eimer zum Wasserholen aufzutreiben? Und Verbandsmaterial?« Die meisten Frauen hatten sich zu diesem Zweck bereits Stoffstreifen von den Unterröcken abgerissen; noch etwas länger, und wir würden alle halb nackt herumlaufen.

»Ja«, sagte er bedächtig und blickte auf Walter hinunter, dann zur Straße. »Eimer, ja. Die Division hinter uns wird von einem Stabsarzt begleitet; sobald ich einen Moment Zeit habe, schicke ich ihm jemanden mit der Bitte um Verbandsmaterial.«

»Und etwas zu essen?«, fragte ich hoffnungsvoll. Seit fast zwei Tagen hatte ich nichts mehr gegessen außer einer Handvoll halb reifer Beeren. Der Hunger war zwar

nicht schmerzhaft - dafür war mein Magen zu sehr verkrampft -, doch mir wurde immer wieder schwindelig, und Flecken tanzten mir vor den Augen. Den anderen ging es kaum besser; wir würden einige der Invaliden einfach nur durch Hitze und Schwäche verlieren, wenn wir nicht bald etwas zu essen und einen Unterschlupf bekamen.

Er zögerte, und ich sah, wie sein Blick über das Feld huschte, offensichtlich, um die Zahl der Gefangenen einzuschätzen.

»Möglich ... Unsere Vorräte sind ...« Er presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Ich sehe zu, was sich machen lässt. Euer Diener, Ma'am.« Er verneigte sich höflich, wandte sich ab und schritt auf die Straße zu. Fasziniert sah ich ihm nach, den nassen Verband noch in der Hand.

Er war dunkelhaarig, obwohl die Sonne seinem Scheitel einen roten Schimmer verlieh. Seine Stimme war tiefer geworden - nun, natürlich war sie das; bei unserer letzten Begegnung war er höchstens zwölf gewesen -, und es war gerade dermaßen seltsam gewesen, Jamie mit einem kultivierten englischen Akzent sprechen zu hören, dass ich trotz unserer gefährlichen Lage und meiner Sorge um Jamie und Ian am liebsten gelacht hätte. Ich schüttelte den Kopf und machte mich wieder an die Arbeit.

Eine Stunde nach meiner Unterhaltung mit Leutnant Ransom kam ein britischer Gefreiter mit vier Eimern, die er mir wortlos vor die Füße fallen ließ, um dann wieder auf die Straße zuzusteuern. Zwei Stunden später kam eine verschwitzte Ordonnanz mit zwei großen Stoffbeuteln voller Verbände durch den zertrampelten Weizen gestapft. Interessanterweise hielt er geradewegs auf mich zu, sodass ich mich fragte, wie William mich wohl beschrieben haben mochte.

»Danke.« Ich nahm die Verbandsbeutel dankbar entgegen. »Wisst Ihr ... glaubt Ihr, wir könnten bald etwas zu essen bekommen?«

Der Mann ließ den Blick über das Feld schweifen und verzog das Gesicht. Natürlich - wahrscheinlich würden die Invaliden unter seine Verantwortung fallen. Dann jedoch

wandte er sich wieder zu mir um, höflich, offensichtlich jedoch sehr müde.

»Das bezweifle ich, Ma'am. Die Vorratswagen befinden sich zwei Tage hinter uns, und die Männer leben von dem, was sie bei sich tragen oder was sie unterwegs finden.« Er wies kopfnickend zur Straße hinüber; auf der anderen Seite konnte ich einige englische Soldaten sehen, die dort ihr Lager aufschlugen. »Es tut mir leid«, fügte er förmlich hinzu und wandte sich zum Gehen.

»Oh.« Er hielt inne, nahm sich den Gurt seiner Feldflasche von der Schulter und reichte sie mir. Sie war schwer und gluckerte verlockend. »Leutnant Ellesmere hat gesagt, ich soll Euch das geben.« Er lächelte kurz, und die Falten seiner Müdigkeit glätteten sich. »Er hat gesagt, Ihr seht so aus, als wäre Euch heiß.«

»Leutnant Ellesmere.« Ich begriff, dass das Williams Titel sein musste. »Danke. Und bitte dankt auch dem Leutnant, wenn Ihr ihn seht.« Er war eindeutig im Begriff zu gehen, doch ich musste einfach fragen: »Woher wusstet Ihr, wer ich war?«

Er sah meinen Kopf an, und sein Lächeln wurde breiter.

»Der Leutnant hat gesagt, Ihr wärt der Lockenkopf, der die Leute herumkommandiert wie ein Generalmajor.« Er sah noch einmal über das Feld und schüttelte den Kopf. »Viel Glück, Ma'am.«

DREI MÄNNER STARBEN, BEVOR DIE SONNE UNTER GING. WALTER WOODCOCK lebte zwar noch, aber nur gerade eben. Wir transportierten so viele Männer wie möglich in den Schatten der Bäume am Rand des Feldes, und ich teilte die Schwerverletzten in kleine Gruppen ein, denen ich jeweils einen Eimer und zwei oder drei Frauen oder bewegungsfähige Verletzte zuwies, die sich um sie kümmerten. Außerdem hatte ich eine Stelle für die Latrine bestimmt und mein Möglichstes getan, um die ansteckenden Fälle von jenen zu trennen, deren Fieber von ihren Verletzungen oder von der Malaria herrührte. Drei Mann litten an etwas, wovon ich hoffte, dass es nur eine Sommergrippe war, und bei einem befürchtete ich, dass er vielleicht Diphtherie haben könnte. Ich setzte mich an seine

Seite - es war ein junger Stellmacher aus New Jersey - und überprüfte in Abständen seine Halsmembranen, während ich ihm so viel wie möglich zu trinken gab. Allerdings nicht aus meiner Feldflasche.

William Ransom, die gute Seele, hatte seine Feldflasche mit Brandy gefüllt.

Ich entkorkte sie und trank einen sparsamen Schluck. Ich hatte jeder Gruppe einen kleinen Becher eingeschenkt und diesen jeweils in einen Eimer Wasser geschüttet - doch ein bisschen hatte ich auch für mich selbst behalten. Das war kein Egoismus; ob ich wollte oder nicht, im Moment befanden sich die Gefangenen in meiner Obhut. Ich musste auf den Beinen bleiben.

Oder zumindest auf dem Hintern, dachte ich in einem spöttischen Anflug von Heiterkeit und lehnte mich an den Stamm einer Eiche. Meine Füße schmerzten bis hinauf zu den Knien, mein Rücken und meine Rippen ächzten mit jedem Atemzug, und hin und wieder musste ich die Augen schließen, um das Schwindelgefühl in Schach zu halten. Doch immerhin saß ich still, und ich hatte das Gefühl, dass das seit Tagen das erste Mal war.

Die Soldaten auf der anderen Straßenseite waren dabei, ihre mageren Rationen zu kochen; bei dem Geruch nach gebratenem Fleisch und Mehl lief mir das Wasser im Mund zusammen, und mein Magen verkrampfte sich schmerzvoll. Mrs. Wellmans kleiner Junge hatte den Kopf im Schoß seiner Mutter liegen und jammerte vor Hunger. Sie strich ihm mechanisch über die Haare, den Blick auf die Leiche ihres Mannes gerichtet, die ein kleines Stück entfernt auf dem Boden lag. Wir hatten kein Laken und keine Decke, die wir als Leichentuch hätte benutzen können, doch irgendjemand hatte ihr ein Taschentuch geschenkt, damit sie ihm wenigstens das Gesicht verhüllen konnte. Die Fliegen waren eine Plage.

Die Luft hatte sich Gott sei Dank abgekühlt, doch es drohte immer noch zu regnen; Donner grollte unablässig über den Horizont, und wahrscheinlich würde es irgendwann im Lauf der Nacht schütten. Ich zupfte den schweißdurchtränkten Stoff von meiner Brust los und

bezweifelte, dass er noch trocken würde, bevor mir vom Regen durchnässt wurden. Neidisch betrachtete ich das Lager auf der anderen Straßenseite mit seinen aneinandergereihten kleinen Zelten und Unterständen. Dazu gab es ein etwas größeres Offizierszelt, obwohl mehrere Offiziere vorübergehend in der beschlagnahmten Hütte Quartier bezogen hatten.

Ich sollte dorthin gehen, dachte ich. Den ranghöchsten Offizier aufsuchen und ihn wenigstens um Verpflegung für die Kinder bitten. Wenn der Schatten des hochgewachsenen Kieferschösslings meinen Fuß berührte, beschloss ich. Dann würde ich gehen. Unterdessen entkorkte ich die Feldflasche und trank noch einen kleinen Schluck.

Mir fiel eine Bewegung ins Auge, und ich blickte auf. Die unverwechselbare Gestalt Leutnant William Ransoms kam zwischen den Zelten hervorgestapft und überquerte die Straße. Es wärmte mir ein wenig das Herz, ihn zu sehen, obwohl sein Anblick auch meine Sorge um Jamie verstärkte – und mich mit einem kleinen Stich an Brianna erinnerte. Sie war wenigstens in Sicherheit, dachte ich. Roger, Jemmy und Amanda ebenfalls. Ich sagte ihre Namen wie einen kleinen, tröstenden Refrain vor mich hin, zählte sie wie Münzen. Vier von ihnen außer Gefahr.

William hatte seine Halsbinde gelöst, sein Haar war zerzaust und sein Rock voller Schweiß- und Schmutzflecken. Offensichtlich zehrte die Verfolgungsjagd auch an den Kräften der britischen Armee.

Er sah sich auf dem Feld um, entdeckte mich und kam geradewegs auf mich zu. Ich kämpfte mich wider den Sog der Schwerkraft hoch wie ein Flusspferd aus dem Sumpf.

Ich war kaum aufgestanden und hatte die Hand gehoben, um mir das Haar zu glätten, als eine andere Hand in meinen Rücken stieß. Ich fuhr heftig zusammen, doch glücklicherweise schrie ich nicht auf.

»Ich bin's, Tante Claire«, flüsterte Ian hinter mir im Schatten. »Komm mit – oh, Himmel.«

William war mir jetzt bis auf wenige Schritte nahe gekommen, und als er den Kopf hob, hatte er Ian erspäht.

Er sprang vor, packte mich am Arm und riss mich von den Bäumen fort. Ich stieß einen Schmerzenslaut aus, weil mich lan nicht minder fest am anderen Arm gepackt hatte und mich kraftvoll in seine Richtung zerzte.

»Lasst sie los!«, knurrte William.

»Ich werde den Teufel tun«, erwiderte lan hitzig. »Lasst *Ihr* sie los!«

Mrs. Wellmans kleiner Sohn war aufgestanden und starrte mit großen Augen und offenem Mund in den Wald.

»Mama, Mama! *Indianer!*«

Unter den Frauen in unserer Nähe erhob sich Geschrei, und alles begann, wie verrückt vom Wald fortzurennen. Die Verletzten überließen sie sich selbst.

»Ach, verdammt!«, sagte lan und ließ mich angewidert los. William jedoch nicht; er zerzte mit solcher Kraft an mir, dass ich gegen ihn prallte, woraufhin er prompt die Arme um meine Taille schlang und mich ein kleines Stück auf das Feld zog.

»Würdet *Ihr* endlich meine Tante loslassen?«, knurrte lan gereizt und trat zwischen den Bäumen hervor.

»Ihr!«, bellte William. »Was wollt *Ihr*? Nun, egal. Eure Tante, sagt *Ihr*?« Er blickte auf mich hinunter. »Seid *Ihr* das? Seine Tante? Halt - natürlich seid *Ihr* das.«

»Das stimmt«, pflichtete ich ihm bei und drückte gegen seine Arme. »Lasst mich los.«

Sein Griff lockerte sich ein wenig, doch er ließ mich nicht los.

»Wie viele Männer habt *Ihr* dabei?«, wollte er wissen und wies mit dem Kinn zum Wald.

»Wenn ich welche dabei hätte, wärt *Ihr* längst tot«, teilte ihm lan mit. »Ich bin allein. Überlasst sie mir.«

»Das kann ich nicht.« Doch in Williams Stimme klang Unsicherheit mit, und ich spürte, wie er den Kopf wandte und zur Hütte hinübersah. Bis jetzt war noch niemand herausgekommen, doch ich konnte erkennen, wie einige der Wachtposten an der Straße unruhig hin und her gingen und sich anscheinend zu fragen begannen, was los war. Die anderen Gefangenen rannten zwar nicht mehr weiter,

doch sie bebtten geradezu vor Panik, und ihre Augen suchten nervös die Schatten zwischen den Bäumen ab.

Ich versetzte William einen heftigen Klaps auf das Handgelenk, und er ließ los und trat einen Schritt zurück. Mir war schon wieder schwindelig - nicht zuletzt aufgrund des höchst merkwürdigen Gefühls, von einem völlig Fremden umarmt zu werden, dessen Körper sich so vertraut anfühlte. Er war dünner als Jamie, aber -

»Schuldet Ihr mir ein Leben oder nicht?« Ohne eine Antwort abzuwarten, wies Ian mit dem Daumen auf mich.
»Aye - dann ist es das ihre.«

»Hier geht es ja wohl kaum um ihr Leben«, sagte William ziemlich gereizt und nickte dann verlegen in meine Richtung, um anzudeuten, dass ich möglicherweise ebenfalls an diesem Gespräch interessiert sein könnte. »Ihr glaubt doch wohl nicht, dass wir Frauen umbringen?«

»Nein«, sagte Ian ungerührt. »Das glaube ich allerdings nicht. Ich weiß nämlich genau, dass Ihr es tut.«

»Was?«, erwiderte William. Seine Miene war überrascht, doch seine Wangen wurden plötzlich rot.

»Doch«, versicherte ich ihm. »General Howe hat in New Jersey drei Frauen hängen lassen, um in der Armee ein Exempel zu statuieren.«

Das schien ihn sehr in Verlegenheit zu bringen.

»Nun ... Aber sie waren doch Spioninnen.«

»Und Ihr glaubt, ich sehe nicht wie eine Spionin aus?«, erkundigte ich mich. »Ich danke Euch sehr für Euer Wohlwollen, doch ich weiß nicht, ob General Burgoyne es teilen würde.« Natürlich gab es noch viele andere Frauen, die durch die Hand der britischen Armee gestorben waren, wenn auch weniger offiziell, doch dies schien nicht der richtige Moment zu sein, um sie anzuführen.

»General Burgoyne ist ein Gentleman«, sagte William steif. »Und ich bin es auch.«

»Gut«, sagte Ian kurz. »Dann dreht Euch dreißig Sekunden um, und wir machen Euch keinen Kummer mehr.«

Ich weiß nicht, ob er es getan hätte oder nicht, doch just

in diesem Moment gellten auf der anderen Straßenseite Indianerschreie durch die Luft. Wieder erhob sich panisches Geschrei unter den Gefangenen, und ich biss mir auf die Zunge, um nicht ebenfalls aufzuschreien. Eine Feuerzunge erhob sich von der Spitze des Offizierszeltes in den Lavendelhimmel. Während ich sie angaffte, schossen zwei weitere flammende Kometen über den Himmel. Es sah aus wie das Eintreffen des Heiligen Geistes, doch bevor ich diese interessante Beobachtung aussprechen konnte, hatte mich Ian am Arm gepackt und mich beinahe umgerissen.

Es gelang mir, im Vorübergehen die Feldflasche an mich zu raffen, und dann rannten wir zum Wald. Ian nahm sie mir ab und zerrte mich hastig hinter sich her. Hinter uns brachen Gewehrfeuer und Geschrei aus, und die Haut auf meinem Rücken zog sich angstvoll zusammen.

»Hier entlang.« Ich folgte ihm, ohne auf eventuelle Hindernisse am Boden zu achten; ich stolperte im Dämmerlicht und verdrehte mir die Knöchel, und dann warfen wir uns kopfüber ins Gebüsch und kämpften uns durchs Dickicht weiter, weil wir jeden Moment erwarteten, dass man uns in den Rücken schoss.

Das Gehirn verfügt über seltsame Fähigkeiten, sich selbst zu amüsieren. Ich konnte mir deshalb detailliert ausmalen, wie ich mich verletzte, gefasst wurde, in eine Entzündung abglitt, der eine Blutvergiftung folgte, und schließlich langsam starb, jedoch nicht, ohne zuvor mit anzusehen, wie man sowohl Jamie - ich hatte den Urheber der Indianerschreie und der Brandpfeile ohne Schwierigkeiten erkannt - als auch Ian festnahm und hinrichtete.

Erst als wir langsamer wurden - gezwungenermaßen; ich hatte solche Seitenstiche, dass ich kaum atmen konnte -, kamen mir andere Dinge in den Sinn. Die Kranken und Verletzten, die ich zurückgelassen hatte. Walter Woodcock, der am Rand des Todes schwebte.

Du hättest ihnen allen ohnehin höchstens die Hand halten können, sagte ich mit Nachdruck zu mir selbst, während ich Ian hinterherhumpelte. Es war die Wahrheit;

Ich wusste, dass es die Wahrheit war. Doch ich wusste auch, dass hin und wieder eine Hand in der Dunkelheit einem Menschen etwas gab, woran er sich im tosenden Wind des Todesengels klammern konnte. Manchmal war das schon genug; manchmal nicht. Doch der Schmerz dieser Zurückgelassenen zog an mir wie ein Anker auf See, und ich war mir nicht sicher, ob die Flüssigkeit, die mir über das Gesicht rann, Schweiß war oder Tränen.

Es war jetzt vollkommen dunkel, und die Wolkenberge verdeckten den Mond, der nur noch hin und wieder durch eine Lücke strahlte. Ian hatte sein Tempo weiter verringert, um mich nicht zu verlieren, und hin und wieder nahm er meinen Arm, um mir über einen Felsen oder einen Bach hinwegzuhelfen.

»Wie ... weit noch?«, keuchte ich und blieb abermals stehen, um nach Luft zu schnappen.

»Nicht mehr weit«, erwiderte Jamies Stimme leise neben mir. »Geht es dir gut, Sassenach?«

Mein Herz tat einen gewaltigen Satz und ließ sich dann wieder in meiner Brust nieder, während er nach meiner Hand tastete und mich kurz an sich drückte. Einen Moment lang empfand ich derart durchdringende Erleichterung, dass ich das Gefühl hatte, meine Knochen hätten sich aufgelöst.

»Ja«, sagte ich in seine Brust hinein und hob dann mit großer Anstrengung den Kopf. »Dir?«

»Jetzt auch gut«, sagte er. Seine Hand strich mir über den Kopf und berührte meine Wange. »Kannst du noch ein kleines Stück laufen?«

Ich richtete mich auf und schwankte sacht. Es hatte angefangen zu regnen; schwere Tropfen platschten mir ins Haar und landeten überraschend kalt auf meiner Kopfhaut.

»Ian - hast du diese Feldflasche noch?«

Ich hörte ein leises *Plop!*, und Ian drückte mir die Feldflasche in die Hand. Ganz vorsichtig hob ich sie an meinen Mund.

»Ist das etwa Brandy?«, sagte Jamie, der sich erstaunt anhörte.

»Mmm-hmm.« Ich schluckte, so langsam ich konnte, und reichte ihm die Feldflasche. Ein paar Schlucke waren noch übrig.

»Woher hast du ihn?«

»Dein Sohn hat ihn mir gegeben«, sagte ich lapidar.

»Wohin gehen wir?«

Lange blieb es still in der Dunkelheit, dann hörte ich, wie der Brandy getrunken wurde.

»Nach Süden«, sagte er schließlich. Er nahm meine Hand und führte mich in den Wald, während der Regen flüsternd auf die Blätter fiel.

DURCHNÄSSTUNDZITTERNDHOLTENWIRDIEMILIZKURZVORTAGESANBRUCH
ein und wären fast aus Versehen von einem nervösen Wachtposten erschossen worden. Doch das war mir zu diesem Zeitpunkt schon beinahe gleichgültig. Der Tod war auf jeden Fall besser als der Gedanke, nur einen einzigen weiteren Schritt zu tun.

Nachdem man uns für vertrauenswürdig befunden hatte, verschwand Jamie kurz und kam mit einer Woldecke und drei frischen Maisküchlein zurück. Ich verschlang meinen Anteil an dieser Götterspeise in ungefähr vier Sekunden, wickelte mich in die Decke und legte mich an einer Stelle unter einen Baum, wo der Boden zwar feucht war, aber nicht schlammig, und wo eine dicke Laubschicht gemütlich unter mir nachgab.

»Ich bin sofort zurück, Sassenach«, flüsterte Jamie, der sich neben mich gehockt hatte. »Bitte geh nirgendwohin, aye?«

»Keine Sorge - ich werde hier sein. Jede Bewegung, die ich vor Weihnachten mache, wäre zu früh.« Meine zitternden Muskeln erwärmten sich bereits ein wenig, und der Schlaf zog mich so unentrinnbar in die Tiefe wie Treibsand.

Er lachte leise auf und streckte die Hand aus, um mir die Decke an den Schultern festzustecken. Das Dämmerlicht zeigte mir die tiefen Furchen, die die Nacht in sein Gesicht gegraben hatte, die Flecken aus Schmutz und Erschöpfung, die seine kräftigen Knochen zeichneten. Der

breite Mund, den er so lange zusammengepresst hatte, hatte sich jetzt in der Erleichterung der vorübergehenden Sicherheit entspannt, und er sah seltsam jung und verletzlich aus.

»Er sieht aus wie du«, flüsterte ich. Seine Hand erstarrte auf meiner Schulter, und er blickte auf mich hinunter, die Augen hinter den langen Wimpern verborgen.

»Ich weiß«, sagte er ganz leise. »Erzähl mir von ihm. Später, wenn wir Zeit haben.«

Ich hörte seine Schritte, ein Rascheln im feuchten Laub, und schlief ein, ein Gebet für Walter Woodcock unvollendet im Sinn.

DAS DESERTEURSSPIEL

Die Hure grunzte, einen Lumpen zwischen die zusammengebissenen Zähne geklemmt.

»Fast fertig«, murmelte ich und fuhr ihr sanft mit dem Handrücken über den Unterschenkel, um sie zu beruhigen, bevor ich mit dem Debridement ihrer unangenehmen Fußverletzung fortfuhr. Das Pferd eines Offiziers war auf sie getreten, als sie - und eine ganze Reihe anderer Menschen und Tiere - sich während des Rückzugs an einem Bach gedrängt hatten, um zu trinken. Ich konnte deutlich sehen, wie sich die Hufnägel schwarz auf der roten, geschwollenen Haut ihres Spanns abmalten. Das Hufeisen war so abgenutzt gewesen, dass seine papierdünne, messerscharfe Kante einen tiefen, gebogenen Einschnitt hinterlassen hatte, der ihr über die Mittelfußknochen lief und zwischen dem vierten und fünften Zeh verschwand.

Ich hatte schon befürchtet, den kleinen Zeh amputieren zu müssen - der nur noch an einem Hautfetzen zu hängen schien -, doch als ich den Fuß näher untersuchte, stellte ich fest, dass sämtliche Knochen wundersamerweise intakt waren - soweit ich das ohne Röntgengerät sagen konnte.

Sie hatte mir erzählt, dass der Pferdehuf ihren Fuß in den Schlamm des Flussbetts gedrückt hatte; das hatte sie wahrscheinlich davor bewahrt, dass die Knochen zermalmt wurden. Wenn es mir jetzt noch gelang, die Entzündung in

den Griff zu bekommen, und ich den Fuß nicht zu amputieren brauchte, würde sie vielleicht sogar wieder ganz normal laufen können. Vielleicht.

Mit vorsichtigem Optimismus legte ich das Skalpell beiseite und griff nach einer Flasche, deren Inhalt *hoffentlich* eine penizillinhaltige Flüssigkeit war, die ich aus dem Fort mitgebracht hatte. Ich hatte die Optik von Dr. Rawlings' Mikroskop aus den Überresten des Hausbrandes gerettet und fand sie zwar sehr nützlich zum Feueranzünden - doch ohne Okular, Objektträger oder Spiegel war ihr Nutzen bei der Identifikation von Mikroorganismen höchst begrenzt. Ich konnte mir zwar sicher sein, dass das, was ich herangezüchtet und gefiltert hatte, Brotschimmel war, ja - doch darüber hinaus ...

Mit einem unterdrückten Seufzer schüttete ich die Flüssigkeit großzügig über das rohe Fleisch, das ich gerade freigelegt hatte. Sie war zwar nicht alkoholisch, doch das Gewebe ~~war~~ roh. Die Hure stieß einen schrillen Laut durch das Tuch aus und atmete durch die Nase wie eine Dampfmaschine, doch als ich ihr schließlich eine Kompresse mit Lavendel und Beinwell angelegt und den Fuß verbunden hatte, war sie wieder ruhig, wenn auch noch sehr rot.

»So«, sagte ich und tätschelte ihr vorsichtig das Bein. »Ich denke, so ist es gut.« Ich hatte schon automatisch angehoben, »Haltet es sauber« zu sagen, doch ich biss mir auf die Zunge. Sie hatte keine Schuhe und Strümpfe und verbrachte ihre Tage entweder auf dem Marsch durch eine

Wildnis aus Felsen, Erde und Bächen oder in einem schmutzigen Feldlager voller menschlicher und tierischer Dunghaufen. Ihre Fußsohlen waren hart wie Horn und schwarz wie die Sünde.

»Kommt in ein oder zwei Tagen noch einmal zu mir«, sagte ich stattdessen. Wenn ihr könnt, dachte ich. »Dann sehe ich es mir noch einmal an und wechsle Euch den Verband.« Wenn ich kann, dachte ich mit einem Seitenblick auf den Rucksack in der Ecke, in dem ich meine schwindenden Arzneivorräte aufbewahrte.

»Danke, sehr gütig«, sagte die Hure. Sie setzte sich auf und stellte den Fuß vorsichtig auf den Boden. Der Haut ihrer Beine und Füße nach war sie noch jung, doch ihrem Gesicht sah man das nicht an. Ihre Haut war verwittert, und Hunger und Strapazen hatten sich tief darin eingegraben. Ihre Wangenknochen waren scharf vor Hunger, und ihr Mund war auf einer Seite eingesunken, weil ihr dort die Zähne fehlten - der Fäulnis anheimgefallen oder von einem Kunden oder einer anderen Hure ausgeschlagen.

»Glaubt ihr, ihr werdet noch ein wenig hier sein?«, fragte sie. »Ich habe eine Freundin, die die Krätze hat.«

»Wir werden auf jeden Fall heute hier übernachten«, versicherte ich ihr und stand mit einem unterdrückten Stöhnlaut auf. »Schickt mir Eure Freundin; dann sehe ich, was ich tun kann.«

Unser Miliztrupp war mit anderen versprengten Gruppen zusammengetroffen und hatte sich mit ihnen zusammengeschlossen. Innerhalb weniger Tage begannen

sich unsere Wege mit denen anderer Rebbellengruppen zu kreuzen. Wir begegneten Bruchstücken von General Schuylers und General Arnolds Armeen, die sich ebenfalls südwärts durch das Tal des Hudson bewegten.

Tagsüber marschierten wir immer noch ohne Pause weiter, doch wir begannen uns so sicher zu fühlen, dass wir nachts schliefen. Und da uns die Armee mit Verpflegung versorgte - zwar unregelmäßig, aber dennoch -, kam ich allmählich wieder zu Kräften. Eigentlich regnete es meistens nachts, doch heute regnete es auch bei Tagesanbruch noch, und wir stapften stundenlang durch den Matsch, bevor ein Unterschlupf in Sicht kam.

General Arnolds Männer hatten die Farm geplündert und das Haus abgebrannt. Eine Wand der Scheune war stark verkoht, doch das Feuer war erloschen, bevor es das Gebäude verzehrt hatte.

Ein Windstoß fegte durch die Scheune, wehte verfaultes Stroh und Staub umher und peitschte uns die Unterröcke um die Beine. Die Scheune hatte ursprünglich einen Holzboden gehabt; ich konnte die Abdrücke der Dielen noch in der Erde sehen. Die Verpflegungstrupps hatten sie herausgerissen, um sie als Brennholz mitzunehmen, doch Gott sei Dank war es ihnen zu mühselig gewesen, die Scheune abzureißen.

Einige der Flüchtlinge aus Ticonderoga hatten hier bereits Unterschlupf gesucht; bis zum Abend würden es noch mehr werden. Eine Mutter mit zwei kleinen, erschöpften Kindern schlief zusammengerollt an der Wand;

ihr Mann hatte sie hergebracht und sich dann auf die Suche nach etwas Essbarem gemacht.

Bittet aber, dass eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbat ...

Ich folgte der Hure zur Tür und blieb dort stehen, um ihr nachzusehen. Die Sonne berührte jetzt den Horizont; etwa noch eine Stunde Tageslicht, doch der Abendwind wehte bereits durch die Wipfel, und die Nacht kam mit flüsterndem Atem. Ich erschauerte unwillkürlich, obwohl es eigentlich noch warm war.

Was willst du eigentlich tun, wenn es einmal wirklich kalt wird?, fragte mich die leise, nervöse Stimme, die in meiner Magengrube zu Hause war.

»Dann ziehe ich mir noch ein Paar Strümpfe an«, knurrte ich zurück. »Ruhe jetzt!«

Ein echter Christenmensch hätte das zweite Paar Strümpfe aber der Hure mit den nackten Füßen gegeben, merkte die scheinheilige Stimme meines Gewissens an.

»Ebenfalls Ruhe«, zischte ich. »Ich bekomme schon noch genügend Gelegenheit, die Christin zu spielen - falls mir danach ist.« Außerdem hatte mindestens die Hälfte der Flüchtenden keine Strümpfe.

Ich fragte mich, was ich wohl für die Freundin der Hure tun konnte, falls sie kam. »Die Krätze« konnte alles Mögliche von einem tatsächlichen Krätze-Ekzem oder Windpocken bis hin zur Gonorrhöe sein - obwohl man angesichts des Berufes der Frau wohl von einer

Geschlechtskrankheit ausgehen konnte. Damals in Boston wäre es wahrscheinlich eine simple Hefepilzinfektion gewesen - merkwürdigerweise sah ich so etwas hier kaum, und mir kam der Gedanke, dass dies vielleicht dem weit verbreiteten Verzicht auf jede Unterwäsche zu verdanken war. So viel zu den Errungenschaften der Moderne!

Ich ließ den Blick noch einmal auf den Rucksack fallen und überlegte, was ich noch übrig hatte und wie ich es verwenden konnte. Reichlich Verbände und Watte. Ein Topf Enziansalbe für die allgegenwärtigen Schürfwunden. Einen kleinen Vorrat der Heilkräuter, die sich am besten für Tinkturen und Kompressen eigneten: Lavendel, Beinwell, Pfefferminze, Senfsaat. Wie durch ein Wunder hatte ich die Chinarinde noch, die ich in New Bern gekauft hatte - ich dachte an Tom Christie und bekreuzigte mich, verdrängte dann aber jeden Gedanken an ihn; es gab nichts, was ich für ihn tun konnte, und ich war hier wirklich beschäftigt genug. Zwei Skalpelle, die ich Leutnant Stactoes Leiche entwendet hatte - er war unterwegs einer Fiebererkrankung erlegen -, und meine silberne Chirurgenschere. Jamies goldene Akupunkturnadeln hätte ich zwar auch zur Behandlung anderer benutzen können, doch leider wusste ich nur, wo man sie zur Behandlung der Seekrankheit setzen musste.

Ich konnte Stimmen hören; Verpflegungstrupps waren im Wald unterwegs, hier und dort rief jemand einen Namen, suchte einen unterwegs verloren gegangenen Freund oder ein Familienmitglied. Die Flüchtlinge begannen sich für die

Nacht niederzulassen.

Dicht in meiner Nähe knackten Äste, und ein Mann kam aus dem Wald. Ich kannte ihn nicht. Zweifellos einer der »Schmutzstrümpfe« aus einer der Milizen; er trug eine Muskete in der Hand und ein Pulverhorn am Gürtel. Sonst nicht viel. Und ja, er war barfuß, auch wenn seine Füße viel zu groß waren, um meine Strümpfe zu tragen - eine Tatsache, auf die ich mein Gewissen vorsichtshalber hinwies, bevor es sich bemüßigt fühlte, mich erneut zur Nächstenliebe zu drängen.

Er sah mich in der Tür stehen und hob die Hand.

»Seid Ihr die Heilerin?«, rief er.

»Ja.« Ich hatte den Versuch aufgegeben, die Leute dazu zu bewegen, mich als Ärztin zu bezeichnen.

»Bin einer Hure mit einem feinen neuen Verband am Fuß begegnet«, sagte der Mann und lächelte mich an. »Sie sagt, in der Scheune ist eine Heilerin mit Medizin.«

»Ja«, sagte ich erneut und betrachtete ihn rasch von oben bis unten. Ich sah keine äußerliche Verletzung, und er war nicht krank - das sah ich an seiner Gesichtsfarbe und seiner aufrechten Haltung. Vielleicht hatte er ja eine Frau, ein Kind oder einen kranken Kameraden.

»Dann gebt sie mir«, sagte er immer noch lächelnd und richtete die Mündung der Muskete auf mich.

»Was?«, sagte ich überrascht.

»Gebt mir Eure Medizin.« Er kam näher und fuchtelte mit der Muskete in der Luft herum. »Könnte Euch einfach

erschießen und mich selbst bedienen, aber ich will das Pulver nicht verschwenden.«

Ich stand reglos da und starrte ihn an.

»Was zum Teufel wollt Ihr denn damit?« Ich war schon einmal von jemandem überfallen worden, der Medikamente wollte - in der Bostoner Notaufnahme. Ein verschwitzter, glasig blickender junger Süchtiger mit einer Pistole. Ich hatte ihm sofort gegeben, was er wollte. Jetzt jedoch hatte ich das nicht vor.

Er prustete und spannte seine Muskete. Bevor ich jedoch nur auf die Idee kommen konnte, Angst zu haben, erscholl ein lauter Knall, und es roch nach Pulverqualm. Der Mann zog ein völlig überraschtes Gesicht und ließ die Hand mit der Muskete sinken. Dann fiel er mir vor die Füße, in die Scheune hinein.

»Halt das für mich, Sassenach.« Jamie drückte mir die gerade abgefeuerte Pistole in die Hand und fasste den Toten an den Füßen. Er zerrte ihn aus der Scheune in den Regen hinaus. Ich schluckte, griff in meine Tasche und holte meine Ersatzstrümpfe heraus. Ich ließ sie der erschrockenen Frau mit den Kindern in den Schoß fallen und ging dann zur Wand hinüber, um die Pistole und den Rucksack abzustellen. Ich war mir bewusst, dass mir die Blicke der Mutter und ihrer Kinder folgten - die dann wieder zur offenen Tür zuckten. Als ich mich umdrehte, sah ich Jamie hereinkommen, nass bis auf die Haut, das Gesicht ausgezehrt vor Erschöpfung.

Er durchquerte die Scheune, setzte sich neben mich,

legte den Kopf auf die Knie und schloss die Augen.

»Danke, Sir«, sagte die Frau ganz leise. »Ma'am.«

Im ersten Moment dachte ich, er wäre auf der Stelle eingeschlafen, denn er regte sich nicht. Kurz darauf jedoch sagte er genauso leise: »Gern geschehen, Ma'am.«

ICH WAR MEHR ALS ERFREUT, DIE HUNTERS WIEDERZUTREFFEN, ALS WIR das nächste Dorf erreichten; sie hatten sich in einem der Boote befunden, die ganz zu Anfang abgefangen wurden, hatten aber entkommen können, indem sie nach Anbruch der Dunkelheit einfach in den Wald marschierten. Da sich die Soldaten, die sie gefangen genommen hatten, nicht die Mühe gemacht hatten, ihre Gefangenen zu zählen, war niemandem aufgefallen, dass sie nicht mehr da waren.

Im Großen und Ganzen besserte sich unsere Lage ständig. Wir fanden mehr Verpflegung vor und marschierten mit der regulären Kontinentalarmee. Doch Burgoynes Armee befand sich nach wie vor nur ein paar Meilen hinter uns, und die Strapazen des langen Rückzugs begannen, ihren Tribut zu fordern. Desertion war weit verbreitet - wenn auch niemand genaue Zahlen kannte. Unter dem Einfluss der Kontinentalarmee wurden zwar Organisation, Disziplin und militärische Strukturen wiederhergestellt, doch es gab immer noch Männer, denen es gelang, sich unauffällig davonzustehlen.

Es war Jamie, der sich das Deserteursspiel einfallen ließ. In den britischen Feldlagern nahm man Deserteure freundlich auf, gab ihnen Essen und Kleider und fragte sie

aus.

»Also geben wir ihnen Antworten, aye?«, sagte er. »Und es ist doch nur fair, wenn wir zum Dank dafür auch ein paar zurückbekommen, oder?«

Die Gesichter der Offiziere, denen er diese Idee erläuterte, begannen freudig zu strahlen. Und innerhalb der nächsten Tage begaben sich sorgfältig ausgewählte »Deserteure« unauffällig ins Feindeslager und wurden dort britischen Offizieren vorgeführt, woraufhin die präparierten Geschichten nur so aus ihnen heraussprudelten. Und nach einem guten Abendessen nutzen sie die erstbeste Gelegenheit, um zu den Amerikanern zurückzudesertieren - und brachten dann nützliche Informationen über unsere britischen Verfolger mit.

Ian unternahm zwar gelegentliche Stippvisiten zu den Indianerlagern, wenn es ihm ungefährlich erschien, doch dieses Spiel spielte er nicht mit; er war zu auffällig. Ich hatte das Gefühl, dass sich Jamie gern einmal als Deserteur verkleidet hätte - es hätte sowohl seinem Gespür für das Dramatische als auch natürlich seiner Abenteuerlust entsprochen, die schließlich beträchtlich war. Doch seine Körpergröße und sein auffallendes Aussehen machten auch ihm einen Strich durch die Rechnung; die Deserteure mussten ganz normale Männer sein, die hinterher niemand wiedererkennen würde.

»Denn die Briten werden früher oder später begreifen, was hier gespielt wird. Sie sind schließlich keine Dummköpfe. Und ihre Reaktion wird bestimmt keine

freundliche sein.«

Wieder hatten wir für die Nacht in einer Scheune Zuflucht gefunden - diesmal war sie nicht angekokelt, und es gab sogar noch ein paar staubige Heuhaufen, obwohl das Vieh längst verschwunden war. Wir waren allein, würden es wahrscheinlich aber nicht lange bleiben. Das Zwischenspiel im Garten des Kommandeurs kam mir vor, als hätte es in einem anderen Leben stattgefunden, doch ich legte meinen Kopf an Jamies Schulter und entspannte mich in seiner Wärme und Geborgenheit.

»Glaubst du vielleicht -«

Jamie hielt abrupt inne und klammerte die Hand um mein Bein. Im nächsten Moment hörte auch ich das verstohlene Rascheln, das ihn alarmiert hatte, und mein Mund wurde trocken. Es konnte alles sein - von einem Wolf auf der Pirsch bis hin zu einem Indianerhinterhalt. Was immer es war, es war groß, und ich tastete - so lautlos wie möglich - nach der Tasche, in der ich das Messer verstaut hatte, das Jamie mir gegeben hatte.

Kein Wolf; irgendetwas huschte an der offenen Tür vorüber, ein mannshoher Schatten, und verschwand. Jamie drückte mir den Oberschenkel, und dann war er fort. In geduckter Haltung bewegte er sich lautlos durch die Scheune. Im ersten Moment konnte ich ihn in der Dunkelheit der Scheune nicht sehen, doch meine Augen waren schon daran gewöhnt, und Sekunden später fand ich ihn, einen langen dunklen Schatten, der sich dicht neben der Tür an die Wand presste.

Der Schatten im Freien war zurück; vor dem helleren Schwarz der Nacht malte sich der gedrungene Umriss eines Kopfes ab. Ich zog die Füße ein, um schnell aufstehen zu können, und meine Haut prickelte vor Angst. Die Tür war der einzige Ausgang; vielleicht sollte ich mich doch besser zu Boden werfen und mich zur Wand rollen. Möglicherweise konnte ich so der Entdeckung entgehen - oder den Eindringling mit etwas Glück am Knöchel fassen oder ihm das Messer in den Fuß stechen.

Ich stand kurz davor, diese Strategie in die Tat umzusetzen, als ein bebendes Flüstern aus der Finsternis drang.

»Freund - Freund James?«, sagte es, und ich atmete mit einem Keuchlaut auf.

»Seid Ihr das, Denzell?«, sagte ich, um einen normalen Tonfall bemüht.

»Claire!« Erleichtert stürmte er zur Tür herein, um prompt über irgendetwas zu stolpern und kopfüber auf den Boden zu krachen.

»Schön, Euch wiederzusehen, Freund Hunter«, sagte Jamie, dessen Stimme das nervöse Bedürfnis zu lachen deutlich anzuhören war. »Habt Ihr Euch weh getan?« Der lange Schatten löste sich von der Wand, um unserem Besucher aufzuhelfen.

»Nein. Nein, ich glaube nicht. Obwohl ich eigentlich gar nicht mehr weiß - James, ich habe es geschafft!«

Es folgte kurzes Schweigen.

»Wie nah sind sie uns denn, *a charaidh?*«, fragte Jamie leise. »Und sind sie in Bewegung?«

»Nein, dem Herrn sei Dank.« Denzell ließ sich neben mich plumpsen, und ich konnte spüren, wie er zitterte. »Sie warten darauf, dass ihre Verpflegungskolonnen sie einholt. Sie wagen es nicht, sie zu weit zurückzulassen, und sie kommen nur sehr schwer voran, weil wir die Straßen so verwüstet haben.« Der Stolz in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Und der Regen hat natürlich ebenfalls ordentlich nachgeholfen.«

»Wisst Ihr, wie lange das dauern wird?«

Ich sah, wie Denzell eifrig nickte.

»Einer der Sergeanten hat gesagt, es könnte noch zwei oder drei Tage dauern. Er hat ein paar Soldaten ermahnt, sparsam mit dem Mehl und dem Bier umzugehen, weil sie keines mehr bekommen würden, bis die Wagen kämen.«

Jamie atmete aus, und ich spürte einen Teil seiner Anspannung von ihm abfallen. Mir ging es ebenso, und ich empfand eine Welle tiefer Dankbarkeit. Wir konnten uns Zeit zum Schlafen nehmen. Jetzt floss die Spannung aus mir heraus wie Wasser, und ich bekam kaum noch mit, was Denzell sonst noch zu berichten hatte. Ich hörte Jamies Stimme, die ihn murmelnd beglückwünschte; er klopfte Denzell auf die Schultern und schlüpfte aus der Scheune, wohl, um das Gehörte weiterzusagen.

Denzell saß ganz still; nur sein Atmen war zu hören. Ich konzentrierte mich mit letzter Kraft und versuchte, mich

höflich zu benehmen.

»Haben sie Euch etwas zu essen gegeben, Denzell?«

»Oh.« Denzells Tonfall veränderte sich, und er begann, in seiner Tasche umherzutasten. »Hier. Das habe ich dir mitgebracht.« Er drückte mir etwas in die Hände: einen kleinen, zerquetschten Brotlaib, der ziemlich angebrannt war - wie ich an der harten Kruste und dem Aschegegeruch erkannte. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

»O nein«, brachte ich heraus und versuchte, ihm das Brot zurückzugeben. »Ihr solltet -«

»Ich habe zu essen bekommen«, beruhigte er mich. »Es gab Eintopf. Und ich habe noch ein Brot für meine Schwester in der Tasche. Sie haben mir das Essen gegeben«, versicherte er mir ernst. »Ich habe es nicht gestohlen.«

»Danke«, war alles, was ich sagen konnte. Mit äußerster Selbstbeherrschung riss ich den Laib entzwei und steckte die eine Hälfte für Jamie ein. Dann stopfte ich mir den Rest in den Mund und zerrte daran wie ein Wolf, der blutige Fetzen von einem Kadaver abreißt.

Dennys Magen knurrte lautstark mit dem meinen um die Wette.

»Ich dachte, Ihr hättet etwas zu essen bekommen!«, sagte ich anklagend.

»Das habe ich auch. Aber der Eintopf scheint nicht bleiben zu wollen, wo er ist«, sagte er mit einem leisen, schmerzerfüllten Lachen. Er beugte sich vornüber, die

Arme vor dem Bauch verschränkt. »Ich - äh, Ihr habt nicht vielleicht etwas Gerstenwasser oder Pfefferminze zur Hand, Freundin Claire?«

»Doch«, sagte ich, unaussprechlich erleichtert, weil ich die Reste in meinem Rucksack noch hatte. Viel war es nicht mehr, aber Pfefferminze hatte ich noch. Es gab kein heißes Wasser; ich gab ihm eine Handvoll zu kauen und ließ es ihn mit Wasser aus einer Feldflasche hinunterspülen. Er trank gierig, rülpste, hielt inne und holte dann auf eine Weise Luft, die mir verriet, was mit ihm los war. Ich führte ihn hastig beiseite und hielt ihm den Kopf, während er sich erbrach und die Pfefferminze mitsamt dem Eintopf wieder von sich gab.

»War das Essen schlecht?«, fragte ich und versuchte, seine Stirn zu betasten, doch er entwand sich mir und ließ sich auf einen Strohhaufen fallen, den Kopf auf den Knien.

»Er hat gesagt, er würde mich hängen«, flüsterte er plötzlich.

»Wer denn?«

»Der englische Offizier. Hauptmann Bradbury war, glaube ich, sein Name. Hat gesagt, er hätte das Gefühl, dass ich Soldat und Spion spiele, und wenn ich nicht sofort gestehen würde, würde er mich hängen.«

»Aber er hat es nicht getan«, sagte ich leise und legte ihm die Hand auf den Arm.

Er zitterte am ganzen Leib, und ich sah einen Schweißtropfen an seinem Kinn hängen, durchsichtig im

Dämmerlicht.

»Ich habe - habe zu ihm gesagt, das könnte er natürlich tun. Wenn er wollte. Und ich habe wirklich geglaubt, er tut es. Aber er hat es nicht getan.« Er atmete krampfhaft, und ich begriff, dass er lautlos weinte.

Ich nahm ihn in die Arme, hielt ihn fest, beruhigte ihn, und nach einer Weile hörte er auf. Er schwiege ein paar Minuten.

»Ich dachte, ich wäre bereit zu sterben«, sagte er leise. »Dass ich gern vor den Herrn treten würde, wann immer Er beschließt, mich zu rufen. Zu meiner Schande muss ich sagen, dass das nicht stimmt. Ich hatte solche Angst.«

Ich holte tief Luft und sah ihn mitfühlend an.

»Ich habe mich schon oft gefragt, wie das wohl bei den Märtyrern war«, sagte ich. »Niemand hat je behauptet, dass sie keine Angst hatten. Sie waren nur trotzdem bereit zu tun, was sie getan haben. Und Ihr wart das auch.«

»Ich bin aber nicht ausgezogen, um zum Märtyrer zu werden«, sagte er nach kurzer Pause. Er klang so verzagt, dass ich fast aufgelacht hätte.

»Ich glaube, das tun die meisten nicht«, beruhigte ich ihn. »Und jemand, der es täte, wäre wohl als Mensch kaum zu ertragen. Es ist spät, Denzell, und Eure Schwester wird sich Sorgen machen. Und sie wird Hunger haben.«

ES DAUERTE ÜBER EINE STUNDE, BIS JAMIE ZURÜCKKAM. ICH LAG IM HEU UND hatte das Schultertuch über mich gezogen, doch ich schlief nicht. Er kroch zumir unter das Tuch, legte sich seufzend hin und

legte einen Arm um mich.

»Warum er?«, fragte ich nach kurzer Zeit und bemühte mich um einen ruhigen Tonfall. Es nützte nichts; Jamie war sehr empfänglich für Untertöne - in jeder Stimme, vor allem aber in meiner. Ich sah, wie er abrupt den Kopf abwandte, doch jetzt war es an ihm, einen Moment innezuhalten, bevor er antwortete.

»Er wollte es selbst«, sagte er und war mit seinen Bemühungen um einen ruhigen Ton um einiges erfolgreicher als ich. »Und ich hatte das Gefühl, dass er seine Sache gut machen würde.«

»*Gut* machen? Er ist doch kein Schauspieler! Du weißt genau, dass er nicht lügen kann; er muss sich doch pausenlos verhaspelt haben! Ich bin erstaunt, dass sie ihm geglaubt haben - falls sie ihm geglaubt haben«, fügte ich hinzu.

»Oh, das haben sie, aye. Glaubst du denn, ein echter Deserteur hätte keine Angst, Sassenach?«, sagte er, und es klang schwach belustigt. »Ich wollte, dass er schwitzt und stottert. Hätte ich versucht, ihn einen Text lernen zu lassen, hätten sie ihn auf der Stelle erschossen.«

Bei diesem Gedanken kam mir das Brot wieder hoch. Ich zwang es zurück in die Tiefe.

»Doch«, sagte ich und schnappte ein paarmal nach Luft. Auch mir stand jetzt der kalte Schweiß im Gesicht, als ich mir vorstellte, wie der kleine Denny Hunter schwitzend und stotternd vor den kalten Augen eines britischen Offiziers

stand.

»Doch«, sagte ich noch einmal. »Aber ... hätte es denn niemand anders tun können? Denny Hunter ist doch nicht nur unser Freund - er ist Arzt. Er wird gebraucht.«

Jamie wandte mir den Kopf wieder zu. Draußen begann sich der Himmel zu lichten; ich konnte die Umrisse seines Gesichtes sehen.

»Hast du nicht gehört, dass ich gesagt habe, er wollte es selbst, Sassenach?«, fragte er. »Ich habe ihn nicht darum gebeten. Ich habe sogar versucht, es ihm auszureden - genau aus dem Grund, den du gerade angeführt hast. Aber er wollte nichts davon hören und hat mich nur gebeten, mich um seine Schwester zu kümmern, falls er nicht zurückkommen sollte.«

Rachel. Bei dem Gedanken an sie verkrampfte sich mein Magen aufs Neue.

»Was hat er sich nur dabei *gedacht*?«

Jamie seufzte tief und drehte sich auf den Rücken.

»Er ist Quäker, Sassenach. Aber er ist auch ein Mann. Wenn er kein Mann wäre, der für seine Überzeugungen kämpft, wäre er ja in seinem Dörfchen geblieben, um Pferde zu verarzten und sich um seine Schwester zu kümmern. Aber das ist er nicht.« Er schüttelte den Kopf und sah mich an.

»Wäre es dir lieber, wenn ich zu Hause bliebe, Sassenach? Dem Kampf den Rücken zukehren würde?«

»Ja«, sagte ich, und aus meiner Erregung wurde

Gereiztheit. »Auf der Stelle. Ich weiß nur, dass dir das niemals in den Sinn käme, wozu also?«

Das brachte ihn zum Lachen.

»Dann verstehst du es also«, sagte er und nahm meine Hand. »Für Denzell Hunter ist es dasselbe, aye? Und wenn er schon sein Leben aufs Spiel setzt, muss ich doch dafür sorgen, dass sein Einsatz den größtmöglichen Gewinn einbringt.«

»Wobei man nicht vergessen darf, dass der Gewinn beim Glücksspiel meistens gleich null ist«, stellte ich fest und versuchte, meine Hand wieder an mich zu nehmen. »Hat dir noch niemand gesagt, dass am Ende immer die Bank gewinnt?« Er ließ nicht los, sondern begann stattdessen, mir langsam mit dem Daumen über die Fingerspitzen zu streichen.

»Aye, nun ja. Man kalkuliert die Chancen und mischt die Karten, Sassenach. Und es ist nicht *nur* Glückssache, aye?« Das Licht hatte unmerklich zugenommen, wie es vor der Dämmerung geschieht. Nichts, was schon so drastisch wie ein Sonnenstrahl gewesen wäre; nur ein allmähliches Auftauchen von Gegenständen, während die Schatten rings um sie herum von Schwarz zu Grau in Blau übergingen.

Sein Daumen glitt in meine Hand, und ich schloss unwillkürlich meine Finger darum, während ich zusah, wie seine Gesichtszüge aus dem Schatten der Nacht auftauchten. Ich zeichnete seine kräftige Augenbraue mit dem Daumen nach und spürte die Matte seines kurzen Bartes unter meiner Handfläche, sah zu, wie sich der

formlose Schatten in einzelne Löckchen und Drähtchen auflöste und sich in eine leuchtende Masse aus Kastanienbraun, Gold und Silber verwandelte, die sich deutlich auf seiner wettergegerbten Haut abmalte.

Eigentlich sollten wir schlafen, doch es würde nicht mehr lange dauern, bis sich die Armee ringsum zu regen begann.

»Warum führen Frauen wohl eigentlich keinen Krieg?«

»Ihr seid nicht dafür gemacht, Sassenach.« Seine Hand umfing meine Wange, fest und rau. »Und es wäre auch nicht recht; ihr Frauen nehmt so viel mehr mit, wenn ihr geht.«

»Was meinst du denn damit?«

Seine kleine achselzuckende Geste sagte mir, dass er nach einem Wort oder einem Gedanken suchte, eine unbewusste Bewegung, als sei ihm sein Rock zu eng, selbst wenn er im Moment gar keinen trug.

»Wenn ein Mann stirbt, ist es nur er«, sagte er. »Und ein Mann ist mehr oder weniger wie der andere. Aye, eine Familie braucht einen Mann, der sie versorgt und beschützt. Doch das kann jeder anständige Mann. Eine Frau ...« Seine Lippen bewegten sich über meine Fingerspitzen, ein schwaches Lächeln. »Eine Frau nimmt das Leben mit, wenn sie geht. Eine Frau ist ... voller grenzenloser Möglichkeiten.«

»Idiot«, sagte ich ganz leise. »Wenn du glaubst, dass ein Mann wie der andere ist.«

Eine Weile lagen wir da und sahen zu, wie das Licht zunahm.

»Wie oft hast du das schon getan, Sassenach?«, fragte er plötzlich. »Zwischen Nacht und Tag verharret und die Ängste eines Mannes in deiner Hand gehalten?«

»Schon viel zu oft«, behauptete ich, doch das stimmte nicht, und er wusste das. Ich hörte sein Ausatmen, in dem ein Hauch von Humor mitklang, und er drehte meine Handfläche nach oben, um mit dem Daumen über die Hügel und Täler zu fahren, Gelenke und Schwielen, Lebenslinie und Liebeslinie und die glatte Wölbung des Venushügels, wo der Buchstabe »J« immer noch als schwache Narbe zu erkennen war. Ich hielt ihn schon den Großteil meines Lebens in der Hand.

»Das gehört zu meiner Arbeit«, sagte ich. Es war nicht leichtfertig gemeint, und er fasste es auch nicht so auf.

»Glaubst du denn, ich habe keine Angst?«, fragte er leise. »Wenn ich tue, was ich muss?«

»Oh, natürlich hast du Angst«, sagte ich. »Aber du tust es trotzdem. Du bist ein verflinker Glücksspieler - und ein Menschenleben ist der höchste Einsatz, der möglich ist, nicht wahr? Vielleicht dein eigenes - vielleicht das eines anderen.«

»Aye, nun ja«, sagte er leise. »Davon verstehst du ja auch einiges, nicht wahr? Um mich geht es mir aber gar nicht so sehr«, sagte er nachdenklich. »Alles in allem habe ich mich doch hier und da durchaus nützlich gemacht.

Meine Kinder sind erwachsen; meinen Enkeln geht es gut - das ist doch das Wichtigste, oder?«

»Ja«, gab ich zu. Die Sonne war da; irgendwo hörte ich einen Hahn krähen.

»Nun denn. Ich kann nicht sagen, dass ich immer noch so viel Angst habe wie früher. Natürlich möchte ich nicht gern sterben - aber vielleicht würde ich es mit weniger Bedauern tun. Andererseits« - er betrachtete mich und zog einen Mundwinkel hoch- »habe ich zwar weniger Angst um mich selbst, aber dafür widerstrebt es mir eher, junge Männer umzubringen, die das Leben noch vor sich haben.« Und das, dachte ich, war dann wohl seine Art, sich für Denny Hunter zu entschuldigen.

»Hast du etwa vor, erst das Alter der Leute zu erraten, die auf dich schießen?«, fragte ich, während ich mich hinsetzte und anfang, mir das Heu aus dem Haar zu kämmen.

»Schwierig«, gab er zu.

»Und ich hoffe doch sehr, dass du nicht vorhast, dich von irgendeinem Schnösel umbringen zu lassen, weil sein Leben noch nicht so erfüllt ist wie deines.«

Er setzte sich ebenfalls aufrecht hin und sah mich ernst an. Heuenden ragten ihm aus Haar und Kleidern.

»Nein«, sagte er. »Ich würde ihn umbringen. Es würde mir nur mehr ausmachen.«

UNABHÄNGIGKEITSTAG I

Philadelphia 4. Juli 1777

Grey war noch nie in Philadelphia gewesen. Abgesehen von den Straßen, die sich in einem grauenvollen Zustand befanden, schien es eine recht angenehme Stadt zu sein. Der Sommer hatte die Bäume in der Stadt mit breiten grünen Kronen beglückt, und am Ende seiner Spaziergänge war er mit Laubpartikeln übersät, und seine Stiefelsohlen waren mit zu Boden getropftem Harz verklebt. Vielleicht waren es ja die fiebrigen Temperaturen, die für Henrys Geisteszustand verantwortlich waren, dachte er finster.

Nicht dass er seinem Neffen Vorwürfe machte. Mrs. Woodcock war schlank, aber wohl gerundet, und sie hatte ein hübsches Gesicht und einen herzlichen Charakter. *Und* sie hatte ihn mit ihrer Pflege von der Schwelle des Todes zurückgeholt, als ihn der Offizier des örtlichen Gefängnisses zu ihr gebracht hatte, weil er fürchtete, ein potenziell lukrativer Gefangener könnte sterben, bevor er seine Ernte voll erbracht hatte. So etwas verband natürlich, wie er wusste - obwohl er selbst zum Glück noch nie zärtliche Gefühle für eine der Frauen entwickelt hatte, die sich um ihn gekümmert hatten, wenn er krank war. Bis auf

»Mist«, sagte er unwillkürlich, sodass ihm ein Passant, der seinem Aussehen nach ein Kirchenmann war, einen finsternen Blick zuwarf.

Er hatte im Geiste eine Teetasse über den Gedanken gestülpt, der ihm wie eine lästige Fliege durch den Kopf summt. Da er es aber nicht lassen konnte, dennoch einen Blick daraufzuwerfen, hob er die Tasse an und fand Claire Fraser darunter. Er entspannte sich ein wenig.

Mit Sicherheit keine zärtlichen Gefühle. Andererseits sollte ihn aber der Teufel holen, wenn er wusste, was es gewesen war. In jedem Fall eine höchst merkwürdige Art bestürzender Intimität - die zweifellos daraus resultierte, dass sie Jamie Frasers Frau war und wusste, welche Gefühle er für Jamie hegte. Er schob den Gedanken an Claire Fraser beiseite und widmete sich wieder seiner Sorge um seinen Neffen.

Mrs. Woodcock war unleugbar eine angenehme Erscheinung, doch ebenso unleugbar war sie Henry für eine verheiratete Frau ein wenig zu zärtlich zugetan - obwohl ihr Mann Rebell war, wie ihm Henry erzählt hatte, und nur der Himmel wusste, wann oder ob er zurückkehren würde. Schön und gut; zumindest bestand keine Gefahr, dass Henry ihretwegen den Kopf verlor und sie heiratete. Er konnte sich den Skandal schon vorstellen, wenn Henry mit der Witwe eines Zimmermanns heimkehrte, die noch dazu eine schwarze Hexe war. Er grinste bei diesem Gedanken, und seine Gefühle gegenüber Mercy Woodcock nahmen einen etwas freundlicheren Charakter an. Sie hatte

Henry schließlich das Leben gerettet.

Vorerst. Dieser unwillkommene Gedanke summt herbei, bevor Grey seine obligate Teetasse darüberstülpen konnte. Er konnte ihm nicht lange ausweichen; er kam ständig zurück.

Er verstand, warum es Henry widerstrebte, sich einer weiteren Operation zu unterziehen. Hinzu kam die Angst, dass er zu schwach sein könnte, um sie durchzustehen. Gleichzeitig jedoch durfte man auch nicht zulassen, dass er in seinem gegenwärtigen Zustand verharrte; er würde einfach dahinschwinden und sterben, wenn ihn Krankheit und Schmerzen erst seiner restlichen Lebenskraft beraubt hatten. Wenn das geschah, würden ihn nicht einmal Mrs. Woodcocks körperliche Vorzüge hier festhalten.

Nein, die Operation musste sein, und zwar bald. Im Verlauf seiner Unterhaltungen mit Dr. Franklin hatte ihn der alte Herr auf einen Freund aufmerksam gemacht, Dr. Benjamin Rush, den er als höchst erstaunlichen Mediziner beschrieb. Dr. Franklin drängte Grey, ihn zu besuchen, sollte er sich je in der Stadt aufhalten - und hatte Grey sogar ein Empfehlungsschreiben mitgegeben. Jetzt befand er sich auf dem Weg, dieses vorzuzeigen, in der Hoffnung, dass Dr. Rush entweder selbst der Chirurgie kundig war oder ihn an jemanden verweisen konnte, der es war. Denn ob Henry es wollte oder nicht, es musste sein. In diesem Zustand konnte Grey Henry nicht mit nach England nehmen, und er hatte sowohl Minnie als auch seinem Bruder versprochen, dass er ihnen ihren jüngsten Sohn

zurückbringen würde, wenn er noch lebte.

Sein Fuß rutschte auf einem schlammigen Pflasterstein aus, und er stolperte mit einem überraschten Ausruf zur Seite und musste mit den Armen rudern, um das Gleichgewicht zu behalten. Er fing sich wieder und schüttelte sich mit respektabel vorgetäuschter Würde die Kleider wieder zurecht, ohne das Gekicher zweier Milchmädchen zu beachten, die ihn beobachtet hatten.

Verdammt, da war sie wieder. Claire Fraser. Doch warum? Natürlich - der Äther, wie sie es nannte. Sie hatte ihn um ein Glasbehältnis mit irgendeiner Säure gebeten und ihm erzählt, dass sie diese zur Herstellung von Äther benötigte. Nicht im Sinne von etwas Ätherischem, sondern eine chemische Substanz, die den Menschen das Bewusstsein nahm, sodass Operationen ... schmerzfrei wurden.

Er blieb mitten auf der Straße stehen. Jamie hatte ihm von den Experimenten seiner Frau mit dieser Substanz erzählt, samt einer detaillierten Schilderung der erstaunlichen Operation, die sie an einem kleinen Jungen durchgeführt hatte, der vollständig bewusstlos gewesen war, während sie ihm den Bauch öffnete, ein Organ entfernte, von dem Gefahr ausging, und ihn wieder zunähte. Woraufhin das Kind anscheinend wieder putzmunter gewesen war.

Er setzte seinen Weg langsamer fort und überlegte fieberhaft. Würde sie kommen? Jede Reise von Fraser's Ridge aus war mühselig, ganz gleich, wohin. Nur der Weg

zum Meer war nicht so schlimm. Es war Sommer, das Wetter war gut, er konnte es arrangieren, dass sie auf dem nächstbesten Marineschiff nach Philadelphia gebracht wurde - er hatte Kontakte in der Marine.

Wie lange? Wie lange mochte sie brauchen - wenn sie bereit war zu kommen? Ernüchternder die Frage: Wie lange hatte Henry noch?

Etwas, das ein kleiner Aufruhr zu sein schien und sich auf ihn zubewegte, riss ihn aus diesen sorgenvollen Überlegungen. Eine größere Ansammlung von Menschen, die meisten anscheinend betrunken, denn sie grölten lauthals, schubsten sich gegenseitig hin und her und wedelten mit ihren Taschentüchern. Ein junger Mann schlug ebenso begeistert wie ungeschickt auf einer Trommel, und zwei Kinder trugen ein merkwürdiges Banner mit rot-weißen Streifen, aber ohne jede Aufschrift.

Er drängte sich an eine Hauswand, um sie vorbeizulassen. Doch statt vorbeizuziehen, sammelten sie sich vor einem Haus auf der anderen Straßenseite, wo sie auf Englisch und Deutsch skandierten. Er schnappte das Wort »Freiheit« auf, und irgendjemand blies ein Kavalleriesignal zum Angriff auf einer Trompete. Und dann hörte er sie »Rush! Rush! Rush!« rufen.

Guter Gott, es musste das Haus sein, das er suchte - Dr. Rushs Haus. Der Pöbel schien nichts Böses im Schilde zu führen; Grey ging nicht davon aus, dass sie vorhatten, den Doktor ins Freie zu zerren, um ihn zu teeren und zu federn - ein beliebter öffentlicher Zeitvertreib, wie man ihm

mitgeteilt hatte. Vorsichtig trat er näher und tippte einer jungen Frau auf die Schulter.

»Ich suche Dr. Benjamin Rush«, rief er. »Ist das sein Haus?«

»Ja, das ist es.« Ein junger Mann an der Seite der Frau hörte ihn und drehte sich um, und bei Greys Anblick fuhren seine Augenbrauen in die Höhe. »Habt Ihr etwas mit Dr. Rush zu tun?«

»Ich habe ein Empfehlungsschreiben an ihn von einem gewissen Dr. Franklin, einem gemeinsamen -«

Das Gesicht des jungen Mannes brach in breites Grinsen aus. Doch bevor er noch etwas sagen konnte, öffnete sich die Haustür, und ein schlanker, gut gekleideter Mann Mitte dreißig trat auf die Eingangstreppe hinaus. Die Menge brüllte, und der Mann, der wohl Dr. Rush persönlich sein musste, streckte ihnen lachend die Hände entgegen. Der Lärm verstummte einen Moment, und der Mann beugte sich vor, um mit jemandem in der Menge zu sprechen. Dann kehrte er rasch ins Haus zurück, kam mit seinem Rock bekleidet wieder, stieg unter begeistertem Applaus die Treppe hinunter, und die ganze Versammlung setzte sich - mit frischer Kraft trötend und trommelnd - wieder in Bewegung.

»Kommt mit!«, brüllte ihm der junge Mann ins Ohr. »Es gibt Freibier!«

Und so kam es, dass sich Lord John Grey im Schankraum eines gut gehenden Wirtshauses wiederfand,

wo er den ersten Jahrestag der Veröffentlichung der Unabhängigkeitserklärung feierte. Es gab politische Reden von sehr leidenschaftlicher, wenn auch nicht besonders eloquenter Natur. Im Verlauf dieser Ansprachen fand Grey heraus, dass Dr. Rush nicht nur ein wohlhabender und einflussreicher Sympathisant der Rebellen war, sondern selbst ein prominenter Rebell; wie er von seinen neuen Freunden erfuhr, zählten sowohl Rush *als auch* Dr. Franklin sogar zu den Unterzeichnern des aufwieglerischen Dokuments.

Unter den Umstehenden sprach sich bald herum, dass Grey mit Franklin befreundet war, und so wurde er freudig begrüßt und unmerklich immer weiter durch die Menge geschoben, bis er Benjamin Rush schließlich gegenüberstand.

Es war nicht das erste Mal, dass sich Grey auf Tuchfühlung mit einem Kriminellen wiederfand, und er wahrte die Fassung. Dies war eindeutig nicht der geeignete Zeitpunkt, um Rush die Lage seines Neffen zu schildern, und so begnügte sich Grey damit, dem jungen Arzt die Hand zu schütteln und seine Verbindung mit Franklin zu erwähnen. Rush reagierte sich äußerst herzlich und rief über den Lärm hinweg, dass Grey ihn zu Hause aufsuchen sollte, wenn sie beide mehr Zeit hatten, vielleicht am nächsten Morgen.

Grey erklärte sich eifrig dazu bereit und zog sich elegant zurück, wobei er hoffte, dass es der Krone nicht gelingen würde, Rush zu hängen, bevor er dazu gekommen war,

Henry zu untersuchen.

Getöse auf der Straße brachte die Festivitäten vorübergehend zum Erliegen. Erneut erscholl laustarkes Gebrüll, und ein Geschosshagel traf auf die Vorderseite des Gebäudes. Eines dieser Geschosse - wie sich herausstellte, ein großer, verdreckter Stein - traf und zerschmetterte eine Fensterscheibe des Etablissements, sodass man die »Verräter! Renegados!«-Rufe noch deutlicher hören konnte.

»Schnauze, ihr Speichellecker!«, rief jemand im Inneren des Wirtshauses. Darauf hagelte es Schlammklöße und weitere Steine, die zum Teil durch die offene Tür oder das zersplitterte Fenster flogen, begleitet von patriotischen »Gott erhalte den König!«-Rufen.

»Kastriert den gekrönten Rohling!«, rief Greys Bekannter von vorhin als Erwiderung, und die halbe Besetzung des Schankraums rannte auf die Straße hinaus. Der eine oder andere Zecher brach sich im Vorübergehen ein Bein von einem Hocker ab, um damit im Lauf des folgenden politischen Disputs seine Argumente zu unterstreichen.

Greys größte Sorge war, dass die Loyalisten Rush auf offener Straße überfallen könnten, bevor er Henry etwas nützen konnte. Doch Rush hielt sich mit einigen anderen Männern, die Grey ebenfalls für prominente Rebellen hielt, von dem Getümmel fern, und nach kurzem Kriegsrat wählten sie den Abgang durch die Küche.

Grey fand sich in Gesellschaft eines Mannes namens Paine wieder, eines unterernährten, schlecht gekleideten

armen Schluckers aus Norfolk mit einer großen Nase und lebhaftem Temperament, der aus seinen Ansichten über Freiheit und Demokratie keinen Hehl machte und über eine eindrucksvolle Sammlung abfälliger Bezeichnungen für den König verfügte. Da er es als problematisch empfand, sich mit dem Mann zu unterhalten, weil es unvernünftig gewesen wäre, seinen eigenen, anders lautenden Ansichten zu diesen Themen Ausdruck zu verleihen, entschuldigte sich Grey in der Absicht, Rush und seinen Freunden zur Hintertür hinaus zu folgen.

Nach seinem kurzen Höhepunkt hatte der Aufruhr im Freien sein vorhersehbares Ende in der Flucht der Loyalisten gefunden, und die Leute strömten auf einer Woge der Selbstgerechtigkeit und der Selbstbeweihräucherung in das Wirtshaus zurück. Unter ihnen war ein hochgewachsener, schlanker Mann, der plötzlich von seinem Gespräch aufblickte, Grey in die Augen sah und erstarrte.

Grey trat eilends zu ihm und hoffte nur, dass sein Herzschlag nicht lauter war als der verhallende Lärm auf der Straße.

»Mr. Beauchamp«, sagte er und ergriff Perseverance Wainwright so an Hand und Handgelenk, dass man hätte glauben können, dass er ihn herzlich begrüßte, obwohl er ihn in Wirklichkeit unentrinnbar gefangen hielt. »Ein Wort unter vier Augen, Sir?«

ES KAM NICHT IN FRAGE, DASS ER PERCY IN DAS HAUS BRACHTE, DAS ER FÜR sich und Dottie

gemietet hatte. Dottie würde ihn zwar nicht erkennen, denn zu dem Zeitpunkt, als Percy aus Greys Leben verschwand, war sie noch gar nicht auf der Welt gewesen; er folgte einfach nur demselben Instinkt, der ihn auch daran gehindert hätte, einem kleinen Kind eine Giftschlange zum Spielen zu geben.

Percy schlug - aus welchem Grund auch immer - andererseits nicht vor, mit Grey in *sein* Quartier zu gehen; wahrscheinlich wollte er ja nicht, dass Grey erfuhr, wo er wohnte, falls es nötig wurde, sich im Stillen davonzumachen. Nach einem unentschlossenen Moment - Grey kannte sich in der Stadt ja noch nicht aus - stimmte er Percys Vorschlag zu, in den Park zu gehen, der Southeast Square genannt wurde.

»Es ist ein Armenfriedhof«, sagte Percy, der vorausging. »Wo sie die Namenlosen und Fremden verscharren.«

»Wie passend«, sagte Grey, doch entweder hörte Percy es nicht, oder er gab vor, es nicht zu hören. Der Weg war weit, und sie redeten nicht viel, da die Straßen voller Menschen waren. Trotz der Feiertagsstimmung und der gestreiften Banner, die hier und dort aufgehängt waren - sie schienen alle eine Fläche mit Sternen zu haben, obwohl er noch keine zwei gesehen hatte, die gleich aussahen, und die Streifen von unterschiedlicher Breite und Farbe waren, manchmal rot, weiß und blau, manchmal nur rot und weiß -, hatte die fröhliche Stimmung einen hektischen Beigeschmack, und über den Straßen hing ein Hauch von Gefahr. Philadelphia mochte ja die Hauptstadt der

Rebellen sein, doch ihre Hochburg war es nicht.

Im Park war es ruhiger, wie es von einem Friedhof zu erwarten war. Für einen solchen war es jedoch ein überraschend angenehmer Ort. Hier und dort standen Holzkreuze mit den spärlichen Einzelheiten, die über die darunter begrabene Person bekannt waren; niemand wäre auf die Idee gekommen, hier Grabsteine aufzustellen, obwohl eine gütige Seele in der Mitte des Feldes ein großes Steinkreuz auf einem Sockel errichtet hatte. Ohne sich abzusprechen, hielten sie beide darauf zu und folgten dabei dem Lauf eines kleinen Bachs, der durch den Park floss.

Grey war der Gedanke gekommen, dass Percy den Park als Ziel vorgeschlagen haben könnte, um unterwegs Zeit zum Nachdenken zu haben. Schön und gut - er hatte ebenfalls nachgedacht. Als sich Percy daher auf das Fundament des Sockels setzte und sich ihm erwartungsvoll zuwandte, verschwendete er keine Zeit mit Bemerkungen über das Wetter.

»Erzähle mir von der zweiten Schwester des Barons Amandine«, forderte er, nachdem er sich vor Percy hingestellt hatte.

Percy blinzelte verblüfft, doch dann lächelte er.

»Also wirklich, John, du erstaunst mich. Ich bin mir sicher, dass dir Claude nichts von Amelie erzählt hat.«

Statt einer Erwiderung verschränkte Grey die Hände unter seinen Rockschoßen und wartete. Percy überlegte

kurz, dann zuckte er mit den Achseln.

»Also schön. Sie war Claudes ältere Schwester; meine Frau, Cecile, ist die jüngere.«

»»War««, wiederholte Grey. »Also ist sie tot.«

»Sie ist schon über vierzig Jahre tot. Warum interessierst du dich für sie?« Percy zog sich ein Taschentuch aus dem Ärmel, um sich die Schläfen zu betupfen; der Tag war heiß, und der Weg war weit gewesen; auch Greys Hemd war feucht.

»Wo ist sie denn gestorben?«

»In einem Bordell in Paris.« Das ließ Grey erstarren. Percy merkte es und lächelte ironisch. »Wenn du es unbedingt wissen musst, John, ich bin auf der Suche nach ihrem Sohn.«

Grey starrte ihn einen Moment lang an, dann setzte er sich langsam neben ihn. Der graue Stein des Sockels war warm unter seinem Hintern.

»Also schön«, sagte er gefasst. »Bitte erzähle es mir.«

Percy warf ihm einen belustigten Seitenblick zu - voller Argwohn, aber dennoch belustigt.

»Es gibt Dinge, die ich dir nicht sagen kann, John, wie du gewiss verstehst. Übrigens gibt es, wie ich höre, hitzige Diskussionen zwischen den britischen Staatssekretären, welcher von ihnen eine Annäherung in Bezug auf mein Angebot von damals unternehmen soll - und auf wen er zugehen soll. Ich gehe davon aus, dass dies dein Werk ist? Ich danke dir.«

»Lenk nicht vom Thema ab. Ich habe dich nicht nach diesem Angebot gefragt.« Jedenfalls noch nicht. »Ich habe dich nach Amelie Beauchamp und ihrem Sohn gefragt. Ich sehe nicht, was die beiden mit der anderen Angelegenheit zu tun haben sollten, also gehe ich davon aus, dass sie von persönlichem Interesse für dich sind. Natürlich gibt es Dinge, die du mir in Bezug auf diese politische Angelegenheit nicht erzählen kannst« - er verneigte sich sacht -, »doch dieses Geheimnis um die Schwester des Barons scheint mir eher persönlicher Natur zu sein.«

»So ist es.« Percy dachte nach; Grey konnte sehen, wie es hinter seinen Augen arbeitete. Diese waren zwar von Falten umringt und hatten kleine Tränensäcke, sahen ansonsten aber so aus wie eh und je; ein warmes, lebendiges Braun, die Farbe guten Sherrys. Seine Finger trommelten kurz auf den Stein, dann hielten sie inne, und er wandte sich Grey entschlossen zu.

»Also schön. Da du ja eine solche Bulldogge bist, wirst du mir zweifellos durch ganz Philadelphia folgen, um den Grund meiner Anwesenheit herauszufinden, wenn ich ihn dir nicht verrate.«

Was genau das war, was Grey ohnehin vorhatte, doch er stieß ein vages Geräusch aus, das sich als Ermunterung interpretieren ließ, bevor er fragte: »Welchen Grund *hat* denn deine Anwesenheit?«

»Ich bin auf der Suche nach einem Drucker namens Fergus Fraser.« Grey blinzelte; eine so konkrete Antwort hatte er nicht erwartet.

»Wer ist ...?«

Percy hob die Hand und klappte die Finger herunter, während er redete.

»Erstens ist er der Sohn eines gewissen James Fraser, eines berühmten Ex-Jakobiten und gegenwärtigen Rebellen. Zweitens ist er, wie bereits erwähnt, ein Drucker - und ich vermute ein Rebell wie sein Vater. Und drittens habe ich ihn schwer im Verdacht, Amelie Beauchamps Sohn zu sein.«

Über dem Bach schwebten blaue und rote Libellen; Grey fühlte sich, als sei ihm eines dieser Insekten plötzlich in die Nase geflogen.

»Willst du mir sagen, dass James Fraser einen illegitimen Sohn mit einer französischen Hure hat? Die zufälligerweise außerdem die Tochter eines alten Adelsgeschlechts ist?« Schock war ein viel zu harmloses Wort für das, was er empfand, doch er bemühte sich um einen unbeteiligten Ton, und Percy lachte.

»Nein. Der Drucker *ist* Frasers Sohn, doch er wurde adoptiert. Fraser hat den Jungen vor über dreißig Jahren aus einem Pariser Bordell geholt.« Ein Schweißtropfen lief Percy über den Hals, und er wischte ihn ab. Die Wärme des Tages hatte das Toilettenwasser auf seiner Haut erblühen lassen; Grey fing einen Hauch von Ambra und Nelken auf, Gewürze und Moschus in einem.

»Wie schon gesagt, war Amelie Claudes ältere Schwester. Sie wurde als junges Mädchen von einem viel

älteren Mann, einem verheirateten Adelsherrn, verführt und wurde schwanger. Normalerweise hätte man sie einfach mit einem willigen Mann verheiratet, doch die Frau des Adelsherrn ist plötzlich gestorben, und Amelie hat darauf bestanden, dass er sie heiraten müsse, jetzt, da er frei sei.«

»Und er wollte das nicht?«

»Nein. Claudes Vater jedoch schon. Wahrscheinlich dachte er, eine solche Heirat würde das Vermögen der Familie vergrößern; der Comte war ein sehr reicher Mann, und obwohl er kein politisches Amt innehatte, genoss er doch ... Respekt.«

Der alte Baron Amandine war anfangs noch bereit gewesen, die Angelegenheit diskret zu behandeln, doch als er die Möglichkeiten begriff, die sich hier auftraten, wurde er kühner und begann, dem Comte mit allem Möglichen zu drohen, von einer Beschwerde beim König - denn anders als sein Sohn war der alte Amandine ein Höfling gewesen - bis hin zu Schadensersatzforderungen vor Gericht und einem Appell an die Kirche, ihn zu exkommunizieren.

»Hätte er das tatsächlich tun können?«, fragte Grey, der trotz aller Zweifel an Percys Aufrichtigkeit von der Geschichte fasziniert war. Percy lächelte kurz.

»Er hätte sich beim König beschweren können. Doch er bekam gar keine Gelegenheit dazu. Amelie verschwand.«

Das Mädchen war eines Nachts von zu Hause

verschwunden und hatte seinen Schmuck mitgenommen. Man nahm an, dass sie sich vielleicht zu ihrem Verführer flüchten wollte, in der Hoffnung, dass er nachgeben und sie heiraten würde. Doch der Comte stellte sich vollkommen unwissend, und es meldete sich auch niemand, der gesehen hatte, wie sie *Trois Flèches* verließ oder das Pariser Haus des Comte St. Germain betrat.

»Und du glaubst, sie ist irgendwie in einem Pariser Bordell gelandet?«, fragte Grey ungläubig. »Wie denn? Und wenn ja, wie hast du das herausgefunden?«

»Ich habe die Papiere gefunden.«

»Was?«

»Einen Ehevertrag zwischen Amelie Elise LeVigne Beauchamp und Robert-Francois Quesnay de St. Germain. Unterzeichnet von beiden Parteien. Und einem Priester. Er befand sich in der Bibliothek von *Trois Flèches*, in der Familienbibel. Claude und Cecile sind, fürchte ich, nicht sehr religiös veranlagt«, sagte Percy und schüttelte den Kopf.

»Und du bist es?« Das brachte Percy zum Lachen; er wusste, dass Grey seine Einstellung gegenüber jeder Religion genau kannte.

»Ich hatte Langeweile«, sagte er, und es klang nicht entschuldigend.

»Das Leben auf *Trois Flèches* muss ja wirklich eintönig sein, wenn du gezwungen warst, die Bibel zu lesen. Hat der Hilfsgärtner gekündigt?«

»Hat - oh, Emile.« Percy grinste. »Nein, aber er hatte in diesem Monat eine schreckliche Grippe. Konnte überhaupt nicht durch die Nase atmen, der Arme.«

Wieder verspürte Grey einen trügerischen Impuls zu lachen, den er jedoch unterdrückte, und Percy fuhr ohne Pause fort.

»Eigentlich habe ich sie nicht *gelesen*; die exzessivsten Strafandrohungen weiß ich ohnehin alle auswendig. Ich war am Einband des Buches interessiert.«

»War er denn reich mit Juwelen besetzt?«, fragte Grey trocken, und Percy sah ihn beleidigt an.

»Es dreht sich nicht *immer* alles ums Geld, John, auch bei jenen unter uns, die nicht so mit Reichtum gesegnet sind wie du.«

»Entschuldigung«, sagte Grey. »Aber warum die Bibel?«

»Ich muss dir mitteilen, dass ich Buchbinder bin und keinen schlechten Ruf genieße«, sagte Percy und plusterte sich ein wenig auf. »Ich habe es in Italien gelernt und mir meinen Lebensunterhalt damit verdient. Nachdem du mir so ritterlich das Leben gerettet hattest. Danke übrigens«, sagte er mit einem direkten Blick, so ernst, dass Grey den Blick senkte, um Percy nicht in die Augen sehen zu müssen.

»Gern geschehen«, sagte er schroff. Er bückte sich, um sich eine kleine grüne Raupe, die ihm langsam über die polierte Schuhspitze kroch, auf den Finger zu setzen.

»Jedenfalls«, fuhr Percy unbeirrt fort, »habe ich dieses

kuriose Dokument entdeckt. Ich hatte natürlich von dem Familienskandal gehört und habe die Namen sofort erkannt.«

»Hast du den gegenwärtigen Baron darauf angesprochen?«

»Ja. Was hältst du eigentlich von Claude?« Percy war immer schon wie Quecksilber gewesen, dachte Grey, und er hatte mit zunehmendem Alter nichts von seiner Wendigkeit verloren.

»Lausiger Kartenspieler. Aber er hat eine schöne Stimme - singt er auch?«

»Das tut er. Und was die Karten angeht, hast du recht. Er kann zwar ein Geheimnis für sich behalten, wenn er möchte, aber er ist zu keiner Lüge im Stande. Du wärest erstaunt, was perfekte Aufrichtigkeit unter gewissen Umständen zu vollbringen vermag«, fügte Percy nachdenklich hinzu. »Man könnte fast auf den Gedanken können, dass das achte Gebot gar nicht so dumm ist.«

Grey murmelte etwas davon, dass Percy gewiss aus purem Respekt dagegen verstoßen habe, hüstelte dann aber und bat ihn fortzufahren.

»Er hat nichts von dem Ehevertrag gewusst, da bin ich mir sicher. Er war völlig verblüfft. Und nach längerem Zögern - »brutal, kühn und entschlossen« mag ja dein Motto sein, John, aber das seine ist es nicht - hat er mir seinen Segen gegeben, die Angelegenheit genauer zu beleuchten.«

Grey ignorierte das angedeutete Kompliment - wenn es das denn war, was er jedoch glaubte - und setzte die Raupe vorsichtig auf die Blätter eines Busches, der essbar aussah.

»Du hast dich auf die Suche nach dem Priester gemacht«, sagte er überzeugt.

Percys Lachen klang aufrichtig froh, und Grey stellte mit leisem Schrecken fest, dass er Percys Gedankengänge natürlich kannte und Percy die seinen; schließlich hatten sie jahrelang unter dem Schleier der Diplomatie und der Geheimhaltung miteinander kommuniziert. Allerdings hatte Percy natürlich gewusst, mit wem er sich unterhielt, und Grey nicht.

»Ja, das habe ich. Er war tot - ermordet. Eines Nachts auf dem Weg zu einer Letzten Ölung auf der Straße umgebracht, einfach furchtbar. Eine Woche nach Amelie Beauchamps Verschwinden.«

Allmählich regte sich Greys berufliches Interesse, obwohl der Privatmann in ihm immer noch mehr als skeptisch war.

»Der Comte wäre der Nächste gewesen - doch wenn er im Stande war, einen Priester umzubringen, um seine Geheimnisse zu schützen, wäre es gefährlich gewesen, direkt auf ihn zuzugehen«, sagte Grey. »Seine Dienstboten also?«

Percy nickte, und sein Mundwinkel zuckte anerkennend angesichts Greys Auffassungsgabe.

»Der Comte war ebenfalls tot - zumindest war er

verschwunden; merkwürdigerweise stand er in dem Ruf, ein Magier zu sein -, er war gute zehn Jahre nach Amelie gestorben. Aber ich habe nach seinen alten Dienstboten gesucht. Ein paar habe ich auch gefunden. Manchen Menschen geht es wirklich *immer* nur ums Geld, und einer der Kutscher zählte zu ihnen. Zwei Tage nach Amelies Verschwinden hat er einen Teppich an ein Bordell in der Nähe der Rue Faubourg geliefert. Einen ziemlich schweren Teppich, der von Opiumgeruch umweht wurde - den er erkannte, weil er einmal einen Trupp chinesischer Akrobaten befördert hatte, die im Haus des Comte aufgetreten waren.«

»Also hast du das Bordell aufgesucht. Wo du mit Geld ...«

»Es heißt, Wasser sei das universelle Lösungsmittel«, sagte Percy und schüttelte den Kopf, »doch das stimmt nicht. Man könnte einen Mann in ein Fass mit eiskaltem Wasser stecken und ihn eine Woche dort lassen, und doch würde man auf diese Weise viel weniger bewirken als möglicherweise schon mit einer geringen Menge Gold.«

Grey merkte sich kommentarlos das Wort »eiskalt« und wies Percy kopfnickend an fortzufahren.

»Es hat einige Zeit gedauert, wiederholte Besuche, verschiedene Versuche - die Puffmutter war wirklich ausgebufft; wer auch immer ihre Vorgängerin bezahlt hatte, hatte Unsummen ausgegeben. Ihr Türsteher hatte zwar das richtige Alter, doch man hatte ihm schon als Kind die Zunge herausgerissen; von ihm war keine Hilfe zu erwarten. Von

den Huren war natürlich keine dabei gewesen, als der Teppich gebracht wurde, denn es war ja schon so lange her.«

Allerdings hatte er geduldig die Familien der gegenwärtigen Huren aufgespürt - denn manche Berufe vererben sich -, und nach monatelangen Mühen war es ihm gelungen, eine alte Frau zu finden, die in dem Bordell gearbeitet hatte und die Amelie anhand der Miniatur erkannte, die er aus *Trois Flèches* mitgebracht hatte.

Das Mädchen war tatsächlich in das Bordell gebracht worden, im mittleren Stadium der Schwangerschaft. Diese hatte keine große Rolle gespielt; es gab Kunden, denen so etwas gefiel. Ein paar Monate später hatte sie einen Sohn zur Welt gebracht. Das Kindbett hatte sie zwar überlebt, doch ein Jahr später war sie während einer Grippeepidemie gestorben.

»Und ich kann dir gar nicht sagen, wie schwierig es ist, irgendetwas über ein Kind herauszufinden, das vor über vierzig Jahren in einem Pariser Bordell zur Welt gekommen ist«, seufzte Percy und betupfte sich noch einmal mit dem Taschentuch.

»Aber dein Name bedeutet ja Hartnäckigkeit«, stellte Grey trocken fest, und Percy fixierte ihn scharf.

»Weißt du«, erwiderte er heiter. »Ich glaube, du bist der einzige andere Mensch auf der ganzen Welt, der das weiß.« Und dem Ausdruck in seinen Augen nach war das einer zu viel.

»Dein Geheimnis ist bei mir sicher«, sagte Grey.
»Zumindest dieses Geheimnis. Was ist mit Denys Randall-Isaacs?«

Es funktionierte. Percys Gesicht schimmerte auf wie eine Quecksilberlache in der Sonne. Einen halben Herzschlag später hatte er die Maske der völligen Ausdruckslosigkeit wieder aufgesetzt - doch es war zu spät.

Grey lachte, wenn auch humorlos, und stand auf.

»Danke, Perseverance«, sagte er und schritt über die grasigen Gräber der namenlosen Armen davon.

Als der Haushalt in dieser Nacht schlief, ergriff er Feder und Tinte, um an Arthur Norrington, an Harry Quarry und an seinen Bruder zu schreiben. Kurz vor Tagesanbruch begann er zum ersten Mal seit zwei Jahren mit einem Brief an Jamie Fraser.

DIE SCHLACHT VON BENNINGTON

General Burgoynes Feldlager 11. August 1777

Der Rauch verbrannter und brennender Felder hing seit Tagen über dem Lager. Noch immer befanden sich die Amerikaner auf dem Rückzug und zerstörten hinter sich die Landschaft.

William unterhielt sich gerade mit Sandy Lindsay darüber, wie man am besten einen Truthahn zubereitete - einer von Lindays Kundschaftern hatte einen mitgebracht -, als der Brief eintraf. Wahrscheinlich bildete sich William ja nur ein, dass sich grauenvolle Stille über das Lager senkte, die Erde bebte und der Vorhang im Tempel entzweiriss. Doch in jedem Fall merkten sie, dass irgendetwas geschehen war.

Veränderung lag deutlich in der Luft, und irgendetwas stimmte mit dem Rhythmus der Worte und Bewegungen der Männer nicht mehr. Balcarres spürte es ebenfalls. Er unterbrach seine Betrachtung des ausgestreckten Truthahnflügels und musterte William mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Was?«, fragte William.

»Ich weiß es nicht, aber es ist nichts Gutes.« Balcarres gab den toten Truthahn zurück, griff nach seinem Hut und

hielt auf Burgoynes Zelt zu, dicht gefolgt von William.

Sie fanden Burgoyne mit verkniffenem Mund und weiß vor Wut. Seine ranghöchsten Offiziere drängten sich in Trauben um ihn und unterhielten sich in leisem, schockiertem Ton.

Hauptmann Sir Francis Clerke, der Flügeladjutant des Generals, löste sich mit gesenktem Kopf und sorgenvoller Miene aus dem Gedränge. Balcarres zupfte ihn im Vorübergehen am Ellbogen.

»Francis - was ist geschehen?«

Hauptmann Clerke schien wirklich bestürzt zu sein. Er warf noch einen Blick in das Zelt zurück, dann nahm er Balcarres und William ein Stück mit, bis sie außer Hörweite waren.

»Howe«, sagte er. »Er kommt nicht.«

»Er kommt nicht?«, echote William verständnislos.
»Aber - will er New York dann doch nicht verlassen?«

»Doch«, sagte Clerke, der die Lippen so fest aufeinandergepresst hatte, dass es ein Wunder war, dass er überhaupt etwas sagen konnte. »Um in Pennsylvania einzufallen.«

»Aber -« Balcarres blickte entgeistert zum Eingang des Zeltes, dann wieder zu Clerke.

»Genau.«

William begriff schlagartig das wahre Ausmaß der Katastrophe. Nicht nur, dass General Howe General Burgoyne eine lange Nase zeigte, indem er seinen Plan

ignorierte, was ja aus Burgoynes Perspektive schon schlimm genug war. Durch den Entschluss, gen Philadelphia zu marschieren, statt den Hudson entlangzukommen und sich Burgoynes Truppen anzuschließen, hatte Howe Burgoyne im Grunde sich selbst überlassen und ihn von jeder Verstärkung und allem Nachschub abgeschnitten.

Mit anderen Worten waren sie auf sich selbst gestellt, von den Verpflegungskolonnen abgeschnitten, und standen vor der unliebsamen Entscheidung, dem Rückmarsch der Amerikaner weiter durch eine Wildnis zu folgen, die aller Nahrungsquellen beraubt worden war - oder schmachvoll nach Kanada zurückzumarschieren, und zwar durch eine Wildnis, die aller Nahrungsquellen beraubt worden war.

Balcarres hatte gerade in etwa dasselbe zu Sir Francis gesagt, der sich frustriert das Gesicht rieb und den Kopf schüttelte.

»Ich weiß«, sagte er. »Wenn Ihr mich entschuldigen würdet, Milords ...«

»Wohin geht Ihr?«, fragte William, und Clerke sah ihn an.

»Es Mrs. Lind sagen«, sagte Clerke. »Ich dachte, es ist besser, wenn ich sie warne.« Mrs. Lind war die Frau des Proviantmeisters. Außerdem war sie General Burgoynes Geliebte.

OB NUN MRS. LIND IHRE UNLEUGBAREN REIZE WIRKUNGSVOLL EINGESETZT hatte oder ob sich die angeborene Zähigkeit des Generals durchgesetzt hatte -

der Schlag, den Howes Brief bedeutete, war schnell verkräftet. *Man kann ja über ihn sagen, was man will*, schrieb William in seinem allwöchentlichen Brief an Lord John, *doch er weiß um den Nutzen der Entschlossenheit und der raschen Reaktion. Wir haben uns mit doppelter Anstrengung wieder an die Verfolgung des Hauptteils der amerikanischen Armee begeben. Die meisten unserer Pferde wurden inzwischen zurückgelassen, gestohlen oder gegessen. Die Sohlen meiner Stiefel sind so gut wie durchgelaufen.*

Unterdessen berichtet uns einer der Kundschafter, dass der amerikanische Proviantmeister die Ortschaft Bennington, die sich nicht allzu weit von uns entfernt befindet, als Sammelplatz benutzt. Den Berichten nach ist sie nur leicht bewacht, und so entsendet der General Oberst Baum, einen der Hessen, mit fünfhundert Mann dorthin, um dringend benötigte Vorräte zu erobern. Wir brechen am Morgen auf.

William sollte nie erfahren, ob sein trunkenes Zwiegespräch mit Balcarres zumindest teilweise dafür verantwortlich war, doch er hatte herausgefunden, dass man ihm nun nachsagte, es »gut mit den Indianern zu können«. Und ob es nun an dieser zweifelhaften Eigenschaft lag oder an der Tatsache, dass er einigermaßen Deutsch sprach - jedenfalls wurde er am Morgen des 16. August dazu abkommandiert, Oberst Baums Verpflegungstrupp zu begleiten, zu dem auch einige Braunschweiger Kavalleriesoldaten zu Fuß, zwei

Dreifündergeschütze und hundert Indianer zählten.

Den Berichten nach bekamen die Amerikaner Rinder geliefert, die aus New England herbeigetrieben wurden und sich in Bennington zu einer Herde sammelten, dazu eine beträchtliche Anzahl Wagen mit Mais, Mehl und anderen Notwendigkeiten.

Wie durch ein Wunder regnete es ausnahmsweise nicht, als sie aufbrachen, und dies allein verlieh den Teilnehmern der Expedition ein Gefühl von Optimismus. Die Vorfreude auf die Nahrungsmittel verstärkte dieses Gefühl. Es kam ihnen so vor, als lebten sie schon seit einer Ewigkeit von gekürzten Rationen, auch wenn es in Wirklichkeit erst seit etwa einer Woche war. Dennoch wusste William, dass einem die Zeit schnell lang wird, wenn man mehr als einen Tag ohne adäquate Verpflegung auf dem Marsch verbringt.

Viele der Indianer waren noch zu Pferd; sie umkreisten den Soldatentrupp, ritten vorweg, um die Straße auszukundschaften, kehrten zurück, um den Männern über Stellen hinwegzuhelfen, an denen die Straße - die ohnehin nur angedeutet war - den Widerstand aufgegeben hatte und vom Wald geschluckt oder von einem der nach den Regenfällen angeschwollenen Bäche ertränkt worden war, die unerwartet von den Hügeln stürzten. Bennington lag an einem Fluss namens Walloomsac, und William begann, sich mit einem der hessischen Leutnants darüber zu unterhalten, ob es wohl möglich sein würde, die Vorräte auf Flöße zu laden, um sie später flussabwärts in Empfang zu nehmen.

Diese Diskussion war natürlich rein theoretischer Natur, da keiner von ihnen wusste, wo der Walloomsac verlief oder ob man ihn überhaupt befahren konnte. Doch es war für beide Männer eine Gelegenheit, die Sprache des jeweils anderen zu üben, und so vertrieben sie sich die Zeit auf dem langen, heißen Marsch.

»Mein Vater hat viel Zeit in Deutschland verbracht«, sagte William langsam und sorgfältig auf Deutsch zu Oberleutnant Gruenwald. »Er schwärmt sehr vom Essen in Hannover.«

Gruenwald, der aus Hessen-Kassel stammte, gestattete sich ein verächtliches Schnurrbartzucken bei der Erwähnung Hannovers, begnügte sich jedoch mit der Anmerkung, selbst ein Hannoveraner könne wohl eine Kuh braten und dazu vielleicht ein paar Kartoffeln kochen. Doch die Spezialität seiner Mutter sei ein Gericht aus Schweinefleisch und Äpfeln, das in Rotwein schwamm und mit Muskat und Zimt gewürzt war - und bei der bloßen Erinnerung daran laufe ihm das Wasser im Mund zusammen.

Auch über Gruenwalds Gesicht lief das Wasser, und der Schweiß zeichnete Spuren in den Staub und durchfeuchtete den Kragen seines hellblauen Rockes. Er zog seinen hohen Grenadierskopfputz ab und wischte sich mit einem riesigen getüpfelten Taschentuch über den Kopf, das von zahlreichen früheren Einsätzen bereits klatschnass war.

»Zimt werden wir heute, glaube ich, nicht finden«, sagte

Willie. »Aber vielleicht ja ein Schwein.«

»Falls ja, werde ich es für Euch braten«, versicherte ihm Gruenwald. »Und was die Äpfel angeht ...« Er fuhr sich mit der Hand ins Hemd und zog eine Handvoll kleiner roter Holzäpfel hervor, die er mit William teilte. »Ich habe einen ganzen Scheffel davon. Ich habe -«

Das aufgeregte Jaulen eines Indianers, der an der Kolonne entlang zurückgeritten kam, unterbrach ihn, und als William aufblickte, sah er, wie der Reiter mit dem Arm hinter sich wies und rief: »Fluss!«

Bei diesem Wort kam Leben in die dahinschlurfenden Kolonnen, und William sah, wie sich die Kavalleristen - die darauf bestanden hatten, ihre Reitstiefel und Schwerter mitzunehmen, obwohl sie keine Pferde hatten, und die jetzt arg unter den Konsequenzen litten - aufrichteten und freudig mit ihrer Ausrüstung schepperten.

Von vorn kam ein weiterer Ruf.

»Kuhfladen!«

Dies löste Freudengeschrei und Gelächter unter den Männern aus, die beschleunigten Schrittes weiterhasteten. William sah, wie Oberst Baum, der sein Pferd noch hatte, aus der Kolonne ausscherte und aus dem Sattel gebeugt am Straßenrand wartete, um im Vorübergehen kurz mit den Offizieren zu sprechen. William sah, wie sich sein Adjutant zu ihm hinüberbeugte und auf einen kleinen Hügel am anderen Ufer zeigte.

»Was glaubt Ihr -«, sagte er und wandte sich zu

Gruenwald um. Erschrocken stellte er fest, dass ihn der Oberleutnant mit ausdrucksloser Miene und offenem Mund anstarrte. Gruenwalds Hand sank an seine Seite, und der einer Mitra ähnliche Helm fiel zu Boden und rollte in den Staub. William blinzelte und sah, wie sich ein dicker roter Wurm langsam unter Gruenwalds dunklem Haar hervorschlängelte.

Gruenwald setzte sich abrupt nieder und fiel rücklings auf die Straße. Sein Gesicht war schmutzig weiß geworden.

»Mist!«, sagte William, und plötzlich begriff er, was geschehen war. »Das ist ein Überfall!«, brüllte er aus voller Kehle und wiederholte den Warnruf dann in der Sprache der Hessen.

Aus der Kolonne erhoben sich Alarmrufe, und hin und wieder knallte ein Schuss aus dem Wald. William packte Gruenwald unter den Armen und zerrte ihn hastig in den Schutz einer Kieferngruppe. Der Oberleutnant lebte noch, doch sein Rock war mit Schweiß und Blut durchtränkt. William vergewisserte sich, dass die Pistole des Deutschen geladen war und er sie fest in der Hand hatte, bevor er seine eigene Pistole ergriff und auf Baum zurannte, der in den Steigbügeln stand und mit schriller Stimme auf Deutsch Befehle brüllte.

Er verstand nur vereinzelte Wörter und sah sich hektisch um, um vielleicht an der Handlungsweise der Hessen zu erkennen, wie die Befehle des Obersts lauteten. Er erspähte eine kleine Gruppe von Kundschaftern, die auf ihn zugerannt kamen, und lief ihnen entgegen.

»Gottverdammte Rebellen. Jede Menge davon«, keuchte einer der Kundschafter und wies hinter sich. »Kommen direkt auf uns zu.«

»Wo? Wie weit?« Ihm war zum Aus-der-Haut-Fahren, doch er zwang sich, still zu stehen, ruhig zu sprechen, zu atmen.

Eine Meile, zwei möglicherweise. Dann holte er Luft, und es gelang ihm zu fragen, wie viele es waren. Vielleicht zweihundert, vielleicht auch mehr. Mit Musketen bewaffnet, aber ohne Artillerie.

»Gut. Geht zurück und behaltet sie im Auge.« Er wandte sich zu Oberst Baum zurück, und die Oberfläche der Straße fühlte sich merkwürdig an, so als wäre sie nicht genau dort, wo er sie erwartete.

SIE BUDELTEN LOS, HASTIG, ABER EFFEKTIV, GRUBEN SICH HINTER FLACHEN Erdwällen ein und verbarrikadierten sich notdürftig hinter umgestürzten Bäumen. Schleppten die Kanonen zum Gipfel des kleinen Hügels und richteten sie auf die Straße. Natürlich ignorierten die Rebellen die Straße und schwärmten von den Seiten herbei.

Mit der ersten Angriffswelle kamen etwa zweihundert Mann; es war unmöglich, sie zu zählen, während sie durch den dichten Wald flitzten. William konnte sie vorüberhuschen sehen und feuerte, ohne jedoch große Hoffnungen zu hegen, dass er jemanden treffen würde. Die

Welle verharnte zögernd, jedoch nur für einen Moment.

Dann brüllte eine kräftige Stimme irgendwo hinter der Rebellenfront: »Entweder wir holen sie uns jetzt, oder Molly Stark ist heute Abend Witwe!«

»Was?«, sagte William ungläubig. Was auch immer der Rufer gemeint hatte, sein Ausruf zeigte verblüffende Wirkung, denn eine enorme Anzahl Rebellen brodelte aus dem Wald hervor und rannte wie verrückt auf die Kanonen zu. Deren Besatzungen ergriffen prompt die Flucht, und viele der anderen folgten ihrem Beispiel.

Mit dem Rest machten die Rebellen kurzen Prozess, und gerade hatte sich William grimmig bereit gemacht zu tun, was er konnte, bevor sie ihn erwischten, als zwei Indianer über den unebenen Boden herbeigeflitzt kamen, ihn hochrissen und ihn hastig von davonzerrten.

Und so kam es, dass sich Leutnant Ellesmere einmal mehr in der Rolle der Cassandra wiederfand, als er General Burgoyne das Debakel von Bennington schilderte. Tote und Verwundete, die Artillerie verloren - und nicht eine einzige Kuh zum Trost.

Und ich habe immer noch keinen einzigen Rebellen getötet, dachte er müde, als er hinterher langsam zu seinem Zelt zurückkehrte. Er hatte das Gefühl, dies bedauern zu sollen, war sich aber nicht sicher, ob er das wirklich tat.

DESERTEURSSPIEL, RUNDE II

Jamie hatte gerade ein Bad im Fluss genommen, um sich den Schweiß und den Schmutz von der Haut zu spülen, als er jemanden bemerkenswert seltsam auf Französisch fluchen hörte. Die Worte waren zwar Französisch, doch das, was sie ausdrückten, war es definitiv nicht. Neugierig kletterte er aus dem Wasser, zog sich wieder an und ging ein Stück am Ufer entlang, wo er einen jungen Mann entdeckte, der mit den Armen fuchtelte und aufgeregt gestikulierte, um sich einer Gruppe verblüffter Arbeiter verständlich zu machen. Da diese zur Hälfte aus Deutschen und zur anderen Hälfte aus Amerikanern aus Virginia bestand, hatten seine Versuche, auf Französisch mit ihnen zu kommunizieren, für die Männer bis jetzt höchstens Unterhaltungswert gehabt.

Jamie hatte sich vorgestellt und sich als Dolmetscher angeboten. Und so kam es, dass er jeden Tag einige Zeit mit dem jungen polnischen Konstrukteur zubrachte, dessen unaussprechlicher Familienname schnell zu »Kos« verkürzt worden war.

Er fand Kos intelligent und war von seinem Tatendrang gerührt - und er interessierte sich selbst für die Befestigungsanlage, mit deren Bau Kościuszko (Jamie war stolz darauf, es korrekt aussprechen zu können) befasst war. Kos wiederum war dankbar für den linguistischen Beistand und interessierte sich durchaus für die

gelegentlichen Beobachtungen und Vorschläge, die Jamie dank seiner Gespräche mit Brianna beisteuern konnte.

All die Gespräche über Vektoren und Reaktionskräfte hatten zur Folge, dass er sie beinahe unerträglich vermisste. Gleichzeitig jedoch brachten sie sie ihm irgendwie auch näher, und er erappte sich dabei, dass er zunehmend mehr Zeit mit dem jungen Polen verbrachte, dabei Bruchstücke seiner Muttersprache lernte und es Kos ermöglichte, das zu üben, wovon er sich liebevoll einbildete, es sei Englisch.

»Was war es denn, das Euch hierhergeführt hat?«, fragte Jamie eines Tages. Trotz des Mangels an Bezahlung war eine bemerkenswerte Anzahl europäischer Offiziere nach Amerika gekommen, um sich der Kontinentalarmee anzuschließen - oder dies zu versuchen. Zwar waren die Aussichten, sich durch Plünderungen zu bereichern, nur gering, doch offenbar hofften sie, den Kongress dazu breitschlagen zu können, ihnen Generalsränge zu verleihen, mit deren Hilfe sie sich später in Europa weitere Beschäftigung suchen konnten. Einige dieser zweifelhaften Freiwilligen waren tatsächlich von Nutzen, doch er hatte auch schon reichlich Kritik an jenen gehört, die es nicht waren. Wenn er an Matthias Fermoy dachte, wurde ihm selbst ein wenig nach solcher Kritik zumute.

Kos jedoch war keiner davon.

»Erst das Geld«, gestand er unverblümt auf die Frage, was ihn nach Amerika verschlagen hatte. »Mein Bruder zwar das Gut in Polen hat, aber Familie kein Geld, nichts

für mich. Kein Mädchen Augen für mich hat ohne Geld.« Er zuckte mit den Achseln. »Kein Platz in polnisch Armee, aber ich Baumeister, ich gehe hin, wo Baumeister wird gebraucht.« Er grinste. »Vielleicht auch die Mädchen. Mädchen mit gut Familie, gutes Geld.«

»Wenn Ihr wegen des Geldes und der Mädchen gekommen seid, Mann, habt Ihr Euch die falsche Armee ausgesucht«, sagte Jamie trocken, und Kościuszko lachte.

»Ich sage *erst* das Geld«, verbesserte er. »Ich komme nach Philadelphia, lese *La Declaration*.« Er sprach es auf Französisch aus, entblößte ehrfürchtig den Kopf und hielt sich den schweißfleckigen Hut vor die Brust. »Diese Schrift ... Ich bin hingerissen.«

So hingerissen war er von den Ansichten, die in diesem noblen Dokument ihren Ausdruck fanden, dass er auf der Stelle seinen Verfasser aufgesucht hatte. Obwohl ihn das plötzliche Eintreffen eines leidenschaftlichen jungen Polen sehr überrascht haben musste, hatte Thomas Jefferson ihn herzlich willkommen geheißen, und die beiden Männer hatten fast einen ganzen Tag mit einer philosophischen Diskussion (auf Französisch) verbracht und waren am Ende gute Freunde geworden.

»Ein großer Mann«, versicherte Kos Jamie ernst und bekreuzigte sich, bevor er sich den Hut wieder aufsetzte. »Gott schütze ihn.«

»*Dieu accorde-lui la sagesse*«, erwiderte Jamie. *Gott schenke ihm Weisheit*. Um Jeffersons Sicherheit machte er sich weniger Sorgen, da dieser ja kein Soldat war.

Kos hatte sich eine dünne dunkle Haarsträhne aus dem Mund gezogen und den Kopf geschüttelt.

»Frau vielleicht, eines Tages, wenn Gott will. Das, was wir hier tun - wichtiger als Frau.«

Sie hatten sich wieder an die Arbeit gemacht, doch Jamie stellte fest, dass sich seine Gedanken fasziniert um dieses Gespräch drehten. Die Vorstellung, dass es besser war, sein Leben mit dem Streben nach einem noblen Ziel zu verbringen, statt einfach nur Sicherheit zu suchen - dem konnte er nur von ganzem Herzen beipflichten. Allerdings mussten solch lautere Absichten doch Männern vorbehalten bleiben, die keine Familien hatten, nicht wahr? Darin lag ein Paradox: Ein Mann, der im Interesse seiner eigenen Sicherheit handelte, war ein Feigling; ein Mann, der die Sicherheit seiner Familie aufs Spiel setzte, war ein Draufgänger, wenn nicht noch Schlimmeres.

Dies führte ihn auf weitere verschlungene Gedankengänge - und zu weiteren interessanten Paradoxen: Verlangsamten Frauen die Entwicklung der Freiheit und anderer gesellschaftlicher Ideale, weil sie um sich und ihre Kinder fürchten? Oder liefern sie die Inspiration für solche Ideale - und die Risiken, die notwendig sind, um sie durchzusetzen -, weil sie das sind, wofür es sich zu kämpfen lohnt? Und das nicht nur zu ihrer Verteidigung, sondern auch, um die Gesellschaft weiterzubringen, weil jeder Mensch sich mehr für seine Kinder wünscht, als er selbst je haben kann.

Er würde Claire fragen müssen, was sie davon hielt,

obwohl er lächeln musste, wenn er sich einige der Dinge vorstellte, die sie denken *würde*, vor allem die Vorstellung, dass Frauen der gesellschaftlichen Weiterentwicklung von Natur aus im Weg waren. Sie hatte ihm von ihren Erlebnissen im Krieg ihrer Zeit erzählt. Hin und wieder äußerte sie sich zwar verächtlich über Helden, aber nur dann, wenn er sich verletzt hatte; sie wusste genau, wozu Männer da waren.

Würde er überhaupt hier sein, wenn sie nicht wäre? Würde er dies dennoch tun, nur um der Ideale der Revolution willen, wenn er die Gewissheit des Sieges nicht besäße? Er musste zugeben, dass nur ein Verrückter, ein Idealist oder ein wahrhaft verzweifelter Mann sonst hier wäre. Jeder Mensch, der bei Verstand war und etwas von Armeen verstand, hätte den Kopf geschüttelt und sich angewidert abgewandt. Es widerte ihn ja oft genug selber an.

Doch er würde es tun - auch wenn er allein wäre. Das Leben eines Mannes musste noch einem anderen Zweck dienen als nur dem, jeden Tag zu essen zu bekommen. Und dies war ein grandioses Ziel - bedeutender vielleicht als irgendeiner der Beteiligten ahnte. Und wenn es ihn das Leben kostete, würde ihn das zwar nicht freuen, doch er würde im Sterben getröstet sein, weil er wusste, dass er mitgeholfen hatte. Und es war ja schließlich nicht so, als würde er seine Frau hilflos zurücklassen; anders als viele andere Ehefrauen würde Claire einen Ort haben, an den sie gehen konnte, wenn ihm etwas zustieß.

Wieder schwamm er im Fluss und ließ sich auf dem Rücken treiben, während er über diese Dinge nachdachte, als er das Keuchen hörte. Es war das Aufkeuchen einer Frau, und er stellte augenblicklich die Füße auf den Boden, sodass ihm das nasse Haar ins Gesicht hing. Als er es zurückschob, sah er Rachel Hunter am Ufer stehen, beide Hände fest vor die Augen gepresst und jede Faser ihres Körpers so angespannt, dass sie die Bestürzung in Person zu sein schien.

»Habt Ihr mich gesucht, Rachel?«, fragte er und wischte sich das Wasser aus den Augen, um die Uferstelle wiederzufinden, an der er seine Kleider liegen gelassen hatte. Wieder keuchte sie auf und wandte ihm das Gesicht zu, die Hände immer noch vor den Augen.

»Freund James! Deine Frau hat gesagt, dass ich dich hier finden würde. Ich bitte um Verzeihung, dass ich - Bitte! Komm sofort aus dem Wasser!« Ihre Not überwältigte sie, und sie ließ die Hände sinken, um sie dann flehend nach ihm auszustrecken, ohne jedoch die Augen zu öffnen.

»Was -«

»Denny! Die Briten haben ihn erwischt!«

Kälte schoss ihm durch die Adern, viel kälter als der Wind auf seiner blanken, nassen Haut.

»Wo denn? Wie? Ihr könnt jetzt hinsehen«, fügte er hinzu und knöpfte sich hastig die Hose zu.

»Er ist zusammen mit einem anderen Mann losgezogen, um sich als Deserteur auszugeben.« Er stand jetzt neben

ihr am Ufer, das Hemd über dem Arm, und sah, dass sie die Brille ihres Bruders in der Schürzentasche stecken hatte; immer wieder wanderte ihre Hand dorthin. »Ich habe ihm gesagt, er soll es lassen, wirklich!«

»Das habe ich ihm auch gesagt«, sagte Jamie grimmig.
»Seid Ihr sicher, Kleine?«

Sie nickte leichenblass. Ihre Augen waren riesig, doch sie weinte - noch - nicht.

»Der andere Mann - er ist gerade zurückgekommen und hat mich sofort gesucht. Er - Es war Pech, hat er gesagt; sie wurden zu einem Major gebracht, und es war derselbe Mann, der Denny schon beim letzten Mal gedroht hat, ihn zu hängen! Der andere Mann ist losgerannt und entwischt, aber Denny haben sie gefangen, und diesmal, diesmal ...«
Sie schnappte heftig nach Luft und konnte vor Angst kaum sprechen. Er legte ihr die Hand auf den Arm.

»Sucht den anderen Mann und schickt ihn zu meinem Zelt, damit er mir genau sagen kann, wo Euer Bruder ist. Ich gehe lan suchen, und dann holen wir ihn zurück.« Er drückte ihr sacht den Arm, damit sie ihn ansah, und das tat sie auch, obwohl er das Gefühl hatte, dass sie ihn in ihrer Panik kaum wahrnahm.

»Keine Sorge. Wir holen ihn Euch zurück«, wiederholte er sanft. »Ich schwöre es bei Christus und seiner Mutter.«

»So dürft Ihr nicht schwö- oh, zum Teufel damit!«, rief sie - und schlug sich die Hand vor den Mund. Sie schloss die Augen und schluckte, dann zog sie sie wieder fort.

»Danke«, sagte sie.

»Gern«, sagte er und warf einen Blick auf die sinkende Sonne. Hängten die Briten ihre Gefangenen lieber bei Sonnenuntergang oder bei Tagesanbruch? »Wir holen ihn zurück«, sagte er noch einmal entschlossen. *Tot oder lebendig.*

DER KOMMANDANT HATTE IM MITTELPUNKT DES FELDLAGERS EINEN GALGEN errichtet. Er war grob aus nicht entrindeten Baumstämmen und ungehobelten Brettern zusammengezimmert, und die Löcher und Schrammen rings um die Nägel ließen darauf schließen, dass man ihn schon mehrfach auseinandergenommen und transportiert hatte. Doch er sah zweckdienlich aus, und beim Anblick der baumelnden Schlinge wurde Jamie heiß und kalt.

»Wir haben einmal zu oft Deserteur gespielt«, flüsterte Jamie seinem Neffen zu. »Oder vielleicht auch dreimal.«

»Meinst du, er ist schon einmal benutzt worden?«, erwiderte Ian und spähte aus ihrem Versteck zwischen den Eichenschösslingen auf das gespenstische Konstrukt hinunter.

»Er würde sich nicht so viel Arbeit machen, nur um den Leuten Angst zu einzujagen.«

Ihm jagte der Galgen Angst ein, große Angst. Er wies Ian nicht auf die Stelle neben dem Fuß des Stützbalkens hin, wo verzweifelt um sich schlagende Füße kleine Stückchen aus der Rinde getreten hatten. Der improvisierte Galgen

war nicht hoch genug, als dass sich ein Mann schon beim Sturz das Genick gebrochen hätte; wer daran gehängt wurde, wurde langsam erwürgt.

Instinktiv fasste er sich abwehrend an den Hals und hatte plötzlich Roger Macs verstümmelte Kehle und ihre hässliche, rohe Narbe vor dem inneren Auge stehen. Noch deutlicher war die Erinnerung an den Schmerz, der ihn überwältigt hatte, als er ankam, um Roger Mac von dem Baum zu holen, an dem sie ihn gehängt hatten, wohl wissend, dass er tot war und die Welt nie mehr dieselbe sein würde. So war es auch gewesen, obwohl Roger nicht gestorben war.

Nun, Rachel Hunters Welt würde bleiben, wie sie war. Es war noch nicht zu spät, das war das Wichtigste. Das sagte er auch zu Ian, der ihm zwar nicht antwortete, ihm aber einen kurzen, überraschten Blick zuwarf.

Woher weißt du das?, sagte dieser Blick nicht minder deutlich als jedes Wort. Er zuckte mit der Schulter und wies mit dem Kopf hügelabwärts zu einer Stelle, an der ihnen ein mit Moos und Bärentrauben bewachsener Felsvorsprung Deckung geben würde. Sie setzten sich lautlos in Bewegung, geduckt, im langsamen Rhythmus des Waldes. Es herrschte Zwielicht, und die Welt war voller Schatten; es war keine Zauberei, noch zwei hinzuzufügen.

Er wusste, dass sie Denny Hunter noch nicht gehängt hatten, weil er schon mehrfach mit angesehen hatte, wie Männer gehängt wurden. Eine Exekution hinterließ Spuren in der Luft, und sie zeichnete die Seelen derer, die Zeugen

gewesen waren.

Das Lager war ruhig. Nicht buchstäblich - die Soldaten lärmten munter vor sich hin, und das war gut so -, sondern, was die allgemeine Atmosphäre betraf. Weder herrschte hier furchtsame Bedrückung noch die krankhafte Erregung, die aus derselben Quelle entsprang; so etwas konnte man spüren. Also war Denny Hunter entweder hier, und zwar lebendig - oder man hatte ihn anderswo hingeschickt. Wenn er hier war, wo war er wohl?

Irgendwo eingesperrt und unter Bewachung. Dies war kein permanentes Feldlager; es gab keinen Kerker. Doch es war ein großes Lager, und sie brauchten eine ganze Weile dazu, es zu umrunden und zu prüfen, ob Hunter vielleicht irgendwo im Freien an einen Baum gebunden oder mit Handschellen an einen Wagen gefesselt war. Doch er war nirgendwo in Sicht. Damit blieben also nur die Zelte.

Es gab vier große Zelte, von denen eines eindeutig den Proviantmeister beherbergte; es stand ein wenig abseits und war von mehreren Wagen umgeben. Außerdem strömten dort ständig Männer ein und aus und kamen mit Säcken voller Mehl oder getrockneter Erbsen zum Vorschein. Kein Fleisch, obwohl er riechen konnte, dass an einigen Lagerfeuern Kaninchen oder Eichhörnchen zubereitet wurden. Die deutschen Deserteure hatten also recht gehabt; das Heer ernährte sich, so gut es konnte, von dem, was das Land hergab.

»Das Kommandeurszelt?«, flüsterte ihm Ian zu. Es war

nicht zu übersehen mit seinen Standarten und der Traube von Männern, die dicht vor dem Eingang stand.

»Das will ich nicht hoffen.« Natürlich würden sie Denny Hunter zum Verhör vor den Kommandanten gebracht haben. Und wenn er noch Zweifel an Hunters Glaubwürdigkeit hatte, hatte er ihn möglicherweise in der Nähe behalten, um ihn noch einmal genauer zu befragen.

Doch wenn seine Entscheidung bereits gefallen war - und davon war Rachel ja überzeugt gewesen -, würde er ihn nicht dort behalten. Man würde ihn unter Bewachung an einen Ort geschickt haben, an dem er seine Vergeltung erwartete. Unter Bewachung und außer Sichtweite, obwohl Jamie bezweifelte, dass der britische Kommandant einen Rettungsversuch befürchtete.

»Eins-zwei-drei-vier-fünf-sechs-sieben«, murmelte er vor sich hin und ließ dabei einen Finger zwischen den beiden verbleibenden Zelten hin und her zucken. Ein Wachtposten mit einer Muskete stand mehr oder weniger dazwischen; unmöglich zu sagen, welches er bewachen sollte. »Das da.« Er hob das Kinn, um auf das rechte Zelt zu deuten, doch dann spürte er, wie lan an seiner Seite erstarrte.

»Nein«, sagte lan leise und blickte wie gebannt zu den Zelten hinüber. »Das andere.«

Etwas Merkwürdiges lag in lans Stimme, und überrascht richtete Jamie den Blick zuerst auf ihn, dann auf das Zelt.

Zunächst war sein einziger Gedanke ein flüchtiges Gefühl der Verwirrung. Dann veränderte sich die Welt.

Es herrschte Zwielicht, doch sie waren jetzt höchstens noch fünfzig Meter entfernt; es konnte kein Irrtum sein. Er hatte noch jeden Moment in Erinnerung, den er je mit dem Jungen verbracht hatte: seine Haltung, seine flinken, eleganten Bewegungen - *die hat er von seiner Mutter*, dachte er wie betäubt, als er sah, wie die Hand des hochgewachsenen jungen Offiziers eine Geste vollführte, die Geneva Dunsany war, wie sie liebte und lebte -, die Form seines Rückens, seines Kopfes und seiner Ohren, obwohl sich die schmalen Schultern jetzt endgültig zu denen eines Mannes ausgewachsen hatten. *Meine*, dachte er und wurde von einem Stolz durchspült, der ihn mindestens genauso sehr schockierte, wie es Williams plötzliches Auftauchen getan hatte. *Das sind meine*.

Sosehr ihn diese Gedanken auch erschütterten, sie benötigten weniger als eine halbe Sekunde, um ihm durch den Kopf und wieder hinauszuschießen. Ganz langsam atmete er ein und wieder aus. Das Feldlager begann mit den Vorbereitungen für das Abendessen. Besser, wenn sie handelten, auch ohne den Schutz der Dunkelheit.

»*Ich* muss es tun, aye?« Ian packte ihn beim Handgelenk, um ihn zur Konzentration zu zwingen. »Willst du sie vorher oder hinterher ablenken?«

»Hinterher.« Er hatte darüber nachgedacht, während sie auf das Lager zuschlichen, und seine Entscheidung war gefallen, als hätte ein anderer sie getroffen. »Besser, wenn wir ihn im Stillen fortschaffen können. Versuch das, und wenn es nicht geht, dann schrei.«

Ian nickte, und ohne ein weiteres Wort legte er sich auf den Bauch und begann, sich verstohlen durch das Gebüsch zu winden. Nach der Hitze des Tages war der Abend kühl und angenehm, doch Jamies Hände fühlten sich eisig an, und er legte sie um den tönernen Bauch des kleinen Feuertöpfchens, das er aus ihrem Lager mitgenommen und unterwegs mit trockenen Stöckchen genährt hatte. Es zischte leise vor sich hin, während es ein vertrocknetes Stück Hickoryholz verzehrte. Es war weder zu sehen noch zu riechen, weil der Dunst der Lagerfeuer zwischen den Bäumen hing und die blutrünstigen Mücken vertrieb, Gott und seiner Mutter sei Dank.

Während er sich über seine Nervosität wunderte - das war ihm gar nicht ähnlich -, fasste er an seinen Sporran, um sich noch einmal zu vergewissern, dass sich der Korken der Terpentinflasche nicht gelöst hatte, obwohl er eigentlich wusste, dass es nicht so war; das hätte er gerochen.

Die Pfeile in seinem Köcher verrutschten, als er sich bewegte, und ihre gefiederten Enden raschelten. Er war in Schussweite des Kommandeurszeltes, konnte die Leinwand in Sekunden entflammen lassen, wenn Ian aufschrie. Wenn nicht ...

Wieder setzte er sich in Bewegung, und sein Blick suchte den Boden nach einer geeigneten Stelle ab. Es gab zwar reichlich trockenes Gras, doch es würde zu schnell herunterbrennen, wenn es der einzige Brennstoff blieb. Er wollte zwar ein schnelles Feuer, aber gleichzeitig ein großes.

Die Soldaten hatten den Wald mit Sicherheit schon nach Brennholz abgesucht, doch er erspähte einen herabgefallenen Fichtenstumpf, der zu schwer war, um ihn davonzutragen. Die unteren Zweige waren zwar entfernt worden, doch es waren noch genug übrig, und sie waren voller trockener Nadeln, die der Wind noch nicht mitgenommen hatte. Langsam wich er gerade so weit zurück, dass er sich schnell wieder nähern konnte, und trug dann armweise trockenes Gras und abgeschabte Rinde von einem umgestürzten Baumstamm zusammen, alles, was sich als Zunder benutzen ließ.

Brandpfeile im Kommandeurszelt würden zwar spontane Aufmerksamkeit erregen, doch sie würden auch allgemeinen Alarm auslösen; die Soldaten würden aus dem Lager schwärmen wie die Hornissen und nach Angreifern suchen. Ein Grasfeuer, nein. So etwas kam immer wieder vor, und es würde zwar für Ablenkung sorgen, doch niemand würde sich weiter umsehen, wenn erst feststand, dass es keine verdächtige Ursache hatte.

Ein paar Minuten, und sein Ablenkungsmanöver war bereit. Er war so beschäftigt gewesen, dass er nicht einmal daran gedacht hatte, noch einmal nach seinem Sohn zu sehen.

»Du gottverdammter Lügner, Jamie Fraser«, murmelte er und richtete den Blick auf die Zelte.

William war fort.

DIE SOLDATEN SASSEN BEIM ABENDESSEN; FRÖHLICHE GESPRÄCHE UND ESSENSLÄRM

überdeckten jedes leise Geräusch, das Ian machte, während er langsam um das linke Zelt herumging. Wenn ihn jemand sah, würde er auf Mohawk antworten und behaupten, ein Kundschafter aus Burgoynes Lager zu sein, der Neuigkeiten mitbrachte. Bis sie ihn zum Kommandeur gebracht hatten, würde er sich entweder eine schöne, pittoreske Neuigkeit ausdenken - oder schreien und sich freikämpfen, während sie durch die Brandpfeile abgelenkt waren.

Doch das würde Denny Hunter nicht helfen, und so war er vorsichtig. Es gab zwar Feldwachen, doch er und Onkel Jamie hatten sie lange genug beobachtet, um ihren Rhythmus auszumachen und den toten Punkt zu erkennen, an dem ihnen die Bäume die Sicht verstellten. Er wusste, dass er hinter dem Zelt nicht zu sehen war, es sei denn, jemand, der zum Pinkeln in den Wald ging, stolperte über ihn.

Am Boden des Zeltes stand eine Lücke offen, und im Inneren brannte eine Kerze; auf der Leinwand glühte ein dumpfer Fleck im Zwielflicht. Er beobachtete die Lücke, sah aber keinen Schatten, der sich bewegte. Also gut.

Er legte sich hin und schob vorsichtig eine Hand hinein. Er tastete sich auf dem nackten Boden vor und hoffte, dass ihm niemand im Inneren des Zeltes auf die Hand treten würde. Wenn er ein Feldbett finden konnte, konnte er sich unter der Zeltwand hindurchwinden und sich darunterlegen.

Wenn - etwas berührte seine Hand, und er biss sich fest auf die Zunge.

»Bist du Freund oder Feind?«, flüsterte Dennys Stimme. Ian konnte den hockenden Schatten des Quäkers verschwommen auf der Leinwand sehen, und Denny nahm ihn fest bei der Hand.

»Aye, ich bin es«, erwiderte er flüsternd. »Ruhig. Macht Platz.«

Denny bewegte sich, und Ian hörte Metall klirren. Verdammt, die Mistkerle hatten ihm Eisen angelegt. Er presste die Lippen zusammen und glitt unter der Zeltkante hindurch.

Denny begrüßte ihn lautlos, und Hoffnung und Alarm ließen sein Gesicht aufleuchten. Der kleine Quäker hob die Hände und wies kopfnickend auf seine Füße. Alles in Eisen. Himmel, sie hatten wirklich vor, ihn zu hängen.

Ian beugte sich zu Denny hinüber, um ihm ins Ohr zu flüstern.

»Ich gehe zuerst. Legt Euch dort hin, so leise Ihr könnt und so dicht Ihr könnt.« Er wies mit dem Kinn zur Rückseite des Zeltes. »Bewegt Euch nicht selbst; ich ziehe Euch heraus.« Dann würde er sich Denny über die Schultern legen wie ein totes Reh, und ab in den Wald, wo ein Eulenruf Onkel Jamie wissen lassen würde, dass es Zeit war, das Feuer zu legen.

Es war unmöglich, einen Mann in Ketten völlig lautlos zu transportieren, doch mit etwas Glück würde das Schaben

der Löffel auf dem Blechgeschirr und das Gespräch der Soldaten jedes verirrte Klirren übertönen. Er zog das Zeltleinen vor, so weit er konnte, griff darunter und packte Denny fest bei den Schultern. Der kleine Kerl war schwerer als er aussah, doch Ian zog seinen Oberkörper ohne große Schwierigkeiten aus dem Zelt. Schwitzend rückte er zur Seite und langte erneut in das Zelt, um Dennys Fußgelenke zu packen. Dabei wickelte er sich die Kette um das Handgelenk, damit sie nicht über den Boden schleifte.

Ian hörte kein Geräusch, doch sein Kopf fuhr hoch, bevor ihm sein Verstand auch nur mitteilen konnte, dass sich die Luft neben ihm auf eine Weise bewegt hatte, die bedeutete, dass dort jemand stand.

»Psst!«, sagte er automatisch, ohne zu wissen, ob er Denny meinte oder den hochgewachsenen Soldaten, der hinter ihm aus dem Wald getreten war.

»Was zum Teufel -«, begann der Soldat mit verblüffter Stimme. Er beendete die Frage nicht, sondern kam auf Ian zu und griff nach seinem Handgelenk.

»Wer seid Ihr und was macht Ihr - Guter Gott, wo kommt Ihr denn her?« William, der Soldat, starrte Ian ins Gesicht, und Ian dankte Gott flüchtig für die Tatsache, dass sein anderes Handgelenk durch Dennys Kette bewegungsunfähig war, denn sonst wäre William jetzt schon tot gewesen. Und das hätte er Onkel Jamie nicht gern erzählt.

»Er ist hier, um mir zur Flucht zu verhelfen, Freund William«, sagte Denny Hunter ungerührt im Schatten auf

dem Boden hinter Ian. »Es wäre sehr gütig, wenn du ihn nicht daran hindern würdest, obwohl ich es verstehe, wenn dich die Pflicht dazu zwingt.«

Williams Kopf fuhr wild herum, dann blickte er zu Boden. Wären die Umstände weniger dramatisch gewesen, hätte Ian über sein Mienenspiel gelacht, das sich während der Dauer eines Herzschlags mehrfach änderte. William schloss einen Moment die Augen, dann öffnete er sie wieder.

»Sagt nichts«, sagte er knapp. »Ich will es nicht hören.« Er hockte sich neben Ian, und gemeinsam hatten sie Denny in Sekunden aus dem Zelt gezogen. Ian holte tief Luft, hob die Hände an den Mund und stieß einen Eulenruf aus, dann wartete er einen Moment und wiederholte ihn. William starrte ihn mit einer Mischung aus Verwunderung und Wut an. Dann schob Ian Denny seine Schulter in die Taille, William hob ihn hoch, und mit einem verblüfften Grunzlaut und leisem Eisenklirren legte er sich den Arzt über die Schultern.

Williams Hand schloss sich um Ians Unterarm, und sein Kopf, ein dunkles Oval im letzten Licht, wies mit einem Ruck zum Wald.

»Links«, flüsterte er. »Rechts sind Latrinengräben. Zwei Posten nach hundert Metern.« Er drückte fest zu und ließ los.

»Möge dir Gottes Licht leuchten, Freund William«, flüsterte Denny atemlos an Ians Ohr vorbei, doch Ian hatte sich schon in Bewegung gesetzt und wusste nicht, ob

William es noch gehört hatte. Wahrscheinlich war es ja auch nicht wichtig.

Eine Minute später hörte er hinter sich im Lager die ersten »Feuer!«-Rufe.

... KEINEN BESSEREN BEGLEITER ALS DIE BÜCHSE...

15. September 1777

Anfang September hatten wir das Hauptheer erreicht, das in der Nähe der Ortschaft Saratoga am Ufer des Hudson kampierte. General Horatio Gates, der das Kommando hatte, empfing die bunt zusammengewürfelte Schar von Flüchtlingen und Milizionären mit großer Freude. Ausnahmsweise war die Armee hinlänglich mit allem Nötigen versorgt, und so gab man uns Kleider und ordentliches Essen - und gestattete uns aus Respekt vor Jamies Status als Milizoberst den bemerkenswerten Luxus eines kleinen Zelttes, obwohl er gar keine Männer hatte.

So wie ich Jamie kannte, war ich mir einigermaßen sicher, dass dieser Zustand nicht lange anhalten würde. Vorerst war ich jedoch entzückt, tatsächlich ein Feldbett zum Schlafen zu haben, einen kleinen Tisch zum Essen - und vor allem darüber, dass ich regelmäßig etwas Essbares *auf* diesen Tisch bringen konnte.

»Ich habe ein Geschenk für dich, Sassenach.« Jamie ließ den Beutel mit einem angenehm fleischig klingenden Geräusch und einem Hauch von frischem Blutgeruch auf den Tisch plumpsen. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

»Was ist es denn? Vögel?« Es waren keine Enten oder

Gänse; diese rochen unverwechselbar nach Körperölen, Federn und zerfallenden Wasserpflanzen. Aber vielleicht Reb- oder Moorrühner ... Ich schluckte bei dem Gedanken an eine Taubenpastete.

»Nein, ein Buch.« Er zog ein kleines, in einen Wachstuchfetzen gewickeltes Päckchen aus dem prall gefüllten Sack und legte es mir stolz in die Hand.

»Ein Buch?«, sagte ich verständnislos.

Er nickte ermunternd.

»Aye. Auf Papier gedruckte Worte, erinnerst du dich noch? Ich weiß ja, dass es lange her ist.«

Ich funkelte ihn an, versuchte, mein Magenknurren zu ignorieren, und öffnete das Päckchen. Es war ein abgenutztes, taschengroßes Exemplar von *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman - Band I*, und trotz meiner Verstimmung, weil man mir Literatur statt etwas Essbarem präsentierte, wurde ich neugierig. Es *war* lange her, dass ich zuletzt ein gutes Buch in der Hand gehabt hatte, und dies war eine Geschichte, von der ich zwar gehört hatte, die ich aber noch nicht gelesen hatte.

»Sein Besitzer muss sehr daran gehangen haben«, sagte ich und drehte das Büchlein behutsam in meinen Händen hin und her. Der Buchrücken war beinahe durchgescheuert, und die Ränder des Ledereinbands waren blank gerieben. Mir kam ein schrecklicher Gedanke.

»Jamie ... du hast ... das Buch ... doch nicht von einem, äh, einem *Toten*, oder?« Gefallenen Feinden die Waffen,

die Ausrüstung und brauchbare Kleidungsstücke abzunehmen, galt nicht als Plünderung; es war eine unangenehme Notwendigkeit. Dennoch ...

Doch er schüttelte den Kopf, während er weiter in der Tasche herumgrub.

»Nein, ich habe es an einem Bachufer gefunden. Auf der Flucht fallen gelassen, vermute ich.«

Nun, das war besser, obwohl ich mir sicher war, dass der Mann, der es hatte fallen lassen, den Verlust seines treuen Begleiters bedauerte. Ich schlug das Buch irgendwo auf und kniff angesichts der kleinen Schrift die Augen zusammen.

»Sassenach.«

»Hmm?« Aus dem Text gerissen, blickte ich auf und sah, dass mich Jamie mit einer Mischung aus Mitgefühl und Belustigung betrachtete.

»Du brauchst eine Brille, nicht wahr?«, sagte er. »Das wusste ich gar nicht.«

»Unsinn!«, sagte ich, obwohl mein Herz einen kleinen Satz tat. »Ich sehe wunderbar.«

»Oh, aye?« Er trat an meine Seite und nahm mir das Buch aus der Hand. Er schlug es in der Mitte auf und hielt es dicht vor mich hin. »Lies das.«

Ich lehnte mich zurück, und er folgte mir.

»Hör auf damit!«, sagte ich. »Wie soll ich denn etwas lesen, wenn du es so dicht vor mich hinhältst?«

»Dann halt still«, sagte er und hielt das Buch wieder etwas weiter weg. »Kannst du die Buchstaben schon erkennen?«

»Nein«, sagte ich gereizt. »Weiter weg. Weiter. Nein, noch weiter!«

Und schließlich war ich gezwungen zuzugeben, dass ich die Buchstaben nicht scharf sehen konnten, wenn ich sie dichter als einen halben Meter vor den Augen hatte.

»Nun ja, die Schriftgröße ist *sehr* klein!«, sagte ich verlegen und bestürzt. Mir war natürlich bewusst gewesen, dass ich nicht mehr so scharf sehen konnte wie früher, doch so gnadenlos damit konfrontiert zu werden, dass ich zwar noch nicht so blind war wie eine Fledermaus, aber doch mindestens so kurzsichtig wie ein Maulwurf, brachte mich ein wenig aus der Fassung.

»Caslon, zwölf Punkt«, sagte Jamie, der den Text mit dem Auge des Schriftsetzers betrachtete. »Ich würde zwar sagen, die Zeilendurchschüsse sind fürchterlich, und die Buchstabenabstände sind nur halb so groß, wie sie sein sollten. Trotzdem -« Er schlug das Buch zu und sah mich mit hochgezogener Augenbraue an. »Du brauchst eine Brille, *a nighean*«, wiederholte er sanft.

»Hmpf!«, sagte ich. Und griff instinktiv nach dem Buch, öffnete es und reichte es ihm. »Dann - lies es doch selbst, ja?«

Mit überraschter und etwas argwöhnischer Miene ergriff er das Buch und schaute hinein. Streckte den Arm ein

wenig aus. Und noch ein wenig. Mit derselben Mischung aus Belustigung und Mitgefühl sah ich ihm zu, bis er das Buch beinahe auf Armeslänge von sich hielt und las: »So dass das Leben des Schriftstellers, ganz gleich, was er sich selber vorstellte, weniger ein Zustand der Komposition als vielmehr ein Zustand der Kriegsführung war, in dem er sich genau so bewähren musste wie jeder andere Kämpfer auf der Erde - und dabei genau wie jener nicht halb so sehr von seinem GEIST abhängig war wie vielmehr von seiner WIDERSTANDSKRAFT.«

Er schloss es und sah mich mit verzogenem Mund an.

»Aye, nun ja«, sagte er. »Immerhin kann ich noch schießen.«

»Und ich kann meine Kräuter am Geruch auseinanderhalten«, sagte ich und lachte. »Zum Glück. Ich glaube nämlich nicht, dass es diesseits von Philadelphia einen Brillenmacher gibt.«

»Nein, da hast du wohl recht«, sagte er reumütig. »Aber wenn wir in Edinburgh sind, kenne ich genau den richtigen Mann. Ich kaufe dir eine Schildpattbrille für die Wochentage, Sassenach, und eine mit Goldrand für sonntags.«

»Und damit soll ich dann wohl die Bibel lesen, wie?«, erkundigte ich mich.

»Oh, nein«, sagte er, »nur zum Angeben. Schließlich« - er ergriff meine Hand, die nach Dillkraut und Koriander roch, hob sie an den Mund und fuhr mir sanft mit der

Zungenspitze über die Lebenslinie in meiner Handfläche - »brauchst du für die wichtigen Dinge ohnehin nur den Tastsinn, aye?«

WIR WURDEN DURCH EIN HÜSTELN IM ZELTEINGANG UNTERBROCHEN, UND als ich mich umwandte, sah ich einen kräftigen Mann, der aussah wie ein Bär und das graue Haar lose auf den Schultern trug. Er hatte ein freundliches Gesicht, durch dessen Oberlippe sich eine Narbe zog, und einen gelassenen, aber scharfen Blick, der sofort auf den Beutel auf dem Tisch fiel.

Ich erstarrte ein wenig; das Plündern von Farmen war streng verboten, und Jamie hatte die Hühner zwar im Wald erwischt, doch das war unmöglich zu beweisen. Und obwohl dieser Herr bequeme Jagdkleidung trug, drückte seine Haltung doch die unmissverständliche Autorität eines Offiziers aus.

»Ihr seid Oberst Fraser?«, wandte er sich kopfnickend an Jamie und hielt ihm die Hand entgegen. »Daniel Morgan.«

Ich kannte den Namen, obwohl ich - aus einer Fußnote in Briannas Geschichtsbuch - nicht mehr über Daniel Morgan wusste, als dass er ein viel gepriesener Schütze war. Das nützte mir jedoch nicht viel, weil es allgemein bekannt war; das ganze Lager hatte vor Neugier vibriert, als er Ende August mit ein paar Männern zu uns gestoßen war.

Jetzt wanderte sein Blick neugierig zu *mir* und dann wieder zu den Beutel mit den Hühnern, der mit anklagenden Federbüscheln gespickt war.

»Wenn Ihr gestattet, Ma'am«, sagte er, und ohne meine Erlaubnis abzuwarten, ergriff er den Beutel und zog ein totes Huhn heraus. Der Hals des Vogels hing schlaff herunter, und der Kopf hatte dort, wo das Auge - oder die Augen - gewesen war, ein großes, blutiges Loch. Morgans narbiger Mund verzog sich zu einem tonlosen Pfeifen, und er blickte scharf zu Jamie auf.

»War das Absicht?«, fragte er.

»Ich schieße immer ins Auge«, erwiderte Jamie höflich.
»Will das Fleisch ja nicht verderben.«

Ein Grinsen breitete sich über Oberst Morgans Gesicht aus, und er nickte. »Kommt mit mir, Mr. Fraser. Und bringt Eure Büchse mit.«

AN DIESEM ABEND ASSEN WIR AN DANIEL MORGANS LAGERFEUER, UND DIE Männer - die Bäuche voller Hühnereintopf - hoben ihre Bierbecher und stießen lautstark auf das neue Mitglied ihrer Elitetruppe an. Ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mich unter vier Augen mit Jamie zu unterhalten, seit ihn Morgan heute Nachmittag entführt hatte, und fragte mich doch sehr, was er davon hielt, dass man ihn derart umjubelte. Doch er schien sich unter den Schützen wohlfühlen, auch wenn er Morgan hin und wieder mit einem Ausdruck ansah, der bedeutete, dass seine Entscheidung noch nicht gefallen war.

Ich für meinen Teil war außerordentlich erfreut. Gewehrscützen kämpften von Natur aus in gebührendem

Abstand - einem Abstand, der oftmals viel größer war als die Reichweite einer Muskete. Zudem waren sie von großem Wert, und kein Kommandeur setzte ihr Leben im Nahkampf aufs Spiel. Natürlich war kein Soldat sicher, doch in manchen Truppenteilen war die Sterblichkeitsrate nun einmal höher - und ich hatte zwar akzeptiert, dass Jamie ein geborener Spieler war, doch mir war es immer lieb, wenn er mit den bestmöglichen Chancen antrat.

Einige der Gewehrschützen zählten zu den *Langen Jägern*, andere bezeichneten sich als Bergläufer und hatten daher keine Frauen dabei. Andere hingegen schon, und ich begann meine Bekanntschaft mit den Frauen, indem ich das Baby bewunderte, das eine von ihnen dabei hatte.

»Mrs. Fraser?«, sagte eine ältere Dame und setzte sich neben mich auf den Baumstamm. »Seid Ihr die Kräuterfrau?«

»Das bin ich«, antwortete ich freundlich. »Man nennt mich die Weiße Hexe.« Das hielt sie ein wenig auf Abstand, doch das Verbotene besaß eine starke Anziehungskraft - und was konnte ich schon inmitten eines Heerlagers tun, umringt von ihren bis an die Zähne bewaffneten Männern und Söhnen?

Innerhalb von Minuten erteilte ich Ratschläge zu allen erdenklichen Problemen, vom Menstruationskrampf bis hin zur Kolik. Mein Blick fiel auf Jamie, der angesichts meiner Popularität grinsen musste, und ich winkte ihm verstohlen zu, bevor ich mich wieder an meine Zuhörerinnen wandte.

Die Männer setzten natürlich ihr Trinkgelage fort. Hin und wieder brachen sie in schallendes Gelächter aus, dann senkten sich die Stimmen, wenn einer der Männer eine Geschichte erzählte, und dann wiederholte sich der Kreislauf. Doch an einem Punkt änderte sich die ganze Atmosphäre so plötzlich, dass ich mein Gespräch über Windelausschläge abbrach und zum Feuer hinüberblickte.

Daniel Morgan erhob sich umständlich, und die Männer beobachteten ihn spürbar erwartungsvoll. Würde er eine Rede halten, um Jamie willkommen zu heißen?

»Ach, du lieber Himmel«, sagte Mrs. Graham an meiner Seite. »Er tut es schon wieder.«

Mir blieb keine Zeit zu fragen, was genau er tat, als er es auch schon tat.

Er schlenderte in den Mittelpunkt der Runde, wo er schwankend wie ein alter Bär stehen blieb. Sein langes graues Haar wehte im Luftzug des Feuers, und seine Augenwinkel kräuselten sich freundlich. Doch ich sah, dass sein Blick auf Jamie gerichtet war.

»Ich muss Euch etwas zeigen, Mr. Fraser«, sagte er so laut, dass auch die letzten Frauen, die sich noch unterhalten hatten, verstummten, und sich alle Blicke auf ihn richteten. Er griff nach dem Saum seines langen Hemdes und zog es sich über den Kopf. Er ließ es zu Boden fallen, breitete die Arme aus wie eine Ballerina und drehte sich langsam auf der Stelle.

Alles schnappte nach Luft, obwohl es die meisten Mrs.

Grahams Bemerkung zufolge ja schon gesehen haben mussten. Sein Rücken war vom Hals bis zur Taille mit Narben überzogen. Alte Narben, gewiss - doch er hatte nicht einen Quadratzentimeter ungezeichneter Haut auf seinem massiven Rücken. Selbst ich war schockiert.

»Das waren die Briten«, sagte er im Konversationston. Dann wandte er sich wieder um und ließ die Arme sinken. »Haben mir vierhundertneunundneunzig Hiebe verpasst. Ich habe mitgezählt.« Die Runde brach in Gelächter aus, und er grinste. »Eigentlich sollten es fünfhundert sein, aber er hat einen vergessen. Ich hab's ihm nicht gesagt.«

Weiteres Gelächter. Offensichtlich gab er diese Vorstellung häufiger, doch seine Zuhörer liebten sie. Als er fertig war, erschollen Beifallsrufe, man prostete ihm zu, und er setzte sich - immer noch mit nacktem Oberkörper - neben Jamie, das zusammengeknüllte Hemd beiläufig in der Hand.

Jamies Gesicht verriet nicht das Geringste - doch ich sah, dass sich die Anspannung seiner Schultern gelockert hatte. Offenbar hatte er seine Entscheidung in Bezug auf Dan Morgan jetzt gefällt.

JAMIE HOB DEN DECKEL VON MEINEM KLEINEN EISENTOPF, UND SEINE MIENE war irgendwo zwischen Vorsicht und Hoffnung angesiedelt.

»Nicht essbar«, teilte ich ihm mit - unnötigerweise, denn er hatte zu keuchen begonnen wie jemand, dessen Schleimhäute unabsichtlich mit Rettichsaft in Berührung gekommen waren.

»Das will ich auch hoffen«, sagte er und rieb sich hustend die Augen. »Himmel, Sassenach, das ist ja noch schlimmer als sonst. Hast du vor, jemanden zu vergiften?«

»Ja, *Plasmodium vivax*. Deck den Topf wieder zu.« Ich war dabei, einen Sud aus Chinarinde und Gallbeeren zur Behandlung von Malaria zu kochen.

»*Haben* wir denn etwas zu essen?«, fragte er klagend und setzte den Deckel wieder auf den Topf.

»Das haben wir.« Ich griff in das mit einem Tuch abgedeckte Eimerchen zu meinen Füßen und holte triumphierend eine Fleischpastete hervor, deren goldene Kruste vor Schmalz glänzte.

Seine Gesicht nahm die Miene eines Israeliten beim Anblick des Gelobten Landes an, und er streckte die Hände aus und nahm die Pastete mit gebührendem Respekt entgegen, der sich jedoch im nächsten Moment zerstreute, als er kräftig hineinbiss.

»Woher hast du das?«, fragte er, nachdem er einige Sekunden selig vor sich hin gekaut hatte. »Gibt es noch mehr davon?«

»Ja. Eine freundliche Prostituierte namens Daisy hat sie mir gebracht.«

Er hielt inne und untersuchte die Pastete kritisch auf eventuelle Spuren ihrer Herkunft, doch dann biss er achselzuckend wieder zu.

»Möchte ich hören, was du für sie getan hast, Sassenach?«

»Wahrscheinlich nicht beim Essen. Hast du Ian gesehen?«

»Nein.« Die Knappheit dieser Antwort hätte darin begründet liegen können, dass er gerade kaute, doch ich merkte, dass sein Verhalten etwas Ausweichendes annahm. Ich hielt inne und musterte ihn.

»*Weißt* du denn, wo Ian ist?«

»Mehr oder weniger.« Er hielt den Blick fest auf sein Pastetchen gerichtet und bestätigte damit meinen Verdacht.

»Möchte ich hören, was er im Schilde führt?«

»Nein, das möchtest du nicht«, sagte er entschlossen.

»O Gott.«

NACHDEM SICH IAN MURRAY DAS HAAR SORGFÄLTIG MIT BÄRENFETT EINGESCHMIERT und mit zwei Truthahnfedern verziert hatte, zog er das Hemd aus, ließ es zusammengerollt gemeinsam mit seinem zerschissenen Plaid unter einem umgestürzten Baumstamm zurück und trug Rollo auf, es zu bewachen, um dann über eine kleine Lichtung hinweg auf das britische Feldlager zuzugehen.

»Halt!«

Mit ungerührter, gelangweilter Miene wandte er sich dem Wachtposten zu, der ihn angerufen hatte. Der Wachtposten, ein Junge von etwa fünfzehn, hatte eine

Muskete in der Hand, deren Lauf merklich zitterte. Ian hoffte, dass ihn der Trottel nicht aus Versehen erschoss.

»Kundschafter«, sagte er knapp und schritt vorüber, ohne sich noch einmal umzusehen, obwohl er spürte, wie ihm eine Spinne zwischen den Schulterblättern hin und her lief. Kundschafter, dachte er, und Gelächter stieg wie ein Bläschen in ihm auf. Nun ja, es war schließlich nicht gelogen.

Auf dieselbe Weise schlenderte er durch das Lager, ohne die Blicke zu beachten, die sich hin und wieder auf ihn richteten - obwohl ihn die Männer, die ihn bemerkten, meistens nur flüchtig ansahen und sich dann wieder abwandten.

Burgoynes Hauptquartier war leicht auszumachen, ein großes Zelt aus grünem Segeltuch, das wie ein giftiger Pilz zwischen den ordentlich aneinandergereihten weißen Zelten der Soldaten hervorspross. Es war noch ein ganzes Stück von ihm entfernt - und er hatte im Moment auch nicht vor, näher heranzugehen -, doch er konnte das Kommen und Gehen der Stabsoffiziere und Botengänger sehen ... und hin und wieder einen Kundschafter, auch wenn keiner davon Indianer war.

Die Indianer lagerten am anderen Ende des Feldlagers außerhalb des ordentlichen Militärrasters im Wald verstreut. Er wusste nicht genau, ob er hier Thayendanageas Leuten begegnen konnte, die ihn möglicherweise erkennen würden. Doch das würde kein Problem darstellen, da er ja nicht über Politik gesprochen

hatte, als er Joseph Brants Haus besuchte; wahrscheinlich würden sie seinen Anblick ohne peinliche Fragen hinnehmen.

Wenn er den Huronen oder Oneida begegnete, die von Burgoyne dafür bezahlt wurden, dass sie Angst und Schrecken in der Kontinentalarmee verbreiteten, konnte das schon brenzlicher werden. Er war zwar fest überzeugt, sich vor ihnen als Mohawk ausgeben zu können - doch wenn sie sich zu beeindruckt oder zu argwöhnisch zeigten, würde er auch nicht viel herausfinden.

Einiges hatte er schlicht schon auf dem Weg durch das Lager festgestellt. Die Moral ließ zu wünschen übrig; zwischen einigen der Zelte lagen Abfälle, und die Waschfrauen unter den Schlachtenbummlern saßen zum Großteil im Gras und tranken Gin, ihre Kessel kalt und leer. Dennoch schien im Allgemeinen zwar eine gedämpfte, aber entschlossene Atmosphäre zu herrschen; einige der Männer würfelten um Geld und betranken sich, doch die meisten waren damit beschäftigt, Blei einzuschmelzen und Musketenkugeln zu gießen oder ihre Waffen zu reparieren und blank zu polieren.

Verpflegung war Mangelware; er konnte spüren, dass Hunger in der Luft lag, selbst ohne die Schlange vor dem Bäckerszelt zu sehen. Keiner der Männer dort sah ihn an; ihre Blicke galten allein den Brotlaiben, die ins Freie gereicht wurden, nachdem man sie durchgebrochen hatte. Halbe Rationen also; das war gut.

Doch das war alles nicht wichtig, und was die Anzahl der

Soldaten und ihre Bewaffnung betraf - all dies war inzwischen längst bekannt. Onkel Jamie und Oberst Morgan und General Gates hätten zwar gern gewusst, wie groß die Pulver- und Munitionsvorräte waren, doch Geschützpark und Pulvermagazin standen mit Sicherheit unter schwerer Bewachung, und es gab keinen triftigen Grund, warum ein indianischer Kundschafter dort herumschnüffeln sollte.

Irgendetwas zupfte an der äußersten Ecke seines Blickfeldes, und er wandte vorsichtig den Kopf, richtete seine Augen dann jedoch hastig wieder geradeaus und zwang sich, seine Schritte nicht zu beschleunigen. Himmel, es war der Engländer, den er aus dem Sumpf gerettet hatte - der ihm geholfen hatte, Denny zu befreien. Und -

Er unterdrückte diesen Gedanken mit aller Kraft. Niemand konnte so aussehen wie er jetzt und *kein* Indianer sein. Doch diese bloße Überlegung erschien ihm schon gefährlich - was, wenn man sie seinem Gesicht ansah?

Er zwang sich, ganz normal zu atmen und sorglos weiterzugehen, denn ein Mohawkkundschafter kannte keine Sorge. Verdammt. Er hatte vorgehabt, die restliche Tageszeit bei den Indianern zu verbringen und so viele Neuigkeiten wie möglich aufzuschnappen, um sich dann nach Anbruch der Dunkelheit in das Lager zurückzustehlen und sich bis auf Hörweite an Burgoynes Zelt heranzuschleichen. Doch wenn der junge Leutnant hier herumstöberte, würde es wahrscheinlich zu gefährlich sein, das zu versuchen. Das Letzte, was er wollte, war, dem

Mann direkt zu begegnen.

»Hey!« Der Ruf drang ihm unter die Haut wie ein scharfer Splitter. Er erkannte die Stimme, wusste, dass sie ihm galt, drehte sich aber nicht um. Noch sechs Schritte, fünf, vier, drei ... Er gelangte an das Ende einer Zeltgasse und scherte nach rechts aus, außer Sichtweite.

»Hey!« Die Stimme war näher gekommen, war jetzt fast hinter ihm, und er begann zu laufen, steuerte auf die Deckung der Bäume zu. Nur ein oder zwei Soldaten sahen ihn; einer fuhr auf, blieb dann aber stehen, unsicher, was er tun sollte, und er schob sich an dem Mann vorbei und stürzte sich in den Wald.

»So viel dazu«, murmelte er, während er sich hinter einen Busch hockte. Der hochgewachsene Leutnant fragte jetzt den Mann aus, an dem er sich vorbeigeschoben hatte. Beide hatten die Köpfe zum Wald gerichtet, doch der Soldat schüttelte den Kopf und zuckte hilflos mit den Schultern.

Himmel, der verrückte Kerl kam auf ihn zu! Er wandte sich ab und lief lautlos zwischen den Bäumen hindurch, immer tiefer in den Wald. Er konnte den Engländer hinter sich hören; der Mann lärmte und raschelte wie ein Bär kurz nach dem Winterschlaf.

»Murray!«, rief er jetzt. »Murray - seid Ihr das? Wartet!«

»Wolfsbruder! Bist du das?«

Ian murmelte auf Gälisch einen gotteslästerlichen Fluch und machte dann kehrt, um nachzusehen, wer ihn da auf

Mohawk angesprochen hatte.

»Du bist es wirklich! Wo ist denn dein dämonischer Wolf? Ist er endlich gefressen worden?« Sein alter Freund *Glutton* strahlte ihm entgegen. Er hatte gerade gepinkelt und rückte sich den Lendenschurz zurecht.

»Ich hoffe, *du* wirst gefressen«, sagte Ian leise zu seinem Freund. »Ich muss verschwinden. Hinter mir ist ein Engländer.«

Gluttons Miene veränderte sich blitzartig, obwohl weder das Lächeln noch der freudige Ausdruck daraus verschwanden. Sein Grinsen wurde noch breiter, und er wies mit einem Ruck seines Kopfes hinter sich, um Ian den Beginn eines Pfades zu zeigen. Dann erschlaffte sein Gesicht plötzlich, und er stolperte hin und her und schwankte in die Richtung, aus der Ian gekommen war.

Ian war gerade außer Sichtweite, als der Engländer namens William auf die Lichtung geeilt kam - nur um dort mit *Glutton* zusammenzustoßen, der ihn an den Rockaufschlägen packte, ihm treuherzig in die Augen blickte und ein einziges Wort sagte: »Whisky?«

»Ich habe keinen Whisky«, sagte William knapp, aber nicht unhöflich, und versuchte, sich von *Glutton* zu lösen. Dies erwies sich als schwierig; *Glutton* war viel beweglicher als seine kräftige Erscheinung ahnen ließ, und sobald seine Hand von einer Stelle gelöst wurde, klammerte sie sich wie eine Napfschnecke irgendwo anders fest. Um seine Vorstellung noch überzeugender wirken zu lassen, begann *Glutton*, dem Leutnant - auf

Mohawk - die Geschichte von der sagenumwobenen Jagd zu erzählen, der er seinen Namen verdankte. Hin und wieder hielt er inne, um »WHISCHKIEE!« zu rufen und den Engländer mit den Armen zu umschlingen.

Ian verlor keine Zeit damit, den Sprachschatz des Engländers zu bewundern, der beachtlich war, sondern machte sich so schnell wie möglich davon und umrundete das Lager in westlicher Richtung. Er konnte nicht durch das Lager zurückgehen. Er hätte zwar in einem der Indianerlager Zuflucht suchen können, doch es war gut möglich, dass William ihn dort suchte, nachdem er *Gluttons* Fängen entkommen war.

»Was zum Teufel will er nur von mir?«, murmelte er. Er bemühte sich nicht länger um Lautlosigkeit, versuchte allerdings, möglichst wenig Zerstörung im Unterholz anzurichten. William, der Leutnant, musste wissen, dass er zur Kontinentalarmee gehörte, Denny Hunters und des Deserteursspiels wegen. Dennoch hatte er bei seinem Anblick keinen Alarm geschlagen, sondern ihn erst überrascht angerufen und dann wie jemand, der das Gespräch sucht.

Nun, vielleicht war das eine Falle. William mochte zwar noch jung sein, aber dumm war er nicht. Das war ja auch gar nicht möglich, wenn man bedachte, wer sein Va-, und immerhin war der Mann auf der Jagd nach ihm.

Die Stimmen hinter ihm wurden leiser - wahrscheinlich hatte William *Glutton* inzwischen erkannt, auch wenn er bei ihrer ersten Begegnung halb tot gewesen war. Wenn ja,

würde er wissen, dass *Glutton* sein - lans - Freund war, und sofort Lunte riechen. Doch das spielte jetzt keine Rolle mehr; er befand sich inzwischen tief im Wald. William würde ihn niemals einholen.

Der Geruch von Rauch und frischem Fleisch stieg ihm in die Nase, und er wandte sich bergab und stieg zum Ufer eines kleinen Baches hinunter. Es war ein Mohawklager; das wusste er sofort.

Doch er hielt inne. Der Geruch, die Gewissheit hatte ihn angezogen wie eine Motte - doch er durfte dieses Lager nicht betreten. Nicht jetzt. Wenn William *Glutton* erkannt *hatte*, war das Mohawklager der erste Ort, an dem er nach Ian suchen würde. Und wenn er dann dort war ...

»*Schon wieder du?*«, sagte eine unangenehme Stimme auf Mohawk. »Du lernst wohl nie, dazu, oder?«

Eigentlich schon. Er hatte gelernt, als Erster zuzuschlagen. Er machte auf dem Absatz kehrt, ging in die Knie, holte aus und schwang die Fäuste mit aller Kraft nach oben. »*Du musst so zielen, als wolltest du durch das Gesicht deines Gegners schlagen*«, hatte Onkel Jamies Anweisung gelautet, als er anfang, sich allein durch Edinburgh zu bewegen. Wie immer war es ein guter Ratschlag gewesen.

Seine Fingerknöchel landeten mit einem Knirschen, das ihm blaue Blitze durch die Arme bis in den Hals und den Kiefer sandte - doch *Sun Elk* flog zwei Schritte rückwärts und prallte gegen einen Baum.

Ian blieb keuchend stehen und betastete vorsichtig seine Knöchel, denn erst jetzt fielen ihm Jamies einleitende Worte ein: »*Versuch, die weichen Stellen zu treffen, wenn du kannst.*« Es spielte keine Rolle; es war den Schmerz wert. *Sun Elk* stöhnte leise, und seine Augenlider zitterten. Ian wog gerade die Möglichkeit einer abfälligen Bemerkung und eines hochmütigen Abgangs gegen einen erneuten Tritt in die Eier ab, bevor sich *Sun Elk* aufrappeln konnte, als William, der Engländer, zwischen den Bäumen hervortrat.

Er blickte von Ian, der immer noch atmete, als wäre er eine Meile weit gerannt, zu *Sun Elk* hinüber, der sich jetzt auf alle viere gewälzt hatte, der jedoch nicht den Anschein erweckte, als wollte er aufstehen. Blut tropfte aus seinem Gesicht ins Laub. *Platsch. Platsch.*

»Ich möchte mich ja nicht in Eure Privatangelegenheit einmischen«, sagte William höflich. »Aber ich würde gern ein Wort mit Euch reden, Mr. Murray.« Er wandte sich um, ohne abzuwarten, ob ihm Ian folgen würde, und trat wieder in den Wald.

Ian, der keine Ahnung hatte, was er sagen sollte, nickte und folgte dem Engländer, während ihm *Sun Elks* Blut mit einem letzten leisen *Platsch!* das Herz erwärmte.

Der Engländer hatte sich an einen Baum gelehnt und beobachtete das Mohawklager unten am Bach. Eine Frau schnitt Fleischstreifen von einem frischen Hirschkadaver ab und hängte sie zum Trocknen über einen Rahmen. Es war nicht Die-mit-den-Händen-arbeitet.

William richtete seinen dunkelblauen Blick auf Ian, und dieser bekam ein merkwürdiges Gefühl. Doch er fühlte sich ohnehin schon merkwürdig, sodass es keine große Rolle mehr spielte.

»Ich werde Euch nicht fragen, was Ihr im Lager zu suchen hattet.«

»Oh, aye?«

»Nein. Ich wollte Euch für das Pferd und das Geld danken und Euch fragen, ob Ihr Miss Hunter noch einmal wiedergesehen habt, seit Ihr die Güte hattet, mich in ihrer Obhut und der ihres Bruders zurückzulassen.«

»Das habe ich, aye.« Die Fingerknöchel seiner rechten Hand waren bereits auf ihre doppelte Größe angeschwollen und begannen zu pochen. Er würde zu Rachel gehen; sie würde sie ihm verbinden. Dieser Gedanke war so berauschend, dass er im ersten Moment gar nicht begriff, dass William - nicht besonders geduldig - darauf wartete, dass er ihm diese Aussage erläuterte.

»Ah. Aye, die ... äh ... die Hunters sind bei der Armee. Der ... äh ... *anderen* Armee«, sagte er ein wenig verlegen. »Ihr Bruder ist Stabsarzt.«

Williams Gesicht veränderte sich nicht, und doch schien es irgendwie zu versteinern. Ian beobachtete ihn fasziniert. Genau das hatte er schon oft bei Onkel Jamie gesehen, und er wusste genau, was es bedeutete.

»Hier?«, sagte William.

»Aye, hier.« Er wies mit dem Kopf zum amerikanischen

Lager hinüber. »Dort drüben, meine ich.«

»Ich verstehe«, sagte William ruhig. »Wenn Ihr sie wiederseht, würdet Ihr sie dann herzlich von mir grüßen? Ihren Bruder natürlich auch?«

»Oh ... aye«, sagte Ian und dachte: So ist das also, wie? Nun, du wirst sie nicht zu Gesicht bekommen, und sie würde ohnehin nichts mit einem Soldaten zu tun haben wollen, also schlag es dir aus dem Kopf! »Natürlich«, fügte er hinzu, denn erst jetzt kam ihm zu Bewusstsein, dass sein einziger Wert für William momentan in seiner Rolle als Überbringer einer Nachricht für Rachel Hunter lag, und er fragte sich, wie viel das wohl wert war.

»Danke.« Williams Gesicht hatte diesen eisernen Ausdruck verloren; er betrachtete Ian sorgfältig, und schließlich nickte er.

»Ein Leben für ein Leben, Mr. Murray«, sagte er leise. »Wir sind quitt. Sorgt dafür, dass ich Euch nicht noch einmal sehe. Es könnte sein, dass ich dann keine Wahl habe.«

Er wandte sich ab und ging, und das Rot seiner Uniform leuchtete noch lange zwischen den Bäumen hindurch.

EIN EINZIGER GERECHTER

19. September 1777

Die Sonne erhob sich unsichtbar, begleitet vom Klang der Trommeln. Trommeln auf beiden Seiten; wir konnten das britische Wecksignal hören, und genauso mussten sie das unsere hören. Die Gewehrschützen waren vor zwei Tagen in ein kurzes Scharmützel mit britischen Soldaten verwickelt worden, und dank der Arbeit, die Ian und die anderen Kundschafter geleistet hatten, war General Gates bestens über die Größe und den Zustand von Burgoynes Armee unterrichtet. Kościuszko hatte Bemis Heights für die Defensive ausgewählt; es war ein hoher Steilhang am Fluss, aus dem sich eine Reihe kleiner Schluchten zum Fluss hinzogen. Während der letzten Woche waren seine Arbeiter dort wie die Verrückten mit Schaufeln und Äxten zugange gewesen. Die Amerikaner waren bereit. Mehr oder weniger.

Die Frauen hatten natürlich keinen Zugang zu den Beratungen der Generäle. Jamie hingegen schon, und so erfuhr ich später alles über den Streit zwischen General Gates, der den Oberbefehl hatte, und General Arnold, der glaubte, ihn haben zu sollen. General Gates, der sich auf Bemis Heights verbarrikadieren und den britischen Angriff abwarten wollte, gegen General Arnold, der sich mit

Nachdruck dafür einsetzte, dass die Amerikaner die Offensive begannen - sodass die britischen Soldaten gezwungen waren, sich durch die dicht bewaldeten Schluchten vorzukämpfen, was ihre Formationen ruinieren und sie für die Scharfschützen angreifbar machen würde - und sich nur dann hinter die Schanzen und in die Gräben auf der Anhöhe zurückzogen, wenn es notwendig wurde.

»Arnold hat gewonnen«, berichtete Ian, der kurz aus dem Nebel auftauchte, um sich ein Stück getoastetes Brot zu schnappen. »Onkel Jamie ist schon mit den Scharfschützen unterwegs. Er sagt, er sieht dich heute Abend, und bis dahin ...« Er bückte sich und küsste mich sacht auf die Wange, dann grinste er unverschämt und verschwand.

Mein Magen war zu einem Knoten zusammengeballt, allerdings mindestens so sehr durch die unablässige Aufregung wie aus Angst. Die Amerikaner waren ein zerlumpter, bunt zusammengewürfelter Haufen, doch sie hatten Zeit gehabt, sich vorzubereiten, sie wussten, was auf sie zukam, und sie wussten, was auf dem Spiel stand. Entweder würde Burgoyne sie besiegen und weitermarschieren, bis George Washingtons Armee in der Nähe von Philadelphia zwischen seinem und General Howes Heer in der Falle saß - oder seine Invasionsarmee wurde hier zum Stehen gebracht und für den Rest des Krieges ausgeschaltet, in welchem Fall Gates mit seiner Armee nach Süden marschieren konnte, um Washington den Rücken zu decken. Jeder der Männer wusste das, und

der Nebel schien vor lauter Spannung elektrisch aufgeladen zu sein.

Dem Stand der Sonne nach war es fast zehn Uhr, als sich der Nebel lichtete. Die Schüsse hatten bereits einige Zeit zuvor eingesetzt, kurze, ferne, metallische Gewehrschüsse. Daniel Morgans Männer schalteten die Feldwachen aus, dachte ich. Nach allem, was mir Jamie gestern Abend erzählt hatte, wusste ich, dass sie die Order hatten, auf die Offiziere zu zielen, die Soldaten mit den silbernen Halsbergen zu töten. In der Nacht hatte ich nicht geschlafen, weil mir Leutnant Ransom mit der silbernen Halsberge an seiner Kehle vor Augen stand. Im Nebel, im Staub der Schlacht, aus der Ferne ... Ich schluckte, doch meine Kehle war und blieb zugeschnürt; ich konnte nicht einmal Wasser trinken.

Dank des sturen Konzentrationsvermögens eines Soldaten hatte Jamie zwar geschlafen, doch mitten in der Nacht war er wach geworden, das Hemd trotz der Kühle mit Schweiß durchtränkt und zitternd wie Espenlaub. Ich fragte ihn nicht, wovon er geträumt hatte; ich wusste es. Ich hatte ihm ein trockenes Hemd geholt, seinen Kopf in meinen Schoß gelegt und ihn gestreichelt, bis er die Augen schloss - doch ich glaubte nicht, dass er wieder eingeschlafen war.

Jetzt war es nicht mehr kühl; der Nebel war verdunstet, und wir hörten ab und zu Gewehrfeuer, verstreute, aber wiederholte Salven. Schwache Rufe in der Ferne, doch es war nicht möglich auszumachen, wer wem etwas zurief. Dann der plötzliche Knall eines britischen Feldgeschützes,

dessen Widerhall das Lager in Schweigen tauchte. Eine Pause, dann brach die Schlacht mit voller Wucht los, Schüsse und Schreie und immer wieder Kanonendonner. Die Frauen drängten sich aneinander oder machten sich grimmig daran, ihre Habseligkeiten zu packen für den Fall, dass wir fliehen mussten.

Gegen Mittag senkte sich relative Stille über das Gelände. War es vorüber? Wir warteten. Nach einer Weile begannen die Kinder, hungrig zu quengeln, und eine Art angespannter Normalität setzte ein - doch nichts geschah. Wir konnten das Stöhnen und die Hilferufe der Verwundeten hören - doch es wurden keine Verwundeten zu uns gebracht.

Ich war bereit. Ich hatte einen kleinen Maultierwagen mit Verbandsmaterial und medizinischer Ausrüstung und dazu ein kleines Zelt, das ich aufbauen konnte, falls ich im Regen operieren musste. Das Maultier war in der Nähe angepflockt und graste friedlich, ohne sich an der allgemeinen Nervosität und den gelegentlichen Musketensalven zu stören.

In der Mitte des Nachmittags brachen erneut Feindseligkeiten aus, und diesmal begannen der Tross und die Küchenwagen tatsächlich mit dem Rückzug. Es gab Artilleriefeuer auf beiden Seiten, sodass die fortwährende Kanonade wie Donner grollte, und ich sah eine riesige schwarze Pulverrauchwolke über dem Steilhang aufsteigen. Sie war zwar nicht ganz pilzförmig, doch sie ließ mich dennoch an Nagasaki und Hiroshima denken.

Zum dutzendsten Mal schärfte ich mein Messer und meine Skalpelle.

DER ABEND WAR NAH; DIE SONNE SANK UNSICHTBAR UND TAUCHTE DEN Nebel in ein stumpfes, trübes Orange. Vom Fluss her erhob sich der Abendwind, sodass sich der Nebel vom Boden lichtete und sich in Schwaden und Wirbeln zerstreute.

Schwarzpulverrauch lag in schweren Wolken in den Senken. Er hob sich langsamer als die leichteren Nebelfetzen und verlieh einer Szene, die, wenn nicht höllisch, so doch zumindest verdammt gespenstisch war, den passenden Schwefelgeruch.

Hier und dort klarte ein Fleckchen plötzlich auf, als würde ein Vorhang beiseitegezogen, um die Folgen der Schlacht zu zeigen. In der Ferne bewegten sich kleine dunkle Gestalten, huschten gebückt hin und her, blieben unvermittelt stehen, die Köpfe erhoben wie Paviane, die nach einem Leoparden Ausschau halten. Es waren die Frauen und die Huren der Soldaten, die dem Tross gefolgt waren und jetzt wie Krähen gekommen waren, um die Toten auszurauben.

Unter ihnen waren auch Kinder. Unter einem Busch saß ein Junge von neun oder zehn Jahren rittlings auf der Leiche eines rot berockten Soldaten und schlug mit einem schweren Felsbrocken auf dessen Gesicht ein. Gelähmt von diesem Anblick, blieb ich stehen und sah, wie der Junge in den offenen, blutverschmierten Mund griff und einen Zahn herausdrehte. Er ließ seine blutige Beute in

eine Tasche gleiten, die an seiner Seite hing, tastete sich weiter vor und zog, und als er keine weiteren losen Zähne fand, ergriff er wie ein Profi seinen Stein und machte sich wieder an die Arbeit.

Ich spürte, wie mir die Galle in der Kehle hochstieg, und eilte schluckend weiter. Kriege, Tote und Verwundete waren mir nicht neu. Doch noch nie war ich einer Schlacht so nah gewesen; noch nie hatte ich ein Schlachtfeld betreten, auf dem noch die Toten und Verwundeten lagen, bevor sich die Sanitäter oder Totengräber ihrer annehmen konnten.

Hilferufe und gelegentliches Stöhnen oder Schreien hallten körperlos durch den Nebel und erinnerten mich unangenehm an Jamies Geschichte von den *Urisge*, verdammten Geistern des Tals. Wie die Helden dieser Geschichten beachtete ich ihre Rufe nicht und blieb nicht stehen, sondern hetzte weiter, stolperte über kleine Erhebungen, rutschte auf feuchtem Gras aus.

Ich hatte Fotografien der großen Schlachtfelder vom Amerikanischen Bürgerkrieg bis hin zu den Stränden der Normandie gesehen. Dies hatte keine Ähnlichkeit mit diesen Bildern - keine aufgewühlte Erde, keine verworrenen Gliederhaufen. Es war still bis auf die Geräusche der verstreuten Verwundeten und die Stimmen derer, die wie ich nach einem verschollenen Freund oder Ehemann riefen.

Von der Artillerie umgestürzte Bäume lagen zertrümmert am Boden; bei diesem Licht hätte ich glauben mögen,

dass sich auch die Körper der Soldaten in Baumstämme verwandelten, dunkle Umrisse, die ausgestreckt im Gras lagen - nur dass sich manche von ihnen noch bewegten. Hier und dort regte sich zaghaft eine Gestalt, ein Opfer der Zauberkraft des Krieges, das gegen die Magie des Todes ankämpfte.

Ich blieb stehen und rief seinen Namen in den Nebel hinein. Rufe antworteten mir, doch seine Stimme war nicht dabei. Vor mir lag ein junger Mann mit ausgebreiteten Armen, einen Ausdruck blanken Erstaunens im Gesicht, und das Blut umrandete seinen Oberkörper wie ein großer Heiligenschein. Seine untere Hälfte lag zwei Meter weiter. Ich lief zwischen den Teilen hindurch, die Röcke gerafft, die Nasenlöcher gegen den schweren Eisengeruch des Blutes zugekniffen.

Das Licht ließ jetzt nach, doch ich sah Jamie, sobald ich über den Rand der nächsten Erhebung trat. Er lag in einer Munde auf dem Bauch, einen Arm ausgebreitet, den anderen unter sich. Die Schultern seines dunkelblauen Rockes waren fast schwarz vor Feuchtigkeit, und er hatte die Beine ausgebreitet und die Fersen abgewinkelt.

Mir blieb die Luft weg, und ich rannte den Hang hinunter auf ihn zu, ohne auf das dichte Gras, den Schlamm oder die Brombeeren zu achten. Doch als ich näher kam, sah ich eine flinke Gestalt hinter einem Busch hervorschießen und auf ihn zuflitzen. Sie fiel neben ihm auf die Knie, packte ihn ohne Zögern an den Haaren und riss seinen Kopf zur Seite. In der Hand der Gestalt glitzerte etwas auf, hell selbst

im gedämpften Licht.

»Halt!« schrie ich. »Lass das fallen, du Schuft!«

Die Gestalt blickte erschrocken auf, als ich die letzten Meter in einem Satz nahm. Zusammengekniffene, rot umränderte Augen funkelten aus einem Gesicht voller Ruß- und Schmutzstreifen zu mir auf.

»Weg hier«, knurrte sie. »Ich hab ihn zuerst gefunden!« Der Gegenstand in ihrer Hand war ein Messer, sie machte kleine Stoßbewegungen in meine Richtung, um mich zu vertreiben.

Ich war zu wütend - und hatte viel zu viel Angst um Jamie -, um an mich selbst zu denken.

»Lasst ihn los! Rührt ihn an, und ich bringe Euch um!«, fauchte ich. Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt, und anscheinend sah ich so aus, als sei es mir ernst, denn die Frau fuhr zurück und ließ Jamies Haare los.

»Er gehört mir«, sagte sie und wandte mir kämpferisch das Gesicht zu. »Geht und sucht Euch einen anderen.«

Eine andere Gestalt glitt aus dem Nebel hervor und tauchte an ihrer Seite auf. Es war der Junge, den ich vorhin gesehen hatte, so schmutzig und heruntergekommen wie die Frau selbst. Er trug kein Messer, umklammerte aber einen primitiven Metallstreifen, der aus einer Feldflasche geschnitten war. Seine Kante war dunkel von Rost oder Blut.

Er funkelte mich an. »Er gehört uns, hat Mutter gesagt. Weg hier! Ab!«

Ohne abzuwarten, ob ich seinen Worten Folge leisten würde, schwang er ein Bein über Jamies Rücken, setzte sich auf ihn und begann, in der Seitentasche seines Rockes herumzugraben.

»Er lebt noch, Mama«, sagte er zu der Frau. »Ich kann sein Herz klopfen spüren. Schneid ihm besser schnell die Kehle durch; ich glaub nicht, dass er schwer verletzt ist.«

Ich packte den Jungen am Kragen und riss ihn von Jamie herunter. Dabei ließ er seine Waffe fallen. Er kreischte und schlug mit den Armen und Ellbogen nach mir, doch ich stieß ihm mein Knie so fest ins Kreuz, dass ein Ruck durch seine Wirbelsäule ging, dann nahm ich ihn mit dem Ellbogen in den Schwitzkasten und umklammerte mit der anderen Hand sein Handgelenk wie mit einem Schraubstock.

»Lasst ihn los!« Die Frau kniff die Augen zusammen wie ein Wiesel und knurrte, sodass ihre Schneidezähne aufglänzten.

Ich wagte es nicht einmal, den Blick so lange von der Frau abzuwenden, dass ich Jamie hätte ansehen können. Ich konnte ihn jedoch aus dem Augenwinkel sehen. Sein Kopf war zur Seite gedreht, sein freigelegter Hals leuchtete weiß und verletzlich.

»Steht auf und tretet zurück«, sagte ich, »oder ich erwürge ihn, das schwöre ich Euch.«

Sie kauerte über Jamies Körper, das Messer in der Hand, und sah mich abschätzend an, während sie

versuchte zu entscheiden, obich es ernst meinte. Das tat ich allerdings.

Der Junge wehrte sich und wand sich in meinem Griff, und seine Füße hämmerten gegen meine Schienbeine. Er war klein für sein Alter und so dünn wie eine Bohnenstange, aber dennoch kräftig; es war wie ein Ringkampf mit einem Aal. Ich verstärkte meinen Druck auf seinen Hals; er gurgelte und hörte auf, sich zu wehren. Sein Haar stand vor ranzigem Fett und Dreck, und mir stieg ein säuerlicher Geruch in die Nase.

Die Frau stand langsam auf. Sie war viel kleiner als ich und abgemagert dazu - die Handgelenke, die aus ihren zerlumpten Ärmeln ragten, waren nur Haut und Knochen. Ich konnte ihr Alter nicht einschätzen - zwischen zwanzig und fünfzig wäre alles möglich gewesen.

»Mein Mann liegt da drüben tot auf dem Feld«, sagte sie und wies mit einem Ruck ihres Kopfes hinter sich in den Nebel. »Hatte nichts als seine Muskete, und die holt sich der Sergeant zurück.«

Ihr Blick glitt weiter weg zu dem Waldstück, in das sich die britischen Truppen zurückgezogen hatten. »Ich finde bald wieder einen Mann, aber bis dahin muss ich meine Kinder ernähren - außer dem Jungen noch zwei.« Sie leckte sich die Lippen, und ihre Stimme bekam einen beschwörenden Unterton. »Ihr seid allein; Ihr kommt besser zurecht als wir. Lasst mir diesen Mann - da drüben sind noch mehr.« Sie wies mit dem Kinn auf den Abhang hinter mir, wo die toten und verwundeten Rebellen lagen.

Meine Umklammerung musste beim Zuhören etwas nachgelassen haben, denn der Junge, der widerstandslos in meinem Griff gehangen hatte, bäumte sich plötzlich auf und war frei. Er hüpfte mit einem Kopfsprung über Jamie hinweg und landete rollend zu Füßen seiner Mutter.

Er stellte sich an ihre Seite und beobachtete mich mit Rattenaugen, glänzend wie Perlen und wachsam. Er bückte sich, tastete im Gras herum und kam mit dem improvisierten Dolch wieder hoch.

»Halt sie auf Abstand, Mama«, sagte er mit von meinem Würgegriff rauer Stimme. »Ich erledige ihn.«

Aus dem Augenwinkel hatte ich Metall aufglänzen sehen, das halb im Gras vergraben war.

»Halt!«, sagte ich und trat einen Schritt zurück. »Bring ihn nicht um. Nicht.« Einen Schritt zur Seite, dann wieder einen zurück. »Ich gehe, ihr könnt ihn haben, aber ...« Ich warf mich zur Seite und bekam den kalten Metallgriff zwischen die Finger.

Es war nicht das erste Mal, dass ich Jamies Schwert hochhob. Es war ein Kavallerieschwert, größer und schwerer als normal, doch davon merkte ich jetzt nichts.

Ich ergriff es und schwang es mit beiden Händen in einem Bogen, der die Luft zerriss und das Metall zwischen meinen Fingern singen ließ.

Mutter und Sohn sprangen zurück. Beide trugen denselben Ausdruck grotesker Überraschung in ihren runden, verschmierten Gesichtern.

»Weg hier!« befahl ich.

Ihr Mund öffnete sich, doch sie sagte nichts.

»Es tut mir leid um Euren Mann«, sagte ich. »Doch hier liegt mein Mann. Fort von ihm, habe ich gesagt!« Ich erhob das Schwert, und die Frau trat hastig zurück und zog den Jungen am Arm.

Sie wandte sich zum Gehen und verfluchte mich keifend, doch ich achtete nicht auf ihre Worte. Der Junge hielt seine Augen beim Gehen auf mich gerichtet, dunkle Kohlen im Dämmerlicht. Er würde mich wiedererkennen - und ich ihn auch.

Sie verschwanden im Nebel, und ich ließ das Schwert sinken, das plötzlich viel zu schwer für mich war. Ich ließ es ins Gras fallen und fiel neben Jamie auf die Knie.

Das Herz klopfte mir in den Ohren, und meine Hände zitterten noch, als ich nach dem Puls in seinem Hals tastete. Ich drehte ihm den Kopf zur Seite und konnte ihn knapp unter seinem Kieferknochen regelmäßig schlagen sehen.

»Gott sei Dank!«, flüsterte ich vor mich hin. »Oh, Gott sei Dank!«

Ich tastete ihn rasch ab, um nach einer Verletzung zu suchen, bevor ich ihn bewegte. Ich glaubte nicht, dass die Leichenfledderer zurückkehren würden; ich konnte die Stimmen einer Gruppe von Männern hören - eine Abordnung von Rebellen, die hier war, um die Verletzten zu holen.

Er hatte eine dicke Beule auf der Stirn, die bereits blau wurde. Sonst konnte ich nichts sehen. Der Junge hatte recht gehabt; er war nicht schwer verletzt. Dann drehte ich ihn auf den Rücken und sah seine Hand.

Ein Highlander kämpfte normalerweise mit dem Schwert in der einen und der Tartsche in der anderen Hand, dem kleinen Lederschild, der dazu diente, den gegnerischen Hieb abzufangen. Er hatte keine Tartsche gehabt.

Die Klinge hatte ihn zwischen dem dritten und vierten Finger der rechten Hand getroffen und sich in seine Hand gegraben, eine tiefe, hässliche Wunde, die ihm die Handfläche bis fast zum Gelenk spaltete.

Trotz ihres grauenhaften Aussehens blutete die Wunde nicht sehr; die Hand hatte eingerollt unter ihm gelegen, und sein Gewicht hatte wie ein Druckverband gewirkt. Die Vorderseite seines Hemdes war rot durchtränkt, besonders über seinem Herzen. Ich riss ihm das Hemd auf und fühlte darunter nach, um sicherzugehen, dass das Blut von seiner Hand stammte, doch es war so. Seine Brust war kühl und feucht vom Gras, aber unversehrt, seine Brustwarzen zusammengezogen und steif vor Kälte.

»Das ... kitzelt«, sagte er mit schlaftrunkener Stimme. Er fuhr sich ungeschickt mit der linken Hand an die Brust, als wollte er meine Hand beiseite schieben.

»Entschuldigung«, sagte ich und unterdrückte das Bedürfnis zu lachen, so froh war ich, ihn lebend und bei Bewusstsein zu sehen. Ich schob ihm einen Arm unter die Schultern und half ihm, sich aufzusetzen. Er sah wie ein

Betrunkener aus, ein Auge halb zugeschwollen und das Haar voller Gras. Er benahm sich auch wie ein Betrunkener und schwankte alarmierend hin und her.

»Wie geht es dir?« fragte ich.

»Schlecht«, sagte er kurz und bündig. Er beugte sich zur Seite und übergab sich.

Ich ließ ihn wieder ins Gras sinken und wischte ihm den Mund ab, dann machte ich mich daran, ihm die Hand zu verbinden.

»Es wird bald jemand hier sein«, versicherte ich ihm. »Wir bringen dich zum Wagen zurück, und dann kann ich mich darum kümmern.«

»Mmpfm.« Er grunzte leise, als ich den Verband festzog. »Was ist eigentlich passiert?«

»Was passiert ist?« Ich hielt inne und starrte ihn an. »Das fragst *du* mich?«

»Was in der Schlacht passiert ist, meine ich«, sagte er geduldig und peilte mich mit seinem unverletzten Auge an. »Ich weiß, was mit mir passiert ist - jedenfalls in etwa«, fügte er hinzu und zuckte zusammen, als er sich an die Stirn fasste.

»Ja, in etwa«, sagte ich rüde. »Du hast dich wie ein geschlachtetes Schwein klein hacken und dir den Schädel halb einschlagen lassen. Hast mal wieder den verfluchten Helden gespielt, das ist es, was mit dir passiert ist!«

»Ich habe nicht -«, begann er, doch ich unterbrach ihn, denn meiner Freude darüber, ihn lebend zu sehen, folgte

jetzt rasch die Wut.

»Du hättest nicht nach Ticonderoga gehen müssen. Du hättest nicht gehen *sollen*! Ich bleibe beim Schreiben und Drucken, hast du gesagt. Du wolltest nicht kämpfen, wenn es nicht sein musste, hast du gesagt. Nun, es *musste* zwar nicht sein, aber du hast es trotzdem getan, du aufgeblasener, dickköpfiger, beifallssüchtiger Schotte!«

»Beifallssüchtig?«, erkundigte er sich interessiert.

»Du weißt genau, was ich meine, weil du dich genauso verhalten hast! Du hättest umkommen können!«

»Aye«, pflichtete er mir reumütig bei. »Ich dachte auch, es wäre so weit, als der Dragoner über mich hergefallen ist. Aber ich habe gebrüllt und sein Pferd erschreckt«, fügte er etwas fröhlicher hinzu. »Es ist gestiegen und hat mich mit dem Vorderbein im Gesicht erwischt.«

»Versuch nicht, das Thema zu wechseln!«, schnappte ich.

»War das Thema nicht, dass ich nicht umgekommen bin?«, fragte er, wobei er versuchte, eine Augenbraue hochzuziehen, und erneut zusammenzuckte, als ihm das nicht gelang.

»Nein! Das Thema ist deine Dummheit, deine verflixte egoistische Sturheit!«

»Ach das.«

»Ja, das! Du - du - Hornochse! Wie kannst du mir das antun? Meinst du, ich hätte im Leben nichts Besseres zu tun, als hinter dir her zu trotten und dir deine Einzelteile

wieder anzukleben?« Inzwischen kreischte ich ihn hemmungslos an. Zu meiner gesteigerten Wut grinste er mich an, und das halb geschlossene Auge ließ seinen Gesichtsausdruck noch verwegener aussehen.

»Du hättest ein hervorragendes Fischweib abgegeben, Sassenach«, lobte er. »Du hast genau das richtige Mundwerk dafür.«

»Jetzt halt endlich den Mund, du verdammter -«

»Gleich hören sie dich«, sagte er gelassen und deutete dabei auf den Trupp kontinentaler Soldaten, die den Abhang herunter auf uns zukamen.

»Es ist mir egal, wer mich hört! Wenn du nicht schon verletzt wärest, dann - dann -«

»Vorsicht, Sassenach«, sagte er, immer noch grinsend. »Ich glaube nicht, dass du mir noch mehr Einzelteile abreißen willst; du müsstest sie ja doch nur wieder ankleben, aye?«

»Führe mich bloß nicht in Versuchung«, knirschte ich mit zusammengebrochenen Zähnen und warf einen Blick auf das Schwert, das ich hatte fallen lassen.

Er sah es und griff danach, schaffte es aber nicht ganz. Ich schnaubte verächtlich, beugte mich über ihn und packte es am Griff, den ich ihm in die Hand schob. Ich hörte einen Ausruf der Männer, die den Hügel herunterkamen, drehte mich um und winkte ihnen zu.

»Wenn dich jetzt jemand hören würde, könnte er den Eindruck bekommen, dass dir nicht besonders viel an mir

liegt, Sassenach«, sagte er hinter mir.

Ich drehte mich um und sah ihn an. Das unverschämte Grinsen war verschwunden, doch er lächelte immer noch.

»Du hast ein Mundwerk wie eine echte Xanthippe«, sagte er, »aber du gibst eine wunderbare Schwertkämpferin ab, Sassenach.«

Mein Mund öffnete sich, aber die Worte, die mir noch vor einer Sekunde im Überfluss auf der Zunge gelegen hatten, hatten sich in Luft aufgelöst wie der sich lichtende Nebel. Das Schwert lag kalt und schwer in meiner Hand.

Er legte mir seine gesunde Hand auf den Arm. »Aber fürs Erste, *a nighéan donn* - danke für mein Leben.«

Ich schloss meinen Mund. Die Männer hatten uns fast erreicht. Ihre Füße raschelten im Gras, und ihre Ausrufe und ihr Geplauder übertönten das nachlassende Stöhnen der Verwundeten.

»Gern geschehen«, sagte ich.

»HAMBURGER«, SAGTE ICH LEISE, ABER NICHT LEISE GENUG. ER SAH MICH AN und zog eine Augenbraue hoch.

»Hackfleisch«, sagte ich, und die Augenbraue senkte sich.

»Oh, aye, das ist es. Habe mit der Hand einen Schwerthieb abgefangen. Zu dumm, dass ich keine Tartsche hatte; ich hätte den Hieb leicht abwenden können.«

»Na wunderbar.« Ich schluckte. Es war bei Weitem nicht die schlimmste Verletzung, die ich je gesehen hatte, doch bei ihrem Anblick wurde mir trotzdem ein wenig übel. Die Spitze seines Ringfingers war direkt unter dem Nagel sauber in einer schrägen Linie abgetrennt worden. Das Schwert hatte ihm einen Hautfetzen von der Innenseite des Fingers geschält, ihm Mittel- und Ringfinger auseinandergerissen und seine Hand fast bis zum Handgelenk gespalten.

»Du musst es ja fast am Heft erwischt haben«, sagte ich, um Ruhe bemüht. »Sonst hätte es dir die Außenseite der Hand abgehackt.«

»Mmpfm.« Die Hand rührte sich nicht, während ich daran herumzog und -drückte, doch der Schweiß stand ihm auf der Oberlippe, und er konnte einen kurzen Schmerzenslaut nicht unterdrücken.

»Tut mir leid«, murmelte ich automatisch.

»Ist schon gut«, sagte er genauso automatisch. Er schloss die Augen, dann öffnete er sie wieder.

»Nimm ihn ab«, sagte er plötzlich.

»Was?« Ich fuhr zurück und sah ihn erschrocken an.

Er wies kopfnickend auf seine Hand.

»Den Finger. Nimm ihn ab, Sassenach.«

»Das kann ich doch nicht tun!« Doch noch während ich das sagte, wusste ich schon, dass er recht hatte. Abgesehen von den eigentlichen Verletzungen des Fingers war die Sehne schwer beschädigt; die Chancen, dass er

jemals wieder in der Lage sein würde, den Finger zu bewegen, ganz zu schweigen davon, ihn ohne Schmerzen zu bewegen, waren minimal.

»Er hat mir in den letzten zwanzig Jahren herzlich wenig genützt«, sagte er mit einem leidenschaftslosen Blick auf den mitgenommenen Stumpf, »und es ist kaum wahrscheinlich, dass das jetzt besser wird. Ich hab mir das verflixte Ding ein halbes Dutzend Mal gebrochen, weil er so absteht. Wenn du ihn abnimmst, dann stört er mich wenigstens nicht mehr.«

Ich hätte ihm gern widersprochen, doch dazu war keine Zeit. Außerdem strömten jetzt die ersten Verwundeten auf den Wagen zu. Die Männer gehörten zur Miliz, nicht zur Armee; falls ein Regiment in der Nähe war, gab es dort vielleicht einen Militärarzt, doch ich war näher.

»Einmal ein verdammter Held, immer ein verdammter Held«, murmelte ich. Ich drückte Jamie einen Bausch aus Baumwollwatte auf die blutige Handfläche und wickelte ihm rasch eine Leinenbandage um die Hand. »Ja. Ich muss ihn abnehmen, aber das muss warten. Halt still.«

»Autsch«, sagte er nachsichtig. »Ich hab doch gesagt, ich bin kein Held.«

»Wenn du keiner bist, liegt es jedenfalls nicht daran, dass du dir nicht genug Mühe gibst«, sagte ich und zog den Knoten der Bandage mit den Zähnen fest. »So, das muss fürs Erste reichen; ich kümmere mich darum, sobald ich Zeit habe.« Ich ergriff die verbundene Hand und tauchte sie in die kleine Schüssel mit Alkohol und Wasser.

Er wurde weiß, als der Alkohol durch den Stoff drang und auf sein rohes Fleisch traf. Er holte scharf durch die Zähne Luft, bließ aber stumm. Ich deutete ohne Umschweife auf die Decke, die ich auf dem Boden ausgebreitet hatte, und er legte sich folgsam hin und rollte sich unter dem schützenden Wagen zusammen, die verbundene Hand an seine Brust gedrückt.

Ich erhob mich von meinen Knien, zögerte jedoch einen Moment. Dann kniete ich mich wieder hin, schob seinen Zopf zur Seite, der mit halb getrocknetem Schlamm und Laub verklebt war, und küsste ihn hastig auf den Nacken. Ich konnte gerade eben seine Wange sehen; sie verspannte sich kurz, als er lächelte, dann entspannte sie sich.

Es hatte sich herumgesprochen, dass der Lazarettwagen da war; schon wartete eine versprengte Gruppe von Verwundeten, die noch selbst laufen konnten, darauf, dass man sich ihrer annahm, und ich sah kleine Gruppen von Männern, die ihre verletzten Kameraden trugen oder halb hinter sich herzogen, auf das Licht meiner Laterne zukommen. Ich würde heute Abend viel zu tun bekommen.

Oberst Everett hatte mir zwar zwei Assistenten versprochen, doch der Himmel wusste, wo sich der Oberst im Moment aufhielt. Ich verschaffte mir kurz einen Überblick über die wachsende Menschenmenge und pickte mir einen jungen Mann heraus, der gerade einen verwundeten Freund unter einem Baum abgesetzt hatte.

»Ihr da«, sagte ich und zupfte ihn am Ärmel. »Habt Ihr Angst vor Blut?«

Im ersten Moment zog er ein verblüfftes Gesicht, dann grinste er mich unter seiner Maske aus Schlamm und Pulverrauch an. Er war ungefähr so groß wie ich, breitschultrig und stämmig, und man hätte sagen können, dass er ein Engelsgesicht hatte, wäre es weniger schmutzig gewesen.

»Nur, wenn's meines ist, Ma'am, und das ist es bis jetzt Gott sei Dank nicht.«

»Dann kommt mit mir«, sagte ich und erwiderte sein Lächeln. »Ihr seid jetzt mein Assistent und helft mir beim Vorsortieren.«

»Wirklich? Hey, Harry!«, rief er seinem Freund zu. »Ich bin befördert worden. Wenn du nächstes Mal deiner Mama schreibst, sag ihr, Lester hat's doch noch zu etwas gebracht!« Immer noch grinsend stolzierte er mir hinterher.

Das Grinsen verwandelte sich rasch in einen Ausdruck stirnrunzelnder Konzentration, als ich ihn schnell an den Verwundeten vorbeiführte und ihm erklärte, in welche Dringlichkeitsgrade sie einzuteilen waren.

»Männer, die in Strömen bluten, haben allererste Priorität«, sagte ich zu ihm. Ich drückte ihm einen Armvoll Leinenverbände und einen Sack Baumwollwatte in die Hände.

»Gebt ihnen das - sagt ihren Freunden, sie sollen die Watte fest auf die Wunden pressen oder die Gliedmaßen

oberhalb der Wunden mit einem Tourniquet abbinden. Wisst Ihr, was das ist?«

»Oh, ja, Ma'am«, versicherte er mir. »Das habe ich selbst schon einmal gemacht, als ein Panther meinen Vetter Jess zerfleischt hat, unten in Caroline County.«

»Gut. Aber verliert keine Zeit damit, es selbst zu machen - ihre Freunde sollen es tun. Knochenbrüche können ein wenig warten -, sagt ihnen, sie sollen sich da unter der großen Birke sammeln. Kopfverletzungen und innere Verletzungen, die nicht offen bluten, nach dahinten unter die Kastanie, wenn man sie transportieren kann. Wenn nicht, gehe ich zu ihnen.« Ich deutete hinter mich, dann drehte ich mich im Halbkreis und nahm das Gelände in Augenschein.

»Wenn Ihr ein paar gesunde Männer seht, lasst sie das Lazarettzelt aufbauen; es kommt dort auf die flache Stelle. Und dann noch ein paar, die eine Latrine graben sollen ... da drüben, denke ich.«

»Ja, Sir! Ma'am, meine ich!« Lester nickte und umfasste festen Griffes seinen Wattesack. »Ich kümmere mich sofort darum. Ma'am. Obwohl ich mir erst mal keine Sorgen wegen der Latrine machen würde«, fügte er hinzu. »Die meisten von den Jungs haben sich sowieso schon vor Angst in die Hosen gemacht.« Er grinste und nickte erneut, dann machte er sich an seine Runde.

Er hatte recht; in der Luft hing ein schwacher Fäkalgestank, wie auf Schlachtfeldern üblich, eine schwächere Note unter den durchdringenden Gerüchen nach Blut und Rauch.

Während Lester die Verwundeten sortierte, ließ ich mich nieder, um mit der Wiederherstellung zu beginnen. Ich stellte meine Medizintruhe, den Beutel mit den Fäden und eine Schüssel mit Alkohol auf die Ladeklappe des Wagens; davor stand ein Alkoholfass, auf das sich die Patienten setzen konnten - vorausgesetzt, sie konnten sitzen.

Die schlimmsten Fälle waren Bajonettwunden; glücklicherweise hatte es keine Kartätschen gegeben, und für die Männer, die von Kanonenkugeln getroffen worden waren, kam jede Hilfe meinerseits zu spät. Während ich arbeitete, hörte ich mit einem Ohr den Unterhaltungen der wartenden Männer zu.

»War das nicht das Verrückteste, was du je gesehen hast? Zu wie vielen waren die Kerle wohl?«, fragte einer gerade seinen Nebenmann.

»Keine blasse Ahnung«, erwiderte sein Freund kopfschüttelnd. »Im ersten Moment hab ich da nur rot gesehen und sonst nichts. Dann ist ganz in der Nähe eine Kanone losgegangen, und dann hab ich eine ganze Zeit nur Rauch gesehen.« Er rieb sich das Gesicht; das Wasser aus seinen tränenden Augen hatte lange Streifen in den schwarzen Ruß gegraben, der ihn von der Brust bis zur Stirn bedeckte.

Ich sah mich nach dem Wagen um, konnte aber nicht darunterblicken. Ich hoffte zwar, dass Schock und Erschöpfung es Jamie ermöglichen würden, trotz seiner Hand zu schlafen, bezweifelte es jedoch.

Obwohl fast jeder in meiner Umgebung auf irgendeine Weise verletzt war, waren sie nicht niedergeschlagen, und es herrschte eine allgemeine Stimmung der überschwänglichen Erleichterung und des Jubels. Weiter hügelabwärts konnte ich in den Nebelschwaden am Fluss die Jubelrufe der Sieger und das Rasseln und Kreischen der Pfeifen und Trommeln hören, die begeistert durcheinanderlärnten.

Inmitten des Lärms ertönte eine Stimme in der Nähe; ein uniformierter Offizier auf einem braunen Pferd.

»Hat irgendjemand diesen großen rothaarigen Kerl gesehen, der den Vorstoß durchbrochen hat?«

Es folgte Gemurmel, und jeder sah sich um, doch niemand antwortete. Der Reiter stieg ab, schlang seine Zügel um einen Ast und kam zwischen den Verwundeten hindurch auf mich zu.

»Wer auch immer er ist, eines weiß ich, der hat Mumm in den Knochen«, bemerkte der Mann, dessen Wange ich gerade nähte.

»Und einen Dickschädel«, murmelte ich.

»Häh?« Er warf mir einen verwirrten Seitenblick zu.

»Nichts«, sagte ich. »Stillhalten, nur noch einen Moment; ich bin fast fertig.«

ES WURDE EINE HÖLLISCHE NACHT. EINIGE DER VERWUNDETEN LAGEN NOCH in den Schluchten und Senken, genau wie sämtliche Toten. Die Schreie aus der Ferne verrieten uns, dass die Wölfe, die lautlos aus dem

Wald kamen, nicht zwischen ihnen unterschieden.

Es war kurz vor Tagesanbruch, als ich mich endlich in das Zelt begeben konnte, in dem jetzt auch Jamie lag. Ich hob leise den Eingang an, um ihn nicht zu stören, doch er war schon wach, lag zusammengerollt auf der Seite und blickte zum Eingang. Sein Kopf ruhte auf einer zusammengefalteten Decke.

Er lächelte schwach, als er mich sah.

»Eine harte Nacht, Sassenach?«, fragte er. Seine Stimme war etwas heiser, weil er sie so lange nicht benutzt hatte und die Luft so kalt war. Nebel kroch unter dem Eingang hindurch und färbte sich im Licht der Laterne gelb.

»Ich habe schon schlimmere erlebt.« Ich strich ihm das Haar aus dem Gesicht und betrachtete ihn sorgfältig. Er war bleich, aber nicht feucht. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, doch seine Haut fühlte sich kühl an - keine Spur von Fieber. »Du hast nicht geschlafen, oder? Wie fühlst du dich?«

»Ich habe ein wenig Angst«, gab er zu. »Und mir ist ein wenig übel. Aber jetzt, wo du hier bist, geht es mir besser.« Seine schiefe Grimasse war beinahe ein Lächeln.

Ich legte ihm die Hand unter das Kinn und drückte mit den Fingern auf den Puls an seinem Hals. Sein Herz schlug regelmäßig unter meinen Fingerspitzen, und ich erschauerte kurz, weil ich an die Frau auf dem Schlachtfeld denken musste.

»Du frierst ja, Sassenach«, sagte er. »Und müde bist du

auch. Geh schlafen, aye? Ich halte es noch ein bisschen aus.«

Ich ~~war~~ müde. Mein Adrenalin Spiegel, der von der Schlacht und der arbeitsreichen Nacht im Lazarettzelt hoch gehalten worden war, sank rapide; Erschöpfung kroch mir den Rücken entlang und ließ meine Gelenke weich werden. Doch ich konnte mir gut vorstellen, wie viel Kraft ihn das stundenlange Warten bereits gekostet hatte.

»Es dauert nicht lange«, versicherte ich ihm. »Und es geht dir besser, wenn es vorbei ist. Dann kannst du in Ruhe schlafen.«

Er nickte, obwohl er nicht sehr beruhigt aussah. Ich klappte den kleinen Arbeitstisch auseinander, den ich aus dem Operationszelt mitgebracht hatte, und stellte ihn in Reichweite auf. Dann holte ich meine kostbare Flasche Laudanum hervor und goss etwa zwei Fingerbreit der dunklen, stark riechenden Flüssigkeit in einen Becher.

»Trink das schluckweise«, ordnete ich an und drückte ihm den Becher in die linke Hand. Ich begann, mir die Instrumente zurechtzulegen, die ich brauchen würde, und vergewisserte mich, dass alles ordentlich bereitlag. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, Lester darum zu bitten, mir zu assistieren, doch er war am Ende fast im Stehen eingeschlafen und hatte unter den gedämpft leuchtenden Laternen des Operationszeltes wie ein Betrunkener geschwankt. Also hatte ich ihn davongeschickt, damit er sich eine Decke und einen Platz am Feuer suchte.

Ein kleines Skalpell, frisch geschliffen. Das kleine Glas

mit Alkohol, in dem sich das feuchte Nähmaterial zusammenrollte wie ein Nest kleiner Vipern, jeder Faden mit einer kleinen, gebogenen Nadel wie mit einem Zahn versehen. Ein weiteres Glas mit den trockenen, gewachsenen Sehnen, die mir als Arterienkompressen dienten. Ein Strauß von Sonden, deren Enden in Alkohol standen. Zange. Wundhaken mit langen Griffen. Das Tenakel mit seinen Häkchen zum Festhalten der Ränder durchtrennter Arterien.

Die Chirurgeschere mit ihren kurzen, geschwungenen Schneiden und den Griffen, die für meine Hände maßgefertigt waren, nach meinen Wünschen von Stephen Moray, dem Silberschmied, hergestellt. Zumindest fast nach meinen Wünschen. Ich hatte darauf bestanden, dass er die Schere so einfach wie möglich gestaltete, damit sie leicht zu säubern und zu desinfizieren war. Stephen war meinem Wunsch in Form eines nüchternen, eleganten Designs nachgekommen, hatte aber der Versuchung nicht widerstehen können und eine kleine Verzierung angefügt - ein Griff trug eine hakenähnliche Verlängerung, gegen die ich meinen kleinen Finger stützen konnte, um mehr Druck ausüben zu können, und diese Verlängerung bildete eine glatte, geschmeidige Kurve, an deren Ende eine schlanke Rosenknospe in einem Blätterstrauß erblühte. Über den Kontrast zwischen den kräftigen, brutalen Schneiden am einen Ende und dieser zarten Eitelkeit am anderen musste ich jedes Mal lächeln, wenn ich die Schere aus ihrem Kasten hob.

Verbandsmaterial aus Baumwollgaze und schwerem Leinen, Wattebäusche, Klebpflaster, deren Rotfärbung von den Drachenblutharzen herrührte, die als Kleber dienten. Eine offene Schale mit Alkohol zur Desinfektion während der Arbeit, und die Gefäße mit Chinarinde, zerstampftem Knoblauch und Schafgarbe zum Verbinden.

»Fertig«, sagte ich zufrieden, als ich mein Sortiment ein letztes Mal überprüfte. Alles musste vorbereitet sein, da ich allein arbeitete; wenn ich etwas vergaß, würde niemand da sein, der es mir holte.

»Sieht nach ziemlich viel Vorbereitung für einen mickrigen Finger aus«, bemerkte Jamie hinter mir.

Ich fuhr herum und sah, dass er sich auf einen Ellbogen aufgestützt hatte und den Becher mit Laudanum unangetastet in der Hand hielt.

»Könntest du ihn nicht einfach mit dem Messer abhacken und die Wunde mit einem heißen Eisen versiegeln, so wie es die Regimentsärzte tun?«

»Doch, das könnte ich«, sagte ich trocken. »Aber glücklicherweise brauche ich es nicht; wir haben genug Zeit, es vernünftig zu machen. Darum habe ich dich warten lassen.«

»Mmpfm.« Er ließ den Blick wenig begeistert über die Reihe der glänzenden Instrumente schweifen, und es war ihm anzusehen, dass es ihm viel lieber gewesen wäre, die ganze Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Mir wurde klar, dass dies für ihn nach langsamer,

ritueller Folter aussah und nicht nach einer komplexen chirurgischen Operation.

»Ich möchte, dass du deine Hand später noch benutzen kannst«, sagte ich entschlossen. »Keine Infektion, kein vereiterter Stumpf, keine ungeschickte Verstümmelung und - so Gott will - keine Schmerzen, wenn es erst einmal verheilt ist.«

Bei diesen Worten hoben sich seine Augenbrauen. Er hatte es zwar nie erwähnt, doch mir war sehr wohl bewusst, dass seine rechte Hand und ihr problematischer Ringfinger ihm seit Jahren immer wieder Schmerzen verursachten. Der Finger war im Gefängnis von Wentworth zerschmettert worden, wo man Jamie in den Tagen vor dem Stuart-Aufstand festgehalten hatte.

»Versprochen ist versprochen«, sagte ich und wies kopfnickend auf den Becher in seiner Hand. »Trink.«

Er hob den Becher, schob die lange Nase widerstrebend über den Rand, und seine Nasenflügel zuckten, als ihn der widerlich süße Geruch traf. Er berührte die dunkle Flüssigkeit mit der Zungenspitze und verzog das Gesicht.

»Mir wird schlecht davon.«

»Du schläfst davon ein.«

»Ich bekomme davon Albträume.«

»Solange du nicht im Schlaf auf Kaninchenjagd gehst, spielt das keine Rolle«, versicherte ich ihm. Er musste lachen, versuchte es aber noch ein letztes Mal.

»Es schmeckt wie das Zeug, das man einem Pferd aus

den Hufen kratzt.«

»Und wann hast du zum letzten Mal einem Pferd den Huf ausgeleckt?«, wollte ich wissen und stemmte die Hände in die Hüften. Mein funkelnder Blick nahm Intensitätsstufe zwei an, die normalerweise der Einschüchterung kleinlicher Bürokraten und niederer Armeefunktionäre diene.

Er seufzte.

»Du meinst es ernst, aye?«

»Ja.«

»Na gut.« Mit einem vorwurfsvollen Blick duldsamer Resignation warf er den Kopf zurück und schüttete den Inhalt des Bechers in einem Schluck herunter.

Ein Schauer schüttelte ihn, und er stieß leise Würgegeräusche aus.

»Ich habe gesagt, du sollst es schluckweise trinken«, bemerkte ich nachsichtig. »Wenn es dir wieder hochkommt, darfst du es vom Boden auflecken.«

Angesichts der Tatsache, dass der Boden aus aufgewühltem Staub und zertrampeltem Gras bestand, war das eindeutig eine leere Drohung, doch er presste Augenlider und Lippen fest zusammen, legte sich schwer atmend auf das Kissen zurück und schluckte alle paar Sekunden seinen Brechreiz hinunter. Ich zog einen Hocker herbei und setzte mich neben das Feldbett, um zu warten.

»Wie fühlst du dich?«, fragte ich nach ein paar Minuten.

»Benommen«, erwiderte er. Er öffnete sein Auge einen Spaltbreit und betrachtete mich durch den schmalen blauen

Schlitz, dann stöhnte er und schloss es wieder. »Als ob ich von einer Klippe stürze. Es fühlt sich sehr unangenehm an, Sassenach.«

»Versuch, einen Moment lang an etwas anderes zu denken«, schlug ich vor. »Etwas Schönes, um dich abzulenken.«

Seine Stirn zog sich kurz in Falten, dann entspannte sie sich.

»Steh einmal kurz auf, ja?«, sagte er. Folgsam stand ich auf und fragte mich, was er wohl wollte. Er öffnete die Augen, streckte die gesunde Hand aus und klammerte sie fest um meine Pobacke.

»Da«, sagte er. »Das ist das Beste, was mir einfällt. Wenn ich deinen Hintern festhalte, kann mich nichts aus dem Gleichgewicht bringen.«

Ich lachte und rückte ein paar Zentimeter näher an ihn heran, sodass seine Stirn an meine Oberschenkel gedrückt war.

»Nun, zumindest ist es ein transportables Heilmittel.«

Er schloss die Augen und hielt mich fest. Sein Atem ging langsam und tief. Die schroffen Linien der Erschöpfung und des Schmerzes in seinem Gesicht begannen sich zu glätten, als die Wirkung der Droge einsetzte.

»Jamie«, sagte ich nach einer Minute leise. »Es tut mir leid.«

Er öffnete die Augen, blickte zu mir auf und lächelte, wobei er mich leicht drückte.

»Aye, na ja«, sagte er. Seine Pupillen hatten zu schrumpfen begonnen; seine Augen waren unauslotbar und tief wie der Ozean, als blickte er in weite Ferne.

»Sag mir, Sassenach«, sagte er ein paar Sekunden später. »Wenn man einen Mann vor dich hinstellen und dir sagen würde, dass der Mann am Leben bleibt, wenn du dir den Finger abschneidest, und dass er sterben muss, wenn nicht - würdest du es tun?«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich leicht erschrocken. »Wenn das die Entscheidung wäre und es daran nichts zu rütteln gäbe und es ein guter Mann wäre ... Ja, ich denke, ich würde es tun. Besonderen Spaß würde es mir aber nicht machen«, fügte ich nüchtern hinzu, und sein Mund verzog sich zu einem Lächeln.

»Nein«, sagte er. Sein Gesichtsausdruck wurde jetzt sanft und verträumt. »Hast du gewusst«, sagte er einen Moment später, »dass mich ein Oberst aufgesucht hat, als du im Lazarett bei der Arbeit warst? Oberst Johnson; Micah Johnson war sein Name.«

»Nein. Was hat er denn gesagt?«

Seine Hand begann, sich von meinem Hintern zu lösen; ich legte die meine darüber, um sie in Position zu halten.

»Es war seine Kompanie - in der Schlacht. Ein Teil von Morgans Leuten und der Rest des Regiments von der anderen Hügelseite waren in der Schusslinie der Briten. Wenn deren Vorstoß gelungen wäre, hätten sie die Kompanie mit Sicherheit verloren, und weiß Gott, was aus

dem Rest geworden wäre.« Sein sanfter Highlandakzent verstärkte sich jetzt; sein Blick war auf meinen Rock geheftet.

»Also hast du sie gerettet«, fasste ich sanft zusammen.
»Wie viele Männer sind in einer Kompanie?«

»Fünzig«, sagte er. »Obwohl ich nicht annehme, dass sie alle umgekommen wären.« Seine Hand rutschte ab; er fing sich und erneuerte leise glucksend seinen Griff. Durch meinen Rock konnte ich seinen Atem warm auf meinen Oberschenkeln spüren.

»Es hat mich an die Bibel erinnert, aye?«

»Ja?« Ich drückte seine Hand gegen die Rundung meiner Hüfte und hielt sie dort fest.

»Die Stelle, wo Abraham mit dem Herrn der Städte in der Ebene verhandelt. ›Würdest du die Stadt nicht zerstören‹«, zitierte er, »›wenn es dort fünfzig Gerechte gäbe?‹ Und dann handelt Abraham ihn herunter, immer etwas mehr, von fünfzig auf vierzig, dann auf dreißig und zwanzig und zehn.«

Seine Augen waren halb geschlossen, seine Stimme friedvoll und gelassen. »Ich hatte keine Zeit, um Nachforschungen über die Moral in dieser Kompanie anzustellen. Aber man würde doch annehmen, dass unter ihnen zehn Gerechte wären - gute Männer?«

»Ganz bestimmt.« Seine Hand war schwer, sein Arm fast ganz erschlafft.

»Oder fünf. Oder auch nur ein einziger. Einer würde

reichen.«

»Ich bin mir sicher, dass es einen gibt.«

»Der Junge mit den Apfelbäckchen, der dir im Lazarett geholfen hat - ist er so einer?«

»Ja, das ist er.«

Er seufzte tief, die Augen fast geschlossen.

»Dann sag ihm, ich bin ihm nicht böse wegen des Fingers«, sagte er.

Ich hielt seine gesunde Hand eine Minute lang fest. Er atmete langsam und tief, sein Mund war in völliger Entspannung erschlafft. Ich drehte ihn behutsam auf den Rücken und legte ihm die Hand auf die Brust.

»Verflixter Kerl«, flüsterte ich. »Ich wusste doch, dass du mich zum Weinen bringen würdest.«

DRAUSSEN IM LAGER HERRSCHTE DIE STILLE DER LETZTEN AUGENBLICKE DES Schlummers, bevor die aufgehende Sonne die Männer in Bewegung versetzte. Hin und wieder konnte ich einen Wachtposten rufen hören, und zwei Verpflegungssammler unterhielten sich murmelnd, als sie auf dem Weg in den Wald dicht an meinem Zelt vorüberkamen. Die Lagerfeuer waren bis auf die Glut heruntergebrannt, doch ich hatte drei Laternen, die ich so angebracht hatte, dass sie Licht spendeten, ohne Schatten zu werfen.

Ich legte mir ein dünnes Kieferbrettchen als Arbeitsfläche auf den Schoß. Jamie lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Feldbett, und sein Kopf war mir zugewandt, sodass

ich seine Gesichtsfarbe im Blick hatte. Er schlief fest; er atmete langsam und rührte sich nicht, als ich die Spitze einer Sonde gegen seinen Handrücken drückte. Alles bereit.

Die Hand war geschwollen und aufgedunsen und hatte sich verfärbt; die Schwertwunde bildete eine dicke schwarze Linie auf der sonnengoldenen Haut. Ich schloss einen Moment die Augen, hielt sein Handgelenk fest und zählte seine Pulsschläge: Eins und zwei und drei und vier ...

Ich betete nur selten bewusst, wenn ich mich auf eine Operation vorbereitete, doch ich suchte nach etwas - etwas, das ich nicht beschreiben konnte, aber immer erkannte; eine gewisse Seelenruhe, jene losgelöste Geistesgegenwart, die es mir möglich machte, auf dem schmalen Grat zwischen Rücksichtslosigkeit und Mitgefühl zu wandeln, zugleich in äußerster Intimität mit dem Körper unter meinen Händen vereint - und doch fähig, das, was ich berührte, im Namen der Heilkunst zu zerstören.

Eins und zwei und drei und vier ...

Mit einem Mal bemerkte ich, dass sich mein eigener Herzschlag verlangsamt hatte; der Pulsschlag in meiner Fingerspitze stimmte mit dem in Jamies Handgelenk überein, Schlag um Schlag, langsam und kraftvoll. Wenn ich auf ein Zeichen wartete, so reichte dies wohl aus. Achtung, fertig, los, dachte ich und ergriff das Skalpell.

Ein kurzer Einschnitt oberhalb der Fingerknöchel von Ringfinger und kleinem Finger, dann schnitt ich die Haut

abwärts fast bis zum Handgelenk auf. Ich grub mich vorsichtig mit der Scherenspitze unter die Haut, dann schlug ich den losen Hautlappen mit einer der langen Stahlsonden zurück, die ich fest in das Weichholzbrettchen steckte.

Ich hatte einen kleinen Pumpzerstäuber, der mit einer Lösung aus destilliertem Wasser und Alkohol gefüllt war; da es nicht möglich war, sterile Bedingungen herzustellen, benutzte ich ihn, um die Operationsfläche leicht einzunebeln und das erste aufquellende Blut wegzuspülen. Nur nicht zu viel; der Vasokonstriktor, den ich ihm verabreicht hatte, wirkte, aber das würde nicht lange anhalten.

Ich zerteilte vorsichtig die Muskelfasern, die noch intakt waren, um den Knochen freizulegen und die Sehne, die silbern zwischen den anderen Farben des Körpers aufglänzte. Das Schwert hatte die Sehne etwa drei Zentimeter oberhalb der Mittelhandknochen fast ganz zertrennt. Ich zerschnitt die wenigen verbleibenden Fasern, und die Hand reagierte mit einem Zuckreflex, der mich etwas aus der Fassung brachte. Ich biss mir auf die Lippe, doch es war alles in Ordnung; abgesehen von der Hand hatte er sich nicht bewegt. Er fühlte sich anders an; es war mehr Leben in seinem Gewebe als in dem eines Mannes unter Äther oder Pentothal. Er war nicht anästhesiert, sondern lag nur im Tiefschlaf; seine Haut und seine Muskeln fühlten sich elastisch an, nicht nachgiebig und schlaff, wie ich es zu meiner Zeit im Krankenhaus gewohnt

gewesen war. Dennoch war es etwas ganz anderes - und eine unermessliche Erleichterung - als die lebendigen, panischen Zuckungen, die ich im Lazarettzelt unter meinen Händen gespürt hatte.

Ich schob die abgeschnittene Sehne mit der Zange zur Seite. Der tief liegende Zweig des Ellenervs kam zum Vorschein, ein zarter weißer Myelinfaden, dessen winzige Verästelungen sich bis hin zur Unsichtbarkeit tief im Gewebe ausbreiteten. Gut, er lag so dicht am kleinen Finger, dass ich arbeiten konnte, ohne den Hauptstamm des Nervs zu beschädigen.

Man wusste es nie; Lehrbuchillustrationen waren eine Sache, doch das Erste, was jeder Chirurg lernte, war die verblüffende Tatsache, dass jeder menschliche Körper ein Unikat war. Der Magen mochte sich in etwa dort befinden, wo man ihn erwartete, doch die Nerven und Blutgefäße, die ihn versorgten, konnten überall in seiner ungefähren Nachbarschaft verlaufen, und ihre Form und Anzahl konnten jedes Mal anders sein.

Doch jetzt kannte ich die Geheimnisse dieser Hand. Ich konnte ihren Bauplan sehen, die Strukturen, die ihr Gestalt und Bewegungsfähigkeit verliehen. Da war der schöne, kraftvolle Bogen des dritten Mittelhandknochens und das feine Netz der Blutgefäße, die ihn versorgten. Blut quoll auf, langsam und lebendig, scharlachrot auf dem zerstörten Knochen, dunkel und königsblau in der kleinen Vene, die unter dem Gelenk pulsierte, schwarz verkrustet am Rand der eigentlichen Wunde, wo es geronnen war.

Ohne mich zu fragen, woher, hatte ich gewusst, dass der vierte Mittelhandknochen zerschmettert war; das Ringfingergelenk im Inneren der Hand. So war es auch; die Klinge hatte ihn in der Nähe des proximalen Endes getroffen und das Ende des kleinen Knochens nahe der Mitte der Hand abgesplittert.

Also würde ich ihn ebenfalls entfernen; die freiliegenden Knochenstücke mussten sowieso entfernt werden, um zu verhindern, dass sie das umliegende Gewebe reizten. Wenn ich den Finger vom Mittelhandgelenk an entfernte, würden Mittelfinger und kleiner Finger dicht beieinanderliegen und so die Hand verschmälern und die sperrige Lücke schließen, die der fehlende Finger hinterließ.

Ich zog fest an dem zerschmetterten Finger, um den Gelenkzwischenraum zu vergrößern, dann benutzte ich die Skalpellspitze, um die Sehne zu durchtrennen. Die Knorpel trennten sich mit einem leisen, aber hörbaren *Plop!*, und Jamie fuhr zusammen und stöhnte, und seine Hand wand sich in der meinen.

»Schsch«, flüsterte ich ihm zu und hielt seine Hand fest. »Schsch, schon gut. Ich bin hier, es ist schon gut.«

Ich konnte nichts für die jungen Männer tun, die auf dem Feld im Sterben lagen, doch hier, für ihn, konnte ich zaubern, und ich wusste, dass meine Magie von Dauer sein würde. Er hörte mich, tief in seinen verstörenden Opiumträumen; er runzelte die Stirn und murmelte etwas Unverständliches, dann seufzte er tief und entspannte sich,

und sein Handgelenk erschlaffte wieder unter meiner Hand.

Irgendwo in der Nähe krächte ein Hahn, und ich blickte zur Zeltwand hinüber. Es war merklich heller geworden, und ein schwacher Morgenwind wehte hinter mir durch den Spalt und kühlte mir den Nacken.

Den tief liegenden Muskel so zerstörungsfrei wie möglich entfernen. Die kleine Fingerarterie und die beiden anderen Gefäße abbinden, die so groß waren, dass man sich darum kümmern musste; die letzten paar Fasern und Hautfetzen durchtrennen, die den Finger festhielten, diesen dann anheben - und der baumelnde Mittelhandknochen sah überraschend weiß und nackt aus, wie ein Rattenschwanz.

Es war saubere, ordentliche Arbeit, doch für einen Moment überkam mich ein Gefühl der Traurigkeit, als ich das zerstörte Stück Fleisch beiseitelegte. Mir stand auf einmal vor Augen, wie Jamie den kleinen Jemmy kurz nach der Geburt hielt und mit einem Ausdruck des Glücks und des Staunens seine winzigen Finger und Zehen zählte. Auch sein Vater hatte einmal seine Finger gezählt.

»Es ist ja gut«, flüsterte ich, genauso an mich wie an ihn gerichtet. »Ist ja gut. Er wird heilen.«

Der Rest ging schnell. Die Zange, um die kleinen Knochensplitter herauszuziehen. Ich säuberte die Wunde, so gut ich konnte, und entfernte Gras und Schmutzpartikel und sogar ein winziges Stoffrestchen, das durch den Hieb in die Wunde geraten war. Dann galt es nur noch, die gezackten Wundränder zu versäubern, ein kleines, überstehendes Hautstück abzuschneiden und die

Einschnitte zu vernähen. Eine Paste aus Knoblauch und Silbereichenblättern, mit Alkohol vermischt und dick über die Hand verteilt, eine Kompresse aus Watte und Gaze und ein fester Verband aus Leinen und Klebplastern, um die Schwellung zu vermindern und den Mittelfinger und den kleinen Finger dazu zu bringen, dass sie sich dicht aneinanderlegten.

Die Sonne war fast aufgegangen; die Laterne über mir kam mir trübe und schwach vor. Mir brannten die Augen von der Arbeit und vom Rauch der Feuer. Draußen erklangen Stimmen; die Stimmen der Offiziere, die zwischen den Männern umhergingen und sie weckten, um dem neuen Tag entgegenzublicken - und dem Feind?

Ich legte Jamies Hand neben seinem Gesicht auf die Liege. Er war bleich, jedoch nicht übermäßig, und seine Lippen waren blassrosa gefärbt, nicht blau. Ich ließ die Instrumente in einen Eimer mit Alkohol und Wasser fallen, denn plötzlich war ich zu müde, um sie ordentlich zu säubern. Ich wickelte den abgetrennten Finger in eine Leinenbandage, da ich mir nicht ganz sicher war, was ich damit tun sollte, und ließ ihn auf dem Tisch liegen.

»Alle Mann aufsteh'n! Alle Mann aufsteh'n!«, erklang draußen der rhythmische Ruf des Sergeanten, der von Seiten der widerwilligen Schläfer durch schlagfertige Abwandlungen und rüde Antworten unterbrochen wurde.

Ich machte mir nicht die Mühe, mich auszuziehen; wenn es heute Kampfhandlungen gab, würde man mich sowieso bald wieder wecken. Jamie hingegen nicht. Ich brauchte

mir keine Sorgen zu machen; was auch immer geschah, er würde heute nicht kämpfen.

Ich zog mir die Nadeln aus dem Haar und schüttelte es mir über die Schultern, froh, es lose hängen lassen zu können. Dann legte ich mich neben ihm auf die Liege und schmiegte mich an ihn. Er lag auf dem Bauch; ich konnte seine kleinen, muskulösen Pobacken sehen, ebenmäßige Rundungen unter der Decke, die auf ihm lag. Spontan legte ich ihm die Hand auf den Allerwertesten und drückte zu.

»Schlaf schön«, sagte ich und ließ mich von der Müdigkeit hinwegtragen.

FÜR IMMER GETRENNT VON FREUNDEN UND FAMILIE

Leutnant Ellesmere hatte endlich einen Rebellen getötet. Mehrere, dachte er, obwohl er es nicht genau sagen konnte; manche der Männer, die er angeschossen hatte, waren zwar gefallen, doch es war ja möglich, dass sie nur verwundet waren. Was den Mann betraf, der mit einem Trupp Rebellen eine der britischen Kanonen angegriffen hatte, war er sich jedoch sicher. Er hatte diesen Mann mit einem Kavalleriesäbel halb entzweigehackt - und sein Schwertarm war hinterher tagelang merkwürdig taub gewesen, sodass er die linke Hand alle paar Minuten angespannt hatte, um sicherzugehen, dass er sie noch benutzen konnte.

Die Taubheit beschränkte sich nicht nur auf seinen Arm.

Die Tage, die auf die Schlacht folgten, verbrachte das britische Lager mit der geordneten Bergung der Verletzten, der Bestattung der Toten und damit, seine Kräfte neu zu sammeln. Zumindest das, was noch zu sammeln war. Desertion lag in der Luft; der Strom der Männer, die sich verstohlen davonmachten, riss nicht ab - an einem Tag wurde eine ganze Kompanie von Braunschweigern fahnenflüchtig.

Er beaufsichtigte mehr als eine Beerdigung und sah mit gefasster Miene zu, wie Männer - und Jungen -, die er

kannte, der Erde anvertraut wurden. Während der ersten paar Tage hatten sie die Toten nicht tief genug begraben und waren gezwungen gewesen, die ganze Nacht dem Heulen und Knurren der Wölfe zu lauschen, die sich um die Kadaver zankten, die sie aus den flachen Gräbern gezerrt hatten. Am nächsten Tag vergruben sie das, was noch übrig war, erneut, diesmal tiefer.

Nachts brannte rings um das Lager alle hundert Meter ein Feuer, denn amerikanische Scharfschützen kamen in der Dunkelheit dicht heran und erschossen die Feldwachen.

Die Tage waren glühend heiß, die Nächte elend kalt - und niemand schlief. Burgoyne hatte die Order erteilt, dass *kein Offizier oder Soldat je ohne Kleider schlafen solle*, und William hatte seit über einer Woche das Hemd nicht mehr gewechselt. Es spielte keine Rolle, wie er roch, weil es in der Menge unterging. Die Männer waren verpflichtet, eine Stunde vor dem Morgengrauen mit ihren Waffen auf ihren Posten zu sein und dort zu verharren, bis die Sonne den Nebel aufgelöst hatte und man sicher sein konnte, dass der Nebel keine kampfbereiten Amerikaner verbarg.

Die tägliche Brotzuteilung wurde rationiert. Pökelfleisch und Mehl wurden allmählich knapp, und den Marketendern fehlte es an Tabak und Brandy, was den Missmut der deutschen Soldaten erregte. Positiv betrachtet befanden sich die britischen Verteidigungsanlagen in hervorragendem Zustand. Sie hatten zwei große Schanzen gebaut und tausend Mann zum Bäumefällen ausgesandt,

um Feuerschneisen für die Artillerie zu schaffen. Und Burgoyne hatte angekündigt, dass im Lauf der nächsten zehn Tage General Clinton mit Verstärkung erwartet wurde - und hoffentlich auch mit Verpflegung. Alles, was sie tun mussten, war warten.

»Die Juden erwarten den Messias auch nicht sehnsüchtiger, als wir General Clinton erwarten«, scherzte Oberleutnant Gruenwald, der seine vor Bennington erlittene Verletzung wie durch ein Wunder überlebt hatte.

»Ha, ha«, sagte William.

IM AMEIKANISCHEN LAGER HERRSCHTE HOCHSTIMMUNG, UND DIE MÄNNER waren mehr als bereit zu beenden, was sie begonnen hatten. Doch so, wie es dem britischen Lager an Verpflegung mangelte, fehlte es den Amerikanern unglücklicherweise an Munition und Pulver. Das Ergebnis war eine Periode des nervösen Stillstands, in deren Verlauf die Amerikaner unablässig auf die Ränder des britischen Lagers einhackten, aber keinen ernsthaften Fortschritt zuwege brachten.

Ian Murray empfand diesen Zustand als außerordentlich ermüdend, und als ein Jagdausflug im Wald damit endete, dass sein unachtsamer Begleiter auf einen umherliegenden Nagel trat und sich den Fuß durchbohrte, beschloss er, dass dies eine angemessene Entschuldigung für einen Besuch im Hospitalzelt war, wo Rachel Hunter ihrem Bruder assistierte.

Diese Vorstellung belebte ihn jedoch so, dass auch er im Nebel nicht genügend darauf achtete, wohin er trat, und

kopfüber in einen Graben stürzte, wo er sich den Kopf an einem Felsen stieß. So kam es, dass die beiden Männer auf den jeweils anderen gestützt in das Lager humpelten und sich stockend ihren Weg zum Hospitalzelt bahnten.

Dort herrschte reges Treiben; dies war nicht der Ort, an dem die Verletzten der Schlacht lagen, sondern wo man sich Hilfe holte, wenn man von unbedeutenden Beschwerden geplagt wurde. Ians Schädel war zwar nicht gebrochen, doch er sah alles doppelt, und er schloss ein Auge in der Hoffnung, dass ihm dies dabei helfen würde, Rachel zu erspähen.

»*Ho ro*«, sagte hinter ihm jemand unverhohlen beifällig, »*mo nighean donn boidheach!*« Einen schwindelerregenden Augenblick lang dachte er, sein Onkel hätte das gesagt, und er blinzelte verständnislos, weil er sich fragte, warum Onkel Jamie während der Arbeit mit seiner Tante flirtete - doch dann erinnerte ihn sein schwerfälliger Verstand daran, dass Tante Claire gar nicht hier war, was also...

Er hielt sich eine Hand vor das Auge, um zu verhindern, dass es ihm aus dem Kopf fiel, drehte sich vorsichtig um und sah einen Mann in der Zeltöffnung stehen.

Die Morgensonne schlug Funken im Haar des Mannes, und Ian bekam den Mund nicht zu, weil er sich fühlte, als hätte er einen Hieb in die Magengrube eingesteckt.

Es war nicht Onkel Jamie, das erkannte er sofort, als der Mann hereinkam, der ebenfalls einen humpelnden Kameraden stützte. Er hatte das falsche Gesicht: rot und

vom Wetter gegerbt mit fröhlichen, rundlichen Zügen; das Haar war rotblond, nicht rotbraun, und er hatte fortgeschrittene Geheimratsecken. Er war kräftig gebaut und nicht besonders groß, doch die Art, wie er sich bewegte - wie ein Puma, selbst noch unter der Bürde seines Freundes. Aus irgendeinem Grund fühlte sich Ian nach wie vor an Jamie Fraser erinnert.

Der rothaarige Mann trug einen Kilt, genau wie sein Begleiter. Highlander, dachte Ian gründlich verwirrt. Doch das hatte er ja schon in dem Moment gewusst, als der Mann den Mund auf tat.

»*Có thu?*«, fragte Ian abrupt. *Wer bist du?*

Beim Klang der gälischen Worte sah ihn der Mann verblüfft an. Er musterte Ian in seinen Mohawkkleidern von Kopf bis Fuß, bevor er antwortete.

»*Is mise Seaumais Mac Choinnich à Boisdale*«, antwortete er höflich. »*Cò tha faighneachd?*« *Ich bin Hamish MacKenzie aus Boisdale. Wer will das wissen?*

»Ian Murray«, sagte er und versuchte, sich trotz seines durchgerüttelten Kopfes zu konzentrieren. Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor - aber warum auch nicht? Er kannte ja Hunderte von MacKenzies. »Meine Großmutter war eine MacKenzie«, entgegnete er auf die übliche Weise, in der man die Bekanntschaft mit einem Fremden begann. »Ellen MacKenzie aus Leoch.«

Der Mann riss die Augen weit auf.

»Ellen aus Leoch?«, rief der Mann aufgeregt. »Tochter

des Mannes, den man Jacob Ruaidh nannte?«

In seiner Aufregung hatte Hamish die Hand fest um seinen Freund geklammert, und dieser schrie jetzt auf. Das erregte die Aufmerksamkeit der jungen Frau - die Hamish mit den Worten »o schöne nussbraune Maid« begrüßt hatte -, und sie kam herbeigeeilt, um sich um die Angelegenheit zu kümmern.

Sie ~~war~~ nussbraun, wie Ian sah; Rachel Hunter, von der Sonne im weichen Farbton einer Hickorynuss gebräunt, das, was unter dem Kopftuch von ihrem Haar zu sehen war, gefärbt wie die Schalen der Walnüsse, und er lächelte bei diesem Gedanken. Sie sah ihn und kniff die Augen zusammen.

»Nun, solange du noch grinsen kannst wie ein Affe, kannst du ja nicht schwer verletzt sein. Warum -« Sie hielt inne, erstaunt, Ian Murray in enger Umarmung mit einem Highlander im Kilt zu sehen, der Freudentränen weinte. Ian weinte zwar nicht, doch auch er war unleugbar froh.

»Du willst bestimmt meinen Onkel Jamie kennenlernen«, sagte er und entwand sich den Armen des Mannes. »*Seaumais Ruaidh* hast du ihn, glaube ich, genannt.«

JAMIE FRASER HATTE DIE AUGEN GESCHLOSSEN UND ERKUNDETE VORSICHTIG den Schmerz in seiner Hand. Es war ein scharfkantiger Schmerz, so stark, dass ihm davon mulmig wurde, ein tiefes, mahlendes Ziehen, das mit jedem Knochenbruch einherging. Dennoch, es war der Schmerz der Heilung.

Er sollte einen Blick auf seine Hand werfen, das wusste er. Er würde sich schließlich daran gewöhnen müssen. Er hatte ein einziges Mal rasch hingeschaut, und davon war ihm so schwindelig geworden, dass er sich vor lauter Bestürzung fast übergeben hätte. Er konnte den Anblick, die Art, wie es sich anfühlte, nicht mit seiner lebhaften Erinnerung daran in Einklang bringen, wie seine Hand sein *sollte*.

Doch es war ja nicht das erste Mal, ermahnte er sich. Er hatte sich an die Narben und die Unbeweglichkeit gewöhnt. Und doch ... Er konnte sich noch erinnern, wie sich seine junge Hand angefühlt hatte, wie sie ausgesehen hatte, so unbeschwert, geschmeidig und schmerzfrei, um den Griff einer Pflugschar gekrümmt, den Griff eines Schwertes. Einen Federkiel - oder nein. Er lächelte reumütig vor sich hin. Das war weder unbeschwert noch geschmeidig gewesen, selbst als seine Finger noch unbeschädigt und kerngesund gewesen waren.

Würde er mit seiner Hand jetzt überhaupt noch schreiben können?, fragte er sich plötzlich, und in seiner Neugier krümmte er die Finger ein wenig. Der Schmerz ließ ihn aufkeuchen, doch ... seine Augen waren geöffnet und auf seine Hand geheftet. Beim verstörenden Anblick seines dicht an den Mittelfinger gepressten kleinen Fingers verkrampfte sich sein Magen, doch ... seine Finger krümmten sich. Es schmerzte wie Jesus am Kreuz, doch es war nur Schmerz; kein Ziehen, kein stures Blockieren des steifen Fingers. Es ... funktionierte.

Ich möchte, dass du deine Hand später noch benutzen kannst. Er konnte Claires Stimme hören, atemlos, aber gewiss.

Er lächelte ein wenig. Es brachte einfach nichts, wenn man der Frau in medizinischen Fragen widersprach.

ALS ICH IN DAS ZELT KAM, UM MEIN KLEINES KAUTEREISEN ZU HOLEN, SASS Jamie auf dem Bett. Er bewegte langsam seine verletzte Hand und betrachtete seinen abgetrennten Finger, der neben ihm auf einer Kiste lag. Ich hatte ihn hastig in eine Gipsbandage gewickelt, und er sah aus wie ein mumifizierter Wurm.

»Äh«, sagte ich vorsichtig. »Ich, äh, beseitige das, ja?«

»Wie denn?« Er streckte zögernd den Zeigefinger aus, berührte den amputierten Finger und riss dann die Hand zurück, als hätte sich dieser plötzlich bewegt. Er stieß ein leises, nervöses Geräusch aus, das nicht ganz ein Lachen war.

»Indem ich ihn verbrenne?«, schlug ich vor. Das war die übliche Entsorgungsmethode für amputierte Gliedmaßen auf Schlachtfeldern, obwohl ich es selbst noch nie getan hatte. Die Vorstellung, einen Scheiterhaufen zusammenzutragen, um einen einzelnen Finger zu kremieren, kam mir plötzlich absurd vor - wenn auch nicht absurder als der Gedanke, ihn einfach in eines der Lagerfeuer zu werfen und zu hoffen, dass es niemandem auffiel.

Jamie stieß einen skeptischen Kehllaut aus, um mir

anzuzeigen, dass er davon nicht begeistert war.

»Nun ... du könntest ihn natürlich räuchern«, sagte ich nicht minder skeptisch. »Und ihn als Souvenir in deinem Sporran aufbewahren. Wie es Ian mit Neil Forbes' Ohr gemacht hat. Weißt du eigentlich, ob er es noch hat?«

»Aye, das hat er.« Jamie nahm langsam wieder Farbe an, während er die Fassung zurückerlangte. »Aber nein, ich glaube, das möchte ich genauso wenig.«

»Ich könnte ihn ja in Weingeist einlegen«, bot ich ihm an. Dafür erntete ich den Hauch eines Lächelns.

»Zehn zu eins, dass ihn jemand trinken würde, bevor der Tag zu Ende ist, Sassenach.« Ich glaubte, dass das noch großzügig geschätzt war. Wohl eher tausend zu eins. Es gelang mir nur deshalb, meinen medizinischen Alkohol weitgehend für mich zu behalten, weil ich ihn durch einen von Ians wilden indianischen Bekannten bewachen ließ, wenn ich ihn gerade nicht benutzte - und mir das Fässchen nachts neben das Bett stellte.

»Nun, ich denke, dann bleibt nur eine Beerdigung.«

»Mmpfm.« Dieses Geräusch schien Zustimmung anzudeuten, wenn auch nicht ohne Bedenken, und ich musterte ihn.

»Was denn?«

»Aye, nun ja«, sagte er ziemlich zaghaft. »Als unser Fergus seine Hand verloren hat ... Nun, es war Jennys Idee. Aber wir haben ein kleines Begräbnis abgehalten, verstehst du?«

Ich biss mir auf die Lippe. »Nun, warum nicht? Soll es denn im Familienkreis stattfinden, oder laden wir alle ein?«

Bevor er darauf antworten konnte, hörte ich lars Stimme, die sich draußen mit jemandem unterhielt, und im nächsten Moment schob sich ein zerzauster Kopf in unser Zelt. Sein Auge war schwarz und angeschwollen, und er hatte eine beachtliche Beule am Kopf, doch er grinste über beide Ohren.

»Onkel Jamie?«, sagte er. »Hier ist jemand, der dich sehen möchte.«

»WIE KOMMT ES, DASS DU HIER BIST, A CHARAID?«, FRAGTE JAMIE IRGENDWANN nach der dritten Flasche. Wir hatten längst gegessen, und das Lagerfeuer brannte allmählich herunter.

Hamish wischte sich über den Mund und reichte ihm die Flasche zurück.

»Hier in der Wildnis, meinst du? Oder hier im Kampf gegen den König?« Er sah Jamie direkt an und war Jamie mit seinen blauen Augen so ähnlich, dass dieser bei dem Anblick lächelte.

»Ist die zweite dieser Fragen die Antwort auf die erste?«, sagte er, und auch Hamish lächelte ihn an.

»Aye, so ist es. Du warst schon immer flink wie ein Kolibri, *a Sheaumais*. Mit dem Körper *und* dem Kopf.« Weil er an meiner Miene erkannte, dass ich vielleicht nicht

ganz so schnell von Begriff war, wandte er sich mir zu.

»Es waren die Soldaten des Königs, die meinen Onkel umgebracht haben, die Soldaten des Königs, die die Krieger des Clans umgebracht haben, die das Land verwüstet haben, die die Frauen und Kinder verhungern ließen - die mein Zuhause niedergerissen und mich ins Exil getrieben haben ... und die Hälfte der Menschen, die mir geblieben waren, durch Kälte und Hunger und die Plagen der Wildnis umgebracht haben.« Er sprach leise, doch mit einer Leidenschaft, die in seinen Augen brannte.

»Ich war elf Jahre alt, als sie nach Leoch gekommen sind und uns vertrieben haben. Ich wurde zwölf an dem Tag, an dem sie mich gezwungen haben, meinen Eid auf den König abzulegen - sie haben gesagt, ich wäre ein Mann. Und als wir Nova Scotia erreichten, war ich das auch.«

Er wandte sich Jamie zu.

»Musstest du auch schwören, *a Sheaumais*?«

»Ja«, sagte Jamie. »Doch ein erzwungener Eid kann einen Mann nicht binden - oder ihn von dem Wissen entbinden, was richtig ist.«

Hamish streckte seine Hand aus, und Jamie packte sie, ohne dass sie einander ansahen.

»Nein«, sagte er. »Das kann er nicht.«

Vielleicht nicht, doch ich wusste, dass sie beide - genau wie ich - in diesem Moment an den Wortlaut dieses Eides dachten: *Möge ich in einem ungeweihten Grab liegen, für immer getrennt von Freunden und Familie.* Und dass sie

sich beide fragten - genau wie ich -, wie wohl die Chancen standen, dass ihnen genau dieses Schicksal widerfahren würde.

Genau wie mir.

Ich räusperte mich.

»Aber die anderen«, sagte ich, weil ich an so viele meiner Bekanntschaften aus North Carolina denken musste, und wusste, dass dies auch für zahlreiche Schotten in Kanada galt. »Die Highlander, die Loyalisten sind?«

»Aye, nun ja«, sagte Hamish leise und starrte in das Feuer, dessen Leuchten ihm tiefe Furchen ins Gesicht grub. »Sie haben tapfer gekämpft, doch ihr Herz ist erstickt worden. Sie wollen jetzt nur noch, dass man sie in Frieden lässt. Aber der Krieg lässt niemanden in Frieden, nicht wahr?« Er fixierte mich plötzlich, und ein paar erschreckende Sekunden lang blickte mir Dougal MacKenzie aus seinen Augen entgegen, dieser ungeduldige, brutale Mann, der nach dem Krieg gehungert hatte. Ohne eine Antwort abzuwarten zuckte er mit den Achseln und fuhr fort.

»Der Krieg hat sie erneut eingeholt; sie haben keine andere Wahl, als zu kämpfen. Doch jeder kann sehen, was für ein erbärmlicher Haufen die Kontinentalarmee ist - oder war.« Er hob den Kopf und nickte beim Anblick der Lagerfeuer vor sich hin - der Zelte und der gewaltigen Dunstwolke, die über uns im Sternenschein hing, voll Rauch und Staub und dem Geruch von Gewehren und menschlichem Schmutz. »Sie haben gedacht, die Rebellen

würden vernichtet werden, und zwar schnell. Eid oder nicht, wer sollte denn so töricht sein, sich auf ein derart riskantes Unterfangen einzulassen?«

Ein Mann, der vorher keine Gelegenheit bekommen hatte zu kämpfen, dachte ich.

Er lächelte Jamie schief an.

»Ich bin überrascht, dass wir nicht vernichtet worden sind«, sagte er, und es klang tatsächlich ein wenig überrascht. »Bist du es nicht auch, *a Sheaumais*?«

»Erstaunt«, sagte Jamie mit einem schwachen Lächeln im Gesicht. »Aber froh. Und froh über dich ... *a Sheaumais*.«

Sie redeten fast die ganze Nacht hindurch. Als sie ins Gälische überwechselten, erhob ich mich, wünschte Jamie eine gute Nacht, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte, und kroch zwischen meine Decken. Erschöpft von meinem Tagewerk sank ich sofort in den Schlaf, angenehm begleitet vom Geräusch ihres leisen Gesprächs, das wie das Summen der Bienen im Heidekraut klang. Das Letzte, was ich sah, bevor mich der Schlaf übermannte, war Ians Gesicht auf der anderen Seite des Feuers, gebannt von den Geschichten aus einem Schottland, das just zu jener Zeit verschwunden war, als er zur Welt gekommen war.

HERRENBESUCH

Mrs. Fraser?«, sagte eine angenehme Männerstimme hinter mir, und als ich mich umdrehte, sah ich einen kräftigen, breitschultrigen Offizier im Eingang meines Zelttes stehen. Er war in Hemdsärmeln und Weste und trug eine Kiste auf dem Arm.

»Das bin ich. Kann ich Euch helfen?«

Er sah nicht krank aus; im Gegenteil, er sah sogar gesünder aus als der Großteil der Armee; sein Gesicht war zwar verwittert, aber gut gepolstert und durchblutet. Er lächelte, ein plötzliches, charmantes Lächeln, das seine große Hakennase und seine dichten Augenbrauen völlig veränderte.

»Ich hatte gehofft, wir könnten vielleicht einen kleinen Handel schließen, Mrs. Fraser.« Er zog eine seiner buschigen Augenbrauen hoch, und auf meine einladende Geste hin trat er ins Zelt. Dazu musste er sich kaum bücken.

»Das kommt ganz darauf an, wonach Ihr sucht«, sagte ich mit einem neugierigen Blick auf seine Kiste. »Wenn es Whisky ist, kann ich Euch leider keinen geben.« Ich hatte in der Tat ein kleines Fass dieser kostbaren Substanz unter dem Tisch versteckt, zusammen mit einem Fass meines medizinischen Alkohols - und es roch kräftig nach Letzterem, weil ich Kräuter darin ziehen ließ. Dieser Herr

wäre nicht der Erste gewesen, der diesem Geruch folgte - er lockte Soldaten aller Dienstgrade an wie die Fliegen.

»Oh, nein«, versicherte er mir, warf jedoch einen neugierigen Blick auf den Tisch hinter mir, auf dem mehrere größere Gefäße standen, in denen etwas gedieh, wovon ich hoffte, dass es Penizillin war. »Mir ist allerdings zu Ohren gekommen, dass Ihr einen Vorrat an Chinarinde besitzt. Ist das so?«

»Oh, ja. Bitte setzt Euch.« Ich wies auf meinen Patientenhocker und setzte mich ebenfalls. »Leidet Ihr an Malaria?« Ich hatte nicht den Eindruck - das Weiße seiner Augen war klar; seine Leber war nicht in Mitleidenschaft gezogen.

»Nein, dem Himmel sei Dank. Doch ich habe einen Herrn unter meinem Kommando - einen besonderen Freund -, der heftig daran erkrankt ist, und unser Stabsarzt hat keine Chinarinde. Ich hatte gehofft, ich könnte Euch vielleicht zu einem Handel bewegen ...?«

Er hatte die Kiste neben uns auf den Tisch gestellt, und bei diesen Worten klappte er sie auf. Sie war in kleine Fächer eingeteilt und enthielt eine bemerkenswerte Ansammlung von Dingen: Spitzenbordüren, Seidenbänder, Haarkämme aus Schildpatt, einen kleinen Beutel Salz, eine Dose Pfeffer, eine emaillierte Schnupftabaksdose, eine Zinnbroche in Form einer Lilie, mehrere leuchtend bunte Stickgarnspulen, ein Bündel Zimtstangen und eine Anzahl an Gläschen, die anscheinend mit Kräutern gefüllt waren. Und eine Glasflasche, auf deren Etikett das Wort ...

»Laudanum!«, rief ich aus und griff unwillkürlich danach. Ich zügelte mich gerade noch, doch der Offizier bedeutete mir zuzugreifen, und ich holte das Fläschchen vorsichtig aus seinem Fach, zog den Korken heraus und hielt es mir argwöhnisch unter die Nase. Durchdringender, widerlich süßer Opiumgeruch stieg mir entgegen wie ein Flaschengeist. Ich räusperte mich und steckte den Korken wieder hinein.

Er beobachtete mich neugierig.

»Ich war mir nicht sicher, was Euch am besten gefallen würde«, sagte er und wies mit einer Geste auf den Inhalt der Kiste. »Ich hatte früher einen Laden, wisst Ihr - viele Apothekerwaren, aber auch Luxusgüter. Im Lauf meines Berufes habe ich gelernt, dass es immer am besten ist, den Damen eine große Auswahl zu bieten; sie sind meistens sehr viel wählerischer als die Herren.«

Ich warf ihm einen scharfen Blick zu, doch es war kein leeres Gerede; wieder lächelte er mich an, und ich gewann den Eindruck, dass er einer dieser ungewöhnlichen Männer war - wie Jamie -, die Frauen tatsächlich über das Offensichtliche hinaus gernhatten.

»Ich glaube, wir werden uns einig werden«, sagte ich und erwiderte sein Lächeln. »Ich sollte zwar wahrscheinlich nicht fragen - und ich will Euch nicht übervorteilen; ich gebe Euch das, was Ihr für Euren Freund braucht -, aber im Hinblick auf mögliche weitere Geschäfte ... Habt Ihr noch mehr Laudanum?«

Er lächelte weiterhin, doch sein Blick wurde schärfer - er

hatte sehr ungewöhnliche blassgraue Augen.

»Nun ... ja«, sagte er langsam. »Ich habe einiges davon. Benötigt Ihr es ... regelmäßig?«

Mir wurde klar, dass er sich fragte, ob ich opiumsüchtig war; in Kreisen, in denen Laudanum leicht zu bekommen war, war das nichts Ungewöhnliches.

»Ich benutze es nicht selbst, nein«, erwiderte ich gleichmütig. »Und ich verabreiche es stets mit äußerster Vorsicht. Doch sie von ihren Schmerzen zu befreien, zählt zu den wichtigsten Dingen, die ich den Menschen anbieten kann, die zu mir kommen - ich kann ja weiß Gott nicht viele von ihnen heilen.«

Seine Augenbrauen fuhren in die Höhe. »Das ist eine höchst bemerkenswerte Aussage, Mrs. Fraser. Die meisten Personen Eures Berufes scheinen fast jedem die Heilung zu versprechen.«

»Wie sagt man so schön? ›Da ist der Wunsch der Vater des Gedankens?« Ich lächelte, doch ohne großen Humor. »Jeder Kranke wünscht sich Heilung, und es gibt gewiss keinen Arzt, der nicht gern für jeden ein Heilmittel hätte. Doch es gibt viele Dinge, die außerhalb der Macht des Arztes liegen, und man sagt es meistens seinen Patienten nicht, aber es ist gut, wenn man seine Grenzen kennt.«

»Meint Ihr?« Er legte den Kopf schief und betrachtete mich neugierig. »Meint Ihr nicht, dass ein solches Eingeständnis eventueller Grenzen - und ich meine nicht nur in der Medizin, sondern in jedem Gebiet -, dass ein

solches Eingeständnis nicht *per se* erst Grenzen schafft? Will heißen: Könnte diese Einstellung einen Menschen nicht daran hindern, alles zu erreichen, was möglich ist, weil er von vornherein voraussetzt, dass etwas *nicht* möglich ist, und er daher nicht mit aller Macht danach strebt?«

Überrascht blinzelte ich ihn an.

»Nun ... ja«, sagte ich langsam. »Wenn Ihr es so formuliert, muss ich Euch wohl beipflichten. Denn schließlich« - ich wies mit der Hand auf den Zelteingang und die Armee ringsum -, »wenn ich - wenn *wir* - nicht daran glauben würden, dass man Unerwartetes vollbringen kann, wären mein Mann und ich dann *hier*?«

Er lachte.

»Bravo, Ma'am! Ja, ein neutraler Beobachter würde dieses Unterfangen, glaube ich, als den reinen Wahnsinn bezeichnen. Und er hätte recht«, fügte er mit einer reumütigen Kopfbewegung hinzu. »Trotzdem werden sie uns schlagen müssen. Wir werden nicht von selbst aufgeben.«

Draußen hörte ich Stimmen; Jamie, der sich beiläufig mit jemandem unterhielt. Im nächsten Moment stand er im Zelt.

»Sassenach«, begann er, »könntest du einmal kommen und -« Er erstarrte, als er meinen Besucher sah, richtete sich ein wenig auf und verbeugte sich dann förmlich. »Sir.«

Ich warf dem Besucher einen überraschten Blick zu; Jamies Verhalten ließ keinen Zweifel daran, dass dies ein ranghoher Offizier war; ich hatte ihn für einen Hauptmann

oder vielleicht einen Major gehalten. Was den Offizier selbst betraf, so nickte er freundlich, aber reserviert.

»Oberst. Eure Frau und ich haben über die Philosophie des Wagemuts diskutiert. Was sagt Ihr - kennt der kluge Mann seine Grenzen, oder ignoriert der Kühne sie? Und in welche Richtung tendiert Ihr selbst?«

Jamies Miene war etwas verblüfft, und er sah mich an; ich zuckte kaum merklich mit der Schulter.

»Nun ja«, sagte er, jetzt wieder an meinen Besucher gewandt. »Ich habe einmal jemanden sagen hören, dass man stets nach den Sternen greifen soll - wozu ist sonst der Himmel da?«

Der Offizier starrte ihn einen Moment mit offenem Mund an, dann lachte er begeistert und schlug sich auf das Knie.

»Ihr und Eure Frau seid aus dem richtigen Holz geschnitzt, Sir! *Meinem* Holz. Das ist großartig; wisst Ihr noch, von wem Ihr es gehört habt?«

Natürlich wusste er das; er hatte es von mir gehört, im Lauf der Jahre mehr als einmal. Doch er lächelte nur und zuckte mit den Achseln.

»Von einem Dichter, glaube ich, aber ich habe den Namen vergessen.«

»Nun, dennoch ist es treffend formuliert, und ich werde es sofort bei Granny ausprobieren - obwohl ich vermute, dass er mich nur verständnislos durch seine Brille anblinzeln wird und mir etwas über unseren Nachschub vorjammern wird. *Das* ist ein Mann, der seine Grenzen

kennt«, sagte er zu mir, noch gutmütig, doch mit einem deutlich gereizten Unterton in der Stimme. »Der seine eigenen, verdammt engen Grenzen kennt und nicht zulässt, dass irgendjemand sonst darüber hinweg nach den Sternen greift. Für Leute wie ihn ist der Himmel mit Sicherheit nicht da.«

Diese letzten Worte waren mehr als nur gereizt; das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden, und ich sah die Wut in seinen blassen Augen brennen. Ich war ein wenig beunruhigt; »Granny« konnte nur General Gates sein, und dieser Mann war eindeutig ein desillusioniertes Mitglied des Oberkommandos. Ich hoffte nur, dass Robert Browning und ich Jamie nicht in Schwierigkeiten gebracht hatten.

»Nun«, sagte ich und versuchte, es positiv zu sehen, »sie können Euch nicht schlagen, solange Ihr nicht aufgibt.«

Der Schatten, der über seiner Stirn gehangen hatte, verschwand, und wieder lächelte er mich fröhlich an.

»Oh, mich schlagen sie niemals, Mrs. Fraser. Vertraut mir!«

»Das werde ich«, versicherte ich ihm und machte mich daran, eine meiner Truhen zu öffnen. »Dann will ich Euch Eure Chinarinde holen ... äh ...« Ich zögerte, denn ich kannte ja seinen Dienstgrad nicht. Er bemerkte es und schlug sich entschuldigend mit der Hand vor die Stirn.

»Verzeihung, Mrs. Fraser! Was müsst Ihr von einem Mann denken, der hier einfach hereinplatzt und nach

Medikamenten fragt, ohne sich auch nur vorzustellen?«

Er nahm mir das kleine Päckchen mit den Rindenstückchen aus der Hand, hielt meine Hand aber fest und beugte sich dicht darüber, um sie sacht zu küssen.

»Generalmajor Benedict Arnold. Euer Diener, Ma'am.«

JAMIE BLICKTE DEM GENERAL NACH, EIN KLEINES STIRNRUNZELN IM GESICHT. Dann fiel sein Blick wieder auf mich, und das Stirnrunzeln verschwand auf der Stelle.

»Fehlt dir etwas, Sassenach? Du siehst aus, als würdest du jeden Moment umfallen.«

»Das könnte auch gut sein«, sagte ich schwach und tastete nach meinem Hocker. Ich setzte mich und entdeckte die gerade erstandene Laudanumflasche auf dem Tisch neben mir. Ich nahm sie in die Hand, und ihr solides Gewicht bestätigte mir, dass ich mir den Herrn, der uns gerade verlassen hatte, nicht eingebildet hatte.

»Ich war zwar seelisch darauf eingestellt, irgendwann George Washington oder Benjamin Franklin persönlich zu begegnen«, sagte ich. »Oder sogar John Adams. Aber ihn habe ich nun wirklich nicht erwartet ... und ich *mochte* ihn.«

Jamie hatte die Augenbrauen immer noch hochgezogen, und er sah die Flasche auf meinem Schoß an, als hätte ich daran genippt.

»Warum solltest du ihn denn nicht - oh.« Seine Miene veränderte sich. »Dann weißt du etwas über ihn?«

»Ja, das tue ich. Und es ist etwas, das ich lieber nicht

wüsste.« Ich schluckte, und mir war ein wenig übel. »Er ist kein Verräter - noch nicht. Doch er wird einer werden.«

Jamie sah hinter sich, um sich zu vergewissern, dass uns niemand hörte, dann setzte er sich auf den Patientenhocker und nahm meine Hände.

»Erzähle es mir«, bat er leise.

Doch auch die Dinge, die ich ihm erzählen *konnte*, hatten ihre Grenzen - und ich bedauerte nicht zum ersten Mal, dass ich Briannas Geschichtshausaufgaben, die den Grundstoff meines Wissens über die amerikanische Revolution bildeten, nicht mehr Beachtung geschenkt hatte.

»Er hat eine ganze Weile auf unserer - auf der amerikanischen Seite gekämpft und war ein hervorragender Soldat. Einzelheiten weiß ich dazu keine. Doch an irgendeinem Punkt wurde er enttäuscht und hat sich entschlossen überzulaufen. Er hat den Briten Avancen gemacht und einen Mann namens John André als Mittelsmann benutzt - André hat man gefangen genommen und gehängt, das weiß ich. Aber ich glaube, Arnold ist nach England entkommen. Dass ein amerikanischer *General* die Seiten wechselte ... Es war ein derart spektakulärer Fall von Hochverrat, dass der Name ›Benedict Arnold‹ zum Synonym für einen Verräter geworden ist. Werden wird, meine ich. Wenn irgendjemand eine fürchterliche Täuschung begeht, nennt man ihn einen ›Benedict Arnold‹.«

Das Gefühl der Übelkeit ließ nicht nach. Irgendwo ging - genau in dieser Minute - ein gewisser Major John André

fröhlich seinen Tagesgeschäften nach, vermutlich ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was in seiner Zukunft lag.

»Wann?« Jamies Händedruck lenkte meine Gedanken von Major Andrés bevorstehendem Untergang zu der Frage zurück, die dringlicher war.

»Das ist ja das Problem«, sagte ich hilflos. »Ich weiß es nicht. Noch nicht - ich *glaube*, noch nicht.«

Jamie überlegte einen Moment mit tief gerunzelter Stirn.

»Dann werde ich ihn im Auge behalten«, sagte er leise.

»Tu das nicht«, sagte ich automatisch. Wir starrten uns mehrere Sekunden an und dachten an Charles Stuart. Uns war beiden bewusst, dass der Versuch, sich in die Geschichte einzumischen, unbeabsichtigt ernsthafte Konsequenzen haben konnte - wenn es überhaupt möglich war. Wir hatten keine Ahnung, was Arnolds Verwandlung vom Patrioten - der er im Augenblick ohne jeden Zweifel war - in den späteren Verräter auslösen würde. War seine Auseinandersetzung mit Gates das störende Sandkorn, das zum Herzen einer verräterischen Perle werden würde?

»Man weiß nie, welche Kleinigkeiten einen Menschen umtreiben können«, sagte ich. »Sieh dir nur Robert the Bruce und diese Spinne an.«

Das brachte ihn zum Lächeln.

»Ich werde vorsichtig sein, Sassenach«, sagte er. »Aber ich behalte ihn im Auge.«

MEIN HUT, DER HAT DREI ECKEN

7. Oktober 1777

... nun denn, Befehl an Morgan, das Spiel zu beginnen.

General Horatio Gates

An einem stillen, kühlen, goldenen Herbstmorgen betrat ein britischer Deserteur das amerikanische Lager. Burgoyne sei im Begriff, einen Aufklärungstrupp zu entsenden, sagte er. Zweitausend Mann, um die Stärke des rechten Flügels der Amerikaner zu testen.

»Granny Gates sind fast die Augen durch die Brille geflogen«, sagte Jamie zu mir, während er hastig seine Patronendose nachfüllte. »Kein Wunder.«

General Arnold, der beim Eintreffen dieser Nachricht zugegen war, drängte Gates, diesem Vorstoß eine starke Truppe entgegenzustellen. Gates hatte wie üblich mit Vorsicht reagiert, und als Arnold um die Erlaubnis gebeten hatte, auszurücken und sich selbst ein Bild davon zu machen, was die Amerikaner im Schilde führten, hatte er seinem Kollegen einen kalten Blick zugeworfen und gesagt: »Ich traue Euch nicht über den Weg, Arnold.«

»Danach ging das ganze Gespräch den Bach hinunter«, sagte Jamie und verzog das Gesicht. »Das Ende vom Lied war, dass Gates zu ihm gesagt hat - und ich zitiere wörtlich, Sassenach: ›General Arnold, ich habe nichts für Euch zu tun. Ihr habt hier nichts verloren.««

Ich empfand einen Schauer, der nichts mit der Temperatur der Morgenluft zu tun hatte. War dies der Augenblick? Der Streit, der Benedict Arnold bewogen hatte - oder bewegen würde -, der Sache, für die er gekämpft hatte, den Rücken zu kehren? Jamie merkte, was mir durch den Kopf ging, denn er zog die Schulter hoch und sagte schlicht: »Wenigstens hat es diesmal nichts mit uns zu tun.«

»Das *ist* tröstlich«, sagte ich, und ich meinte es ernst.
»Pass auf dich auf, ja?«

»Ja«, sagte er und ergriff sein Gewehr.

Diesmal konnte er mir seinen Abschiedskuss persönlich geben.

DIE BRITISCHEN AUFLÄRER BEABSICHTIGTEN ZWEIERLEI: ZU SEHEN, WO SICH die Amerikaner befanden - denn im Grunde hatte General Burgoyne keine Ahnung; es gab schon lange keine amerikanischen Deserteure mehr -, und dringend benötigtes Futter für ihre restlichen Tiere zu sammeln. Demzufolge machten die Kompanien an der Spitze auf einem vielversprechenden Weizenfeld Halt.

William postierte seine Infanterie in Zweierreihen inmitten der Kornhalme, während die restlichen Männer begannen, den Weizen zu schneiden und auf Pferde zu laden. Ein Dragonerleutnant, ein schwarzhaariger Mann aus Wales namens Absolute, winkte ihm von der anderen Seite des Feldes her zu und lud ihn für den Abend zum

Kartenspielen in sein Zelt ein. William hatte gerade Luft geholt, um ihm seine Antwort zuzurufen, als sein Nebenmann plötzlich aufkeuchte und zu Boden sackte. Er hörte das Geschoss nicht einmal, duckte sich aber zu Boden und warnte seine Männer.

Weiter geschah jedoch nichts, und nach kurzem Warten erhoben sie sich vorsichtig und fuhren mit ihrer Arbeit fort. Doch sie erspähten immer mehr kleine Rebellengruppen, die sich zwischen den Bäumen hindurchstahlen, und William gelangte zu der Überzeugung, dass man dabei war, sie zu umzingeln. Doch als er einen anderen Offizier darauf ansprach, versicherte ihm der Mann, die Rebellen hätten sich entschieden, hinter ihren Schanzen zu bleiben und einen Angriff abzuwarten.

Von dieser Überzeugung wurden sie jedoch bald kuriert, als nämlich am frühen Nachmittag ein großer Trupp Amerikaner im Wald zu ihrer Linken auftauchte und sie unter Kanonenbeschuss nahm. Wären die Bäume nicht im Weg gewesen, hätten die Sechs- und Zwölfpfündergeschosse großen Schaden angerichtet.

Die Infanteriesoldaten stoben auseinander wie Wachteln und ignorierten die Zurufe ihre Offiziere. William erblickte Absolute, der hinter einer Gruppe seiner Männer durch den Weizen pflügte. Er wandte sich um und packte einen Korporal, der zu seinen eigenen Kompanien gehörte.

»Sammelt die Männer!«, befahl er, und ohne eine Antwort abzuwarten fasste er eines der Pferde am Kopfstück, einen Wallach, der ihn überrascht beäugte. Es

war seine Absicht, zum Lager zu reiten, um Verstärkung zu holen, denn die Amerikaner waren offensichtlich in Kampfstärke angetreten.

Doch weiter kam er nicht, denn gerade, als er das Pferd wendete, ritt der Brigadier auf das Feld.

JAMIE FRASER HOCKTE AM RAND DES WEIZENFELDES MIT SEINEN MÄNNERN in einem Hain und zielte, so gut er konnte. Es war eines der hitzigsten Scharmützel, die er je erlebt hatte, und der Rauch der Kanonen im Wald trieb in schweren, stickigen Wolken über das Feld. Er sah den Mann auf dem Pferd, seinem Zopf nach ein hochrangiger britischer Offizier. Er wurde von zwei oder drei anderen, ebenfalls berittenen Offizieren begleitet, doch Jamie hatte nur Augen für den einen.

Grashüpfer flüchteten wie Hagelkörner aus dem Weizen, durch das Getrappel vertrieben; eines der summenden Tiere traf ihn an der Wange; er schlug danach, und sein Herz hämmerte, als wäre es eine Musketenkugel gewesen.

Er erkannte den Mann nur an seiner Generalsuniform. Er war Simon Fraser von Balnain zwar schon zwei- oder dreimal begegnet, doch damals waren sie beide noch Jungen in den Highlands gewesen. Simon war ein paar Jahre jünger als er, und Jamies vage Erinnerungen an ein kleines, rundliches, fröhliches Kind, das mit einem viel zu langen Stock hinter den älteren Jungen her getrottet war, hatten nichts mit dem kräftigen Mann gemein, der sich jetzt in die Steigbügel stellte, unter lauten Rufen sein Schwert schwang und versuchte, seine durchgehenden Männer

allein mit Hilfe seiner Präsenz zusammenzutrommeln.

Die Adjutanten drängten ihre Pferde um das seine, um ihn abzuschirmen, und es war deutlich zu sehen, dass sie ihn bedrängten, das Feld zu verlassen, doch er beachtete sie nicht. Jamie sah, wie sich ein weißes Gesicht dem Wald zuwandte und dann wieder fort - sie wussten wohl, dass der Wald voller Scharfschützen war, und versuchten, sich außer Schussweite zu halten.

»Da sind sie!« Es war Arnold, der seine kleine braune Stute achtlos durch das dichte Unterholz trieb, während sein Gesicht schadenfroh leuchtete. »Die Generäle!«, brüllte er, während er sich ebenfalls in die Steigbügel stellte und mit dem Arm winkte. »Schießt auf die Generäle, Jungs! Fünf Dollar für den, der mir diesen fetten Mistkerl in der Mitte aus dem Sattel schießt!«

Augenblicklich antwortete ihm zusammenhangloses Gewehrfeuer. Jamie sah, wie Daniel Morgan scharf den Kopf wandte und sein Blick bei Arnolds Worten zu brennen begann. Dann steuerte der Schütze auf den General zu, so schnell es seine rheumageplagten Glieder zuließen.

»Noch einmal! Versucht es noch einmal!« Arnold hieb sich mit der Faust auf den Oberschenkel, dann bemerkte er, dass Jamie ihn beobachtete. »Ihr da - schießt endlich auf ihn!«

Jamie hob sich achselzuckend das Gewehr an die Schulter und zielte absichtlich daneben. Der Wind hatte sich gedreht, und der Rauch des Schusses biss ihn in den Augen, doch er sah, wie einer der rangniedereren Offiziere in

Simons Nähe zusammenzuckte und sich mit der Hand an den Kopf fuhr. Dann drehte er sich im Sattel um und sah seinen Hut im Weizen davonrollen.

Er hätte am liebsten gelacht, obwohl sich sein Magen verknotete, als er begriff, dass er dem jungen Mann beinahe aus Versehen in den Kopf geschossen hätte. Der junge Mann - ja, er war jung, hochgewachsen und schlank - stellte sich in die Steigbügel und schüttelte die Faust zum Wald hinüber.

»Ihr schuldet mir einen Hut, Sir!«, rief er.

Arnolds schrilles Lachen hallte durchdringend im Wald wider, lauter als jeder Ruf, und die Männer in seiner Nähe kicherten wie die Krähen.

»Komm doch her, Bürschchen, dann kaufe ich dir zwei!«, rief Arnold zurück, dann zog er an den Zügeln seines unruhigen Pferdes und wandte sich wieder brüllend an die Scharfschützen. »Verdammt, Ihr Blinden, kann mir denn niemand diesen verflixten General in der Mitte erschießen?«

Ein oder zwei Schüsse knallten noch durch das Geäst, doch die meisten der Männer hatten inzwischen gesehen, dass Morgan knorrig und unbeirrbar wie ein zum Leben erwachter Baum auf Arnold zustampfte, und das Feuer eingestellt.

Arnold musste ihn ebenfalls gesehen haben, doch er beachtete ihn nicht. Er riss eine Pistole aus seinem Gürtel und feuerte seitwärts vor sich her auf Fraser, ohne jedoch

auch nur hoffen zu können, dass er auf diese Entfernung etwas treffen würde. Sein Pferd scheute beim Knall des Schusses mit angelegten Ohren. Morgan, der ihn jetzt fast erreicht hatte, war gezwungen, zurückzuweichen, um nicht zu Boden getrampelt zu werden; er stolperte und fiel der Länge nach hin.

Ohne eine Sekunde zu zögern, sprang Arnold vom Pferd und bückte sich, um dem älteren Mann auf die Beine zu helfen. Er entschuldigte sich mit absoluter Aufrichtigkeit - was Morgan, wie Jamie sah, jedoch nicht zu schätzen wusste. Es hätte ihn nicht überrascht, wenn der alte Dan dem General ungeachtet seines Dienstranges - und seines Rheumas - einen Tritt in die Hoden versetzt hätte.

Die Stute des Generals war dazu ausgebildet, still zu stehen, doch Arnolds unerwarteter Schuss hatte ihr Angst gemacht; sie tänzelte nervös auf der Stelle; ihre Hufe trommelten im Laub, und rings um ihre Augen war das Weiße zu sehen.

Jamie packte ihre Zügel und zog ihre Nase zu sich herum, um ihr zur Ablenkung in die Nüstern zu pusten. Sie schnaubte und schüttelte den Kopf, hörte aber auf zu tänzeln. Er streichelte ihr den Hals und schnalzte mit der Zunge, und ihre Ohren richteten sich ein wenig auf. Er sah, dass seine Hand jetzt wieder blutete, doch es sickerte nur langsam durch den Verband - nicht wichtig. Über die Rundung des Pferdehalses hinweg konnte er Morgan sehen, der jetzt aufrecht stand und sich heftig dagegen wehrte, dass Arnold versuchte, ihm die Laubreste von den

Kleidern zu klopfen.

»Ihr seid des Kommandos enthoben, Sir! Wie könnt Ihr Euch anmaßen, meinen Männern Befehle zu erteilen?«

»Ach, verdamnte Machtspiele!«, sagte Arnold ungeduldig. »Ich bin ein General. Er ist ein General« - er wies mit dem Kopf auf den Reiter im Weizenfeld -, »und ich will ihn tot sehen. Hinterher haben wir noch genug Zeit für Politik - das hier ist ein Kampf, verdammt!« Jamie stieg plötzlich kräftiger Rumgeruch in die Nase, der sich süß und durchdringend unter die Gerüche nach Rauch und zertrampeltem Weizen mischte - wobei er wusste, dass Arnold in stocknüchternem Zustand so schlimm war wie andere im Delirium.

Der Wind wehte ihm jetzt in heißen Böen um die Ohren, die voller Rauch und verschiedener Geräusche waren: zur Linken das Knallen der Musketen, unterbrochen vom Donnern der Kanonen, dazwischen immer wieder Simon Frasers Rufe und die Versuche seiner Offiziere, die Hessen und Engländer zur Ordnung zu rufen, weiter entfernt das Aufstöhnen und die Schreie der Getroffenen, dort, wo die Hessen versuchten, General Enoch Poors Vorstoß zu durchbrechen.

General Ebenezer Learned und seine Kolonne setzten den Hessen von oben her zu; Jamie konnte das Gewimmel der grünen deutschen Uniformen sehen, die in einem Meer von Kontinentalen um die Oberhand kämpften, aber vom Rand des Feldes zurückgedrängt wurden. Einige versuchten auszuscheren und hielten auf General Fraser zu.

Eine rasche Bewegung zog seinen Blick auf sich; der junge Mann, den er um seinen Hut gebracht hatte, galoppierte das Feld hinauf, dicht über den Hals seines Pferdes gebeugt, den Säbel gezogen.

Der General hatte sich ein Stück vom Wald entfernt. Für die meisten von Morgans Männern war er jetzt fast außer Schussweite - doch Jamies Position war günstig; er hatte ihn von hier aus genau im Visier. Er blickte zu Boden. Er hatte sein Gewehr fallen gelassen, als er nach dem Pferd griff, doch es war geladen; er hatte es nach seinem ersten Schuss automatisch nachgeladen. Er hatte die halb leere Patrone immer noch in der Hand, mit der er die Zügel hielt; der Rest würde eine Sekunde dauern.

»*Sheas, a nighean*«, murmelte er dem Pferd zu und holte tief Luft, um sich selbst zu beruhigen und das Pferd, und seine Hand pochte, weil sein Blut raste. »*Cha chluinn thu an còrr a chuireas eagal ort*«, sagte er leise. *Du wirst nichts mehr hören, was dir Angst macht.*

Eigentlich hatte er gar nicht bewusst darüber nachgedacht, als er Fraser absichtlich verfehlt hatte. Er hätte jeden anderen Mann auf diesem Feld getötet - nur nicht diesen einen. Dann fiel sein Blick auf den jungen Soldaten auf dem Pferd, dessen roter Rock inmitten des tosenden Meers aus Grün und Blau und Braun aufleuchtete, während er mit seinem Säbel um sich schlug, und er spürte, wie sein Mund zuckte. Nein, diesen dort auch nicht.

Es sah so aus, als hätte der junge Mann seinen Glückstag. Er hatte Learneds Kolonne im Galopp

durchstoßen, weil ihn die meisten Kontinentalen gar nicht sahen, und diejenigen, *die* ihn sahen, waren entweder zu sehr in den Kampf verwickelt, oder sie konnten nicht auf ihn schießen, weil sie ihre Waffen schon abgefeuert hatten und jetzt die Bajonette aufpflanzten.

Geistesabwesend streichelte Jamie das Pferd und piff beim Hinsehen leise durch die Zähne. Der junge Offizier hatte die Hessen erreicht und sich bei einigen Männern Gehör verschafft. Jetzt kämpfte er sich erneut über das Feld, gefolgt von einem Strom dunkelgrüner Röcke - Hessen, die auf die sich schließende Lücke zutraben, während Poors Männer von links angerannt kamen.

Dieses unterhaltsame Spektakel beschäftigte Jamie so sehr, dass er den Wortwechsel zwischen Dan Morgan und General Arnold gar nicht weiter mitbekam. Dann setzte ein Jubelruf aus luftiger Höhe beidem ein Ende.

»Himmel, ich hab ihn!«

Jamie blickte erschrocken auf und sah Tim Murphy grinsend im Geäst einer Eiche hocken, den Gewehrlauf bequem auf eine Astgabel gestützt. Jamie riss den Kopf herum und sah Simon Fraser zusammengesunken im Sattel schwanken, die Arme um den Körper geschlungen.

Auch Arnold stieß einen Jubelruf aus, und Morgan blickte zu Murphy auf und nickte ihm widerwillig, aber dennoch beifällig zu.

»Guter Schuss«, rief er.

Simon Fraser war dabei, vom Pferd zu fallen - einer

seiner Adjutanten streckte die Arme nach ihm aus und rief um Hilfe, ein anderer führte sein Pferd hin und her, unentschlossen, wohin er gehen sollte, was er tun sollte. Jamie ballte die Faust, spürte, wie ihm der Schmerz durch die verletzte Hand fuhr, und hielt inne, die Hand flach auf dem Sattel. War Simon tot?

Er konnte es nicht sagen. Die Adjutanten hatten ihre Panik überwunden; zwei von ihnen ritten jetzt rechts und links dicht neben Simon her. Sie stützten die zusammengesackte Gestalt und kämpften darum, sie im Sattel zu halten, ohne den Jubel aus dem Wald zu beachten.

Er ließ den Blick über das Feld schweifen und suchte nach dem jungen Mann mit dem Säbel. Er konnte ihn nicht finden und spürte einen Stich der Traurigkeit - doch dann sah er ihn im Zweikampf mit einem berittenen Milizhauptmann. In einem solchen Kampf gab es keine Finesse; sein Verlauf wurde genauso von dem Pferd wie von dem Mann bestimmt, und während er die beiden beobachtete, wurden ihre Pferde durch die Masse der Fußsoldaten ringsum auseinandergedrängt. Der britische Offizier versuchte nicht, sein Pferd wieder auf den Gegner zuzutreiben; er hatte ein anderes Ziel im Sinn und drängte die kleine Kompanie von Hessen, die er vorhin aus dem Gedränge herausgelöst hatte, weiter. Dann wandte er sich zum Wald zurück und sah, was dort geschah - General Frasers Pferd, das jetzt vom Feld geführt wurde, die schwankende Gestalt des Generals ein roter Fleck vor dem

Hintergrund aus zertrampeltem Weizen.

Der junge Mann stellte sich kurz in die Bügel, setzte sich wieder und trieb sein Pferd mit den Sporen auf den General zu. Seine Hessen überließ er sich selbst.

Jamie befand sich dicht genug am Geschehen, um das dunkle Blut zu sehen, das Simon Frasers Körpermitte durchtränkte. Wenn Simon noch nicht tot war, dachte er, so würde es nicht mehr lange dauern. Schmerz und Wut über diese Verschwendung brannten ihm in der Kehle. Der Rauch ließ ihm ohnehin die Tränen über die Wangen laufen; er blinzelte und schüttelte heftig den Kopf, um wieder sehen zu können.

Eine Hand riss ihm unsanft die Zügel aus den Fingern, und Arnolds untersetzte, vom Rum umnebelte Gestalt schob ihn von der Stute fort. Arnold schwang sich in den Sattel, das Gesicht vor Erregung und Siegesfreude so rot wie die herbstlichen Ahornblätter.

»Folgt mir, Jungs!«, rief er, und Jamie sah, dass es im Wald von Milizionären wimmelte, Kompanien, die Arnold auf seinem wilden Ritt zum Schlachtfeld um sich gesammelt hatte. »Zur Schanze!«

Die Männer jubelten und rannten ihm mit solchem Feuereifer nach, dass sie überall ins Geäst gerieten und stolperten.

»Folgt diesem gottverdammten Narren«, sagte Morgan knapp, und Jamie sah ihn überrascht an. Morgan blickte Arnold finster hinterher.

»Er wird noch vor dem Kriegsgericht landen, das könnt Ihr mir glauben«, sagte der alte Schütze. »Besser, wenn er einen guten Zeugen hat. Das seid Ihr, James. Geht!«

Ohne ein Wort hob Jamie sein Gewehr vom Boden auf und machte sich im Laufschrift auf den Weg. Ließ den Wald mit seinem sanften Regen aus Gold und Braun hinter sich. Folgte Arnolds breitschultriger, jubelnder Gestalt. Auf das Weizenfeld.

UND SIE FOLGTEN IHM. EINE GRÖLENDE HORDE, BEWAFFNETES GESINDEL. Arnold saß zwar zu Pferd, doch sein Pferd kam nur schlecht voran, sodass sich die Männer nicht sehr anstrengen mussten, um mit ihm Schritt zu halten. Jamie sah, dass der Rücken von Arnolds blauem Rock schwarze Schweißflecken hatte und ihm wie eine zweite Haut an den kräftigen Schultern klebte. Ein einziger Schuss von hinten, die Wirren der Schlacht ... Doch es war nur ein flüchtiger Gedanke, der im nächsten Moment verschwunden war.

Auch Arnold war nun verschwunden. Mit einem Ausruf gab er seiner Stute die Sporen und trieb sie an der Schanze vorbei. Jamie vermutete, dass er vorhatte, von der Rückseite heranzureiten - Selbstmord, da es dort von deutschen Grenadieren nur so wimmelte; er konnte ihre spitzen Kopfbedeckungen über die Wände der Schanze ragen sehen. Vielleicht hatte Arnold ja vor, Selbstmord zu begehen - vielleicht als Ablenkungsmanöver, während die Männer die Schanze von vorn attackierten; sein Tod ein annehmbarer Preis für ihren Erfolg.

Die Schanze selbst war etwa drei Meter hoch, ein fester Erdwall, auf dessen Kamm ein Palisadenzaun stand - und zwischen Wall und Palisade ragten Baumsperren hervor, angespitzte Baumstämme, die abwärts wiesen.

Kugeln hagelten auf das Feld vor der Schanze, und Jamie wich im Rennen den Geschossen aus, die er nicht sehen konnte.

Er suchte mit den Füßen Halt, klammerte sich an die Stämme der Baumsperren, konnte eine Hand durch eine Zaunlücke schieben, verlor auf der flockigen Rinde den Halt und fiel rücklings hin. Er landete so schmerzhaft auf seinem Gewehr, dass es ihm den Atem verschlug. Sein Nebenmann feuerte durch die Lücke und wurde von weißem Rauch verhüllt, der ihn kurz vor dem Hessen verbarg, den er über sich gesehen hatte. Jamie wälzte sich auf den Bauch und robbte davon, bevor der Rauch davontreiben konnte oder der Mann beschloss, ihn mit einer Granate zu bewerfen.

»Weg da!«, rief er zurück, doch der Mann, der durch das Loch gefeuert hatte, versuchte jetzt sein Glück, indem er Anlauf nahm und sprang. Die Granate fiel im selben Moment durch die Lücke, als der Mann vom Boden abhob. Sie traf ihn an der Brust und explodierte.

Jamie rieb sich die Hand an seinem Hemd und schluckte Galle. Seine Handfläche brannte, denn sie war zerkratzt und voller Rindensplitter. Überall flogen Metallfetzen und Holzstückchen; irgendetwas hatte Jamie im Gesicht getroffen, und er spürte seinen beißenden Schweiß und die

Wärme des Blutes, das ihm über die Wange lief. Er konnte den Grenadier sehen, ein grüner Fleck hinter der Lücke in der Baumsperre. Rasch, bevor er sich bewegte.

Er zerrte eine Patrone aus seiner Tasche und riss sie mit den Zähnen auf, während er zählte. Er konnte ein Gewehr in zwölf Sekunden laden, das wusste er genau. *Neun ... acht ...* Was war es, was Brianna den Kindern beigebracht hatte, wie sie die Sekunden zählen sollten? *Hippopotami, aye. Sechs Hippopotami ... fünf Hippopotami ...* Er verspürte einen verrückten Drang zu lachen, weil vor seinem inneren Auge eine kleine Nilpferdherde auftauchte, die ihn ernst beobachtete und seine Fortschritte kritisierte. *Zwei Hippopotami ...* Er war immer noch nicht tot, also presste er sich dicht unter die Baumsperre, zielte durch die Lücke und feuerte auf den grünen Fleck, der eine Fichte hätte sein können, aber keine war, weil er aufschrie.

Er schlang sich das Gewehr über den Rücken und wagte erneut einen Satz. Seine Finger bohrten sich verzweifelt in den ungeschälten Baumstamm. Sie rutschten ab, und Splitter bohrten sich unter seine Nägel. Der Schmerz schoss ihm wie ein Blitzschlag durch die Hand, doch jetzt hob er die gesunde Hand, packte damit sein rechtes Handgelenk und klammerte sich fest um den Stamm. Seine Füße rutschten ab, weil der Boden zu locker war, und einen Moment lang hing er da wie ein Eichhörnchen an einem Ast. Er zog sich hoch und spürte, wie in seiner Schulter etwas riss, konnte aber keine Rücksicht darauf nehmen. Ein Fuß, er hatte den Fuß jetzt um den Stamm

geschwungen, holte mit dem freien Bein aus, und dann hing er da wie ein Faultier. Irgendetwas hieb in den Stamm, an den er sich geklammert hatte; er spürte, wie der Schlag das Holz durchlief.

»Stillhalten, Rotschopf!«, schrie jemand unter ihm, und er erstarrte. Ein neuer Aufprall, und etwas sauste dicht neben seinen Fingern auf das Holz nieder - eine Axt? Ihm blieb keine Zeit, Angst zu haben; der Mann unter ihm feuerte - er hörte die Kugel vorbeisummen wie eine wütende Hornisse -, und er zog sich hastig auf das Ende des Baumstamms zu, Hand um Hand, so schnell er konnte, wand sich zwischen den Stämmen hindurch, und seine Kleider zerrissen wie seine Gelenke.

Zwei Hessen lagen tot oder verwundet gleich oberhalb seiner Lücke. Ein dritter, der drei Meter weiter weg lag, sah, wie er den Kopf durch die Schanze steckte und griff in seinen Sack, die Zähne unter dem gewachsenen Schnurrbart entblößt. Doch hinter dem Hessen erscholl ein markerschütternder Schrei, und einer von Morgans Männern ließ ihm einen Tomahawk auf den Schädel niedersausen.

Er hörte ein Geräusch und drehte sich gerade um, als ein Korporal auf einen der toten Hessen trat, der abrupt zum Leben erwachte und sich mit gezogener Muskete umdrehte. Der Hesse hieb mit aller Kraft zu, der Korporal stolperte, und die Klinge des Bajonetts zerriss ihm die Hose und kam dann in einem Schauer aus Blutstropfen wieder frei.

Jamie packte automatisch sein Gewehr am Lauf und holte aus. Die Bewegung fuhr ihm ruckartig durch Schultern, Arme und Handgelenke, und dann versuchte er, dem Mann den Kolben durch den Kopf zu rammen. Der Aufprall verdrehte ihm die Arme, und er spürte, wie seine Halswirbel knackten und ihm weiß vor den Augen wurde. Er schüttelte den Kopf, um ihn freizubekommen, und wischte sich mit der Handwurzel Schweiß und Blut aus den Augenhöhlen. Mist, er hatte das Gewehr verbogen.

Der Hesse, der einen überraschten Ausdruck in den Überresten seines Gesichtes trug, war diesmal wirklich tot. Der verwundete Korporal entfernte sich kriechend, ein Hosenbein mit Blut durchtränkt, die Muskete auf den Rücken geschlungen und die Bajonettklinge in der Hand. Er sah sich um, erblickte Jamie und rief: »Schütze! Hinter Euch!«

Er drehte sich gar nicht erst danach um, sondern stürzte sich kopfüber seitwärts zu Boden, sodass er rollend im Laub landete. Mehrere Menschen rollten als grunzendes Gewirr über ihn hinweg und krachten gegen die Palisaden. Er erhob sich langsam, zog eine der Pistolen aus seinem Gürtel, spannte sie und pustete einem Grenadier, der gerade zum Wurf ausholte, das Hirn aus dem Schädel.

Einige Schüsse, Aufschreie und Rumpfen noch, und dann kam der Kampf einfach so zum Erliegen. Die Schanze war mit Leichen übersät - die meisten von ihnen grün gekleidet. Er erspähte Arnolds kleine Stute, die mit weiß umränderten Augen reiterlos davonhumpelte. Arnold lag am Boden und

versuchte sich hochzukämpfen.

Jamie konnte selbst kaum noch stehen; seine Knie waren wie Wasser, und seine rechte Hand war gelähmt, doch er schwankte zu Arnold hinüber und fiel mehr oder weniger neben ihm zu Boden. Ein Schuss hatte den General getroffen; sein Bein war voller Blut, und sein Gesicht war weiß und klamm, seine Augen im Schock halb geschlossen. Jamie streckte den Arm aus und packte Arnolds Hand, um ihn zurückzuholen, während er gleichzeitig dachte, dass dies Wahnsinn war; er sollte dem Mann den Dolch zwischen die Rippen schieben und damit sowohl ihn als auch die Opfer seines Verrats erlösen. Doch die Entscheidung fiel, bevor er länger darüber nachdenken konnte. Arnold drückte ihm die Hand.

»Wo?«, flüsterte Arnold. Seine Lippen waren bleich.
»Wo bin ich getroffen?«

»Es ist Euer Bein, Sir«, sagte Jamie. »Dasselbe wie beim letzten Mal.«

Arnolds Augen öffneten sich und hefteten sich auf sein Gesicht.

»Ich wünschte, es wäre mein Herz gewesen«, flüsterte er und schloss die Augen wieder.

STERBEBETT

Ein britischer Abgesandter kam kurz nach Anbruch der Dunkelheit im Schutz einer weißen Flagge zu uns. General Gates schickte ihn zu unserem Zelt; Brigadier Simon Fraser habe von Jamies Anwesenheit erfahren und wünschte ihn zu sehen.

»Bevor es zu spät ist, Sir«, sagte der Abgesandte leise. Er war noch sehr jung und sah erschüttert aus. »Werdet Ihr kommen?«

Jamie war bereits im Begriff, sich zu erheben, obwohl er zwei Anläufe brauchte, um aufzustehen. Abgesehen von einer Reihe spektakulärer Prellungen und einer Zerrung in der Schulter war er nicht verletzt, doch er hatte nicht einmal die Kraft gehabt, etwas zu essen, als er nach der Schlacht zurückgestolpert kam. Ich hatte ihm das Gesicht gewaschen und ihm ein Glas Bier gegeben. Er hatte es noch nicht angerührt und stellte es jetzt wieder hin.

»Ich komme mit meiner Frau«, sagte er heiser.

Ich griff nach meinem Umhang - und meiner Notausrüstung, nur für alle Fälle.

ICH HÄTTE DIE AUSRÜSTUNG ZURÜCKLASSEN KÖNNEN. GENERAL FRASER LAG auf einem langen Esstisch im zentralen Zimmer einer großen Blockhütte - dem Haus der Baroness von Riedesel, hatte der junge Abgesandte gemurmelt -, und es war auf den ersten Blick

zu sehen, dass ich nichts mehr für ihn tun konnte. Sein kräftiges Gesicht war im Kerzenschein beinahe blutleer, und sein Oberkörper war in Verbände gewickelt, die mit Blut durchtränkt waren. Er blutete immer noch; ich sah, wie sich die feuchten Flecken langsam ausbreiteten, dunkler als das ältere, getrocknete Blut.

Ganz auf den Sterbenden konzentriert, hatte ich die anderen Menschen im Zimmer nur schemenhaft registriert und nur zwei von ihnen bewusst wahrgenommen: die Stabsärzte, die neben dem Bett standen, blutüberströmt und weiß vor Erschöpfung. Einer von ihnen warf mir einen flüchtigen Blick zu und erstarrte kaum merklich. Seine Augen wurden schmaler, und er stieß seinen Kollegen an, der stirnrunzelnd von General Frasers Gestalt aufblickte. Er sah mich an, jedoch verständnislos, und widmete sich wieder seiner fruchtlosen Meditation.

Ich sah den ersten Arzt zwar unverhohlen an, bedeutete ihm jedoch, dass ich nicht vorhatte, mich in seine Angelegenheiten einzumischen. Es gab hier nichts, was ich tun konnte, nichts, was irgendjemand tun konnte, wie die erschöpfte Haltung der Ärzte deutlich zeigte. Der zweite Mann hatte noch nicht aufgegeben, und ich bewunderte ihn dafür, doch der Eitergeruch in der Luft war unverwechselbar, und ich konnte die Atmung des Generals hören - lange, rasselnde Seufzer, zwischen denen nervenaufreibende Pausen lagen.

Es gab nichts, was ich als Ärztin für General Fraser tun konnte, und es gab hier andere, die ihm mehr Trost

spenden konnten als ich. Darunter vielleicht auch Jamie.

»Ihm bleibt nicht mehr viel Zeit«, flüsterte ich Jamie zu.
»Wenn es etwas gibt, was du zu ihm sagen willst ...«

Er nickte schluckend und trat vor. Der britische Oberst, der an der Seite des improvisierten Sterbebetts stand, kniff zwar die Augen zusammen, doch als ihm ein anderer Offizier etwas zumurmelte, trat er beiseite, sodass Jamie näher kommen konnte.

Das Zimmer war klein und ziemlich beengt. Ich hielt mich im Hintergrund, um niemandem im Weg zu sein.

Jamie und der britische Offizier wechselten einige gemurmelte Worte. Ein junger Offizier, zweifellos der Adjutant des Generals, kniete auf der anderen Seite des Tisches und hielt dem General die Hand. Den Kopf hatte er erschüttert gesenkt. Ich schob den Umhang auf meinen Schultern zurück. So kalt es im Freien war, so höllisch heiß war es hier, als hätte sich das Fieber, das den General vor unseren Augen verzehrte, von seinem Bett erhoben und sich in der ganzen Hütte ausgebreitet, weil ihm diese magere Beute nicht ausreichte. Es war ein Miasma aus verwesenden Eingeweiden, abgestandenem Schweiß und dem Geschmack des Schwarzpulvers, der in den Kleidern der Männer hing.

Jamie bückte sich, dann kniete er sich ebenfalls hin, um dichter an Frasers Ohr zu sein. Der General hatte zwar die Augen geschlossen, doch er war bei Bewusstsein; ich sah, wie sein Gesicht beim Klang von Jamies Stimme zuckte. Er wandte den Kopf und öffnete die Augen, und ihre

stumpfe Oberfläche glänzte kurz auf, als er ihn erkannte.

»*Ciamar a tha thu, a charaid?*«, fragte Jamie leise. *Wie geht es dir, Vetter?*

Der Mund des Generals zuckte ein wenig.

»*Tha ana-cnàmadh an Dhiabhail orm*«, erwiderte er heiser. »*Feumaidh gun do dh'ìth mi rudeigin nach robh dol leam.*« *Ich habe mir teuflisch den Magen verdorben. Ich muss etwas gegessen haben, das mir nicht bekommen ist.*

Eine Bewegung durchlief die britischen Offiziere, als die gälischen Worte erklangen, und der junge Offizier auf der anderen Seite des Bettes blickte erschrocken auf.

Nicht annähernd so erschrocken wie ich.

Das halbdunkle Zimmer schien einen Ruck zu tun, und ich taumelte gegen die Wand, wo ich haltsuchend die Hände gegen das Holz presste.

Sein Gesicht war von Schlaflosigkeit und Schmerz gezeichnet, und es war immer noch mit Rauch und Blut verschmiert, durch einen achtlosen Ärmel auf Stirn und Wangen verteilt, sodass er wie ein Waschbär gezeichnet war. Nicht dass das irgendetwas geändert hätte. Sein Haar war dunkel, sein Gesicht schmaler, doch ich hätte diese lange, gerade Nase und diese blauen Katzenaugen überall wiedererkannt. Er und Jamie knieten zu beiden Seiten von Simon Frasers Sterbebett, nicht mehr als anderthalb Meter voneinander entfernt. Ihre Ähnlichkeit würde mit Sicherheit niemandem entgehen, sobald ...

»Ellesmere.« Ein Infanteriehauptmann trat vor und fasste dem jungen Mann mit einem gemurmelten Wort und einem kleinen Ruck seines Kopfes an die Schulter. Anscheinend bat er ihn, sich zu entfernen, um dem General einen Moment unter vier Augen zu gewähren, falls er dies wünschte.

Nicht aufblicken!, dachte ich, beschwörend an Jamie gewandt. Um Himmels willen, nur nicht aufblicken!

Er blickte nicht auf. Ob er den Namen erkannt hatte oder einen kurzen Blick auf das rußverschmierte Gesicht seines Gegenübers geworfen hatte, er hielt den Kopf gesenkt, sodass der Schatten sein Gesicht verbarg, und beugte sich dichter über seinen Vetter Simon, auf den er leise einredete.

Der junge Mann erhob sich so langsam wie Dan Morgan an einem kalten Tag. Sein langgezogener Schatten flackerte über die grob gezimmerten Baumstämme in seinem Rücken. Er schenkte Jamie keinerlei Beachtung; er war mit jeder Faser seines Daseins auf den sterbenden General konzentriert.

»Es ist mir eine Freude, dich noch einmal im Diesseits zu sehen, *Seaumais mac Brian*«, flüsterte Fraser und bewegte mühsam den Arm, um Jamies Hände zu ergreifen. »Ich bin froh, dass ich unter Kameraden sterben kann, die ich liebe. Doch würdest du jenen in Schottland, die von unserem Blut sind, etwas sagen? Sag ihnen ...«

Einer der anderen Offiziere sprach William an, und er wandte sich widerstrebend vom Bett ab, um leise zu

antworten. Meine Finger waren feucht, und ich konnte spüren, wie mir die Schweißperlen über den Hals liefen. Ich hätte mir furchtbar gern den Umhang ausgezogen, hatte aber Angst vor jeder Bewegung, die Williams Aufmerksamkeit auf mich und damit auch auf Jamie lenken konnte.

Jamie verhielt sich so reglos wie ein Kaninchen unter einem Busch. Ich konnte die Anspannung seiner Schultern unter dem von der Feuchtigkeit dunklen Rock sehen; seine Hände hielten die des Generals umfasst, und nur das Flackern des Feuerscheins auf seinem rötlichen Scheitel erzeugte die Illusion einer Bewegung.

»Es wird geschehen, wie du es sagst, *Shimi mac Shimi*.« Ich konnte sein Flüstern kaum hören. »Sag mir deinen Wunsch; ich werde ihn auf mich nehmen.«

Ich hörte ein lautes Schniefen an meiner Seite, und als ich mich umschaute, sah ich eine kleine Frau, die trotz der späten Stunde und der Umstände die Anmut eines chinesischen Porzellanpüppchens besaß. In ihren Augen glänzten unvergossene Tränen; sie wandte den Kopf, um sie abzutupfen, sah, dass ich sie beobachtete, und schenkte mir den zitternden Versuch eines Lächelns.

»Ich bin so froh, dass Euer Gemahl gekommen ist, Madam«, flüsterte sie mir mit sanftem deutschem Akzent zu. »Es - ist vielleicht eine Erleichterung. Dass unser lieber Freund den Trost eines Verwandten an seiner Seite hat.«

Zweier Verwandter, dachte ich und biss mir auf die Zunge, während ich mir alle Mühe gab, nicht in Williams

Richtung zu blicken. Plötzlich kam mir der grauenvolle Gedanke, dass William *mich* erkennen und versuchen könnte, mich anzusprechen. Was leicht zur Katastrophe führen konnte, wenn ...

Die Baroness - denn sie konnte nur von Riedesels Frau sein - schien ein wenig zu schwanken, obwohl dies auch vom Flackern des Feuers und dem Gedränge herrühren konnte. Ich berührte sie am Arm.

»Ich brauche frische Luft«, flüsterte ich ihr zu. »Kommt doch mit mir ins Freie.«

Die Ärzte steuerten jetzt zielsicher wie die Geier wieder auf das Bett zu, und das gälische Gemurmel wurde plötzlich durch einen grauenvollen Stöhnlaut Simon Frasers unterbrochen.

»Holt eine Kerze!«, sagte einer der Ärzte scharf und trat rasch an das Bett.

Die Baroness drückte ihre Augen fest zu, und ich sah, wie sich ihre Kehle bewegte, als sie schluckte. Ich ergriff ihre Hand und führte sie eilig hinaus.

ES DAUERTE ZWAR NICHT LANGE, DOCH ES KAM UNS WIE EINE EWIGKEIT VOR, bis die Männer mit gesenkten Köpfen ins Freie traten.

Vor der Hütte gab es einen kurzen, heftigen Streit, der zwar aus Respekt vor dem Toten mit leiser Stimme geführt wurde, aber dennoch hitzig war. Jamie hielt sich abseits, den Hut tief ins Gesicht gezogen, doch hin und wieder wandte sich einer der britischen Offiziere an ihn, um ihn

nach seiner Meinung zu fragen.

Leutnant William Ransom, auch als Lord Ellesmere bekannt, hielt sich ebenfalls für sich, wie es sich in dieser Gesellschaft für einen rangniedereren Offizier geziemte. Er beteiligte sich nicht an dem Streit, denn Frasers Tod schien ihn viel zu sehr schockiert zu haben. Ich fragte mich, ob es wohl das erste Mal gewesen war, dass er jemanden sterben sah, den er kannte - und begriff dann, was für ein idiotischer Gedanke dies war.

Doch der Tod auf dem Schlachtfeld, ganz gleich wie brutal, ist nicht dasselbe wie der Tod eines Freundes. Und Williams Aussehen nach war ihm Simon Fraser nicht nur ein Vorgesetzter, sondern zudem ein Freund gewesen.

Ganz mit diesen verstohlenen Beobachtungen beschäftigt, hatte ich dem eigentlichen Streitpunkt - nämlich der Frage nach Frasers unmittelbarer Beerdigung - nur sehr oberflächliche Beachtung geschenkt und erst recht keine Aufmerksamkeit für die beiden Mediziner übrig gehabt, die aus der Hütte gekommen waren und sich jetzt ein wenig abseits murmelnd unterhielten. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie der eine in seine Tasche griff und dem anderen ein Bündel Tabak reichte, abwinkte, als sich dieser bedanken wollte, und sich abwandte. Doch was er sagte, erregte meine Aufmerksamkeit genauso abrupt, als wenn sein Kopf in Flammen aufgegangen wäre.

»Dann sehen wir uns nachher, Dr. Rawlings«, hatte er gesagt.

»Dr. Rawlings?«, sagte ich unwillkürlich, und der zweite

Arzt wandte sich um.

»Ja, Ma'am?«, sagte er höflich, doch mit der Ausstrahlung eines erschöpften Mannes, der gegen das überwältigende Bedürfnis ankämpfte, der ganzen Welt zu sagen, dass sie zur Hölle fahren konnte. Dieser Impuls war mir nicht unbekannt, und er hatte mein Mitgefühl - doch jetzt, da ich ihn angesprochen hatte, blieb mir keine andere Wahl, als fortzufahren.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte ich und errötete ein wenig. »Ich habe nur Euren Namen mitbekommen, und er ist mir aufgefallen - ich habe einmal einen Dr. Rawlings gekannt.«

Mit der Wirkung dieser beiläufigen Bemerkung hatte ich nicht gerechnet. Seine Schultern richteten sich auf, und sein stumpfer Blick nahm etwas Wissbegieriges an.

»Wirklich? Wo denn?«

»Äh ...« Im ersten Moment war ich ratlos, da ich Daniel Rawlings ja eigentlich nie begegnet war - obwohl ich durchaus das Gefühl hatte, ihn gut zu kennen -, und ich gewann etwas Zeit, indem ich fragte: »Sein Name war Daniel Rawlings. Ist das vielleicht ein Verwandter von Euch?«

Sein Gesicht erhellte sich, und er packte meinen Arm.

»Ja! Ja, er ist mein Bruder. Bitte sagt mir, Ma'am, wisst Ihr, wo er ist?«

Mir wurde ausgesprochen mulmig zumute. Ich wusste tatsächlich genau, wo sich Daniel Rawlings befand, doch

sein Bruder würde es gewiss nicht gern hören. Doch mir blieb nichts anderes übrig; ich musste es ihm sagen.

»Ich bedaure sehr, Euch sagen zu müssen, dass er tot ist«, sagte ich, so sanft ich konnte. Ich bedeckte seine Hand mit der meinen und drückte zu, und wieder schnürte es mir die Kehle zu, als das Leuchten in seinen Augen erlosch.

Er blieb mehrere Atemzüge lang reglos stehen und blickte in die Ferne. Langsam jedoch richtete er seine Augen wieder auf mich, holte noch einmal tief Luft und presste die Lippen zusammen.

»Ich verstehe. Ich ... hatte es schon befürchtet. Wie ist er ... Wie ist es geschehen, wisst Ihr das?«

»Ja«, sagte ich hastig, weil ich sah, dass Oberst Grant eine Haltung annahm, die seinen bevorstehenden Aufbruch verkündete. »Aber es ist - eine lange Geschichte.«

»Ah.« Er sah, wohin ich blickte, und drehte ebenfalls den Kopf. Es kam Bewegung in die Männer, die sich die Röcke zurechtrückten und sich die Hüte aufsetzten, während sie einige abschließende Worte wechselten.

»Ich werde Euch finden«, versprach er, während er sich wieder zu mir umwandte. »Euer Mann - er ist der hochgewachsene schottische Rebell? Ich glaube, es hieß, er ist ein Verwandter des Generals?«

Ich sah, wie sein Blick kurz an mir vorüberhuschte, und meine Haut begann zu prickeln wie mit der Nadel gestochen. Rawlings hatte die Stirn sacht gerunzelt, und als

hätte er es laut gesagt, wusste ich, dass sein Kopf bei dem Wort »Verwandter« eine Verbindung hergestellt hatte - und dass sein Blick auf William gerichtet war.

»Ja. Oberst Fraser«, sagte ich hastig und packte ihn am Ärmel, bevor er Jamie ansehen und seinen aufkeimenden Gedanken vollenden konnte.

Ich hatte in meiner Tasche umhergetastet, während wir uns unterhielten, und jetzt fand ich das zusammengefaltete Papierstück, das ich gesucht hatte. Ich zog es hervor, faltete es eilig auseinander und reichte es ihm. Noch waren schließlich Irrtümer möglich.

»Ist das die Handschrift Eures Bruders?«

Er nahm mir das Blatt ab und verschlang die kleine, ordentliche Handschrift mit einer Miene, in der sich Wissbegier, Hoffnung und Verzweiflung miteinander vermischten. Er schloss einen Moment die Augen, öffnete sie wieder und las - und las - das Rezept für das Durchfallmittel, als sei es die Heilige Schrift.

»Die Seite ist angebrannt«, sagte er und berührte den angesengten Rand. Seine Stimme war heiser. »Ist Daniel ... bei einem Brand umgekommen?«

»Nein«, sagte ich. Mir blieb keine Zeit mehr; einer der britischen Offiziere stand ungeduldig hinter ihm und wartete. Ich berührte die Hand, in der er das Blatt hielt. »Behaltet es bitte. Und wenn es Euch gelingt, die Linien zu überqueren - ich denke, jetzt könnt Ihr das -, findet Ihr mich leicht in meinem Zelt in der Nähe des Geschützparkes. Man

... äh ... man nennt mich die Weiße Hexe«, fügte ich zögernd hinzu. »Ihr könnt jeden fragen.«

Seine blutunterlaufenen Augen wurden groß, dann wieder kleiner, und er betrachtete mich genau. Doch es blieb keine Zeit für weitere Fragen; der Offizier trat jetzt vor und murmelte Rawlings etwas ins Ohr, ohne mich mehr als eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

»Ja«, sagte Rawlings. »Ja, gewiss.« Er verneigte sich tief vor mir. »Euer Diener, Ma'am. Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet. Darf ich ...?« Er hielt das Blatt hoch, und ich nickte.

»Ja natürlich, bitte behaltet es.«

Der Offizier hatte sich abgewandt, um ein weiteres säumiges Mitglied seines Trupps zur Eile zu mahnen, und mit einem kurzen Blick auf seinen Rücken trat Dr. Rawlings dicht an mich heran und berührte meine Hand.

»Ich werde kommen«, sagte er leise. »Sobald ich kann. Danke.« Dann blickte er auf, und ich begriff, dass Jamie hinter mir stand und mich abholen wollte.

Er trat vor, nickte dem Arzt kurz zu und nahm meine Hand.

»Wo ist denn Euer Hut, Leutnant Ransom?«, hörte ich den Oberst mit leisem Tadel fragen, und zum zweiten Mal innerhalb von fünf Minuten spürte ich, wie mir die Nackenhaare zu Berge standen. Nicht bei den Worten des Obersts, sondern bei der leisen Antwort.

»... mir so ein Mistkerl von einem Rebellen vom Kopf

geschossen«, sagte eine Stimme. Es war eine englische Stimme, jung, heiser vor unterdrücktem Schmerz und mit Wut versetzt. Davon abgesehen - war es Jamies Stimme, und Jamies Finger klammerten sich so eisern um meine Hand, dass sie sie fast zerquetscht hätten.

Wir befanden uns am Ende des Pfades, der vom Fluss her aufwärtsführte; noch zwei Schritte, und wir würden im Schutz der nebelverhangenen Bäume sicher sein. Doch anstatt diese beiden Schritte zu gehen, erstarrte Jamie einen Herzschlag lang, dann ließ er meine Hand los, machte auf dem Absatz kehrt, nahm sich den Hut vom Kopf, schritt zu Leutnant Ransom hinüber und drückte ihn dem jungen Mann in die Hände.

»Ich glaube, ich bin Euch einen Hut schuldig, Sir«, sagte er höflich und wandte sich sofort wieder ab. Der junge Mann blieb blinzelnd zurück, den abgenutzten Dreispitz in der Hand. Ich konnte nur kurz einen Blick auf das verdatterte Gesicht werfen, mit dem William Jamie nachsah, doch dann schob mich Jamie den Pfad entlang, als ob uns Indianer auf den Fersen wären, und innerhalb von Sekunden war der Leutnant hinter einer Gruppe von Fichtenschösslingen verschwunden.

Jamie vibrierte wie eine angezupfte Violinensaite, und er atmete sehr schnell.

»Hast du völlig den Verstand verloren?«, erkundigte ich mich im Konversationston.

»Sehr wahrscheinlich.«

»Was in aller Welt«, begann ich, doch er schüttelte nur den Kopf und zog mich weiter, bis wir außer Sicht- und Hörweite der Hütte waren. Ein umgestürzter Baumstamm, der den Holzsammlern bis jetzt entgangen war, lag halb auf dem Weg, und Jamie setzte sich plötzlich darauf nieder und hielt sich seine zitternde Hand vor das Gesicht.

»Geht es dir gut? Was in aller Welt ist denn los?« Ich setzte mich neben ihn und legte ihm die Hand auf den Rücken. Allmählich machte er mir Sorgen.

»Ich weiß nicht, ob ich lachen oder weinen soll, Sassenach«, sagte er. Er ließ die Hand von seinem Gesicht sinken, und ich sah, dass er tatsächlich beides zu tun schien. Seine Wimpern waren feucht, doch seine Mundwinkel zuckten.

»Ich habe in ein und demselben Moment einen Verwandten verloren und einen gefunden - und im nächsten Augenblick begreife ich, dass ich meinen Sohn zum zweiten Mal in seinem Leben um ein Haar erschossen hätte.« Er sah mich an und schüttelte den Kopf, hilflos hin und her gerissen zwischen Gelächter und Bestürzung.

»Ich hätte es nicht tun sollen, das weiß ich. Es ist nur - Ich habe auf einmal gedacht: Was, wenn ich ihn beim dritten Mal nicht verfehle? Und - und ich hatte das Gefühl, ich müsste einfach ... mit ihm sprechen. Von Mann zu Mann. Falls es das einzige Mal bleiben sollte, aye?«

OBERST GRANT BLICKTE NEUGIERIG ZUM PFAD HINÜBER, WO DER REBELL UND seine Frau hinter einem wippenden Ast verschwunden waren, dann richtete

er den Blick auf den Hut in Williams Händen.

»Was zum Teufel hatte das denn zu bedeuten?«

William räusperte sich. »Offenbar war Oberst Fraser der, ähm, Mistkerl von einem Rebellen, der mich gestern in der Schlacht um meinen Hut gebracht hat«, sagte er, um einen Tonfall trockener Gelassenheit bemüht. »Das war ... seine Wiedergutmachung.«

Ein Hauch von Humor stahl sich über Grants erschöpftes Gesicht.

»Wirklich? Anständig von ihm.« Er warf einen skeptischen Blick auf den Gegenstand ihres Gesprächs. »Glaubt Ihr, er hat Läuse?«

Bei einem anderen Mann, zu einem anderen Zeitpunkt hätte man dies vielleicht als Verleumdung interpretieren können. Doch so gern Grant normalerweise über den Mut, die Fähigkeiten und die Einstellung der Kontinentalssoldaten herzog, diente seine Frage hier doch eindeutig nur der praktischen Feststellung einer Tatsache; die meisten englischen und hessischen Soldaten waren mit Läusen verseucht, und für die Offiziere galt dies ebenso.

William hielt den Hut schief und betrachtete ihn, so genau es ihm das schwache Licht ermöglichte. Er war warm in seiner Hand, doch es krabbelte nichts an seinen Kanten entlang.

»Ich glaube nicht.«

»Nun, dann setzt ihn auf, Hauptmann Ransom. Wir müssen den Männern schließlich mit gutem Beispiel

vorangehen.«

William hatte sich den Hut schon aufgesetzt, dessen Wärme sich auf seinem Kopf merkwürdig anfühlte, bevor er richtig hörte, was Grant gesagt hatte.

»Hauptmann ...?«, sagte er schwach.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Grant, und der Hauch eines Lächelns erhellte seine abgehärmten Züge. »Der Brigadier ...« Er blickte zu der stickigen, stillen Hütte zurück, und das Lächeln verblasste wieder. »Er wollte Euch schon nach Ticonderoga zum Hauptmann befördern - es hätte damals geschehen sollen, aber ... nun ja.« Er presste die Lippen aufeinander, lockerte sie dann aber wieder. »General Burgoyne hat die Order gestern Abend unterzeichnet, nachdem er mehrere Beschreibungen der Schlacht vernommen hatte. Wie ich höre, habt Ihr Euch hervorgetan.«

William senkte verlegen den Kopf. Er hatte einen Kloß im Hals, und seine Augen brannten. Er wusste nicht mehr, was er getan hatte - nur, dass es ihm nicht gelungen war, den Brigadier zu retten.

»Danke«, brachte er heraus und musste sich einfach noch einmal umsehen. Sie hatten die Tür offen gelassen. »Wisst Ihr - Hat er - Nein, es spielt keine Rolle.«

»Ob er es gewusst hat?«, sagte Grant sanft. »Ich habe es ihm gesagt. Ich habe ihm die Order mitgebracht.«

Unfähig, etwas zu sagen, neigte William den Kopf. Der Hut, der ihm wundersamerweise passte, blieb, wo er war.

»Gott, ist das kalt«, sagte Grant leise. Er zog seinen Rock enger um sich und warf einen Blick auf die triefenden Bäume und den dichten Nebel, der dazwischenhing. Die anderen hatten sich wieder auf ihre Posten begeben und sie allein gelassen. »Was für ein trostloser Ort. Und was für eine schreckliche Tageszeit.«

»Ja.« William erlebte einen Moment der Erleichterung darüber, sich zu seiner eigenen Trostlosigkeit bekennen zu können - obwohl der Ort und die Tageszeit wenig damit zu tun hatten. Er schluckte und sah sich erneut nach der Hütte um. Er machte sich Gedanken, weil die Tür offen stand; der Nebel lag zwar so schwer wie ein Federbett über dem Wald, doch rings um die Hütte stieg er auf und umwehte die Fenster, und ihm kam der beklemmende Gedanke, dass er es irgendwie ... auf den Brigadier abgesehen hatte.

»Ich schließe nur kurz ... die Tür, ja?« Er steuerte auf die Hütte zu, doch Grant hielt ihn mit einer Geste auf.

»Nein, lieber nicht.«

William sah ihn überrascht an, und der Hauptmann zuckte mit den Achseln und versuchte, es auf die leichte Schulter zu nehmen.

»Der Spender Eures Hutes hat gesagt, wir müssen sie offen lassen. Irgend so ein Highlandbrauch - hat etwas damit zu tun, dass die, ähm, Seele einen Ausgang sucht«, fügte er diplomatisch hinzu. »Wenigstens ist es zu kalt für die verdammten Fliegen«, fügte er - diesmal ohne jedes Fingerspitzengefühl - hinzu.

Williams geplagter Magen verkrampfte sich, und er schluckte den bitteren Geschmack herunter, der ihm bei der Vorstellung umherkriechender Maden in die Kehle stieg.

»Aber wir können ihn doch nicht ... Wie lange noch?«, wollte er wissen.

»Nicht mehr lange«, versicherte ihm Grant. »Wir warten nur auf ein Beerdigungskommando.«

William erstickte den Protest, der ihm schon auf der Zunge lag. Natürlich. Was hätten sie auch sonst tun sollen? Dennoch, bei der Erinnerung an die Gräben, die sie vor Bemis Heights geschaufelt hatten, an die Erde, die in Flecken auf die kalten runden Wangen seines Korporals fiel ... Nach den vergangenen zehn Tagen hätte er gedacht, so etwas könnte ihn nicht mehr erschüttern. Doch die Laute der Wölfe, die herbeikamen, um die Toten und die Sterbenden zu fressen, hallten ihm unvermittelt in der hohlen Magengrube wider.

Mit einer leisen Entschuldigung trat er in das feuchte Gebüsch und übergab sich, so leise er konnte. Weinte ein wenig, lautlos, dann wischte er sich mit einer Handvoll feuchter Blätter das Gesicht ab und kehrte zurück.

Grant gab taktvollerweise vor zu glauben, dass William einfach nur pinkeln gegangen war, und stellte ihm keine Fragen.

»Ein eindrucksvoller Mann«, merkte er beiläufig an. »Dieser Verwandte des Generals, meine ich. Obwohl man

ihnen ja nie angesehen hätte, dass sie verwandt waren, oder?«

Von ersterbender Hoffnung und Schmerz umfassen, hatte William Oberst Fraser kaum wahrgenommen, bis ihm der Mann so plötzlich den Hut gegeben hatte - und in diesem Moment war er viel zu verblüfft gewesen, um viel von ihm mitzubekommen. Doch er machte eine zustimmende Kopfbewegung, während er sich vage an eine hochgewachsene Gestalt erinnerte, die neben dem Bett kniete und deren Scheitel im Feuerschein rot aufgeleuchtet hatte.

»Sieht eher aus wie Ihr als wie der Brigadier«, fügte Grant nüchtern hinzu und lachte dann, ein schmerzhaftes Krächzen. »Sicher, dass Eure Familie keinen schottischen Zweig hat?«

»Nein, beide Seiten stammen bis zurück zur Eiszeit aus Yorkshire, bis auf eine französische Urgroßmutter«, erwiderte William, der für die kurzfristige Ablenkung dankbar war, die ihm dieses Gespräch bot. »Die Mutter meines Stiefvaters ist zur Hälfte Schottin - meint Ihr, das zählt?«

Was auch immer Grant hatte antworten wollen, ging unter, weil die Klage einer verdammtten Seele durch das Zwielflicht zu ihnen drang. Beide Männer lauschten erstarrt. Der Dudelsackspieler des Brigadiers war im Anmarsch, zusammen mit Balcarres und einigen seiner Waldläufer. Das Beerdigungskommando.

Die Sonne war zwar schon aufgegangen, doch hinter

den Wolken und dem Blätterdach der Bäume war sie nicht zu sehen. Grants Gesicht hatte dieselbe Farbe wie der Nebel, bleich und mit Feuchtigkeit überzogen.

Der Klang schien aus großer Entfernung zu kommen und doch aus dem Wald selbst. Dann stimmten Klagelaute und trällernde Schreie in die Trauermelodie des Dudelsackspielers ein - Balcarres und seine Indianer. Trotz der markerschütternden Geräusche fühlte sich William ein wenig beruhigt; es würde doch kein hastiges Feldbegräbnis werden, das ohne Ehrerbietung und Respekt vonstattenging.

»Sie klingen wie heulende Wölfe, nicht wahr?«, murmelte Grant. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und wischte sich die feuchte Handfläche dann gründlich am Oberschenkel ab.

»Ja, das stimmt«, antwortete William. Er nahm Haltung an und erwartete die Trauernden, in seinem Rücken die Hütte, deren Tür im Nebel schweigend offen stand.

WENN ES TRIEFT VOR SCHMALZ

Ich war immer davon ausgegangen, dass so eine Kapitulation eine relativ simple Sache war. Man übergab sein Schwert, reichte sich die Hände und marschierte davon - in die Freiheit, in den Kerker oder in die nächste Schlacht. Diesen törichten Gedanken trieb mir Dr. Rawlings aus, der tatsächlich zwei Tage später die gegnerischen Linien überquerte, um sich mit mir über seinen Bruder zu unterhalten. Ich hatte ihm alles erzählt, was ich konnte, und ihm vor allem geschildert, wie sehr ich am Notizbuch seines Bruders gehangen hatte, das mir das Gefühl vermittelt hatte, Daniel Rawlings gekannt zu haben. Der zweite Dr. Rawlings - sein Name war David, sagte er - war ein angenehmer Gesprächspartner und blieb noch eine Weile, während sich unser Gespräch anderen Themen zuwandte.

»Gott, nein«, sagte er, als ich meiner Überraschung Ausdruck verlieh, dass die Kapitulationszeremonie nicht auf der Stelle vollzogen worden war. »Zuerst müssen die Kapitulationsbedingungen ausgehandelt werden, wisst Ihr - und das ist eine heikle Angelegenheit.«

»Ausgehandelt?«, sagte ich. »Heißt das, General Burgoyne hat dabei *mitzureden*?«

Er schien das komisch zu finden.

»Oh, natürlich hat er das«, versicherte er mir. »Ich habe

zufälligerweise die Entwürfe gesehen, die Major Kingston heute Morgen für General Gates überbracht hat. Sie beginnen mit der entschlossenen Feststellung, dass General Burgoyne nach zwei Zusammenstößen mit Gates durchaus darauf vorbereitet ist, auch ein drittes Mal gegen ihn zu kämpfen. Natürlich stimmt das nicht«, fügte der Doktor hinzu, »doch so ist es ihm möglich, das Gesicht zu wahren, indem er im Folgenden anmerkt, dass ihm selbstverständlich die zahlenmäßige Überlegenheit der Rebellen nicht entgangen ist und er es daher für gerechtfertigt hält zu kapitulieren, um das Leben tapferer Männer unter ehrenvollen Bedingungen zu verschonen. Übrigens ist die Schlacht offiziell noch gar nicht vorüber«, fügte er mit einem etwas entschuldigenden Unterton hinzu. »General Burgoyne schlägt vor, die Feindseligkeiten auf jeden Fall für die Dauer der Verhandlungen einzustellen.«

»Ach, wirklich«, sagte ich belustigt. »Ich frage mich, ob General Gates das alles für bare Münze nimmt.«

»Natürlich nicht«, sagte eine trockene schottische Stimme, und Jamie trat geduckt in das Zelt, gefolgt von seinem Vetter Hamish. »Er hat Burgoynes Vorschläge gelesen, dann hat er in seine Tasche gegriffen und seine eigenen hervorgezogen. Er fordert die bedingungslose Kapitulation und verlangt, dass deutsche wie englische Soldaten ihre Waffen im Lager zurücklassen und als Gefangene hinausmarschieren. Der Waffenstillstand dauert bis Sonnenuntergang; bis dahin muss Burgoyne antworten. Ich habe gedacht, Major Kingston würde auf der Stelle

einen Schlaganfall bekommen.«

»Glaubst du, er blufft?«, fragte ich. Jamie stieß einen leisen schottischen Kehllaut aus und richtete den Blick auf Dr. Rawlings, um anzudeuten, dass er dies in Gegenwart des Feindes für ein ungeeignetes Thema hielt. Angesichts der Tatsache, dass Rawlings offensichtlich Zugang zum britischen Oberkommando hatte, mochte er damit recht haben.

David Rawlings wechselte taktvoll das Thema und öffnete den Deckel der kleinen Truhe, die er mitgebracht hatte.

»Ist das die gleiche, die Ihr auch hattet, Mrs. Fraser?«

»Ja, so ist es.« Ich hatte die Truhe sofort bemerkt, hatte sie aber nicht anstarren wollen. Sie sah um einiges mitgenommener aus, als es meine Truhe gewesen war, und sie war mit einem Namensschildchen aus Messing versehen, doch ansonsten war sie genau gleich.

»Nun, eigentlich hatte ich ohnehin keinen Zweifel mehr, was das Schicksal meines Bruders betrifft«, sagte er mit einem kleinen Seufzer, »aber damit ist die Angelegenheit endgültig erledigt. Unser Vater, der selbst Arzt war, hat uns die Truhen geschenkt, als wir zu praktizieren begonnen haben.«

Ich musterte ihn verblüfft.

»Ihr wollt mir doch nicht sagen - wart Ihr etwa Zwillinge?«

»Das waren wir, ja.« Er schien überrascht zu sein, dass ich das nicht gewusst hatte.

»Eineiig?«

Er lächelte.

»Unsere Mutter konnte uns immer auseinanderhalten, sonst jedoch kaum jemand.«

Ich starrte ihn an und empfand ein ungewöhnliches Gefühl der Wärme - das mich beinahe verlegen machte. Ich hatte mir natürlich im Geiste ein Bild von Daniel Rawlings gemacht, während ich seine Notizbucheinträge las. Ihm plötzlich quasi von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen, versetzte mir einen kleinen Schock.

Jamie zog die Augenbrauen hoch und starrte mich verwundert an. Ich hustete und wurde rot, und er schüttelte sacht den Kopf, stieß noch ein schottisches Geräusch aus, griff nach dem Kartenspiel, das er holen wollte, und ging mit Hamish hinaus.

»Braucht Ihr vielleicht noch irgendetwas in medizinischer Hinsicht?«, fragte Daniel Rawlings, der jetzt ebenfalls errötete. »Mir werden zwar die Arzneien knapp, aber ich habe einige Instrumente doppelt - und eine gute Skalpellsammlung. Es wäre mir eine Ehre, Euch ...«

»Oh.« Das war ein großzügiges Angebot, und meine Verlegenheit ging spontan in einer Woge der Habgier unter. »Habt Ihr vielleicht eine Pinzette? Eine kleine Zange, meine ich?«

»Oh, ja, natürlich.« Er zog die untere Schublade auf und schob auf der Suche nach der Pinzette ein Durcheinander kleiner Instrumente beiseite. Dabei fiel mir etwas

Ungewöhnliches ins Auge, und ich zeigte darauf.

»Was in aller Welt ist das?«

»Man nennt es Penisjoch«, erklärte mir Dr. Rawlings, dessen Gesichtsfarbe sich merklich verdunkelte.

»Es sieht aus wie eine Bärenfalle. Was ist es denn - es kann doch kein Instrument zur Durchführung von Beschneidungen sein, oder?« Ich griff nach dem Gerät, woraufhin Dr. Rawlings aufkeuchte, und ich betrachtete es nach neugieriger.

»Es - äh, bitte, werte Dame ...« Er riss mir das Objekt mehr oder minder aus den Fingern und schob es wieder in seine Truhe zurück.

»Wozu in aller Welt ist es denn gut?«, fragte ich, eher belustigt als eingeschnappt über seine Reaktion.
»Angesichts des Namens muss es ja -«

»Es verhindert nächtliche ... äh ... Schwellungen.« Inzwischen hatte sein Gesicht eine dunkle, ungesunde Rotfärbung angenommen, und er wich meinem Blick aus.

»Ja, das kann ich mir vorstellen.« Der fragliche Gegenstand setzte sich aus zwei konzentrischen Metallringen zusammen, die an einer Stelle zusammentrafen und mit einer Art Stellschraube verengt werden konnten. Der innere Ring war gezackt - ganz ähnlich wie eine Bärenfalle, wie ich schon gesagt hatte. Ganz offensichtlich war es dazu gedacht, es an einem schlaffen Penis zu befestigen - der dann in diesem Zustand verharren würde, wenn er wusste, was gut für ihn war.

Ich hüstelte. »Ähm ... *Warum* genau ist das wünschenswert?«

Seine Verlegenheit ging ein Stück weit in Entsetzen über.

»Nun ... Es ... Der ... der Verlust der männlichen Essenz ist höchst kräfteraubend. Er zehrt an der Lebenskraft und macht einen Mann anfällig für Erkrankungen aller Art; noch dazu vermindert er seine geistigen und spirituellen Fähigkeiten.«

»Gut dass noch niemand darauf gekommen ist, meinen Mann davon in Kenntnis zu setzen«, stellte ich amüsiert fest.

Rawlings warf mir einen durch und durch schockierten Blick zu, doch bevor das Gespräch noch ungehörigere Proportionen annehmen konnte, wurden wir glücklicherweise dadurch unterbrochen, dass im Freien irgendetwas vor sich ging, und er nutzte die Gelegenheit, seine Truhe zu verschließen und sie unter den Arm zu nehmen, bevor er zu mir an den Zelteingang trat.

In etwa dreißig Metern Entfernung durchquerte eine kleine Parade das Lager. Ein britischer Major mit einer Paradeuniform, die Augen verbunden und so rot im Gesicht, dass ich glaubte, er würde gleich platzen. Er wurde von zwei Kontinentalssoldaten geführt, und in halbwegs diskretem Abstand folgte ihnen ein Flötenspieler, der den »Yankee Doodle« spielte. Da ich Jamies Bemerkung über den Schlaganfall noch im Kopf hatte, war ich mir sicher, dass dies der unglückselige Major Kingston

war, den man dazu auserkoren hatte, General Burgoynes Kapitulationsbedingungen zu überbringen.

»Oje«, murmelte Dr. Rawlings kopfschüttelnd bei diesem Anblick. »Ich fürchte, das kann noch eine Weile dauern.«

ER HATTE RECHT. EINE WOCHEN SPÄTER SÄSSEN WIR IMMER NOCH ALLE DA, während ein- oder zweimal täglich Briefe zwischen den beiden Lagern gewechselt wurden. Im amerikanischen Lager herrschte allgemeine Entspannung; ich ging davon aus, dass die Stimmung auf der anderen Seite wahrscheinlich weniger locker war. Doch Dr. Rawlings war nicht mehr wiedergekommen, daher konnten wir die Fortschritte - oder ihr Ausbleiben - der Kapitulationsverhandlungen nur anhand allgemeiner Gerüchte beurteilen. General Gates hatte anscheinend tatsächlich geblufft, und Burgoyne war so schlau gewesen, dies zu begreifen.

Ich war froh, mich einmal so lange an einem Ort aufzuhalten, dass ich meine Kleider waschen konnte, ohne Gefahr zu laufen, dass ich erschossen, skalpiert oder anderweitig behelligt wurde. Darüber hinaus gab es noch genug Verletzte aus beiden Schlachten, die der Pflege bedurften.

Irgendwie war mir schon länger vage bewusst, dass sich ein Mann am Rand unseres Lagers herumdrückte. Ich hatte ihn schon mehrmals gesehen, doch er war noch nie auf mich zugekommen, um mich anzusprechen, deshalb hatte ich vermutet, dass er an irgendetwas Peinlichem wie Tripper oder Hämorrhoiden litt. Solche Männer benötigten

oft eine Weile, um entweder den Mut oder die Verzweiflung aufzubringen, um Hilfe zu bitten. Wenn es dann so weit war, warteten sie immer noch ab, bis sie mich unter vier Augen sprechen konnten.

Als er mir zum dritten oder vierten Mal auffiel, versuchte ich, ihn per Blickkontakt zum Näherkommen zu bewegen, um ihm eine Untersuchung unter vier Augen vorzuschlagen, doch er schlich gesenkten Blickes davon und verschwand im Gewimmel des Ameisenhaufens aus Milizionären, Regulären und Schlachtenbummlern.

Am nächsten Tag tauchte er kurz vor Sonnenuntergang auf, während ich versuchte, aus einem Knochen - das Tier war nicht zu identifizieren, doch er war noch einigermaßen frisch und mit Fleischfasern behaftet -, den ich von einem Patienten bekommen hatte, zwei welken Süßkartoffeln, einer Handvoll Weizenkörner, einer weiteren Handvoll Bohnen und etwas altem Brot einen Eintopf zu zaubern.

»Ihr seid Mrs. Fraser?«, fragte er mit einem überraschend kultivierten Lowlandakzent. Edinburgh, dachte ich und verspürte einen leisen Stich bei der Erinnerung an Tom Christies ganz ähnliche Art zu sprechen. Er hatte stets darauf bestanden, mich auf diese knappe, formelle Weise »Mrs. Fraser« zu nennen.

Doch im nächsten Moment verschwand jeder Gedanke an Tom Christie.

»Man nennt Euch die Weiße Hexe, nicht wahr?«, sagte der Mann und lächelte. Es war ein alles andere als angenehmer Gesichtsausdruck.

»Manche schon. Warum?«, sagte ich, während ich meinen Kochlöffel fest packte und den Mann unverwandt anstarrte. Er war hochgewachsen und dünn, hatte ein schmales Gesicht und dunkle Haare, und er trug die Uniform eines Kontinentalssoldaten. Warum war er nicht lieber zu seinem Regimentsarzt gegangen als zu einer Hexe?, fragte ich mich. Wollte er etwa einen Liebeszauber? Danach sah er allerdings nicht aus.

Er lachte auf und verneigte sich.

»Ich wollte mich nur vergewissern, dass ich mich am richtigen Ort befinde, Madam«, sagte er. »Es war nicht als Beleidigung gemeint.«

»Ich habe es auch nicht so verstanden.« Eigentlich tat er gar nichts merklich Bedrohliches, abgesehen davon vielleicht, dass er zu dicht bei mir stand, doch er war mir unsympathisch. Und mein Herz schlug schneller, als es sollte.

»Meinen Namen kennt Ihr ja anscheinend«, sagte ich, um einen kühlen Ton bemüht. »Wie lautet denn der Eure?«

Wieder lächelte er und betrachtete mich mit einer Sorgfalt, die mir geradezu dreist erschien.

»Mein Name spielt keine Rolle. Euer Mann ist James Fraser?«

Ich verspürte ein plötzliches, heftiges Bedürfnis, ihm eins mit dem Löffel überzubraten, tat es aber nicht; ich hätte ihn damit nur verärgert, ohne ihn jedoch loszuwerden. Ich wollte ihm die Frage nach Jamies Namen nicht beantworten und

fragte mich erst gar nicht, warum. Ich sagte nur »Entschuldigt mich«, nahm den Feldkessel vom Feuer und ging davon.

Damit hatte er nicht gerechnet, und so folgte er mir nicht. Ich entfernte mich eilig, huschte hinter einem kleinen Zelt entlang, das der Miliz aus New Hampshire gehörte, und mischte mich unter eine Gruppe, die um ein anderes Feuer versammelt saß - Milizionäre, einige davon in Begleitung ihrer Frauen. Ein oder zwei von ihnen zogen bei meinem unvermittelten Erscheinen überraschte Gesichter, doch da sie mich alle kannten, machten sie mir freundlich Platz und begrüßten mich kopfnickend mit ein paar gemurmelten Worten.

Als ich aus dem Schutz dieser Zuflucht aufblickte, konnte ich den Umriss des Mannes im Licht der sinkenden Sonne an meinem verlassenen Feuer stehen sehen, und der Abendwind fuhr ihm durch das strähnige Haar. Zweifellos bildete ich mir nur ein, dass er einen zwielichtigen Eindruck machte.

»Wer ist das, Tante Claire? Einer deiner verstoßenen Verehrer?«, sagte Ian in mein Ohr, und in seiner Stimme klang ein Grinsen mit.

»Auf jeden Fall verstoßen«, sagte ich, ohne den Mann aus den Augen zu lassen. Ich hatte gedacht, er würde mir folgen, doch er blieb, wo er war, das Gesicht in meine Richtung gewandt. Sein Gesicht war ein schwarzes Oval, doch ich wusste, dass er mich fixierte. »Weißt du, wo dein Onkel ist?«

»Oh, aye. Er und Hamish nehmen Oberst Martin beim Kartenspiel aus, dort drüben.« Er wies mit dem Kinn zum Lager der Miliz aus Vermont hinüber. Dort erhob sich Oberst Martins Zelt, das an einem großen Riss im Dach zu erkennen war, den man mit einem gelben Kalikostreifen geflickt hatte.

»Ist Hamish ein guter Kartenspieler?«, fragte ich neugierig und blickte zu dem Zelt hinüber.

»Nein, aber Onkel Jamie, und er weiß, wann Hamish im Begriff ist, einen Fehler zu machen, was fast genauso gut ist, als ob er alles richtig machen würde, aye?«

»Ich verlasse mich darauf, dass du recht hast. Weißt du, wer der Mann ist? Der an meinem Feuer steht?«

Ian blinzelte in den Sonnenuntergang, dann runzelte er plötzlich die Stirn.

»Nein, aber er hat dir gerade in die Suppe gespuckt.«

»Er hat ~~was~~?!« Als ich mich umdrehte, sah ich gerade noch, wie der anonyme Fremde stocksteif aufgerichtet davonmarschierte. »Dieses verflixte *Arschloch*!«

Ian räusperte mich und stieß mich an, um mich auf eine der Milizionärsfrauen aufmerksam zu machen, die mich deutlich tadelnd ansah. Ich räusperte mich ebenfalls, schluckte jede weitere Bemerkung zum Thema herunter und lächelte ihr zu - entschuldigend, wie ich hoffte. Schließlich würden wir wahrscheinlich gezwungen sein, sie um ihre Gastfreundschaft zu bitten, wenn wir jetzt noch etwas zum Abendessen bekommen wollten.

Als ich den Blick wieder auf unser Feuer richtete, war der Mann verschwunden.

»Soll ich dir etwas sagen, Tante Claire?«, sagte Ian mit einem nachdenklichen Blick auf die länger werdenden Schatten der Bäume. »Er kommt bestimmt zurück.«

JAMIE UND HAMISH KAMEN NICHT ZUM ABENDESSEN, WORAUS ICH SCHLOSS, dass sie eine Glückssträhne erwischt hatten. Auch ich hatte einigermaßen Glück; Mrs. Kebbits, die Milizionärsfrau, verpflegte Ian und mich äußerst gastfreundlich mit frischen Maisküchlein und Kanincheneintopf mit Zwiebeln. Und das Beste war, dass mein verdächtiger Besucher nicht zurückkehrte.

Ian und Rollo gingen dann ihrer Wege; daher dämmte ich das Feuer ein und bereitete mich auf meine abendliche Runde im Hospitalzelt vor. Die meisten Schwerverletzten waren im Lauf der ersten zwei oder drei Tage nach der Schlacht gestorben, und wer Ehefrauen, Freunde oder Verwandte hatte, die sich um ihn kümmern konnten, war in das eigene Lager geholt worden. Es waren noch etwa drei Dutzend übrig, alleinstehende Männer mit hartnäckigen, aber nicht lebensbedrohlichen Verletzungen oder Krankheiten.

Ich zog mir ein zweites Paar Strümpfe an, legte den dicken Wollumhang um und dankte Gott für das kalte Wetter. Ende September hatte Kühle eingesetzt, die die Wälder in rotgoldener Glorie erstrahlen ließ, die aber hilfreicherweise auch den Insekten den Garaus machte.

Die Erleichterung eines Lagerlebens ohne Fliegen war an und für sich schon ein Segen - es überraschte mich nicht, dass unter den zehn Plagen der Ägypter auch Fliegen gewesen waren. Die Läuse waren zwar leider noch unter uns, doch ohne Fliegen, Flöhe und Moskitos war die Gefahr eines epidemischen Krankheitsausbruchs deutlich geringer.

Dennoch ertappte ich mich jedes Mal, wenn ich mich dem Hospitalzelt näherte, dabei, wie ich die Nase hochzog und nach dem verräterischen Fäkalgeruch suchte, der einen plötzlichen Ausbruch von Cholera, Typhus oder einer weniger gefährlichen Salmonellenvergiftung verkündete. Heute Abend jedoch roch ich nichts außer dem üblichen Jauchegestank der Latrinen, unter den sich der Mief ungewaschener Körper und schmutziger Wäsche sowie ein Hauch von altem Blut mischte. Alles vertraut und beruhigend.

Drei Ordonnanzen spielten unter einem Segeltuchunterstand neben dem größeren Zelt Karten. Ein Binsenlicht, dessen Flamme im Abendwind flackerte, beleuchtete ihr Spiel. Ihre Schatten wuchsen und schrumpften auf dem hellen Zeltleinen, und im Vorübergehen hörte ich sie lachen. Das bedeutete, dass keiner der Regimentsärzte anwesend war; auch gut.

Die meisten von ihnen waren einfach nur dankbar für jede Hilfe, die sich ihnen bot, und ließen mich daher tun, was ich wollte. Doch es gab immer einen oder zwei, die ihre Würde und Autorität zu behaupten versuchten. Das war

normalerweise nur lästig, konnte im Notfall aber sehr gefährlich werden.

Heute Abend gab es Gott sei Dank keine Notfälle. In einer Schüssel vor dem Zelt lagen ein paar Blechkerzenhalter mit unterschiedlich langen Kerzenstummeln; ich entzündete eine Kerze am Feuer, trat geduckt ein und machte dann meine Runde durch die beiden großen Zelte, um Puls und Atmung der Patienten zu kontrollieren und mit den Männern, die noch wach waren, zu plaudern, während ich mir ein Bild von ihrem Zustand machte.

Nichts übermäßig Schlimmes, obwohl ich mich ein wenig um Korporal Jebediah Shoreditch sorgte, der sich bei der Erstürmung der Schanze nicht weniger als drei Bajonettwunden zugezogen hatte. Wie durch ein Wunder hatte keiner der Stiche irgendeine lebenswichtigen Organe verletzt, und der Korporal fühlte sich zwar ziemlich unwohl - einer der Stiche hatte ihm die linke Pobacke durchbohrt -, doch er legte keine Anzeichen für steigendes Fieber an den Tag. Allerdings gab es in der Verletzung am Hintern Anzeichen für eine Entzündung.

»Ich werde die Wunde spülen«, sagte ich zu ihm, während ich einen Blick auf meine halb volle Flasche Enziantinktur warf. Das war mehr oder minder der Rest, doch mit etwas Glück würden wir nicht mehr viel davon brauchen, bis ich Nachschub herstellen konnte. »Sie auswaschen, meine ich, um sie vom Eiter zu befreien. Wie ist das gekommen?« Die Behandlung würde alles andere

als angenehm sein; besser, wenn er sich ein wenig ablenkte, indem er mir die Einzelheiten schilderte.

»Ich wollte nicht weglaufen, Ma'am, das dürft Ihr nicht glauben«, versicherte er mir und umklammerte den Rand seines Strohlagers, als ich die Decke zurückschlug und die verkrusteten Überreste eines Verbandes mit Teer und Terpentin abpulte. »Einer dieser verschlagenen Kerle aus Hessen hat sich tot gestellt, und als ich über ihn hinwegsteigen wollte, ist er plötzlich lebendig geworden und mit dem Bajonett in der Hand wie eine Kupfernatter auf mich losgeschossen.«

»Bajonett in *deiner* Hand meinst du wohl, Jeb«, scherzte ein Freund, der neben ihm lag.

»Nein, das war ein andermal.« Shoreditch tat den Scherz mit einem beiläufigen Blick auf seine ebenfalls verbundene rechte Hand ab. Einer der Hessen hatte ihm die Hand mit dem Bajonett in den Boden gespießt, sagte er zu mir - woraufhin Shoreditch mit der linken Hand sein Messer vom Boden aufgelesen und es dem Hessen brutal über die Waden gezogen hatte, sodass dieser zu Boden ging. Dann hatte er dem Hessen die Kehle durchgeschnitten - ohne auf einen dritten Angreifer zu achten, dessen Hieb ihn die obere Hälfte seines linken Ohrs gekostet hatte.

»Den hat irgendjemand erschossen, Gott sei Dank, bevor er noch einmal besser zielen konnte. Apropos, Ma'am, geht es der Hand des Obersts gut?« Auf seiner Stirn glänzte der Schweiß im Laternenschein, und die

Sehnen seiner Unterarme malten sich deutlich ab, doch sein Ton war höflich.

»Ich denke schon«, sagte ich und drückte langsam die Spritze hinunter, die ich zum Reinigen der Wunde benutzte. »Sonst könnte er kaum den ganzen Tag Karten spielen.«

Shoreditch stieß einen langen Seufzer aus, als sein neuer Verband fertig war, und lehnte sich einen Moment mit der Stirn auf das Strohlager, bevor er sich auf die gesunde Seite drehte.

»Ich danke Euch herzlich, Ma'am«, sagte er. Sein Blick wanderte scheinbar gelassen über die Gestalten hinweg, die sich in der Dunkelheit hin und her bewegten. »Falls Ihr Freund Hunter oder Doc Tolliver sehen solltet, könntet Ihr sie bitten, kurz vorbeizuschauen?«

Ich zog eine Augenbraue hoch, nickte aber und schenkte ihm einen Becher Ale ein; jetzt, da uns der Nachschub aus dem Süden erreicht hatte, hatten wir genug davon, und es konnte ihm nicht schaden.

Dasselbe tat ich auch für seinen Freund, einen Mann namens Neph Brewster, der aus Pennsylvania stammte und an Durchfall litt. Allerdings fügte ich seinem Becher eine Handvoll von Dr. Rawlings' Durchfallmittel bei, bevor ich ihn weiterreichte.

»Jeb hat es nicht böse gemeint, Ma'am«, flüsterte Neph und beugte sich vertraulich zu mir hinüber, als er den Becher entgegennahm. »Es ist nur so, dass er nicht ohne Hilfe scheißen kann, und er möchte keine Frau um Hilfe

bitten. Aber wenn Mr. Denzell oder der Doc nicht bald kommen, helfe ich ihm.«

»Soll ich nicht eine der Ordonnanzen holen?«, fragte ich überrascht.

»Oh, nein, Ma'am. Sobald die Sonne untergeht, meinen sie, dass sie freihaben. Sie kommen höchstens herein, wenn es Streit gibt oder das Zelt Feuer fängt.«

»Hmm«, sagte ich. Offenbar hatte sich die Einstellung des Pflegepersonals im Lauf der Jahrhunderte kaum geändert.

»Ich suche einen der Ärzte«, versprach ich ihm. Mr. Brewster war spindeldürr und gelb, und seine Hand zitterte so sehr, dass ich sie festhielt, um ihm beim Trinken zu helfen. Ich bezweifelte, dass er lange genug stehen konnte, um seine eigene Notdurft zu verrichten, geschweige denn, Korporal Shoreditch dabei zu helfen. Doch Mr. Brewster nahm es mit Humor.

»Ich kann ja jetzt mit Fug und Recht behaupten, dass ich mit dem Scheißen einige Erfahrung habe«, sagte er und grinste mich an. Er wischte sich mit zitternder Hand über das Gesicht und hielt beim Schlucken inne, um angestrengt durchzuatmen. »Äh ... Ihr habt nicht vielleicht ein wenig Küchenschmalz zur Hand, Ma'am? Mein Arschloch ist so roh wie ein frisch gehäutetes Karnickel. Ich kann es selbst auftragen - es sei denn natürlich, Ihr *möchtet* mir gern helfen.«

»Ich werde es Dr. Hunter ausrichten«, erwiderte ich

trocken. »Er wird gewiss begeistert sein.«

Eilig beendete ich meine Runde - die meisten der Männer schliefen - und machte mich auf die Suche nach Denny Hunter, den ich vor seinem Zelt antraf. Er hatte sich warm eingemummt und lauschte verträumt einer Ballade, die am Nachbarfeuer gesungen wurde.

»Wer?« Mein Erscheinen riss ihn aus seiner Trance, obwohl er noch einen Moment benötigte, um wieder ganz auf die Erde zurückzukehren. »Oh, Freund Jebediah, natürlich. Ich gehe sofort zu ihm.«

»Habt Ihr vielleicht etwas Gänse- oder Bärenfett?«

Denny setzte sich die Brille fester auf die Nase und betrachtete mich verwundert.

»Freund Jebediah hat doch keine Verstopfung, oder? Ich dachte, sein Problem ist eher praktischer als physiologischer Art.«

Ich lachte und erklärte es ihm.

»Oh. Nun ja. Ich habe etwas Salbe, doch sie ist mit Menthol versetzt - zur Behandlung von Grippe und Lungenentzündung. Ich fürchte, das wird Freund Brewsters Hintern nicht helfen.«

»Das fürchte ich auch«, pflichtete ich ihm bei. »Warum geht Ihr nicht vor und helft Mr. Shoreditch, und ich treibe ein bisschen Schmalz auf und komme damit nach?«

Schmalz - jede Art von Schmalz - war eine normale Kochzutat, und es kostete mich zwei Anläufe an den Lagerfeuern, um eine Tasse voll aufzutreiben. Es war, wie

mir die Spenderin mitteilte, ausgelassenes Opossumfett. »Das trieft vor Schmalz«, versicherte mir die Dame. »Und schmeckt.« Letztere Eigenschaft würde Mr. Brewster wahrscheinlich weniger interessieren - zumindest hoffte ich das. Doch ich dankte ihr ausgiebig und machte mich in der Dunkelheit auf den Rückweg zum Hospitalzelt.

Zumindest hatte ich *vor*, diese Richtung einzuschlagen. Doch der Mond war noch nicht aufgegangen, und innerhalb weniger Minuten fand ich mich auf einem dicht bewaldeten Berghang wieder, an den ich mich nicht erinnern konnte, und stolperte über Wurzeln und zu Boden gefallene Äste.

Murmelnd wandte ich mich nach links, denn dort musste doch ... Nein, auch nicht. Ich blieb stehen und fluchte leise. Ich konnte mich doch nicht verlaufen haben. Ich befand mich inmitten eines Feldlagers, das mindestens die Hälfte der Kontinentalarmee beherbergte, ganz zu schweigen von Dutzenden von Milizkompanien. Aber wo ich mich genau in diesem Feldlager befand ... Ich konnte mehrere Feuer zwischen den Bäumen hindurchschimmern sehen, doch ihre Anordnung kam mir nicht vertraut vor. Orientierungslos wandte ich mich um und versuchte, das geflickte Dach von Oberst Martins großem Zelt auszumachen, das wohl die größte Landmarke war, die man in der Dunkelheit erkennen konnte.

Irgendetwas lief mir über den Fuß, und ich zuckte unwillkürlich zusammen und schüttete mir flüssiges Opossumfett über die Hand. Ich biss die Zähne zusammen und wischte es mir vorsichtig an der Schürze ab.

Opossumschmalz *ist* extrem fettig, und es eignet sich nur deshalb nicht als allgemeines Schmiermittel, weil es nach totem Opossum riecht.

Mein Herz raste nach dem Schreck und tat dann einen krampfhaften Satz, als rechts von mir eine Eule aus dem Wald kam, ein Bruchstück der Nacht, das dicht vor meinem Gesicht plötzlich Flügel bekam. Dann knackte ein Ast, und ich hörte die Bewegungen mehrerer Männer, die sich murmelnd miteinander unterhielten, während sie sich durch das Unterholz schoben.

Ich stand völlig still, die Zähne in die Unterlippe gebohrt, und spürte eine Woge des plötzlichen, irrationalen Grauens.

Ist ja schon gut!, sagte ich wütend zu mir selbst. Es sind doch nur Soldaten auf der Suche nach einer Abkürzung. Keine Bedrohung, absolut nicht!

Das kannst du deiner Großmutter erzählen, erwiderte mein Nervensystem beim Klang eines erstickten Fluches. Blätterrascheln und knackende Äste und das unvermittelte Melonen-Klatsch-Geräusch eines harten Gegenstandes, der auf einen Menschenschädel traf. Ein Schrei, der Aufprall eines fallenden Körpers und hastiges Rascheln, als die Diebe in den Taschen ihres Opfers wühlten.

Ich konnte mich nicht bewegen. Ich wäre liebend gern davongerannt, doch ich stand wie angewurzelt da; meine Beine gehorchten mir einfach nicht. Es war genau wie ein Albtraum, in dem etwas Grauenvolles auf mich zukam, ich aber bewegungsunfähig war.

Mein Mund stand offen, und ich musste meine ganze Kraft aufwenden, um nicht zu schreien, während ich gleichzeitig zu meinem Entsetzen begriff, dass ich gar nicht schreien *konnte*. Mein Atem war so laut, dass er mir im Kopf widerhallte, und auf einmal schmeckte mein Hals nach verschlucktem Blut, und ich bekam keine Luft mehr, weil meine Nase blockiert war. Und dieses schwere, unförmige Gewicht, das mich in den Boden drückte, der mit schmerzenden Steinen und Kiefernzapfen übersät war. Ich spürte heißen Atem in meinem Ohr.

Ooh, ja. Tut mir leid, Martha, aber das musst du jetzt durchstehen. Ich muss es dir geben. Ja, da... o Gott, da... da...

Ich bekam nicht mit, wie ich zu Boden stürzte. Ich war zu einer Kugel zusammengekrümmt, das Gesicht auf die Knie gepresst, und zitterte vor Wut und Grauen. Dicht neben mir brachen mehrere Männer lachend und scherzend durch das Gebüsch.

Und dann meldete sich irgendwo in meinem Hinterkopf ein Überrest meiner Vernunft zu Wort und stellte leidenschaftslos fest: *Oh, das ist also ein Flashback. Wie interessant.*

»Ich werde dir zeigen, wie interessant das ist«, flüsterte ich - oder ich glaubte, es zu flüstern. Ich glaube nicht, dass ich ein Geräusch machte. Ich war vollständig bekleidet - doppelt und dreifach, wegen der Kälte -, ich konnte die Kälte in meinem Gesicht *spüren* ... Doch das änderte nichts. Ich war nackt und spürte kühle Luft auf meinen

Brüsten, auf meinen Beinen - zwischen meinen Beinen...

Ich presste die Beine aneinander, so fest ich konnte, und biss mir auf die Lippe, so fest ich konnte. Jetzt schmeckte ich wirklich Blut. Doch das, was dann kam, geschah nicht. Ich erinnerte mich genau daran. Doch es *war* nur eine Erinnerung. Es wiederholte sich nicht.

Ganz langsam kehrte ich zurück. Meine Lippen schmerzten, und das Blut lief mir aus dem Mund; ich konnte die Verletzung spüren, einen losen Hautfetzen im Inneren meiner Lippe, und schmeckte Silber und Kupfer, als hätte ich den Mund voller Pennystücke.

Ich atmete, als wäre ich eine Meile weit gerannt, doch ich *konnte* atmen; meine Nase und mein Hals waren widerstandslos frei, und der Hals war nicht rau, nicht wund. Ich war in Schweiß gebadet, und meine Muskeln schmerzten, weil ich mich so sehr verkrampft hatte.

Zu meiner Linken hörte ich Stöhnen im Gebüsch. *Sie haben ihn also nicht umgebracht*, dachte ich dumpf. Ich sollte wohl einen Blick auf ihn werfen, ihm helfen. Ich wollte es nicht, wollte keinen Mann berühren oder sehen oder mich irgendwo in der Nähe eines Mannes aufhalten. Doch es spielte keine Rolle; ich konnte mich nicht bewegen.

Ich war nicht länger in den Klauen des Schreckens erstarrt; ich wusste, wo ich war und dass ich in Sicherheit war - mehr oder weniger. Doch ich konnte mich nicht bewegen. Ich verharrte schwitzend und zitternd in der Hocke und lauschte.

Der Mann stöhnte noch ein paarmal auf, dann wälzte er sich herum, und es raschelte im Geäst.

»Oh, Mist«, murmelte er. Er lag schwer atmend still, bis er sich abrupt aufsetzte und »Oh, *Mist!*« ausrief - ich konnte nicht sagen, ob der Schmerz der Auslöser war oder er sich wieder daran erinnerte, dass man ihn ausgeraubt hatte. Leises Fluchen, ein Seufzer, Schweigen - dann ein Schreckensschrei, der mich wie ein Elektroschock ins Mark traf.

Wildes Rascheln, als sich der Mann aufrappelte - warum, warum, was war los? Er flüchtete knackend und krachend. Die Angst war ansteckend; am liebsten wäre ich mitgerannt, war auf den Beinen, das Herz im Hals, doch ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Der Idiot machte solchen Lärm, dass ich nichts hören konnte. Was zum Teufel war dort in der Dunkelheit unterwegs?

Ich sah mich um, weil es leise im trockenen Laub raschelte - und blieb um den Bruchteil einer Sekunde vor einem Herzinfarkt verschont, weil Rollos feuchte Nase meine Hand anstupste.

»Jesus H. Roosevelt Christ!«, rief ich aus und war erleichtert, meine Stimme zu hören. Raschelnde Schritte kamen durch das Laub auf mich zu.

»Oh, da bist du ja, Tante Claire.« Eine hochgewachsene Gestalt ragte vor mir auf, nicht mehr als ein Schatten in der Dunkelheit, und Ian berührte meinen Arm. »Geht es dir gut?« Seine Stimme hatte einen nervösen Unterton - guter Junge.

»Ja«, sagte ich ziemlich schwach, dann entschlossener:
»Ja. Ich habe im Dunkeln die Orientierung verloren.«

»Oh.« Die hochgewachsene Gestalt entspannte sich.
»Das habe ich mir schon gedacht. Denny Hunter ist zu mir gekommen und hat gesagt, du wolltest ein bisschen Schmalz ausfindig machen, doch du wärest nicht zurückgekommen, und er würde sich um dich sorgen. Also habe ich mich mit Rollo auf die Suche gemacht. Wer war denn der Kerl, den Rollo zu Tode erschreckt hat?«

»Ich weiß es nicht.« Da er von Schmalz sprach, sah ich mich nach meiner Tasse um. Sie lag leer und sauber auf dem Boden. Aus den Leckgeräuschen schloss ich, dass Rollo, nachdem er die Tasse geleert hatte, jetzt ordentlich die Blätter sauber leckte, auf die das Schmalz getropft war, als ich sie hatte fallen lassen. Unter den Umständen beschwerte ich mich wohl besser nicht.

Ian bückte sich und hob die Tasse auf.

»Komm zurück zum Feuer, Tante Claire. Ich besorge dir neues Schmalz.«

Ich widersprach ihm nicht und folgte ihm den Hang hinunter, ohne ernsthaft auf meine Umgebung zu achten. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, meine Gefühle in den Griff zu bekommen und das Gleichgewicht wiederzufinden.

Ich hatte das Wort »Flashback« in den Sechzigern in Boston flüchtig gehört. Vorher hatte man das Phänomen nicht so genannt, doch ich hatte davon gehört. Grabenschock hatte man im Ersten Weltkrieg dazu gesagt.

Kriegsneurose im Zweiten. Es ist das, was geschieht, wenn man Dinge überlebt, die man niemals erleben dürfte, und dieses Bewusstsein dann nicht mit der Tatsache in Einklang bringen kann, dass man es geschafft hat.

Nun, das habe ich aber, sagte ich trotzig zu mir selbst. *Also finde dich damit ab*. Eine Sekunde lang fragte ich mich, mit wem ich eigentlich redete und ob ich ernsthaft im Begriff war, den Verstand zu verlieren.

Natürlich erinnerte ich mich an die Dinge, die mir zugestoßen waren, als man mich vor einigen Jahren entführt hatte. Es wäre mir zwar von Herzen lieber gewesen, wenn ich mich nicht mehr daran erinnert hätte, doch ich wusste genug über Psychologie, um keinen Versuch zur Verdrängung dieser Erinnerungen zu unternehmen. Wenn sie auftauchten, betrachtete ich sie sorgfältig, machte ein paar Atemübungen und steckte sie dann wieder dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Und dann ging ich zu Jamie. Im Lauf der Zeit stellte ich fest, dass mir nur noch gewisse Details im Gedächtnis blieben: die Ohrmuschel eines Toten, die im Licht der Morgensonne dunkelrot schimmerte und aussah wie ein exotischer Pilz; der Lichtblitz, den ich gesehen hatte, als mir Harley Boble die Nase brach; der nach Mais riechende Atem des jugendlichen Idioten, der versucht hatte, mich zu vergewaltigen. Das wabbelige Gewicht des Mannes, der es schließlich getan hatte. Der Rest verschwamm zum Glück mehr und mehr.

Auch ich hatte Albträume, selbst wenn mich Jamie

normalerweise sofort weckte, wenn ich zu wimmern begann, und mich so fest in den Arm nahm, dass der Traum zersprang, mich festhielt und mir über das Haar strich, über den Rücken, mir im Halbschlaf etwas vorsummte, bis ich mich in seinen Frieden zurücksinken ließ und einschlief.

Das hier war anders.

IAN GING VON LAGERFEUER ZU LAGERFEUER, UM ETWAS SCHMALZ AUFZUTREIBEN, und bekam schließlich eine kleine Dose, die noch einen Zentimeter Gänseschmalz mit Beinwell enthielt. Es war zwar schon ziemlich ranzig, doch Denny Hunter hatte ihm gesagt, wozu es benötigt wurde, daher ging er nicht davon aus, dass der Zustand des Schmiermittels eine Rolle spielen würde.

Der Zustand seiner Tante bereitete ihm schon größere Sorgen. Er wusste sehr gut, warum sie manchmal im Schlaf wie eine Grille zuckte oder aufstöhnte. Er hatte ihren Zustand gesehen, als sie sie von den Mistkerlen zurückgeholt hatten, und er wusste, was sie ihr angetan hatten. Das Blut stieg ihm in die Schläfen, als er an den Kampf zu ihrer Befreiung dachte.

Sie hatte nicht selbst Rache nehmen wollen, als sie sie gerettet hatten; er glaubte, dass dies vielleicht ein Fehler gewesen war, obwohl er verstand, dass sie eine Heilerin war und geschworen hatte, nicht zu töten. Doch manche Männer konnte man nur töten. Die Kirche wollte davon

nichts wissen, außer wenn es im Krieg geschah. Doch die Mohawk verstanden es sehr wohl. Genau wie Onkel Jamie.

Und die Quäker ...

Er stöhnte.

Vom Regen in die Traufe. Kaum hielt er das Schmalz in den Händen, als sich seine Schritte ... nicht dem Hospitalzelt zuwandten, wo sich Denny mit ziemlicher Sicherheit aufhielt, sondern dem Zelt der Hunters. Er hätte sich zwar einreden können, dass er den Weg zum Hospitalzelt eingeschlagen hatte; es war nicht weit entfernt. Doch er hatte noch nie viel davon gehalten, sich selbst etwas vorzumachen.

Nicht zum ersten Mal fehlte ihm Brianna. Mit ihr konnte er über alles sprechen, und sie mit ihm - mehr, dachte er, als sie manchmal zu Roger Mac sagen konnte.

Er bekreuzigte sich mechanisch und murmelte: »*Gum biodh iad sabhailte, a Dhia.*« Gott, gib, dass sie in Sicherheit sind.

Er fragte sich durchaus, was Roger ihm wohl jetzt geraten hätte. Er war ein stiller, gottesfürchtiger Mann, auch wenn er Presbyterianer war. Doch er war bei jenem nächtlichen Ritt dabei gewesen und hatte mitgeholfen, ohne hinterher ein Wort darüber zu verlieren.

Ian dachte kurz an Roger Macs zukünftige Gemeinde und daran, was die Leute wohl von diesem Bild ihres Predigers halten würden, doch dann schüttelte er den Kopf und ging weiter. All diese Fragen hielten ihn nur davon ab, darüber

nachzudenken, was er sagen würde, wenn er sie sah, und das war zwecklos. Er wollte nur eines zu ihr sagen, und das war das Einzige, was er nicht sagen konnte, niemals.

Der Zelteingang war geschlossen, doch innen brannte eine Kerze. Er hüstelte höflich vor dem Zelt, und als Rollo erkannte, wo sie waren, wedelte er mit der Rute und stieß ein freudiges *Wuff!* aus.

Der Eingang wurde augenblicklich zurückgeschlagen, und da stand Rachel mit ihrem Flickzeug in der Hand. Sie blinzelte zwar in die Dunkelheit, doch sie lächelte schon; sie hatte den Hund gehört. Sie hatte ihre Haube abgesetzt, und ohne die Nadeln war ihr Haar eine wirre Masse.

»Rollo!«, sagte sie und bückte sich, um ihm die Ohren zu kratzen. »Und wie ich sehe, hast du deinen Freund auch mitgebracht.«

Ian lächelte und hielt ihr die kleine Dose entgegen.

»Ich bringe Euch Schmalz. Meine Tante sagt, Euer Bruder braucht es für seinen Hintern.« Eine Sekunde zu spät sammelte er sich wieder. »Ich meine - für *einen* Hintern.« Verlegenheit flammte in seiner Brust auf, doch er sprach gerade mit der einzigen Frau im Lager, für die ein Männerhintern ein völlig normaler Gesprächsgegenstand sein konnte. Nun, mit Ausnahme seiner Tante, verbesserte er sich. Oder der Huren vielleicht.

»Oh, das wird ihn freuen; ich danke dir.«

Sie streckte die Hand aus, um ihm die Dose abzunehmen, und ihre Finger streiften die seinen. Die

Blechdose war mit Schmalz verschmiert und rutschte ihm aus der Hand; sie fiel zu Boden, und sie bückten sich beide, um sie aufzuheben. Sie richtete sich als Erste auf; ihr Haar streifte seine Wange; es war warm und roch nach ihr.

Ohne auch nur nachzudenken, nahm er ihr Gesicht in beide Hände und beugte sich zu ihr vor. Sah, wie ihre Augen aufblitzten und sich verdunkelten, und erlebte einen Herzschlag, zwei, des perfekten warmen Glücks, während seine Lippen auf den ihren ruhten, während sein Herz in ihren Händen lag.

Dann klatschte ihm eine dieser Hände gegen die Wange, und er stolperte zurück wie ein Betrunkener, der aus dem Schlaf aufgeschreckt wird.

»Was tust du denn da?«, flüsterte sie. Ihre Augen waren so groß wie Untertassen; sie war zurückgewichen und drückte sich an die Zeltwand, als wollte sie sich hindurchfallen lassen. »Das darfst du nicht!«

Er konnte die Worte nicht finden. Seine Sprachen kochten in seinem Kopf wie Eintopf, und er war stumm. Doch das erste Wort, das an die Oberfläche des Aufruhrs in seinen Kopf stieg, war gälisch.

»*Mo chridhe*«, sagte er, und zum ersten Mal, seit er sie berührt hatte, holte er wieder Luft. Als Nächstes kam Mohawk, aus tiefster Seele. *Ich brauche dich*. Und etwas verspätet tappte das Englische hinterher, die Sprache, in der man sich am besten entschuldigte. »Ich - Es tut mir leid.«

Sie nickte ruckartig wie eine Marionette.

»Ja. Ich - ja.«

Er sollte gehen; sie hatte Angst. Das wusste er. Doch er wusste noch etwas. Es war nicht er, wovor sie Angst hatte. Langsam, langsam streckte er die Hand nach ihr aus, und seine Finger bewegten sich gegen seinen Willen, langsam, als wollte er eine Forelle beschwören.

Und nicht unerwartet, aber dennoch wie durch ein Wunder stahl sich ihre Hand zitternd auf die seine zu. Er berührte ihre Fingerspitzen, fand sie kalt. Die seinen hingegen waren warm; er würde sie wärmen ... In seiner Vorstellung spürte er die Kühle ihrer Haut an der seinen, sah ihre festen Brustwarzen unter dem Stoff ihres Kleides und spürte das Gewicht ihrer kleinen, runden Brüste kalt in seinen Händen, den Druck ihrer Oberschenkel, kalt und fest unter seiner Hitze.

Er packte ihre Hand, zog sie wieder zu sich. Und sie kam, wie gelähmt, hilflos, von seiner Hitze angezogen.

»Das darfst du nicht«, flüsterte sie kaum hörbar. »Das dürfen wir nicht.«

Ihm dämmerte dumpf, dass er sie natürlich nicht einfach an sich reißen konnte, um mit ihr zur Erde zu sinken, ihre Kleider beiseitezuschieben und sie zu nehmen, obwohl es ihn mit jeder Faser seines Wesens genau danach verlangte. Doch dann kam ihm schwach die Erinnerung an die Zivilisation, und er klammerte sich daran fest. Im selben Moment ließ er schmerzhaft widerstrebend ihre Hand los.

»Nein, natürlich nicht«, sagte er in perfektem Englisch.
»Natürlich dürfen wir das nicht.«

»Ich - Du -« Sie schluckte und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. Nicht wie um seinen Kuss abzuwischen, dachte er, sondern erstaunt. »Weißt du -« Sie hielt hilflos inne und starrte ihn an.

»Ich Sorge mich nicht darum, ob du mich liebst«, sagte er und wusste, dass er die Wahrheit sagte. »Nicht jetzt. Ich Sorge mich darum, dass es dich vielleicht das Leben kosten könnte.«

»Wie dreist von dir! Ich habe doch gar nicht gesagt, dass ich dich liebe.«

Da betrachtete er sie, und etwas bewegte sich in seiner Brust. Möglich, dass es Gelächter war. Möglich, dass es keines war.

»Das brauchst du auch gar nicht«, sagte er leise. »Ich bin ja kein Narr und du keine Närrin.«

Ihre Hand bewegte sich impulsiv auf ihn zu, und er wich ein winziges Stück zurück.

»Fass mich lieber nicht an, Herz«, warnte er, und sein Blick hing immer noch gebannt an ihren Augen, die jetzt die Farbe der Kresse unter fließendem Wasser hatten. »Denn wenn du es tust, nehme ich dich hier und jetzt. Und dann ist es zu spät für uns beide, aye?«

Ihre Hand schwebte in der Luft, und er konnte zwar sehen, dass sie es versuchte, doch sie konnte sie nicht zurückziehen.

Da wandte er sich von ihr ab und schritt in die Nacht hinaus. Seine Haut war so heiß, dass sich die Nachtluft in Dampf verwandelte, wenn sie ihn berührte.

IM ERSTEN MOMENT STAND RACHEL STOCKSTEIF DA UND LAUSCHTE DEM Hämmern ihres Herzens. Dann kam ihr ein anderes, rhythmisches Geräusch zu Bewusstsein, und als sie blinzelnd den Blick senkte, sah sie, dass Rollo das Schmalz aus der zu Boden gefallenen Dose bis auf den letzten Rest verputzt hatte und jetzt die leere Dose ausleckte.

»O Gott«, sagte sie und hielt sich die Hand vor den Mund, weil sie Angst hatte, dass es in Hysterie ausarten würde, wenn sie lachte. Der Hund blickte zu ihr auf, seine Augen gelb im Kerzenschein. Er leckte sich die Lippen und wedelte sacht mit der langen Rute.

»Was soll ich nur tun?«, sagte sie. »Du hast es gut; du kannst ihm den ganzen Tag hinterherjagen und in der Nacht sein Bett teilen, und niemand verliert ein Wort darüber.«

Sie setzte sich auf den Hocker, weil ihr die Knie versagten, und fasste in den dichten Nackenpelz des Hundes.

»Was meint er nur damit?«, fragte sie ihn. »Ich sorge mich darum, dass es dich vielleicht das Leben kosten könnte. Hält er mich vielleicht für eine dieser Närrinnen, die vor Liebe krank werden wie Abigail Miller? Nicht dass es ihr tatsächlich in den Sinn kommen würde, für irgendjemanden zu sterben, nicht einmal für ihren armen Ehemann.« Sie blickte auf den Hund hinunter und schüttelte

seinen Pelz. »Und was denkt er sich dabei, diese alberne Gans zu küssen - verzeih mir meinen Mangel an Nächstenliebe, Herr, doch es nützt ja nichts, die Wahrheit zu ignorieren - und sich keine drei Stunden später vor mich hinzustellen und mich zu küssen? Sag mir das! Was *denkt* er sich dabei?«

Dann ließ sie den Hund los. Er leckte ihr höflich über die Hand, dann verschwand er lautlos durch den Zelteingang, zweifellos, um seinem unmöglichen Herrn von ihrer Frage zu berichten.

Sie sollte den Kaffee aufsetzen und das Abendessen zubereiten; Denny würde bald aus dem Lazarett zurückkehren, hungrig und durchgefroren. Doch sie blieb einfach weiter sitzen und starrte die Kerze an, während sie sich fragte, ob sie es wohl spüren würde, wenn sie mit der Hand hindurchfuhr.

Sie bezweifelte es. Ihr ganzer Körper war entflammt, als er sie berührt hatte, so plötzlich wie eine terpentinegetränkte Fackel, und sie brannte immer noch. Ein Wunder, dass ihr Hemd nicht in Flammen aufging.

Sie wusste, was für ein Mensch er war. Er hatte ja kein Geheimnis daraus gemacht. Ein Mann, der mit der Gewalt lebte, der sie in sich trug.

»Und das habe ich ausgenutzt, als es mir so passte, nicht wahr?«, fragte sie die Kerze. So handelte man als Freund nicht. Sie hatte sich nicht damit zufriedengegeben, auf Gottes Gnade zu vertrauen, war nicht bereit gewesen, seinen Willen hinzunehmen. Sie hatte nicht nur über die

Gewalt hinweggesehen und sie sogar heraufbeschworen, sondern sie hatte Ian Murray an Leib und Seele in Gefahr gebracht. Nein, es nützte nichts, die Wahrheit zu ignorieren.

»Obwohl, wenn wir hier die Wahrheit sagen«, sagte sie immer noch trotzig zu der Kerze, »kann ich bezeugen, dass er es genauso für Denny wie für mich getan hat.«

»Wer hat was getan?« Ihr Bruder steckte seinen Kopf ins Zelt, richtete sich auf und blinzelte sie an.

»Würdest du für mich beten?«, fragte sie statt einer Antwort. »Ich bin in großer Gefahr.«

Ihr Bruder starrte sie an, und diesmal blinzelte er nicht.

»Das ist allerdings wahr«, sagte er langsam. »Obwohl ich bezweifle, dass dir Gebete eine große Hilfe sein werden.«

»Was, hast du denn gar kein Gottvertrauen mehr?«, fragte sie scharf, denn der Gedanke, dass die Erlebnisse des vergangenen Monats ihren Bruder überwältigt haben könnten, vergrößerte ihre Aufregung noch. Ihren eigenen Glauben hatten sie leider beträchtlich erschüttert, doch sie verließ sich auf den Glauben ihres Bruders wie auf Schild und Rüstung. Wenn er verschwunden war ...

»Oh, mein Gottvertrauen ist grenzenlos«, beruhigte er sie und lächelte. »Mein Vertrauen in dich? Sehr viel weniger.« Er nahm seinen Hut ab und hängte ihn an den Nagel, den er in den Zeltpfosten geschlagen hatte, dann bückte er sich, um sich zu vergewissern, dass der Eingang hinter ihm verschlossen und fest zugebunden war.

»Ich habe auf meinem Rückweg Wolfsgeheul gehört«, erklärte er. »Näher, als mir lieb war.« Er setzte sich hin und sah sie direkt an.

»Ian Murray?«, fragte er unverblümt.

»Woher hast du das gewusst?« Ihre Hände zitterten, und sie wischte sie gereizt an ihrer Schürze ab.

»Ich bin gerade seinem Hund begegnet.« Er betrachtete sie neugierig. »Was hat er denn zu dir gesagt?«

»Ich - Gar nichts.«

Denny zog ungläubig die Augenbraue hoch, und sie ergab sich.

»Nicht viel. Er hat gesagt, dass ich ihn liebe.«

»Tust du das denn?«, fragte Denny und klang nicht im Mindesten überrascht.

»Wie kann ich einen solchen Mann lieben?«

»Wenn es nicht so wäre, glaube ich nicht, dass du mich bitten würdest, für dich zu beten«, stellte er in aller Logik fest. »Sondern du würdest ihn einfach davonschicken. Ich bin wahrscheinlich nicht der Richtige, um die Frage nach dem ›Wie‹ zu beantworten - obwohl ich annehme, dass du sie ohnehin rhetorisch gemeint hast.«

Trotz ihrer Erregung lachte sie.

»Nein«, sagte sie und strich sich die Schürze auf den Knien glatt. »Ich meine sie *nicht* rhetorisch. Eher ... Nun, würdest du sagen, dass Hiob es rhetorisch gemeint hat, als er den Herrn gefragt hat, was Er sich dachte? So ähnlich

meine ich es auch.«

»Den Herrn in Frage zu stellen, ist eine knifflige Angelegenheit«, sagte ihr Bruder nachdenklich. »Man bekommt zwar Antworten, aber diese führen oft an merkwürdige Orte.« Wieder lächelte er sie an, doch sanft, und seine Augen waren von solchem Mitgefühl erfüllt, dass sie den Blick abwandte.

Sie knetete den Stoff ihrer Schürze und hörte das Grölen und die betrunkenen Gesänge, die jede Nacht im Lager erschollen. Am liebsten hätte sie gesagt, dass sie sich kaum einen merkwürdigeren Ort vorstellen konnte: zwei Quäker inmitten - und dazu Teil - einer Armee. Doch es war ja die Tatsache gewesen, dass *Denny* den Herrn in Frage gestellt hatte, die sie hierhergeführt hatte, und sie wollte nicht, dass er das Gefühl bekam, dass sie ihm deswegen Vorwürfe machte.

Stattdessen blickte sie auf und fragte ernst: »Hast du schon einmal jemanden geliebt, Denny?«

»Oh«, sagte er und betrachtete seine Hände, die auf seinen Knien lagen. Er lächelte noch, doch das Lächeln hatte sich verändert, sich irgendwie nach innen gekehrt, als sähe er etwas vor seinem inneren Auge. »Ja. Ich denke schon.«

»In England?«

Er nickte. »Ja. Aber ... es ging nicht.«

»Sie ... gehörte nicht zu den Freunden?«

»Nein«, sagte er leise. »Das tat sie nicht.«

Einerseits erleichterte sie das; sie hatte Angst gehabt, dass er sein Herz an eine Frau verloren hatte, die England nicht verlassen wollte, dass er sich jedoch verpflichtet gefühlt hatte, nach Amerika zurückzukehren - um ihrer willen. Doch für ihre eigenen Gefühle gegenüber Ian Murray verhiess es nichts Gutes.

»Tut mir leid, das mit dem Schmalz«, sagte sie übergangslos.

Er blinzelte.

»Schmalz?«

»Für irgendjemandes Hintern, hat Freund Ian gesagt. Der Hund hat es gefressen.«

»Der Hund hat ... Oh, der Hund hat das Schmalz gefressen.« Sein Mund zuckte, und er rieb sich langsam mit dem rechten Daumen über die Finger. »Das macht nichts. Ich habe welches gefunden.«

»Du hast Hunger«, wechselte sie das Thema und stand auf. »Wasch dir die Hände, dann setze ich den Kaffee auf.«

»Das wäre schön, danke, Rachel. Rachel ...« Er zögerte, doch er war kein Mann, der den Dingen aus dem Weg ging. »Freund Murray hat zu dir gesagt, dass du ihn liebst - aber nicht, dass er dich liebt? Das scheint - eine merkwürdige Art, es auszudrücken, nicht wahr?«

»Ja«, sagte sie in einem Ton, der besagte, dass ihr der Sinn nicht danach stand, über Ian Murrays merkwürdige Verhaltensweisen zu diskutieren. Sie hatte nicht vor, Denny

zu sagen, dass Ian Murray ihr seine Liebe nicht mit Worten bekannt hatte, weil er es nicht gebraucht hatte. Die Luft rings um sie herum schimmerte immer noch von der Hitze seines Bekenntnisses. Obwohl ...

»Vielleicht hat er es ja doch getan«, sagte sie langsam. »*Irgendetwas* hat er zu mir gesagt, doch es war kein Englisch, und ich habe es nicht verstanden. Weißt du, was »*mo crie-ga*« bedeuten könnte?«

Denny runzelte kurz die Stirn, die sich dann wieder glättete.

»Das ist die Highlanderzunge, die sie Gälisch nennen, glaube ich. Nein, ich weiß nicht, was es bedeutet - aber ich habe schon gehört, wie Freund Jamie es zu seiner Frau gesagt hat, unter Umständen, die keinen Zweifel daran gelassen haben, dass es ein Ausdruck tiefer ... Zuneigung ist.« Er hustete.

»Rachel - möchtest du, dass ich mit ihm spreche?«

Ihre Haut brannte, und ihr Gesicht fühlte sich an, als glühte es im Fieber, doch bei dieser Frage schien sich ein großer Eissplitter in ihr Herz zu bohren.

»Dass du mit ihm sprichst«, wiederholte sie und schluckte. »Und ... was sagst?« Sie hatte die Kaffeekanne und den Beutel mit den gerösteten Eicheln und Zichorien gefunden. Sie schüttete eine Handvoll der schwarzen Mixtur in ihren Mörser und machte sich daran, sie zu zerstampfen, als sei die Schale voller Schlangen.

Denny zuckte mit den Achseln und beobachtete sie

neugierig.

»Du wirst den Mörser noch zerbrechen«, merkte er an. »Nun, was ich sagen soll - das musst du mir schon sagen, Rachel.« Sein Blick ruhte gebannt auf ihr, doch es lag kein Humor mehr darin. »Ich werde ihm sagen, er soll sich von dir fernhalten und nie wieder ein Wort an dich richten, wenn du es wünschst. Oder wenn es dir lieber ist, kann ich ihm versichern, dass deine Zuneigung für ihn rein freundschaftlicher Natur ist und er auf weitere peinliche Bekenntnisse verzichten muss.«

Sie schüttete das Kaffeemehl in die Kanne und fügte dann Wasser aus der Feldflasche hinzu, die sie am Zeltpfosten hängen hatte.

»Sind das die einzigen Alternativen, die du siehst?«, fragte sie, um einen ruhigen Tonfall bemüht.

»Schwesterchen«, erwiderte er sehr sanft, »es ist nicht möglich, dass du einen solchen Mann heiratest und weiter den Freunden angehörst. Keine Zusammenkunft würde eine solche Vereinigung gutheißen. Das weißt du.« Er wartete einen Moment, dann fügte er hinzu: »Du hast mich gefragt, ob ich für dich beten kann.«

Sie antwortete nicht und sah ihn nicht an, sondern band den Zelteingang los und ging ins Freie, um die Kaffeekanne in die Glut zu stellen. Sie verweilte kurz, um das Feuer zu schüren und frisches Holz aufzulegen. Dicht am Boden leuchtete die Luft, erhellt vom Rauch und dem glühenden Dunst tausender kleiner Feuer. Doch über ihr breitete sich die Nacht schwarz und endlos aus, und das

Feuer der Sterne leuchtete kalt.

Als sie wieder ins Zelt ging, war er halb unter das Bett gekrochen und brummte.

»Was?«, wollte sie wissen, und er kam wieder zum Vorschein und brachte die kleine Kiste mit, die ihre Verpflegung enthielt - nur dass sie es nicht mehr tat. Es lagen nur noch ein paar frische Eicheln und ein von Mäusen angenagter Apfel darin.

»Was?«, wiederholte sie erschrocken. »Was ist mit dem Essen passiert?«

Denny war rot geworden; er war sichtlich wütend, und er rieb sich fest über die Lippen, bevor er antwortete.

»Irgendein missgeborener Sohn einer - des Belial ... hat das Zelt aufgeschlitzt und es gestohlen.«

Die Wut, die sie bei diesen Worten überkam, war ihr beinahe willkommen, weil sie ihr Ablenkung bot.

»Aber das - das -«

»Gewiss«, sagte Denny, der tief Luft holte, um sich wieder in den Griff zu bekommen, »hatte er Hunger. Arme Seele«, fügte er hinzu, und sein Mangel an aufrichtiger Nächstenliebe war nicht zu überhören.

»Wenn das so war, hätte er doch um etwas zu essen bitten können«, sagte sie aufgebracht. »Er ist ein gemeiner Dieb, sonst nichts.« Sie stampfte wütend mit dem Fuß auf. »Nun. Dann werde ich uns jetzt selbst etwas Essbares erbetteln. Pass auf den Kaffee auf.«

»Für mich brauchst du nicht zu gehen«, wandte er ein,

doch der Protest war nur halbherzig; sie wusste, dass er seit dem Morgen nichts mehr gegessen hatte und halb verhungert war, und das machte sie ihm mit einem vielsagenden Blick klar.

»Die Wölfe...«, sagte er, doch sie legte sich bereits den Umhang um und griff nach ihrer Haube.

»Ich nehme eine Fackel mit«, beruhigte sie ihn. »Und den Wolf, der mir in dieser Stimmung in die Quere kommt, kann ich nur bedauern, das versichere ich dir!« Sie ergriff ihre Vorratstasche und ging schnell hinaus, bevor er sie fragen konnte, wohin sie gehen wollte.

SIE HÄTTE EIN DUTZEND ZELTE IN IHRER NÄHE AUFSUCHEN KÖNNEN. VERWUNDERUNG und Argwohn bezüglich der Hunters waren seit Dennys Abenteuern als Deserteur verfliegen, und Rachel verstand sich bestens mit einigen der Milizionärsfrauen, die ihre Lagerplätze neben ihnen hatten.

Sie hätte sich einreden können, dass sie diese tüchtigen Frauen so spät nicht mehr stören wollte. Oder dass sie gern die jüngsten Neuigkeiten über die Kapitulation erfahren wollte - Freund Jamie war bei den Verhandlungen stets zugegen und erzählte ihr, was er konnte. Oder dass sie gern Claire Frasers Rat in Bezug auf eine kleine, aber schmerzhaft Warze an ihrem großen Zeh hören wollte und dies praktischerweise auch gleich mit der Bitte um etwas Essbares verbinden konnte.

Doch sie war eine aufrichtige Frau, und so redete sie sich nichts dergleichen ein. Sie schritt auf das Lager der Frasers zu wie von einem Magneten angezogen, und der Name dieses Magneten war Ian Murray. Das sah sie eindeutig ein, fand ihr eigenes Verhalten verrückt - und konnte genauso wenig etwas anderes tun, wie sie ihre Augenfarbe ändern konnte.

Was sie zu tun, zu sagen oder auch nur zu denken vorhatte, *wenn* sie ihn sah, konnte sie sich nicht vorstellen. Doch sie ging unbeirrt weiter, gleichmäßigen Schrittes, als sei sie auf dem Weg zum Markt, der Schein ihrer Fackel ein Leuchtfeuer auf dem festgetretenen Erdweg - gefolgt von ihrem Schatten, der sich lang und fremd auf das helle Segeltuch der Zelte legte, an denen sie vorüberging.

STÖRENFRIED

Ich kümmerte mich gerade um das Feuer, als ich langsame Schritte näher kommen hörte. Während ich mich umdrehte, sah ich, wie sich ein gewaltiger Umriss vor den Mond schob und rasch auf mich zukam. Ich versuchte noch davonzulaufen, doch ich konnte meine Beine nicht dazu bewegen, mir zu gehorchen. Wie in den besten Albträumen versuchte ich zu schreien, doch jeder Laut blieb mir in der Kehle stecken. Ich würgte, und er kam als leises, ersticktes *liep!* heraus.

Der monströse Umriss - menschenähnlich, aber kopflos und gebückt - kam grunzend vor mir zum Stehen; etwas rauschte zu Boden, um dann mit einem dumpfen Aufprall zu landen, der mir die kalte Luft unter die Röcke fahren ließ.

»Ich habe dir ein Geschenk mitgebracht, Sassenach«, sagte Jamie und wischte sich grinsend den Schweiß vom Kinn.

»Ein ... Geschenk«, sagte ich schwach und richtete den Blick auf den gewaltigen Berg aus ... was? ..., den er zu meinen Füßen fallen gelassen hatte. Dann stieg mir der Geruch in die Nase.

»Ein Büffelfell!«, rief ich aus. »Oh, Jamie! Ein echtes Büffelfell?«

Daran gab es keinen Zweifel. Das Fell war - Gott sei Dank - nicht frisch, doch der Geruch seines Vorbesitzers

war trotz der Kälte noch wahrnehmbar. Ich sank auf die Knie und fuhr mit den Händen darüber. Das Fell war gut gegerbt, weich und relativ sauber, die Wolle zwar grob, aber frei von Schmutz, Kletten, Dungklümpchen und anderen Dingen, die lebenden Büffeln nun einmal anhafteten. Es war riesig. Und warm. Herrlich warm.

Ich vergrub meine kalten Hände in seinen Tiefen, in denen noch Jamies Körperwärme hing.

»Oh«, hauchte ich. »Du hast es gewonnen?«

»Ja«, sagte er stolz. »Von einem der britischen Offiziere. Kein schlechter Kartenspieler«, fügte er fairerweise hinzu, »aber er hatte nichts als Pech.«

»Du hast mit britischen Offizieren gespielt?« Ich warf beklommen einen Blick in Richtung des britischen Lagers, auch wenn es von hier aus nicht zu sehen war.

»Nur mit einem. Einem gewissen Hauptmann Mansel. Er hat Burgoynes jüngste Antwort überbracht und war dann gezwungen zu warten, während Granny sie durchkaut. Er kann von Glück sagen, wenn er nicht bis aufs Hemd ausgezogen wird, bevor er zurückgeht«, fügte er gleichgültig hinzu. »Ich habe noch nie jemanden gesehen, der so viel Pech beim Kartenspiel hat.«

Ich beachtete ihn nicht, so sehr war ich in die Betrachtung des Fells vertieft. »Das ist herrlich, Jamie! Und wie groß es ist!«

Das war es. Das Fell war gute zwei Meter vierzig lang und so breit, dass zwei Menschen geborgen in seiner

Wärme liegen konnten - wenn sie nichts dagegen hatten, eng aneinandergeschmiegt zu schlafen. Die Vorstellung, gemütlich in diese kuschelige Zuflucht zu kriechen, nachdem ich so viele Nächte lang unter fadenscheinigen Decken gefroren hatte ...

Jamies Gedanken schienen eine ähnliche Richtung eingeschlagen zu haben.

»Groß genug für uns beide«, sagte er und fasste mir ganz sacht an die Brust.

»Ach, wirklich?«

Er beugte sich dichter zu mir hinüber, und durch den Wildgeruch des Büffelfells stieg mir sein eigener Geruch in die Nase - trockenes Laub und das bittere Aroma des Eichelkaffees, der mit süßem Brandy versetzt war, Kopfnoten zum kräftigen Männergeruch seiner Haut.

»Ich könnte dich in einem abgedunkelten Raum unter einem Dutzend Männern ausmachen«, sagte ich. Ich schloss die Augen und atmete genüsslich ein.

»Das kann ich mir vorstellen; ich habe seit einer Woche nicht mehr gebadet.« Er legte mir die Hände auf die Schultern und senkte den Kopf, bis er mich mit der Stirn berührte.

»Ich würde dir gern den Kragen deines Hemdes öffnen«, flüsterte er, »und an deinen Brüsten saugen, bis du dich wie eine Krabbe zusammenkrümmst und mir die Knie in die Hoden drückst. Dich dann nehmen, schnell und hart, und mit dem Kopf auf deinen nackten Brüsten einschlafen.

Wirklich«, fügte er hinzu und richtete sich auf.

»Oh«, sagte ich. »Was für eine gute Idee.«

**ZWAR BEFÜRWORTETE ICH DIE
VORGESCHLAGENE PROGRAMMABFOLGE**

außerordentlich, doch ich konnte sehen, dass Jamie der Nahrung bedurfte, bevor er sich auf weitere Anstrengungen einließ; ich konnte seinen Magen aus einem Meter Entfernung knurren hören.

»Kartenspielen ist wohl wirklich kräftezehrend, wie?«, merkte ich an, während ich zusah, wie er drei Äpfel mit sechs Bissen vernichtete.

»Aye, das ist es«, murmelte er. »Haben wir Brot?«

»Nein, aber Bier.«

Als hätte ihn dieses Wort herbeigerufen, tauchte Ian aus dem Zwielflicht auf.

»Bier?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Brot?«, sagten Jamie und ich gleichzeitig und schnüffelten wie die Hunde. Aus Ians Kleidern stieg ein halb verbrannter Hefegeruch auf, der von zwei kleinen Brotlaiben in seinen Taschen stammte.

»Woher hast du das, Ian?«, fragte ich und reichte ihm eine Feldflasche mit Bier.

Er trank in tiefen Zügen, dann ließ er die Feldflasche sinken und starrte mich einen Moment lang ausdruckslos an.

»Äh?«, sagte er vage.

»Fehlt dir irgendetwas, Ian?« Ich sah ihn besorgt an, doch er blinzelte, und dann kehrte das Denkvermögen vorübergehend in sein Gehirn zurück.

»Nein, Tante Claire, es ist alles gut. Ich will nur ... äh ... Oh, danke für das Bier.« Er reichte mir die leere Feldflasche zurück, lächelte mich an, als sei ich eine Fremde, und wanderte in die Dunkelheit davon.

»Hast du das gesehen?« Als ich mich umdrehte, tupfte sich Jamie gerade mit dem angefeuchteten Finger die Brotkrümel vom Schoß.

»Nein, was denn? Hier, Sassenach.« Er reichte mir den zweiten Brotlaib.

»Dass sich Ian benommen hat, als hätte er den Verstand verloren. Hier, nimm dir die Hälfte, du hast es nötiger.«

Er widersprach mir nicht.

»Er hat aber nicht geblutet oder gewankt, oder? Nun, dann vermute ich wohl, dass er sich in irgendein armes Mädchen verliebt hat.«

»Oh? Nun, zu den Symptomen würde es passen. Aber ...« Ich knabberte langsam an meinem Brot, um länger etwas davon zu haben; es war knusprig und kam eindeutig frisch aus dem Feuer. Natürlich hatte ich schon öfter verliebte junge Männer gesehen, und Ians Verhalten *passte* zu den Symptomen. Aber bei Ian hatte ich so etwas nicht mehr gesehen, seit ... »Wer mag es sein?«

»Weiß der Himmel. Ich hoffe nur, dass es keine der

Huren ist.« Jamie seufzte und rieb sich das Gesicht. »Obwohl das immerhin besser wäre als die Frau eines anderen.«

»Oh, aber er würde doch nicht -«, begann ich, doch dann sah ich seine ironische Miene. »Oh, er kann doch wohl nicht ...«

»Nein«, sagte Jamie. »Aber es hat nicht viel gefehlt - was nicht an der jungen Dame lag.«

»Wer denn?«

»Oberst Millers Frau.«

»Oje.« Abigail Miller war eine hübsche junge Blondine von etwa zwanzig, womit sie etwa zwanzig Jahre jünger war als ihr ziemlich untersetzter - und absolut humorloser - Ehemann. »*Wie viel* hat denn noch gefehlt?«

»Nicht viel«, sagte Jamie grimmig. »Sie hatte ihn schon an einen Baum gedrückt und hat sich an ihm gerieben wie eine rollige Katze. Obwohl ich vermute, dass ihr Mann ihren Possen inzwischen ein Ende gesetzt hat.«

»Er hat sie *gesehen*?«

»Aye. Wir waren beide zusammen unterwegs, kamen um einen Busch gebogen, und da waren sie. Es war zwar deutlich zu sehen, dass es nicht der Junge war, der angefangen hat - aber der hat auch keine allzu große Gegenwehr geleistet.«

Oberst Miller war zunächst erstarrt, dann hatte er sich in Bewegung gesetzt, seine erschrockene Frau am Arm gepackt, ihr Kreischen ignoriert und sie mit einem leisen,

an Jamie gewandten »Guten Tag, Sir«, zu seinem Quartier gezerzt.

»Himmel ... Wann ist denn das gewesen?«, wollte ich wissen.

Jamie blickte abschätzend zum Mond.

»Oh, vor etwa fünf oder sechs Stunden.«

»Und dann ist es ihm bereits gelungen, sich in eine *andere* zu verlieben?«

Er lächelte mich an.

»Hast du schon einmal von einem *Coup de Foudre* gehört, Sassenach? Ich brauchte dich schließlich auch nur einmal genau anzusehen.«

»Hmm«, sagte ich zufrieden.

MIT EINIGER ANSTRENGUNG HIEVTE ICH DAS SCHWERE BÜFFELFELL ÜBER DIE

auseinandergelegten Fichtenäste, die das Fundament unseres Bettes bildeten, breitete unsere beiden Decken darüber und faltete das Ganze dann zusammen wie eine Maultasche, sodass eine große, wetterfeste, gemütliche Höhle entstand, in die ich mich bibbernd hineingleiten ließ

Ich ließ den Zelteingang offen und sah zu, wie Jamie Kaffee trank und sich mit zwei Milizionären unterhielt, die zum Tratschen gekommen waren.

Während meine Füße zum ersten Mal seit einem Monat auftauten, versank ich in ungehemmter Seligkeit. Wie die

meisten Menschen, die gezwungen sind, im Herbst im Freien zu leben, schlief auch ich normalerweise in und auf allem, was ich besaß. Die Frauen, die die Armee begleiteten, zogen hin und wieder ihre Korsetts aus - wenn es nicht regnete, sah man sie manchmal frühmorgens wie große, übel riechende Vögel zum Lüften an den Zweigen hängen -, doch die meisten lockerten einfach nur die Schnüre und legten sich so hin. Solange man steht, ist ein Korsett gar nicht so unbequem, doch als Nachtwäsche lässt es doch einiges zu wünschen übrig.

Da ich heute Abend Aussicht auf eine warme, wetterfeste Zuflucht hatte, war ich so weit gegangen, mir nicht nur das Korsett auszuziehen - das ich mir zusammengerollt als Kissen unter den Kopf gelegt hatte -, sondern auch Rock, Mieder, Jacke und Halstuch. Als ich dann nur in Hemd und Strümpfen ins Bett kroch, fühlte ich mich grenzenlos verrückt.

Ich räkelte mich genüsslich und fuhr mir mit den Händen über den Körper, dann legte ich sie nachdenklich auf meine Brüste und rief mir Jamies Vorschläge noch einmal ins Gedächtnis.

In der Wärme des Büffelfells wurde ich allmählich wunderbar schläfrig. Ich glaubte nicht, dass es nötig war, mich krampfhaft wach zu halten; ich konnte spüren, dass Jamie nicht in der Stimmung war, aus ritterlicher Rücksicht auf meinen Schlaf darauf zu verzichten, mich zu wecken.

Hatte ihn der glückliche Erwerb des Büffelfells inspiriert?, fragte ich mich und ließ den Daumen verträumt um meine

Brustwarze kreisen. Oder hatte ihn sexuelle Verzweiflung dazu getrieben, um das Fell zu spielen? Dank seiner Handverletzung war es ... wie viele Tage her? Ich zählte gerade geistesabwesend im Kopf die Summe zusammen, als ich das leise Murmeln einer neuen Stimme am Feuer hörte und seufzte.

Ian. Nicht dass ich ihn nicht jederzeit gern sah, aber ... nun ja. Immerhin war er nicht genau in dem Moment aufgetaucht, als wir ...

Er saß mit gesenktem Kopf auf einem der Steine am Feuer. Er holte etwas aus seinem Sporrان und rieb es beim Reden nachdenklich zwischen den Fingern. Sein langes, freundliches Gesicht war sorgenvoll - strahlte aber zudem ein seltsames Leuchten aus.

Wie merkwürdig, dachte ich. Ich hatte diesen Blick schon einmal gesehen. Eine Art gebannter Konzentration auf etwas Wunderbares, ein großes Geheimnis, das ihm allein gehörte.

Es war tatsächlich ein Mädchen, dachte ich ebenso belustigt wie gerührt. Genauso hatte er Mary angesehen, die junge Prostituierte, die seine Erste gewesen war. Und Emily?

Nun, ja ... Ich glaubte es schon, obwohl damals seine Freude an ihr durch das Wissen um die bevorstehende Trennung von allen und allem überschattet wurde, die er liebte.

Cruimnich, hatte Jamie zu ihm gesagt und Ian zum

Abschied sein Plaid über die Schultern gelegt. *Erinnere dich.* Ich hatte damals gedacht, es würde mir das Herz brechen, ihn zurückzulassen - ich wusste, dass es Jamie auf jeden Fall so gegangen war.

Er trug dieses Plaid auch heute noch an die Schulter seines Jagdhemdes gesteckt.

»Rachel *Hunter*?«, sagte Jamie so laut, dass ich es hörte, und ich fuhr erschrocken hoch.

»Rachel *Hunter*?«, wiederholte ich. »Du hast dich in Rachel verliebt?«

Bei meinem plötzlichen Auftauchen sah mich Ian verblüfft an.

»Oh, da bist du ja, Tante Claire. Ich hatte mich schon gefragt, wo du bist«, sagte er dann gelassen.

»Rachel Hunter«, sagte ich, weil ich nicht vorhatte zu dulden, dass er der Frage auswich.

»Nun ... aye. Zumindest will ich ... Nun, aye. Das habe ich.« Dieses Eingeständnis ließ ihm das Blut in die Wangen steigen; ich konnte es im Schein des Feuers sehen.

»Der Junge fragt, ob wir vielleicht mit Denzell sprechen würden, Sassenach«, erklärte Jamie. Er sah belustigt, aber auch ein wenig besorgt aus.

»Mit ihm sprechen? Warum denn?«

Ian blickte auf und sah uns nacheinander an. »Es ist nur ... Es wird Denny Hunter nicht gefallen. Aber er verehrt Tante Claire, und dich respektiert er natürlich, Onkel

Jamie.«

»Warum sollte es ihm denn nicht gefallen?«, fragte ich. Ich war inzwischen wieder aus dem Fell gekrochen und hatte mir das Schultertuch umgelegt, bevor ich mich neben ihn auf einen Felsen setzte. Die Gedanken rasten mir durch den Kopf. Ich hatte Rachel Hunter sehr gern. Und ich war *sehr* froh - von meiner Erleichterung ganz zu schweigen -, dass Ian endlich die Richtige gefunden hatte. Aber -

Ian sah mich an.

»Dir ist doch gewiss schon aufgefallen, dass sie Quäker sind, Tante Claire?«

»Ja, das ist es«, sagte ich und erwiderte seinen Blick.
»Aber -«

»Und ich bin keiner.«

»Ja, das war mir ebenfalls aufgefallen. Aber -«

»Sie wird aus der Zusammenkunft verstoßen, wenn sie mich heiratet. Wahrscheinlich sogar beide. Sie sind schon einmal verstoßen worden, weil sich Denny der Armee anschließen wollte, und das war sehr hart für sie.«

»Oh«, sagte Jamie, der sich gerade ein Stück Brot abriss, und hielt inne. »Aye, das könnte schon sein.« Er schob sich das Brot in den Mund und kaute nachdenklich darauf herum.

»Glaubst du, sie liebt dich, Ian?«, fragte ich so vorsichtig wie möglich.

Ians Gesicht war eine wahre Studie, hin und her gerissen

zwischen Sorge, Alarmiertheit und diesem inneren Leuchten, das in unregelmäßigen Abständen aus den Wolken der Bestürzung hervorbrach.

»Ich - Nun, ich glaube schon. Ich hoffe es.«

»Du hast sie nicht *gefragt*?«

»Ich ... Nicht ausdrücklich. Ich meine ... Eigentlich haben wir nicht *geredet*, aye?«

Jamie schluckte sein Brot herunter und hustete.

»Ilan«, sagte er. »Sag mir, dass du nicht mit Rachel Hunter geschlafen hast.«

Ilan warf ihm einen beleidigten Blick zu. Jamie wiederum starrte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. Ilan senkte den Blick auf den Gegenstand in seinen Händen, den er wie ein Teigbällchen zwischen den Handflächen hin und her rollte.

»Nein«, murmelte er. »Aber ich wünschte, ich hätte es getan.«

»Was?«

»Nun ... Wenn ich es getan hätte, müsste sie mich doch heiraten, oder? Ich wünschte, ich wäre darauf gekommen - aber nein, ich konnte es nicht; sie hat gesagt, ich soll aufhören, und das habe ich getan.« Er schluckte krampfhaft.

»Das war sehr zuvorkommend von dir«, murmelte ich, obwohl ich ihn in der Tat verstand. »Und sehr klug von ihr.«

Er seufzte. »Was soll ich nur tun, Onkel Jamie?«

»Ich vermute, du könntest nicht einfach Quäker werden?«, fragte ich zögernd.

Ian und Jamie sahen mich gleichzeitig an. Sie hatten nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander, doch der Ausdruck ironischer Belustigung in ihren Gesichtern war derselbe.

»Ich weiß ja nicht sehr viel über mich selbst, Tante Claire«, sagte Ian mit dem Hauch eines schmerz erfüllten Lächelns, »aber ich glaube nicht, dass ich zum Quäker geboren bin.«

»Und ich nehme an, du könntest nicht - nein, natürlich nicht.« Der Gedanke zu konvertieren, obwohl es ihm nicht ernst war, war ihm offensichtlich gar nicht in den Sinn gekommen.

Plötzlich begriff ich, dass Ian besser als jeder andere verstehen würde, welchen Preis Rachel zahlen würde, wenn sie durch ihre Liebe zu ihm von ihren Verwandten und Freunden getrennt wurde. Kein Wunder, dass der Gedanke, ihr so etwas abzuverlangen, ihn zögern ließ.

Natürlich vorausgesetzt, rief ich mir ins Gedächtnis, dass sie ihn überhaupt liebte. Am besten unterhielt ich mich erst einmal mit Rachel.

Ian drehte nach wie vor etwas in den Händen hin und her. Als ich genauer darauf achtete, sah ich, dass es ein kleiner, dunkler, ledrig aussehender Gegenstand war. Es war doch wohl nicht -

»Das ist doch nicht Neil Forbes' Ohr, oder?«, entfuhr es

mir.

»Mr. Fraser?«

Die Stimme ließ mich hochfahren, und meine Nackenhaare prickelten. Verdammt, doch nicht schon wieder *er*? Doch, es war der Kontinentalssoldat, der mir in die Suppe gespuckt hatte. Er trat langsam in die Runde, und seine tief liegenden Augen waren nur auf Jamie gerichtet.

»Ich bin James Fraser, aye«, sagte Jamie, der seine Tasse hinstellte und gastfreundlich auf einen freien Felsbrocken zeigte. »Möchtet Ihr einen Becher Kaffee, Sir? Oder das, was hier als Kaffee durchgeht?«

Der Mann schüttelte wortlos den Kopf. Er musterte Jamie abschätzend wie ein Mann, der ein Pferd kaufen will, dessen Charakter er nicht kennt.

»Vielleicht hättet Ihr ja lieber einen Becher warme Spucke?«, fragte Ian in unfreundlichem Ton. Jamie sah ihn verblüfft an.

»*Seo mac na muice a thàinig na bu thràithe gad shiubhal*«, fügte Ian hinzu, ohne den Blick von dem Fremden abzuwenden. »*Chan eil e ag iarraidh math dhut idir.*« Das ist der missgeborene Sohn eines Schweins, der schon einmal nach dir gefragt hat. Er will dir nichts Gutes, Onkel Jamie.

»*Tapadh leat, Iain. Cha robh fios air a bhith agam*«, antwortete Jamie in angenehm entspanntem Tonfall ebenfalls auf Gälisch. Danke, Ian, darauf wäre ich nie

gekommen.

»Wollt Ihr etwas von mir, Sir?«, fragte er höflich auf Englisch.

»Ich würde gern mit Euch sprechen, ja. Unter vier Augen«, fügte der Mann hinzu und warf Ian einen Blick zu, der ihm bedeutete zu gehen. Ich zählte anscheinend nicht.

»Das ist mein Neffe«, sagte Jamie immer noch höflich, aber argwöhnisch. »Ihr könnt vor ihm sprechen.«

»Ich fürchte, dass Ihr das nicht mehr denken werdet, Mr. Fraser, wenn Ihr hört, was ich zu sagen habe. Und so etwas lässt sich später nicht mehr zurücknehmen. Lasst uns allein, junger Mann«, sagte er, ohne Ian auch nur anzusehen. »Oder Ihr werdet es beide bedauern.«

Jamie und Ian erstarrten sichtlich. Dann gerieten sie fast im selben Moment in Bewegung, verlagerten kaum merklich das Gewicht, zogen die Beine an, richteten sich auf. Jamie sah den Mann einen Moment nachdenklich an, dann nickte er Ian sacht zu. Ian erhob sich ohne ein Wort und verschwand in der Dunkelheit.

Der Mann blieb wartend stehen, bis Ians Schritte verhallt waren und sich die Nacht schweigend über unser kleines Feuer legte. Dann umrundete er das Feuer und setzte sich langsam gegenüber von Jamie hin, ohne diesen enervierenden, abschätzenden Blick abzulegen. Nun, zumindest enervierte er *mich*; Jamie griff einfach nur nach seinem Becher und leerte ihn so seelenruhig, als säße er zu Hause am Küchentisch.

»Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt, Sir, sagt es. Es ist spät, und ich will ins Bett.«

»Noch dazu ein Bett mit Eurer liebebreizenden Frau darin. Glückspilz.« Allmählich wurde mir dieser Mann extrem unsympathisch. Jamie ignorierte sowohl die Bemerkung als auch ihren spottenden Tonfall und beugte sich vor, um sich den restlichen Kaffee in den Becher zu schütten. Ich konnte den bitteren Duft noch durch den Geruch riechen, den das Büffelfell auf meinem Hemd hinterlassen hatte.

»Könnt Ihr Euch an den Namen Willie Coulter erinnern?«, fragte der Mann.

»Ich bin schon mehreren Männern dieses Namens begegnet«, erwiderte Jamie. »Meistens in Schottland.«

»Aye, es war in Schottland. Am Tag vor dem großen Gemetzel von Culloden. Aber da habt Ihr ja Euer eigenes kleines Gemetzel veranstaltet, nicht wahr?«

Ich hatte mein Hirn nach einem Hinweis auf Willie Coulter durchforstet. Die Erwähnung von Culloden traf mich wie ein Fausthieb in den Magen.

Jamie hatte an diesem Tag nicht umhingekonnt, seinen Onkel Dougal umzubringen. Und außer mir hatte es einen einzigen weiteren Zeugen gegeben: einen Mann aus dem MacKenzie-Clan namens Willie Coulter. Ich hatte gedacht, er wäre längst gestorben, entweder in Culloden oder im Lauf der folgenden Wirren -, und ich war mir sicher, dass Jamie das ebenfalls gedacht hatte.

Unser Besucher lehnte sich ein wenig zurück und lächelte

sardonisch.

»Ich war einmal Aufseher auf einer großen Zuckerplantage auf der Insel Jamaica. Wir hatten ein Dutzend schwarze Sklaven aus Afrika, aber Schwarze von anständiger Qualität werden immer teurer. Also hat mich der Besitzer eines Tages mit einer Geldbörse voll Silber zum Markt geschickt, um mir eine Schiffsladung neuer Leibeigener anzusehen - die meisten davon deportierte Verbrecher. Aus Schottland.«

Und unter den zwei Dutzend Männern, die der Aufseher aus den zerlumpten, abgemagerten, verlausten Reihen gezogen hatte, war auch Willie Coulter. Nach der Schlacht gefangen genommen, hastig vor Gericht gestellt und verurteilt und innerhalb eines Monats für ewig aus Schottland verbannt und auf ein Schiff geladen, das die Westindischen Inseln ansteuerte.

Ich konnte Jamies Gesicht von der Seite erkennen und sah an seinem Kinn einen Muskel zucken. Die meisten seiner Männer aus Ardsmuir waren auf ähnliche Weise deportiert worden; allein die Tatsache, dass er John Greys Interesse geweckt hatte, hatte ihn selbst vor diesem Schicksal bewahrt, und er dachte nach all den Jahren noch mit gemischten Gefühlen an diese Tatsache zurück. Doch er nickte nur, vage neugierig, so als lauschte er der Erzählung eines Reisenden in einem Wirtshaus.

»Sie sind alle innerhalb von zwei Wochen gestorben«, sagte der Fremde und verzerrte den Mund. »Genau wie die Schwarzen. Die Mistkerle hatten irgendeine Seuche vom

Schiff mitgebracht. Hat mich meinen Posten gekostet. Aber etwas Wertvolles konnte ich doch von dort mitnehmen. Willie Coulters letzte Worte.«

JAMIE HATTE SICH EIGENTLICH KAUM BEWEGT, SEIT SICH MR. X HINGESETZT hatte, doch ich konnte spüren, wie ihn die Anspannung durchströmte. Er erinnerte mich an einen Bogen mit eingelegtem Pfeil.

»Was ist es, das Ihr von mir wollt?«, fragte er ruhig und beugte sich vor, um den in Lumpen gewickelten Blechbecher mit dem Kaffee zu ergreifen.

»Mpfm.« Der Mann stieß einen zufriedenen Kehllaut aus und lehnte sich kopfnickend ein wenig zurück.

»Ich wusste doch gleich, dass Ihr vernünftig seid. Ich bin ein bescheidener Mann, Sir - sagen wir hundert Dollar? Um mir Euren guten Willen zu beweisen«, fügte er hinzu und zeigte beim Lächeln seine schiefen, vom Tabaksaft verfärbten Zähne. »Und damit Ihr Euch die Mühe spart zu protestieren, sage ich einfach nur, dass ich weiß, dass Ihr das Geld in der Tasche habt. Ich habe heute Nachmittag zufällig mit dem Herrn gesprochen, von dem Ihr es gewonnen habt, aye?«

Ich blinzelte; anscheinend hatte Jamie eine außerordentliche Glückssträhne gehabt. Zumindest beim Kartenspiel.

»Um Euch meinen guten Willen zu beweisen«, wiederholte Jamie. Er richtete den Blick erst auf den

Becher in seiner Hand, dann auf das grinsende Gesicht des Lowlanders, beschloss aber anscheinend, dass der Abstand für einen Wurf mit dem Kaffee zu groß war. »Und dann ...?«

»Ah, nun. Das können wir später besprechen. Wie ich höre, seid Ihr ein vermögender Mann, Oberst Fraser.«

»Und Ihr habt vor, mich wie ein Blutegel auszusaugen, nicht wahr?«

»Nun, der eine oder andere Blutegel ist doch ganz gesund, Oberst. Hält die Körpersäfte im Einklang.« Er warf mir einen anzüglichen Blick zu. »Ich bin mir sicher, dass Eure Gemahlin darüber genau Bescheid weiß.«

»Und was genau willst du *damit* sagen, du schleimiger kleiner Wurm?«, sagte ich und stand auf. Jamie mochte sich ja dagegen entschieden haben, ihn mit einem Becher Kaffee zu bewerfen, doch ich war gern bereit, es mit der Kanne zu versuchen.

»Manieren, Frau«, sagte er und warf mir einen tadelnden Blick zu, bevor er sich wieder Jamie zuwandte. »Züchtigt Ihr sie denn nicht, Mann?«

Ich konnte sehen, wie sich die Anspannung in Jamies Körper kaum merklich veränderte; der Pfeil wurde jetzt zurückgezogen.

»Hör nicht -«, begann ich, an Jamie gewandt, doch ich kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Ich sah, wie sich Jamies Miene veränderte, sah, wie er mit einem Satz auf den Mann zusprang - und als ich herumfuhr, sah ich, wie lan

hinter dem Erpresser aus der Dunkelheit auftauchte und ihm den sehnigen Arm um die Kehle legte.

Das Messer sah ich gar nicht. Das brauchte ich auch nicht; ich sah Ians Gesicht, so konzentriert, dass es beinahe ausdruckslos war - und ich sah das Gesicht des ehemaligen Aufsehers. Sein Mund stand offen, und das Weiße seiner Augen blitzte auf, während er vergeblich versuchte, sich Ian zu entwinden.

Dann ließ Ian los, und Jamie fing den Mann auf, als er zu fallen begann, weil sein Körper plötzlich erschütternd schlaff geworden war.

»Lieber Gott!«

Der Ausruf erscholl direkt hinter mir, und wieder fuhr ich herum, diesmal, um mich Oberst Martin und zwei seiner Adjutanten gegenüberzusehen, denen die Mäuler genauso offen standen wie gerade noch Mr. X.

Jamie blickte erschrocken zu ihnen auf. Beim nächsten Atemzug drehte er sich um und sagte leise: »*Ruith.*« *Lauf.*

»Halt! Mord!«, rief einer der Adjutanten und sprang vor. »Stehen bleiben, Schurke!«

Ian hatte keine Zeit verloren, bevor er Jamies Rat folgte; ich konnte ihn auf den Waldrand zurennen sehen, doch die Lagerfeuer warfen genug Licht auf den Flüchtenden, und die Schreie Martins und seiner Adjutanten versetzten alles in Hörweite in Aufruhr; die Leute sprangen von ihren Feuern auf und blinzelten in die Dunkelheit, während sie fragende Rufe ausstießen. Jamie ließ den toten Aufseher neben das

Feuer fallen und lief Ian nach.

Der jüngere der beiden Adjutanten schoss an mir vorbei und rannte, was das Zeug hielt. Oberst Martin hastete ihm nach, und es gelang mir, ihm ein Bein zu stellen. Er segelte mit ausgestreckten Armen durch das Feuer, sodass Funken und Asche in den Nachthimmel stoben.

Während ich es dem zweiten Adjutanten überließ, die Flammen auszutreten, raffte ich mein Hemd und rannte, so schnell ich konnte, in die Richtung, die Ian und Jamie eingeschlagen hatten.

Das Feldlager sah aus wie eine Szene aus Dantes *Inferno*. Schwarze Gestalten schrien im Feuerschein und schubsten einander im Rauch und Gedränge umher, während aus allen Richtungen die »Mord! Mord!«-Rufe erschollen, weil immer mehr Leute sie weitertrugen.

Ich hatte Seitenstiche, rannte aber trotzdem weiter, stolperte über Steine, Mulden und zertrampelte Erde. Lautere Rufe von links - ich hielt keuchend inne und fasste mir an die Seite. Dabei sah ich Jamie, der sich einigen Verfolgern entwand. Er schien die Verfolger von Ian ablenken zu wollen - was bedeutete ... Ich drehte mich um und rannte in die andere Richtung.

Tatsächlich erblickte ich Ian, der vernünftigerweise aufgehört hatte zu rennen, sobald er Jamie losstürzen sah, und jetzt im Eiltempo auf den Wald zumarschierte.

»Mörder!«, kreischte eine Stimme hinter mir. Es war Martin, verdammt, ein wenig angesengt, aber ansonsten

unbeeinträchtigt. »Stehen bleiben, Murray! Stehen bleiben, sage ich!«

Beim Klang seines Namens begann Ian wieder zu laufen und wich im Zickzack einem Lagerfeuer aus. Als er davor entlanglief, sah ich den Schatten, der ihm folgte - Rollo war bei ihm.

Oberst Martin stand jetzt neben mir, und ich sah mit Schrecken, dass er seine Pistole in der Hand hatte.

»Ha ...«, begann ich, doch bevor das Wort heraus war, stieß ich der Länge nach mit jemandem zusammen, und wir fielen zu Boden.

Es war Rachel Hunter, die Mund und Augen weit aufgerissen hatte. Sie rappelte sich auf und rannte auf Ian zu, der bei ihrem Anblick erstarrt war. Oberst Martin spannte den Hahn seiner Pistole und zielte auf Ian, und in der nächsten Sekunde kam Rollo angesprungen und packte den Arm des Obersts mit dem Maul.

Das Durcheinander nahm zu. Zwei oder drei Pistolenschüsse knallten, und Rollo ging jaulend zu Boden. Während er sich dort wand, fuhr Oberst Martin fluchend zurück und hielt sich das verletzte Handgelenk. Jamie holte aus und boxte ihn in den Bauch. Ian eilte bereits auf Rollo zu; Jamie packte den Hund an zwei Beinen, und gemeinsam flüchteten sie sich in die Dunkelheit, gefolgt von Rachel und mir.

Wir schafften es keuchend bis zum Waldrand, und ich fiel sofort neben Rollo auf die Knie, um seinen Zottelpelz nach

der Verletzung abzutasten.

»Er ist nicht tot«, keuchte ich. »Schulter...bruch.«

»O Gott«, schnaufte Ian, und ich spürte, wie er den Kopf wandte, um in die Richtung zu blicken, aus der die Verfolger unweigerlich kommen mussten. »O Jesus.« Ich hörte Tränen in seiner Stimme, und er griff nach dem Messer an seinem Gürtel.

»Was *machst* du denn?!«, rief ich aus. »Er kann doch geheilt werden!«

»Sie werden ihn umbringen«, sagte er wild. »Wenn ich nicht hier bin, um sie aufzuhalten, bringen sie ihn um! Besser, wenn ich es tue.«

»Ich ...« begann Jamie, doch Rachel Hunter kam ihm zuvor. Sie fiel auf die Knie und packte Rollo im Nacken.

»Ich passe für dich auf den Hund auf«, sagte sie atemlos, aber entschlossen. »Lauf!«

Er warf erst ihr einen verzweifelten Blick zu, dann Rollo. Und dann lief er los.

KAPITULATIONSBEDINGUNGEN

Als am Morgen die Nachricht von General Gates kam, wusste Jamie, worum es gehen musste. Ian war entwischt, was nicht sonderlich überraschend war. Er würde irgendwo im Wald sein oder vielleicht in einem Indianerlager; so oder so würde ihn niemand finden, solange er nicht gefunden werden wollte.

Und der Junge hatte recht gehabt; sie *hatten* den Hund umbringen wollen, allen voran Oberst Martin, und weil Jamies ganze Überzeugungskraft nicht ausreichte, hatte sich das Quäkermädchen persönlich auf den haarigen Hundekörper werfen und erklären müssen, zuerst müsste man sie umbringen.

Das hatte Martins Eifer zwar ein wenig gedämpft, doch der Großteil der Menge war dafür gewesen, sie fortzuschleifen und den Hund zu erledigen. Jamie hatte sich schon zum Eingreifen bereitgehalten - doch dann war Rachels Bruder wie ein Racheengel aus der Dunkelheit gekommen. Denny hatte sich vor ihr aufgebaut und die Menge als elende Feiglinge und unmenschliche Bestien beschimpft, die danach trachteten, sich an einem unschuldigen Tier zu rächen, ganz zu schweigen von der verdamnten Ungerechtigkeit - ja, er hatte tatsächlich »verdamnt« gesagt, und zwar mit Nachdruck, und bei der Erinnerung daran musste Jamie trotz des bevorstehenden Verhörs lächeln -, einen jungen Mann nur aus Argwohn ins

Exil und ins Verderben zu treiben. Außerdem: Konnten sie denn in sich nirgendwo den leisesten Funken des göttlichen Mitgefühls finden, das Gottes Gabe an jeden Menschen war ...?

Seine Ankunft vor Gates' Hauptquartier riss ihn aus diesen amüsanten Erinnerungen, und er richtete sich auf und setzte die grimmige Miene auf, die zu den widrigen Umständen passte.

Gates sah so aus, als hätte er selbst ähnliche Umstände hinter sich - was zugegebenermaßen auch zutraf. Sein ausdrucksschwaches, rundes Gesicht sah ohnehin schon so aus, als hätte es keine Knochen, doch jetzt gab es nach wie ein weich gekochtes Ei, und die kleinen Augen hinter dem Drahtgestell seiner Brille waren groß und blutunterlaufen, als sie sich jetzt auf Jamie richteten.

»Setzt Euch, Oberst«, sagte Gates und schob ihm ein Glas und einen Dekanter entgegen.

Jamie war völlig verdattert. Er hatte schon genug Verhöre mit ranghohen Offizieren erlebt, um zu wissen, dass sie üblicherweise nicht mit einem Glas unter Freunden begannen. Doch er nahm das Angebot gerne an und nippte vorsichtig an seinem Glas.

Gates leerte das seine sehr viel weniger vorsichtig, stellte es hin und seufzte tief auf.

»Ich muss Euch um einen Gefallen bitten, Oberst.«

»Mit Freuden, Sir«, erwiderte er mit noch größerer Vorsicht. Was konnte der fette Kerl nur von ihm wollen?

Wenn es um Ians Aufenthaltsort oder eine Erklärung für den Mord ging, konnte er darauf pfeifen, und das musste er auch wissen. Wenn nicht ...

»Die Kapitulationsverhandlungen stehen kurz vor dem Abschluss.« Gates blickte trostlos zu einem dicken Stapel handgeschriebener Papiere hinüber, möglicherweise Entwürfe des Vertrages.

»Burgoynes Männer sollen mit allen militärischen Ehren aus dem Lager marschieren und am Ufer des Hudson auf Befehl ihrer eigenen Offiziere die Waffen niederlegen. Alle Offiziere behalten ihre Schwerter und ihre Ausrüstung, die Soldaten ihre Rucksäcke. Die Armee soll nach Boston marschieren, wo man sie ordentlich unterbringen und verpflegen wird, bevor man sie nach England verschifft. Unsere einzige Bedingung ist, dass sie in diesem Krieg nicht mehr in Nordamerika zum Einsatz kommen dürfen. Großzügige Bedingungen, meint Ihr nicht auch, Oberst?«

»In der Tat sehr großzügig, Sir.« Überraschend großzügig. Was hatte einen General, der unleugbar die Oberhand hatte, zu der Großzügigkeit bewogen, die Gates hier an den Tag legte?

Gates lächelte säuerlich.

»Wie ich sehe, seid Ihr überrascht, Oberst. Vielleicht wird sich das ändern, wenn ich Euch sage, dass Sir Henry Clinton auf dem Vormarsch nach Norden ist.« Und Gates hatte es eilig, die Kapitulation zum Abschluss zu bringen und Burgoyne loszuwerden, um sich rechtzeitig auf einen Angriff von Süden her vorzubereiten.

»Aye, Sir, ich verstehe.«

»Nun ja.« Gates schloss kurz die Augen und seufzte erneut. Er machte einen erschöpften Eindruck. »Burgoyne hat eine zusätzliche Bitte, bevor er diese Abmachungen akzeptiert.«

»Ja, Sir?«

Gates hatte die Augen wieder geöffnet und ließ sie langsam über ihn hinwegwandern.

»Man hat mir gesagt, Brigadegeneral Simon Fraser war Euer Vetter?«

»Ja.«

»Gut. Dann bin ich mir sicher, dass Ihr nichts dagegen haben werdet, Eurem Land einen kleinen Dienst zu erweisen.«

Einen kleinen Dienst, der etwas mit Simon zu tun hatte? Aber ...

»Er hat seinen Adjutanten gegenüber den Wunsch geäußert, sofort beerdigt zu werden, falls er in der Fremde sterben sollte - was sie ja auch getan haben; sie haben ihn im Inneren der Schanze begraben -, doch wenn es die Umstände erlaubten, wünschte er, nach Schottland gebracht zu werden, um dort in Frieden zu ruhen.«

»Ihr wollt, dass ich seine Leiche mit nach Schottland nehme?«, entfuhr es Jamie. Er hätte nicht erstaunter sein können, wenn Gates plötzlich aufgestanden wäre und auf dem Tisch getanzt hätte. Der General nickte, und seine Miene wurde noch freundlicher.

»Ihr begreift schnell, Oberst. Ja. Das ist Burgoynes letzte Bitte. Er sagt, der Brigadier war bei seinen Männern sehr beliebt, und das Bewusstsein, dass man ihm diesen letzten Wunsch erfüllen wird, wird ihnen helfen, sich mit dem Abmarsch abzufinden, da sie dann nicht das Gefühl haben werden, sein Grab sich selbst zu überlassen.«

Das Ganze klang durch und durch romantisch und sah Burgoyne absolut ähnlich, dachte Jamie. Der Mann stand in dem Ruf, zur Theatralik zu neigen. Und wahrscheinlich schätzte er die Gefühle der Männer, die unter Simon gedient hatten, ganz richtig ein - Simon war ein guter Mann gewesen.

Erst dann dämmerte es ihm, dass die letzte Konsequenz dieser Bitte ...

»Gibt es ... irgendwelche Vorkehrungen dafür, wie ich mit der Leiche nach Schottland gelange, Sir?«, fragte er vorsichtig. »Es gibt eine Seeblockade.«

»Man wird Euch - mit Eurer Frau und Euren Diensthofen, wenn Ihr möchtet - auf einem der Schiffe Seiner Majestät transportieren und Euch eine Summe für den Transport des Sarges zur Verfügung stellen, wenn Ihr in Schottland an Land geht. Habe ich Eure Zustimmung, Oberst Fraser?«

Er war so verblüfft, dass er selbst kaum mitbekam, was er antwortete, doch anscheinend reichte es aus, denn Gates lächelte müde und entließ ihn. Auf dem Rückweg zu seinem Zelt überschlugen sich seine Gedanken, und er fragte sich, ob er lan wohl als Dienstmädchen seiner Frau

verkleiden konnte, à la Charles Stuart.

DER 17. OKTOBER DÄMMERTE WIE DIE VORAUSGEANGENEN TAGE DUNKEL und neblig.

General Burgoyne kleidete sich in seinem Zelt mit besonderer Sorgfalt an, mit einem herrlichen scharlachroten Rock mit Goldlitzen und einem Federhut. William sah ihn, als er sich mit den anderen Offizieren zu einer letzten, nervösen Besprechung in das Zelt begab.

Baron von Riedesel war auch dabei; er nahm die Regimentsflaggen an sich. Er würde sie seiner Frau geben, sagte er, die sie in ein Kissen einnähen und nach Braunschweig schmuggeln würde.

All dies interessierte William nicht. Er war von tiefer Trauer erfüllt, denn nie zuvor hatte er Kameraden auf einem Schlachtfeld zurückgelassen, um davonzumarschieren. Und von Beschämung, aber nicht sehr - der General hatte recht; sie hätten keinen weiteren Angriff unternehmen können, ohne den Großteil der Armee zu verlieren, so desolat war ihr Zustand.

Auch jetzt sahen sie desolat aus, während sie schweigend Aufstellung nahmen, doch als Flöte und Trommel zu spielen begannen, folgten die Regimenter ihren Flaggen, in zerlumpten Uniformen - oder den beliebigen Kleidungsstücken, die noch aufzutreiben waren -, die Köpfe hoch erhoben. Der Feind hatte sich auf Gates' Befehl hin zurückgezogen, sagte der General. Das war

sehr diplomatisch, dachte William betäubt; die Amerikaner würden nicht zu Zeugen ihrer Erniedrigung werden.

Rotröcke zuerst, dann die deutschen Regimenter: Dragoner und Grenadiere in Blau, die grün berockte Infanterie und Artillerie aus Hessen-Kassel.

Am Flussufer lagen Dutzende toter Pferde, und der Gestank trug das Seine zum nüchternen Schrecken der Szene bei. Die Artillerie stellte ihre Geschütze dazu, und die Infanterie leerte in endlosen Reihen ihre Patronendosen und stapelte ihre Musketen. Einige der Männer waren so wütend, dass sie die Kolben ihrer Schusswaffen zertrümmerten, bevor sie sie auf die Stapel warfen; William sah, wie ein Trommler das Fell seines Instruments zertrat, bevor er sich abwandte. Er selbst war weder wütend noch entsetzt.

Alles, was er jetzt noch wollte, war, seinen Vater wiederzusehen.

DIE KONTINENTALTRUPPEN UND DIE MILIZEN MARSCHIERTEN ZUM BETHAUS

von Saratoga und reihten sich von dort aus zu beiden Seiten der Uferstraße auf. Einige der Frauen gingen mit, um die Szene aus einiger Entfernung zu beobachten. Ich hätte im Lager bleiben können, um Zeugin der historischen Kapitulationszeremonie zwischen den beiden Generälen zu werden, doch stattdessen folgte ich den Soldaten.

Die Sonne war aufgegangen, und der Nebel hatte sich

zerstreut, genau wie jeden Tag im Lauf der letzten Wochen. Rauchgeruch hing in der Luft, und der Himmel war in endloses Oktoberblau getaucht.

Artillerie und Infanterie standen in ebenmäßigen Abständen an der Straße, doch diese Abstände waren das einzig Förmliche an ihnen. Es gab keine Einheitskleidung, und die Ausrüstung der Männer war genauso individuell - sowohl, was sie dabei hatten, als auch, wie sie es trugen -, doch jeder von ihnen hatte seine Muskete oder sein Gewehr dabei oder stand an der Seite seiner Kanone.

Sie waren in jeder Hinsicht ein zusammengewürfelter Haufen mit ihren Pulverhörnern und Munitionstaschen, einige mit seltsam altmodischen Perücken. Und sie standen ernst und schweigend da, den rechten Fuß vorgesetzt, die rechte Hand an der Schusswaffe, um dem ehrenvollen Abmarsch des Feindes zuzusehen.

Ich stand ein kleines Stück hinter Jamie im Wald und sah, wie sich seine Schultern ein wenig versteiften. William schritt hochaufgerichtet an ihm vorüber, sein Gesicht das Gesicht eines Mannes, der eigentlich gar nicht da ist. Jamie senkte nicht den Kopf und versuchte auch sonst nicht zu verhindern, dass er zu sehen war - doch ich merkte, wie er kaum sichtbar den Kopf wandte und William und seine Männer mit dem Blick verfolgte, bis er nicht mehr zu sehen war. Dann ließ er die Schultern ein kleines bisschen fallen, als sei eine Last von ihm genommen worden.

Geschafft, sagte diese Geste, obwohl er immer noch so gerade dastand wie das Gewehr an seiner Seite. *Gott sei*

Dank. Er ist in Sicherheit.

SCHUTZRECHT

Lallybroch

Roger hätte nicht genau sagen können, was ihn dazu bewog, es zu tun, abgesehen von der friedlichen Atmosphäre der Stelle, doch er hatte damit begonnen, die alte Kapelle wieder aufzubauen. Von Hand und allein, Stein für Stein.

Er hatte versucht, es Brianna zu erklären; sie hatte ihn gefragt.

»Es ist für *sie*«, sagte er schließlich hilflos. »Es ist eine Art ... Ich habe das Gefühl, dass ich ihnen dort nah sein möchte.«

Sie ergriff eine seiner Hände, spreizte seine Finger und fuhr ihm sanft mit dem Daumenballen über die Knöchel, die Finger, berührte die Narben und Schrammen, den geschwärzten Nagel, der unter einen Stein geraten war.

»Sie«, wiederholte sie vorsichtig. »Du meinst meine Eltern.«

»Ja, unter anderem.« Nicht nur die Nähe zu Jamie und Claire, zu dem Leben, das sich ihre Familie aufgebaut hatte. Seinem eigenen Selbstverständnis als Mann - Beschützer, Versorger. Und doch war es dieser angeborene Beschützerinstinkt gewesen, der ihn dazu

gebracht hatte, all seine christlichen Prinzipien aufzugeben - und das am Vorabend seiner Ordination - und Stephen Bonnet nachzusetzen.

»Vielleicht versuche ich ja, eine Antwort zu finden«, hatte er mit einem ironischen Lächeln gesagt. »Darauf, wie ich das, was ich einmal für Gewissheit gehalten habe, mit dem in Einklang bringen kann, was ich, glaube ich, heute bin.«

»Ist es etwa nicht christlich, wenn man seine Frau davor retten will, vergewaltigt und in die Sklaverei verkauft zu werden?«, erkundigte sie sich mit einem deutlich gereizten Unterton. »Denn wenn es das nicht ist, konvertiere ich mit den Kindern zum Judentum oder zum Shintoismus oder so.«

Sein Lächeln war herzlich und aufrichtig geworden.

»Ich habe dort etwas gefunden.« Er suchte nach Worten.

»Und einiges verloren«, flüsterte sie. Ohne den Blick von seinen Augen abzuwenden, hatte sie die Hand ausgestreckt, und ihre Fingerspitzen hatten sich kühl auf seinen Hals gelegt. Die Narbe war zwar ein wenig verblichen, doch sie war immer noch als dunkler Streifen zu sehen; er versuchte nicht, sie zu verstecken. Manchmal konnte er sehen, wie die Leute, mit denen er sich unterhielt, die Blicke darauf hefteten; angesichts seiner Körpergröße kam es öfter vor, dass sein Gegenüber seine Worte direkt an die Narbe richtete statt an ihn.

Er hatte sein Selbstverständnis als Mann gefunden, das gefunden, was er für seine Berufung hielt. Und das war es

wohl auch, was er unter diesen umgestürzten Steinhaufen suchte, unter den Augen einer blinden Heiligen.

Öffnete ihm Gott eine Tür, wollte Er ihm zeigen, dass er jetzt Lehrer werden sollte? War dies, die Sache mit dem Gälischen, das, was er tun sollte? Er hatte reichlich Platz für seine Fragen, Platz und Zeit und Ruhe. Antworten gab es kaum. Er hatte nun fast den ganzen Nachmittag dort gearbeitet; ihm war heiß, und er war erschöpft und reif für ein Bier.

Jetzt fing sein Blick den Hauch eines Schattens im Eingang auf, und er drehte sich um - Jem oder vielleicht Brianna, die ihn zum Essen holen wollten. Es war keiner von ihnen.

Im ersten Moment starrte er den Neuankömmling an und durchforstete sein Gedächtnis. Zerschlissene Jeans und Sweatshirt, das zerzauste, schmutzig blonde Haar kurz abgehackt. Er kannte diesen Mann doch; das breitknochige, gut aussehende Gesicht kam ihm bekannt vor, selbst unter den dichten hellbraunen Bartstoppeln.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Roger und packte den Griff seiner Schaufel. Der Mann kam ihm nicht bedrohlich vor, doch er war schäbig gekleidet und schmutzig - ein Landstreicher vielleicht -, und irgendetwas an ihm rief Beklommenheit in Roger hervor.

»Das ist doch eine Kirche, aye?«, fragte der Mann und grinste, obwohl nichts Warmes in seinen Augen lag. »Dann bin ich wohl hier, um mein Schutzrecht in Anspruch zu nehmen.« Er trat ins Licht, und Roger konnte seine Augen

besser sehen. Kalt, ein auffallendes, tiefes, leuchtendes Grün.

»Schutzrecht also«, wiederholte William Buccleigh MacKenzie. »Und dann, Prediger, will ich, dass Ihr mir sagt, wer Ihr seid und wer *ich* bin. Was im Namen des Allmächtigen sind wir?«

SECHSTER TEIL

DIE HEIMKEHR

DILEMMA*10. September 1777*

John Grey ertappte sich bei der Frage, wie viele Ecken wohl ein Dilemma haben konnte. Seines Wissens lautete die übliche Anzahl zwei. Doch vielleicht war es ja theoretisch möglich, auf eine exotischere Form zu stoßen - ähnlich wie die vierhörnigen Schafe, die er einmal in Spanien gesehen hatte.

Das dringlichste der Probleme, mit denen er sich zu befassen hatte, betraf Henry.

Er hatte an Jamie Fraser geschrieben, ihm Henrys Zustand geschildert und sich erkundigt, ob Mrs. Fraser wohl eine Möglichkeit sehen würde zu kommen. Er hatte ihr so diplomatisch wie möglich seine Bereitschaft versichert, sämtliche Kosten der Reise zu übernehmen, ihren Hin- und Rücktransport per Schiff zu organisieren (und sie daher vor den Unbilden des Krieges zu schützen, soweit dies der Königlichen Marine möglich war) und ihr alle benötigten Materialien und Instrumente zur Verfügung zu stellen. Er war sogar so weit gegangen, eine Flasche Vitriol zu erwerben, weil er sich daran erinnerte, dass diese Substanz zur Herstellung ihres Äthers benötigt wurde.

Er hatte einige Zeit mit erhobenem Federkiel

dagesessen und sich gefragt, ob er noch etwas über den Drucker Fergus Fraser und die unglaubliche Geschichte hinzufügen sollte, die Percy ihm erzählt hatte. Einerseits war es natürlich möglich, dass Jamie Fraser daraufhin im Eiltempo aus North Carolina kommen würde, um sich der Sache anzunehmen, womit die Chancen stiegen, dass Mrs. Fraser ebenfalls kommen würde. Andererseits ... widerstrebte es ihm heftig, Jamie Fraser gegenüber von Dingen zu reden, die mit Percy Beauchamp zu tun hatten, aus persönlichen genau wie aus beruflichen Gründen. Letztlich hatte er also nichts davon erwähnt und den Brief nur um Henrys willen geschrieben.

Einen Monat lang hatte Grey nervös gewartet, während er zusah, wie seinem Neffe in der Hitze immer mehr die Kräfte schwanden. Am Ende dieses Monats war der Kurier, den er mit seinem Brief nach North Carolina entsandt hatte, schweißdurchtränkt, schlammverkrustet und mit zwei Einschusslöchern in seinem Rock zurückgekehrt, um zu berichten, dass die Frasers ihre Siedlung verlassen hatten, um nach Schottland zu reisen. Allerdings hatte er hilfreicherweise hinzugefügt, dass diese Reise nur dem Zweck eines Besuches diene und keine dauerhafte Emigration war.

Natürlich hatte er nicht ausschließlich auf Mrs. Frasers Antwort gewartet, sondern auch einen Arzt zu Henry gerufen. Es war ihm gelungen, sich Benjamin Rush vorzustellen und diesen Herrn dazu zu bewegen, dass er seinen Neffen untersuchte. Dr. Rush hatte ernst, aber

durchaus ermutigend reagiert und gesagt, dass seiner Meinung nach mindestens eine der Musketenkugeln Narbengewebe erzeugt hätte, das irgendwo Henrys Darm blockiere und zu einem verkapselten Abszess geführt habe, der für sein dauerhaftes Fieber verantwortlich sei. Er hatte Henry zur Ader gelassen und ihm ein fiebersenkendes Mittel verordnet, Grey gegenüber jedoch keinen Zweifel daran gelassen, dass die Situation prekär sei und sich abrupt verschlechtern könne; Heilung sei nur durch einen chirurgischen Eingriff möglich.

Gleichzeitig hatte er aber die Überzeugung geäußert, dass Henry kräftig genug sei, um einen solchen Eingriff zu überleben - auch wenn es natürlich keine Garantie für einen glücklichen Ausgang gebe. Grey hatte Dr. Rush gedankt, sich jedoch entschlossen, noch ein wenig länger zu warten, in der Hoffnung, von Mrs. Fraser zu hören.

Er blickte zum Fenster des gemieteten Hauses an der Chestnut Street hinaus und sah zu, wie der Wind die braunen und gelben Blätter über das Pflaster fegte.

Es war Mitte September. Die letzten Schiffe nach England würden Ende Oktober segeln, unmittelbar vor dem Ausbruch der Atlantikstürme. Sollte er versuchen, Henry auf einem davon unterzubringen?

Er hatte Bekanntschaft mit dem amerikanischen Offizier geschlossen, der für die in Philadelphia einquartierten Kriegsgefangenen verantwortlich war, und um Henrys bedingte Entlassung gebeten. Diese war ihm ohne Umschweife gewährt worden; es war durchaus üblich,

gefangene Offiziere auf freien Fuß zu setzen, es sei denn, sie hatten etwas Ungewöhnliches oder Gefährliches an sich. Und Henry war im Moment eindeutig weder in der Lage zu fliehen noch eine Rebellion anzuzetteln oder gar für die Aufrührer zu kämpfen. Doch noch war es ihm nicht gelungen, Henry offiziell gegen einen amerikanischen Kriegsgefangenen auszutauschen, und erst dies hätte es Grey ermöglicht, ihn nach England zurückzubringen. Vorausgesetzt natürlich, dass Henrys Gesundheitszustand diese Reise zuließ und dass Henry überhaupt dazu bereit war. Beides war unwahrscheinlich, da Henry ja so an Mrs. Woodcock hing. Grey wäre zwar gern bereit gewesen, sie ebenfalls mit nach England zu nehmen, doch dagegen wehrte sie sich, da sie erfahren hatte, dass ihr Mann in New York in Gefangenschaft geraten war.

Grey rieb sich mit zwei Fingern zwischen den Augenbrauen und seufzte. Konnte er Henry zwingen, die Reise gegen seinen Willen anzutreten - möglicherweise unter Betäubung? -, und damit die Bedingungen seiner Haftentlassung verletzen, seine Karriere ruinieren und sein Leben in Gefahr bringen, nur weil Grey *vielleicht* in England einen Chirurgen finden würde, der besser als Dr. Rush im Stande war, sich der Lage anzunehmen? Das Beste, was man sich von einer solchen Handlungsweise erhoffen konnte, war, dass Henry lange genug am Leben blieb, um seinen Eltern Lebewohl zu sagen.

Doch wenn er diesen drastischen Schritt *nicht* unternahm, blieb ihm keine andere Wahl, als Henry mit

Gewalt zu einer grauenvollen Operation zu zwingen, vor der er große Angst hatte und die ihn sehr wahrscheinlich umbringen würde - oder zuzusehen, wie der Junge langsam starb. Denn er lag im Sterben; Grey sah es deutlich. Schiere Sturheit und Mrs. Woodcocks Pflege waren alles, was ihn noch am Leben hielt.

Die Vorstellung, Hal und Minnie schreiben zu müssen, um ihnen zu sagen ... Nein. Er erhob sich ruckartig, weil er die Unentschlossenheit nicht mehr ertragen konnte. Er würde jetzt zügig Dr. Rush aufsuchen und dafür sorgen -

Die Eingangstür öffnete sich krachend und ließ einen Windstoß, einige Blätter und seine Nichte ein, die blass und mit großen Augen auf ihn zukam.

»Dottie!« Im ersten Moment blieb ihm fast das Herz stehen vor Angst, dass sie heimgeeilt war, um ihm zu sagen, dass Henry gestorben war, denn wie jeden Nachmittag war sie Henry besuchen gegangen.

»Soldaten!«, keuchte sie und packte ihn beim Arm. »Auf der Straße sind Soldaten. Reiter. Es heißt, Howes Armee ist im Anmarsch! Auf Philadelphia!«

HOWE TRAF AM 11. SEPTEMBER EIN STÜCK SÜDLICH DER STADT AM BRANDYWINE Creek auf Washingtons Armee. Washingtons Truppen wurden zurückgedrängt, versuchten jedoch ein paar Tage später einen erneuten Vorstoß. Doch inmitten der Schlacht entlud sich ein fürchterlicher Wolkenbruch, der den

Feindseligkeiten ein Ende setzte und Washingtons Armee die Flucht nach Reading Furnace ermöglichte. Eine kleine Streitmacht ließen sie unter General Anthony Wayne in Paoli zurück.

Einer von Howes Kommandeuren, Generalmajor Lord Charles Grey - ein entfernter Verwandter Greys -, griff die Amerikaner bei Nacht in Paoli an, nachdem er seinen Soldaten befohlen hatte, die Feuersteine aus ihren Musketen zu entfernen. Dies verhinderte zwar ihre vorzeitige Entdeckung durch einen unfreiwilligen Schuss, doch es zwang die Männer auch, ihre Bajonette zu benutzen. Einige Amerikaner wurden im Bett erstochen, ihre Zelte niedergebrannt, etwa hundert gerieten in Gefangenschaft - und Howe marschierte am 21. September triumphierend in Philadelphia ein.

Grey sah von Mrs. Woodcocks Veranda aus zu, wie die Rotröcke in endlosen Reihen zum Klang der Trommeln durch die Straßen zogen. Dottie hatte Angst gehabt, die Rebellen, die die Stadt verlassen mussten, könnten die Häuser in Brand stecken oder ihre britischen Gefangenen einfach umbringen.

»Unsinn«, hatte Grey darauf erwidert. »Sie sind englische Rebellen, keine Barbaren.« Dennoch hatte er seinerseits Uniform und Schwert angelegt, sich zwei Pistolen in den Gürtel gesteckt und vierundzwanzig Stunden auf der Veranda von Mrs. Woodcocks Haus gesessen - bei Nacht mit einer Laterne. Hin und wieder war er an den Straßenrand getreten, um einen ihm bekannten

Offizier anzusprechen und sowohl nach Neuigkeiten zur Lage zu fragen als auch sicherzugehen, dass das Haus unbehelligt blieb.

Am nächsten Tag kehrte er durch Straßen voller geschlossener Fensterläden zu seinem eigenen Haus zurück. Philadelphia verhielt sich feindselig, genau wie die umliegende Gegend. Dennoch verlief die Besetzung der Stadt friedlich - so friedlich, wie eine Einnahme durch das Militär nur sein kann. Der Kongress war bei Howes Herannahen geflohen und mit ihm viele der prominenten Rebellen, darunter auch Dr. Rush.

Und Percy Beauchamp.

DAS FEST ALLER HEILIGEN

Lallybroch 20. Oktober 1980

Brianna hielt sich den Brief an die Nase und holte tief Luft. Sie war sicher, dass es nach all dieser Zeit eher Einbildung als ein tatsächlicher Geruch war, doch sie spürte immer noch ein schwaches Raucharoma auf den Seiten. Vielleicht war es ja auch eher ihre eigene Erinnerung als Einbildung; sie kannte die Luft in einem Wirtshaus, in der die Gerüche des Kaminfeuers und der Küche hingen, dazu Tabak und ein sanfter Biergeruch, der alles durchdrang.

Sie kam sich albern vor, wenn sie in Rogers Gegenwart an den Briefen roch, hatte es sich aber zur Angewohnheit gemacht, es zu tun, wenn sie sie allein noch einmal durchlas. Diesen Brief hatten sie gestern Abend geöffnet und ihn mehrmals gemeinsam gelesen und besprochen - doch jetzt hatte sie ihn noch einmal hervorgeholt, weil sie ihn gern festhalten und eine Weile mit ihren Eltern allein sein wollte.

Vielleicht war der Geruch ja tatsächlich da. Ihr war aufgefallen, dass man sich eigentlich nicht an Gerüche erinnert, jedenfalls nicht so wie an etwas, das man mit den Augen gesehen hat. Es ist nur so, dass man einen Geruch wiedererkennt, wenn man ihn noch einmal riecht - und er dann oft andere Erinnerungen mit sich bringt. Und hier saß

sie nun an einem Herbsttag inmitten des Aromas von Äpfeln und Heidekraut, der staubigen Holzvertäfelung und des hohlen Geruchs nasser Steine - Annie MacDonald hatte gerade den Flur gewischt -, doch was sie sah, war der Schankraum eines Wirtshauses im achtzehnten Jahrhundert, und was sie roch, war Rauch.

1. November 1777 New York

Liebe Brianna et al.,

erinnerst Du Dich noch an Euren Schulausflug zur Wall Street? Ich sitze hier in einem Wirtshaus am Beginn der Wall Street, und es ist weder Bulle noch Bär in Sicht, von Börsentickern ganz zu schweigen. Dafür aber ein paar Ziegen und eine kleine Gruppe von Pfeifenrauchern, die unter einer großen, blattlosen Platane die Köpfe zusammengesteckt haben. Ich kann nicht sagen, ob es protestierende Loyalisten sind oder Rebellen, die öffentlich ihre nächsten Schachzüge vorbereiten (was übrigens sehr viel ungefährlicher ist, als es im Verborgenen zu tun, obwohl ich hoffe, dass Du nie in die Lage kommen wirst, dieses Wissen anwenden zu müssen), oder einfach nur Kauf- und Handelsleute. Jedenfalls kann ich sehen, dass sie irgendeinen Handel schließen; sie schütteln sich die Hände und tauschen vollgekritzelte Papierschnipsel aus. Es ist erstaunlich, wie die Wirtschaft in Kriegszeiten aufblüht; ich glaube, es liegt daran, dass die normalen Regeln - wie auch immer sie

aussehen - außer Kraft gesetzt sind.

Das gilt übrigens auch größtenteils für das menschliche Verhalten. Daher die Flut an Kriegsromanzen und die Gründung so vieler großer Existenzen im Kielwasser des Krieges. Es erscheint mir sehr paradox - obwohl es vielleicht nur logisch ist (frag Roger doch bitte, ob es so etwas wie ein logisches Paradox gibt, ja?) -, dass ein Vorgang, der so viele Menschenleben und so viele Ressourcen kostet, zu einer solchen Explosion an Babys und Reichtümern führt.

Da ich vom Krieg spreche - wir leben alle noch und sind mehr oder weniger unversehrt. Dein Vater ist im Verlauf der ersten Schlacht von Saratoga (es gab zwei; sie waren beide sehr blutig) leicht verletzt worden, und ich musste ihm den Ringfinger der rechten Hand abnehmen - der ohnehin steif war, Du erinnerst Dich bestimmt. Das war natürlich traumatisch (für mich kaum weniger als für ihn, glaube ich), aber eigentlich keine Katastrophe. Die Hand ist sehr gut verheilt, und obwohl sie ihn immer noch schmerzt, ist sie viel beweglicher geworden, und ich glaube, er wird sie am Ende besser benutzen können als vorher.

Wir sind - verspätet - im Begriff, nach Schottland zu fahren, und zwar unter höchst merkwürdigen Umständen. Wir fahren morgen an Bord der HMS Ariadne und geben der Leiche des Brigadegenerals Simon Fraser das letzte Geleit. Ich bin dem Brigadier erst kurz vor seinem Tod begegnet - er lag schon im Sterben -, doch er war offenbar

ein sehr guter Soldat, der bei seinen Männern ausgesprochen beliebt war. Der britische Kommandeur in Saratoga, John Burgoyne, hat als eine Art Fußnote der Kapitulationsverträge darum gebeten, dass Dein Vater (der ein Verwandter des Brigadiers ist und seinen Familiensitz in den Highlands kennt) seine Leiche mit nach Schottland nimmt, wie es sich der Brigadier gewünscht hat. Dies war - gelinde gesagt - eine unerwartete, aber höchst glückliche Fügung. Ich weiß nicht, wie wir es sonst geschafft hätten, egal, ob Dein Vater sagt, er hätte sich schon etwas einfallen lassen.

Die praktischen Umstände dieser Expedition sind ein wenig heikel, wie Du Dir denken kannst. Mr. Kościuszko, den seine Freunde, zu denen auch Dein Vater zählt, »Kos« nennen - eigentlich nennen ihn alle »Kos«, weil niemand (außer Deinem Vater) seinen Namen aussprechen kann oder es auch nur versuchen will (Dein Vater mag ihn sehr, und das beruht auf Gegenseitigkeit) - hat ihm seine Hilfe angeboten. Mit Unterstützung von General Burgoynes Butler (nimmt eigentlich jeder seinen Butler mit in den Krieg?), der ihm eine große Menge Bleifolie von leeren Weinflaschen zur Verfügung gestellt hat (eigentlich kann man General Burgoyne unter den Umständen keine Vorwürfe machen, weil er trinkt, wobei ich allgemein den Eindruck habe, dass auf beiden Seiten völlig ungeachtet der militärischen Situation hemmungslos gesoffen wird), hat er ein Wunderwerk der Ingenieurskunst bewerkstelligt: einen mit Blei

ausgekleideten Sarg (unbedingt notwendig) mit abnehmbaren Rädern (nicht minder notwendig; das Ding muss fast eine Tonne wiegen - Dein Vater sagt, es sind nur sieben oder acht Zentner, doch da er nicht versucht hat, den Sarg hochzuheben, ist mir nicht klar, woher er das wissen will).

General Fraser hatte bereits etwa eine Woche im Grab gelegen und musste für den Transport exhumiert werden. Es war nicht schön, aber es hätte auch schlimmer sein können. Unter seinen Männern befanden sich etliche indianische Waldläufer, von denen ihn viele ebenfalls sehr geschätzt haben; einige von ihnen sind in Begleitung eines Medizinmanns zur Exhumierung gekommen (ich glaube jedenfalls, dass es ein Mann war, konnte es aber nicht mit Sicherheit sagen; die Person war kurzgewachsen und rund und trug eine Vogelmaske), der die Überreste intensiv mit brennendem Salbei und Duftgras eingeräuchert hat (was dem Geruch kaum abhelfen konnte, obwohl der Rauch einen sanften Schleier über die grauenvollen Aspekte der Situation gelegt hat) und eine Weile über ihm gesungen hat. Gern hätte ich Ian gefragt, was dort gesungen wurde, doch aufgrund einer Verkettung widriger Umstände, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte, war er nicht dabei.

Ich werde Dir alles in weiteren Briefen erklären; es ist ziemlich kompliziert, und ich muss hier bis zur Abfahrt fertig werden. Das Wichtigste, was Ian betrifft, ist, dass er sein Herz an Rachel Hunter verloren hat (eine

wunderbare junge Frau - und eine Quäkerin, was wiederum für Probleme sorgt) und dass er technisch als Mörder gilt und sich daher nicht in der Nähe der Kontinentalarmee zeigen kann. Als Nebenwirkung dieses theoretischen Mordes (an einer höchst unangenehmen Person, die keinen Verlust für die Menschheit darstellt, das versichere ich Dir) wurde Rollo angeschossen und verletzt (abgesehen von der oberflächlichen Schussverletzung hat er ein gebrochenes Schulterblatt; er dürfte zwar wieder gesund werden, aber er ist nur schwer zu transportieren. Rachel passt für Ian auf ihn auf, während wir nach Schottland reisen).

Da der Brigadier bekanntermaßen großen Respekt unter seinen indianischen Verbündeten genoss, hat der Kapitän der Ariadne zwar verblüfft, aber nicht sonderlich verstört auf die Tatsache reagiert, dass die Leiche nicht nur von einem engen Verwandten (und seiner Frau) begleitet wird, sondern dazu von einem Mohawk, der kaum Englisch spricht (ich wäre mehr als überrascht, wenn irgendjemand in der Königlichen Marine den Unterschied zwischen Gälisch und der Mohawksprache kennt).

Ich hoffe, dass diese »Expedition« weniger ereignisreich verlaufen wird als unsere erste Reise. Falls ja, dürfte der nächste Brief in Schottland verfasst werden. Drückt uns die Daumen.

In Liebe Mama

PS: Dein Vater besteht darauf, selbst noch ein paar Worte hinzuzufügen. Dies wird sein erster Versuch, mit seiner veränderten Hand zu schreiben, und ich würde zwar gern sehen, wie es funktioniert, doch er teilt mir entschlossen mit, dass er allein sein will. Ich weiß nicht, ob es an seinem Thema liegt oder einfach nur an der Tatsache, dass er nicht möchte, dass jemand mit ansieht, wie er sich abmüht. Wahrscheinlich beides.

Die dritte Seite des Briefes war deutlich anders. Die Handschrift war viel größer als sonst und schnörkeliger. Immer noch erkennbar die Handschrift ihres Vaters, doch die Buchstaben kamen ihr weniger verkrampft vor, weniger eckig. Sie spürte, wie sich ihr Herz zusammenzog, nicht nur bei dem Gedanken an die verstümmelte Hand ihres Vaters - sondern auch an das, was ihm diese Mühe und Anstrengung wert gewesen war:

Meine Liebste,

Dein Bruder lebt und ist unverletzt. Ich habe ihn mit seinen Männern aus Saratoga abmarschieren sehen, erst gen Boston und später nach England. Er wird in diesem Krieg nicht mehr zur Waffe greifen. Deo gratias.

Postscriptum: Es ist das Fest aller Heiligen. Bete für mich.

Das hatten ihnen die Nonnen immer erzählt - und sie hatte es ihm erzählt. Wenn man an Allerheiligen ein »Vaterunser«, ein »Gegrüßet seist Du, Maria« und ein »Gloria« betet, kann man die Entlassung einer Seele aus dem Fegefeuer erwirken.

»Verflixter Kerl«, flüsterte sie. Sie zog heftig die Nase hoch und kramte im Schreibtisch nach einem Papiertaschentuch. »Ich wusste doch, dass du mich zum Weinen bringen würdest.«

»BRIANNA?«

Zu ihrer Überraschung kam Rogers Stimme aus der Küche. Sie hatte damit gerechnet, dass es noch mindestens ein oder zwei Stunden dauern würde, bevor er von den Ruinen der Kapelle herunterkam, und sie putzte sich hastig die Nase, rief »Komme!« und hoffte, dass man es ihr nicht anhören konnte, dass sie gerade geweint hatte. Erst als sie den Flur betrat und sah, wie er die Küchentür halb offen hielt, begriff sie, dass auch seine Stimme irgendwie seltsam geklungen hatte.

»Was ist denn?«, sagte sie und beschleunigte ihre Schritte. »Die Kinder -«

»Alles okay«, unterbrach er sie. »Ich habe Annie gesagt, sie soll mit ihnen in den Ort fahren und ein Eis essen.«

Dann trat er beiseite und winkte sie in die Küche.

Sie erstarrte noch in der Tür. Ein Mann lehnte im Stehen an der alten Steinspüle, die Arme verschränkt. Er richtete sich auf, als er sie sah, und verneigte sich auf eine Weise, die ihr äußerst merkwürdig erschien - und doch vertraut. Bevor sie darauf kommen konnte, warum das so war, richtete er sich erneut auf und sagte mit leiser Stimme: »Euer Diener, Ma'am.«

Sie blickte ihm geradewegs in die Augen, die genau wie Rogers Augen aussahen, und sah sich hastig nach Roger um, nur, um sicherzugehen. Ja, es war so.

»Wer -«

»Erlaube mir, dir William Buccleigh MacKenzie vorzustellen«, sagte Roger, dessen Stimme einen deutlich gereizten Unterton hatte. »Auch bekannt als der *Nuckelavee*.«

Im ersten Moment ergab kein Wort davon einen Sinn. Dann schoss ihr eine solche Welle von Eindrücken - Erstaunen, Wut, Unglaube - durch den Kopf, dass ihr keiner davon über die Lippen kam und sie den Mann einfach nur angaffte.

»Ich bitte um Verzeihung, Ma'am, dass ich Eure Kinder erschreckt habe«, sagte der Mann. »Erstens hatte ich ja keine Ahnung, dass es die Euren sind. Aber ich weiß, wie Kinder sind, und ich wollte nicht entdeckt werden, bevor ich mir nicht einen Reim auf das alles machen konnte.«

»Das alles ... Was denn nur?« Endlich fand Brianna die

Sprache wieder. Der Mann lächelte kaum merklich.

»Aye, nun ja. Das wisst Ihr und Euer Mann wahrscheinlich besser als ich.«

Brianna zog einen Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte sich abrupt hin. Sie winkte dem Mann, das Gleiche zu tun. Als er ins Licht des Fensters trat, sah sie, dass er eine Schürfwunde auf dem Wangenknochen hatte - einem vorstehenden Wangenknochen, der ihr gemeinsam mit der Form von Schläfe und Augenhöhle schrecklich vertraut vorkam, genau wie der Mann selbst. Aber natürlich war er ihr vertraut, dachte sie benommen.

»Weiß er, wer er ist?«, fragte sie, an Roger gewandt, der sich, wie sie jetzt erst bemerkte, die rechte Hand hielt, deren Knöchel zu bluten schienen. Er nickte.

»Ich habe es ihm gesagt. Bin mir aber nicht sicher, ob er mir glaubt.«

Die Küche war so solide und gemütlich wie immer, friedlich in der Herbstsonne, und die blau karierten Geschirrtücher hingen am Herd. Doch momentan fühlte sie sich an wie die Rückseite des Jupiter, und als Brianna nach der Zuckerschale griff, wäre sie nicht überrascht gewesen, wenn ihre Hand einfach hindurchgeglitten wäre.

»Ich bin heute bereit, einiges mehr zu glauben als noch vor drei Monaten«, sagte der Mann in einem trockenen Tonfall, der sie schwach an die Stimme ihres Vaters erinnerte.

Sie schüttelte heftig den Kopf, um ihn frei zu bekommen,

und sagte: »Möchten Sie einen Kaffee?« Ihre höfliche Stimme hätte einer Hausfrau aus einer Fernsehkomödie gehören können.

Sein Gesicht erhellte sich, und er lächelte. Seine Zähne waren fleckig und ein wenig schief. Natürlich sind sie das, dachte sie mit erstaunlicher Klarheit. Es gab ja im achtzehnten Jahrhundert so gut wie keine Zahnärzte. Der Gedanke an das achtzehnte Jahrhundert ließ sie plötzlich aufspringen.

»Sie!«, rief sie aus. »Sie waren schuld, dass Roger gehängt wurde!«

»Das stimmt«, sagte er mit ziemlich ungerührter Miene. »Nicht dass das meine Absicht war. Und wenn er mich dafür noch einmal schlagen möchte, kann er das. Aber -«

»Das war dafür, dass er die Kinder erschreckt hat«, sagte Roger nicht minder ungerührt. »Über das Hängen ... Darüber unterhalten wir uns vielleicht später noch.«

»Schöne Worte für einen Prediger«, sagte der Mann mit einem Hauch von Belustigung. »Nicht dass sich ein Prediger normalerweise an die Frau eines anderen heranmachen würde.«

»Ich -«, begann Roger, doch sie unterbrach ihn.

»Ich schlage Sie gleich«, sagte Brianna und funkelte den Mann an, der zu ihrem Ärger die Augen zukniff und sich mit zusammengebissenen Zähnen vorbeugte.

»Also schön«, sagte er verkniffen. »Bitte.«

»Nicht ins Gesicht«, schlug Roger mit einem Blick auf

seinen aufgeschürften Knöchel vor. »Sag ihm, er soll aufstehen, und nimm die Eier.«

William Buccleighs Augen öffneten sich blitzartig, und er musterte Roger tadelnd.

»Glaubt Ihr, sie braucht Euren Rat?«

»Ich glaube, Sie brauchen eine dicke Lippe«, sagte sie zu ihm, setzte sich aber langsam wieder zurück und fixierte ihn. Dabei holte sie bis zu den Zehennägeln Luft und atmete wieder aus.

»Schön«, sagte sie mehr oder weniger ruhig. »Reden Sie.«

Er nickte vorsichtig und zuckte ein wenig zusammen, als er sich an seine geprellte Wange fasste.

Sohn einer Hexe, dachte sie plötzlich. Weiß er das?

»Hattet Ihr nicht etwas von Kaffee gesagt?«, fragte er und klang ein wenig sehnsüchtig. »Ich habe seit Jahren keinen richtigen Kaffee mehr getrunken.«

DER AGAHERD FASZINIERTÉ IHN, UND ER BEBTE GERADEZU VOR ENTZÜCKEN, als er sich mit dem Rücken daranlehnte.

»O Heilige Jungfrau«, hauchte er mit geschlossenen Augen, während er sich an der Hitze ergötzte. »Wie herrlich das ist.«

Den Kaffee fand er zwar nicht schlecht, aber ziemlich schwach - verständlich, dachte Brianna, die wusste, dass

der Kaffee, an den er gewöhnt war, oft stundenlang über einem Feuer gekocht wurde, statt ihn sanft zu filtern. Er entschuldigte sich für seine Manieren, die eigentlich nichts zu wünschen übrig ließen, und sagte, er hätte schon seit einiger Zeit nichts mehr gegessen.

»Wovon haben Sie sich denn ernährt?«, fragte Roger und warf einen Blick auf den beständig schwindenden Berg aus Erdnussbutterbrot mit Marmelade.

»Anfangs habe ich auf den Höfen gestohlen«, gab Buccleigh offen zu. »Nach einer Weile habe ich mich dann nach Inverness durchgeschlagen, und da saß ich dann am Straßenrand, völlig verdattert von den riesigen Krachmaschinen, die in mir vorbeisausten. Ich hatte natürlich auf der Landstraße schon Autos gesehen, aber es ist doch etwas anderes, wenn sie einem am Schienbein vorbeirauschen. Jedenfalls habe ich mich vor die High Street Church gesetzt, denn die kannte ich wenigstens, und habe mir gedacht, ich könnte vielleicht den Pastor nach einem Stück Brot fragen, wenn ich mich wieder etwas gefasst hätte. Ich war ein bisschen erschüttert, versteht Ihr?«, sagte er und beugte sich vertraulich zu Brianna hinüber.

»Das kann ich mir vorstellen«, murmelte sie und sah Roger mit hochgezogener Augenbraue an. »Die Old High ist wohl St. Stephen's?«

»Aye, so hieß sie früher.« Er wandte sich William Buccleigh zu. »Und haben Sie es getan? Den Pastor angesprochen? Dr. Weatherspoon?«

Buckleigh nickte mit vollem Mund.

»Er hat mich dort sitzen sehen und ist zu mir gekommen, der gute Mann. Hat mich gefragt, ob ich in Not wäre, und als ich ja gesagt habe, hat er mir erzählt, wohin ich gehen kann, um etwas zu essen und einen Schlafplatz zu bekommen, und das habe ich getan. Wohltätigkeitsverein nannte es sich, und das war es auch.«

Dort hatte man ihm etwas zum Anziehen gegeben - »denn das, was ich anhatte, waren eigentlich nur noch Lumpen« - und ihm Arbeit auf einer Milchfarm außerhalb der Stadt besorgt.

»Und warum sind Sie nicht auf dieser Milchfarm?«, fragte Roger im selben Moment, als Brianna fragte: »Wie sind Sie denn eigentlich nach Schottland gekommen?« Ihre Worte kollidierten, sie hielten inne und bedeuteten sich gegenseitig fortzufahren, doch William Buckleigh winkte beiden mit der Hand und kaute einen Moment lang heftig vor sich hin, dann schluckte er ein paarmal und spülte mit Kaffee nach.

»Mutter Gottes, das schmeckt gut, aber es klebt am Gaumen. Aye, Ihr - Sie wollen wissen, warum ich hier in Ihrer Küche sitze und Ihre Brote esse, statt in North Carolina tot in einem Bach zu liegen.«

»Wenn Sie es so ausdrücken, ja«, sagte Roger trocken und lehnte sich zurück. »Fangen Sie in North Carolina an, ja?«

Buckleigh nickte erneut, lehnte sich ebenfalls zurück,

verschränkte die Hände wohligh vor dem Bauch und begann.

ES WAR DER HUNGER GEWESEN, DER IHN WIE SO VIELE ANDERE IN DER ZEIT nach Culloden aus Schottland vertrieben hatte, und er hatte genug Geld zusammengekratzt, um mit seiner Frau und seinem neugeborenen Sohn zu emigrieren.

»Ich weiß«, sagte Roger. »Ich war es, den Sie gebeten haben, sie zu retten, auf dem Schiff. In der Nacht, als der Kapitän die Kranken über Bord geworfen hat.«

Buckleigh blickte verblüfft auf, und seine grünen Augen wurden groß.

»Wirklich? Ich habe Sie gar nicht gesehen; es war so dunkel, und ich war so verzweifelt. Wenn ich das gewusst hätte ...« Er verstummte, dann schüttelte er den Kopf. »Nun, vorbei ist vorbei.«

»So ist es«, sagte Roger. »Ich konnte Sie ja im Dunkeln ebenfalls nicht sehen. Ich habe Sie erst später erkannt, an Ihrer Frau und Ihrem Sohn, als ich sie wiedergesehen habe in Alaman-k.« Zu seiner immensen Verärgerung blieb ihm der letzte Buchstabe mit einem Klicken im Hals stecken. Er räusperte sich und wiederholte gleichmütig: »In Alamance.«

Buckleigh nickte langsam und richtete den Blick neugierig auf Rogers Hals. Schimmerte da Bedauern in seinen Augen? Wahrscheinlich nicht, dachte Roger. Er

hatte ihm ja auch nicht dafür gedankt, dass er seine Frau und sein Kind gerettet hatte.

»Aye. Nun, ich hatte vor, eine Farm zu gründen, aber ... es stellte sich heraus, dass ich kein besonders guter Farmer bin. Und ebenso kein Handwerker. Hatte keine Ahnung von der Wildnis und wusste über Saatzpflanzen so gut wie nichts. Gut jagen konnte ich obendrein nicht. Wir wären mit Sicherheit verhungert, wenn ich Morag und Jem - mein Sohn heißt genauso, ist das nicht seltsam? - nicht ins Vorgebirge zurückgebracht hätte und mir dort Arbeit auf einer kleinen Terpentinplantage gesucht hätte.«

»Seltsamer, als Ihr glaubt«, murmelte Brianna. Dann etwas lauter: »Und?«

»Und der Mann, für den ich gearbeitet habe, ist in den Regulatorenkrieg gezogen, und wir Arbeiter sind mitgegangen. Ich hätte Morag dortlassen sollen, doch da war ein Mann, der es auf sie abgesehen hatte. Er war der Schmied und hatte nur ein Bein, deshalb konnte er nicht mit uns in den Kampf ziehen. Ich wollte sie nicht mit ihm allein lassen, also ist sie mit dem Kleinen mitgekommen. Und der nächstbeste Kerl, der ihr dann über den Weg gelaufen ist, waren *Sie*«, sagte er betont.

»Hat sie Ihnen denn nicht gesagt, wer ich war?«, fragte Roger gereizt.

»Doch, das hat sie«, gab Buccleigh zu. »Sie hat mir erzählt, dass Sie das waren auf dem Schiff. Trotzdem«, fügte er hinzu und musterte Roger kritisch, »vergreifen Sie sich oft an den Frauen anderer Männer, oder war Ihnen

Morag nur besonders ins Auge gefallen?»

»Morag ist meine Ur-ur-ur-ur-urgroßmutter«, sagte Roger ruhig. Er erwiderte den Blick seines Gegenübers ungerührt. »Und da Sie mich gefragt haben, wer Sie sind - Sie sind mein Großvater. Ebenfalls mit fünf oder sechs ›Urs‹ davor. Mein Sohn heißt Jeremiah nach meinem Pa, der den Namen von seinem Großvater hatte - der ihn von *Ihrem* Sohn hatte, glaube ich«, fügte er hinzu. »Es könnte sein, dass ich noch ein oder zwei Jeremiahs übersehen habe.«

Buckleigh fixierte ihn, und sein unrasiertes Gesicht hatte jeden Ausdruck verloren. Er blinzelte ein- oder zweimal, sah Brianna an, die ihm zunickte, und richtete den Blick dann wieder auf Roger, dessen Gesicht er nun genau betrachtete.

»Sehen Sie sich seine Augen an«, sagte Brianna hilfsbereit. »Soll ich Ihnen einen Spiegel holen?«

Buckleigh öffnete den Mund, als wollte er antworten, fand aber keine Worte und schüttelte den Kopf, als wollte er eine Fliege verjagen. Er ergriff seine Tasse, starrte einen Moment hinein, als sei er erstaunt, dass sie leer war, und stellte sie hin. Dann sah er Brianna an.

»Sie haben nicht vielleicht etwas Stärkeres als Kaffee im Haus, *a bhanamhaighstir*?«

ROGER MUSSTE EIN WENIG SUCHEN, BIS ER IN SEINEM STUDIERZIMMER DEN Stammbaum fand, den

der Reverend vor Jahren gezeichnet hatte. Während er unterwegs war, holte Brianna die Flasche Oban hervor und schenkte William ein ordentliches Glas ein. Ohne zu zögern goss sie auch Roger und sich selbst Whisky ein und stellte einen Krug mit Wasser auf den Tisch.

»Nehmen Sie ein bisschen Wasser?«, fragte sie höflich.
»Oder trinken Sie ihn pur?«

Zu ihrer großen Überraschung griff er sofort nach dem Wasser und ließ ein paar Tropfen in den Whisky laufen. Er sah ihre Miene und lächelte.

»Wenn es billiger Fusel wäre, würde ich ihn so hinunterkippen. Wenn der Whisky es wert ist, dass man ihn trinkt, entfaltet er mit etwas Wasser seinen Geschmack besser. Aber das wussten Sie schon, oder? Obwohl Sie keine Schottin sind.«

»Doch, das bin ich«, sagte sie. »Väterlicherseits. Sein Name ist - war - James Fraser aus Lallybroch. Man nannte ihn den *Dunbonnet*.«

Er ließ die Augen blinzeln durch die Küche wandern, dann sah er sie wieder an.

»Dann sind Sie ... auch eine?«, sagte er. »Wie Ihr Mann und ich? Auch eine - was auch immer es ist?«

»Was auch immer es ist«, pflichtete sie ihm bei. »Ja. Kannten Sie meinen Vater etwa?«

Er schüttelte den Kopf, nippte mit geschlossenen Augen an seinem Glas und wartete einen Moment ab, während ihm der Whisky durch die Kehle rann.

»Lieber Himmel, ist das gut«, hauchte er und öffnete die Augen. »Nein, ich bin etwa ein Jahr vor Culloden zur Welt gekommen. Ich habe aber als kleiner Junge vom *Dunbonnet* gehört.«

»Sie haben gesagt, Sie hatten kein Talent zum Farmer«, sagte Brianna nun neugierig. »Was waren Sie denn in Schottland, bevor Sie gegangen sind?«

Er holte tief Luft und atmete durch die Nase aus, genau wie es ihr Vater machte. Typisch MacKenzie, dachte sie belustigt.

»Ich war Anwalt«, sagte er heftig und ergriff sein Glas.

»Das ist doch einmal ein nützlicher Beruf«, lobte Roger, der gerade rechtzeitig zurückkam, um diese Antwort zu hören. Er betrachtete Buccleigh nachdenklich, dann schüttelte er den Kopf und breitete den Stammbaum der MacKenzies auf dem Tisch aus.

»Da sind Sie«, sagte er und zeigte auf den entsprechenden Eintrag, dann fuhr er mit dem Finger abwärts. »Und hier bin ich.« Buccleigh sah den Stammbaum blinzelnd an, dann beugte er sich tiefer darüber, um ihn genauer zu betrachten. Brianna sah die Bewegung in seiner Kehle, als er ein- oder zweimal schluckte. Sein unrasiertes Gesicht war blass, als er aufblickte.

»Aye, das sind meine Eltern, meine Großeltern. Und hier ist Jem - mein Jem -, genau da, wo er sein sollte. Ich habe aber noch ein Kind«, sagte er plötzlich und wandte sich

Brianna zu. »Zumindest glaube ich das. Morag war schwanger, als ich ... als ich ... gegangen bin.«

Roger setzte sich. Seine Miene hatte etwas von ihrem wütenden Argwohn verloren, und er musterte William Buccleigh mit etwas, das Mitgefühl hätte sein können.

»Erzählen Sie uns davon«, schlug er vor. »Wie Sie gegangen sind.«

Buccleigh schob sein leeres Whiskyglas über den Tisch, wartete aber nicht ab, bis es wieder gefüllt wurde.

Der Besitzer der Plantage, auf der er gearbeitet hatte, war nach der Schlacht von Alamance in den Ruin geraten. Man hatte ihn für seine Beteiligung am Regulatorenaufstand eingekerkert und seinen Besitz konfisziert. Die MacKenzies waren eine Weile ziellos durch das Land gezogen, da sie kein Geld und kein Zuhause hatten, keine nahen Verwandten, die ihnen hätten helfen können.

Brianna wechselte einen raschen Blick mit Roger. Hätte Buccleigh es gewusst - er hatte sich ganz in der Nähe von Verwandten befunden, reichen Verwandten noch dazu. Jocasta Cameron war Dougal MacKenzies Schwester - die Tante dieses Mannes. Hätte er es gewusst.

Sie sah Roger mit fragend hochgezogenen Augenbrauen an, doch er schüttelte sacht den Kopf. Das konnte warten.

Schließlich, erzählte Buccleigh, hatten sie sich entschlossen, nach Schottland zurückzukehren. Morag

hatte dort Verwandte, einen Bruder in Inverness, der es zum wohlhabenden Kornhändler gebracht hatte. Morag hatte ihm geschrieben, und er hatte sie zur Rückkehr gedrängt und angeboten, William in seinem Geschäft unterzubringen.

»Damals war ich so weit, dass ich froh gewesen wäre, wenn man mich auf einem Viehfrachtschiff zum Mistschaukeln genommen hätte«, gab Buccleigh seufzend zu. »Ephraim - das ist Morags Bruder, Ephraim Gunn - sagte aber, er könnte eine Schreibkraft brauchen. Und ich *kann* gut schreiben und rechnen.«

Der Lockruf der Arbeit - einer Arbeit, die er gut verrichten konnte - und eines Ortes, an dem sie leben konnten, hatte ausgereicht, um die kleine Familie erneut zu der gefährlichen Reise über den Atlantik zu bewegen. Ephraim hatte ihnen das Geld für die Überfahrt an eine Bank übersandt, und so waren sie zurückgekehrt und in Edinburgh gelandet, von wo sie sich langsam nach Norden durchgeschlagen hatten.

»Die größte Strecke auf einem Viehwagen.« Buccleigh war bei seinem dritten Glas Whisky, Brianna und Roger lagen nur knapp zurück. Buccleigh goss sich etwas Wasser in sein leeres Glas und spülte sich den Mund, bevor er schluckte, um den Hals freizubekommen. Dann hustete er und fuhr fort.

»Wir hatten einen Speichenbruch - schon wieder - in der Nähe der Stelle, die sie Craigh na Dun nennen. Ich nehme an, Sie wissen beide davon?« Er ließ den Blick zwischen

ihnen hin und her schweifen, und sie nickten. »Aye. Nun ja. Morag fühlte sich nicht gut, und das Kind war auch todmüde, also haben sie sich ein bisschen ins Gras gelegt, um zu schlafen, während das Rad geflickt wurde. Der Viehtreiber hatte einen Kameraden dabei und brauchte meine Hilfe nicht, also bin ich losgegangen, um mir die Beine zu vertreten.«

»Und Sie sind auf den Hügel gestiegen, zu den Steinen«, sagte Brianna, der bei diesem Gedanken eng ums Herz wurde.

»Wissen Sie, was es für ein Datum war?«, warf Roger ein.

»Sommer«, sagte William Buccleigh langsam. »Ungefähr Mittsommer, aber ich könnte den Tag nicht genau beschwören. Warum?«

»Die Sommersonnenwende«, sagte Brianna mit einem kleinen Schluckauf. »Es ist - Wir glauben, dann steht es offen. Das - was immer es ist - an den Sonnenfesten und den Feuerfesten.«

Das Geräusch eines Autos, das die Auffahrt entlangkam, drang schwach zu ihnen, und sie blickten alle drei auf, als hätte man sie bei Heimlichtuereien ertappt.

»Annie und die Kinder. Was machen wir nur mit ihm?«, fragte sie Roger.

Er sah Buccleigh mit zusammengekniffenen Augen an, dann kam ihm ein Gedanke. »Wir müssen uns etwas einfallen lassen, um Ihre Anwesenheit zu erklären«, sagte

Roger und stand auf. »Doch für den Moment - kommen Sie mit mir, aye?«

Buckleigh stand widerspruchslos auf und folgte Roger in die Vorratskammer. Sie hörte, wie sich Buckleighs Stimme kurz erstaunt erhob, ein paar leise, erklärende Worte von Roger, dann das knirschende Geräusch, als sie die Bank verrückten, die den Zugang zu ihrem Kellerversteck verbarg.

Wie in Trance erhob sich Brianna hastig, um die drei Gläser wegzuräumen und zu spülen, den Whisky und das Wasser vom Tisch zu nehmen. Als sie den Türklopfer am Eingang hörte, fuhr sie ein wenig zusammen. Doch nicht die Kinder. Wer konnte das sein?

Sie nahm den Stammbaum, eilte durch den Flur und machte einen kurzen Abstecher, um ihn auf Rogers Schreibtisch abzulegen, bevor sie zur Tür ging.

Wie alt ist er?, dachte sie, als sie nach der Klinke griff. Er sieht aus wie Ende dreißig, aber -

»Hi«, sagte Rob Cameron, dessen Gesicht angesichts ihrer Miene einen etwas alarmierten Ausdruck annahm. »Störe ich?«

ROB WAR HIER, UM ROGER EIN BUCH ZURÜCKZUBRINGEN, DAS DIESER IHM geliehen hatte, und um eine Einladung auszusprechen: Ob Jem wohl Lust hatte, am Freitag mit Bobby ins Kino zu gehen, *Fish and Chips* zu essen und bei ihm zu übernachten?

»Bestimmt«, sagte Brianna. »Aber er ist im Moment nicht - Oh, da ist er ja.« Annie war ebenfalls gerade angekommen - und zwar unüberhörbar. Sie hatte die Gangschaltung so misshandelt, dass sie den Motor in der Einfahrt abgewürgt hatte. Brianna erschauerte leicht und war froh, dass Annie nicht *ihr* Auto genommen hatte.

Bis die Kinder ausgestiegen und von ihren klebrigen Eisresten befreit waren, um dann Mr. Cameron höflich die Hand zu geben, trat auch Roger aus dem Haus. Sofort war er in ein Gespräch über seine Bemühungen mit der Kapelle verwickelt, das so ausuferte, dass es Zeit zum Abendessen wurde. Und es wäre schließlich unhöflich gewesen, Rob nicht mit einzuladen ...

Und so kam es, dass Brianna wie benommen Rührei und Kartoffeln briet und Bohnen aufwärmte, während sie an ihren ungeladenen Gast unter der Vorratskammer dachte, der die Kochgerüche riechen und vor Hunger schier sterben musste - und *was* in aller Welt würden sie mit ihm anfangen?

Die ganze Zeit, während sie aßen und freundlich plauderten, während Brianna die Kinder zu Bett brachte und sich Roger und Rob über piktische Steine und Ausgrabungen auf den Orkney-Inseln unterhielten, war sie in Gedanken bei William Buccleigh MacKenzie.

Die Orkneys, dachte sie. Roger hat gesagt, der *Nuckelavee* ist ein Monster von den Orkneys. Ist er dort gewesen? Wann? Und warum zum Teufel hat er sich die ganze Zeit in unserem Turm herumgedrückt? Als er

begriffen hat, was geschehen ist, warum ist er nicht sofort zurückgegangen? Was *macht* er nur hier?

Als sich Rob endlich verabschiedete, ein neues Buch mitnahm, sich ausgiebig für das Essen bedankte und sie noch einmal an die Kinoverabredung am Freitag erinnerte, war sie so aufgebracht, dass sie William Buccleigh am liebsten am Kragen aus dem Versteck gezerrt hätte, um ihn persönlich zum Steinkreis von Craig na Dun zu fahren und ihn dort in einen Stein zu stopfen.

Doch als er dann mit langsamen Bewegungen hinauskletterte, blass und unübersehbar hungrig, ließ ihr Zorn wieder nach. Zumindest ein kleines bisschen. Schnell briet sie ihm frisches Rührei und setzte sich zu ihm, während Roger im Haus die Runde machte und die Türen und Fenster kontrollierte.

»Obwohl wir uns ja eigentlich keine Sorgen mehr zu machen brauchen«, merkte sie bissig an, »weil Sie ja jetzt *im Haus* sind.«

Er blickte auf, müde, aber argwöhnisch.

»Ich habe doch gesagt, dass es mir leidtut«, erwiderte er leise. »Möchten Sie, dass ich gehe?«

»Und wohin *würden* Sie gehen, wenn ich ja sagen würde?«, fragte sie unfreundlich.

Er drehte das Gesicht zum Fenster über der Küchenspüle. Bei Tageslicht blickte es auf eine friedliche Szene hinaus, auf den Gemüsegarten mit seinem abgenutzten Holztörchen und der Wiese dahinter. Jetzt war

dort nichts als die Schwärze einer mondlosen Highlandnacht. Eine Nacht, in der gute Christenmenschen in ihren Häusern blieben und die Türpfosten mit Weihwasser bespritzten, weil die Wesen, die in den Mooren und Hügeln umherwanderten, nicht immer heilig waren.

Er sagte nichts, sondern schluckte nur, und sie sah, wie sich die blonden Härchen auf seinen Unterarmen aufstellten.

»Sie brauchen nicht zu gehen«, sagte sie schroff. »Wir finden schon ein Bett für Sie. Aber morgen ...«

Er nickte, ohne sie anzusehen, und machte Anstalten aufzustehen. Sie legte ihm die Hand auf den Arm, um ihn zurückzuhalten, und er sah sie verblüfft an, seine Augen dunkel im gedämpften Licht.

»Sagen Sie mir jetzt nur eines«, sagte sie. »Möchten Sie zurückgehen?«

»O Gott, ja«, sagte er und wandte den Kopf ab, doch seine Stimme war belegt. »Ich sehne mich nach Morag. Ich sehne mich nach meinem Jungen.«

Sie ließ sein Handgelenk los und stand auf, doch ihr war noch ein Gedanke gekommen.

»Wie alt sind Sie?«, fragte sie stirnrunzelnd, und er zuckte mit den Achseln und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

»Achtunddreißig«, sagte er. »Warum?«

»Nur ... aus Neugier«, sagte sie und wandte sich ab, um

den Aga für die Nacht herunterzudrehen. »Kommen Sie mit; ich mache Ihnen ein Bett im Wohnzimmer. Morgen ... sehen wir dann weiter.«

Sie führte ihn durch den Flur an Rogers Studierzimmer vorüber, und eine Eiskugel lag in ihrem Magen. Das Licht brannte, und der Stammbaum, den Roger herausgekramt hatte, um ihn William Buccleigh zu zeigen, lag noch dort auf dem Schreibtisch, wo sie ihn hingeworfen hatte. Hatte er das Datum gesehen? Sie glaubte es nicht - oder falls doch, war es ihm sicher nicht aufgefallen. Nicht jeder Eintrag auf dem Stammbaum war mit dem Geburts- und Todesdatum versehen - seiner jedoch schon. Diesem Stammbaum zufolge war William Buccleigh MacKenzie im Alter von achtunddreißig Jahren gestorben.

Er kommt nicht zurück, dachte sie, und das Eis legte sich um ihr Herz.

LOCH ERROCHTYLAG STUMPF WIE ZINN UNTER DEM BEDECKTEN HIMMEL. SIE standen auf der Fußgängerbrücke über den Alt Ruighe nan Saorach, den Fluss, der den See speiste, und blickten auf den künstlichen See hinunter, der sich zwischen den Hügeln ausbreitete. Buck - so hatten sie ihn in Amerika genannt, sagte er, und er hatte sich daran gewöhnt - konnte sich gar nicht sattsehen, sein Gesicht eine Studie des Erstaunens und der Bestürzung.

»Da unten«, sagte er leise und streckte den Finger aus.

»Sehen Sie dort, wo der kleine Bach hineinläuft? Da hat das Haus meiner Tante Ross gestanden. Vielleicht dreißig Meter weiter.«

Jetzt lag die Stelle etwa zehn Meter unter der Wasseroberfläche.

»Es muss schmerzhaft sein«, sagte Brianna nicht ohne Mitgefühl. »Zu sehen, dass sich alles so verändert hat.«

»Das stimmt.« Er sah sie kurz an, und seine Augen, die Rogers Augen so verwirrend ähnlich waren, glitzerten in seinem Gesicht. »Vielleicht aber auch eher, dass sich so vieles *nicht* verändert hat. Da oben, aye?« Er wies mit dem Kinn auf die fernen Berge. »Ganz genau wie immer. Und die Vögel im Gras, und die Lachse, die gegen den Strom springen. Ich könnte den Fuß dort hinten ans Ufer setzen« - er zeigte kopfnickend zum Ende der Brücke - »und mich fühlen, als wäre ich gestern noch dort entlanggegangen. Ich *bin* gestern noch dort entlanggegangen! Und doch ... sind die Menschen alle fort. Alle«, wiederholte er leise. »Morag. Meine Kinder. Sie sind alle tot. Es sei denn, ich finde den Weg zurück.«

Sie hatte nicht vorgehabt, ihm Fragen zu stellen; besser, sie wartete, bis sie und Roger gemeinsam mit ihm sprechen konnten, heute Abend, wenn die Kinder im Bett waren. Doch dann ergab sich die Gelegenheit von selbst. Roger war mit Buck durch die Highlands gefahren, am Loch Ness entlang durch den Great Glen, und schließlich hatte er ihn am Staudamm von Loch Errochty abgesetzt, wo sie heute arbeitete; sie würde ihn abends wieder

mitbringen.

Sie hatten letzte Nacht - im Flüsterton - darüber diskutiert. Nicht darüber, was sie über ihn sagen sollten; er würde Papas Verwandter auf Besuch sein. Das war schließlich die Wahrheit. Nein, ob sie ihn in den Tunnel bringen sollten. Roger war dafür gewesen, sie sehr dagegen, denn sie erinnerte sich an den Schreck, als die - Zeitlinie? - wie ein scharfer Draht durch sie hindurchgefahren war. Sie hatte sich immer noch nicht entschieden.

Aber jetzt hatte er das Thema seiner Rückkehr selbst angesprochen.

»Als Sie zu sich gekommen sind nach der ... Passage und als Sie dann begriffen haben, was geschehen war«, fragte sie neugierig, »warum sind Sie dann nicht sofort in den Kreis zurückgekehrt?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Das bin ich doch. Obwohl ich nicht sagen kann, dass ich sofort begriffen habe, was passiert war. Das hat ein paar Tage gedauert. Aber ich wusste, dass etwas Schreckliches geschehen war und dass die Steine damit zu tun hatten. Also war ich vor ihnen auf der Hut, wie Sie sich vielleicht vorstellen können.« Er musterte sie mit hochgezogener Augenbraue, und sie nickte widerstrebend.

Sie *konnte* es verstehen. Sie würde sich einem solchen Stein nicht auf eine Meile nähern, es sei denn, um ein Mitglied ihrer Familie vor einem schrecklichen Schicksal zu

bewahren. Und selbst dann würde sie es sich zweimal überlegen. Doch sie verdrängte diesen Gedanken und widmete sich wieder ihren Fragen.

»Aber Sie haben doch gesagt, Sie sind zurückgegangen. Was ist passiert?«

Er sah sie hilflos an und breitete die Hände aus.

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen beschreiben soll. So etwas ist mir noch nie passiert.«

»Versuchen Sie es«, schlug sie vor. Ihr Ton wurde strenger, und er seufzte.

»Aye. Nun, ich bin zu dem Steinkreis hinaufgestiegen, und diesmal konnte ich sie hören - die Steine. Als würden sie sich unterhalten, mit einem Summen wie ein Bienenstock und darunter ein Geräusch, bei dem mir die Nackenhaare zu Berge gestanden haben.«

Am liebsten hätte er kehrtgemacht, um davonzulaufen, doch er hatte an Morag und Jemmy gedacht und beschlossen weiterzugehen. Er war in die Mitte des Kreises getreten, wo sich das Geräusch von allen Seiten auf ihn gestürzt hatte.

»Ich dachte, ich würde den Verstand verlieren«, gestand er unverblümt. »Es hat auch nicht geholfen, mir die Finger in die Ohren zu stecken; es war in mir, als käme es aus meinen Knochen. Ist es bei Ihnen auch so gewesen?«, fragte er übergangslos und sah sie neugierig an.

»Ja, das ist es«, antwortete sie knapp. »Zumindest sehr ähnlich. Weiter. Was haben Sie dann gemacht?«

Er hatte den hohen, gespaltenen Stein gesehen, den er beim ersten Mal durchschritten hatte, hatte Luft geholt, so tief er konnte, und sich hindurchgestürzt.

»Und Sie können mich gern als Lügner beschimpfen«, versicherte er ihr. »Aber ich habe nicht die geringste Ahnung, was als Nächstes passiert ist. Nur, nachdem es passiert war, habe ich zwischen den Steinen im Gras gelegen und in Flammen gestanden.«

Sie sah ihn erschrocken an.

»Meinen Sie das figurativ? Ich meine, haben Ihre Kleider gebrannt, oder hatten Sie nur das Gefühl -«

»Ich weiß, was figurativ bedeutet«, unterbrach er sie mit einem gereizten Unterton. »Ich bin vielleicht nicht das, was Sie sind, aber ich *bin* gebildet.«

»Tut mir leid«, sagte sie mit einem kleinen entschuldigenden Nicken und bedeutete ihm fortzufahren.

»Jedenfalls habe ich gebrannt, und nein, es war nicht *figurativ*. Mein Hemd stand in Flammen. Hier -« Er zog den Reißverschluss seiner Windjacke auf und kämpfte mit den Knöpfen von Rogers blauem Batisthemd, um dann die Knopfleisten auseinanderzuziehen und ihr den roten Fleck einer abheilenden Brandverletzung auf seiner Brust zu zeigen. Er hätte es sofort wieder zugeknöpft, doch sie hinderte ihn mit einer Geste daran und beugte sich vor, um sich die Verletzung näher anzusehen. Sie schien über seinem Herzen zu liegen. Hatte das etwas zu sagen?, fragte sie sich.

»Danke«, sagte sie und richtete sich auf. »Was - Woran haben Sie denn gedacht, als Sie durch den Stein geschritten sind?«

Er starrte sie an.

»Ich habe daran gedacht, dass ich zurückwollte, was sonst?«

»Ja, natürlich. Aber haben Sie an jemand Bestimmten gedacht? An Morag, meine ich, oder an Ihren Jem?«

Ein außergewöhnlicher Ausdruck - Beschämung? Verlegenheit? - wanderte über sein Gesicht hinweg, und er wandte den Blick ab.

»Ja«, sagte er knapp, und sie wusste, dass er log, auch wenn sie sich nicht vorstellen konnte, warum. Er hustete und fuhr hastig fort.

»Nun denn. Ich habe mich im Gras gewälzt, um es zu löschen, und dann habe ich mich übergeben. Ich bin eine ganze Weile liegen geblieben, weil ich nicht die Kraft hatte aufzustehen. Ich weiß nicht, wie lange, aber lange. Sie wissen doch, wie es zur Mittsommerzeit hier ist? Dieses milchige Licht, wenn man die Sonne zwar nicht sehen kann, sie aber nicht wirklich fort ist?«

»Mittsommerdämmerung«, murmelte sie. »Aye - ich meine, ja, ich weiß. Und haben Sie es noch einmal versucht?«

Diesmal ~~war~~ es Beschämung. Die Sonne stand tief, und die Wolken glühten in einem dumpfen Orange, das See und Hügel plötzlich erröten ließ, doch sie konnte trotzdem

die dunklere Röte sehen, die sich über seine breiten Wangenknochen breitete.

»Nein«, murmelte er. »Ich hatte Angst.«

Obwohl sie ihm misstraute und ihre Wut über das, was er Roger angetan hatte, nicht ganz abschütteln konnte, verspürte sie bei diesem Eingeständnis schlagartig Mitgefühl. Sie und Roger hatten schließlich beide mehr oder weniger *gewusst*, worauf sie sich einließen. Ihn hatte es völlig unerwartet getroffen, und er wusste immer noch so gut wie nichts.

»Ich hätte auch Angst gehabt«, sagte sie. »Haben Sie - ?«

Hinter ihr erklang ein Ruf, der sie unterbrach, und als sie sich umdrehte, sah sie Rob Cameron am Flussufer entlanglaufen. Er winkte und kam keuchend zu ihnen auf die Brücke gerannt.

»Hi, Boss«, sagte er und grinste sie an. »Hab Sie auf dem Nachhauseweg gesehen. Wenn Sie frei haben, wüsste ich gern, ob wir noch etwas trinken gehen? Ihr Freund natürlich auch«, fügte er hinzu und nickte William Buccleigh freundlich zu.

Damit blieb ihr natürlich nichts anderes übrig, als die beiden Männer einander vorzustellen - Buck mit der Geschichte, die sie abgesprochen hatten: ein Verwandter, der für ein paar Tage in der Stadt war und bei ihnen übernachtete. Sie lehnte Robs Einladung höflich ab und sagte, sie müsste zum Abendessen der Kinder zu Hause

sein.

»Dann eben ein andermal«, sagte Rob unbekümmert. »Nett, Sie kennenzulernen, Kumpel.« Leichtfüßig wie eine Gazelle lief er wieder davon, und als sie sich zurückwandte, sah sie, dass William Buccleigh ihm mit zusammengekniffenen Augen nachschaute.

»Was?«, wollte sie wissen.

»Dieser Mann hat es auf Sie abgesehen«, sagte er abrupt und wandte sich ihr zu. »Weiß Ihr Ehemann davon?«

»Das ist doch lächerlich«, sagte sie nicht minder abrupt. Doch ihr Herzschlag hatte sich bei seinen Worten beschleunigt, und das gefiel ihr gar nicht. »Ich arbeite mit ihm zusammen. Er ist mit Roger bei den Freimaurern, und sie unterhalten sich über alte Lieder. Das ist alles.«

Er stieß eines dieser schottischen Geräusche aus, die Anzüglichkeiten aller Art ausdrücken konnten, und schüttelte den Kopf.

»Ich bin vielleicht nicht das, was Sie sind«, sagte er und lächelte unangenehm. »Aber ich bin auch kein Dummkopf.«

EIN VERLORENES SCHÄTZCHEN KEHRT ZURÜCK

24. November 1777 Philadelphia

Lord John Grey brauchte dringend einen Kammerdiener. Er hatte zwar eine Person angestellt, die sich als solchen bezeichnete, den Mann jedoch mehr als nutzlos gefunden, und ein Dieb war er obendrein. Er hatte ihn dabei erwischt, wie er sich Teelöffel in die Hose steckte, und ihn entlassen, nachdem er die Löffel mit Gewalt zurückerobert hatte. Eigentlich hätte er den Mann wohl festnehmen lassen sollen, doch er war sich nicht sicher, was der örtliche Konstabler wohl tun würde, wenn er von einem britischen Offizier gerufen wurde.

Der Großteil der britischen Kriegsgefangenen war aus der Stadt geholt worden, als Howes Armee näher rückte; die Amerikaner wollten sie behalten, um sie auszutauschen. Henry jedoch nicht.

Er büstete seine Uniform selbst sauber und dachte dabei vergrämt nach. Er trug sie inzwischen täglich, um Henry und Dottie zu schützen. Er war zwar seit Jahren nicht mehr aktiv im Dienst, doch anders als die meisten ehemaligen Soldaten hatte er sein Oberstleutnantspatent nicht zurückgegeben. Er war sich nicht sicher, was Hal

getan hätte, wenn er *versucht* hätte, es zurückzugeben. Doch da es ein Patent in Hals eigenem Regiment war und Grey es nicht nötig hatte, es zu verkaufen, erübrigte sich die Frage.

Einer der Knöpfe war lose. Er holte das Nähzeug aus seiner Ausrüstung hervor, fädelt ein Stück Nähgarn ein, ohne zu blinzeln, und befestigte den Knopf wieder an seinem Rock. Er empfand einen Hauch von Genugtuung, was jedoch nur zeigte, wie wenig Kontrolle er derzeit über die Dinge hatte - so wenig, dass ihn schon eine erfolgreich durchgeführte Näharbeit zufriedenstellte.

Er betrachtete sich stirnrunzelnd im Spiegel und zupfte gereizt an der Goldlitze seines Rockes, die an einigen Stellen dunkel angelaufen war. Er wusste, wie dies zu beheben war, doch der Teufel sollte ihn holen, wenn er sich hinsetzte und mit einem uringetränkten Brotklumpen daran herumpolierte. So wie er General Sir William Howe kannte, bezweifelte er ohnehin, dass seine äußere Erscheinung die Art seines Empfangs beeinflussen würde, selbst wenn er in einer Sänfte vor Howes Hauptquartier aufgetaucht wäre und sich den Kopf in einen türkischen Turban gewickelt hätte. Es kam oft vor, dass Howe einen ganzen Monat lang weder badete noch seine Wäsche wechselte - und das nicht nur im Feld.

Dennoch. Es würde ein Armeearzt sein müssen, und Grey wollte die freie Auswahl haben. Bei diesem Gedanken verzog er das Gesicht. Er hatte schon viel zu viele Armeearzte kennengelernt, und einige davon waren

ihm unangenehm nah gekommen. Doch Howes Armee war Ende September in die Stadt gekommen. Jetzt war es fast Ende November, die Besatzung war Alltag geworden, und unter den Einwohnern schwelte der Groll.

Jene Ärzte, die die Rebellion unterstützten, hatten entweder die Stadt verlassen, oder sie wollten nichts mit einem britischen Offizier zu tun haben. Jene, die mit den Loyalisten sympathisierten, hätten ihm mit dem größten Vergnügen geholfen - er wurde oft zu den Empfängen der reichen Loyalisten der Stadt eingeladen und hatte auf diesem Weg auch ein oder zwei Ärzte kennengelernt, jedoch keinen, der einen guten Ruf als Chirurg hatte. Einer befasste sich vornehmlich mit Geschlechtskrankheiten, ein anderer war Geburtshelfer, und der dritte war eindeutig ein Quacksalber der schlimmsten Sorte.

Also würde er Howes Hauptquartier aufsuchen und dort um Hilfe bitten. Er konnte nicht länger warten; Henry hatte sich wacker gehalten, und mit dem kühleren Wetter schien er sogar wieder ein wenig aufzublühen. Besser, wenn es jetzt geschah, damit ihm ein wenig Gelegenheit zur Genesung blieb, bevor der Winter mit seiner Kälte und der schlechten Luft geschlossener Häuser kam.

Fertig herausgeputzt, schnallte er sich sein Schwert um und trat auf die Straße hinaus. Ein Soldat mit einem schweren Rucksack kam langsam auf ihn zu und ließ halb gebückt den Blick über die Häuser schweifen. Er würdigte den Mann kaum eines Blickes, während er die Treppe hinunterstieg - doch dieser flüchtige Blick genügte.

Ungläubig schaute er noch einmal hin, und dann rannte er über die Straße, ohne weiter über seinen Hut, seine Goldlitze, sein Schwert oder seine Würde nachzudenken, und nahm den hochgewachsenen jungen Soldaten in die Arme.

»Willie!«

»Papa!«

Ihm ging auf höchst bemerkenswerte Art und Weise das Herz auf; er konnte sich kaum erinnern, je so glücklich gewesen zu sein, gab sich jedoch alle Mühe, dies für sich zu behalten, da er Willie nicht mit unmännlichen Gefühlsausbrüchen in Verlegenheit bringen wollte. Er ließ seinen Sohn nicht los, trat aber ein wenig zurück und betrachtete ihn von oben bis unten.

»Du bist ... schmutzig«, sagte er und konnte sich das breite, törichte Grinsen nicht verkneifen. »Ausgesprochen schmutzig sogar.« Das stimmte. Außerdem war er völlig zerlumpt. Er trug zwar seine Offiziershalsberge noch, doch seine Halsbinde fehlte genauso wie mehrere Knöpfe, und an einem Ärmel war die Manschette vollständig abgerissen.

»Und Läuse habe ich auch«, versicherte ihm Willie und kratzte sich. »Hast du etwas zu essen für mich?«

»Ja, natürlich. Komm herein, komm herein.« Er nahm Willie den Rucksack von der Schulter und winkte ihm, ihm zu folgen. »Dottie! Komm herunter!«

»Ich *bin* unten«, sagte seine Nichte hinter ihm und trat

aus dem Morgenzimmer, wo sie üblicherweise frühstückte. Sie hatte ein Stück gebutterten Toast in der Hand. »Was willst du - Oh, *Willie!*«

Ohne sich um den Schmutz und die Läuse zu kümmern, nahm William sie in seine Arme, und sie ließ den Toast auf den Teppich fallen und drückte ihn lachend und weinend, bis er protestierte, dass sie ihm alle Rippen gebrochen hätte und er nie wieder in der Lage sein würde, normal zu atmen.

Grey beobachtete die Szene mit äußerstem Wohlwollen, obwohl die beiden den gebutterten Toast inzwischen vollständig in den gemieteten Teppich getreten hatten. Sie schienen sich tatsächlich zu lieben, dachte er. Vielleicht hatte er sich ja geirrt. Er hüstelte höflich, was zwar nicht ausreichte, um ihre Umarmung zu lösen, aber immerhin dazu führte, dass sich Dottie verständnislos nach ihm umsah.

»Ich gehe in die Küche und bestelle Frühstück für William, ja?«, sagte er. »Geh doch mit ihm in den Salon, meine Liebe, und gib ihm eine Tasse Tee.«

»Tee«, hauchte Willie, und sein Gesicht nahm die selige Miene eines Menschen an, der gerade ein erstaunliches Wunder mit ansieht - oder davon berichtet bekommt. »Ich habe seit Wochen keinen Tee mehr getrunken. Seit Monaten!«

Grey steuerte auf das Küchenhaus zu, das ein Stück vom eigentlichen Haus entfernt stand, damit Letzteres nicht zerstört wurde, wenn - nicht falls - irgendetwas Feuer fing

und die Küche abbrannte. Jetzt wehten ihm köstliche Gerüche nach gebratenem Fleisch, eingekochtem Obst und frischem Brot aus dem wackeligen Bauwerk entgegen.

Er hatte Mrs. Figg, eine nahezu kugelrunde Schwarze, als Köchin eingestellt, weil er davon ausgegangen war, dass sie nur zu einer solchen Figur gelangt sein konnte, weil sie gutes Essen sowohl zu schätzen als auch zuzubereiten wusste. Dies hatte sich als zutreffend herausgestellt, und nicht einmal das launische Temperament der Dame und ihre Vorliebe für unflätige Ausdrücke konnten ihn dazu bewegen, diese Entscheidung zu bedauern, obwohl er grundsätzlich mit Vorsicht auf sie zuing. Angesichts der Neuigkeiten stellte sie jedoch dienstbeflissen die Wildpastete beiseite, die sie gerade zubereitete, und richtete ein Teetablett her.

Er wartete, bis sie fertig war, um es selbst mit zurückzunehmen, weil er William und Dottie ein wenig Zeit unter vier Augen gönnen wollte. Er wollte alles hören - denn natürlich wusste jeder in Philadelphia von Burgoynes katastrophalem Stelldichein in Saratoga, doch er wollte vor allem von William hören, unter welchen Voraussetzungen oder Annahmen John Burgoyne dort angetreten war. Einigen seiner Militärbekanntschaften zufolge hatte Sir George Germain Burgoyne nämlich versichert, dass man seinen Plan gutgeheißen hatte und dass Howe nach Norden marschieren würde, um sich mit ihm zu verbinden und so die amerikanischen Kolonien in zwei Hälften zu zerteilen. Anderen Quellen zufolge - darunter auch einige

von Howes Stabsoffizieren - hatte man Howe niemals von diesem Plan in Kenntnis gesetzt, geschweige denn, dass er ihm zugestimmt hätte.

War dies Arroganz und Voreiligkeit auf Seiten Burgoynes gewesen, Sturköpfigkeit und Stolz auf Seiten Howes, Idiotie und Inkompetenz auf Seiten Germain's - oder eine Kombination all dieser Möglichkeiten? Wenn man ihn gedrängt hätte, hätte er auf Letzteres gewettet, doch es interessierte ihn sehr zu erfahren, inwieweit Germain hinter der ganzen Sache steckte. Da Percy Beauchamp spurlos aus Philadelphia verschwunden war, würde jemand anders sein weiteres Verhalten beobachten müssen, und Arthur Norrington würde Grey wohl kaum über die Ergebnisse seiner Ermittlungen auf dem Laufenden halten.

Vorsichtig trug er das vollgeladene Tablett zurück und fand William in Hemdsärmeln auf dem Sofa vor. Er hatte das Haar lose auf den Schultern liegen und trank Tee.

Dottie saß auf dem Armsessel am Kamin. Sie hielt ihren Silberkamm auf dem Knie fest, und angesichts ihres Gesichtsausdrucks hätte Grey um ein Haar das Tablett fallen gelassen.

Sie wandte ihm verblüfft das Gesicht zu, als er eintrat, und ihre Miene war derart verständnislos, dass er begriff, dass sie ihn kaum wahrnahm. Dann bewegte sich etwas, und ihr Gesicht veränderte sich, als kehrte sie mit einem Wimpernschlag aus weiter Ferne zurück.

»Oh«, sagte sie, während sie sich erhob, und griff nach

dem Tablett. »Das kannst du mir geben.«

Das tat er und ließ den Blick dabei verstohlen zwischen den beiden jungen Leuten hin und her wandern. Tatsächlich, auch William sah merkwürdig aus. Warum?, fragte er sich. Noch vor wenigen Augenblicken waren sie aufgeregt, begeistert und überglücklich über die Anwesenheit des jeweils anderen gewesen. Jetzt war sie blass geworden, erbebt jedoch so sehr vor innerer Erregung, dass die Tassen auf den Untertassen klapperten, als sie den Tee einzuschenken begann. William war so rot, wie sie blass war, doch Grey war sich sicher, dass es keine sexuelle Erregung war. Er trug die Miene eines Mannes, der ... Nein, halt. Es *war* sexuelle Erregung, dachte er fasziniert - er war schließlich damit vertraut und nahm sie bei Männern besonders wahr -, doch sie war nicht auf Dottie gerichtet. Ganz und gar nicht.

Was zum Teufel hecken die beiden aus?, dachte er. Doch er gab vor, ihre Zerstreutheit zu ignorieren, und nahm Platz, um ebenfalls Tee zu trinken und von Williams Erlebnissen zu hören.

Davon zu erzählen ließ William ein wenig zur Ruhe kommen. Grey beobachtete, wie sich Williams Gesicht veränderte, während er - hin und wieder stockend - berichtete. Der Anblick versetzte ihm einen Stich. Stolz, ja, großer Stolz; William war jetzt ein Mann, ein Soldat, und zwar ein guter. Gleichzeitig bedauerte Grey im Stillen jedoch das Verschwinden der letzten Überreste von Williams Unschuld; man brauchte ihm nur flüchtig in die

Augen zu blicken, um zu sehen, dass diese unwiderruflich dahin war.

Seine Berichte über Schlachten, Diplomatie und Indianer hatten auf Dottie genau die entgegengesetzte Wirkung, wie er sah. Statt sich beruhigt oder glücklich zu zeigen, wurde sie mit jeder Minute nervöser.

»Eigentlich hatte ich ja vor, Sir William Howe zu besuchen, aber ich glaube, ich gehe erst zu Henry«, sagte Grey schließlich. Er erhob sich und strich sich die Krümel von den Rockschoßen. »Möchtest du mitkommen, Willie? Oder ihr beide vielleicht? Oder möchtest du dich lieber ausruhen?«

Sie wechselten einen Blick, bei dem sie beide solche Verschwörmienen trugen, dass er blinzelte. Willie hüstelte und erhob sich ebenfalls.

»Ja, Papa. Natürlich möchte ich Henry sehen. Aber Dottie hat mir gerade erzählt, wie ernst sein Zustand ist - und dass du vorhast, einen Armeearzt zu bitten, sich darum zu kümmern. Ich ... habe nur gedacht ... Ich kenne einen Armeearzt. Ein wirklich ausgezeichneter Mann. Sehr gebildet und sehr angenehm im Umgang - aber hurtig wie eine Schlange mit seiner Klinge«, fügte er eilig hinzu. Sein Gesicht hatte sich bei diesen Worten bemerkenswert verfärbt, und Grey betrachtete ihn fasziniert.

»Wirklich«, sagte Grey langsam. »Er klingt wie die Erhörung meiner Gebete. Wie lautet denn sein Name. Ich könnte Sir William bitten -«

»Oh, er hält sich nicht bei Sir William auf«, sagte Willie hastig.

»Oh, einer von Burgoynes Männern?« Burgoynes besiegte Soldaten waren - abgesehen von Ausnahmen wie William - nach Boston marschiert, um von dort nach England zu fahren. »Nun, natürlich würde ich ihn gern nehmen, aber ich bezweifle, dass wir ihn rechtzeitig aus Boston kommen lassen können, angesichts der Jahreszeit und der Wahrscheinlichkeit -«

»Nein, er ist nicht in Boston.« Wieder wechselte Willie einen dieser Blicke mit Dottie. Diesmal bemerkte sie, dass Grey sie beobachtete, wurde so rot wie die Rosen auf den Teetassen, und blickte geschäftig auf ihre Zehen hinunter. William räusperte sich.

»Eigentlich ist er Arzt in der Kontinentalarmee. Aber Washingtons Armee hat ihr Winterquartier in Valley Forge aufgeschlagen - das ist nicht mehr als einen Tagesritt von hier entfernt. Er wird kommen, wenn ich ihn persönlich darum bitte, dessen bin ich mir sicher.«

»Ich verstehe«, sagte Grey, der rasch überlegte. Er war sich zwar sicher, dass er das alles nicht einmal ansatzweise verstand, doch zunächst einmal schien es tatsächlich die Erhörung seiner Gebete zu sein. Es würde kein Problem sein, Howe zu bitten, eine Eskorte und eine weiße Flagge für William zu organisieren und dafür zu sorgen, dass man den Arzt unbehelligt passieren ließ.

»Also schön«, sagte er kurz entschlossen. »Ich werde heute Nachmittag mit Sir William darüber sprechen.«

Dottie und William stießen identische Seufzer aus - vor Erleichterung? Was zum Teufel?, fragte er sich erneut.

»Also gut«, fuhr er fort. »Andererseits willst du dich doch sicher waschen und umziehen, Willie. Ich gehe jetzt zu Howe, und wir gehen dann heute Nachmittag zu Henry. Wie ist denn der Name dieses famosen Kontinentalarztes, damit ihm Sir William einen Pass ausstellen kann?«

»Hunter«, sagte Willie, und sein sonnenverbranntes Gesicht schien zu leuchten. »Denzell Hunter. Achte darauf, dass Sir William den Pass für zwei Personen ausstellt; Dr. Hunters Schwester ist seine rechte Hand - sie wird mitkommen müssen, weil er ihre Hilfe braucht.«

ICH SEH ETWAS, WAS DU NICHT SIEHST

20. Dezember 1777 Edinburgh

Die gedruckte Type wurde plötzlich scharf, klar und schwarz, und ich stieß einen verblüfften Ausruf aus.

»Ah, dann sind wir also fast am Ziel?« Mr. Lewis, der Brillenmacher, zwinkerte mich über seine eigene Brille hinweg an. »Versucht es hiermit.« Er nahm mir sanft die Probierbrille von der Nase und reichte mir eine andere. Ich setzte sie auf, betrachtete die Buchseite vor meiner Nase und hob den Kopf.

»Ich hatte ja keine Ahnung«, sagte ich ebenso erstaunt wie beglückt. Ich fühlte mich wie neugeboren; alles war frisch, scharf und deutlich. Ganz plötzlich war ich wieder in die halbvergessene Welt des Kleingedruckten eingetreten.

Jamie stand am Fenster der Werkstatt, ein Buch in der Hand und eine kleidsame, stahlumrändete rechteckige Brille auf der langen Nase. Diese verlieh ihm das höchst ungewohnte Aussehen eines Gelehrten, und im ersten Moment sah er aus wie ein distinguiert Fremder, bis er sich ins Zimmer wandte, um mich anzusehen. Durch die Brillengläser wirkten seine Augen leicht vergrößert. Er blickte darüber hinweg und lächelte, während er mich

betrachtete.

»Sie gefällt mir«, sagte er beifällig. »Die runde Form passt zu deinem Gesicht, Sassenach.«

Ich war so von den neuen Details meiner Umgebung fasziniert, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen war, mich zu fragen, wie *ich* aussah. Neugierig stand ich auf und trat vor den kleinen Spiegel an der Wand, um hineinzublicken.

»Ach, du liebe Güte«, sagte ich und fuhr leicht zurück. Jamie lachte, und Mr. Lewis lächelte nachsichtig.

»Sie steht Euch wirklich sehr gut, Ma'am«, sagte er.

»Nun, das mag ja sein«, sagte ich, während ich argwöhnisch das Spiegelbild einer Fremden beäugte. »Es ist im Moment nur ein ziemlicher Schock.« Natürlich hatte ich nicht vergessen, wie ich aussah. Ich hatte nur seit Monaten keinen Gedanken mehr daran verschwendet. Abgesehen davon, dass ich regelmäßig meine Wäsche wechselte und darauf achtete, dass ich kein Grau trug, weil ich dann aussah, als hätte man mich stümperhaft einbalsamiert.

Heute trug ich Braun, ein offenes Jäckchen aus braunem Samt, der die Farbe reifer Rohrkolben hatte, mit einer schmalen goldenen Randeinfassung über meinem neuen Kleid - aus schwerer kaffeebrauner Seide mit einem eng anliegenden Mieder und drei spitzengesäumten Unterröcken, die am Knöchel hervorlugten. Wir würden zwar nicht lange in Edinburgh bleiben, da wir zusehen

mussten, dass der Brigadier seine letzte Ruhestätte fand, und Jamie es nicht abwarten konnte, endlich die Highlands zu sehen - doch wir hatten hier geschäftlich zu tun. Jamie hatte entschlossen verkündet, dass wir nicht wie die Landstreicher auftreten könnten, und eine Näherin und einen Schneider rufen lassen, sobald wir in unserem Quartier eintrafen.

Ich trat einen Schritt zurück und warf mich ein wenig in die Brust. Wenn ich ehrlich war, war ich überrascht festzustellen, wie gut ich aussah. Während der langen Monate der Reise, der Flucht und der Schlachten hatte ich mich ganz auf das Wesentliche konzentriert: zu überleben und zu funktionieren. Mein Aussehen wäre mir auch dann völlig gleichgültig gewesen, wenn ich einen Spiegel gehabt hätte.

Eigentlich hatte ich unterbewusst damit gerechnet, eine Hexe im Spiegel zu sehen, eine abgehärmt aussehende Frau mit wildem grauem Haar und strenger Miene, der womöglich noch das eine oder andere lange Haar am Kinn spross.

Stattdessen ... Nun, es sah immer noch erkennbar nach mir aus. Mein Haar - ohne Haube, dafür aber mit einem kleinen flachen Strohhut bedeckt, der mit einem kleinen Sträußchen künstlicher Gänseblümchen verziert war - war im Nacken hochgesteckt. Doch ein paar Strähnen ringelten sich schmeichelhaft um meine Schläfen, und meine Augen leuchteten bernsteinfarben hinter der Brille auf und funkelten mir mit einer überraschten Miene argloser

Erwartungsfreude entgegen.

Natürlich wies ich die Fältchen und Furchen meines Alters auf, doch im Großen und Ganzen hatte sich mein Gesicht friedlich auf meinem Schädel niedergelassen, statt sich in schlaffen Lappen davonzumachen. Und der Busen, der diskrete Schatten, der meine Brüste andeutete, war auch recht ansehnlich. Die Königliche Marine hatte uns unterwegs großzügig beköstigt, und ich hatte einiges von dem Gewicht zurückgewonnen, das ich auf dem langen Rückzug aus Ticonderoga verloren hatte.

»Tja, eigentlich gar nicht so schlecht«, fasste ich zusammen, und es klang so verblüfft, dass Jamie gemeinsam mit Mr. Lewis auflachte. Ich setzte die Brille mit beträchtlichem Bedauern ab. Jamie bekam eine einfache, in Stahl gefasste Lesebrille, die er sofort mitnehmen konnte, doch meine goldgeränderte Brille würde erst am folgenden Nachmittag fertig sein, wie uns Mr. Lewis versprach. Und so verließen wir seine Werkstatt, um uns unserem nächsten Vorhaben zu widmen: Jamies Druckerpresse.

»WO IST DENN IAN HEUTE MORGEN?«, FRAGTE ICH AUF DEM WEG ZUR PRINCES Street. Als ich wach geworden war, war er spurlos verschwunden gewesen, ohne ein Wort über sein Ziel zu hinterlassen. »Du glaubst doch nicht, dass er beschlossen hat, lieber die Flucht zu ergreifen, als nach Hause zu gehen?«

»Wenn es so ist, werde ich ihn aufspüren und zu Pudding schlagen, das weiß er genau«, sagte Jamie geistesabwesend, während er den Blick über den Park hinweg zum Schloss auf dem großen Felsen hob und - vergeblich - seine Brille aufsetzte, um zu sehen, ob sich dadurch etwas veränderte. »Nein, ich glaube eher, dass er ins Bordell gegangen ist.«

»Um elf Uhr vormittags?«, entfuhr es mir.

»Nun, es gibt keine festgelegten Zeiten dafür«, informierte Jamie mich gelassen und setzte die Brille ab, um sie in sein Taschentuch zu wickeln und in seinen Sporran zu stecken. »Ich tue es hin und wieder ja auch am Morgen. Obwohl ich nicht glaube, dass er in diesem Moment auf fleischliche Gelüste aus ist«, fügte er hinzu. »Ich habe ihm aufgetragen, sich zu erkundigen, ob es immer noch Madame Jeanne gehört, denn wenn es so ist, kann ich von ihr mehr - und zwar schneller - erfahren als von jedem anderen in Edinburgh. Wenn sie dort ist, besuche ich sie heute Nachmittag.«

»Ah«, sagte ich. Die Vorstellung, dass er sich zu einem gemütlichen Stelldichein mit der eleganten Französin begab, die einmal seine Geschäftspartnerin beim Whiskyschmuggel gewesen war, gefiel mir zwar überhaupt nicht, doch ich musste zugeben, dass sein Plan ökonomisch sinnvoll war. »Und was glaubst du, wo sich Andy Bell um diese Tageszeit befindet?«

»Im Bett«, antwortete Jamie prompt. »Im Tiefschlaf«, fügte er grinsend hinzu, als er meinen Gesichtsausdruck

sah. »Drucker sind im Allgemeinen gesellige Wesen, und sie finden sich abends in den Wirtshäusern zusammen. Ich habe noch nie einen Drucker gekannt, der gern mit den Lerchen aufsteht, es sei denn, seine Kinder haben die Kolik.«

»Und du willst ihn aus dem Bett holen?«, fragte ich und verlängerte meine Schritte, um nicht zurückzubleiben.

»Nein, wir werden ihn zur Essenszeit bei Mowbray's antreffen«, sagte er. »Er fertigt Stiche an - *etwas* Licht braucht er zum Arbeiten, also steht er um die Mittagszeit auf. Und an den meisten Tagen isst er bei Mowbray's. Ich möchte mich nur vergewissern, dass seine Werkstatt nicht abgebrannt ist. Und sehen, ob der kleine Schuft vielleicht meine Druckerpresse benutzt hat.«

»So, wie du das sagst, klingt es, als hätte er deine Frau benutzt«, sagte ich, weil mich der grimmige Ton seiner letzten Worte amüsierte.

Er stieß ein leises schottisches Geräusch aus, mit dem er zwar den Humor meiner Bemerkung zur Kenntnis nahm, sich aber weigerte, ihn zu teilen. Mir war gar nicht klar gewesen, dass er solche Leidenschaft für seine Druckerpresse empfand, doch er war schließlich zwölf Jahre lang von ihr getrennt gewesen. Kein Wunder, wenn sein liebeskrankes Herz bei der Vorstellung, sie endlich wiederzusehen, schneller zu schlagen begann, dachte ich, insgeheim immer noch belustigt.

Vielleicht hatte er aber auch *wirklich* Angst, dass Andy Bells Werkstatt abgebrannt war. Es war schließlich keine

unbegründete Angst. Seine eigene Druckerei war vor zwölf Jahren abgebrannt; solche Etablissements waren besonders brandgefährdet, da sie über einen kleinen offenen Brennofen zum Einschmelzen und Neugießen der Typen verfügten und gleichzeitig große Mengen von Papier, Tinte und anderen leicht entflammbaren Substanzen dort lagerten.

Mein Magen knurrte leise bei dem Gedanken an ein Mittagessen bei Mowbray's; ich erinnerte mich noch gern an unseren letzten - und einzigen - Besuch dort, bei dem es unter anderen Genüssen ein exzellentes Austerngericht und einen noch besseren gekühlten Weißwein gegeben hatte.

Doch bis zum Essen würde es noch eine Weile dauern; die Arbeiter mochten ihre mitgebrachten Töpfchen ja um zwölf öffnen, doch das modische Edinburgh speiste zu einer gesitteten Uhrzeit, nämlich um drei. Wahrscheinlich würden wir uns ja vorher bei einem Straßenhändler ein Pastetchen kaufen, dachte ich und eilte Jamie nach. Nur für den hohlen Zahn.

Andrew Bells Druckerei stand glücklicherweise noch. Die Tür war geschlossen, damit es nicht zog, doch ein darüber angebrachtes Glöckchen bimmelte, um unser Eintreten zu verkünden, und ein Herr in den mittleren Jahren, der in Hemdsärmeln war und eine Schürze trug, blickte von einem Korb mit Rohlingen auf.

»Einen wunderschönen guten Morgen, Sir, Madam«, begrüßte er uns freundlich und nickte uns zu, und ich merkte sogleich, dass er kein Schotte war. Oder dass er

zumindest nicht in Schottland zur Welt gekommen war, denn er hatte den sanften, leicht gedehnten Akzent der südlichen Kolonien. Jamie hörte es auch und lächelte.

»Mr. Richard Bell?«, fragte er.

»Das bin ich«, sagte der Mann in einem höchst überraschten Ton.

»James Fraser, Euer Diener, Sir«, sagte Jamie höflich und verneigte sich. »Und ich darf Euch meine Frau Claire vorstellen.«

»Euer Diener, Sir.« Mr. Bell verneigte sich ebenfalls. Sein Gesichtsausdruck spiegelte nach wie vor große Verblüffung wider, doch er wahrte die guten Manieren.

Jamie griff in die Brusttasche seines Rockes und zog ein kleines Bündel von Briefen hervor, die mit einem rosa Bändchen zusammengebunden waren.

»Ich überbringe Euch Nachrichten von Eurer Frau und Euren Töchtern«, sagte er schlicht und reichte dem Mann die Briefe. »Und ich bin hier, um dafür zu sorgen, dass Ihr zu ihnen zurückkehrt.«

Mr. Bells Gesicht verlor jeden Ausdruck, und dann wich ihm alles Blut aus den Wangen. Im ersten Moment dachte ich, er würde in Ohnmacht fallen, doch er stützte sich nur auf den Rand der Ladentheke.

»Ihr - Ihr ... Nach Hause?«, keuchte er. Er hielt die Briefe an seine Brust geklammert, und jetzt ließ er das Bündelchen sinken und sah es an, während ihm die Tränen in die Augen stiegen. »Wie - wie hat sie ... Meine Frau!

Geht es ihr gut?«, stotterte er und riss den Kopf hoch, um Jamie plötzlich angstvoll anzusehen. »Geht es ihnen gut?«

»Bei unserer letzten Begegnung in Wilmington waren sie noch munter«, beruhigte ihn Jamie. »Tief betrübt über Eure Abwesenheit, doch ihnen selbst ging es gut.«

Mr. Bell bemühte sich verzweifelt um die Kontrolle über seine Gesichtszüge, doch die Anstrengung machte ihn sprachlos. Jamie beugte sich über die Ladentheke und berührte ihn sanft am Arm.

»Lest Eure Briefe, Mann«, schlug er vor. »Unsere sonstigen Angelegenheiten können warten.«

Mr. Bells Mund öffnete sich ein- oder zweimal tonlos, dann nickte er hastig, fuhr herum und stürzte durch die Tür, die ins Hinterzimmer führte.

Ich seufzte, und Jamie blickte lächelnd auf mich hinunter.

»Es ist schön, wenn etwas gut wird, nicht wahr?«, sagte ich.

»Noch ist es ja nicht gut«, wandte er ein, »aber bald.« Dann zog er seine neue Brille aus dem Sporran, setzte sie auf, schlug die Klappe in der Ladentheke zurück und schritt zielsicher hindurch.

»Es *ist* meine Presse!«, rief er anklagend aus und umrundete die gigantische Maschine wie ein Falke, der über seiner Beute kreist.

»Wenn du das sagst - aber woher weißt du das?« Ich folgte ihm vorsichtig und hielt meine Röcke von der tintenfleckigen Druckerpresse fern.

»Nun, zum einen steht mein Name darauf«, sagte er und bückte sich, um unter die Presse zu zeigen. »Zumindest Teile davon.« Indem ich den Kopf verdrehte und die Augen zusammenkniff, machte ich die Worte *Alex. Malcolm* aus, die in die Unterseite eines kleinen Balkens eingraviert waren.

»Anscheinend funktioniert sie ja noch bestens«, stellte ich fest, während ich mich wieder aufrichtete und mich nach den Stichen, Balladen und anderen in der Werkstatt ausgestellten Beispielen der Druck- und der Gravurkunst umsah.

»Hmpfm.« Er probierte die beweglichen Teile der Presse aus und untersuchte die gesamte Maschine peinlich genau, bevor er widerstrebend einräumte, dass sie in der Tat in gutem Zustand zu sein schien. Dennoch war sein Blick finster.

»Und ich habe dem kleinen Schurken die ganzen Jahre *Geld* dafür bezahlt, dass er sie für mich aufbewahrt«, brummte er. Er richtete sich auf und warf einen misstrauischen Blick auf die Druckerpresse. Unterdessen hatte ich mich auf den Tischen an der Vorderseite umgesehen, auf denen Bücher und Pamphlete zum Verkauf lagen, und eines der Letzteren ergriffen, das oben den Titel *Encyclopedia Britannica* trug und darunter »Laudanum«.

Opiumtinktur oder flüssiges Laudanum, auch Thebaintinktur genannt, wird folgendermaßen hergestellt: Man nehme eine Unze Opium, je eine Drachme Zimt und Nelken und ein Pint Weißwein, lasse alles zusammen

eine Woche ziehen, ohne es zu erhitzen, und lasse es dann durch einen Papierfilter laufen.

Opium wird gegenwärtig sehr geschätzt und ist eine der wertvollsten gemeinen Arzneien. Äußerlich angewendet wirkt es beruhigend, entspannend und diskussiv, zudem fördert es die Eiterung: Wenn man es lange auf der Haut belässt, entfernt es die Haare und löst stets einen Juckreiz aus; manchmal führt es zur Zersetzung der Haut oder ruft an empfindlichen Stellen kleine Bläschen hervor; manchmal lindert es bei äußerlicher Anwendung den Schmerz und führt sogar den Schlaf herbei; doch darf es keinesfalls am Kopf angewendet werden, vor allem nicht in der Nähe der Schädelnähte, weil es dort schon schlimme Wirkungen gezeigt und sogar zum Tod geführt hat. Bei interner Anwendung vermindert es die Melancholie, lindert den Schmerz und beeinflusst den Schlaf; in vielen Fällen beseitigt es Blutungen und löst den Schweiß aus.

Die gebräuchliche Dosis liegt im Allgemeinen unter einem Gran ...

»Weißt du, was ›diskussiv‹ bedeutet?«, fragte ich Jamie, der den Drucksatz in der Presse las und dabei die Stirn runzelte.

»Ja. Es bedeutet, dass das, wovon die Rede ist, etwas auflösen kann. Warum?«

»Ah. Vielleicht ist es ja deshalb keine gute Idee, Laudanum an den Schädelnähten anzuwenden.«

Er warf mir einen verblüfften Blick zu.

»Warum sollte man das denn tun?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.« Fasziniert wandte ich mich wieder den Pamphleten zu. Eines davon, das »Der Mutterleib« betitelt war, enthielt einige ausgezeichnete Kupferstiche eines seziierten weiblichen Beckens und der inneren Organe aus verschiedenen Blickwinkeln sowie Bilder eines Fötus in verschiedenen Entwicklungsstadien. Wenn dies Mr. Bells Werk war, dachte ich, so war er sowohl ein exzellenter Handwerker als auch ein sehr aufmerksamer Beobachter.

»Hast du einen Penny? Ich möchte das gern kaufen.«

Jamie kramte in seinem Sporran herum und legte einen Penny auf die Ladentheke, warf einen Blick auf das Pamphlet in meiner Hand und fuhr zurück.

»Heilige Mutter Gottes«, sagte er und bekreuzigte sich.

»Nun, sie wahrscheinlich nicht gerade«, sagte ich nachsichtig. »Auf jeden Fall aber war es *eine* Mutter.« Bevor er darauf antworten konnte, kam Richard Bell mit roten Augen, aber gefasst aus dem Hinterzimmer und nahm Jamie bei der Hand.

»Ihr macht Euch kein Bild davon, was Ihr für mich getan habt, Mr. Fraser«, sagte er aufrichtig. »Wenn Ihr mir tatsächlich helfen könnt, zu meiner Familie zurückzukehren, dann - dann - Nun, eigentlich weiß ich gar nicht, was ich tun könnte, um Euch meine Dankbarkeit zu beweisen. Doch Ihr könnt Euch sicher sein, dass Ihr für immer meinen Segen

habt.«

»Und dafür bin ich Euch sehr dankbar«, sagte Jamie lächelnd zu ihm. »Es ist durchaus möglich, dass Ihr mir einen kleinen Dienst erweisen könnt, doch wenn nicht, danke ich Euch für Euren Segen.«

»Wenn ich nur das Geringste tun kann, Sir, irgendetwas!«, versicherte Bell ihm inbrünstig. Dann stahl sich ein leises Zögern über sein Gesicht - wahrscheinlich war ihm irgendetwas eingefallen, was ihm seine Frau über Jamie geschrieben hatte. »Solange es kein ... kein Hochverrat ist, muss ich sagen.«

»Och, nein. Mit Verrat hat es nichts zu tun«, versicherte ihm Jamie, und wir verabschiedeten uns.

ICH ASS EINEN LÖFFELAUSTERNEINTOPF UND SCHLOSS EKSTATISCH DIE AUGEN. Wir waren ein wenig verfrüht gekommen, um einen Platz am Fenster zur Straße zu ergattern, doch dann hatte sich das Speiselokal schnell gefüllt, und das Durcheinander aus klirrendem Besteck und Stimmen war ohrenbetäubend.

»Bist du sicher, dass er noch nicht hier ist?«, sagte ich und beugte mich dabei über den Tisch, um mir Gehör zu verschaffen. Jamie schüttelte den Kopf und ließ sich selig den kalten Moselwein durch den Mund gleiten.

»Du wirst schon merken, wenn er kommt«, prophezeite er und schluckte genüsslich.

»Also schön. Welche nicht-hochverräterische Aufgabe hast du denn für den armen Mr. Bell als Bezahlung für seine

Heimfahrt im Sinn?«

»Ich habe vor, ihm auf der Reise meine Druckerpresse anzuvertrauen.«

»Was, du willst deine Herzallerliebste einem völlig Fremden anvertrauen?«, fragte ich belustigt. Er warf mir einen giftigen Blick zu, kaute aber seinen Bissen Brot zu Ende, bevor er antwortete.

»Ich gehe nicht davon aus, dass er sie missbrauchen wird. Er wird ja wohl kaum während der Überfahrt eine Tausenderauflage von *Clarissa* mit ihr drucken.«

»Oh, es ist also tatsächlich eine sie, wie?«, sagte ich amüsiert. »Und wie lautet ihr Name, wenn ich fragen darf?«

Er errötete ein wenig und widmete seine Aufmerksamkeit sorgfältig einer besonders fleischigen Auster, um sie auf seinen Löffel zu schieben. Schließlich murmelte er »Bonnie«, bevor er sie vertilgte.

Ich lachte, doch bevor ich weiter nachfragen konnte, mischte sich ein neues Geräusch unter den Lärm, und die Leute begannen, ihre Löffel niederzulegen und sich mit gereckten Hälsen zu erheben, um aus dem Fenster sehen zu können.

»Das ist dann wohl Andy«, sagte Jamie zu mir.

Ich spähte auf die Straße und sah eine kleine Traube von Jungen und Passanten, die unter lautem Jubel applaudierte. Als ich ihrer Blickrichtung folgte, entdeckte ich eines der größten Pferde, die ich je gesehen hatte - zwar kein Kaltblut, aber ein gigantischer Wallach, der fast

eins achtzig maß, sofern mein ungeübtes Auge dies beurteilen konnte.

Auf seinem Rücken saß kerzengerade ein sehr kleiner Mann, der den Beifall der Menge königlich ignorierte. Er kam direkt unter uns zum Halten, griff hinter sich und löste ein hölzernes Viereck vom Sattel. Als er dieses schüttelte, entpuppte es sich als hölzerne Klappleiter, und eines der Straßenkinder rannte herbei, um sie am Fuß festzuhalten, während Mr. Andrew Bell - denn es konnte kein anderer sein - unter dem Applaus der Passanten abstieg. Er warf dem Kind, das ihm die Leiter festgehalten hatte, eine Münze zu, genau wie dem Jungen, der sein Pferd am Kopf festgehalten hatte, und verschwand aus meinem Blickfeld.

Einige Sekunden später trat er durch die Tür in das Speisezimmer, zog seinen Hut ab und verneigte sich elegant vor den zahlreichen Gästen, die ihn begrüßten. Jamie hob die Hand, rief so laut »Andy Bell!«, dass es die Geräuschkulisse durchdrang, und der kleine Mann wandte überrascht den Kopf in unsere Richtung. Ich beobachtete fasziniert, wie er auf uns zukam, während sich langsam ein Grinsen in seinem Gesicht ausbreitete.

Ich konnte nicht sagen, ob er von Geburt an zwergwüchsig war oder ob er nur an den Folgen schwerer Mangelernährung und einer Rückgratverkrümmung in seiner Jugend litt, doch seine Beine waren zu kurz für seinen Oberkörper und seine Schultern schief. Er war nur wenig über eins zwanzig groß, und sein Scheitel - auf dem eine äußerst modische Perücke saß - war das Einzige, das

auf seinem Weg zwischen den Tischen hindurch zu sehen war.

Diese Aspekte seiner Erscheinung verblassten jedoch zur Bedeutungslosigkeit, als er näher kam und ich seinen auffallendsten Körperteil bemerkte. Andrew Bell hatte die größte Nase, die ich je gesehen hatte, und ich hatte in meinem bewegten Leben schon eine ganze Reihe außergewöhnlicher Exemplare gesehen. Sie begann zwischen seinen Augenbrauen, schwang sich ein kleines Stück sanft abwärts, als hätte die Natur eigentlich vorgehabt, ihn mit dem Profil eines römischen Kaisers auszustatten. Irgendetwas war bei der Ausführung dieses Plans jedoch schiefgegangen, und so haftete diesem vielversprechenden Beginn etwas an, das aussah wie eine kleine Kartoffel. Knubbelig, rot und unübersehbar.

Und sie wurde auch nicht übersehen; er hatte unseren Tisch fast erreicht, als ihn eine junge Dame am Nebentisch erblickte, lauthals nach Luft schnappte und sich dann die Hand vor den Mund schlug, was jedoch nicht reichte, um ihr Kichern zu unterdrücken.

Mr. Bell hörte sie, und ohne stehen zu bleiben, griff er in seine Tasche und zog eine immense, mit roten Sternchen verzierte Pappnase hervor, die er sich über die eigene Nase stülpte. Er warf der jungen Dame einen eisigen Blick zu und ging vorüber.

»Meine Liebe«, sagte Jamie zu mir und grinste, als er sich erhob und dem kleinen Graveur eine Hand entgegenhielt, »darf ich dir meinen Freund Andy Bell

vorstellen? Meine Frau, Andy. Ihr Name ist Claire.«

»Ich bin entzückt, Madame«, sagte er, während er die falsche Nase abnahm und sich dicht über meine Hand beugte. »Wann bist du denn zu diesem raren Geschöpf gekommen, Jamie? Und was will solch ein hübsches Wesen mit einem ungehobelten Klotz wie dir, frage ich mich.«

»Ich habe sie in die Ehe gelockt, indem ich ihr die Vorzüge meiner Druckerpresse beschrieben habe«, erklärte Jamie trocken. Er setzte sich wieder und lud Andy Bell ein, sich uns anzuschließen.

»Ah«, sagte Andy und musterte Jamie scharf. Dieser zog die Augenbrauen hoch. »Hmm. Wie ich sehe, seid Ihr in der Druckerei gewesen.« Er wies kopfnickend auf meine Handtasche, aus der die obere Hälfte des Pamphlets herausragte, das ich gekauft hatte.

»Ja«, sagte ich, dankbar über das Thema, und zog das Pamphlet hervor. Ich *glaubte* zwar nicht, dass Jamie vorhatte, Andy Bell wie einen Käfer zu zertreten, weil sich dieser einfach seiner Druckerpresse bedient hatte, doch seine innige Beziehung mit »Bonnie« war mir neu, und ich war mir nicht sicher, wie tief sein verletzter Besitzerstolz saß.

»Das ist eine bemerkenswert gute Arbeit«, sagte ich in aller Aufrichtigkeit zu Mr. Bell. »Sagt mir, wie viele verschiedene Präparate habt Ihr benutzt?«

Er blinzelte ein wenig, antwortete mir jedoch bereitwillig,

und es folgte eine angenehme - wenn auch ziemlich gruselige - Unterhaltung über die Schwierigkeiten einer Sezierung bei warmem Wetter und die Vor- und Nachteile der Konservierung mit einer Salzlösung gegenüber dem Alkohol. Dies hatte zur Folge, dass die Gäste am Nebentisch hastig ihre Mahlzeit beendeten und uns mit kaum verhohlenem Entsetzen ansahen, während sie gingen. Jamie saß mit freundlicher Miene zurückgelehnt da, hielt den Blick jedoch unverwandt auf Andy Bell gerichtet.

Den kleinen Drucker schien sein durchdringender Blick nicht sehr zu stören, und er erzählte mir von den Reaktionen auf die Veröffentlichung der gebundenen Ausgabe der Enzyklopädie - irgendwie hatte der König die Platten mit dem »Mutterleib« zu Gesicht bekommen und angeordnet, dass diese Seiten aus dem Buch entfernt wurden, dieser deutsche Ignorant! -, doch als der Kellner kam, um seine Bestellung aufzunehmen, orderte er einen sehr teuren Wein und eine große Flasche guten Whisky.

»Was, Whisky zu den Muscheln?«, entfuhr es dem erstaunten Kellner.

»Nein«, sagte Bell mit einem Seufzer und schob sich die Perücke aus der Stirn. »Als Bezahlung für das Konkubinat. Wenn das denn die Bezeichnung dafür ist, wenn man die Dienste der Geliebten eines Mannes in Anspruch nimmt.«

Jetzt richtete der Kellner den erstaunten Blick auf mich, dann wurde er leuchtend rot und entfernte sich hustend.

Jamie sah seinen Freund, der sich jetzt gelassen ein Stück Brot mit Butter bestrich, mit zusammengekniffenen

Augen an.

»Whisky wird aber nicht reichen, Andy.«

Andy Bell seufzte und kratzte sich die Nase.

»Aye, nun denn«, sagte er ergeben. »Sprich.«

IAN ERWARTETE UNS VOR DEM KLEINEN HOTEL, WO ER SICH AUF DER STRASSE mit ein paar Bierkutschern unterhielt. Als er uns sah, verabschiedete er sich, schob sich unauffällig ein kleines Päckchen in den Rock und trat mit uns ein. Es war Zeit für den Nachmittagstee, den uns Jamie auf unser Zimmer bringen ließ, damit wir unter uns sein konnten.

Was unser Quartier betraf, so hatten wir uns nicht lumpen lassen und eine ganze Suite gemietet. Der Tee wurde nun im Salon aufgetragen, eine appetitliche Zusammenstellung von gegrilltem Schellfisch, Schotteneiern, Toast mit Marmelade und Scones mit Konfitüre und Rahm, begleitet von einer großen Kanne mit starkem schwarzem Tee. Ich atmete den duftenden Dampf ein, der vom Tisch aufstieg, und seufzte vor Vergnügen.

»Es wird wirklich ein Schock sein, wieder ohne Tee auskommen zu müssen«, stellte ich fest, während ich allen einschenkte. »In Amerika werden wir doch während der nächsten drei oder vier Jahre keinen bekommen. Oder?«

»Oh, das würde ich so nicht sehen«, wandte Jamie ein. »Das kommt darauf an, wohin wir zurückgehen, aye? An

zivilisierten Orten wie Philadelphia oder Charleston gibt es Tee. Man braucht nur mit dem einen oder anderen guten Schmuggler bekannt zu sein, und wenn sie Kapitän Hickman bis zu unserer Rückkehr nicht gehängt oder versenkt haben ...«

Ich stellte meine Tasse hin und starrte ihn an.

»Du willst mir doch nicht sagen, dass du nicht vorhast, nach Hau ... nach Fraser's Ridge zurückzugehen?« Ich empfand eine plötzliche Leere in der Magengrube bei dem Gedanken an die Pläne für unser neues Haus, den Duft der Balsamfichten und die Stille der Berge. Hatte er wirklich vor, nach Boston oder Philadelphia zu ziehen?

»Nein«, sagte er überrascht. »Natürlich kehren wir dorthin zurück. Aber wenn ich ins Druckergewerbe einsteigen will, Sassenach, werden wir eine Weile in einer Stadt leben müssen, nicht wahr? Nur, bis er Krieg zu Ende ist«, sagte er ermutigend.

»Oh«, sagte ich kleinlaut. »Ja, natürlich.« Ich trank Tee, ohne ihn zu schmecken. Wie hatte ich nur so dumm sein können? Ich hatte nicht einen Gedanken daran verschwendet; natürlich würde eine Druckerpresse in Fraser's Ridge nutzlos sein. Zum Teil hatte ich wahrscheinlich gar nicht daran geglaubt, dass er seine Presse tatsächlich zurückbekommen würde, ganz zu schweigen davon, dass ich über die logischen Konsequenzen nachgedacht hätte, falls es wirklich geschah.

Doch jetzt hatte er seine Bonnie wieder, und die Zukunft

hatte plötzlich eine unangenehm konkrete Gestalt angenommen. Nicht dass das Stadtleben nicht auch beträchtliche Vorteile hatte, redete ich mir beharrlich ein. Ich konnte mich endlich wieder mit ordentlichen medizinischen Instrumenten ausstatten, meine Arzneivorräte auffüllen - nun, ich konnte sogar wieder Penizillin und Äther herstellen! Mit etwas mehr Appetit griff ich nach einem Schottenei.

»Wo wir gerade von Schmugglern reden«, sagte Jamie zu Ian, »was hast du denn da in deinem Rock? Ein Geschenk für eine der Damen bei Madame Jeanne?«

Ian warf seinem Onkel einen kalten Blick zu und zog das kleine Päckchen hervor.

»Ein bisschen französische Spitze. Für meine Mam.«

»Guter Junge«, lobte Jamie beifällig.

»Was für eine liebe Idee, Ian«, sagte ich. »Hast du - Ich meine, war Madame Jeanne noch *in situ*?«

Er nickte und schob das Päckchen in seinen Rock zurück.

»Ja. Und sie freut sich sehr darauf, ihre Bekanntschaft mit *dir* zu erneuern, Onkel Jamie«, fügte er mit einem boshaften Grinsen hinzu. »Sie hat gefragt, ob du heute Abend kommen möchtest, um dich ein wenig unterhalten zu lassen.«

Jamies Nase zuckte, und er sah mich an.

»Oh, lieber nicht, Ian. Ich schicke ihr eine Note und sage, dass wir sie morgen Vormittag um elf besuchen. Obwohl

du die Einladung natürlich gern annehmen kannst.« Es war zwar klar, dass dies ein Scherz war, doch Ian schüttelte den Kopf.

»Nein, ich gehe zu keiner Hure. Nicht, solange es zwischen mir und Rachel nicht entschieden ist«, sagte er ernst. »So oder so. Aber ich gehe erst mit einer anderen Frau ins Bett, wenn sie mir sagt, dass ich es muss.«

Wir sahen ihn beide überrascht über unsere Teetassen hinweg an.

»Du meinst es also wirklich ernst«, staunte ich laut. »Du fühlst dich ... äh ... ihr versprochen?«

»Aber natürlich tut er das«, sagte Jamie und griff nach einer neuen Scheibe Toast. »Er hat ihr schließlich seinen Hund dagelassen.«

AM NÄCHSTEN MORGEN STAND ICH SPÄT AUF UND ZOG MICH IN ALLER SEELENRUHE an. Da Jamie und Ian gewiss eine Weile brauchen würden, wollte ich einkaufen gehen. Da Edinburgh eine Handelsstadt war, hatte Jamie unseren Goldvorrat - von dem immer noch einiges übrig war - in Bankpapiere und Bargeld einwechseln können. Gleichzeitig hatte er die Deponierung der Briefe arrangiert, die wir seit Fort Ticonderoga gesammelt hatten. Mir hatte er eine prall gefüllte Börse dagelassen, und ich nahm mir vor, den Tag mit allerlei Besorgungen zuzubringen und gleichzeitig meine neue Brille abzuholen.

Diese hatte ich stolz auf der Nase sitzen, als ich mit einem Beutel der besten Kräuter und Arzneien aus Haughs Apotheke mit großem Appetit zur Teestunde in Howard's Hotel zurückkehrte.

Dieser Appetit erlebte jedoch einen empfindlichen Dämpfer, als der Majordomus des Hotels mit leicht schmerzerfülltem Gesichtsausdruck aus seinem Heiligtum trat und fragte, ob ich wohl kurz Zeit hätte, Madam?

»Wir sind uns der Ehre der ... Anwesenheit General Frasers bewusst«, sagte er entschuldigend, während er mich zu einer kleinen, beengten Treppe geleitete, die in den Keller führte. »Ein großer Mann und ein famoser Soldat, und natürlich sind wir uns der heldenhaften Umstände seines ... äh ... Todes bewusst. Es ist nur so, dass ... Nun, ich spreche es nur ungern an, Madam, doch ein Kohlenmann hat heute Morgen einen ... *Geruch* erwähnt.«

Dieses letzte Wort kam so diskret, dass es mir mehr oder minder ins Ohr gezischt wurde, während er mich die Treppe hinunter in den Kohlenkeller des Howard's führte, wo der General in Absprache mit der Direktion in Würde ruhte, bis wir in die Highlands aufbrachen. Der Geruch selbst war schon weniger diskret, und ich riss ein Taschentuch hervor und hielt es mir vor die Nase. Eine der Wände hatte hoch oben ein Fenster, durch das gedämpftes Licht in den Keller fiel. Unter diesem Fenster befand sich eine breite Schütte, und darunter wiederum ein kleiner Kohleberg.

In Einsamkeit und Würde stand der in Segeltuch gehüllte Sarg des Generals ein wenig abseits, feierlich angestrahlt vom Lichtstrahl des kleinen Fensters. Ein Lichtstrahl, der die kleine Pfütze unter dem Sarg erglänzen ließ. Der General lief aus.

»UND SAH DEN SCHÄDEL UNTERHALB DER HAUT«, ZITIERTE ICH UND BAND mir einen terpentinegetränkten Lappen unter die Nase, *»und fleischlos' Wesen unterm Boden grinsen, dass mir graut.«*

»Passt«, sagte Andy Bell und warf mir einen Seitenblick zu. »Stammt das von Euch?«

»Nein, von einem Herrn namens Eliot«, sagte ich zu ihm. »Doch wie Ihr schon sagt - es passt.«

Angesichts der Nervosität des Hotelpersonals hielt ich es für besser, etwas zu unternehmen, ohne Jamies und Ians Rückkehr abzuwarten, und nach kurzer Überlegung hatte ich den Schuhputzerjungen losgeschickt, damit er nachfragte, ob Mr. Bell wohl herüberkommen und an einer interessanten medizinischen Beobachtung teilhaben wollte.

»Das Licht ist schlecht«, sagte Bell, der sich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, um einen Blick in den Sarg zu werfen.

»Ich habe schon um ein paar Laternen gebeten«, versicherte ich ihm. »Und Eimer.«

»Aye, Eimer«, sagte er ebenso zustimmend wie nachdenklich. »Doch was habt Ihr Euch für die sogenannte längerfristige Zukunft vorgestellt? Es wird ein paar Tage dauern, ihn in die Highlands zu schaffen - um diese Jahreszeit womöglich sogar Wochen.«

»Wir könnten zunächst ein wenig Ordnung schaffen, dachte ich, Ihr kennt vielleicht einen ordentlichen Schmied, der die Verkleidung flicken könnte?« Ein Saum zwischen den Bleifolienschichten im Inneren des Sarges war aufgerissen - vielleicht hatte der Sarg einen Stoß abbekommen, als er von Bord des Schiffes geholt wurde -, doch eigentlich sah es nach einer relativ simplen Reparatur aus, vorausgesetzt der Schmied hatte einen guten Magen und war nicht allzu abergläubisch in Bezug auf Leichen.

»Mmm.« Er hatte einen Skizzenblock hervorgeholt und fertigte trotz des fehlenden Lichtes einige rudimentäre Zeichnungen an. Er kratzte sich mit dem Ende seines Silberbleistifts an der Knollennase und überlegte. »Das könnte man tun, aye. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten.«

»Nun, wir könnten ihn natürlich auskochen, bis nur noch die Knochen übrig sind«, sagte ich ein wenig gereizt. »Obwohl ich nicht gern daran denke, was das Hotel wohl sagen würde, wenn ich darum bitte, mir einen Waschkessel ausleihen zu dürfen.«

Er musste lachen, zum unverhohlenen Entsetzen des Dienstaboten, der gerade mit zwei Laternen auf der Treppe erschienen war.

»Ach, nur keine Sorge, Söhnchen«, sagte Andy Bell zu ihm, als er ihm die Laternen abnahm. »Keiner hier außer uns Leichenfledderern.«

Er grinste breit, als der Diensthote davonstürzte und dabei drei Stufen auf einmal nahm, wandte sich dann aber um und warf mir einen spekulativen Blick zu.

»Das wäre eine Möglichkeit, aye? Ich könnte ihn aber auch in meine Werkstatt mitnehmen. Dann seid Ihr ihn los, und niemand würde etwas ahnen, so schwer, wie der Sarg ohnehin ist. Schließlich wird ja wohl niemand einen Blick auf das Gesicht des geliebten Verstorbenen werfen wollen, wenn Ihr Euer Ziel erreicht, oder?«

Ich stieß mich zwar nicht an diesem Vorschlag, schüttelte aber dennoch den Kopf.

»Ganz abgesehen davon, dass man uns beide als Leichenräuber verhaften könnte, *ist* der arme Kerl ein Verwandter meines Mannes. Und er wollte ohnehin nie hierher.«

»Nun, wer will das schon?«, sagte Bell und blinzelte. »Doch so ist es nun einmal. Der *Schädel unterhalb der Haut*, wie es Euer Mr. Eliot so bewegend formuliert hat.«

»Ich meinte Edinburgh, nicht den Sarg«, stellte ich klar. Glücklicherweise befand sich unter meinen Einkäufen bei Haugh eine große Flasche Brennschwein, die ich in den Keller geholt hatte, nachdem ich sie vorsichtshalber in die vom Majordomus geliehene Schürze eines Dienstmädchens gewickelt hatte. »Ich bin überzeugt, dass

er in Amerika begraben liegen wollte.«

»Ist das so«, murmelte Bell. »Ich kann mir gar nicht vorstellen, warum. Nun ja. Dann fallen mir zweierlei Dinge ein. Flickt den Sarg und gießt ein oder zwei Gallonen billigen Gin hinein - das ist zumindest billiger als das, was Ihr da habt«, sagte er, als er meine Miene sah. »Oder ... was glaubt Ihr, wie lange Ihr wohl in Edinburgh bleiben könnt?«

»Wir hatten eigentlich nicht vorgehabt, länger als eine Woche zu bleiben - aber wir können unseren Aufenthalt vielleicht um ein oder zwei Tage verlängern«, sagte ich vorsichtig und wickelte das Schürzenbündel auseinander. »Warum?«

Er nickte gemächlich, während er die Riegel an dem Sarg öffnete und die Überreste darin im Laternenschein betrachtete. Ein zutreffendes Wort, »Überreste«.

»Maden«, sagte er einfach nur. »Sie machen saubere Arbeit, aber es dauert ein bisschen. Dennoch, wenn wir das Gewebe schon zum Großteil ablösen könnten - hmm. Habt Ihr so etwas wie ein Messer?«

Ich nickte und griff in meine Tasche. Schließlich hatte mir Jamie das Messer gegeben, weil er glaubte, dass ich es brauchen würde.

»Habt Ihr denn Maden?«, fragte ich.

ICH LIESS DIE VERFORMTE BLEIKUGEL AUF EINE

UNTERTASSE FALLEN, WO SIE leise klorrte und dann ausrollte. Wir betrachteten sie schweigend.

»Das hat ihn umgebracht«, sagte ich schließlich. Jamie bekreuzigte sich und murmelte etwas auf Gälisch, und Ian nickte nüchtern. »Gott schenke ihm Frieden.«

Ich hatte nicht viel von unserem exzellenten Nachmittagstee gegessen; ich hatte immer noch Verwesungsgeruch im Hals, trotz des Terpentins und der Tatsache, dass ich quasi in Alkohol gebadet hatte, bevor ich schließlich ein richtiges Bad in der Hotelwanne genommen hatte, mit Seife und heißem Wasser - so heiß es auszuhalten war.

»Nun«, sagte ich und räusperte mich. »Wie geht es denn Madame Jeanne?«

Jamie blickte von der Gewehrkuqel auf, und seine Miene erhellte sich.

»Oh, bestens«, teilte er grinsend mit. »Sie hatte einiges zum Stand der Dinge in Frankreich zu sagen. Und über einen gewissen Percival Beauchamp.«

Ich richtete mich ein wenig auf.

»Sie *kennt* ihn?«

»So ist es. Er stattet ihrem Etablissement hin und wieder einen Besuch ab - allerdings nicht geschäftlich. Zumindest«, fügte er mit einem Seitenblick in Ians Richtung hinzu, »nicht ihr übliches Geschäft.«

»Schmuggel?«, fragte ich. »Oder Spionage?«

»Möglicherweise beides, doch wenn es Letzteres ist, hat

3
sie es mir verschwiegen. Doch er bringt einiges an Ware aus Frankreich mit. Ich habe mir gedacht, vielleicht könnte ich mit Ian hinüberfahren, solange der General hier zugange ist - was glaubt Andy, wie lange es dauern wird, bis er so weit ist?«

»Irgendwo zwischen drei und vier Tagen bis hin zu einer Woche, je nach dem, wie, äh, rege die Maden sind.« Ian und Jamie erschauerten gleichzeitig. »Es ist dasselbe, was sonst unter der Erde geschieht«, erläuterte ich ihnen. »Irgendwann geschieht es mit uns allen.«

»Nun, aye, das stimmt«, räumte Jamie ein, während er sich noch ein Scone nahm und Sahne darauflöffelte. »Aber normalerweise geschieht es in aller Zurückgezogenheit, sodass man nicht darüber nachdenken muss.«

»Der General genießt völlige Zurückgezogenheit«, versicherte ich ihm mit einem Hauch von Strenge. »Er liegt unter einer ordentlichen Kleieschicht. Niemand wird etwas sehen, es sei denn, er schnüffelt in dem Sarg herum.«

»Nun, das könnte aber doch sein, oder«, meldete sich Ian zu Wort und steckte den Finger in die Konfitüre. »Wir sind hier in Edinburgh. Die Stadt steht in dem Ruf, dass hier ganze Horden von Leichenräubern unterwegs sind, weil hier so viele Ärzte Studienobjekte brauchen. Wäre es nicht besser, wenn du den General bewachen lässt, nur um sicherzugehen, dass er die Highlands vollständig erreicht?«

»Er wird schon bewacht«, räumte ich ein. »Das hat Andy

Bell genau aus diesem Grund vorgeschlagen.« Ich fügte nicht hinzu, dass Andy mir selbst ein Angebot für die Leiche des Generals gemacht hatte - und ich keinen Zweifel daran gelassen hatte, was mit ihm geschehen würde, falls der General abhandenkam.

»Du sagst, Andy hat dir geholfen?«, fragte Jamie neugierig.

»Ja. Wir sind bestens miteinander ausgekommen. Apropos ...« Eigentlich hatte ich das Thema unseres Gesprächs erst erwähnen wollen, nachdem Jamie den einen oder anderen Whisky getrunken hatte, doch der Augenblick erschien mir günstig, und so begann ich.

»Ich habe ihm diverse Dinge beschrieben, während wir gearbeitet haben - interessante Operationen und medizinische Kuriositäten, du weißt schon.«

Ian murmelte etwas über Leichenfledderer, die doch alle gleich seien, doch ich beachtete ihn nicht.

»Aye, und?« Jamies Miene war argwöhnisch; er wusste, dass etwas auf ihn zukam, konnte aber nicht sagen, was.

»Nun«, sagte ich und holte Luft, »das Ende vom Lied ist, dass er mir vorgeschlagen hat, ein Buch zu schreiben. Ein medizinisches Buch.«

Jamie zog langsam die Augenbrauen hoch, doch er bedeutete mir fortzufahren.

»Eine Art Handbuch für normale Leute, nicht für Ärzte. Mit den Grundlagen der richtigen Hygiene und Ernährung und Hinweisen zu den häufigsten Krankheiten, wie man

einfach Arzneien herstellt, wie man sich bei Verletzungen und schlechten Zähnen hilft - derlei Dinge.«

Seine Augenbrauen schwebten immer noch in luftiger Höhe, doch er nickte weiterhin, während er den letzten Bissen seines Scones verdrückte. Er schluckte.

»Aye, nun ja, das klingt nach einem guten Buch - und gewiss wärest du genau die Richtige, um es zu schreiben. Hat er zufällig auch ›vorgeschlagen«, was es kosten könnte, so etwas zu drucken und zu binden.«

»Ah.« Ich hatte die Luft angehalten, und jetzt atmete ich aus. »Er druckt dreihundert Exemplare mit maximal hundertfünfzig Seiten und Leineneinband *und* verkauft sie in seinem Laden im Austausch gegen die zwölf Jahre Miete, die er dir für die Druckerpresse schuldet.«

Jamies Augen quollen vor, und sein Gesicht lief rot an.

»Und er spendiert die Maden. *Und* den Wachtposten«, fügte ich hastig hinzu und schob den Portwein vor ihn hin, bevor er etwas sagen konnte. Er ergriff das Glas und leerte es in einem Zug.

»Dieser kleine Raffzahn!«, knurrte er, als er wieder sprechen konnte. »Du hast aber nichts unterschrieben, oder?«, fragte er nervös. Ich schüttelte den Kopf.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich glaube, dass du vielleicht noch mit ihm verhandeln möchtest«, antwortete ich schwach.

»Oh.« Seine Gesichtsfarbe begann sich wieder zu normalisieren.

»Ich möchte es gern«, sagte ich und senkte den Blick auf meine Hände, die zusammengefasst auf meinem Schoß lagen.

»Du hast noch nie etwas davon gesagt, dass du ein Buch schreiben möchtest, Tante Claire«, sagte lan neugierig.

»Nun, bis jetzt habe ich ja auch noch nicht ernsthaft daran gedacht«, verteidigte ich mich. »Und es wäre furchtbar schwierig und zu kostspielig gewesen, es von Fraser's Ridge aus zu tun.«

»Kostspielig«, brummte Jamie und schenkte sich noch ein Glas Portwein ein, das er diesmal langsamer trank und dabei das Gesicht über den Geschmack verzog. Er überlegte.

»Möchtest du das wirklich, Sassenach?«, sagte er schließlich, und als ich nickte, stellte er seufzend sein Glas hin.

»Also schön«, sagte er resigniert. »Aber du bekommst dazu eine Spezialausgabe mit Ledereinband und Goldschnitt. Und insgesamt fünfhundert Exemplare. Ich meine, du möchtest doch bestimmt welche mit nach Amerika nehmen, oder?«, fügte er hinzu, als er mein verblüfftes Gesicht sah.

»Oh. Ja. Das wäre schön.«

»Nun denn.« Er griff nach der Glocke und klingelte nach dem Zimmermädchen. »Sagt der jungen Frau, sie soll dieses furchtbare Zeug mitnehmen und uns anständigen

Whisky bringen. Wir stoßen auf dein Buch an. Und dann gehe ich zu dem kleinen Schurken und spreche mit ihm.«

ICH HATTE EINE FRISCHE LAGE PAPIER VON GUTER QUALITÄT. ICH HATTE EIN halbes Dutzend stabiler Gänsekiele, ein silbernes Taschenmesser, um sie zurechtzustutzen, und ein Tintenfasschen aus dem Fundus des Hotels. Es war zwar recht abgenutzt, doch der Majordomus hatte mir versichert, dass es mit der besten Eisengallentinte gefüllt war. Jamie und Ian waren für eine Woche nach Frankreich gefahren, um diversen interessanten Spuren zu folgen, die sie von Madame Jeanne hatten, und hatten mich zurückgelassen, um auf den General aufzupassen und mit meinem Buch zu beginnen. Ich hatte alle Zeit der Welt.

Ich ergriff einen der jungfräulichen cremigen Papierbogen, legte ihn mir zurecht und tauchte den Federkiel in die Tinte. Die Aufregung vibrierte in meinen Fingern.

Ich schloss unwillkürlich die Augen, dann öffnete ich sie wieder. Wo sollte ich beginnen?

Beginn am Anfang, und mach weiter, bis du das Ende erreichst; dann hörst du auf. Diese Zeile aus *Alice im Wunderland* ging mir durch den Kopf, und ich lächelte. Kein schlechter Rat, dachte ich - aber nur, wenn man wusste, wo der Anfang war, und ich war mir nicht ganz sicher.

Ich spielte ein bisschen mit dem Federkiel und überlegte.

Vielleicht sollte ich eine Gliederung schreiben? Das erschien mir vernünftig - und war etwas weniger einschüchternd, als gleich mit dem Schreiben zu beginnen. Ich senkte den Federkiel und hielt ihn kurz über das Papier, dann hob ich ihn wieder. Eine Gliederung brauchte aber auch einen Anfang, nicht wahr?

Die Tinte an der Spitze der Feder begann zu trocknen. Ziemlich gereizt wischte ich die Feder sauber und war gerade im Begriff, sie erneut einzutauchen, als das Zimmermädchen diskret an der Tür kratzte.

»Mrs. Fraser? Unten ist ein Herr, der nach Ihnen fragt«, sagte sie. Aus ihrem respektvollen Ton schloss ich, dass es nicht Andy Bell sein konnte. Außerdem hätte sie dann wahrscheinlich gesagt, dass er es war; jeder in Edinburgh kannte Andy Bell.

»Ich komme herunter«, sagte ich und erhob mich. Vielleicht würde mein Unterbewusstsein ja zu einem Entschluss bezüglich des Beginns finden, während ich mich mit diesem Herrn befasste, wer auch immer es war.

Wer auch immer es war, es ~~war~~ war ein feiner Herr. Außerdem war es Percival Beauchamp.

»Mrs. Fraser«, sagte er, und ein Lächeln erhellte sein Gesicht, als er sich beim Klang meiner Schritte umdrehte. »Euer Diener, Madame.«

»Mr. Beauchamp«, sagte ich und gestattete, dass er meine Hand ergriff und sie an seine Lippen führte. Eine

elegante Person dieser Zeit hätte zweifellos etwas gesagt wie: »*Ich fürchte, Ihr habt mich völlig überrumpelt, Sir*«, und ihn dabei hochmütig angesehen oder flirtend mit den Augen geklimpert. Da ich keine elegante Person dieser Zeit war, sagte ich nur: »Was macht *Ihr* denn hier?«

Mr. Beauchamp hingegen verfügte über alle Eleganz der Welt.

»Ich bin auf der Suche nach Euch, werte Dame«, erwiderte er und drückte mir sacht die Hand, bevor er sie losließ. Ich unterdrückte das unwillkürliche Bedürfnis, sie mir am Kleid abzuwischen, und wies kopfnickend zu einem Sesselpaar hinüber, das an einem Fenster stand.

»Nicht dass ich mich nicht geschmeichelt fühle«, sagte ich und strich mir die Röcke zurecht. »Aber sucht Ihr nicht eher meinen Mann? Oh!«, sagte ich, weil mir noch ein anderer Gedanke kam. »Oder wolltet Ihr einen medizinischen Rat von mir?«

Seine Lippen zuckten, als fände er diese Vorstellung sehr amüsant, doch er schüttelte respektvoll den Kopf. »Euer Mann ist doch in Frankreich - hat mir jedenfalls Jeanne LeGrand erzählt. Ich bin hier, weil ich Euch sprechen wollte.«

»Warum?«

Er zog seine glatten dunklen Augenbrauen hoch, antwortete jedoch nicht sofort, sondern wies den Hoteldiener mit einem Finger an, uns eine Erfrischung zu bringen. Ich wusste nicht, ob er sich einfach nur höflich

verhielt oder ob er etwas Zeit benötigte, um seine Ansprache zu formulieren, nun, da er mich gefunden hatte. Jedenfalls ließ er sich Zeit.

»Ich habe einen Vorschlag für Euren Mann, Madame. Ich hätte gern mit ihm selbst gesprochen«, kam er meiner Frage zuvor, »doch er war bereits nach Frankreich aufgebrochen, als ich erfahren habe, dass er in Edinburgh war, und ich selbst muss leider noch vor seiner Rückkehr wieder aufbrechen. Doch ich hielt es für besser, Euch direkt anzusprechen, als mich in einem Brief zu erklären. Es gibt Dinge, die man besser nicht dem Papier anvertraut, versteht Ihr«, fügte er mit einem plötzlichen Lächeln hinzu, das ihn tatsächlich sehr sympathisch erscheinen ließ.

»Also schön«, sagte ich und machte es mir bequem. »Sprecht.«

ICH HOB DAS BRANDYGLAS UND TRANK EINEN SCHLUCK, DANN HIELT ICH ES vor mein Gesicht und blickte kritisch hindurch.

»Nein, es ist nur Brandy«, sagte ich. »Kein Opium.«

»Verzeihung?« Auch er warf vorsichtshalber einen Blick in sein Glas, und ich lachte.

»Ich meine«, erklärte ich, »dass er zwar gut ist, aber doch nicht so gut, dass er mich dazu bewegen würde, eine solche Geschichte zu glauben.«

Er reagierte nicht gekränkt, legte aber den Kopf zur Seite.

»Fällt Euch irgendein Grund ein, warum ich eine solche Geschichte erfinden sollte?«

»Nein«, gab ich zu. »Das heißt aber nicht, dass es keinen geben könnte, oder?«

»Was ich Euch erzählt habe, ist aber nicht unmöglich, oder?«

Ich überlegte einen Moment.

»Nicht unbedingt«, gab ich zu. »Aber es ist mit Sicherheit unglaublich.«

»Habt Ihr schon einmal einen Emu gesehen?«, fragte er und schenkte mir ungefragt Brandy nach.

»Ja. Warum?«

»Ihr müsst doch zugeben, dass Emus auch völlig unglaublich sind«, sagte er. »Eindeutig aber nicht unmöglich.«

»Eins zu null für Euch«, räumte ich ein. »Aber ich halte die Vorstellung, dass Fergus der verschollene Erbe der Reichtümer des Comte St. Germain ist, doch für ein wenig unglaublicher als die Existenz von Emus. Vor allem, wenn man über den Ehevertrag nachdenkt. Ich meine ... ein verschollener *legitimer* Erbe? Wir sprechen doch hier von Frankreich, oder?«

Er lachte. Brandy und Belustigung hatten seinem Gesicht ein wenig Farbe verliehen, und ich konnte sehen, wie außerordentlich attraktiv er in seiner Jugend gewesen sein musste. Auch jetzt noch sah er alles andere als schlecht aus.

»Darf ich Euch fragen, womit Ihr Euren Lebensunterhalt verdient?«, fragte ich neugierig.

Diese Frage brachte ihn aus der Fassung, und er rieb sich das Kinn, bevor er mir antwortete - wobei er mich immerhin ansah.

»Ich schlafe mit reichen Frauen«, sagte er, und ein schwacher, aber verstörender Hauch von Bitterkeit lag in seiner Stimme.

»Nun, ich hoffe, Ihr klopft mich nicht darauf ab, ob bei mir etwas zu holen ist. Selbst wenn ich eine Goldbrille trage, ich habe wirklich kein Geld.«

Er lächelte und verbarg es in seinem Brandyglas.

»Nein, aber Ihr wärt um einiges amüsanter als die meisten Frauen, die welches haben.«

»Ich bin geschmeichelt«, sagte ich höflich. Eine Weile nippten wir schweigend unseren Brandy und überlegten beide, wie wir fortfahren sollten. Es regnete - natürlich -, und das Plätschern draußen auf der Straße und das Zischen des Feuers waren sehr beruhigend. Ich fühlte mich seltsam wohl in seiner Gesellschaft, doch ich konnte schließlich nicht den ganzen Tag hier verbringen; ich hatte ein Buch zu schreiben.

»Also schön«, sagte ich. »*Warum* habt Ihr mir diese Geschichte erzählt? Halt - diese Frage ist zweiteilig. Erstens, warum erzählt Ihr das mir und nicht Fergus selbst? Und zweitens, was habt Ihr persönlich davon, angenommen, es stimmt?«

»Ich habe versucht, es Mr. Fraser zu erzählen - Fergus Fraser natürlich«, sagte er langsam. »Er hat sich geweigert, mit mir zu sprechen.«

»Oh!«, sagte ich, und mir kam ein Gedanke. »Wart Ihr es, der versucht hat, ihn in North Carolina zu entführen?«

»Nein, das war ich nicht«, antwortete er prompt und anscheinend aufrichtig. »Ich habe zwar davon gehört, doch ich weiß nicht, wer der Angreifer gewesen ist. Höchstwahrscheinlich jemand, den er mit seiner Arbeit verärgert hat.« Er zuckte mit den Achseln und fuhr fort. »Was meinen persönlichen Nutzen betrifft, so hat es etwas mit dem Grund zu tun, warum ich es Eurem Mann erzählen wollte - denn ich erzähle es *Euch* nur, weil Euer Mann nicht zu sprechen ist.«

»Und zwar?«

Er sah sich rasch um und vergewisserte sich, dass uns niemand hörte. Es war zwar niemand in unserer Nähe, doch er senkte dennoch die Stimme.

»Ich - und die Männer, deren Interessen ich in Frankreich vertrete - wünsche, dass die Rebellion in Amerika gelingt.«

Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte, doch das war es ganz sicher nicht, und ich gaffte ihn an.

»Ich soll Euch glauben, dass Ihr amerikanischer Patriot seid?«

»Nicht im Mindesten«, sagte er. »Politik interessiert mich nicht. Ich bin Geschäftsmann.« Er betrachtete mich abschätzend. »Habt Ihr schon einmal von einem

Unternehmen namens *Hortalez et Cie* gehört?«

»Nein.«

»Nach außen hin ist es ein Import- und Exportgeschäft mit Sitz in Spanien. In Wirklichkeit ist es aber nur Fassade zum Zweck, den Amerikanern Geld zuzuspielen, ohne die französische Regierung sichtbar zu involvieren. Wir haben auf diesem Weg schon Unsummen weitergeleitet, größtenteils zum Kauf von Waffen und Munition. Madame LeGrand hat Eurem Mann von *Hortalez* erzählt, ohne ihm jedoch zu enthüllen, worum es sich dabei tatsächlich handelt. Sie hat mir die Entscheidung überlassen, ob ich ihm die Wahrheit sage.«

»Ihr seid ein französischer Spion - ist es das, was Ihr sagen wollt?«, sagte ich, als der Groschen endlich fiel.

Er verneigte sich.

»Aber Ihr seid doch gar kein Franzose«, fügte ich hinzu und betrachtete ihn genau. »Ihr seid Engländer.«

»Das war einmal.« Er wandte den Blick ab. »Ich bin jetzt französischer Staatsbürger.«

Er verstummte, und ich lehnte mich ein wenig zurück, um ihn zu beobachten - und mich vieles zu fragen. Mich zu fragen, wie viel davon die Wahrheit war, und entfernter auch, ob er wohl einer meiner Vorfahren sein könnte. Beauchamp war kein ungewöhnlicher Name, und es gab keine große körperliche Ähnlichkeit zwischen uns. Seine Hände waren langgliedrig und elegant wie die meinen, doch die Finger hatten eine andere Form. Die Ohren? Er

hatte ziemlich große Ohren, auch wenn sie zierlich geformt waren. Ich hatte eigentlich keine Ahnung, wie meine Ohren aussahen, ging aber davon aus, dass Jamie mich irgendwann darauf angesprochen hätte, wenn sie übermäßig groß gewesen wären.

»Und was ist es, das Ihr wollt?«, fragte ich schließlich leise, und er blickte auf.

»Erzählt Eurem Mann bitte, was ich Euch erzählt habe, Madame«, sagte er ausnahmsweise völlig ernst. »Und legt ihm nahe, dass es nicht nur im Interesse seines Adoptivsohns ist, der Angelegenheit nachzugehen - sondern vor allem im Interesse Amerikas.«

»Inwiefern?«

Er zog seine schlanke, elegante Schulter hoch.

»Der Comte St. Germain hatte beträchtlichen Landbesitz in einem Teil Amerikas, der jetzt von Großbritannien besetzt gehalten wird. Der französische Teil seines Vermögens - auf den momentan eine ganze Reihe von Personen Anspruch erhebt - ist von extremem Wert. Wenn bewiesen werden kann, dass Fergus Fraser in Wirklichkeit Claudel Rakoczy - Rakoczy ist der Familienname - und damit der Erbe dieses Vermögens ist, könnte er es benutzen, um bei der Finanzierung der Revolution zu helfen. Nach allem, was ich über ihn weiß - und ich weiß inzwischen einiges -, glaube ich, dass er empfänglich für diese Ziele wäre. Wenn die Revolution erfolgreich verläuft, hätten jene, die sie unterstützt haben, beträchtlichen Einfluss auf die spätere Regierung.«

»Und Ihr müsstet nicht länger gegen Geld mit reichen Frauen schlafen?«

»Genau.« Er erhob sich und verneigte sich tief vor mir.
»Es war ein Vergnügen, mich mit Euch zu unterhalten, Madame.«

Er war schon fast an der Tür angelangt, als ich ihm nachrief: »Monsieur Beauchamp?«

»Ja?« Er drehte sich um und sah mich an, ein dunkelhaariger, schlanker Mann, dessen Gesichtszüge von Humor gezeichnet waren - und vom Schmerz, dachte ich.

»Habt Ihr vielleicht Kinder?«

Seine Miene war ehrlich verblüfft.

»Das glaube ich wirklich nicht.«

»Oh«, sagte ich. »Es war nur eine Frage. Guten Tag, Sir.«

SIC TRANSIT GLORIA MUNDI

Die schottischen Highlands

Es war ein weiter Weg von der Farm in Balnain nach Corrimony. Da es Anfang Januar war, war es außerdem nass und kalt. Ziemlich nass. Und *ziemlich* kalt. Kein Schnee - den ich mir sehr gewünscht hätte, weil er Hugh Fraser vielleicht von seinem irrsinnigen Plan hätte abbringen können -, doch es regnete schon seit Tagen auf jene trostlose Weise, die die Kaminfeuer qualmen lässt, die selbst Kleider feucht werden lässt, die man gar nicht im Freien getragen hat, und die einem die Kälte so tief ins Mark treibt, dass man sich nicht mehr vorstellen kann, sich je wieder warm zu fühlen.

Diesen Punkt hatte ich bereits vor Stunden erreicht. Doch die einzige Alternative dazu, sich weiter durch den Regen und den Schlamm zu kämpfen, war, sich hinzulegen und zu sterben, und so weit war ich dann doch nicht. Noch nicht.

Das Ächzen der Räder verstummte mit einem abrupten Rauschen, das anzeigte, dass sie wieder einmal im Schlamm stecken geblieben waren. Jamie murmelte etwas, das sich für eine Beerdigung nicht geziemte, und lan erstickte sein Lachen mit einem Huster - der in echten Husten überging und gar nicht mehr enden wollte. Es klang

wie das Gebell eines großen, müden Hundes.

Ich zog die Whiskyflasche unter meinem Umhang hervor - ich glaubte zwar nicht, dass eine Flüssigkeit mit einem solchen Alkoholgehalt einfrieren konnte, aber ich wollte nichts riskieren - und reichte sie Ian. Er schluckte, keuchte wie von einem Laster getroffen, hustete erneut und gab mir die Flasche dann schwer atmend mit einem dankbaren Kopfnicken zurück. Seine Nase war rot, und sie lief.

Das Gleiche galt auch für alle anderen Nasen in meiner Umgebung. Bei einigen wurde dies sicherlich durch Schmerz und Trauer verursacht, doch bei den meisten vermutete ich, dass das Wetter und der Katarrh daran schuld waren. Die Männer hatten sich kommentarlos um den Sarg gesammelt - sie hatten inzwischen Übung darin - und ihn mit vereinten Kräften aus der Furche auf festeren, steinigen Untergrund geschoben.

»Was glaubst du, wie lange es her ist, dass Simon Fraser das letzte Mal zu Hause war?«, flüsterte ich Jamie zu, als er wieder ans Ende des Leichenzugs kam, um sich zu mir zu gesellen. Er zuckte mit den Achseln und wischte sich mit einem feuchten Taschentuch über die Nase.

»Mehrere Jahre. Eigentlich hatte er ja keinen Grund dazu, aye?«

Wahrscheinlich nicht. Nach dem Leichenschmaus, der gestern Abend auf der Farm abgehalten worden war - die etwas kleiner war als Lallybroch, aber in etwa derselben Architektur folgte -, wusste ich jetzt zwar einiges mehr über Simon Frasers militärische Laufbahn und seine Erfolge,

aber der Nachruf hatte keine Jahreszahlen erwähnt. Doch wenn er wirklich an all diesen Orten gekämpft hatte, konnte er kaum dazu gekommen sein, zwischen zwei Feldzügen die Socken zu wechseln, geschweige denn, heim nach Schottland zu fahren. Und der Hof gehörte schließlich nicht ihm; er war das zweitjüngste von neun Kindern. Seine Frau, eine winzige *bainisq* - was kleine alte Dame bedeutete -, die der Prozession am Arm ihres Schwagers Hugh vorausging, führte keinen eigenen Haushalt und lebte bei Hughs Familie, da sie auch keine lebenden Kinder hatte - zumindest nicht in der Nähe -, die sich um sie kümmern konnten.

Ich fragte mich, ob es sie wohl freute, dass wir ihn heimgebracht hatten. Wäre es nicht besser gewesen, einfach nur zu wissen, dass er in der Fremde gestorben war, während er seinen Dienst erfüllte - und zwar hervorragend -, als mit den bestürzend kläglichen Überresten ihres Mannes konfrontiert zu werden, ganz gleich, wie gekonnt diese verpackt sein mochten?

Doch wenn sie schon nicht froh war, so genoss sie es doch zumindest ein wenig, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Ihr zerknittertes Gesicht hatte im Lauf der abendlichen Festivitäten Farbe angenommen und schien sich etwas zu glätten. Und nun schritt sie unbeirrt über die Furchen hinweg, die der Sarg ihres Mannes in die Straße grub.

Es war Hughs Schuld. Er war Simons älterer Bruder, der Herr von Balnain - ein spindeldürrer, kleiner alter Mann, der

kaum größer war als seine Schwägerin, den Kopf aber voller romantischer Flausen hatte. Er hatte erklärt, der tapferste Krieger, den die Familie hervorgebracht hatte, sollte seine letzte Ruhestätte nicht schlicht auf dem Familienfriedhof finden, sondern an einem Ort, der seiner würdiger war.

Endlich kam Corrimony in Sicht. Jamie hatte gesagt, der Name bedeute »eine Senke im Moor«, und das war es auch. Inmitten der runden Mulde in Gras und Heide erhob sich eine flache Kuppel; beim Näherkommen sah ich, dass sie aus Tausenden und Abertausenden großer Flussskiesel bestand, die teilweise faustgroß waren, teilweise so groß wie ein Menschenkopf. Umgeben war dieser dunkle, im Regen glänzende Grabhügel von einem Kreis aufrechter Steine.

Unwillkürlich klammerte ich mich an Jamies Arm. Er sah mich überrascht an, dann begriff er, was ich sah, und runzelte die Stirn.

»Hörst du irgendetwas, Sassenach?«, murmelte er.

»Nur den Wind.« Dieser stöhnte schon die ganze Zeit so laut mit dem Leichenzug um die Wette, dass er den Mann, der vor dem Sarg das *Coronach* intonierte, mehr oder weniger übertönte, doch als wir auf das offene Moor hinaustraten, nahm er zu und wurde schriller - und ließ unsere Umhänge und Röcke flattern wie Rabenflügel.

Ich behielt die Steine argwöhnisch im Auge, spürte aber nichts, als wir vor dem Grabhügel zum Stehen kamen. Es war ein Passagengrab von der Art, die man *Clava Cairns*

nannte; ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete, doch Onkel Lamb hatte Fotos von vielen solcher Fundorte gehabt. Die Passage orientierte sich zu einem bestimmten Datum an einem bestimmten Gestirn. Ich hob meinen Blick zum bleiern, weinenden Himmel empor und beschloss, dass heute wohl ohnehin nicht der richtige Tag war.

»Wir wissen nicht, wer hier begraben liegt«, hatte uns Hugh am Vortag erklärt. »Doch es muss ein großer Clanhäuptling gewesen sein. Sonst hätte sich ja niemand die Mühe gemacht, ihm ein solches Grab zu errichten!«

»Aye, gewiss«, hatte Jamie gesagt und diplomatisch hinzugefügt: »Und dieser große Häuptling liegt dort jetzt nicht mehr?«

»O nein«, versicherte uns Hugh. »Die Erde hat ihn sich schon lange genommen. Man sieht nur noch einen kleinen Fleck, wo seine Knochen waren. Und ihr braucht auch keine Angst zu haben, dass ein Fluch auf dem Ort liegt.«

»Oh, gut«, murmelte ich, doch er beachtete mich nicht.

»Irgendeine Vorwitznase hat das Grab vor über hundert Jahren geöffnet; wenn es also einen Fluch *gab*, hat er sich gewiss an ihn geheftet.«

Das war tröstlich, und tatsächlich schien sich keiner der Anwesenden in der Nähe des Grabes beklommen zu fühlen. Allerdings war es genauso gut möglich, dass sie alle schon so lange mit seinem Anblick lebten, dass es für sie nicht mehr war als ein Teil der Landschaft.

Jetzt diskutierten sie über ihr weiteres Vorgehen. Die

Augen der Männer waren kopfschüttelnd und skeptisch auf den Grabhügel gerichtet und zeigten abwechselnd auf die offene Passage, die in die Grabkammer führte, und zur Spitze des Hügelgrabs, deren Steine entweder entfernt oder heruntergefallen und fortgeräumt worden waren. Die Frauen drängten sich dichter aneinander und warteten. Wir waren am Vortag benebelt vor Erschöpfung angekommen, und sie waren mir zwar alle vorgestellt worden, doch es fiel mir schwer, den richtigen Gesichtern die richtigen Namen zuzuordnen. Ohnehin sahen sich ihre Gesichter alle ähnlich - schmal, abgehärmt und blass. Und sie strahlten chronische Erschöpfung aus, eine Müdigkeit, die nicht allein von der Totenwache kam.

Ich musste mich plötzlich an Mrs. Bugs Begräbnis erinnern. Wir hatten es in aller Hast improvisiert - und doch hatten die Trauernden Würde und aufrichtigen Schmerz an den Tag gelegt. Ich hatte den Eindruck, dass diese Menschen Simon Fraser kaum gekannt hatten.

Wie viel besser wäre es doch gewesen, seinen letzten Wunsch zu beherzigen und ihn bei seinen gefallenen Kameraden auf dem Schlachtfeld zu lassen, dachte ich. Doch wer auch immer gesagt hatte, dass Beerdigungen vor allem für die Lebenden da waren, hatte recht.

Das Gefühl des Versagens und der Vergeblichkeit, das auf die Niederlage bei Saratoga gefolgt war, hatte bei seinen Offizieren die Entschlossenheit hervorgerufen, *irgendetwas* zu bewerkstelligen, den Mann, den sie geliebt, und den Soldaten, den sie respektiert hatten, mit einer

würdigen Geste zu ehren. Vielleicht hatten sie ihn ja auch heimschicken wollen, weil sie selbst solche Sehnsucht nach der Heimat hatten.

Genau dieses Gefühl des Versagens - gepaart mit einer zutiefst romantischen Ader - war es zweifellos auch gewesen, das General Burgoyne dazu bewogen hatte, auf dieser Geste zu beharren; wahrscheinlich betrachtete er es als persönliche Ehrensache. Und dann Hugh Fraser, der seit der Katastrophe von Culloden selbst von der Hand in den Mund leben musste und angesichts der unerwarteten Heimkehr seines jüngeren Bruders nicht in der Lage war, für ein grandioses Begräbnis zu sorgen, gleichzeitig aber selbst ein großer Romantiker war ... Und am Ende diese seltsame Prozession, die Simon Fraser in eine Heimat führte, die nicht mehr die seine war, zu einer Frau, für die er ein Fremder war.

Und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben. An diese Zeile musste ich denken, als die Männer jetzt zu ihrem Entschluss fanden und begannen, dem Sarg die Räder abzunehmen. Gemeinsam mit den anderen Frauen war ich näher gekommen und stand jetzt unmittelbar neben einem der Steine, die das Grab umringten. Sie waren kleiner als die Steine von Craigh na Dun - zwischen einem halben und einem Meter hoch. Ich folgte einem plötzlichen Impuls, streckte die Hand aus und berührte den Stein.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass irgendetwas geschehen würde, und so war es glücklicherweise auch. Obwohl es die Stimmung beträchtlich belebt hätte, wenn

ich inmitten der Beerdigungsgesellschaft plötzlich verschwunden wäre.

Kein Summen, kein Kreischen, keine Ausstrahlung. Es war nur ein Stein. Schließlich, so dachte ich, gab es ja auch keinen Grund, warum *alle* Megalithe Zeitportale markieren sollten. Wahrscheinlich hatten die alten Baumeister die Steine ja aufgestellt, um Orte von Bedeutung zu markieren - und ein Grabhügel wie dieser war gewiss ein solcher Ort gewesen. Ich fragte mich, was für ein Mann - oder vielleicht eine Frau? - wohl hier gelegen und nicht mehr als ein Echo seiner Gebeine zurückgelassen hatte, so viel vergänglicher als die Steine, die ihnen Schutz geboten hatten.

Der Sarg wurde auf den Boden gestellt und - unter heftigem Grunzen und Schnaufen - durch die Passage in die Grabkammer im Zentrum des Bauwerkes geschoben. Eine große flache Steinplatte mit merkwürdigen Einkerbungen - die wahrscheinlich von den ursprünglichen Erbauern stammten - lehnte an der Seite des Grabhügels. Vier der kräftigsten Männer packten sie und schoben sie langsam auf den Grabhügel, um das Loch über der Grabkammer zu schließen.

Die Platte senkte sich mit einem gedämpften Geräusch an ihren Platz, und ein paar kleine Steine kullerten zu Boden. Dann kamen die Männer herunter, und wir standen alle ausgesprochen verlegen herum und fragten uns, was wir als Nächstes tun sollten.

Wir hatten keinen Priester dabei. Die Totenmesse für Simon war vorhin in einer kleinen, nackten Steinkirche

gelesen worden, vor der Prozession zu diesem durch und durch heidnischen Begräbnis. Offenbar hatten Hughes Nachforschungen nichts zutage gefördert, was die passenden Riten beschrieben hätte.

Gerade, als es den Anschein hatte, dass uns nichts anderes übrig bleiben würde, als uns einfach abzuwenden und zur Farm zurückzustapfen, hustete Ian heftig und trat vor.

Der ganze Leichenzug war extrem farblos, kein Vergleich mit den leuchtend bunten Tartanstoffen, die solche Highlandzeremonien früher geziert hatten. Selbst Jamie sah in seinem Umhang unauffällig aus, und sein Haar war mit einem dunklen Schlapphut bedeckt. Die einzige Ausnahme von der allgemeinen Dürsterkeit war Ian.

Er hatte viele Blicke auf sich gezogen, als er heute Morgen die Treppe heruntergekommen war, und auch jetzt wurde er angestarrt. Mit gutem Grund. Er hatte sich den Großteil seines Kopfes kahl geschoren und den restlichen Haarstreifen in der Mitte seines Schädels zu einem steifen Kamm gefettet, an dem er ein Ornament aus baumelnden Truthahnfedern und einem durchbohrten Sixpencestück befestigt hatte. Er *hatte* zwar seinen Umhang umgelegt, doch darunter trug er seine abgenutzte Lederkleidung mit dem blau-weißen Wampum-Armschmuck, den ihm Emily, seine Frau, angefertigt hatte.

Jamie hatte ihn bei seinem Erscheinen von oben bis unten betrachtet und den Mundwinkel nach oben verzogen.

»Es wird nichts ändern, aye?«, sagte er leise zu Ian, als

wir auf die Tür zuhielten. »Sie werden trotzdem wissen, wer du bist.«

»Meinst du?«, hatte Ian gesagt, um dann jedoch geduckt in den Regen zu treten, ohne eine Antwort abzuwarten.

Jamie hatte zweifellos recht gehabt; die Indianeraufmachung war die Generalprobe für seine Ankunft in Lallybroch, denn dorthin würden wir aufbrechen, sobald Simons Sarg ordentlich verabschiedet und ein letzter Whisky getrunken war.

Doch auch jetzt erwies sie sich als nützlich. Ian legte langsam seinen Umhang ab und reichte ihn Jamie, dann schritt er zum Eingang der Passage und wandte sich den Trauergästen zu - die diese Erscheinung mit großen Augen beobachteten. Er breitete die Hände aus, schloss die Augen, legte den Kopf zurück, sodass ihm der Regen über das Gesicht lief, und begann, in der Mohawksprache zu singen. Er war kein großer Sänger, und seine Stimme war von der Erkältung so heiser, dass viele Worte abbrachen oder ganz verschwanden, doch am Anfang fing ich Simons Namen auf. Der Totengesang des Generals. Er dauerte nicht lange, doch als Ian die Hände sinken ließ, ging ein kollektiver Seufzer durch die Versammlung.

Ian schritt davon, ohne sich umzusehen, und die Trauergäste folgten ihm ohne ein Wort. Es war vorbei.

WENN DER WIND WEHT

Das Wetter blieb weiterhin grauenvoll, und jetzt mischte sich auch hin und wieder Schneegestöber unter den Regen, sodass uns Hugh zum Bleiben drängte, wenigstens ein paar Tage, bis es aufklarte.

»Es kann gut bis zum Michaelsfest dauern, bis das geschieht«, sagte Jamie lächelnd zu ihm. »Nein, Vetter, wir gehen.«

Und so gingen wir, eingewickelt in sämtliche Kleider, die wir besaßen. Der Weg nach Lallybroch dauerte über zwei Tage, und wir mussten über Nacht in einer verlassenen Kate Zuflucht suchen, wo wir die Pferde nebenan im Kuhstall unterbringen konnten. Es gab keine Möbel und keinen Torf für den Kamin, und das Dach war zur Hälfte verschwunden, doch die Steinmauern hielten den Wind von uns fern.

»Ich vermisse meinen Hund«, brummte Ian, der sich unter seinem Umhang zusammengekauert hatte und sich eine Decke über den mit Gänsehaut überzogenen Kopf gezogen hatte.

»Würde er sich denn auf deinen Kopf setzen?«, erkundigte sich Jamie und nahm mich fester in den Arm, während der Wind an unserem Unterschlupf vorüberheulte und den Rest des durchlöcherten Strohdaches mitzunehmen drohte. »Du hättest bedenken sollen, dass

Januar ist, bevor du dir die Kopfhaut rasierst hast.«

»Du hast gut reden«, erwiderte Ian und lugte mürrisch unter seiner Decke hervor. »Du kannst dich ja an Tante Claire wärmen.«

»Nun, vielleicht heiratest du ja selbst irgendwann. Wird Rollo dann bei euch beiden schlafen?«, fragte Jamie.

»Mmpfm«, sagte Ian und zog sich zitternd die Decke komplett vor das Gesicht.

Ich zitterte ebenfalls, Jamies Körperwärme, unseren übereinandergelegten Umhängen, drei wollenen Unterröcken und zwei Paar Strümpfen zum Trotz. Ich war in meinem Leben schon öfter an kalten Orten gewesen, aber die schottische Kälte hat etwas bemerkenswert *Durchdringendes* an sich. Doch obwohl ich mich nach Wärme sehnte und ich Lallybroch als sehr gemütlich in Erinnerung hatte, erfüllte mich der Gedanke an unsere bevorstehende Rückkehr fast ebenso sehr mit Beklommenheit wie Ian - der umso mehr Ähnlichkeit mit einer Katze auf dem heißen Blechdach bekommen hatte, je tiefer wir in die Highlands vordrangen. Auch jetzt murmelte er unruhig vor sich hin und kam in der Dunkelheit der Kate unter seinen Decken nicht zur Ruhe.

Bei unserer Landung in Edinburgh hatte ich mich gefragt, ob wir eine Nachricht nach Lallybroch schicken und unser Kommen ankündigen sollten. Doch Jamie hatte über diesen Vorschlag gelacht.

»Glaubst du, wir hätten die geringste Chance, uns dem

Hof auch nur auf zehn Meilen zu nähern, ohne dass es jeder hört? Keine Angst, Sassenach«, hatte er mir versichert. »Sobald wir einen Fuß in die Highlands setzen, wird von Loch Lomond bis Inverness jeder wissen, dass Jamie Fraser mit seiner englischen Hexe nach Hause unterwegs ist und zu allem Überfluss auch noch eine Rothaut dabei hat.«

»Englische Hexe?«, sagte ich und war mir nicht sicher, ob ich beleidigt oder belustigt reagieren sollte. »Haben sie mich so genannt? Als wir in Lallybroch waren?«

»Oft genug sogar vor deiner Nase, Sassenach«, erklärte er trocken. »Aber damals konntest du noch nicht genug Gälisch, um es zu verstehen. Es war aber nicht als Beleidigung gemeint, *a nighean*«, fügte er etwas sanfter hinzu. »Und das ist es auch jetzt nicht. Ein Highlander nennt die Dinge eben einfach beim Namen.«

»Hmm«, sagte ich ein wenig perplex.

»So unrecht hätten sie im Moment doch gar nicht, oder?«, hatte er grinsend gefragt.

»Willst du damit etwa ausdrücken, dass ich wie eine Hexe *aussehe*?«

»Nun, jetzt gerade vielleicht nicht«, sagte er und setzte seinen Expertenblick auf. »Aber morgens früh gleich nach dem Aufwachen - aye, dann könnte man schon Angst bekommen.«

Ich hatte keinen Spiegel, weil ich in Edinburgh nicht daran gedacht hatte, mir einen zu besorgen. Doch einen

Kamm hatte ich noch, und während ich mich jetzt mit dem Kopf unter Jamies Kinn kuschelte, beschloss ich, auf jeden Fall kurz vor Lallybroch Halt zu machen und ihn gründlich zu benutzen, ob es regnete oder gar schneite. Nicht, dachte ich, dass es wohl irgendeine Rolle spielen würde, ob ich bei meiner Ankunft aussah wie die Königin von England oder wie eine zerrupfte Pustebume. Es war lans Heimkehr, um die es hier ging.

Andererseits ... war ich mir gar nicht so sicher, wie man mich empfangen würde. Gelinde gesagt gab es noch einige offene Fragen zwischen mir und Jenny Murray.

Wir waren einmal gute Freundinnen gewesen. Ich hoffte auch, dass wir es wieder werden würden. Doch sie war die Drahtzieherin der Heirat zwischen Jamie und Laoghaire MacKenzie gewesen. Zweifellos mit den besten Absichten; sein einsames, wurzelloses Dasein nach der Rückkehr aus englischer Gefangenschaft hatte ihr Sorgen gemacht. Und man musste ihr zugestehen, dass sie mich für tot gehalten hatte.

Was hatte sie wohl gedacht, fragte ich mich, als ich plötzlich wieder aufgetaucht war? Dass ich Jamie vor der Schlacht von Culloden im Stich gelassen und es mir dann anders überlegt hatte? Wir hatten keine Zeit für Erklärungen und eine erneute Annäherung gehabt - und dann *war* es zu jenem ausgesprochen peinlichen Moment gekommen, als Laoghaire - von Jenny herbeigerufen - mit ihren Töchtern in Lallybroch aufgetaucht war und Jamie und mich völlig überrascht hatte.

Bei dem Gedanken an dieses Aufeinandertreffen stieg Gelächter in mir auf, obwohl ich damals gewiss nicht gelacht hatte. Nun, vielleicht würden wir ja jetzt Zeit zum Reden haben, wenn sich Jenny und Ian vom ersten Schreck der Heimkehr ihres jüngsten Sohnes erholt hatten.

Die Pferde atmeten laut und friedlich in ihrem Stall, und Ian war endlich in rasselndes Schnarchen verfallen. Aber an den kaum merklichen Bewegungen neben mir merkte ich, dass ich nicht die Einzige war, die noch wach lag, weil sie darüber nachdenken musste, was uns wohl erwarten mochte.

»Du schläfst doch auch nicht, oder?«, flüsterte ich Jamie zu.

»Nein«, sagte er leise und verlagerte erneut das Gewicht, um mich dichter an sich zu ziehen. »Ich muss an das letzte Mal denken, als ich heimgekommen bin. Ich hatte solche Angst - und ein winziges bisschen Hoffnung. Ich denke, so ähnlich muss es jetzt für den Jungen sein.«

»Und für dich?«, fragte ich und legte meine Hände um den Arm, der mich festhielt. Ich spürte die stabilen, eleganten Knochen von Handgelenk und Unterarm und berührte vorsichtig seine verstümmelte Hand. Er seufzte tief auf.

»Ich weiß es nicht«, gab er zu. »Aber es wird alles gut. Diesmal bist du ja bei mir.«

IRGENDWANN IM LAUF DER NACHT VERSIEGTE

DER WIND, UND DER TAG dämmerte wie durch ein Wunder klar und hell. Es war zwar immer noch so kalt wie am Hintern eines Eisbären, doch es regnete zumindest nicht. Das betrachtete ich als gutes Vorzeichen.

Niemand sprach, als wir den letzten Pass überquerten, der nach Lallybroch führte, und dann das Haus unter uns sahen. Ich spürte, wie mir weniger eng ums Herz wurde, und erst jetzt begriff ich, wie lange ich schon die Luft angehalten hatte.

»Es hat sich gar nicht verändert, oder?«, sagte ich, und mein Atem schwebte weiß in der kalten Luft.

»Der Taubenschlag hat ein neues Dach«, stellte Ian fest. »Und Mamas Schafspferch ist größer geworden.« Er gab sich alle Mühe, unbekümmert zu klingen, doch das Sehnen in seiner Stimme war nicht zu überhören. Er trieb sein Pferd ein wenig voraus, und die Truthahnfedern in seinem Haar hoben sich im Wind.

Es war früher Nachmittag, und auf dem Hof war es still; die Arbeiten des Morgens waren erledigt, das abendliche Melken und Kochen hatten noch nicht begonnen. Ich sah niemanden im Freien außer ein paar großen, zotteligen Highlandrindern, die auf der Wiese Heu kauten, doch die Schornsteine rauchten, und das große, weiß gekalkte Farmhaus strahlte wie immer Gelassenheit und Gastlichkeit aus.

Würden Brianna und Roger wirklich hierher zurückkehren?, fragte ich mich plötzlich. Sie hatte davon gesprochen, als der Gedanke an ihre Rückkehr zur

Tatsache wurde und sie begonnen hatten, Pläne zu schmieden.

»Es steht leer«, sagte sie, ohne den Blick von dem Hemd im Stil des zwanzigsten Jahrhunderts abzuwenden, das sie gerade nähte. »Zu verkaufen. Zumindest war es das, als Roger hingefahren ist - vor ein paar Jahren? In ein paar Jahren?« Sie blickte mit einem ironischen Lächeln auf; es war unmöglich, sich normal über die Zeit zu unterhalten. »Ich glaube, ich fände es schön, wenn die Kinder dort leben. Aber wir müssen erst einmal abwarten, wie ... sich alles entwickelt.«

Dann hatte sie die Augen auf Mandy gerichtet, die in ihrer Wiege schlief, die kleinen Lippen blau gerändert.

»Es wird sich gut entwickeln«, hatte ich entschlossen gesagt. »Alles wird gut.«

Herr, betete ich jetzt schweigend, gib, dass sie in Sicherheit sind!

Ian hatte sich vom Pferd geschwungen und wartete ungeduldig auf uns. Als wir abstiegen, steuerte er auf die Tür zu, doch unsere Ankunft war nicht unbemerkt geblieben, und die Tür öffnete sich weit, bevor er sie berühren konnte.

Jenny erstarrte auf der Schwelle. Sie kniff die Augen zu, öffnete sie wieder und legte langsam den Kopf zurück, um den Blick an seinem hochgewachsenen, in Leder gekleideten Körper mit den sehnigen Muskeln und den kleinen Narben emporwandern zu lassen, bis hin zu seinem Kopf mit dem Federkamm und dem tätowierten Gesicht, in

dem sich nicht das Geringste regte - bis auf die Augen, deren Hoffnung und Angst er nicht verstecken konnte, Mohawk oder kein Mohawk.

Jennys Mund zuckte. Einmal ... Zweimal ... Dann löste sich ihr Gesicht auf, und sie begann, kleine, hysterische Jauchzer auszustoßen, die unmissverständlich in Gelächter übergingen. Sie schluckte, jauchzte noch einmal und lachte so hemmungslos, dass sie rückwärts ins Haus taumelte und sich auf die Bank im Flur setzen musste, wo sie sich mit verschränkten Armen vornüberbeugte und lachte, bis ihr Stimme und Atem versagten und sie nur noch japsen konnte.

»Ilan«, keuchte sie schließlich und schüttelte den Kopf. »O Gott, Ilan. Mein Junge.«

Ilan sah völlig verdattert aus. Er blickte Jamie ratsuchend an, der mit den Achseln zuckte, während auch ihm der Mund zuckte - dann wieder seine Mutter.

Sie schnappte mühsam nach Luft, dann stand sie auf, ging zu ihm und schlang die Arme um ihn, während sie ihr tränenüberströmtes Gesicht an ihn drückte. Seine Arme legten sich langsam und vorsichtig um sie, und er hielt sie fest wie etwas Zerbrechliches, das von unschätzbarem Wert ist.

»Ilan«, schluchzte sie, und ich verfolgte, wie ihre schmalen, angespannten Schultern plötzlich zusammensackten. »Oh, Ilan, Gott sei Dank, dass du noch rechtzeitig gekommen bist.«

SIE WAR KLEINER, ALS ICH SIE IN ERINNERUNG HATTE, UND SCHLANKER. IHR Haar war mit etwas mehr Grau versetzt, obwohl es immer noch dunkel zu pulsieren schien - doch die dunkelblauen Katzenaugen waren noch genau dieselben, ebenso wie die angeborene Befehlsgewalt, die sie mit ihrem Bruder gemeinsam hatte.

»Lasst die Pferde stehen«, sagte sie knapp und wischte sich mit der Schürze über die Augen. »Einer der Jungen soll sich darum kümmern. Ihr seid bestimmt durchgefroren und halb verhungert - zieht euch aus und kommt ins Wohnzimmer.« Sie richtete einen kurzen Blick auf mich, voll Neugier und etwas anderem, das ich nicht interpretieren konnte, sah mich aber nicht direkt an und sagte nicht mehr als »Komm!«, bevor sie ins Wohnzimmer vorausging.

Das Haus roch vertraut und fremd zugleich, es war in Torfrauch und Kochgerüche gehüllt; jemand hatte gerade Brot gebacken, und Hefegeruch schwebte aus der Küche durch den Flur. Hier im Flur war es fast genauso kalt wie im Freien; die Türen der Zimmer waren fest geschlossen, um die Wärme der Kaminfeuer zu bewahren, und eine willkommene Hitzewelle schlug uns entgegen, als Jenny die Wohnzimmertür öffnete und sich dann umwandte, um lan als Ersten hineinzuziehen.

»lan« sagte sie in einem Ton, den ich noch nie bei ihr gehört hatte. »lan, sie sind hier. Dein Sohn ist heimgekommen.«

Der ältere lan saß in einem großen Sessel am Feuer und hatte eine warme Decke über den Beinen liegen. Er

kämpfte sich augenblicklich hoch, ein wenig unsicher auf dem Holzbein, das er anstelle seines im Krieg verlorenen Beins trug, und kam einige Schritte auf uns zu.

»Ilan«, sagte Jamie leise und sanft vor Schreck. »Gott, Ilan.«

»Oh, aye«, sagte Ilan, der selbst ironisch klang. »Keine Sorge, ich bin's immer noch.«

Phthisis nannte man es. Zumindest die Ärzte. Auf Griechisch bedeutete es Verfall. Die Laien nannten es unverblümter »Schwindsucht«, und der Grund dafür war deutlich zu sehen. Die Krankheit verzehrte ihre Opfer, fraß sie lebendig auf. Eine Seuche der Verwüstung, die Fleisch fraß und Leben vergeudete, verschwenderisch und kannibalistisch.

Im England der dreißiger und vierziger Jahre hatte ich sie oft gesehen, öfter noch hier in der Vergangenheit. Doch noch nie hatte ich mit angesehen, wie sie jemandem, den ich liebte, das Leben von den Knochen schnitt, und mein Herz wurde zu Wasser und floss davon.

Ilan war immer schon drahtig gewesen, selbst in Zeiten des Überflusses. Sehnig und zäh, und seine Knochen waren immer dicht unter seiner Haut zu sehen gewesen, genau wie die seines Sohnes. Jetzt ...

»Kann sein, dass ich huste, aber ich zerbreche nicht«, versicherte er Jamie. Dann legte er Jamie die Arme um den Hals. Jamie umarmte ihn sehr sanft, doch dann wurde seine zurückhaltende Umarmung inniger, als er feststellte,

dass Ian tatsächlich nicht zerbrach - und er schloss die Augen, um die Tränen zurückzuhalten. Seine Arme fassten fester zu, als ob er unwillkürlich versuchte, Ian von dem Abgrund zurückzuhalten, der nur zu deutlich zu seinen Füßen gähnte.

All meine Knochen kann ich zählen. Das Bibelzitat stahl sich ungebeten in meinen Kopf. Es traf buchstäblich zu; unter dem Stoff seines Hemdes malten sich seine Rippen so deutlich ab, dass ich dort, wo sie sich mit den vorstehenden Wirbeln seines Rückgrats verbanden, die Gelenke sehen konnte.

»Wie lange?«, entfuhr es mir, an Jenny gewandt, die die Männer beobachtete. Auch in ihren Augen glänzten unvergossene Tränen. »Wie lange hat er es schon?«

Sie blinzelte und schluckte.

»Seit Jahren«, antwortete sie dann jedoch ruhig. »Er hat den Husten aus dem Tolbooth in Edinburgh mitgebracht und ist ihn nie wieder losgeworden. Aber im letzten Jahr ist es schlimmer geworden.«

Ich nickte. Ein chronischer Fall also, das war immerhin etwas. Die akute Form - die man »galoppierende Schwindsucht« nannte - hätte ihn innerhalb von Monaten dahingerafft.

Sie stellte mir dieselbe Frage wie ich ihr, doch mit einer anderen Bedeutung.

»Wie lange?«, sagte sie so leise, dass ich sie kaum hörte. »Wie lange hat er noch?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte ich genauso leise. »Aber ... nicht mehr lange.«

Sie nickte; sie hatte es längst gewusst.

»Nur gut, dass ihr rechtzeitig gekommen seid«, sagte sie nüchtern.

Der jüngere Ian hatte den Blick nicht von seinem Vater abgewandt, seit wir das Zimmer betreten hatten. Der Schock war ihm deutlich anzusehen, doch er behielt sich fest im Griff.

»Pa«, sagte er, und seine Stimme war so heiser, dass ihm das Wort als ersticktes Krächzen entfuhr. Er räusperte sich heftig, wiederholte: »Pa«, und trat vor. Der ältere Ian sah seinen Sohn an, und sein Gesicht begann vor Freude so zu leuchten, dass die Spuren der Krankheit und des Leidens verschwanden.

»O Ian«, sagte er und streckte die Arme aus. »Mein Junge!«

ES WAREN DIE HIGHLANDS. UND ES WAREN IAN UND JENNY. WAS BEDEUTETE, dass Dinge, um die andere aus Verwirrung oder um des lieben Friedens willen einen Bogen gemacht hätten, unverzüglich angesprochen wurden.

»Möglich, dass ich morgen sterbe; möglich, dass es noch ein Jahr dauert«, erklärte Ian unverblümt bei Marmeladenbrot und Tee, die man hastig aus der Küche

herbeigezaubert hatte, um die erschöpften Reisenden bis zum Abendessen über Wasser zu halten. »Falls jemand wetten möchte, setze ich fünf gegen zwei darauf, dass es drei Monate werden. Obwohl ich nicht weiß, wie ich dann meinen Gewinn einstreichen soll.« Er grinste, und plötzlich lugte der alte Ian aus seinem Totenkopf hervor.

Unter den Erwachsenen machte ein Murmeln die Runde, in dem Gelächter mitschwang. Im Zimmer drängten sich viele Gesichter, denn der Ruf, der das Brot und die Marmelade zutage gefördert hatte, hatte auch sämtliche Einwohner Lallybrochs aus den Zimmern und Winkeln des Hauses geholt. Donnernd waren sie die Treppe heruntergepoltert, weil sie es kaum abwarten konnten, den verlorenen Sohn zu begrüßen und wieder aufzunehmen. Die Zuneigung seiner Familie hatte Ian beinahe umgeworfen. Und so unmittelbar nach dem Schock, seinen Vater zu sehen, hatte es ihm vollends die Sprache verschlagen, obwohl er unverwandt lächelte, total hilflos angesichts ihrer tausend Fragen und Ausrufe.

Jenny hatte ihn schließlich aus dem Tumult gerettet, indem sie ihn bei der Hand nahm und ihn entschlossen mit seinem Vater ins Wohnzimmer schob, um dann mit den anderen in den Flur zu gehen und den Aufruhr mit blitzenden Blicken und einem unmissverständlichen Wort zu beenden, bevor sie sie in Reih und Glied erneut hineinführte.

Der jüngere Jamie - Ians und Jennys Ältester und Jamies Namensvetter - lebte jetzt mit Frau und Kindern in

Lallybroch, genau wie seine Schwester Maggie und ihre beiden Kinder - ihr Mann war Soldat. Jamie war auf dem Hof unterwegs, doch die Frauen setzten sich zu mir. Sämtliche Kinder drängten sich mit größter Neugier um Ian und stellten ihm so viele Fragen, dass diese in der Luft zusammenstießen und die Kinder sich zu streiten begannen, wer zuerst gefragt hatte und zuerst eine Antwort bekommen sollte.

Die Kinder hatten den Worten seines Vaters keine Beachtung geschenkt. Sie wussten schon, dass Opa im Sterben lag, und die Tatsache war uninteressant im Vergleich mit der Anwesenheit ihres faszinierenden neuen Onkels. Ein kleines Mädchen mit Stummelzöpfchen saß auf Ians Schoß und zeichnete seine Tätowierungen mit den Fingern nach. Hin und wieder landete einer davon versehentlich in seinem Mund, während er lächelnd, wenn auch zögernd schließlich die Fragen seiner wissbegierigen Nichten und Neffen beantwortete.

»Du hättest doch schreiben können«, sagte Jamie mit einem Hauch von Tadel zu Jenny.

»Das habe ich doch«, sagte sie mit einem ganz ähnlichen Unterton. »Vor einem Jahr, als der Verfall eingesetzt hat und wir begriffen haben, dass es mehr war als nur ein Husten. Da habe ich dich gebeten, uns Ian zu schicken, falls es möglich war.«

»Ah«, sagte Jamie bestürzt. »Wir müssen Fraser's Ridge verlassen haben, bevor der Brief gekommen ist. Aber habe ich dir nicht letzten April geschrieben, dass wir

kommen? Ich habe dir den Brief aus New Bern geschickt.«

»Wenn das stimmt, hat er uns nie erreicht. Kein Wunder angesichts der Blockade; wir sehen hier höchstens noch die Hälfte der Dinge, die wir sonst aus Amerika erhalten haben. Aber wenn ihr im März aufgebrochen seid, ist es eine lange Reise gewesen, oder?«

»Etwas länger, als ich erwartet hatte, aye«, sagte Jamie trocken. »Unterwegs gab es ein paar Zwischenfälle.«

»Das sehe ich.« Ohne jedes Zögern ergriff sie seine rechte Hand und betrachtete neugierig die Narbe und die dicht aneinanderliegenden Finger. Sie sah mich mit hochgezogener Augenbraue an, und ich nickte.

»Es - er ist verwundet worden, in Saratoga«, sagte ich mit dem merkwürdigen Gefühl, mich verteidigen zu müssen. »Ich musste es tun.«

»Es ist gut geworden«, sagte sie und bewegte ihm sanft die Finger. »Schmerzt es sehr, Jamie?«

»Es zieht in der Kälte. Sonst merke ich nichts davon.«

»Whisky!«, rief sie und fuhr plötzlich kerzengerade auf. »Da sitzt ihr nun völlig durchgefroren, und ich habe ganz vergessen - Robbie! Lauf in die Küche und hol die gute Flasche aus dem Regal über den Töpfen.« Ein schlaksiger Junge, der am Rand der Menschentraube rings um Ian stand, sah seine Großmutter widerstrebend an, doch als er den Nachdruck in ihrem Blick sah, schoss er gehorsam aus dem Zimmer.

Im Zimmer war es mehr als warm; dank des Torffeuers

im Kamin und der vielen Menschen, die sich lachend unterhielten und Körperwärme abstrahlten, herrschten beinahe tropische Temperaturen. Doch jedes Mal, wenn ich Ian ansah, senkte sich Kälte auf mein Herz.

Er lag jetzt tief in seinen Sessel gelehnt und lächelte. Doch man sah ihm die Erschöpfung an der vornübergebeugten Haltung seiner knöchigen Schultern an, an der Schwere seiner Augenlider, an der Anstrengung, die es ihn kostete weiterzulächeln.

Ich wandte den Kopf ab und merkte dabei, dass Jenny mich beobachtete. Sofort schlug sie die Augen nieder, doch ich hatte Berechnung darin gesehen und Zweifel. Ja, wir würden reden müssen.

SIE SCHLIEFEN WARM IN DIESER ERSTEN NACHT, ZUM UMFALLEN MÜDE, DICHT beieinander und von Lallybroch umarmt. Doch im Halbschlaf hörte Jamie den Wind. Er war in der Nacht zurückgekehrt, ein kaltes Stöhnen, das um die Traufen des Hauses fuhr.

Er setzte sich im Dunkeln auf, die Hände um die Knie gelegt, und lauschte. Ein Sturm zog herauf; er konnte den Schnee im Heulen des Windes hören.

Claire lag neben ihm, im Schlaf halb zusammengekrümmt, ihr Haar eine dunkle Masse auf dem weißen Kissen. Er lauschte ihrem Atem, dankte Gott für diesen Klang, empfand Schuldgefühle, weil er sanft und ungehindert dahinströmte. Den ganzen Abend hatte er Ian

husten gehört, und noch beim Einschlafen hatte er die Mühsal dieses Atmens im Kopf gehabt, wenn auch nicht in den Ohren.

Vor lauter Erschöpfung hatte er lans Krankheit zwar verdrängen können, doch als er jetzt erwachte, war sie da und lag ihm wie ein Stein auf der Brust.

Claire bewegte sich im Schlaf, drehte sich halb auf den Rücken, und das Verlangen nach ihr stieg in ihm auf wie Wasser. Er zögerte, denn er litt mit lan, trauerte um das, was lan schon verloren hatte, während er es noch hatte, und es widerstrebte ihm, sie zu wecken.

»Vielleicht fühle ich mich ja so wie du damals«, flüsterte er ihr zu, zu leise, um sie zu wecken. »Als du durch die Steine gekommen bist. Als wäre die Welt zwar noch da - aber sie ist nicht mehr dieselbe.«

Er hätte schwören können, dass er sie nicht geweckt hatte, doch eine Hand hob sich suchend aus den Laken, und er griff danach. Claire seufzte tief und schläfrig und zog ihn an ihre Seite hinunter. Nahm ihn in die Arme und wiegte ihn warm an ihren sanften Brüsten.

»Du bist meine Welt«, murmelte sie, und dann veränderte sich ihre Atmung, und sie nahm ihn mit sich in die Sicherheit.

MEMORARAE

Sie hatten in der Küche gefrühstückt, nur die beiden Ians, denn sein Vater war vor dem Morgengrauen hustend aufgewacht und hinterher so fest eingeschlafen, dass seine Mutter ihn nicht wecken wollte. Er selbst war die ganze Nacht mit seinem Bruder Jamie und seinen Neffen auf der Jagd gewesen. Auf dem Rückweg hatten sie Kitty besucht, und Jamie hatte gesagt, sie würden eine Weile bleiben, um etwas zu essen und zu schlafen. Doch Ian hatte keine Ruhe gehabt, denn er wollte nach Hause, obwohl er nicht hätte sagen können, warum.

Vielleicht ja, um diesen Moment zu erleben, dachte er jetzt, während er zusah, wie sich sein Vater Salz auf den Porridge streute, so wie er ihm fünfzehn Jahre lang dabei zugesehen hatte, bevor er Schottland verlassen hatte. In all der Zeit hatte er nicht ein einziges Mal daran gedacht, doch nun, da er es wieder sah, war es so, als wäre er nie fort gewesen, als hätte er jeden Morgen seines Lebens hier an diesem Tisch gesessen und zugesehen, wie sein Vater Porridge aß.

Plötzlich packte ihn der sehnliche Wunsch, sich diesen Moment einzuprägen, sich jedes Detail zu eigen zu machen, von dem glatt polierten Holz unter seinen Ellbogen bis hin zum fleckigen Granit der Küchenplatte und der Art, wie das Licht durch die verschlissenen Vorhänge am Fenster fiel und den vorgewölbten Muskel am Kinn seines

Vaters beleuchtete, der gerade einen Wurstbissen kaute.

Der ältere Ian blickte unvermittelt auf, als ob er den Blick seines Sohne spürte,

»Wollen wir über das Moor gehen?«, schlug er vor. »Ich würde gern sehen, ob das Rotwild schon kalbt.«

Er war überrascht, wie kräftig sein Vater war. Sie gingen einige Meilen weit und redeten über nichts und alles zugleich. Er wusste, dass dies gut war, um sich wieder aneinander zu gewöhnen und schließlich die Dinge sagen zu können, die gesagt werden mussten - doch er fürchtete sich davor, sie auszusprechen.

Schließlich hielten sie auf einem hoch gelegenen Moorstück inne, von dem aus sie die Reihen der großen Berge und mehrere Seen sehen konnten, die in der blassen Sonne glitzerten wie Fische. Sie fanden eine Heiligenquelle, ein kleines Wasserbecken mit einem alten Steinkreuz, und tranken daraus, sprachen ein Gebet, um dem Heiligen ihre Aufwartung zu machen, und setzten sich ein Stück weiter nieder, um zu rasten.

»Es war ein Ort wie dieser, an dem ich zum ersten Mal gestorben bin«, sagte sein Vater beiläufig und fuhr sich mit der nassen Hand über das verschwitzte Gesicht. Er sah rosig und gesund aus, trotz seiner Magerkeit. Es verwirrte Ian, ihn so zu sehen, obwohl er wusste, dass sein Vater dem Tod nah war.

»Aye?«, sagte er. »Und wann ist das gewesen?«

»Oh, in Frankreich. Als ich mein Bein verloren habe.«

Sein Vater warf einen leidenschaftslosen Blick auf sein Holzbein. »In der einen Minute habe ich dagestanden und wollte meine Muskete abfeuern, und in der nächsten lag ich am Boden. Ich wusste nicht einmal, dass ich getroffen war. Man sollte doch meinen, dass man es merkt, wenn man von sechs Pfund Eisen niedergemäht wird, oder?«

Sein Vater grinste ihn an, und er grinste widerstrebend zurück.

»Das stimmt. Aber du musst dir doch gedacht haben, dass *irgendetwas* geschehen war?«

»Oh, aye. Und nach ein paar Sekunden habe ich auch begriffen, dass ich getroffen sein musste. Aber ich konnte überhaupt keinen Schmerz spüren.«

»Nun, das war bestimmt gut«, sagte Ian ermunternd.

»Ich wusste, dass ich im Sterben lag, aye?« Der Blick seines Vaters ruhte zwar auf ihm, doch er war durch ihn hindurch auf jenes ferne Schlachtfeld gerichtet. »Aber es hat mir keine großen Sorgen bereitet. Und ich war nicht allein.« Dann konzentrierte sich sein Blick auf seinen Sohn, und er lächelte ein wenig. Streckte die Hand aus, die bis auf das Skelett abgemagert war, die Gelenke geschwollen und verknöchert, die aber immer noch dieselbe Spannweite hatte wie die Hand seines Sohnes, nach der er jetzt griff.

»Ian«, sagte er und hielt inne, während sich seine Augen kräuselten. »Weißt du eigentlich, wie merkwürdig es ist, jemanden beim Namen zu rufen, wenn es dein eigener

Name ist? Ian«, wiederholte er sanfter, »sorge dich nicht. Ich hatte damals keine Angst. Ich habe auch jetzt keine Angst.«

Ich schon, dachte Ian, doch das konnte er nicht sagen.

»Erzähle mir von deinem Hund«, bat sein Vater dann und lächelte. Und so erzählte er seinem Vater von Rollo. Von der Seeschlacht, als er gedacht hatte, Rollo wäre ertrunken, davon, wie es gekommen war, dass es sie alle nach Ticonderoga verschlagen hatte und sie an den schrecklichen Schlachten von Saratoga teilgenommen hatten.

Und erzählte ihm - ohne nachzudenken, denn beim Nachdenken wären ihm die Worte in der Kehle erstarrt - von Emily. Von *Iseabail*. Und von dem Kind namens Schnellste der Eidechsen.

»Ich - Davon habe ich noch niemandem erzählt«, sagte er plötzlich schüchtern »Von dem Jungen, meine ich.«

Sein Vater holte tief Luft, und seine Miene war glücklich. Dann hustete er, zog ein Taschentuch hervor, hustete weiter, doch irgendwann hörte er auf. Ian versuchte, die Augen nicht auf das Taschentuch zu richten, falls es Blutflecken hatte.

»Du solltest -«, krächzte der ältere Ian, dann räusperte er sich und spuckte mit einem erstickten Grunzlaut in das Taschentuch. »Du solltest es deiner Mutter erzählen«, sagte er, und seine Stimme war jetzt wieder frei. »Sie wird sich freuen, dass du einen Sohn hast, ganz gleich, unter

welchen Umständen.«

»Aye, nun ja. Vielleicht tue ich das.«

Es war noch zu früh für Ungeziefer, doch die Moovögel waren ringsum zugange, flogen dicht an ihnen vorüber und stießen Alarmrufe aus. Eine Weile lauschte er den Klängen der Heimat, dann sagte er: »Pa, ich muss dir etwas Schlimmes erzählen.«

Und im Frieden des frühen Frühlingstages erzählte Ian am Rand der Heiligenquelle, was Murdina Bug zugestoßen war.

Sein Vater hörte ihm ernst und aufmerksam zu, den Kopf gesenkt. Ian konnte die dichten grauen Strähnen in seinem Haar sehen und fand diesen Anblick bewegend und seltsam tröstend zugleich. Wenigstens hat er ein gutes Leben gelebt, dachte er. Doch vielleicht gilt das für Mrs. Bug ja genauso. Würde ich mich schlimmer fühlen, wenn sie ein junges Mädchen gewesen wäre? Er glaubte es schon, obwohl alles sowieso schon schlimm genug war. Doch etwas besser, jetzt, nachdem er davon erzählt hatte.

Der ältere Ian setzte sich ein wenig zurück. Er legte die Arme um sein gesundes Knie und überlegte.

»Es war natürlich nicht deine Schuld«, sagte er mit einem Seitenblick auf seinen Sohn. »Ist dir das in deinem Inneren klar?«

»Nein«, gab Ian zu. »Aber ich gebe mir Mühe.«

Sein Vater lächelte, doch dann wurde er wieder ernst.

»Du kommst irgendwann damit zurecht. Wenn du lange

genug damit gelebt hast, wirst du am Ende deinen Weg finden. Doch diese Sache mit dem alten Arch Bug. Er muss ja so alt sein wie Methusalem, wenn es derselbe Mann ist, den ich auch kenne - er war einer von Malcolm Grants Aufsehern.«

»Das ist er. Das denke ich genauso - er ist alt, er wird sterben. Doch was, wenn er stirbt, und ich weiß nichts davon?«, fragte er mit einer frustrierten Handbewegung. »Ich will den Mann ja nicht umbringen, aber wie kann ich es nicht tun, wenn er umherwandert und es sich in den Kopf setzt, Hand anzulegen an Ra ... an meine - nun, falls ich je eine Frau finden sollte ...« Er verhaspelte sich, und sein Vater setzte dem ein Ende, indem er seinen Arm packte.

»Wer ist sie?«, fragte er, und in seinem Gesicht leuchtete Neugier auf. »Erzähle mir auch von ihr.«

Und so erzählte er seinem Vater von Rachel. Er war überrascht, so viel zu erzählen zu haben, obwohl er sie doch erst ein paar Wochen kannte und sie nur das eine Mal geküsst hatte.

Sein Vater seufzte - er seufzte ohne Unterlass, denn nur so bekam er genug Luft, doch diesmal war es ein glücklicher Seufzer.

»Ah, lan«, sagte er liebevoll. »Ich freue mich für dich. Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr. Das ist es, wofür deine Mutter und ich all die Jahre gebetet haben, dass du eine gute Frau findest, die du liebst und die eine Familie mit dir gründet.«

»Nun, es ist etwas früh, von einer Familie zu sprechen«, sagte Ian. »Angesichts der Tatsache, dass sie Quäkerin ist und mich wahrscheinlich gar nicht heiraten wird. Und dass ich in Schottland bin und sie in Amerika bei der Kontinentalarmee, wo sie wahrscheinlich genau in dieser Minute angeschossen wird oder sich eine schlimme Krankheit holt.«

Er hatte es ernst gemeint und war ein wenig gekränkt, als sein Vater lachte. Doch dann beugte sich der ältere Ian vor und sagte mit großem Ernst: »Du brauchst nicht zu warten, bis ich sterbe. Du musst zurückfahren und deine junge Frau suchen.«

»Ich kann doch nicht -«

»Aye, das kannst du. Dein Bruder Jamie hat Lallybroch, die Mädchen sind gut verheiratet, und Michael« - er grinste bei dem Gedanken an Michael -, »Michael wird schon zurechtkommen, glaube ich. Ein Mann braucht eine Frau, und eine gute Frau ist Gottes schönstes Geschenk für einen Mann. Es würde mir leichter fallen zu gehen, a *bhailach*, wenn ich wüsste, dass auch du deinen Platz gefunden hast.«

»Aye, nun ja«, murmelte Ian. »Vielleicht hast du recht. Aber noch möchte ich nicht gehen.«

ALTE SCHULDEN

Jamie schluckte seinen letzten Löffel Porridge hinunter und holte tief Luft, während er seinen Löffel neben die Schale legte.

»Jenny?«

»Natürlich habe ich noch mehr«, sagte sie, sprang auf und griff nach seinem Schüsselchen. Dann sah sie sein Gesicht, hielt inne und kniff die Augen zusammen. »Oder brauchtest du etwas anderes?«

»Ich würde nicht unbedingt sagen, dass es etwas mit brauchen zu tun hat. Aber ...« Er hob die Augen zur Zimmerdecke, um ihrem Blick auszuweichen, und befahl Gott seine Seele an. »Was weißt du über Laoghaire MacKenzie?«

Er riskierte einen raschen Blick auf seine Schwester und sah die Neugier in ihren großen Augen aufleuchten.

»Laoghaire also, wie?« Sie setzte sich wieder und begann, nachdenklich mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln. Ihre Hände waren noch schön für ihr Alter, dachte er: abgearbeitet zwar, doch die Finger waren immer noch schlank und beweglich.

»Sie ist nicht verheiratet«, begann Jenny. »Aber ich vermute, das wusstest du schon.«

Er nickte knapp.

»Was willst du denn über sie wissen?«

»Nun ja, wie es ihr geht. Und ...«

»Und mit wem sie das Bett teilt?«

Er warf seiner Schwester einen Blick zu.

»Du bist eine verdorbene Person, Jenny Murray.«

»Oh, aye. Nun, dann kannst du ja die Katze fragen.«

Blaue Augen, die aussahen wie die seinen, glitzerten ihn kurz an, und ihre Wangen bekamen zwei Grübchen. Er kannte diese Miene und kapitulierte so elegant wie möglich.

»Weißt du es denn?«

»Nein«, sagte sie prompt.

Ungläubig zog er eine Augenbraue hoch. »Oh, aye. Das kannst du sonst wem erzählen.«

Sie schüttelte den Kopf und fuhr mit dem Finger über die Kante des Honigglases, um einen goldenen Tropfen abzuwischen. »Ich schwöre auf St. Fouthads Zehennägel.«

Das hatte er nicht mehr gehört, seit er zehn war, und er musste laut lachen.

»Nun, mehr gibt es dazu ja dann nicht zu sagen, oder?« Er lehnte sich zurück und gab sich gleichgültig. Sie prustete leise, stand auf und begann, geschäftig den Tisch abzuräumen. Er beobachtete sie mit zusammengekniffenen Augen, nicht sicher, ob sie ihn nur aus Bosheit an der Nase herumführte - in welchem Fall sie jeden Moment aufgeben würde - oder ob mehr

dahintersteckte.

»Warum willst du es denn wissen?«, fragte sie plötzlich und heftete den Blick auf einen Stapel benutzter Schüsselchen. Er war verblüfft.

»Ich habe doch gar nicht gesagt, dass ich es wissen will«, sagte er. »Aber wenn du es schon erwähnst - jeder wäre doch neugierig, oder nicht?«

»Doch«, pflichtete sie ihm bei. Sie richtete sich etwas mehr auf und sah ihn an, ein langer, prüfender Blick, bei dem er sich fragte, ob er sich eigentlich hinter den Ohren gewaschen hatte.

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte sie schließlich. »Und das ist die Wahrheit. Ich habe nur das eine Mal von ihr gehört, als ich dir geschrieben habe.«

Aye, und warum hast du es mir dann geschrieben?, fragte er sich, doch er sprach die Frage nicht aus.

»Mmpfm«, sagte er. »Und ich soll dir glauben, dass du es dabei belassen hast?«

ER ERINNERTE SICH NOCH GUT DARAN. WIE ER HIER IN SEINEM ALTEN ZIMMER auf Lallybroch gestanden hatte, das er schon als Junge gehabt hatte, am Morgen seiner Hochzeit mit Laoghaire.

Er hatte zu diesem Anlass ein neues Hemd bekommen. Es war gerade genug Geld für das Notwendigste da, und manchmal nicht einmal das - doch irgendwie hatte Jenny ein Hemd für ihn aufgetrieben; er hatte den Verdacht, dass sie selbst ihr bestes Hemd dafür geopfert hatte. Er

erinnerte sich daran, wie er sich im Spiegelbild der Waschschüssel rasiert hatte. Als er das abgehärmte, strenge Gesicht eines Fremden gesehen hatte, das unter seinen Rasiermesser hervorkam, dachte er, dass er nicht vergessen durfte zu lächeln, wenn er Laoghaire gegenübertrat. Er wollte ihr ja keine Angst machen, und der Anblick im Wasser machte selbst *ihm* Angst.

Er dachte plötzlich daran, dass er ihr Bett teilen würde. Entschlossen schob er den Gedanken an Claires Körper beiseite - darin besaß er große Übung -, und stattdessen kam ihm plötzlich der Gedanke, dass es Jahre her war - aye, Jahre! In den letzten fünfzehn Jahren hatte er nur zweimal mit einer Frau geschlafen, und das letzte Mal war, fünf, sechs, vielleicht sieben Jahre her ...

Er erlebte einen Moment der Panik bei dem Gedanken, dass er sich vielleicht als unfähig erweisen könnte, und fasste sich vorsichtig durch den Kilt an sein Glied, nur um festzustellen, dass es schon bei dem bloßen Gedanken, mit einer Frau ins Bett zu gehen, steif geworden war.

Etwas erleichtert holte er tief Luft. Eine Sorge weniger also.

Ein kurzes Geräusch an der Tür ließ seinen Kopf herumfahren, und er sah Jenny mit unergründlicher Miene dort stehen. Er hustete und nahm die Hand von seinem Schwanz.

»Du musst es nicht tun«, sagte sie leise und sah ihm in die Augen. »Wenn du es dir anders überlegt hast, sag es mir.«

Fast hätte er es getan. Doch er konnte das Haus hören. Es hatte etwas Geschäftiges an sich, eine Bestimmung und eine Freude wie seit Langem nicht mehr. Hier ging es nicht nur um sein eigenes Glück - eigentlich war es darum ohnehin nie gegangen.

»Nein«, hatte er abrupt gesagt. »Es geht mir gut.« Und hatte sie beruhigend angelächelt.

Doch als er dann die Treppe hinuntergegangen und unten auf Ian getroffen war, hatte er den Regen an den Fenstern gehört und sich gefühlt, als müsse er ertrinken - eine ungebetene Erinnerung an seinen ersten Hochzeitstag und daran, wie sie sich gegenseitig gestützt hatten, er und Claire, beide blutig, beide zu Tode verängstigt.

»Alles gut?«, fragte ihn Ian dann leise, zu ihm hinübergebeugt.

»Aye, bestens«, erwiderte er, froh zu hören, wie ruhig seine Stimme war.

Jennys Gesicht lugte kurz um die Ecke der Wohnzimmertür. Sie sah besorgt aus, entspannte sich aber, als sie ihn entdeckte.

»Schon gut, *a nighean*«, hatte Ian ihr grinsend versichert. »Ich habe ihn, falls er auf die Idee kommt zu flüchten.« Zu Jamies Überraschung hielt Ian ihn tatsächlich am Arm fest, doch er protestierte nicht.

»Nun, dann kannst du ihn ja vor den Altar schleifen«, hatte seine Schwester trocken zurückgegeben. »Der Priester ist hier.«

Er war mit Ian in das Zimmer getreten, hatte vor dem alten Vater McCarthy seinen Platz neben Laoghaire eingenommen. Sie hatte kurz zu ihm aufgeblickt, ihre Augen dann jedoch rasch abgewandt. Hatte sie Angst? Ihre Hand lag kühl in der seinen, doch sie zitterte nicht. Er drückte ihr sanft die Finger, woraufhin sie den Kopf hob und direkt zu ihm aufsaß. Nein, keine Angst, aber auch kein beglücktes Leuchten. Dankbarkeit lag in ihrem Blick - und Vertrauen.

Dieses Vertrauen hatte den Weg in sein Herz gefunden, ein leises Gewicht, das ihn stützte, das wenigstens einige der durchtrennten Wurzeln heilte, die ihn an diesen Ort banden. Auch er war dankbar gewesen.

Jetzt drehte er sich um, weil er Schritte hörte, und sah Claire durch den Flur kommen. Er lächelte - diesmal automatisch -, und sie trat zu ihm und nahm seine Hand, während sie den Blick durch das Zimmer schweifen ließ.

»Dein Zimmer, nicht wahr? Als du klein warst, meine ich.«

»Aye, das war es.«

»Ich dachte doch, dass mir Jenny das erzählt hat - als wir zum ersten Mal hier waren, meine ich.« Ihr Mund verzog sich ein wenig. Natürlich sprachen sie und Jenny miteinander, doch es waren gestelzte Worte, beide übervorsichtig, um ja nicht zu viel oder nichts Falsches zu sagen. Aye, nun ja, er hatte ja selbst Angst davor, zu viel oder etwas Falsches zu sagen. Aber der Teufel sollte ihn holen, wenn er sich anstellen würde wie ein Mädchen.

»Ich muss Laoghaire besuchen gehen«, platzte er heraus. »Wirst du mich umbringen, wenn ich das tue?«

Sie sah überrascht aus und dann, verdammt, belustigt.

»Bittest du mich etwa um Erlaubnis?«

»Nein«, sagte er und fühlte sich steif und verlegen. »Ich wollte nur - Nun, ich dachte, ich sage es dir besser, das ist alles.«

»Das ist sehr aufmerksam von dir.« Sie lächelte immer noch, doch ihr Lächeln hatte etwas Argwöhnisches angenommen. »Könntest... du mir sagen, *warum* du sie besuchen willst?«

»Ich habe nicht behauptet, dass ich sie besuchen *will*«, antwortete er gereizt. »Ich habe gesagt, ich *muss* sie besuchen.«

»Wäre es sehr anmaßend von mir zu fragen, warum du sie besuchen musst?« Ihre Augen waren nur ein kleines bisschen größer und gelber als sonst; er hatte den Falken in ihr geweckt. Das hatte er ganz und gar nicht vorgehabt. Er zögerte einen Moment, denn plötzlich hätte er sich am liebsten vor der eigenen Verwirrung in einen gigantischen Streit geflüchtet. Doch das konnte er nicht guten Gewissens tun. Und noch weniger konnte er ihr die Erinnerung an Laoghaires Gesicht an ihrem Hochzeitstag erklären, das Vertrauen in ihrem Blick und das nagende Gefühl, dass er sie verraten hatte.

»Du kannst mich alles fragen, Sassenach - was du ja auch tust«, fügte er vielsagend hinzu. »Ich würde dir schon

antworten, wenn ich das Gefühl hätte, dass ich mich verständlich machen könnte.«

Ihre Antwort war nur ein kleines Geräusch, nicht ganz »Hmpf!«, doch er verstand sie klar und deutlich.

»Wenn es dir nur darum geht zu erfahren, mit wem sie schläft, gibt es wahrscheinlich weniger direkte Wege, das herauszufinden«, sagte sie. Ihr Tonfall war betont gelassen, doch ihre Pupillen waren geweitet.

»Es interessiert mich nicht, mit wem sie schläft!«

»O doch, das tut es«, sagte sie prompt.

»Nein!«

»Es lebt der Mensch, solange' er lügt«, sagte sie, und statt zu explodieren, brach er in Gelächter aus. Im ersten Moment wirkte sie verblüfft, doch dann fiel sie prustend mit ein, und ihre Nase wurde rot vor Heiterkeit.

Innerhalb von Sekunden verstummten sie, beschämt über ihre Fröhlichkeit in einem Haus, in dem schon viel zu lange niemand mehr offen gelacht hatte - doch sie lächelten einander weiter an.

»Komm her«, sagte er leise und hielt ihr die Hand entgegen. Ihre warmen, kraftvollen Finger griffen sofort zu, und dann legte sie die Arme um ihn.

Ihr Haar roch anders. Immer noch frisch und vom Duft grünen Lebens erfüllt, aber anders. Wie die Highlands. Vielleicht wie die Heide.

»Natürlich willst du wissen, wer es ist«, sagte sie, und ihre warme Stimme kitzelte ihn durch den Stoff seines

Hemdes. »Soll ich dir auch sagen, warum?«

»Aye, das will ich, und nein, das sollst du nicht«, sagte er und nahm sie fester in den Arm. »Ich weiß sehr gut, warum ich sie sehen will, und ich bin mir sicher, dass du und Jenny und jede andere Frau im Umkreis von fünfzig Meilen glaubt, es ebenso zu wissen. Aber das ist nicht der Grund, warum ich sie sehen muss.«

Da wich sie ein wenig zurück und strich sich die Löckchen aus den Augen, um zu ihm aufblicken zu können. Sie durchforschte nachdenklich sein Gesicht und nickte.

»Nun, dann richte ihr alles Gute von mir aus, ja?«

»Oh, du rachsüchtiges kleines Ding. Das hätte ich nie von dir gedacht!«

»Ach nein?«, sagte sie trocken. Er lächelte auf sie hinunter und fuhr ihr sanft mit dem Daumen über die Wange.

»Nein«, sagte er. »Das hätte ich nicht. Du bist kein nachtragender Mensch, Sassenach, das warst du noch nie.«

»Nun, ich bin keine Schottin«, stellte sie fest und strich sich das Haar zurück. »Es ist für mich keine Frage des Nationalstolzes, meine ich.« Sie legte ihm die Hand auf die Brust, bevor er antworten konnte, und dann sagte sie ernst: »Sie hat dich nie zum Lachen gebracht, oder?«

»Vielleicht habe ich ein- oder zweimal gelächelt«, sagte er ernst. »Sonst jedoch nein.«

»Nun, dann vergiss das nicht«, sagte sie. Dann

rauschten ihre Röcke, und fort war sie. Er grinste wie ein Tölpel und folgte ihr.

Als er die Treppe erreichte, wartete sie auf halbem Weg nach unten.

»Eine Sache«, sagte sie mit erhobenem Zeigefinger.

»Aye?«

»Wenn du herausfindest, mit wem sie schläft, und es mir nicht erzählst, *bringe* ich dich um.«

BALRIGGAN WAR EIN KLEINER HOF, KAUM MEHR ALS ZEHN ACRES, DAZU DAS Haus und die Nebengebäude. Doch es war hübsch dort, eine große graue Steinkate am Hang eines Hügels, zu dessen Füßen ein kleiner See wie ein Spiegel glitzerte. Die Engländer hatten nach dem Aufstand die Felder und die Scheune angezündet, doch Felder wuchsen wieder. Sehr viel schneller als die Männer, die sie bestellten.

Langsam ritt er an dem kleinen See entlang und dachte dabei, dass dieser Besuch ein Fehler war. Es war möglich, Dinge hinter sich zu lassen - Orte, Menschen, Erinnerungen -, zumindest für eine Weile. Doch Orte klammerten sich an die Dinge, die dort geschehen waren, und an einen Ort zurückzukehren, an dem man einmal gelebt hatte, bedeutete, dass man damit konfrontiert wurde, was man dort getan hatte und wer man gewesen war.

Doch Balriggeran ... Es war dort nicht schlecht gewesen;

er hatte den kleinen See gemocht und die Art, wie sich der Himmel darin spiegelte, so lautlos, dass man manchmal morgens das Gefühl hatte, man könnte in die Wolken hinuntersteigen, deren Abbild man dort sah, sich von ihrem kalten Nebel einhüllen lassen, in ihrem Frieden dahintreiben. Oder an den Sommerabenden, wenn Hunderte sich überlappende Ringe auf der Oberfläche aufglitzerten, weil die Insektenlarven aufstiegen, deren Tanz nur hin und wieder vom platschenden Sprung eines Lachses unterbrochen wurde.

Die Straße führte ihn dichter an das Wasser heran, und er sah die felsigen Untiefen, wo er Joan und Marsali gezeigt hatte, wie man mit den Händen Fische fing, und sie sich alle so sehr konzentriert hatten, dass sie nicht auf die Stiche der Mücken geachtet hatten. Bis zur Taille nass waren sie heimgegangen, rot gestochen und von der Sonne verbrannt, und die kleinen Mädchen waren an seinen Händen gehüpft und geschaukelt, glücklich im Sonnenuntergang. Er lächelte ganz schwach - dann wandte er sein Pferd bergauf dem Haus zu.

Es war schäbig, aber in annehmbarem Zustand, stellte er widerstrebend fest. Ein Maultier graste auf der Koppel hinter dem Haus; es war schon älter, sah aber gesund aus. Nun denn, immerhin gab Laoghaire sein Geld nicht für Gartenstatuen oder Vierspänner aus.

Er legte die Hand auf das Törchen, und sein Magen krampfte sich zusammen. Das Holz fühlte sich gespenstisch vertraut an; ohne zu überlegen, hatte er das

Törchen an der Stelle, an der es immer über den Weg schleifte, angehoben. Der Krampf wand sich bis in seine Kehle vor, als er an seine letzte Begegnung mit Ned Gowan dachte, Laoghaires Anwalt. »*Was will die verflixte Frau denn von mir?*«, hatte er mit den Nerven am Ende gefragt. Woraufhin Ned fröhlich geantwortet hatte: »*Euren Kopf über ihrem Gartentor.*«

Mit einem kurzen Prusten schritt er hindurch, schloss das Törchen ein wenig fester als notwendig und blickte zum Haus auf.

Eine Bewegung fiel ihm ins Auge. Ein Mann saß auf der Bank vor der Kate, ein zerrissenes Stück Zaumzeug auf dem Knie, und starrte ihn an.

Ein unansehnlicher Junge, dachte Jamie, dürr und schmalgesichtig wie ein Frettchen; eine Gesichtshälfte war verunstaltet, und sein Mund hing offen, als wäre er erstaunt. Dennoch grüßte Jamie den Mann freundlich und fragte, ob seine Herrin wohl zu Hause sei.

Der Junge - aus der Nähe betrachtet musste er wohl eher Mitte dreißig sein - blinzelte ihn an, dann wandte er den Kopf, um ihn mit seinem gesunden Ohr hören zu können.

»Wer seid Ihr denn?«, fragte er unfreundlich.

»Fraser von Broch Tuarach«, erwiderte Jamie. Es war schließlich ein formeller Anlass. »Ist Mrs. -« Er zögerte, weil er nicht wusste, wie er Laoghair nennen sollte. Seine Schwester sagte, dass sie trotz des Skandals darauf

beharrte, sich weiter »Mrs. Fraser« zu nennen. Er hatte das Gefühl gehabt, nicht widersprechen zu können - schließlich war es seine Schuld, und er war ohnehin in Amerika. Doch der Teufel sollte ihn holen, wenn er sie selbst so nannte, selbst vor ihrem Knecht.

»Holt mir bitte Eure Herrin«, sagte er knapp.

»Was wollt Ihr von ihr?« Der Mann kniff das gesunde Auge argwöhnisch zu sammen.

Er hatte keinen Widerspruch erwartet, und ihm lag eine schneidende Antwort auf der Zunge, doch er zügelte sich. Es war klar, dass der Mann von ihm wusste, und es war gut, dass sich Laoghaires Knecht um ihr Wohlergehen sorgte, selbst wenn er sich rüde verhielt.

»Ich möchte mit ihr sprechen, wenn Ihr nichts dagegen habt«, sagte er außerordentlich höflich. »Glaubt Ihr, Ihr könntet ihr das vielleicht sagen?«

Der Mann stieß einen rüden Kehllaut aus und stand auf. Zu spät erkannte Jamie, dass seine Wirbelsäule verkrümmt war und ein Bein kürzer als das andere war. Doch es gab keine Entschuldigung, die alles nicht noch schlimmer gemacht hätte, und so nickte er nur knapp und ließ den Mann zum Haus humpeln, während er dachte, dass es Laoghaire ähnlich sah, einen lahmen Knecht zu beschäftigen, nur um ihn in Verlegenheit zu bringen.

Dann schüttelte er sich irritiert und schämte sich seines Gedankens. Was hatte er nur an sich, dass eine arglose Frau wie Laoghaire MacKenzie jeden einzelnen seiner

niederen Charakterzüge an die Oberfläche holen konnte? Nicht dass seine Schwester das nicht ebenso gut konnte, dachte er seufzend. Doch Jenny entlockte ihm einen Wutausbruch oder einige voreilige Worte, fachte die Flammen an, bis er tobte, und löschte sie dann gekonnt mit einem einzigen Wort, als hätte sie ihn mit kaltem Wasser übergossen.

»Geh zu ihr«, hatte Jenny gesagt.

»Also schön«, sagte er kampflustig. »Hier bin ich.«

»Das sehe ich«, sagte eine helle, trockene Stimme hinter ihm. »Warum?«

Als er herumfuhr, sah er sich Laoghairé gegenüber, die mit dem Besen in der Hand in der Tür stand und ihn kalt ansah.

Er riss sich den Hut vom Kopf und verbeugte sich vor ihr.

»Guten Tag. Ich hoffe, es geht dir heute gut.«
Anscheinend ja, das Gesicht unter der gestärkten weißen Haube war schwach errötet, ihre blauen Augen klar.

Sie betrachtete ihn von oben bis unten, ausdruckslos bis auf die hochgezogenen blonden Augenbrauen.

»Ich habe gehört, dass du heimgekommen bist. Warum bist du hier?«

»Um zu sehen, wie es dir geht.«

Ihre Augenbrauen hoben sich noch ein winziges bisschen weiter.

»Ich kann nicht klagen. Was willst du?«

Hundertmal war er diese Szene im Kopf durchgegangen, doch er hätte wissen sollen, was für eine Zeitverschwendung das war. Es gab Dinge, die man im Voraus planen konnte, aber keines davon hatte mit Frauen zu tun.

»Ich bin hier, um dir zu sagen, dass es mir leidtut«, sagte er unverblümt. »Ich habe es schon einmal gesagt, und du hast auf mich geschossen. Würdest du mir diesmal zuhören?«

Die Augenbrauen senkten sich. Sie blickte von ihm zu dem Besen in ihrer Hand, als ob sie abwog, wie nützlich er wohl als Waffe war, dann richtete sie den Blick wieder auf Jamie und zuckte mit den Achseln.

»Wie du willst. Möchtest du hereinkommen?« Sie wies mit dem Kopf zum Haus.

»Es ist so schön heute. Wollen wir im Garten spazieren gehen?« Er wollte das Haus nicht betreten, das voller Erinnerungen an ihre Tränen und ihr Schweigen war.

Sie betrachtete ihn ein oder zwei Sekunden lang, dann wandte sie sich kopfnickend dem Gartenpfad zu und überließ es ihm, ihr zu folgen. Ihm entging jedoch nicht, dass sie den Besen fest in der Hand behielt, und er war sich nicht sicher, ob er sich belustigt oder gekränkt fühlen sollte.

Sie gingen schweigend durch den Gemüsegarten und durchschritten das Törchen in den eigentlichen Garten. Auch dies war ein praktischer Garten, in dem Pflanzen für

die Küche wuchsen, doch an seinem Ende stand ein kleiner Obstgarten, und zwischen den Erbsenranken und den Zwiebelbeeten wuchsen Blumen. Sie hatte Blumen immer schon geliebt, der Gedanke daran versetzte ihm einen leisen Stich.

Sie hatte sich den Besen über die Schulter gelegt wie ein Soldat sein Gewehr und schritt neben ihm her - ohne Eile, jedoch auch ohne Entgegenkommen. Er räusperte sich.

»Ich habe gesagt, ich bin hier, um mich zu entschuldigen.«

»Das habe ich gehört.« Sie sah ihn zwar nicht an, blieb aber stehen und berührte eine Kartoffelpflanze mit dem Zeh.

»Als wir ... geheiratet haben«, sagte er und versuchte, sich an die Worte zu erinnern, die er sich so sorgsam zurechtgelegt hatte. »Ich hätte dich nicht darum bitten sollen. Mein Herz war kalt. Ich hatte kein Recht, dir etwas Totes anzubieten.«

Ihre Nasenlöcher blähten sich kurz, doch sie hielt den Kopf weiter gesenkt. Ihr Stirnrunzeln galt allein der Kartoffelpflanze, als fürchtete sie, dass sie mit Ungeziefer befallen sein könnte.

»Das wusste ich«, sagte sie schließlich. »Ich hatte gehofft -« Sie brach ab und presste die Lippen fest zusammen, während sie schluckte. »Ich hatte gehofft, ich könnte dir vielleicht eine Hilfe sein. Jeder konnte sehen,

dass du eine Frau brauchtest. Anscheinend nur nicht *mich*«, fügte sie bitter hinzu.

Verletzt sagte er das Erste, was ihm in den Sinn kam.

»Und ich dachte, du brauchst *mich*.«

Jetzt blickte sie auf, und ihre Augen glitzerten. Himmel, sie würde weinen, er wusste es doch. Doch das tat sie nicht.

»Ich musste meine Kinder durchfüttern.« Ihre Stimme war hart und flach und traf ihn wie eine Ohrfeige.

»Das stimmt«, sagte er beherrscht. Immerhin war sie ehrlich. »Aber jetzt sind sie groß.« *Und* er hatte dafür gesorgt, dass Marsali und Joan eine Mitgift bekamen, auch wenn er nicht davon ausging, dass er dafür Anerkennung ernten würde.

»Das ist es also«, sagte sie, und ihre Stimme wurde kälter. »Du glaubst, du kannst dich jetzt herausreden und mir kein Geld mehr zahlen. Ist es das?«

»Nein, das ist es *nicht*, zum Kuckuck!«

»Denn das kannst du nicht«, sagte sie, ohne seine verneinende Antwort zu beachten, und fuhr mit leuchtenden Augen zu ihm herum. »Du hast mich vor dem ganzen Bezirk blamiert, Jamie Fraser, indem du mich in diese sündige Ehe gelockt und mich dann betrogen hast, während du mit deiner englischen Hure über mich gelacht hast.«

»Das ist nicht -«

»Und jetzt kommst du aus Amerika zurück,

herausgeputzt wie ein englischer Fatzke« - ihre Lippen verzogen sich verächtlich angesichts seines guten Rüschenhemdes, das er angezogen hatte, um ihr seinen Respekt zu zeigen, gottverdammte! -, »prahlst mit deinem Reichtum und spielst den Gutsherrn mit deinem betagten Luder am Arm, das du in Samt und Seide gesteckt hast, wie? Nun, ich sage dir -« Sie schwang sich den Besen von der Schulter und rammte ihn heftig mit dem Stiel in den Boden. »Du verstehst mich nicht im Geringsten, wenn du glaubst, du kannst mich so beeindrucken, dass ich mich wie ein sterbender Hund verkrieche und dir nicht mehr lästig bin! Da kannst du lange warten, das ist alles, was ich dir sage - da kannst du lange warten!«

Er holte die Börse aus seiner Tasche und warf sie an die Tür des Gartenschuppens, wo sie krachend aufprallte und zu Boden flog. Eine Sekunde lang bedauerte er, dass er einen Goldklumpen mitgebracht hatte, keine Münzen, die geklumpert hätten. Dann packte ihn die Wut.

»Aye, *da* hast du ausnahmsweise recht! Ich verstehe dich nicht im Geringsten! Von Anfang an nicht, sosehr ich es auch versucht habe!«

»Oh, sosehr du es auch versucht hast, wie?«, öffte sie ihn nach, ohne die Geldbörse zu beachten. »Du hast es nie auch nur eine Sekunde lang versucht, Jamie Fraser! Eigentlich -« Ihr Gesicht ballte sich wie eine Faust, während sie darum kämpfte, die Beherrschung über ihre Stimme nicht zu verlieren. »Eigentlich hast mich niemals auch nur richtig *angesehen*. Niemals - nun ja, einmal wahrscheinlich

doch. Als ich sechzehn war.« Ihre Stimme zitterte bei diesem Wort, und sie wandte den Blick ab, den Mund fest zusammengepresst. Dann sah sie ihn wieder an, funkelnd und tränenlos.

»Du hast meine Prügelstrafe auf dich genommen. In Leoch. Erinnerst du dich?«

Im ersten Moment erinnerte er sich nicht. Dann hielt er inne und holte tief Luft. Seine Hand fuhr instinktiv an sein Kinn, und er spürte, wie sich der Hauch eines Lächelns wider seine Wut erhob.

»Oh. Aye. Aye, das tue ich.« Angus Mhor hatte ihn glimpflich davonkommen lassen - doch es war dennoch eine anständige Bestrafung gewesen. Seine Rippen hatten noch tagelang geschmerzt.

Sie beobachtete ihn kopfnickend. Ihre Wangen hatten zwar noch rote Flecken, doch sie hatte sich beruhigt.

»Ich dachte, du hättest es getan, weil du mich liebst. Habe es sogar noch gedacht, als wir schon verheiratet waren. Aber das war ein Irrtum, nicht wahr?«

Die Verblüffung musste ihm deutlich anzusehen sein, denn sie stieß dieses leise »Mpf!« durch die Nase aus, das Ausdruck ihrer Verärgerung war. *Das* wusste er, so gut kannte er sie immerhin.

»Du hattest Mitleid mit mir«, sagte sie ausdruckslos. »Das habe ich damals nicht begriffen. Du hast mich schon in Leoch bemitleidet, nicht erst später, als du mich zur Frau genommen hast. Ich dachte, du hättest mich geliebt«,

wiederholte sie langsam, als spräche sie mit einem Schwachsinnigen. »Als Dougal dich mit der Sassenachure verheiratet hat, dachte ich, ich sterbe. Aber ich dachte, *du* fühlst dich vielleicht genauso - doch es war gar nicht so, nicht wahr?«

»Äh ... nein«, sagte er verlegen und kam sich sehr töricht vor. Er hatte damals nichts von ihren Gefühlen gesehen. Hatte nichts gesehen außer Claire. Natürlich hatte Laoghaire damals gedacht, er würde sie lieben; sie war sechzehn. Und wusste nur, dass seine Ehe mit Claire erzwungen war, nicht, dass er sie bereitwillig einging. Natürlich hatte sie gedacht, sie und er wären ein vom Schicksal verfluchtes Liebespaar. Nur dass er sie nie wieder eines Blickes gewürdigt hatte. Er rieb sich das Gesicht und fühlte sich vollkommen hilflos.

»Davon ... hast du mir nie etwas gesagt«, stotterte er und ließ die Hand sinken.

»Was hätte das genützt?«, sagte sie.

Das war es also. Als er sie geheiratet hatte, hatte sie gewusst - hatte sie wissen müssen -, wie die Dinge wirklich standen. Und doch hatte sie anscheinend gehofft ... Weil ihm keine Antwort einfiel, flüchtete er sich in Bedeutungslosigkeiten.

»Wer ist es gewesen?«, fragte er.

»Wer ist was gewesen?« Sie runzelte verwundert die Stirn.

»Der Junge. Dein Vater wollte dich doch für deine

Liederlichkeit bestrafen lassen. Mit wem hast du dich herumgetrieben, als ich deine Strafe auf mich genommen habe? Ich habe nie daran gedacht, dich danach zu fragen.«

Die roten Flecken auf ihren Wangen wurden dunkler.

»Nein, natürlich nicht, wie?«

Vorwurfsvolle Stille senkte sich zwischen sie. Er hatte sie damals nicht danach gefragt, weil es ihn nicht interessiert hatte.

»Es tut mir leid«, sagte er schließlich leise. »Bitte sag es mir. Wer ist es gewesen?« Damals hatte es ihn nicht im Mindesten interessiert, doch jetzt stellte er fest, dass er neugierig war, auch wenn es ihn lediglich davon abhielt, über andere Dinge nachzudenken - oder sie auszusprechen. Ihre Vergangenheit war nicht so verlaufen, wie es sich Laoghaire erhofft hatte, und doch lag die Vergangenheit zwischen ihnen und formte ein zerbrechliches Bindeglied.

Ihre Lippen wurden schmaler, und er dachte schon, sie würde es ihm nicht verraten, doch dann lösten sie sich widerstrebend voneinander.

»John Robert MacLeod.«

Er runzelte die Stirn, weil ihm der Name im ersten Moment nichts sagte; dann nahm er seinen angestammten Platz in seinen Erinnerungen ein, und er starrte sie an.

»Was? John Robert? Aus Killiecrankie?«

»Aye«, sagte sie. »Genau der.« Dann schloss sich ihr Mund wieder fest.

Er hatte den Mann kaum gekannt, doch John Roberts Ruf als Schürzenjäger hatte während seines kurzen Aufenthalts in Leoch für einiges Gerede unter den Waffenknechten gesorgt. Ein gewandter - und gewiefter -, gut aussehender Mann, den die Tatsache, dass er in Killiekrankie Frau und Kinder hatte, absolut nicht zu stören schien.

»Himmel!«, sagte er unwillkürlich. »Du hattest Glück, dass er dich nicht entjungfert hat.«

Eine hässliche dunkle Röte stahl sich vom Korsett bis zu ihrer Haube über sie, und ihm klappte die Kinnlade herunter.

»Laoghaire MacKenzie! Du warst doch wohl nicht so töricht, als Jungfrau mit ihm ins Bett zu gehen!?«

»Ich wusste ja nicht, dass er verheiratet war!«, rief sie und stampfte mit dem Fuß auf. »Und es war nach deiner Hochzeit mit der Sassenach. Ich habe bei ihm Trost gesucht.«

»Oh, und den hat er dir gern gespendet, da bin ich mir sicher!«

»Halt dein Maul!«, kreischte sie. Sie hob den tönernen Wasserkrug von der Bank vor dem Schuppen und warf damit nach seinem Kopf. Damit hatte er nicht gerechnet - Claire warf ständig mit Gegenständen nach ihm, doch Laoghaire hatte das noch nie getan -, und fast wäre er getroffen worden; der Krug traf ihn an der Schulter, als er sich im letzten Moment zur Seite drehte.

Auf den Wasserkrug folgte ein ganzer Hagel anderer

Gegenstände von der Bank und eine zusammenhanglose Redeflut - undamenhafte Flüche aller Art, unterbrochen von Kreischlauten, die an einen Teekessel erinnerten. Ein Gefäß mit Buttermilch kam auf ihn zugeflogen, verfehlte sein Ziel, durchtränkte ihn aber von der Brust bis zu den Knien mit Käseflocken und Molke.

Halb lachte er vor Schock, als sie plötzlich eine Hacke von der Schuppenwand nahm und damit auf ihn losging. Ernstlich alarmiert duckte er sich, packte sie am Handgelenk und verdrehte es, sodass sie das schwere Gartenwerkzeug mit einem dumpfen Knall fallen ließ. Sie kreischte auf wie eine *ban-sidhe* und fuhr ihm mit der anderen Hand so heftig durch das Gesicht, dass sie ihn mit ihren Nägeln fast geblendet hätte. Er ergriff auch dieses Handgelenk und presste sie rückwärts gegen die Schuppenwand, ohne dass sie aufhörte, nach seinen Schienbeinen zu treten und sich wie eine Schlange zu winden.

»Es tut mir leid!«, brüllte er ihr ins Ohr, um sich inmitten ihres Lärmens Gehör zu verschaffen. »Hörst du mich - es tut mir *leid!*« Durch ihr Gekreische konnte er jedoch hinter sich nichts hören, und so geschah es ohne die geringste Vorwarnung, dass ihn etwas Großes hinter dem Ohr traf, sodass er taumelte, während ihm Blitze durch den Kopf schossen.

Er ließ ihre Handgelenke auch im Stolpern und Stürzen nicht los, sodass sie auf ihn fiel. Er schlang die Arme fest um sie, damit sie ihn nicht erneut kratzen konnte, und

blinzelte, um seine tränenden Augen frei zu bekommen.

»Lass sie los, *Macfrinn!*« Die Hacke bohrte sich neben seinem Kopf in die Erde.

Er warf sich mit Laoghaire herum und rollte wie wild durch die Beete. Keuchen und humpelnde Schritte, dann sauste die Hacke erneut nieder. Diesmal hieb sie seinen Hemdsärmel in den Boden und schürfte ihm den Arm auf.

Er befreite sich ruckartig, ohne darauf zu achten, dass er Haut und Stoff zerriss, wälzte sich von Laoghaire fort, sprang auf und stürzte sich ohne Atempause auf Laoghaires verhutzelten Knecht, der gerade dabei war, die Hacke über seinen Kopf zu heben, das Gesicht vor Anstrengung verzerrt.

Er rammte dem Mann den Schädel ins Gesicht und stürzte sich mit ihm zu Boden, hieb auf ihn ein, noch bevor sie dort landeten. Er hockte sich auf den Mann und schlug weiter auf ihn ein, wobei ihn die Schläge erleichterten. Der Mann stöhnte, jammerte und gurgelte, und gerade hatte er mit dem Knie ausgeholt, um dem Kerl einen Tritt in die Eier zu verpassen und die Sache ein- für alle Mal zu regeln, als ihm dumpf zu Bewusstsein kam, dass Laoghaire kreischend auf seinen Kopf einhämmerte.

»Lass ihn in Ruhe!«, kreischte sie weinend und schlug mit den Händen nach ihm. »Lass ihn, um Himmels willen, tu ihm nichts!«

Da hielt er keuchend inne und kam sich mit einem Mal wie ein furchtbarer Narr vor. Einen spindeldürren Krüppel

zu verprügeln, der nur seine Herrin vor einem offensichtlichen Angriff beschützen wollte, eine Frau herumzuschubsen wie ein gemeiner Landstreicher - *Himmel*, was war nur mit ihm los? Er ließ sich von dem Mann hinuntergleiten, unterdrückte den Impuls, sich zu entschuldigen, und rappelte sich unbeholfen auf, um dem armen Kerl wenigstens aufzuhelfen.

Doch bevor er dies tun konnte, fiel Laoghaire neben dem Mann auf die Knie, tastete ihn weinend ab, bis sie ihn schließlich halb zum Sitzen hochzog und seinen schmalen Kopf an ihren weichen, runden Busen presste, ohne auf das Blut zu achten, das ihm aus der zerquetschten Nase lief. Sie streichelte und liebte ihn, während sie seinen Namen murmelte. Anscheinend hieß er Joey.

Im ersten Moment stand Jamie schwankend da und starrte diese Darbietung an. Von seinen Fingern tropfte Blut, und die Stelle an seinem Arm, wo ihn die Hacke angeritzt hatte, begann zu brennen. Auch in seinen Augen brannte es, und als er darüberwischte, stellte er fest, dass seine Stirn blutete.; Joey mit dem offenen Mund hatte ihn offenbar unwillkürlich gebissen, als er ihn gerammt hatte. Angewidert verzog er das Gesicht, als er die Zahnabdrücke spürte, und tastete nach einem Taschentuch, um das Blut zu stillen.

Je benebelter sich sein Kopf fühlte, desto klarer wurde ihm, was sich dort vor ihm am Boden abspielte. Eine gute Herrin würde sicherlich versuchen, ihren Knecht zu trösten, doch er hatte es noch nie erlebt, dass eine Frau einen

solchen Mann *mo chridhe* nannte. Ganz zu schweigen davon, dass sie ihn leidenschaftlich auf den Mund küsste, ohne sich daran zu stören, dass sie sich dabei das Gesicht mit Blut und Rotz verschmierte.

»Mmpfm«, sagte er.

Erschrocken wandte ihm Laoghaire das blutverschmierte, verheulte Gesicht zu. Noch nie hatte sie hübscher ausgesehen.

»*Er?*«, sagte Jamie ungläubig und wies kopfnickend auf Joeys zusammengekrümmte Gestalt. »Warum in Gottes Namen?«

Laoghaire sah ihn schlitzäugig an und zog die Schultern hoch wie eine Katze kurz vor dem Angriff. Sie betrachtete ihn kurz, dann setzte sie sich langsam wieder gerade hin und legte sich Joeys Kopf erneut an die Brust.

»Weil er mich braucht«, sagte sie gleichmütig. »Und du es nie getan hast, du Mistkerl.«

ER LIESS DAS PFERD AM SEEUFER GRASEN, LEGTE SEINE KLEIDER AB UND schritt ins Wasser. Der Himmel war bedeckt, und der See hing voller Wolken.

Der steinige Grund senkte sich rasch, und er überließ sich dem kalten grauen Wasser. Seine Beine schwebten dahin, und die Kälte betäubte seine kleinen Schrammen. Mit geschlossenen Augen tauchte er sein Gesicht ins Wasser, um seine Stirn zu waschen, und spürte, wie ihn die

Luftblasen seines Atems an den Schultern kitzelten.

Er tauchte wieder auf und begann langsam zu schwimmen, ohne an irgendetwas zu denken.

Lag auf dem Rücken inmitten der Wolken, ließ das Haar dahintreiben wie Seetang und blickte zum Himmel auf. Ein kleiner Schauer ließ das Wasser ringsum prickeln, dann wurde er stärker. Doch es war nur sanfter Regen; er spürte nicht, wie ihn die Tropfen trafen, spürte nur, wie ihm der See und seine Wolken das Gesicht und den Körper badeten und das Blut und die Sorge der letzten Stunden davonspülten.

Würde er je zurückkehren?, fragte er sich

Das Wasser füllte ihm die Ohren mit seinem Rauschen, und getröstet kam ihm die Erkenntnis, dass er eigentlich niemals gegangen war.

Schließlich machte er kehrt und hielt mit fließenden Schwimmzügen auf das Ufer zu. Es regnete immer noch, stärker jetzt, und die Tropfen trommelten ihm auf die nackten Schultern, während er schwamm. Dennoch schien die sinkende Sonne unter den Wolken hervor und tauchte Balriggan und seinen Hügel in ein weiches Leuchten.

Er spürte, wie ihm der Grund des Sees entgegenstieg, und stellte die Füße auf. Eine Weile blieb er bis zur Taille im Wasser stehen und betrachtete das kleine Anwesen.

»Nein«, sagte er leise, und Reue schwächte sich zu Bedauern ab, bis er sich schließlich befreit in sein Schicksal ergab. »Du hast recht - ich habe dich nie

gebraucht. Es tut mir leid.«

Dann stieg er aus dem Wasser, pfiff sein Pferd herbei, zog sich das feuchte Plaid um die Schultern und richtete den Blick gen Lallybroch.

DIE HÖHLE

Hilfreiche Kräuter, schrieb ich und hielt dann - wie ständig - inne, um nachzudenken. Wer mit einem Federkiel schrieb, war automatisch zu genauerer Überlegung und zu größerer Sparsamkeit gezwungen als der Benutzer eines Kugelschreibers oder einer Schreibmaschine. Dennoch, so dachte ich, besser, wenn ich zunächst nur eine Liste anlegte und mir zu jeder einzelnen Heilpflanze Notizen machte, wenn sie mir in den Sinn kamen, um am Ende eine endgültige Fassung zu Papier zu bringen, als wenn ich versuchte, alles auf einmal hinzubekommen.

Lavendel, Pfefferminze, Beinwell, schrieb ich, ohne zu zögern. *Ringelblume, Mutterkraut, Fingerhut, Mädesüß*. Dann setzte ich ein großes Sternchen neben das Wort *Fingerhut*, um später nicht zu vergessen, die Anwendung dieser Pflanze mit einem Warnhinweis zu versehen, da all ihre Bestandteile extrem giftig waren und sie nur in winzigen Dosen verabreicht werden durfte. Ich spielte mit dem Federkiel und biss mir unentschlossen auf die Unterlippe. Sollte ich diese Pflanze überhaupt erwähnen, obwohl dies doch ein Heilkundeführer für »normale« Leute werden sollte, nicht für erfahrene Mediziner? Denn eigentlich sollte man wirklich *niemandem* Fingerhut verabreichen, wenn man nicht entsprechend ausgebildet war ... Also lieber nicht. Ich strich die Pflanze durch, überlegte es mir jedoch sogleich wieder anders. Vielleicht

sollte ich sie besser erwähnen und nicht nur eine Zeichnung anfügen, sondern dazu eine deutliche Warnung, dass sie *nur* von einem Arzt benutzt werden sollte, für den Fall, dass jemand auf die Idee kam, nach permanenter Abhilfe für Onkel Tophigers Wassersucht zu forschen ...

Ein Schatten fiel vor mir auf den Boden, und ich blickte auf. Jamie stand in der Tür, eine höchst merkwürdige Miene im Gesicht.

»Was?«, sagte ich erschrocken. »Ist etwas geschehen?«

»Nein«, sagte er. Dann trat er in das Studierzimmer, beugte sich über den Schreibtisch, stützte die Hände auf und sah mich aus nächster Nähe an.

»Hast du je den geringsten Zweifel daran gehabt, dass ich dich brauche?«, wollte er wissen.

Ich musste etwa eine halbe Sekunde nachdenken, um diese Frage zu beantworten.

»Nein«, erwiderte ich prompt. »Soweit ich weiß, hast du mich dringend gebraucht, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe. Und ich habe keinerlei Grund zu der Annahme, dass du seitdem in irgendeiner Weise unabhängiger geworden bist. Was in aller *Welt* ist mit deiner Stirn passiert? Das sieht ja aus wie Zahn ...« Er warf sich über den Schreibtisch und küsste mich, bevor ich meine Bemerkung zu Ende formulieren konnte.

»Danke«, sagte er inbrünstig, fuhr wieder zurück, machte schwungvoll kehrt und ging hinaus - offensichtlich bester

Laune.

»Was ist denn mit Onkel Jamie los?«, wollte Ian wissen, der in Jamies Kielwasser ins Zimmer trat. Er blickte durch die offene Tür in den Flur hinaus, aus dessen Tiefen ein lautes, tonloses Summen wie das einer gefangenen Hummel zu uns drang. »Ist er etwa betrunken?«

»Ich glaube nicht«, sagte ich skeptisch und fuhr mir mit der Zunge über die Lippen. »Er hat jedenfalls nicht nach Alkohol geschmeckt.«

»Aye, nun ja.« Ian tat die exzentrischen Anwandlungen seines Onkels mit einem Schulterzucken ab. »Ich komme gerade aus Broch Mordha, und Mr. MacAllister hat mir erzählt, dass seine Schwiegermutter in der Nacht einen Anfall hatte. Ob du vielleicht nach ihr sehen würdest, wenn es dir nicht zu viel Mühe macht?«

»Absolut nicht«, versicherte ich ihm und stand eilig auf. »Lass mich nur eben meine Tasche holen.«

OBWOHL ES FRÜHLING WAR, EINE KALTE, TRÜGERISCHE JAHRESZEIT, MACHTEN die Pächter und Nachbarn einen bemerkenswert gesunden Eindruck. Behutsam hatte ich meine Dienste als Heilerin wieder aufgenommen und vorsichtig begonnen, dort Rat und Arznei anzubieten, wo ich das Gefühl hatte, dass man beides annehmen würde. Ich war schließlich nicht länger die Herrin von Lallybroch, und viele der Menschen, die mich früher gekannt hatten, waren inzwischen tot. Die, die noch

lebten, schienen im Allgemeinen über meine Hilfe durchaus froh zu sein, doch in ihren Augen lag etwas Argwöhnisches, das früher nicht da gewesen war. Es machte mich zwar traurig, dies zu sehen, doch verstehen konnte ich es gut.

Ich hatte Lallybroch verlassen, hatte Ehrwürden verlassen. Hatte sie verlassen. Sie gaben zwar vor, die Geschichte zu glauben, die Jamie verbreitet hatte, dass ich ihn für tot gehalten und nach Frankreich geflohen war, doch das änderte nichts daran, dass sie sich durch meine Flucht verraten fühlten. Ich hatte ja selbst das Gefühl, sie verraten zu haben.

Die Unbeschwertheit, die einmal zwischen uns bestanden hatte, war fort, und so machte ich nicht mehr regelmäßig die Runde wie früher, sondern ich wartete darauf, dass man mich rief. Ansonsten ging ich allein Kräuter sammeln, wenn ich das Haus verlassen *musste*, oder ich begleitete Jamie - der ebenfalls hin und wieder vor die Tür musste.

Eines Tages, als das Wetter zwar windig, aber schön war, nahm er mich ein Stück weiter mit als üblich und sagte, dass er mir gern seine Höhle zeigen würde, wenn ich es wollte.

»O ja, sehr gern«, erwiderte ich. Ich hielt mir die Hand über die Augen, um sie gegen die Sonne abzuschirmen, und spähte einen steilen Hügel hinauf. »Ist es dort oben?«

»Aye. Kannst du sie sehen?«

Ich schüttelte den Kopf. Abgesehen von dem großen

weißen Felsen, den die Leute »Leap o' the Cask« nannten, hätte es jeder beliebige schottische Hügel sein können, zwischen dessen Felsen Ginster- und Heidebüsche wuchsen.

»Dann komm mit«, forderte Jamie. Er setzte den Fuß auf eine nur für ihn sichtbare Stelle, die ihm Halt bot, lächelte und streckte die Hand aus, um mir hinaufzuhelfen.

Es war ein steiler Weg, und ich keuchte und schwitzte, als er endlich einen Ginstervorhang zur Seite schob, um mir den schmalen Eingang der Höhle zu zeigen.

»ICH MÖCHTE HINEINGEHEN.«

»Nein, das möchtest du nicht«, versicherte er ihr. »Die Höhle ist kalt und schmutzig.«

Sie warf ihm einen merkwürdigen Blick und ein halbes Lächeln zu.

»Darauf wäre ich jetzt wirklich nicht gekommen«, sagte sie trocken. »Ich möchte trotzdem hineingehen.«

Es war zwecklos, mit ihr zu streiten. Er zuckte mit den Achseln, zog seinen Rock aus, damit er nicht schmutzig wurde, und hängte ihn an eine Eberesche, die vor dem Eingang aus dem Boden geschossen war. Er legte die Hände zu beiden Seiten des Eingangs auf den Felsen, wurde dann aber unsicher; waren das die Stellen, an denen er immer die Steine gepackt hatte? *Himmel, ist das*

wichtig?, fragte er sich tadelnd, griff fest nach dem Fels und schwang sich in die Höhle.

Es war genauso kalt, wie er es erwartet hatte. Immerhin war die Höhle windgeschützt - es war keine beißende Kälte, sondern eine feuchte Kühle, die die Haut durchdrang und an den Enden der Knochen nagte.

Er drehte sich um und streckte ihr die Hände entgegen, und sie beugte sich vor und versuchte, allein hineinzuklettern, doch sie verlor den Halt und stolperte, sodass sie in einem Gewirr aus Kleidern und losem Haar in seinen Armen landete. Lachend drehte er sie so, dass sie sich umsehen konnte, ließ sie aber nicht los. Es widerstrebte ihm, ihre Wärme aufzugeben, und er hielt sie wie einen Schutzschild gegen die Kälte der Erinnerungen im Arm.

Sie stand mit dem Rücken an ihn gelehnt und regte sich nicht; nur ihr Kopf bewegte sich, während sie von einer Seite der Höhle zur anderen blickte. Diese war kaum zweieinhalb Meter lang, doch das andere Ende verlор sich in der Dunkelheit. Sie hob das Kinn, als sie die schwarzen Flecken sah, die den Fels auf der einen Seite des Eingangs überzogen.

»Da habe ich mein Feuer gehabt - wenn ich es gewagt habe, Feuer zu machen.« Seine Stimme klang seltsam, leise und gedämpft, und er räusperte sich.

»Wo ist dein Bett gewesen?«

»Neben deinem linken Fuß.«

»Hast du mit dem Kopf an diesem Ende geschlafen?« Sie tippte mit dem Fuß auf den sandigen Kiesboden.

»Aye. Ich konnte die Sterne sehen, wenn die Nacht klar war. Wenn es geregnet hat, habe ich mich andersherum gedreht.« Sie hörte das Lächeln in seiner Stimme, legte ihm die Hand auf den Oberschenkel und drückte zu.

»Das habe ich gehofft«, sagte sie, und auch ihre Stimme klang ein wenig erstickt. »Als wir vom *Dunbonnet* und der Höhle erfahren haben ... Ich habe an dich gedacht, so ganz allein hier - und habe gehofft, dass du nachts die Sterne sehen konntest.«

»Das konnte ich«, flüsterte er und senkte den Kopf, um ihr die Lippen auf das Haar zu drücken. Das Schultertuch, das sie sich über den Kopf gezogen hatte, war heruntergerutscht, und ihr Haar roch nach Zitronenmelisse und einer Pflanze, die sie als Katzenminze bezeichnete.

Sie stieß ein leises »Hmp« aus und legte ihre Arme auf die seinen, sodass sie ihn durch sein Hemd hindurch wärmte.

»Ich habe das Gefühl, als hätte ich sie schon einmal gesehen«, sagte sie und klang ein wenig überrascht. »Obwohl eine Höhle der anderen wahrscheinlich sehr gleicht. Es sei denn, es hängen Stalaktiten von der Decke, oder die Wände sind mit Mammuts bemalt.«

»Ich habe noch nie Talent dafür gehabt, einen Raum zu schmücken«, sagte er, und wieder stieß sie ein belustigtes »Hmp« aus. »Und was meine Zeit hier angeht ... Du bist

viele Nächte lang bei mir gewesen, Sassenach. Du ebenso wie die Kleine.« Obwohl ich ja nicht wusste, dass es ein Mädchen ist, fügte er schweigend hinzu. Er erinnerte sich mit einem kleinen Stich daran, wie er hin und wieder auf dem flachen Felsen neben dem Eingang gesessen und sich manchmal die Wärme einer Tochter in seinen Armen vorgestellt hatte. Hin und wieder hatte er aber auch einen kleinen Sohn auf den Knien gespürt, dem er zeigte, wie man sich an den Sternen orientierte, oder ihm erklärte, wie man bei der Jagd vorging und welches Gebet man sprechen musste, wenn man ein Tier tötete, um es zu essen.

Doch all diese Dinge hatte er Brianna später selbst erzählt - und Jem. Das Wissen würde nicht verloren gehen. Doch würde es ihnen auch nützen?, fragte er sich plötzlich.

»Gehen die Leute eigentlich noch auf die Jagd?«, fragte er. »Dann?«

»O ja«, versicherte sie ihm. »Jeden Herbst sind scharenweise Jäger ins Krankenhaus gekommen - zum Großteil Idioten, die sich betrinken und sich aus Versehen selbst anschießen, obwohl ich auch einmal einen Patienten hatte, der heftig von einem Hirsch getreten worden war, den er für tot gehalten hatte.«

Er lachte, schockiert und getröstet zugleich. Die Vorstellung zu jagen, wenn man betrunken war ... Obwohl er schon Dummköpfe gesehen hatte, die das getan hatten. Doch immerhin ging man noch auf die Jagd. Jem würde auf die Jagd gehen.

»Ich bin mir sicher, dass Roger Mac nicht zulassen würde, dass Jem zu viel trinkt, bevor er auf die Jagd geht«, sagte er. »Auch wenn die anderen Jungen es tun.«

Ihr Kopf neigte sich hin und her, so wie er es immer tat, wenn sie sich fragte, ob sie ihm etwas erzählen sollte oder nicht, und er legte die Arme ein wenig fester um sie.

»Was?«

»Ich habe mir gerade vorgestellt, wie jemand der zweiten Klasse einen Whisky verabreicht, bevor die Kinder im Regen nach Hause gehen«, sagte sie mit einem kleinen Prustlaut. »Kinder trinken in dieser Zeit keinen Alkohol - überhaupt nicht. Zumindest sollen sie es nicht, und es gilt als skandalöse Vernachlässigung, wenn ihre Eltern es zulassen.«

»Aye?« Das erschien ihm merkwürdig; er hatte Ale zum Essen getrunken, seit ... nun, seit er denken konnte. Und mit Sicherheit einen Schluck Whisky, wenn er erkältet war oder Bauchschmerzen hatte oder Ohrenschmerzen ... Doch es stimmte, dass Brianna Jem Milch gegeben hatte, selbst als er den Strampelhosen bereits entwachsen war.

Steineklappern auf dem Hang unter ihnen schreckte ihn auf, und er ließ Claire los und wandte sich dem Eingang zu. Er bezweifelte zwar, dass er sich Sorgen machen musste, doch er bat sie dennoch mit einer Geste zu bleiben, zog sich aus der Höhle ins Freie und griff nach seinem Rock und dem Messer in der Tasche, bevor er prüfte, wer es war.

Er entdeckte eine Frau, eine hochgewachsene Gestalt in Umhang und Schultertuch, unten bei dem großen Felsen, an dem Fergus seine Hand verloren hatte. Doch sie hatte den Blick bergauf gerichtet und sah ihn aus der Höhle kommen. Sie grüßte ihn und winkte ihn zu sich, und nachdem er sich mit einem raschen Blick vergewissert hatte, dass sie allein war, stieg er über den Hang hinunter auf den Pfad, wo sie wartete.

»*Feasgar math*«, begrüßte er sie und schlüpfte in seinen Rock. Sie war ziemlich jung, vielleicht Anfang zwanzig, doch er kannte sie nicht. Das dachte er zumindest, bis sie zu sprechen begann.

»*Ciamar a tha thu, mo athair*«, sagte sie formell. *Wie geht es dir, Vater?*

Er blinzelte verblüfft, doch dann beugte er sich vor und musterte sie.

»Joanie?«, fragte er ungläubig. »Die kleine Joanie?« Ein Lächeln breitete sich bei diesen Worten über ihr langes, ernstes Gesicht, doch es war nur von kurzer Dauer.

»Dann kennst du mich noch?«

»Aye, natürlich, jetzt, da ich dich aus der Nähe sehe -« Er streckte die Hand aus und hätte sie gern umarmt, doch sie blieb reglos stehen, wo sie war, und er ließ die Hand wieder sinken und räusperte sich, um den Moment zu überspielen. »Es ist lange her. Du bist gewachsen«, fügte er verlegen hinzu.

»Das haben Kinder so an sich«, gab sie trocken zurück.

»Ist es deine Frau, die du bei dir hast? Deine erste Frau, meine ich?«

»Ja«, sagte er, und der Schreck über ihr Auftauchen wich dem Argwohn. Rasch ließ er den Blick über sie hinwegschweifen, für den Fall, dass sie bewaffnet war, doch er konnte es nicht sagen; sie hatte zum Schutz gegen den Wind ihren Umhang um sich gelegt.

»Vielleicht könntest du sie ja zu uns rufen«, schlug Joan vor. »Ich würde sie gern kennenlernen.«

Das bezweifelte er zwar, doch sie machte einen gefassten Eindruck, und er konnte es ihr kaum verwehren, Claire kennenzulernen, wenn sie es wollte. Claire beobachtete sie gewiss; er wandte sich der Höhle zu, winkte sie herbei und wandte sich erneut zu Joan um.

»Wie kommt es, dass du hier bist?«, fragte er sie. Von hier bis Balriggeran waren es gute acht Meilen, und in der Nähe der Höhle gab es nichts von Interesse.

»Ich war unterwegs nach Lallybroch, um dich zu sehen - ich war leider nicht da, als du bei uns warst«, fügte sie hinzu, und etwas, das an Belustigung erinnerte, blitzte in ihren Augen auf. »Aber ich habe dich und ... deine Frau ... gehen sehen, also bin ich euch gefolgt.«

Es freute ihn natürlich, dass sie ihn sehen wollte. Gleichzeitig war er vorsichtig. Es *waren* zwölf Jahre vergangen, und sie war noch ein Kind gewesen, als er ging. Und sie hatte diese Jahre bei Laoghaire verbracht, wo sie gewiss nichts Gutes über ihn gehört hatte.

Er sah ihr suchend ins Gesicht, fand aber nur vage Spuren des Kindergesichtes, das er in Erinnerung hatte. Sie war weder hübsch, geschweige denn schön. Doch sie strahlte eine gewisse Würde aus, die er anziehend fand; sie sah ihm direkt in die Augen, und es schien sie nicht zu interessieren, was er von ihr hielt. Ihre Augen und ihre Nase waren geformt wie bei Laoghaire, aber ansonsten hatte sie nicht viel von ihrer Mutter - stattdessen war sie hochgewachsen, dunkelhaarig und grobknochig mit einem langen, schmalen Gesicht und einem Mund, der es nicht gewohnt war, oft zu lächeln, dachte er.

Er hörte, wie Claire hinter ihm den Hang herunterkam, und wandte sich ab, um ihr zu helfen, obwohl er Joanie vorsichtshalber im Auge behielt.

»Keine Sorge«, sagte Joan ruhig hinter ihm. »Ich habe nicht vor, auf sie zu schießen.«

»Och? Nun, dann ist es ja gut.« Beunruhigt versuchte er, sich zu erinnern - war sie im Haus gewesen, als Laoghaire auf ihn geschossen hatte? Er glaubte es nicht, hatte allerdings auch nicht darauf geachtet. Doch mit Sicherheit hatte sie davon gehört.

Claire nahm seine Hand und hüpfte auf den Pfad hinunter. Dort hielt sie nicht inne, um sich zu fassen, sondern trat lächelnd vor und nahm Joans Hände in die ihren.

»Es freut mich, dich kennenzulernen«, sagte sie, und es klang, als sei es ihr ernst. »Marsali sagt, ich soll dir das hier geben.« Damit beugte sie sich vor und küsste Joan auf

die Stirn.

Zum ersten Mal erlebte er, dass die junge Frau verblüfft reagierte. Sie errötete und zog ihre Hände fort, dann wandte sie sich ab und rieb sich die Nase mit einer Falte ihres Umhangs, als ob sie juckte - damit niemand sah, wie ihr das Wasser in die Augen stieg.

»Ich - Danke«, sagte sie und betupfte sich hastig die Augen. »Du - Meine Schwester hat von dir geschrieben.« Sie räusperte sich und blinzelte, dann betrachtete sie Claire mit unverhohlener Neugier - einer Neugier, die auf Gegenseitigkeit beruhte.

»Félicité sieht aus wie du«, sagte Claire. »Henry Christian auch ein bisschen - Félicité aber sehr.«

»Das arme Kind«, murmelte Joan, doch sie konnte sich das Lächeln nicht verkneifen, das bei diesen Worten ihr Gesicht erhellte.

Jamie hustete.

»Willst du nicht mit zum Haus kommen, Joanie? Du wärest uns willkommen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Später vielleicht. Ich wollte mit dir sprechen, *mo athair*, und zwar so, dass es niemand hören kann. Außer deiner Frau«, fügte sie mit einem Blick auf Claire hinzu. »Sie hat gewiss auch etwas dazu zu sagen.«

Das klang ein wenig unheilvoll, doch dann fügte sie hinzu: »Es geht um meine Mitgift.«

»Oh, aye? Nun, dann lass uns wenigstens aus dem Wind

gehen.« Er führte sie zur windgeschützten Seite des großen Felsens und fragte sich, was wohl vor sich gehen mochte. Wollte das Mädchen einen unpassenden Mann heiraten, und ihre Mutter weigerte sich, ihr die Mitgift zu geben? War etwas mit dem Geld geschehen? Das bezweifelte er; der alte Ned Gowan hatte die Dokumente ausgestellt, und das Geld lag sicher in einer Bank in Inverness. Und was auch immer er von Laoghaire dachte, er war sich sicher, dass sie niemals etwas tun würde, was ihren Töchtern schadete.

Ein gewaltiger Windstoß tobte den Pfad entlang. Er wirbelte den Frauen die Röcke auf wie umherfliegendes Laub und attackierte sie alle mit Wolken aus Staub und trockenem Heidekraut. Sie stürzten in den Schutz des Felsens und blieben lächelnd stehen, lachten ein wenig, berauscht vom Wetter, und klopfen sich den Staub aus den Kleidern, um sie danach wieder zurechtzurücken.

»Nun denn«, sagte Jamie, bevor die gute Laune wieder umschlagen konnte, »wer ist es, den du heiraten willst?«

»Jesus Christus«, erwiderte Joan prompt.

Er starrte sie einen Moment an, bis ihm bewusst wurde, dass ihm der Mund offen stand, und er ihn schloss.

»Du willst Nonne werden?« Claire zog neugierig die Augenbrauen hoch. »Wirklich?«

»Ja. Ich weiß schon lange, dass ich dazu berufen bin, aber ...« Sie zögerte. »Es ist ... kompliziert.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Jamie, der sich ein

wenig gefasst hatte. »Hast du schon mit jemandem darüber gesprochen? Mit dem Priester? Mit deiner Mutter?«

Joans Lippen pressten sich zu einer schmalen Linie zusammen.

»Mit beiden«, antwortete sie knapp.

»Und was haben sie gesagt?«, fragte Claire. Sie hatte sich an den Felsen gelehnt, kämmte sich mit den Fingern das Haar und war unübersehbar fasziniert.

Joan prustete. »Meine Mutter meint«, antwortete sie langsam und deutlich, »dass ich den Verstand verloren habe, weil ich zu viele Bücher gelesen habe - und dass es *deine* Schuld ist«, sagte sie, an Jamie gewandt, »weil du mich auf den Geschmack gebracht hast. Sie will, dass ich den alten Geordie McCann heirate, aber ich habe gesagt, da sterbe ich lieber.«

»Wie alt ist denn der alte Geordie McCann?«, erkundigte sich Claire, und Joan sah sie blinzelnd an.

»Fünfundzwanzig oder so«, sagte sie. »Was hat das denn damit zu tun?«

»Nur neugierig«, murmelte Claire mit amüsiertem Miene. »Dann gibt es auch noch einen jungen Geordie McCann?«

»Aye, seinen Neffen. Er ist drei«, fügte Joan der Korrektheit halber hinzu. »Ihn möchte ich aber ebenso wenig heiraten.«

»Und der Priester?«, mischte sich Jamie ein, bevor Claire das Gespräch völlig vom Weg abbringen konnte.

Joan holte Luft und schien dabei größer und strenger zu werden.

»*Er* sagt, es ist meine Pflicht, zu Hause zu bleiben und meine betagte Mutter zu umsorgen.«

»Die es mit Joey, dem Knecht, im Ziegenstall treibt«, fügte Jamie hilfsbereit hinzu. »Ich nehme an, du wusstest davon?« Aus dem Augenwinkel sah er Claires Gesichtsausdruck, was ihn so sehr belustigte, dass er den Blick von ihr abwenden musste. Er hob hinter dem Rücken die Hand, um ihr anzudeuten, dass er es ihr später erzählen würde.

»Nicht solange ich im Haus bin«, sagte Joan entrüstet. »Was der einzige Grund dafür ist, dass ich noch im Haus bin. Glaubst du, ich kann es mit meinem Gewissen vereinbaren zu gehen, obwohl ich weiß, was sie dann tun? Dies ist das erste Mal seit drei Monaten, dass ich das Grundstück verlassen habe. Und wenn Wetten keine Sünde wäre, würde ich mein bestes Hemd darauf setzen, dass sie genau jetzt zugange sind und ihre Seelen der Verdammnis anheimgeben.«

Jamie räusperte sich und versuchte - vergeblich -, sich nicht auszumalen, wie sich Joey und Laoghair auf dem Bett mit dem blaugrauen Quilt leidenschaftlich umarmten.

»Aye, nun ja.« Er konnte Claires bohrenden Blick in seinem Nacken spüren und hätte schwören können, dass er dort errötete. »Du möchtest also Nonne werden, aber der Priester sagt, du darfst es nicht, deine Mutter gibt dir die Mitgift nicht dafür, und dein Gewissen lässt es ohnehin

nicht zu. Würdest du sagen, damit ist es umschrieben?«

»Aye, das ist es«, sagte Joan, angenehm überrascht über seine treffende Zusammenfassung.

»Und was, ähm, möchtest du jetzt, dass Jamie tut?«, erkundigte sich Claire, die nun wieder an seine Seite trat. »Joey umbringen?« Sie warf Jamie einen Seitenblick zu, und ihre gelben Augen weideten sich schadenfroh an seiner Verlegenheit. Er warf ihr einen finsternen Blick zu, und sie grinste ihn an.

»Natürlich nicht!« Joan zog ihre dichten Augenbrauen zusammen. »Ich will, dass sie heiraten. Dann würden sie nicht mehr jedes Mal, wenn ich ihnen den Rücken kehre, eine Todsünde begehen, *und* der Priester könnte nicht mehr fordern, dass ich zu Hause bleiben muss, nicht wenn meine Mutter einen Mann hat, der sich um sie kümmert.«

Jamie rieb sich langsam mit dem Finger über die Nase, während er überlegte, wie er zwei Sünder in den mittleren Jahren dazu bringen sollte zu heiraten. Mit Gewalt? Mit vorgehaltener Flinte? Das konnte er natürlich tun, aber ... Nun, je länger er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die Idee ...

»Glaubst du denn, er *möchte* sie heiraten?«, fragte Claire zu seiner Überraschung. Er war gar nicht darauf gekommen, sich das zu fragen.

»Aye, das möchte er«, sagte Joan mit unverhohlener Missbilligung. »Er jammert mir ständig davon vor, wie sehr er sie liiebt ...« Sie verdrehte die Augen. »Nicht dass ich

der Meinung bin, er sollte sie nicht lieben«, fügte sie angesichts seiner Miene hastig hinzu. »Aber das sollte er doch *mir* nicht sagen, oder?«

»Äh ... nein«, sagte er und fühlte sich ein wenig benommen. Der Wind toste an der Kante des Felsens vorüber, und das Heulen in seinen Ohren fraß an ihm, denn plötzlich fühlte er sich in seine Höhle zurückversetzt, wo er wochenlang einsam gewesen war und die einzige Stimme, die er gehört hatte, die des Windes gewesen war. Er schüttelte heftig den Kopf, um ihn frei zu bekommen, und zwang sich, sich auf Joans Gesicht zu konzentrieren, ihre Worte trotz des Windes zu hören.

»Ich glaube, sie möchte es auch«, sagte Joan jetzt immer noch stirnrunzelnd. »Obwohl sie nicht mit mir darüber spricht, Bride sei Dank. Aber sie hat ihn gern; gibt ihm die besten Stücke zum Essen und so.«

»Nun denn ...« Er strich sich eine wehende Haarsträhne aus dem Mund, und ihm wurde schwindelig. »Warum heiraten sie denn dann nicht?«

»Deinetwegen«, sagte Claire, die nun weniger belustigt klang. »Und das ist wohl auch der Punkt, an dem ich ins Spiel komme?«

»Wegen -«

»Deiner Abmachung mit Laoghaire, als ich ... zurückgekommen bin.« Ihre Aufmerksamkeit war auf Joan gerichtet, doch sie trat dichter an ihn heran und berührte sacht seine Hand, ohne ihn anzusehen. »Du hast ihr

versprochen, sie zu unterstützen - und eine Mitgift für Joan und Marsali aufzutreiben -, doch die Unterstützung endet, wenn sie noch einmal heiratet. Das ist es, nicht wahr?«, sagte sie zu Joan, die nickte.

»Sie und Joey würden vielleicht zurechtkommen«, sagte sie. »Er tut, was er kann, aber ... du hast ihn ja gesehen. Wenn dein Geld also nicht mehr käme, müssten sie Balriggan wahrscheinlich verkaufen, um zu überleben - und das würde ihr das Herz brechen«, fügte sie leise hinzu und senkte zum ersten Mal den Blick.

Ein seltsamer Schmerz ergriff sein Herz - seltsam, weil es nicht sein Schmerz war, er ihn jedoch nachvollziehen konnte. Es war irgendwann in den ersten Wochen ihrer Ehe gewesen, und er hatte im Garten neue Beete angelegt. Laoghaire hatte ihm einen Krug mit kaltem Bier gebracht und war bei ihm stehen geblieben, während er ihn trank. Dann hatte sie ihm für seine Arbeit gedankt. Er hatte überrascht aufgelacht und sie gefragt, warum sie ihm denn dafür dankte.

»Weil du dich um mein Heim kümmerst«, hatte sie schlicht gesagt, »du aber nicht versuchst, es mir fortzunehmen.« Dann hatte sie ihm den leeren Krug abgenommen und war ins Haus zurückgegangen.

Und einmal hatte er sie im Bett gefragt - er errötete dabei, daran zu denken, während Claire direkt neben ihm stand -, warum sie Balriggan so liebte; es war ja weder der Sitz ihrer Familie, noch war es besonders großartig. Und sie hatte aufgeseufzt, sich den Quilt unter das Kinn

gezogen und gesagt: »Es ist der erste Ort, an dem ich mich sicher fühle.« Mehr hatte sie nicht sagen wollen, als er sie fragte. Stattdessen hatte sie sich umgedreht und so getan, als schliefe sie ein.

»Sie würde lieber Joey verlieren als Balrigger«, sagte Joan gerade zu Claire. »Aber eigentlich möchte sie *ihn* auch nicht verlieren. Du siehst also das Problem, aye?«

»Ich schon, ja.« Claires Miene war mitfühlend, doch sie warf ihm einen Blick zu, der besagte, dass es - natürlich - *sein* Problem sei. Natürlich war es das, dachte er ungeduldig.

»Ich ... lasse mir etwas einfallen«, versprach er. Er hatte zwar nicht die geringste Ahnung, was, doch wie konnte er nein sagen? Womöglich würde ihn Gott vernichten, weil er Joans Berufung im Weg war, wenn ihn sein schlechtes Gewissen nicht zuerst erledigte.

»Oh, Pa! *Danke!*«

Joans Gesicht brach in ein plötzliches, bezauberndes Lächeln aus, und sie warf sich in seine Arme - die er gerade noch heben konnte, um sie aufzufangen; Joan war eine sehr kräftige junge Frau. Doch dann hüllte er sie in die Umarmung ein, die er sich schon bei ihrem Zusammentreffen gewünscht hatte. Er spürte, wie der seltsame Schmerz nachließ, als diese fremde Tochter einen leeren Fleck in seinem Herzen einnahm, von dessen Existenz er bisher nichts gewusst hatte.

Der Wind peitschte immer noch über die Felsen, und es

hätte ein Staubkorn sein können, das Claires Augen glitzern ließ, als sie ihn jetzt lächelnd ansah.

»Eines nur«, sagte er streng, als Joan ihn losgelassen hatte und zurückgetreten war.

»Was immer du willst«, sagte sie inbrünstig.

»Du wirst für mich beten, aye? Wenn du Nonne bist?«

»Jeden Tag«, versicherte sie ihm, »und sonntags zweimal.«

DIE SONNE WAR AUF DEM WEG ZUM HORIZONT, DOCH UNS BLIEB NOCH ZEIT bis zum Abendessen. Eigentlich sollte ich meine Hilfe bei den Vorbereitungen der Mahlzeit anbieten, die umfangreich und mühselig waren, weil im Haus ein solches Kommen und Gehen herrschte und sich Lallybroch den Luxus einer Köchin nicht länger erlauben konnte. Doch selbst wenn sich Jenny um Ian kümmerte, würden Maggie und ihre kleinen Töchter und die beiden Dienstmägde schon zurechtkommen. Ich würde nur im Weg sein. Das redete ich mir zumindest ein, denn mir war natürlich bewusst, dass es immer Arbeit für ein zusätzliches Paar Hände gab.

Doch ich stieg hinter Jamie den felsigen Hügel hinunter und sagte nichts, als er den Pfad nach Lallybroch links liegen ließ. Zufrieden wanderten wir auf den kleinen See zu.

»Vielleicht *hatte* es ja etwas mit den Büchern zu tun, aye?«, sagte Jamie nach einer Weile. »Ich meine, ich habe

den Mädchen hin und wieder abends etwas vorgelesen. Dann haben sie rechts und links von mir auf der Kaminbank gesessen und hatten die Köpfe an mich gelehnt, und es war ...« Er hielt inne, sah mich an und hüstelte, weil er anscheinend fürchtete, ich könnte gekränkt sein bei der Vorstellung, dass er je einen schönen Moment in Laoghaires Haus erlebt hatte. Ich lächelte und nahm seinen Arm.

»Es ist bestimmt wunderschön für sie gewesen. Aber ich bezweifle wirklich, dass du Joan irgendetwas vorgelesen hast, das in ihr den Wunsch geweckt hat, Nonne zu werden.«

»Aye, nun ja«, sagte er skeptisch. »Ich habe ihnen aus dem *Leben der Heiligen* vorgelesen. Und aus *Fox' Buch der Märtyrer*. Auch wenn sich vieles darin um Protestanten dreht und Laoghaire behauptet hat, Protestanten könnten keine Märtyrer sein, weil sie durchtriebene Ketzer sind. Woraufhin ich gesagt habe, das eine schließt ja das andere nicht aus, und -« Er grinste plötzlich. »Das war möglicherweise das ernsthafteste Gespräch, das wir je geführt haben.«

»Arme Laoghaire!«, sagte ich. »Aber von ihr einmal abgesehen, was hältst du von Joans Zwickmühle?«

Er schüttelte skeptisch den Kopf.

»Nun, möglicherweise kann ich Laoghaire ja überreden, den kleinen Krüppel zu heiraten. Dazu würde ich jedoch Geld brauchen, weil sie mehr wollen wird, als sie momentan von mir bekommt. Ich habe nicht mehr viel von

den Gold übrig, das wir mitgebracht haben. Also müsste es warten, bis ich nach Fraser's Ridge zurückgehen und noch etwas holen, es zur Bank bringen, eine Zahlungsanweisung ausstellen lassen kann ... Und ich hätte nicht gern, dass Joan noch ein Jahr zu Hause verbringen muss, während sie versucht, die liebeskranken Wiesel voneinander fernzuhalten.«

»Liebeskranke Wiesel?«, wiederholte ich belustigt.
»Also wirklich. Hast du sie etwa dabei gesehen?«

»Eigentlich nicht«, sagte er hustend. »Aber man konnte sehen, dass sie sich zueinander hingezogen fühlen. Komm, wir gehen am Ufer entlang; ich habe vor ein paar Tagen ein Brachvogelnest gefunden.«

Der Wind hatte sich gelegt, und die Sonne war hell und warm - vorerst. Ich konnte die Wolken am Horizont bereits sehen. Zweifellos würde es erneut regnen, wenn es Abend wurde, doch im Moment war es ein herrlicher Frühlingstag, den wir beide gern genossen hätten. Ohne es auszusprechen, schoben wir alle unangenehmen Themen beiseite und unterhielten uns über nichts Besonderes mehr, sondern erfreuten uns nur an der Nähe des anderen, bis wir einen flachen Grashügel entdeckten, auf dem wir sitzen und die Sonne genießen konnten.

Doch Jamies Gedanken schienen immer wieder zu Laoghaire zurückzukehren - wahrscheinlich konnte er nicht anders. Eigentlich störte es mich auch nicht, da sämtliche Vergleiche, die er anstellte, nur zu meinem Vorteil ausfallen konnten.

»Wenn sie meine Erste gewesen wäre«, sagte er nachdenklich, »glaube ich, dass ich ganz anders über Frauen im Allgemeinen denken würde.«

»Aber du kannst doch die Frauen nicht daran definieren, wie sie - oder wie eine von ihnen - im Bett sind«, wandte ich ein. »Ich habe schon Männer gekannt, die, nun ...«

»Männer? War Frank nicht dein Erster?«, wollte er überrascht wissen.

Ich legte mir die Hand hinter den Kopf und betrachtete ihn.

»Würde das eine Rolle spielen?«

»Nun ...« Sichtlich verblüfft suchte er nach einer Antwort. »Ich nehme an -« Er brach ab und betrachtete mich, während er sich nachdenklich die Nase rieb. Einer seiner Mundwinkel verzog sich nach oben. »Ich weiß es nicht.«

Ich wusste es ebenso wenig. Einerseits weidete ich mich daran, wie sehr ihn diese Vorstellung schockierte - und in meinem Alter hatte ich nichts dagegen, mich ein wenig verrückt zu fühlen, wenn auch nur rückwirkend. Andererseits jedoch ...

»Nun, was fällt dir eigentlich ein, mit Steinen zu werfen?«

»Du *warst* meine Erste«, stellte er mit beträchtlicher Schärfe fest.

»Das sagst *du*«, sagte ich, um ihn zu ärgern. Zu meiner Belustigung wurde er rot wie eine pralle Tomate.

»Du hast mir nicht geglaubt?«, fragte er, und seine

Stimme erhob sich unwillkürlich.

»Nun, für eine sogenannte Jungfrau schienst du mir doch recht gut Bescheid zu wissen. Von deiner ... Fantasie ganz zu schweigen.«

»In Gottes Namen, Sassenach, ich bin auf einer Farm groß geworden! Es ist schließlich keine komplizierte Sache.« Er betrachtete mich von oben bis unten und ließ seinen Blick an den interessanteren Stellen verweilen. »Und was meine Fantasie betrifft ... Himmel, ich hatte Monate - Jahre! - damit verbracht zu fantasieren!« Seine Augen nahmen ein gewisses Leuchten an, und ich wurde den Eindruck nicht los, dass er dies auch in der Zwischenzeit keinesfalls eingestellt hatte.

»Was denkst du gerade?«, fragte ich fasziniert.

»Ich denke gerade, dass das Wasser im See vielleicht ein bisschen kühl ist, aber wenn mir der Schwanz nicht gleich abfrieren würde, wäre die Hitze, wenn ich in dich eindreinge ... Natürlich«, fügte er hinzu und betrachtete mich, als schätzte er ab, wie viel Mühe es ihn wohl kosten würde, mich in den See zu befördern, »müssten wir es ja nicht *im* Wasser tun, es sei denn, du möchtest es gern. Ich könnte dich einfach ein paarmal eintauchen, dich ans Ufer schleppen und - Gott, dein Hintern sieht so schön aus, wenn das nasse Leinen daran klebt. Es wird ganz durchsichtig, und ich kann deine Gesäßbacken sehen wie schöne große runde Melonen -«

»Ich nehme alles zurück - ich möchte doch nicht wissen, was du denkst.«

»Du hast gefragt«, stellte er in aller Logik fest. »Und die kleine Rinne in deinem Hintern kann ich auch sehen - und wenn ich dich erst einmal unter mir habe und du nicht mehr fort kannst ... Möchtest du gern auf dem Rücken liegen, Sassenach, oder möchtest du knien, und ich komme von hinten? Ich könnte mich so oder so wunderbar festhalten, und -«

»Ich steige auf keinen Fall in einen eiskalten See, um deine perversen Gelüste zu befriedigen!«

»Also schön«, sagte er grinsend. Er streckte sich neben mir aus, griff unter mich und nahm sich eine ordentliche Handvoll. »Du kannst sie auch gleich hier befriedigen, wenn du möchtest - wo es warm ist.«

IN VINO VERITAS

Lallybroch war eine Farm. Auf einem solchen Hof gibt es kein Innehalten, nicht einmal, um zu trauern. So kam es, dass ich die einzige Person im vorderen Teil des Hauses war, als sich eines Nachmittags die Tür öffnete.

Ich hörte das Geräusch und steckte den Kopf aus der Studierzimmertür, um zu sehen, wer hereingekommen war. Ein junger Mann, den ich nicht kannte, stand im Eingangsflur und sah sich gründlich um. Er hörte meine Schritte, drehte sich um und musterte mich neugierig.

»Wer seid *Ihr* denn?«, sagten wir gleichzeitig und lachten.

»Ich bin Michael«, sagte er mit leiser, rauer Stimme und dem Hauch eines französischen Akzents. »Und *Ihr* seid dann wohl Onkel Jamies Feenfrau.«

Er betrachtete mich mit unverblühtem Interesse, daher hatte ich keine Hemmungen, es mit ihm ebenso zu machen.

»Nennt mich die Familie etwa so?«, fragte ich, während ich meine Augen über ihn hinwegwandern ließ.

Er war ein schlanker Mann, der weder die gedrungene Körperkraft des jüngeren Jamie noch die drahtige Körpergröße des jüngeren Ian aufwies. Michael war Janets Zwilling Bruder, doch auch *ihr* sah er überhaupt nicht ähnlich. Dies war der Sohn, der nach Frankreich gegangen

war, um Jared Frasers Geschäftspartner in dessen Weinhandlung *Fraser et Cie* zu werden. Als er seinen Reiseumhang ablegte, sah ich, dass er für hiesige Verhältnisse sehr modisch gekleidet war, selbst wenn sein Anzug von nüchternem Schnitt und ebensolcher Farbe war - und er ein schwarzes Crêpeband um den Oberarm trug.

»Entweder so oder die Hexe«, sagte er und lächelte schwach. »Je nachdem, ob es Pa oder Mama ist, die spricht.«

»Ist das so«, sagte ich zwar mit einem scharfen Unterton - konnte mir aber das Lächeln ebenfalls nicht verkneifen. Er war ein stiller, sympathischer junger Mann - nun ja, relativ jung. Er musste fast dreißig sein, dachte ich.

»Mein Beileid«, sagte ich und wies kopfnickend auf das schwarze Band. »Darf ich fragen -«

»Meine Frau«, sagte er schlicht. »Sie ist vor zwei Wochen gestorben. Sonst wäre ich schon eher gekommen.«

Ich war bestürzt.

»Oh. Ich ... verstehe. Aber Eure - deine Eltern, deine Geschwister - sie wissen es noch nicht?«

Er schüttelte den Kopf und trat ein wenig vor, sodass ihm das Licht des halbrunden Fensters über der Tür ins Gesicht fiel und ich die dunklen Ringe unter seinen Augen sah und die Spuren der grenzenlosen Erschöpfung, die allein in der Trauer Trost bringen kann.

»Es tut mir leid«, sagte ich. Ich folgte einem Impuls und

legte die Arme um ihn. Er folgte demselben Impuls und lehnte sich an mich. Einen Moment lang ergab sich sein Körper meiner Berührung, und ich erlebte eine außergewöhnliche Sekunde, in der ich seine tiefe Betäubung spürte, den unterbewussten Krieg zwischen Eingeständnis und Verleugnung. Er wusste, was geschehen war, was mit ihm geschah - doch er konnte es nicht spüren. Noch nicht.

»Oje«, sagte ich und trat von der kurzen Umarmung zurück. Ich fasste ihm sacht an die Wange, und er sah mich blinzeln an.

»Hol mich der Teufel«, sagte er leise. »Sie haben recht.«

O BEN ÖFFNETE SICH EINE TÜR UND SCHLOSS SICH WIEDER, ICH HÖRTE Schritte auf der Treppe - und im nächsten Moment begriff Lallybroch, dass auch das letzte Kind heimgekommen war.

Der Wirbel der Frauen und Kinder spülte uns in die Küche, wo die Männer einzeln und zu zweit durch die Hintertür kamen, um Michael zu umarmen oder ihm auf die Schulter zu klopfen.

Er wurde mit Beileidsbekundungen überschwemmt; dieselben Fragen und Antworten wiederholten sich mehrfach - wie war Michaels Frau Lillie denn gestorben? Sie war an der Influenza gestorben, genau wie ihre Großmutter; nein, er selbst hatte sich nicht angesteckt; ihr Vater ließ Michaels Vater grüßen und ausrichten, dass er

für ihn betete - und schließlich begannen die Vorbereitungen zum Waschen, zum Abendessen, die ersten Kinder wurden zu Bett gebracht, und Michael entschlüpfte dem Trubel.

Als ich aus der Küche trat, um mein Schultertuch aus dem Studierzimmer zu holen, sah ich ihn mit Jenny am Fuß der Treppe stehen, wo sie sich leise unterhielten. Sie berührte sein Gesicht, genau wie ich es getan hatte, und stellte ihm leise eine Frage. Er lächelte schwach, schüttelte den Kopf, richtete sich auf und ging die Treppe hinauf, um Ian zu begrüßen, der sich zu schwach fühlte, um zum Essen herunterzukommen.

MICHAEL WAR DER EINZIGE DER MURRAYS, DER DAS FLÜCHTIGE GEN FÜR ROTE Haare geerbt hatte, und inmitten seiner dunkelhaarigen Geschwister glühte er wie ein Stück Kohle. Doch er hatte auch die Farbe der sanften braunen Augen seines Vaters geerbt. »Und das ist gut so«, sagte Jenny unter vier Augen zu mir, »sonst wäre sich sein Vater am Ende noch sicher gewesen, dass ich es mit dem Ziegenhirten getrieben habe, den er sieht ja weiß Gott keinem anderen Familienmitglied ähnlich.«

Ich hatte Jamie davon erzählt, der zunächst eine überraschte Miene zog, dann aber lächelte.

»Aye. Sie kann es ja nicht wissen. Sie ist Colum MacKenzie nie begegnet.«

»Colum? Bist du sicher?« Ich sah mich um.

»Oh, aye. Die Farbe ist etwas anders - aber wenn man sein Alter und seine gute Gesundheit mit bedenkt ... In Leoch hat ein Gemälde gehangen, das Colum mit ungefähr fünfzehn zeigte, vor seinem ersten Sturz. Erinnerst du dich noch? Es hing im Wintergarten in der dritten Etage.«

Ich schloss die Augen und runzelte konzentriert die Stirn, während ich versuchte, mir den Grundriss des Schlosses ins Gedächtnis zu rufen.

»Führe mich hin«, forderte ich. Er stieß einen leisen, belustigten Kehllaut aus, doch dann nahm er meine Hand und zeichnete mir eine feine Linie auf die Handfläche.

»Aye, hier ist der Eingang mit der großen Flügeltür. Innen überquerte man zuerst den Hof, und dann ...«

Er führte mich zielsicher genau an den richtigen Punkt in meinem Kopf, und - richtig -, dort hing das Gemälde eines jungen Mannes mit einem schmalen, klugen Gesicht und einem Blick, der weit in die Ferne reichte.

»Ja, ich glaube, du hast recht«, sagte ich und öffnete die Augen. »Wenn er so intelligent *ist* wie Colum, dann ... muss ich es ihm sagen.«

Jamies dunkle Augen durchforschten nachdenklich mein Gesicht.

»Wir konnten die Dinge doch damals schon nicht ändern«, sagte er mit warnendem Unterton. »Du kannst vermutlich auch das nicht ändern, was in Frankreich geschehen wird.«

»Vielleicht nicht«, sagte ich. »Aber das, was ich gewusst

habe - was ich dir erzählt habe, vor Culloden. Charles Stuart hat es zwar nicht aufgehalten, aber *du* hast überlebt.«

»Nicht mit Absicht«, stellte er trocken fest.

»Nein, aber deine Männer haben ebenfalls überlebt - und das *war* Absicht. Also *könnte* es doch vielleicht - nur vielleicht - helfen. Und ich könnte nicht mit mir leben, wenn ich es nicht täte.«

Er nickte nüchtern.

»Aye. Nun denn. Ich rufe sie.«

DER KORKEN LÖSTE SICH MIT EINEM LEISEN PLOP!, UND DIE ANSPANNUNG IN Michaels Gesicht löste sich ebenfalls. Er roch an dem dunklen Korken, dann führte er die Flasche vorsichtig unter seiner Nase vorbei, die Augen halb geschlossen, um ihn besser prüfen zu können.

»Was sagst du, Junge?«, fragte sein Vater. »Wird er uns vergiften oder nicht?«

Er öffnete die Augen und warf seinem Vater einen säuerlichen Blick zu.

»Du hast gesagt, es ist wichtig, aye? Also trinken wir den Negromaro. Aus Apulien«, fügte er mit einem Hauch von Genugtuung hinzu und wandte sich mir zu. »Wird das reichen, Tante Claire?«

»Äh ... gewiss«, stotterte ich leicht verblüfft. »Warum

fragst du mich? Du bist doch der Weinexperte.«

Michael sah mich überrascht an.

»Ian hat gesagt -«, begann er, doch dann hielt er inne und lächelte mich an. »Entschuldigung, Tante Claire. Ich muss ihn missverstanden haben.«

Sämtliche Köpfe wandten sich dem jüngeren Ian zu, der unter ihren forschenden Blicken rot wurde.

»Was genau hast du gesagt, Ian?«, fragte der jüngere Jamie. Ian warf seinem Bruder, der irgendetwas an der Situation komisch zu finden schien, einen finsternen Blick zu.

»Ich habe gesagt«, erwiderte Ian, der sich trotzig aufrichtete, »dass Tante Claire Michael etwas Wichtiges zu sagen hat und dass er auf sie hören muss, weil sie eine ... eine ...«

»*Ban-sidhe*, hat er gesagt«, schloss Michael hilfreich. Er grinste mich zwar nicht an, doch tief in seinen Augen glühte der Humor, und zum ersten Mal sah ich, was Jamie gemeint hatte, als er ihn mit Colum MacKenzie verglich. »Ich war mir nicht sicher, ob er das ernst gemeint hat, Tante Claire, oder ob du nur eine Heilerin bist - oder eine Hexe.«

Jenny keuchte auf, als dieses Wort fiel, und selbst der ältere Ian blinzelte. Beide wandten sich ihrem Sohn zu, der den Kopf einzog.

»Nun, ich weiß doch nicht *genau*, was sie ist«, verteidigte er sich. »Aber sie ist doch eine vom Alten Volk, nicht wahr, Onkel Jamie?«

Etwas Seltsames schien durch die Luft im Zimmer zu fahren; ein plötzlicher Windstoß heulte durch den Schornstein und ließ die Glut im Kamin explodieren, sodass die Funken auf die Kaminplatte stoben. Jenny erhob sich mit einem kleinen Ausruf und schlug sie mit einem Besen aus.

Jamie saß neben mir; er nahm meine Hand und sah Michael fest in die Augen.

»Es gibt kein richtiges Wort für das, was sie ist - aber sie weiß von den Dingen, die geschehen werden. Hör auf sie.«

Damit war mir die Aufmerksamkeit der gesamten Runde sicher, und ich räusperte mich. Meine Prophetenrolle machte mich zutiefst verlegen, doch ich musste sprechen. Zum ersten Mal empfand ich plötzlich ein Gefühl der Seelenverwandtschaft mit einigen der widerstrebenderen Propheten des Alten Testaments. Ich glaubte genau zu wissen, wie sich Jeremias gefühlt hatte, als man ihm auftrug, die Vernichtung Ninives vorherzusagen. Ich hoffte nur, dass man meine Worte besser aufnehmen würde; wenn ich mich recht erinnerte, hatten ihn die Einwohner Ninives in einen Brunnen geworfen.

»Du weißt wahrscheinlich mehr als ich über die Politik in Frankreich«, begann ich, direkt an Michael gewandt. »Ich kann dir keine bestimmten Ereignisse in den nächsten zehn Jahren nennen. Aber danach wird es rasend schnell bergab gehen. Es wird eine Revolution geben, inspiriert durch das, was gerade in Amerika geschieht, doch es wird

anders sein. Man wird den König und die Königin mit ihrer Familie einkerkern, und sie werden beide geköpft werden.«

Der ganze Tisch schnappte nach Luft, und Michael blinzelte.

»Es wird eine Zeit kommen, die man den ›Großen Schrecken‹ nennt, und man wird die Menschen aus ihren Häusern zerren und denunzieren; sämtliche Aristokraten werden entweder umgebracht werden oder aus dem Land fliehen müssen, und die Lage wird für Reiche sehr schwer werden. Jared wird bis dahin vielleicht tot sein, du aber nicht. Und wenn du nur halb so talentiert bist, wie ich glaube, *wirst* du reich sein.«

Michael prustete leise, und ein Hauch von Gelächter wehte durch das Zimmer, doch er war nicht von langer Dauer.

»Sie werden eine Maschine bauen, die man Guillotine nennt - vielleicht gibt es sie ja schon; ich weiß es nicht. Ursprünglich sollte sie als humane Exekutionsmethode dienen, glaube ich, aber sie wird so oft zum Einsatz kommen, dass sie zum Symbol des Großen Schreckens werden wird. Wenn das geschieht, solltest du *nicht* in Frankreich sein.«

»Ich - Woher weißt du das?«, wollte Michael wissen. Er sah blass und beinahe kampflustig aus. Nun, und darin lag die Krux. Ich hielt Jamies Hand unter dem Tisch fest und erzählte ihnen, woher ich es wusste.

Es herrschte Totenstille. Der jüngere Ian war der Einzige, der nicht völlig verdattert aussah - doch er hatte es ja schon gewusst, und er glaubte mir mehr oder weniger. Ich konnte sehen, dass die meisten der hier Versammelten mir nicht glaubten. Jedoch konnten sie mich wohl kaum der Lüge bezichtigen.

»Das ist es, was ich weiß«, sagte ich, wieder direkt an Michael gewandt. »Und woher ich es weiß. Dir bleiben noch ein paar Jahre, um dich vorzubereiten. Zieh mit dem Geschäft nach Spanien oder Portugal um. Verkaufe es und wandere nach Amerika aus. Tu, was du willst - aber bleibe nicht länger als weitere zehn Jahre in Frankreich. Das ist alles«, entschied ich abrupt, stand auf und ging hinaus. Hinter mir herrschte totales Schweigen.

ICH HÄTTE NICHT ÜBERRASCHT SEIN SOLLEN, DOCH ICH WAR ES. ICH WAR IM Hühnerstall und sammelte Eier, als ich am aufgeregten Gackern und Flattern der Hühner im Freien hören konnte, dass jemand ihren Auslauf betreten hatte. Ich warf der letzten Henne einen stählernen Blick zu, der sie davor warnte, nach mir zu hacken, stahl das Ei unter ihrem Bauch und ging ins Freie, um zu sehen, wer dort war.

Es war Jenny mit einer Schürze voll Körner. Das war merkwürdig; ich wusste, dass die Hühner schon gefüttert worden waren, denn ich hatte vor einer Stunde gesehen, wie eine von Maggies Töchtern es tat.

Sie nickte mir zu und streute eine Handvoll Körner nach der anderen aus. Ich legte das letzte warme Ei in meinen Korb. Offensichtlich wollte sie mit mir reden, und dies war ihre Ausrede, es unter vier Augen zu tun. Eine dumpfe Vorahnung regte sich in mir.

Völlig zu Recht, denn mit der letzten Handvoll Körner ließ sie auch jeden Anschein der Unverbindlichkeit fallen.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, sagte sie zu mir, doch sie wich meinem Blick aus, und ich konnte den Puls an ihrer Schläfe sehen wie ein tickendes Uhrwerk.

»Jenny«, sagte ich, doch ich konnte sie genauso wenig aufhalten, wie ich ihr antworten konnte. »Ich weiß -«

»Wirst du lan heilen?«, entfuhr es ihr, und sie hob den Blick und sah mich an. Ich hatte zwar ihre Frage richtig vorausgeahnt, ihre Gefühle jedoch falsch eingeschätzt. In ihrem Blick lagen Sorge und Angst, doch keine Schüchternheit, keine Verlegenheit; sie hatte die Augen eines Falken, und ich wusste, dass sie mich in Stücke reißen würde, wenn ich ihr den Wunsch verweigerte.

»Jenny«, sagte ich bedauernd. »Ich kann es nicht.«

»Du kannst es nicht oder du willst es nicht?«, fragte sie scharf.

»Ich kann es nicht. In Gottes Namen, glaubst du nicht, ich hätte es längst getan, wenn es in meiner Macht läge?«

»Vielleicht nicht, weil du mir nicht verzeihen kannst. Wenn es das ist, sage ich, dass es mir leidtut, und es ist mein Ernst, obwohl ich es nur gut gemeint habe.«

»Du ... Was?« Meine Verwirrung war aufrichtig, schien sie aber in Rage zu bringen.

»Tu doch nicht so, als wüsstest du nicht, wovon ich spreche! Als du das letzte Mal zurückgekommen bist und ich dafür gesorgt habe, dass Laoghaire kam!«

»Oh.« Ich hatte es zwar nicht *vergessen*, doch angesichts der Situation war es mir nicht wichtig erschienen. »Das ... ist schon gut. Ich werfe es dir nicht vor. Aber warum *hast* du sie holen lassen?«, fragte ich teils aus Neugier, teils in der Hoffnung, ihren Emotionen ein wenig die Spitze zu nehmen. Ich hatte schon viele Menschen am Rand der Erschöpfung, des Schmerzes und des Grauens gesehen, und all dies hatte Jenny fest in seinem Griff.

Sie machte eine abgehackte, ungeduldige Bewegung und sah aus, als wollte sie sich abwenden, doch sie tat es nicht.

»Jamie hatte dir nicht von ihr erzählt und ihr ebenso nicht von dir. Das konnte ich zwar verstehen, aber ich wusste, dass ihm nichts anderes übrig bleiben würde, als den Stier bei den Hörnern zu packen und die Sache ins Reine zu bringen, wenn ich sie herholte.«

»Sie hat auf ihn *geschossen*«, sagte ich, und auch ich wurde jetzt hitziger.

»Nun, das Gewehr hatte sie aber nicht von mir, oder?«, fuhr sie mich an. »Ich wollte weder, dass er zu ihr sagt - ach, was auch immer er zu ihr gesagt hat -, noch, dass sie

zur Pistole greift und ihm eine Kugel verpasst.«

»Nein, aber du hast mich fortgeschickt.«

»Warum auch nicht? Du hattest ihm doch schon einmal das Herz gebrochen, und ich dachte, du würdest es wieder tun! Und dann hattest du den Nerv, hier aufzutauchen wie das blühende Leben, während wir ... während wir - nun, das, was wir durchgemacht hatten, ist auch schuld an Ians Husten!«

»Das -«

»Als sie ihn mitgenommen und in den Tolbooth gesteckt haben. Aber da warst du ja nicht hier! Du warst nicht hier, als wir gehungert und gefroren und um das Leben unserer Männer und Kinder gebangt haben! Du hast nichts davon mitbekommen! Du warst in Frankreich, warm und außer Gefahr!«

»Ich war in Boston, in zweihundert Jahren, und dachte, Jamie wäre tot«, sagte ich kalt. »Und ich *kann* Ian nicht helfen.« Ich kämpfte darum, meine eigenen Gefühle im Griff zu behalten, die plötzlich freigesetzt worden waren, als sie die Krusten von der Vergangenheit riss, und fand Mitleid, als ich sie ansah, ihr zartes Gesicht, das von der Sorge hager und zerfurcht war, während sie die Hände so fest zusammenballte, dass ihre Nägel sie ins Fleisch bissen.

»Jenny«, sagte ich, leiser jetzt. »Bitte glaube mir. Wenn ich irgendetwas für Ian tun könnte, würde ich meine Seele geben, um es zu tun. Doch ich beherrsche keine Magie; ich habe keine Zauberkräfte. Nur etwas Wissen, und davon viel

zu wenig. Ich würde meine Seele dafür geben«, wiederholte ich noch einmal lauter und beugte mich zu ihr hinüber. »Doch ich kann es nicht, Jenny ... ich kann es nicht.«

Sie starrte mich schweigend an. Ein Schweigen, das sich unerträglich in die Länge zog, bis ich schließlich an ihr vorbeiging und auf das Haus zuhielt. Sie wandte sich nicht um, und ich blickte nicht zurück. Doch hinter mir hörte ich sie flüstern.

»Du hast gar keine Seele.«

FEGEFEUER II

Wenn sich Ian gut genug fühlte, wanderte er mit Jamie. Manchmal nur bis auf den Hof oder bis zur Scheune, wo er sich auf den Zaun stützte und sich mit Jennys Schafen unterhielt. Manchmal ging es ihm so gut, dass er meilenweit wanderte, was Jamie erstaunte - und alarmierte. Dennoch, so dachte er, war es schön, Seite an Seite über das Moor und durch den Wald und am See entlangzuwandern, ohne viel zu reden - nur Seite an Seite. Dass sie langsam gingen, spielte keine Rolle; das hatten sie getan, seit Ian mit einem Holzbein aus Frankreich zurückgekehrt war.

»Ich freue mich darauf, mein Bein wiederzuhaben«, hatte Ian einmal beiläufig angemerkt, als sie im Schutz des großen Felsens saßen, an dem Fergus seine Hand verloren hatte. Im Wasser des kleinen Bachs, der am Fuß des Hügels entlanglief, hatten sie Ausschau nach dem Aufblitzen der springenden Forellen gehalten.

»Aye, das wird schön sein«, hatte Jamie gesagt und schwach gelächelt - und zugleich ein wenig ironisch, weil er daran denken musste, wie er nach der Schlacht von Culloden erwacht war und gedacht hatte, er hätte ein Bein verloren. Er war bestürzt gewesen und hatte versucht, sich mit dem Gedanken zu trösten, dass er es ja zurückbekommen würde, wenn er das Fegefeuer verlassen durfte und in den Himmel kam. Natürlich hatte er auch

gedacht, er wäre tot, doch das war ihm nicht annähernd so schlimm erschienen wie der eingebildete Verlust seines Beins.

»Wahrscheinlich brauchst du ja gar nicht zu warten«, sagte er geistesabwesend, und Ian blinzelte ihn an.

»Auf was denn?«

»Auf dein Bein.« Ihm wurde klar, dass Ian keine Ahnung hatte, woran er gerade gedacht hatte, und rasch erklärte er es ihm.

»Ich habe nur gedacht, dass du wahrscheinlich nicht lange im Fegefeuer bleiben musst - wenn überhaupt - und du es also bald zurückhaben wirst.«

Ian grinste ihn an. »Warum bist du dir denn so sicher, dass ich nicht tausend Jahre im Fegefeuer zubringen werde? Ich könnte doch ein schrecklicher Sünder sein, aye?«

»Aye, das könntest du«, gab Jamie zu. »Aber wenn es so ist, musst du verdammt viele schmutzige Gedanken hegen, denn wenn du irgendetwas *getan* hättest, wüsste ich davon.«

»Oh, meinst du?« Ian schien das komisch zu finden. »Du hast mich doch seit Jahren nicht mehr gesehen. Ich hätte alles Mögliche anstellen können, ohne dass du je davon erfahren hättest.«

»Natürlich hätte ich das«, sagte Jamie in aller Logik. »Jenny hätte es mir erzählt. Und du willst doch kaum behaupten, dass sie nichts davon wüsste, wenn du eine

Geliebte und sechs Bastarde hättest oder mit einer schwarzen Seidenmaske die Landstraßen unsicher machen würdest?«

»Nun, wahrscheinlich wüsste sie es«, räumte Ian ein. »Obwohl, komm schon, Mann, hier gibt es doch im Umkreis von hundert Meilen nichts, was den Namen Landstraße verdient hätte. Und ich würde eher erfrieren, als auf einem der Pässe jemandem zu begegnen, der es wert wäre, ihn auszurauben.« Er hielt inne und kniff die Augen zum Schutz vor dem Wind zusammen, während er die kriminellen Möglichkeiten in Erwägung zog, die sich ihm boten.

»Ich hätte vielleicht Rinder stehlen können«, schlug er vor. »Obwohl es hier nur noch so wenige davon gibt, dass sofort der ganze Bezirk Bescheid wüsste, wenn eines verschwindet. Und ich bezweifle, dass ich es in Jennys Schafherde verstecken könnte, ohne dass es auffällt.«

Er überlegte weiter, das Kinn auf die Hand gestützt, dann schüttelte er widerstrebend den Kopf.

»Die traurige Wahrheit, Jamie, ist, dass in den Highlands schon seit zwanzig Jahren niemand mehr etwas hat, das einen Diebstahl lohnen würde. Nein, ich fürchte, Diebstahl kommt ebenfalls nicht in Frage. Genauso wenig wie Unzucht, denn dann hätte mich Jenny längst umgebracht. Was bleibt also noch? Lüge und Mord wahrscheinlich, und ich bin zwar schon hin und wieder jemandem begegnet, den ich gern umgebracht *hätte*, aber getan habe ich es nie.« Er schüttelte bedauernd den Kopf,

und Jamie lachte.

»Oh, aye? Du hast doch gesagt, dass du in Frankreich Menschen getötet hast.«

»Nun, aye, das habe ich, aber das war im Krieg. Man hat mich dafür bezahlt, sie zu töten; ich habe es nicht aus Hass getan«, fügte er gerechterweise hinzu.

»Nun, dann habe ich also recht«, sagte Jamie. »Du wirst geradewegs durch das Fegefeuer hindurchsegeln wie eine Wolke, denn ich kann mich nicht entsinnen, dass du mich je belogen hättest.«

Ian lächelte voller Zuneigung.

»Aye, nun ja, hin und wieder habe ich bestimmt schon gelogen, Jamie - aber nein, niemals dir gegenüber.«

Er senkte den Blick auf das Holzbein, das vor ihm ausgestreckt lag, und kratzte sich dort am Knie.

»Ob es sich wohl anders anfühlen wird?«

»Wie sollte es das nicht tun?«

»Nun, es ist so«, sagte Ian und drehte den Fuß hin und her. »Ich kann meinen fehlenden Fuß heute noch spüren. Ich spüre ihn, seit er mir abgenommen wurde. Natürlich nicht immer«, fügte er hinzu und blickte auf. »Aber ich spüre ihn. Und das ist sehr seltsam. Spürst du deinen Finger auch?«, fragte er neugierig und wies mit dem Kinn auf Jamies rechte Hand.

»Nun ... aye, das tue ich. Nicht die ganze Zeit, aber hin und wieder - und das Gemeine daran ist, dass er zwar fort ist, aber trotzdem höllisch schmerzt, und das erscheint mir

ungerecht.«

Danach hätte er sich auf die Zunge beißen können, denn Ian war dem Tode nah, und er jammerte darüber, dass er den Verlust seines Fingers ungerecht fand. Doch Ian keuchte vor Belustigung und lehnte sich kopfschüttelnd zurück.

»Wenn das Leben gerecht wäre, was dann?«

Eine Weile saßen sie da und schwiegen kameradschaftlich, während sie zusahen, wie der Wind durch die Kiefern auf dem Hang gegenüber fuhr. Dann griff Jamie in seinen Sporrان und zog das kleine, weiß eingewickelte Päckchen hervor. Es war in Jamies Sporrان ein wenig schmutzig geworden, doch es war noch unversehrt in seiner festen Umhüllung.

Ian beäugte das kleine Bündel auf seiner Handfläche.

»Was ist das?«

»Mein Finger«, sagte Jamie. »Ich - nun ja ... Ich habe mich gefragt, ob es dir wohl etwas ausmachen würde, wenn er mit dir beerdigt würde.«

Ian sah ihn einen Moment fassungslos an. Dann begannen seine Schultern zu beben.

»Himmel, nicht lachen!«, warnte Jamie alarmiert. »Ich wollte dich nicht zum Lachen bringen. Jenny wird mich umbringen, wenn du dir deine Lunge aus dem Leib hustest und hier draußen stirbst.«

Ian hustete tatsächlich, in Anfällen, die von langgezogenen keuchenden Lachern unterbrochen wurden.

Tränen der Belustigung standen ihm in den Augen, und er presste sich beide Fäuste vor die Brust, während er nach Atem rang. Schließlich jedoch verebbte der Anfall, und Ian richtete sich langsam auf, während er keuchte wie ein Blasebalg. Er zog die Nase hoch und spuckte ganz beiläufig eine grauenvoll scharlachrote Masse zwischen die Felsen.

»Ich würde lieber hier draußen sterben, während ich über dich lache, als in meinem Bett, während sechs Priester für mich beten«, schnaufte er. »Ich bezweifle aber, dass ich die Chance dazu bekommen werde.« Er streckte seine Hand aus. »Aye, gib her.«

Jamie legte ihm den kleinen, weiß eingewickelten Zylinder in die Hand, und Ian steckte sich den Finger beiläufig in den eigenen Sporran.

»Ich bewahre ihn für dich auf, bis du mich einholst.«

ER STIEG ZWISCHEN DEN BÄUMEN HINUNTER BIS AN DEN RAND DES MOORSTÜCKS unterhalb der Höhle. Es war klirrend kalt. Dazu wehte eine steife Brise, und das Licht änderte sich über der Landschaft wie die Flügelschläge eines Vogels, während die langen Wolken flüchtig über ihn hinweghuschten. Er hatte heute Morgen einen Rotwildwechsel in der Heide entdeckt, der sich jedoch auf einem steinigen Hang verloren hatte, und jetzt war er auf dem Rückweg zum Haus. Er befand sich auf der Rückseite des Hügels, auf dem der Turm stand und der auf

dieser Seite dicht mit einem Wäldchen aus Buchen und Kiefern bewachsen war. Den ganzen Morgen hatte er keinen Hirsch gesehen, nicht einmal einen Hasen, doch das kümmerte ihn nicht.

Bei so vielen Menschen im Haus hätten sie das Wild natürlich gut brauchen können - doch er war einfach nur froh, im Freien zu sein, auch wenn er mit leeren Händen zurückkam.

Er konnte Ian nicht ansehen, ohne ihm ins Gesicht starren zu wollen, ihn sich ins Gedächtnis prägen zu wollen, sich diese letzten Bruchstücke seines Schwagers auf dieselbe Weise zu eigen zu machen, wie er sich an besondere Augenblicke erinnerte, die er bei Bedarf hervorholen und erneut durchleben konnte. Gleichzeitig jedoch wollte er Ian nicht so in Erinnerung behalten, wie er jetzt war; besser zu behalten, was er von ihm hatte: Feuerschein auf Ians Profil, während er hemmungslos lachte, weil er Jamie beim Armdrücken besiegt hatte, sie beide mit seiner drahtigen Kraft überrascht hatte. Ians lange Hände mit den knotigen Gelenken auf dem Messer, mit dem er ein Tier ausweidete, der Ruck und der scharfe Metallgeruch des Blutes, das ihm die Finger verschmierte, der Anblick seines braunen Haars, das im Wind des Sees wehte, sein schmaler Rücken, der sich sehnig wie ein Bogen beugte, als er sich bückte, um eines seiner kleinen Kinder oder Enkelkinder vom Boden aufzuheben und es kichernd in die Luft zu werfen.

Es war gut, dass sie gekommen waren, dachte er. Mehr

als gut, dass sie den Jungen noch so zeitig gebracht hatten, dass er sich als Mann mit seinem Vater unterhalten konnte, seinen Vater beruhigen und sich richtig verabschieden konnte. Doch im selben Haus mit einem geliebten Bruder zu leben, der allmählich dahinsiechte, zehrte an seinen Nerven.

Bei so vielen Frauen im Haus waren Streitereien unvermeidlich. Da so viele dieser Frauen Fraser hießen, war es, als ginge man mit einer brennenden Kerze durch eine Schwarzpulvermühle. Alle gaben sich große Mühe, zurechtzukommen, Haltung zu bewahren, nachzugeben - doch das machte es nur schlimmer, wenn irgendein Funke das Pulverfass tatsächlich zum Explodieren brachte. Er war nicht nur auf der Jagd, weil sie Fleisch brauchten.

Voll Mitgefühl dachte er an Claire. Nach Jennys dringvoller Bitte hatte Claire sich angewöhnt, sich in ihrem Zimmer oder in Ians Studierzimmer zu verstecken - Ian hatte ihr angeboten, es zu benutzen, und Jamie hatte das Gefühl, dass dies Jenny noch mehr verärgerte -, wo sie geschäftig an dem Buch arbeitete, zu dem Andy Bell sie überredet hatte. Sie konnte sich gut konzentrieren und stundenlang in Gedanken verharren - doch sie musste zum Essen herauskommen. Und es war immer da, dieses Bewusstsein, dass Ian im Sterben lag, knirschend wie eine kleine Handmühle, langsam, aber unablässig nagte es an den Nerven.

Auch an Ians Nerven.

Vor zwei Tagen waren er und Ian - langsam - am Ufer

des Sees entlanggewandert, als Ian plötzlich stehen geblieben war und sich zusammengekrümmt hatte wie ein Herbstblatt. Jamie war zu ihm geeilt, um ihn beim Arm zu nehmen, bevor er fallen konnte, und er hatte ihn zu Boden gesenkt, ihm einen Felsen als Rückenlehne gesucht, das Schultertuch fest um ihn gezogen, nach etwas, irgendetwas gesucht, das er tun konnte.

»Was ist denn, *a charaid*?«, fragte er ängstlich, während er neben seinem Schwager hockte, seinem Freund.

Ian hustete beinahe lautlos, so heftig, dass sein ganzer Körper bebte. Schließlich ließ der Krampf nach, und er bekam wieder Luft, sein Gesicht rot vor Anstrengung, das grauenvolle Erröten der Schwindsucht, das dem Betrachter Gesundheit vorgaukelte.

»Es tut weh, Jamie.« Es waren simple Worte, doch Ian hatte die Augen geschlossen, als wollte er Jamie nicht ansehen, während er sie sprach.

»Ich trage dich zurück. Vielleicht geben wir dir etwas Laudanum, und -«

Ian winkte ab, um seinen angstvollen Versprechungen ein Ende zu setzen. Einen Moment lang atmete er flach, bevor er den Kopf schüttelte.

»Aye, meine Brust fühlt sich so an, als steckte ein Messer darin«, sagte er schließlich. »Aber das ist es nicht, was ich gemeint habe. Das Sterben kümmert mich nicht so sehr - aber Himmel, dass es so langsam geht, bringt mich um.« Dann öffnete er die Augen, sah Jamie direkt an und

lachte genauso lautlos, wie er gehustet hatte, ein Hauch von einem Geräusch, während sich sein Körper schüttelte.

Das Sterben schmerzt mich, Dougal. Lass es uns zu Ende bringen. Die Worte kamen ihm so deutlich in den Sinn, als seien sie gerade eben hier ausgesprochen worden, nicht vor dreißig Jahren in einer dunklen, von Kanonen in Trümmer gelegten Kirche. Rupert hatte das gesagt, als er langsam starb. *Du bist mein Anführer, Mann,* hatte er flehend zu Dougal gesagt. *Es ist deine Pflicht.* Und Dougal MacKenzie hatte getan, was die Liebe und die Pflicht von ihm verlangten.

Er hatte Ians Hand gehalten, hatte sie fest gedrückt, während er versuchte, etwas von seiner eigenen Gesundheit auf Ians dünne graue Haut zu übertragen. Dann glitt sein Daumen aufwärts und legte sich auf das Handgelenk, dort, wo er Claire zufassen sah, wenn sie nach der Wahrheit über den Zustand eines Patienten suchte.

Er spürte, wie die Haut nachgab und über Ians knöchiges Handgelenk glitt. Dachte plötzlich an den Bluteid, den er bei seiner Hochzeit geleistet hatte, das Beißen der Klinge und Claires kaltes Handgelenk, das sich an das seine presste, das klebrige Blut zwischen ihnen. Auch Ians Handgelenk war kalt, doch nicht aus Furcht.

Er blickte auf sein eigenes Handgelenk hinunter, doch er fand keine Spur einer Narbe, weder des Schwurs noch der Eisen; diese Wunden waren flüchtig, längst verheilt.

»Weißt du noch, wie wir Blutsbrüderschaft geschlossen

haben?« Ians Augen waren geschlossen, doch er lächelte. Jamies Hand legte sich fester um das knochige Handgelenk, ein wenig erschrocken, aber eigentlich nicht überrascht, dass Ian seinen Gedanken gefolgt war und ihr Echo aufgefangen hatte.

»Aye, natürlich.« Auch er musste lächeln, selbst wenn es schmerzte.

Sie waren beide acht Jahre alt gewesen. Jamies Mutter und ihr Baby waren tags zuvor gestorben. Das Haus war voller Trauergäste gewesen, sein Vater wie betäubt. Sie waren ins Freie geschlüpft, er und Ian, und den Hügel hinter dem Haus hinaufgeklettert, wobei sie versuchten, nicht auf das frisch geschaufelte Grab neben dem Turn zu blicken. In den Wald, geborgen unter den Bäumen.

Dort waren sie langsamer geworden, bis sie schließlich auf dem Gipfel des hohen Hügels angehalten hatten, wo ein altes steinernes Bauwerk, das sie das Fort nannten, vor langer Zeit zusammengefallen war. Sie hatten sich auf die Trümmer gesetzt, zum Schutz gegen den Wind in ihre Plaids gehüllt, ohne viel zu reden.

»Ich dachte, ich würde einen neuen Bruder bekommen«, hatte er plötzlich gesagt. »Aber das habe ich nicht. Es sind nach wie vor nur Jenny und ich.« In den Jahren, die seitdem vergangen waren, war es ihm gelungen, diesen leisen Schmerz zu vergessen, den Verlust des erhofften Bruders, des Jungen, der ihm vielleicht ein wenig von der Liebe zu seinem älteren Bruder Willie zurückgebracht hätte, der an den Pocken gestorben war. Eine Weile hatte er sich

diesen Schmerz erhalten, einen brüchigen Schutzschild gegen das überwältigende Bewusstsein, dass seine Mutter für immer fort war.

Ian hatte eine Weile nachgedacht, dann hatte er in seinen Sporran gegriffen und das kleine Messer hervorgeholt, das ihm sein Vater zu seinem letzten Geburtstag geschenkt hatte.

»Ich werde dein Bruder sein«, hatte er beiläufig gesagt und sich - leise durch die Zähne zischend - quer über den Daumen geritzt.

Er hatte Jamie das Messer gegeben, und auch er hatte sich geschnitten, überrascht, dass es so schmerzte, und dann hatten sie die Daumen aneinandergepresst und sich geschworen, für ewig Brüder zu sein. Und das waren sie gewesen.

Er holte tief Luft, um sich gegen den nahen Tod zu stählen, seine schwarze Endgültigkeit.

»Ian. Soll ich ...« Ians Lider hoben sich, und das sanfte Braun seines Blickes schärfte sich im Auge dessen, was er in Jamies belegter Stimme hörte. Jamie räusperte sich und blickte zur Seite, dann wieder zu Ian, weil er das absurde Gefühl hatte, dass es feige war, die Augen abzuwenden.

»Möchtest du, dass ich dir helfe?«, fragte er ganz leise. Noch als er das sagte, suchte der kalte Teil seines Verstandes nach dem Weg. Nicht mit dem Messer, nein; es war zwar schnell und sauber, ein guter Tod für einen Mann, doch es würde seine Schwester und die Kinder

schmerzen; weder er noch Ian hatten das Recht, ein blutbeflecktes Gedenken zu hinterlassen.

Ians Griff lockerte sich nicht, und er festigte sich nicht, doch plötzlich spürte Jamie den Puls, nach dem er gesucht hatte, ein leises, stetes Pochen unter seiner Hand.

Er hatte den Blick nicht abgewandt, doch es verschwamm ihm vor den Augen, und er senkte den Kopf, um seine Tränen zu verbergen.

Claire ... Sie würde wissen, wie, doch er konnte sie nicht bitten, es zu tun. Ihr Eid hinderte sie daran.

»Nein«, sagte Ian. »Noch nicht jedenfalls.« Er lächelte, und sein Blick war sanft. »Aber ich bin froh zu wissen, dass du es tun wirst, wenn es nötig ist, *mo brathair*.«

Der Hauch einer Bewegung brachte ihn blitzartig zum Stehen und riss ihn aus seinen Gedanken.

Es hatte ihn nicht gesehen, obwohl er frei stand. Doch der Wind wehte in seine Richtung, und das Tier war damit beschäftigt, zwischen den trockenen Heidepflanzen nach geschützten Grasbüscheln und weicheren Moorpflanzen zu suchen. Er wartete und lauschte dem Wind. Er konnte nur den Kopf und die Schultern des Tiers hinter einem Ginsterbusch sehen, doch aus dem kräftigen Hals schloss er auf einen Hirsch.

Er wartete und spürte, wie sein Instinkt allmählich zurückkehrte. Im Moor Rotwild zu jagen war anders als die Jagd in den Wäldern North Carolinas. Viel langsamer. Das Tier kam ein Stückchen hinter dem Ginsterbusch hervor,

ganz aufs Fressen konzentriert, und er begann, sein Gewehr kaum merklich zu heben. Er hatte den Lauf von einem Büchsenmacher in Edinburgh begradigen lassen, hatte es aber seitdem noch nicht benutzt; er hoffte, dass es richtig zielen würde.

Hatte es nicht mehr benutzt, seit er dem Hessen hinter der Schanze damit den Schädel zertrümmert hatte. Plötzlich erinnerte er sich lebhaft daran, wie Claire das verformte Geschoss, das Simon Fraser getötet hatte, auf das Porzellantellerchen fallen ließ, und das klirrende Ausrollen ging ihm durch Mark und Bein.

Ein Schritt noch, zwei; das Tier hatte einen Leckerbissen gefunden und zerrte und kaute mit großer Konzentration daran. Wie um sich selbst zu erfüllen, richtete sich der Lauf des Gewehrs auf sein Ziel. Ein kräftiger Bock, nicht mehr als hundert Meter. Er konnte das große, feste Herz spüren, das unter seinen eigenen Rippen pumpte, in seinen Fingerspitzen auf dem Metall pulsierte. Der Kolben drückte sich fest in seine Schulter.

Er begann gerade abzudrücken, als er hinter sich im Wald Schreie hörte. Das Gewehr ging los, der Schuss feuerte ins Leere, der Hirsch verschwand krachend im brechenden Heidegeäst, und die Schreie verstummten.

Er machte kehrt und hetzte in den Wald, in die Richtung, aus der er den Schrei gehört hatte, und sein Herz hämmerte. Wer? Eine Frau, doch wer?

Er fand Jenny ohne große Schwierigkeiten, denn sie stand wie erstarrt auf der kleinen Lichtung, auf der er und

sie und lan sich als Kinder gestohlene Süßigkeiten geteilt und Ritter und Soldat gespielt hatten.

Sie war eine tapfere Soldatin gewesen.

Vielleicht hatte sie auf ihn gewartet, nachdem sie sein Gewehr gehört hatte. Vielleicht konnte sie sich einfach nicht bewegen. Mit geradem Rücken und leerem Blick stand sie da und sah ihn kommen, ihre Schultertücher wie eine rostige Rüstung um sich gelegt.

»Fehlt dir etwas, Liebes?«, fragte er und lehnte sein Gewehr an die große Kiefer, unter der sie ihm und lan in den langen Sommernächten vorgelesen hatte, wenn die Sonne vom Abendrot bis zum Morgengrauen kaum unterging.

»Nein«, flüsterte sie mit tonloser Stimme.

»Aye, gut«, sagte er seufzend. Als er sie erreichte, bestand er darauf, ihre Hände zu ergreifen; sie gab sie ihm zwar nicht, widersetzte sich aber auch nicht. »Ich habe dich schreien hören.«

»Ich wollte nicht, dass es jemand hört.«

»Natürlich nicht.« Er zögerte und hätte sie gern noch einmal gefragt, ob ihr etwas fehlte, doch das war töricht. Er wusste genau, was ihr fehlte und warum sie in den Wald gehen und schreien musste, dort, wo ihr niemand dumme Fragen stellen würde, ob es ihr gut ging.

»Möchtest du, dass ich gehe?«, fragte er stattdessen, und sie verzog das Gesicht und zog an ihrer Hand, doch er ließ sie nicht los.

»Nein. Was ändert das schon? Was ist überhaupt zu ändern?« Er hörte den Unterton der Hysterie in ihrer Stimme.

»Wenigstens ... haben wir den Jungen rechtzeitig zurückgebracht«, sagte er, weil er ihr sonst nichts anzubieten hatte.

»Aye, das habt ihr«, sagte sie und rang so angestrengt um ihre Beherrschung, dass diese zerriss wie alte Seide. »Und deine Frau hast du auch mitgebracht.«

»Machst du mir etwa Vorwürfe, weil ich meine Frau mitgebracht habe?«, fragte er schockiert. »Warum denn, in Gottes Namen? Solltest du nicht froh sein, dass sie zurückgekommen ist? Oder kannst du -« Er schluckte seine nächsten Worte hastig herunter; fast hätte er gefragt, ob sie es ihm missgönnte, dass er noch eine Frau hatte, während sie im Begriff stand, ihren Mann zu verlieren, und *das* konnte er wahrhaftig nicht sagen.

Aber das hatte Jenny gar nicht gemeint.

»Aye, sie ist zurückgekommen. Aber wozu?«, rief sie. »Was nützt uns eine Feenfrau, wenn sie zu kaltherzig ist, auch nur einen Finger zu lans Rettung zu rühren?«

Er war so erschüttert, dass er nur benommen wiederholen konnte: »Kaltherzig? Claire?«

»Ich habe sie gefragt, und sie hat es mir verweigert.« Die Augen seiner Schwester waren tränenlos, panisch vor Schmerz und Not. »Kannst du sie nicht dazu bringen, mir zu helfen, Jamie?«

Die Lebenskraft seiner Schwester, die immer leuchtend vibrierte, pochte jetzt unter seinen Fingern wie ein in Ketten gelegter Blitz. Besser, wenn er sich an ihm entlud, dachte er. Ihn konnte sie nicht verletzen.

»*Mo piuthar*, sie würde ihn doch heilen, wenn sie könnte«, sagte er so sanft wie möglich, ohne sie loszulassen. »Sie hat mir erzählt, dass du sie danach gefragt hast - und sie hat dabei geweint. Sie liebt Ian genau -«

»*Wage* es nicht zu sagen, dass sie meinen Mann genauso liebt, wie ich es tue!«, schrie sie und riss sich so heftig von ihm los, dass er überzeugt war, dass sie ihn schlagen würde. Was sie auch tat; sie ohrfeigte sein Gesicht so kräftig, dass ihm auf der getroffenen Seite das Auge tränkte.

»Das hatte ich gar nicht vor«, sagte er beherrscht. Er rieb sich vorsichtig die Wange. »Ich *wollte* sagen, dass sie ihn genauso liebt -«

Er hatte vorgehabt zu sagen »*wie mich*«, doch dazu kam er nicht. Sie trat ihm so fest vor das Schienbein, dass seine Knie nachgaben, und er ruderte stolpernd mit den Armen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, was ihr die Gelegenheit gab, kehrtzumachen und den Hügel hinunterzurennen wie eine Hexe auf einem Besen, ihre Röcke und Tücher ein Sturm, der sie wirbelnd umwehte.

VORKEHRUNGEN

Wundreinigung, schrieb ich sorgfältig, dann hielt ich inne, um meine Gedanken in geordnete Bahnen zu lenken. Kochendes Wasser, saubere Tücher, Entfernung von Fremdkörpern. Anwendung von Maden auf abgestorbenem Fleisch (mit einem Warnhinweis zum Thema Schmeißfliegen und Schraubenwurmfiegen? Nein, zwecklos; ohne Vergrößerungsglas würde sie niemand unterscheiden können). Das Nähen von Wunden (Sterilisation von Nadel und Faden). Nützliche Umschläge. Sollte ich einen separaten Abschnitt zur Herstellung und zum Nutzen von Penizillin anfügen?

Ich tippte mit dem Federkiel auf die Unterlage und malte kleine Tintensterne, entschied mich aber schließlich dagegen. Dies sollte ein nützliches Handbuch für den normalen Menschen werden. Der normale Mensch war nicht für die mühsame Herstellung von Penizillin ausgerüstet, genauso wenig wie es wahrscheinlich war, dass er über einen Injektionsapparat verfügte - obwohl ich mit einem Anflug von Belustigung an die Penissspritze denken musste, die mir Dr. Fentiman gezeigt hatte.

Dies wiederum erinnerte mich - kurz, aber lebhaft - an David Rawlings und sein Penisjoch. Benutzte er es tatsächlich selbst?, fragte ich mich, verdrängte jedoch hastig das Bild, das bei diesem Gedanken vor meinem inneren Auge entstand, und blätterte einige Bogen zurück,

um nach meiner Themenübersicht zu suchen.

Masturbation, schrieb ich nachdenklich. Wenn einige Ärzte sie in ein negatives Licht rückten - und das taten sie nun einmal -, gab es ja wohl keinen Grund, warum ich nicht das Gegenteil tun konnte, wenn auch diskret.

Kurz darauf malte ich immer noch Tintensternchen, ganz in das Problem vertieft, diskrete Worte zu den Vorteilen der Masturbation zu finden. Hm, was, wenn ich schwarz auf weiß feststellte, dass Frauen es ebenfalls taten?

»Sie würden die gesamte Auflage verbrennen und Andy Bells Druckerei wahrscheinlich gleich dazu«, sagte ich laut.

Jemand holte scharf Luft, und als ich aufblickte, sah ich eine Frau in der Studierzimmertür stehen.

»Oh, sucht Ihr nach Ian Murray?«, fragte ich und schob meinen Stuhl zurück. »Er ist -«

»Nein, Ihr seid es, die ich gesucht habe.« Ihre Stimme hatte einen sehr merkwürdigen Tonfall, und ich stand auf. Ich hatte plötzlich das Gefühl, mich verteidigen zu müssen, ohne zu wissen, warum.

»Ah«, sagte ich. »Und Ihr seid ...?«

Sie trat aus dem halbdunklen Flur ins Licht.

»Dann kennt Ihr mich nicht mehr?« Ihr Mund verzog sich zu einem angedeuteten, wütenden Lächeln. »Laoghaire MacKenzie ... Fraser«, fügte sie beinahe widerstrebend hinzu.

»Oh«, sagte ich.

Ich hätte sie auf der Stelle erkannt, wäre ihre Anwesenheit nicht so unpassend gewesen. Dies war der letzte Ort, an dem ich sie erwartet hätte, und die Tatsache, dass sie hier war ... Die Erinnerung an das, was geschehen war, als sie das letzte Mal nach Lallybroch gekommen war, ließ mich unauffällig nach dem Brieföffner auf dem Schreibtisch tasten.

»Ihr sucht nach mir«, wiederholte ich argwöhnisch. »Nicht nach Jamie?«

Mit einer verächtlichen Geste schob sie den Gedanken an Jamie beiseite und griff in die Tasche an ihrer Taille, aus der sie einen zusammengefalteten Brief hervorzog.

»Ich bin hier, um Euch um einen Gefallen zu bitten«, sagte sie, und erst jetzt hörte ich das Beben in ihrer Stimme. »Lest das. Bitte«, fügte sie hinzu und presste die Lippen fest aufeinander.

Ich warf einen skeptischen Blick auf ihre Tasche, doch sie war flach; wenn sie eine Pistole dabei hatte, trug sie sie zumindest nicht dort. Ich ergriff den Brief und zeigte auf den Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtischs. Wenn sie auf die Idee kam, auf mich loszugehen, würde mir Zeit bleiben zu reagieren.

Eigentlich jedoch hatte ich keine Angst vor ihr. Sie war bestürzt, das war klar. Doch sie hatte sich fest im Griff.

Ich öffnete den Brief, und während ich mich hin und wieder mit einem raschen Blick davon überzeigte, dass sie blieb, wo sie war, begann ich zu lesen.

15. Februar 1778 Philadelphia

»Philadelphia?«, sagte ich verblüfft und blickte zu Laoghaire auf.

»Sie sind letzten Sommer dorthin gezogen, weil er dachte, dass es da sicherer sein würde.« Ihre Lippen verzogen sich ein wenig. »Zwei Monate später ist die britische Armee in die Stadt einmarschiert und hält sie seitdem besetzt.«

»Er« war dann wohl Fergus. Laoghaire sprach ohne Groll von ihm, offensichtlich hatte sie ihren Frieden mit dem Mann ihrer älteren Tochter geschlossen.

Liebe Mama,

ich muss Dich aus Liebe zu mir und den Kindern um einen Gefallen bitten. Das Problem liegt bei Henri-Christian. Wegen seiner ungewöhnlichen Gestalt hat er immer schon schwer Luft bekommen, vor allem, wenn er erkältet ist, und er schnarcht schon seit seiner Geburt. Jetzt hat er angefangen, im Schlaf ganz mit dem Atmen aufzuhören, es sei denn, wir bringen ihn mit Hilfe von Kissen in eine ganz bestimmte Position. Mutter Claire hat ihm in den Hals geschaut, als sie und Pa uns in New Bern besucht haben, und sie hat damals gesagt, seine Rachenmandeln wären vergrößert und könnten ihm zukünftig Schwierigkeiten bereiten. (Germain hat dies auch, und er atmet oft mit offenem Mund, doch für ihn bedeutet das nicht dieselbe Gefahr wie für Henri-

Christian.)

Ich habe Todesangst, dass Henri-Christian eines Nachts aufhört zu atmen und es niemand rechtzeitig merkt, um ihn zu retten. Wir halten abwechselnd Wache an seinem Bett, um dafür zu sorgen, dass sein Kopf genau richtig liegen bleibt, und ihn zu wecken, wenn er aufhört zu atmen, doch ich weiß nicht, wie lange wir das noch durchhalten können. Fergus ist von seiner Arbeit erschöpft und ich von der Arbeit im Haus (außerdem helfe ich in der Druckerei, genau wie Germain. Die kleinen Mädchen sind mir eine große Hilfe im Haus, die guten Seelen, und sie möchten so gern für ihren kleinen Bruder sorgen - aber wir können sie nicht nachts allein bei ihm sitzen lassen).

Ich habe einen Arzt gebeten, sich Henri-Christian anzusehen. Er pflichtet uns bei, dass wahrscheinlich die Mandeln an den Atemstörungen schuld sind, und er hat den Kleinen zur Ader gelassen und ihm Medizin gegeben, um sie schrumpfen zu lassen, doch dies hat nichts genützt, und Henri-Christian musste sich nur übergeben und weinen. Mutter Claire - verzeih mir, wenn ich sie Dir gegenüber erwähne, denn ich kenne Deine Gefühle, doch ich muss es tun - hat gesagt, es könnte irgendwann notwendig werden, Henri-Christians Mandeln zu entfernen, um ihm das Atmen zu erleichtern, und dieser Punkt ist nun eindeutig erreicht. Sie hat dies vor einer Weile in Fraser's Ridge für die Beardsley-Zwillinge getan, und es gibt sonst niemandem, dem ich es zutraue,

eine solche Operation bei Henri-Christian zu wagen.

Würdest Du zu ihr gehen, Mama? Ich glaube, dass sie jetzt in Lallybroch ist, und ich werde ihr dorthin schreiben und sie bitten, sobald wie möglich nach Philadelphia zu kommen. Doch ich habe Angst, dass ich nicht in der Lage sein werde, ihr den Schrecken unserer Lage zu verdeutlichen.

Weil Du mich liebst, Mama, bitte geh zu ihr und bitte sie, so schnell wie möglich zu kommen.

Deine Dich liebende Tochter Marsali

Ich legte den Brief hin. Ich habe Angst, dass ich nicht in der Lage sein werde, ihr den Schrecken unserer Lage zu verdeutlichen. Doch, das war ihr ganz gut gelungen.

Schlafapnoe nannte man sie, die Angewohnheit, im Schlaf plötzlich das Atmen einzustellen. Sie war weit verbreitet - und noch verbreiteter bei einigen Formen des Zwergenwuchses, bei denen die Atemwege durch Skelettanomalien behindert wurden. Die meisten Menschen, die daran litten, erwachten panisch von selbst und atmeten dann schnarchend weiter. Doch die vergrößerten Polypen und Mandeln, die ihm die Kehle zuschnürten - wahrscheinlich ein erbliches Problem, dachte ich geistesabwesend, weil es mir sowohl bei Germain als auch in geringerem Maße bei den Mädchen aufgefallen war -, würden seine Schwierigkeiten noch vergrößern. Denn selbst wenn der Reflex, der einen Menschen bei

Sauerstoffmangel zum Atmen treibt, verspätet einsetzte, war Henri-Christian dann wahrscheinlich nicht zu dem notwendigen tiefen Atemzug in der Lage, der ihn wecken würde.

Die Vorstellung, wie sich Marsali und Fergus - und vermutlich dazu Germain - dabei abwechselten, in ihrem dunklen Haus über den Schlaf des kleinen Jungen zu wachen, in der kühlen Dunkelheit vielleicht selbst hin und wieder einnickten, um dann erschrocken aufzufahren, voller Angst, er könnte sich im Schlaf bewegt und das Atmen eingestellt haben ... Die Angst hatte unter meinen Rippen bereits einen Knoten gebildet, während ich den Brief las.

Laoghaires blaue Augen waren unter der Haube unverwandt auf mich gerichtet. Ausnahmsweise fehlten die Wut, die Hysterie und der Argwohn, mit denen sie mich sonst betrachtete.

»Wenn Ihr geht«, sagte sie und schluckte, »verzichte ich auf das Geld.«

Ich starrte sie an.

»Ihr glaubt, dass ich -«, begann ich ungläubig, doch dann hielt ich inne. Nun, ja, sie schien *tatsächlich* zu glauben, dass man mich bestechen musste. Sie glaubte, dass ich Jamie nach der Schlacht von Culloden im Stich gelassen hatte und erst zurückgekehrt war, als er es wieder zu einigem Besitz gebracht hatte. Ich kämpfte mit dem Drang zu versuchen, ihr zu erklären ... Doch das war zwecklos, und darum ging es hier auch gar nicht. Die Situation war so klar und scharf wie zerbrochenes Glas.

Sie beugte sich abrupt vor, und ihre Hände pressten sich so fest auf den Schreibtisch, dass ihre Fingernägel weiß wurden.

»Bitte«, sagte sie. »*Bitte*.«

Ich war mir diverser widersprüchlicher Bedürfnisse bewusst: einerseits, sie zu ohrfeigen, und andererseits, meine Hand mitfühlend auf die ihre zu legen. Ich kämpfte beides nieder und zwang mich, einen Moment ruhig zu überlegen.

Natürlich würde ich gehen; ich musste es tun. Das hatte gar nichts mit Laoghaire oder den Dingen zu tun, die zwischen uns standen. Wenn ich nicht ging und Henri-Christian starb - was gut möglich war -, würde ich nie wieder in den Spiegel blicken können. Wenn ich rechtzeitig kam, konnte ich ihn retten; niemand anders konnte das. So einfach war das.

Das Herz wurde mir furchtbar schwer bei dem Gedanken, jetzt aus Lallybroch abzureisen; wie konnte ich das tun, während ich doch wusste, dass ich Ian zum letzten Mal sah, dass ich sie vielleicht alle - und den Hof selbst - zum letzten Mal sah? Doch noch während ich das dachte, begriff der Teil meines Verstandes, der der Ärztin gehörte, bereits die dringende Notwendigkeit und begann mit den Planungen für die schnellstmögliche Reise nach Philadelphia, mit den Überlegungen, wie ich mir dort das Nötige besorgen konnte, legte sich die möglichen Hindernisse und Komplikationen zurecht - die gesamte praktische Analyse der möglichen Bewerkstelligung

dessen, was mir so unvermittelt abverlangt wurde.

Und während mein Verstand all diese Dinge abhakte und mit gnadenloser Logik den Schock überwand und die Gefühle niederrang, begann mir zu dämmern, dass diese plötzliche Katastrophe auch andere Seiten haben könnte.

Laoghaire wartete, den Blick fest auf mich geheftet, die Lippen aufeinandergepresst, während sie mich beschwor, es zu tun.

»Also gut«, sagte ich und lehnte mich zurück, um sie meinerseits unverblümt anzusehen. »Schließen wir also eine Abmachung, ja?«

»UND SO«,SAGTE ICH, UND MEIN BLICK FOLGTE DEM FLUG EINES GRAUREIHERS, der den See überquerte, »haben wir einen Handel geschlossen. Ich fahre so schnell wie möglich nach Philadelphia, um mich um Henri-Christian zu kümmern. Sie wird Joey heiraten, auf den Unterhalt verzichten - und es Joan erlauben, ins Kloster zu gehen. Obwohl wir uns das für alle Fälle wohl besser schriftlich geben lassen sollten.«

Jamie starrte mich sprachlos an. Wir saßen im hohen Gras am Ufer des Sees, wohin ich ihn geführt hatte, um ihm zu erzählen, was geschehen war - und was geschehen würde.

»Sie - Laoghaire - hat Joans Mitgift nicht angerührt; Joan wird mit dem Geld reisen und dem Konvent beitreten können«, fügte ich hinzu. Ich holte tief Luft und versuchte,

meine Stimme weiter normal klingen zu lassen. »Ich denke, dass - nun, Michael wird in ein paar Tagen gehen. Joan und ich könnten ihn nach Frankreich begleiten; ich könnte von dort mit einem französischen Schiff fahren, und er könnte dafür sorgen, dass sie ihren Konvent sicher erreicht.«

»Du -«, begann er, und ich streckte den Arm aus, um ihm die Hand zu drücken und ihn zum Schweigen zu bringen.

»Du kannst jetzt nicht fort, Jamie«, sagte ich leise. »Ich weiß, dass du das nicht kannst.«

Er schloss die Augen und verzog das Gesicht. Seine Finger klammerten sich instinktiv um meine Hand, weil er das Naheliegende nicht wahrhaben wollte. Ich klammerte mich nicht minder fest an seine Finger, ungeachtet der Tatsache, dass es seine empfindliche Rechte war, die ich hielt. Der Gedanke, überhaupt von ihm getrennt zu werden - noch dazu durch den Atlantischen Ozean, sodass es eine gefühlte Ewigkeit dauern würde, bis wir einander wiedersahen -, erfüllte mich mit bodenloser Trostlosigkeit und einem Gefühl vagen Grauens.

Er würde mit mir gehen, wenn ich ihn darum bat - wenn ich ihm auch nur den geringsten Spielraum für irgendwelche Zweifel ließ. Das durfte ich nicht.

Er brauchte das hier so sehr. Brauchte das bisschen Zeit mit Ian, das ihm noch blieb; musste erst recht für Jenny hier sein, wenn Ian starb, denn er konnte ihr auf eine Weise Trost spenden, wie es nicht einmal ihre Kinder konnten.

Und wenn er schon zu Laoghaire hatte gehen müssen, weil ihn das schlechte Gewissen wegen ihrer gescheiterten Ehe plagte - wie viel größer würden seine Schuldgefühle sein, wenn er seine Schwester erneut im Stich ließ, und zwar dann, wenn ihre Not am größten war.

»Du kannst nicht fort«, flüsterte ich drängend. »Ich *weiß*, Jamie.«

Er öffnete die dunklen Augen und sah mich angstvoll an.

»Ich kann dich aber nicht gehen lassen. Nicht ohne mich.«

»Es ... wird nicht lange dauern«, sagte ich und zwang die Worte an dem Kloß in meinem Hals vorüber. Noch größer als der Schmerz, mich von ihm trennen zu müssen, war der Schmerz angesichts des Grundes, warum unsere Trennung nicht von langer Dauer sein würde.

»Ich bin schließlich schon sehr viel weiter allein gereist«, sagte ich und versuchte zu lächeln. Sein Mund bewegte sich, weil er gern geantwortet hätte, doch der Kummer in seinen Augen blieb unverändert.

Ich hob seine verkrüppelte Hand an meine Lippen und küsste sie, presste meine Wange darauf und wandte den Kopf ab - doch mir lief eine Träne über die Wange, und ich wusste, dass er die Feuchtigkeit spürte, denn seine andere Hand griff nach mir und zog mich an ihn. Und dann saßen wir lange, lange aneinandergepresst da und lauschten dem Wind, der das Gras und das Wasser sacht bewegte. Der Reiher war am anderen Ufer des Sees gelandet und stand

auf einem Bein abwartend in den kleinen Wellen.

»Wir brauchen einen Anwalt«, sagte ich schließlich, ohne mich zu bewegen. »Lebt Ned Gowan eigentlich noch?«

ZU MEINEM GROSSEN ERSTAUNEN LEBTE NED GOWAN TATSÄCHLICH NOCH. Wie alt mochte er nur sein?, fragte ich mich, als ich ihn betrachtete. Fünfundachtzig? Neunzig? Er war so zahnlos und verschrumpelt wie eine zusammengeknüllte Papiertüte, doch immer noch munter wie ein Fisch im Wasser. Und der Blutdurst seines Berufes hatte keineswegs gelitten.

Er hatte damals die Vereinbarung zur Annullierung der Ehe zwischen Jamie und Laoghaire aufgesetzt und fröhlich die jährlichen Zahlungen an Laoghaire festgelegt, die Mitgiftsummen für Marsali und Joan. Genauso fröhlich machte er sich nun an die Demontage dieser Abmachungen.

»Also, noch einmal die Frage von Mistress Joans Mitgift betreffend«, sagte er trotz seiner fehlenden Zähne überraschend deutlich und leckte nachdenklich an der Spitze seines Federkiels. »Ihr habt im ursprünglichen Dokument festgelegt, Sir, dass diese Summe - darf ich sagen, diese außerordentlich *großzügige* Summe - der jungen Frau bei ihrer Eheschließung zu überlassen sei und danach ihr alleiniges Eigentum bleiben und nicht in den Besitz ihres Mannes übergehen solle.«

»Aye, das stimmt«, sagte Jamie nicht besonders

geduldig. Er hatte vorher unter vier Augen zu mir gesagt, dass er sich lieber nackt und gefesselt auf einen Ameisenhügel setzen würde, als länger als fünf Minuten mit einem Anwalt zu tun haben zu müssen. Und wir waren nun schon eine gute Stunde mit den Komplikationen dieser Vereinbarung befasst. »Und?«

»Und sie heiratet aber nicht«, erklärte Mr. Gowan mit der Geduld, die er jemandem entgegenbrachte, der zwar etwas begriffsstutzig sein mochte, der aber dennoch Respekt verdiente, da er ja das Anwaltshonorar bezahlte. »Die Frage, ob sie gemäß dieses Vertrages Anspruch auf die Mitgift hat -«

»Sie *heiratet* doch«, beharrte Jamie. »Sie wird eine Braut Christi, ignoranter Protestant.«

Verdutzt sah ich Ned an, da mir noch nie etwas davon zu Ohren gekommen war, dass er Protestant war, doch er widersprach nicht. Hellwach wie immer bemerkte Mr. Gowan meine Verblüffung und lächelte mit glitzernden Äuglein.

»Ich kenne keine Religion außer dem Gesetz, Ma'am«, erklärte er. »Rituale bedeuten mir nichts; für mich ist Gott die Personifikation der Justiz, und in dieser Form diene ich Ihm.«

Jamie reagierte mit einem tiefen schottischen Kehllaut auf diese Aussage.

»Aye, und das wird Euch gewiss viel nützen, sollte Euren Klienten hier jemals bewusst werden, dass Ihr kein Papist

seid.«

Mr. Gowans kleine dunkle Augen glitzerten unvermindert weiter, als er sie jetzt auf Jamie richtete.

»Gewiss wollt Ihr damit doch nicht sagen, dass Ihr mich erpressen wollt, Sir? Oh, ich zögere, diese ehrenvolle schottische Erfindung in einem Atemzug mit Eurem edlen Charakter zu erwähnen - und mit der Tatsache, dass Ihr diesen vermaledeiten Vertrag ohne mich niemals hinbekommen werdet.«

Jamie seufzte tief und machte es sich auf seinem Stuhl so bequem wie möglich.

»Aye, also weiter. Was fangen wir wegen der Mitgift an?«

»Ah.« Mr. Gowan widmete sich dienstbeflissen wieder dem eigentlichen Anliegen. »Ich habe mit der jungen Dame gesprochen und sie diesbezüglich nach ihren Wünschen gefragt. Als Urheber des Vertrags könnt Ihr - mit der Zustimmung der anderen Unterzeichnenden, die Euch, wie ich höre, erteilt wurde« - er hüstelte trocken bei dieser angedeuteten Erwähnung Laoghaires -, »die Bedingungen des Originaldokuments ändern. Da Mistress Joan, wie ich ja bereits sagte, nicht zu heiraten plant, würdet Ihr nun die Mitgift gern vollständig zurücknehmen, die existierenden Bedingungen beibehalten oder sie irgendwie ändern?«

»Ich möchte, dass Joan das Geld bekommt«, sagte Jamie, dem die Erleichterung, endlich eine konkrete Frage gestellt zu bekommen, deutlich anzumerken war.

»Absolut?«, erkundigte sich Mr. Gowan mit erhobenem Federkiel. »Das Wort ›absolut‹ hat in der Rechtssprache eine andere Bedeutung als -«

»Ihr sagt, Ihr habt mit Joan gesprochen. Was zum Teufel möchte *sie* denn?«

Mr. Gowan sah glücklich aus, wie es bei ihm stets der Fall war, wenn er eine neue Komplikation witterte.

»Sie möchte nur einen kleinen Teil der eigentlichen Mitgift erhalten, um damit ihre Aufnahme in einen Konvent zu bewirken; eine solche Spende ist meines Wissens üblich.«

»Aye?« Jamie zog eine Augenbraue hoch. »Und was ist mit dem Rest?«

»Sie wünscht, dass der Rest ihrer Mutter Laoghaire MacKenzie übereignet wird, allerdings nicht absolut, falls Ihr mir folgen könnt. Sondern unter gewissen Bedingungen.«

Jamie und ich wechselten einen Blick.

»Was für Bedingungen?«, fragte er vorsichtig.

Mr. Gowan hielt seine verwitterte Hand hoch, um einen Finger nach dem anderen einzuklappen, während er die Bedingungen aufzählte.

»Erstens, dass das Geld erst freigegeben wird, wenn die Eheschließung zwischen Laoghaire MacKenzie Fraser und Joseph Boswell Murray ordnungsgemäß im Pfarrbuch von Broch Mordha vermerkt wird, bezeugt und bescheinigt von einem Priester. Zweitens, dass ein Vertrag unterzeichnet

wird, der das Anwesen Balriggan und all seine beweglichen Güter zum alleinigen Eigentum Laoghaire MacKenzie Frasers erklärt, bis zu ihrem Tod, worüber hinaus die erwähnte Laoghaire MacKenzie Fraser in einem ordentlichen Testament darüber verfügen kann. Drittens soll ihr das Geld nicht absolut überlassen werden, sondern von einem Treuhänder verwaltet und in jährlichen Raten zu zwanzig Pfund ausgezahlt werden, die gemeinsam an die erwähnten Laoghaire MacKenzie Fraser und Joseph Boswell Murray zu zahlen sind. Viertens, dass diese jährlichen Zahlungen einzig zum Erhalt und der Instandsetzung des Anwesens Balriggan zu verwenden sind. Fünftens, dass die jährliche Zahlung vom ordentlichen Nachweis der Verwendung der Zahlung des Vorjahres anhängig zu machen sei.« Er klappte auch den Daumen ein, ließ die geschlossene Faust sinken und hob einen Finger seiner anderen Hand.

»Sechstens - und letztens -, dass ein gewisser James Alexander Gordon Fraser Murray von Lallybroch der Treuhänder diese Vermögens sein soll. Sind diese Bedingungen, akzeptabel, Sir?«

»Ja«, sagte Jamie entschlossen und erhob sich. »Bitte setzt es so auf, Mr. Gowan - und wenn niemand etwas dagegen hat, gehe ich jetzt einen Schluck trinken. Vielleicht auch zwei.«

Mr. Gowan verschloss sein Tintenfass. Legte seine Notizen zu einem ordentlichen Stapel zusammen und erhob sich ebenfalls, wenn auch langsamer.

»Ich trinke einen mit, Jamie. Ich möchte alles über diesen Krieg in Amerika hören. Er klingt nach einem großen Abenteuer!«

SCHÄFCHENZÄHLEN

Je knapper die Zeit wurde, desto schlechter konnte Ian schlafen. Der Drang zu gehen, Rachel zu finden, brannte so sehr in ihm, dass er ständig heiße Kohlen in seiner Magengrube spürte. Tante Claire sagte zwar, es käme davon, dass sein Magen das Essen nicht bei sich behalten wollte - doch er konnte kaum essen.

Er verbrachte die Tage mit seinem Vater, soweit er konnte. Wenn er in der Ecke des Gutsherrnzimmers saß und zusah, wie sein Vater und sein älterer Bruder die Verwaltung Lallybrochs besprachen, konnte er sich nicht vorstellen, dass es möglich sein sollte aufzustehen, zu gehen und sie zurückzulassen. Seinen Vater für immer zurückzulassen.

Im Lauf der Tage gab es viel zu tun, Verwandte zu besuchen und mit ihnen zu sprechen und über das Land zu wandern, dessen kahle Schönheit ihn tröstete, wenn seine Gefühle unerträglich brodelten. Doch des Nachts lag das Haus still da, sein ächzendes Schweigen unterbrochen vom fernen Husten seines Vaters und dem schweren Atmen seiner beiden Neffen neben ihm im Zimmer. Er bekam das Gefühl, dass das Haus selbst Luft holte, einen mühseligen, erstickten Atemzug nach dem anderen, begann, das Gewicht auf seiner eigenen Brust zu spüren, und er setzte sich im Bett auf und schnappte nach Luft, nur um sich zu vergewissern, dass er es konnte. Schließlich glitt er dann

aus dem Bett, schlich sich nach unten, die Schuhe in der Hand, und schlüpfte zur Küchentür hinaus, um unter Wolken oder Sternen durch die Nacht zu wandern, während der frische Wind die schwelenden Kohlen seines Herzens zur offenen Flamme anfachte, bis er seine Tränen fand - und Frieden, um sie zu vergießen.

Eines Nachts fand er die Tür bereits entriegelt vor. Neugierig ging er hinaus und schaute sich um, sah aber niemanden. Wahrscheinlich sein Bruder Jamie, der in die Scheune gegangen war; eine der beiden Kühe musste jeden Tag kalben. Vielleicht sollte er gehen und helfen ... Doch das Brennen unter seinen Rippen war zu schmerzhaft, er musste erst ein wenig laufen. Jamie hätte ihn ohnehin geholt, wenn er gemeint hätte, dass er Hilfe brauchte.

Er wandte sich vom Haus und den Nebengebäuden ab und hielt auf den Hügel zu, vorbei am Schafpferch, wo die Schafe als schlafende Wollberge lagen, hell unter dem Mond, und hin und wieder ein leises, plötzliches *Mäh!* ausstießen, als hätte ihr Schafstraum sie erschreckt.

Einer dieser Träume nahm plötzlich vor ihm Gestalt an, ein dunkler Umriss, der sich am Zaun bewegte, und er stieß einen kurzen Aufschrei aus, der die Schafe in seiner Nähe weckte und einen leisen *Mäh*-Chor auslöste.

»Still, *a bhailach*«, warnte seine Mutter leise. »Wenn sie erst einmal loslegen, wecken sie die Toten auf.«

Jetzt konnte er sie ausmachen, eine kleine, schlanke Gestalt, das offene Haar eine dunkle Masse auf ihrem

hellen Hemd.

»Apropos Tote«, sagte er schroff und schluckte sein Herz wieder herunter. »Ich dachte schon, du wärst ein Gespenst. Was machst du denn hier, Mama?«

»Schäfchen zählen«, sagte sie mit einer Spur von Humor in der Stimme. »Das ist es doch, was man tun soll, wenn man nicht schlafen kann, aye?«

»Aye.« Er trat an ihre Seite und lehnte sich über den Zaun. »Hilft es?«

»Manchmal.«

Eine Weile standen sie regungslos da und sahen zu, wie sich die Schafe bewegten und wieder hinlegten. Sie rochen süß und schmutzig nach zerkautem Gras und Schafsdung und fettiger Wolle, und Ian fand es beruhigend, einfach nur in ihrer Nähe zu sein.

»Hilft es auch, sie zu zählen, wenn man schon weiß, wie viele es sind?«, fragte er nach kurzem Schweigen. Seine Mutter schüttelte den Kopf.

»Nein, ich sage ihre Namen auf. Es ist wie ein Rosenkranzgebet, nur dass man nicht meint, um etwas bitten zu müssen. Das ewige Bitten zehrt an den Nerven.«

Vor allem, wenn man weiß, dass die Antwort nein lauten wird, dachte Ian und legte ihr von einem plötzlichen Impuls getrieben den Arm um die Schulter. Sie stieß einen kleinen Laut belustigter Überraschung aus, doch dann ließ sie es geschehen und lehnte sich mit dem Kopf an ihn. Er konnte ihre zierlichen Knochen spüren, so leicht wie die eines

Vogels, und glaubte, es würde ihm das Herz brechen.

Für ein paar Minuten blieben sie so stehen, und dann befreite sie sich sanft, trat einen Schritt zurück und wandte sich ihm zu.

»Schon müde?«

»Nein.«

»Aye, also dann - komm mit.« Ohne eine Antwort abzuwarten wandte sie sich ab und schritt in die Dunkelheit, fort vom Haus.

Es war Halbmond, und er war lange genug im Freien, sodass sich seine Augen an das Licht gewöhnt hatten; es war nicht schwer, ihr zu folgen, selbst durch das Gewirr aus Gras und Steinen und Heidekraut auf dem Hügel hinter dem Haus.

Wohin führte sie ihn? Oder vielmehr, warum? Denn sie stiegen bergauf zu dem alten Turm - und dem Friedhof zu seinen Füßen. Ihm wurde kalt ums Herz - hatte sie vor, ihm das Grab seines Vaters zu zeigen?

Doch sie blieb so abrupt stehen, um sich zu bücken, dass er fast über sie gefallen wäre. Dann richtete sie sich wieder auf, wandte sich um und drückte ihm einen Kiesel in die Hand.

»Dort drüben«, sagte sie leise und führte ihn zu einem kleinen rechteckigen Stein, der in die Erde eingelassen war. Er dachte zunächst, dass es Caitlins Grab war - das Kind, das vor der kleinen Jenny gekommen war, seine Schwester, die nur einen Tag gelebt hatte -, doch dann sah

er, dass Caitlins Stein ein Stückchen daneben lag. Dieser Stein war genauso groß und genauso geformt, doch - er hockte sich daneben, und als er die Finger über die Schatten der Inschrift fahren ließ, machte er den Namen aus.

Yeka'a.

»Mama«, sagte er, und seine Stimme klang merkwürdig, selbst für ihn.

»Ist es so richtig, lan?«, fragte sie ein wenig unsicher. »Dein Pa hat gesagt, er wüsste nicht genau, wie man den Indianernamen buchstabiert. Aber ich habe dem Steinmetz gesagt, er soll beide Namen daraufsetzen, weil ich es so richtig fand.«

»Beide?« Doch seine Hand war bereits suchend in die Tiefe gewandert und hatte den anderen Namen gefunden.

Iseabail.

Er schluckte krampfhaft.

»Es war richtig«, flüsterte er. Seine Finger lagen flach auf dem kühlen Stein.

Sie hockte sich neben ihn, streckte die Hand aus und legte ihren Kiesel auf den Stein. Das war es, was man tat, dachte er erschüttert, wenn man die Toten besuchte. Man ließ einen Kiesel zurück, um zu sagen, dass man da gewesen war, dass man nichts vergessen hatte.

Seinen eigenen Stein hatte er immer noch in der anderen Hand; er konnte sich nicht dazu durchringen, ihn hinzulegen. Tränen liefen ihm über das Gesicht, während

die Hand seiner Mutter fest und warm auf seinem Arm lag.

»Schon gut, *mo duine*«, sagte sie leise. »Geh zu deiner jungen Frau. Du wirst immer bei uns sein.«

Der Dampf seiner Tränen stieg wie Weihrauch aus seinem Herzen, und er legte den Kiesel sanft auf das Grab seiner Tochter. Geborgen im Kreis seiner Familie.

Erst viele Tage später begriff er - mitten auf dem Ozean - , dass seine Mutter ihn einen Mann genannt hatte.

ZU MEINER RECHTEN

Ian starb kurz nach dem Morgengrauen. Die Nacht war höllisch gewesen; Ian war ein Dutzend Mal nahe daran gewesen, in seinem eigenen Blut zu ertrinken. Mit aufgerissenen Augen hatte er nach Luft gerungen, sich krampfhaft emporgeworfen, Stücke seiner Lunge ausgespuckt. Das Bett sah aus, als hätte es dort ein Gemetzel gegeben, und das Zimmer roch nach dem Schweiß eines verzweifelten, vergeblichen Ringens, roch nach der Gegenwart des Todes.

Am Ende jedoch hatte Ian still gelegen. Seine schmale Brust hatte sich kaum bewegt, sein Atem ein leises Rasseln wie das Kratzen der Rosenzweige am Fenster.

Jamie hatte im Hintergrund gestanden, um Ians ältestem Sohn den Platz an seiner Seite zu überlassen. Jenny hatte die ganze Nacht an seiner anderen Seite gesessen und ihm das Blut abgewischt, den Krankenschweiß, all die verwesenden Flüssigkeiten, die Ians Körper vor ihren Augen zerfallen ließen. Doch als das Ende nahte, in der Dunkelheit, hatte Ian die rechte Hand ausgestreckt und »Jamie« geflüstert. Er hatte die Augen nicht geöffnet, doch alle hatten gewusst, welchen Jamie er meinte, und sein Sohn hatte stolpernd Platz gemacht, sodass sein Onkel die suchende Hand ergreifen konnte.

Ians knochige Finger hatten sich mit überraschender

Kraft um die seinen geschlossen. Ian hatte etwas gemurmelt, zu leise, um es zu verstehen, und dann losgelassen - nicht das unwillkürliche Entkrampfen des Todes; er hatte schlicht losgelassen, er war fertig und hatte die Hand dann offen fallen gelassen, seinen Kindern entgegen.

Er sagte nichts mehr, sondern schien sich sinken zu lassen, zu schrumpfen, als ihm das Leben entwich und ihm der Atem versagte. Als sein letzter Atemzug kam, warteten sie dumpf und trostlos in Erwartung des nächsten, und erst nach einer vollen Minute des Schweigens begannen sie, einander verstohlen anzusehen, heimliche Blicke auf das verwüstete Bett zu werfen, auf die Stille in Ians Gesicht - und allmählich zu begreifen, dass es vorüber war.

MACHTE ES JENNY ETWAS AUS?, FRAGTE ER SICH. DASS IANS LETZTE WORTE AN ihn gerichtet gewesen waren? Doch er glaubte es nicht; die einzige Gnade an einem Ende wie dem seines Schwagers war, dass Zeit zum Abschied geblieben war. Jamie wusste, dass Ian dafür gesorgt hatte, noch einmal allein mit jedem seiner Kinder zu sprechen. Sie zu trösten, so gut er konnte, ihnen vielleicht noch den einen oder anderen Rat zu erteilen, sie zumindest in dem Bewusstsein zurückzulassen, dass er sie liebte.

Er hatte neben Jenny gestanden, als Ian starb. Sie hatte aufgeseufzt und schien dann in sich zusammenzusinken,

als hätte man ihr plötzlich die Eisenstange aus dem Rücken gezogen, die sie während des letzten Jahres gestützt hatte. Ihr Gesicht hatte kein Leid gezeigt, obwohl er wusste, dass es da war; in diesem einen Moment jedoch war sie einfach nur froh gewesen, dass es vorüber war - um Ians willen, um ihrer aller willen.

Also hatten sie gewiss in den Monaten, seit sie es wussten, Zeit gefunden, sie und Ian, einander zu sagen, was zu sagen war.

Was würde er unter solchen Umständen zu Claire sagen?, fragte er sich auf einmal. Wahrscheinlich das, was er ihr schon beim Abschied gesagt hatte. *Ich liebe dich. Ich werde dich wiedersehen.* Schließlich hätte er nicht gewusst, was dem noch hinzuzufügen gewesen wäre.

Er konnte nicht im Haus bleiben. Die Frauen hatten Ian gewaschen und ihn im Wohnzimmer aufgebahrt, und jetzt waren sie mit einer wütenden Koch- und Putzorgie befasst, denn das Ereignis begann schon, sich herumzusprechen, und die ersten Gäste kamen zur Totenwache.

In der Dämmerung hatte der Himmel Regen gespuckt, doch jetzt fiel keiner mehr. Er ging durch den Gemüsegarten und dann zum Obstgarten hinauf, wo er Jenny entdeckte. Er zögerte einen Moment, doch dann setzte er seinen Weg fort und nahm neben ihr auf der Bank Platz. Sie konnte ihn ja fortschicken, wenn sie allein sein wollte.

Doch das tat sie nicht; sie griff nach seiner Hand, und er umfasste die ihre, während er dachte, wie zierlich sie doch

war, wie zerbrechlich.

»Ich möchte fort«, sagte sie ruhig.

»Das kann ich dir nachempfinden«, sagte er und warf einen Blick auf das Haus. Der Obstgarten war voller neuer Blätter, grün und frisch und glänzend vom Regen, doch irgendjemand würde sie gewiss bald finden. »Möchtest du ein bisschen am See spazieren gehen?«

»Nein, ich meine, ich möchte fort von hier. Aus Lallybroch, für immer.«

Das verblüffte ihn mehr als nur ein bisschen.

»Das meinst du doch nicht ernst«, sagte er schließlich vorsichtig. »Du stehst schließlich unter Schock. Du solltest nicht -«

Sie schüttelte den Kopf und hob die Hand an ihre Brust.

»Etwas ist in mir zerrissen, Jamie«, sagte sie leise. »Was auch immer es ist, das mich hier festgehalten hat - es bindet mich nicht mehr.«

Er wusste nicht, was er sagen sollte. Es hatte es vermieden, zum Turm und dem Friedhof hinüberzublicken, als er aus dem Haus trat, weil er den Anblick des dunklen, feuchten Stücks blanker Erde nicht ertragen konnte. Doch jetzt blickte er bewusst hinüber und wies mit dem Kinn darauf.

»Du würdest ihn verlassen?«, fragte er.

Sie stieß einen leisen Kehl laut aus. Sie hatte die Hand noch auf der Brust liegen, und bei diesen Worten presste sie sie mit aller Kraft flach auf ihr Herz.

»Ilan ist bei mir«, sagte sie und richtete sich auf, um dem frisch geschaukelten Grab die Stirn zu bieten. »Er wird mich nie verlassen und ich ihn auch nicht.« Dann wandte sie den Kopf und sah ihn an; ihre Augen waren rot, aber trocken.

»Dich wird er auch nie verlassen, Jamie«, sagte sie. »Das weißt du genauso gut wie ich.«

Da stiegen ihm die Tränen in die Augen, unerwartet, und er wandte das Gesicht ab.

»Das weiß ich, aye«, murmelte er und hoffte, dass es tatsächlich so war. Denn in diesem Moment war die Stelle in ihm, die gewöhnlich Ilan gehörte, leer und hohl, und sie hallte wider wie eine *Bodhran*. Würde er zurückkommen?, fragte sich Jamie. Oder war Ilan nur ein Stück weitergezogen, in einen anderen Teil seines Herzens, an eine Stelle, wo er noch nicht nachgesehen hatte? Er hoffte es - doch vorerst würde er sich nicht auf die Suche machen. Und er wusste, dass es aus Angst war, dass er womöglich nichts finden würde.

Gern hätte er das Thema gewechselt, um ihr Zeit und Raum zum Nachdenken zu lassen. Doch es war schwer, etwas zu finden, das nichts damit zu tun hatte, dass Ilan tot war. Oder mit dem Tod im Allgemeinen. Alle Verluste sind eins, und jeder Verlust ist allgemein, ein einzelner Tod der Schlüssel zum Tor der Erinnerung.

»Als Pa gestorben ist«, sagte er plötzlich und überraschte sich selbst genauso wie sie. »Erzähl mir, was passiert ist.«

Er spürte, wie sie sich ihm zuwandte, um ihn anzusehen, doch er hielt die Augen auf seine Hände gerichtet und rieb sich langsam mit den Fingern der Linken über die breite rote Narbe, die ihm über die Rechte lief.

»Sie haben ihn heimgebracht«, begann sie schließlich. »Er hat in einem Wagen gelegen. Dougal MacKenzie hat sie begleitet. Er hat mir gesagt, dass Pa gesehen hat, wie sie dich ausgepeitscht haben, und dass er plötzlich zu Boden gefallen ist. Als sie ihn aufgehoben haben, war eine Seite seines Gesichtes vor Qual verzerrt, doch die andere war schlaff. Er konnte weder sprechen noch gehen, und so haben sie ihn fortgetragen und heimgebracht.«

Sie hielt inne und schluckte, den Blick auf den Turm und den Friedhof gerichtet.

»Ich habe einen Arzt geholt. Er hat Pa zur Ader gelassen, mehr als einmal, und Kräuter in einem kleinen Becken verbrannt und sie ihm unter der Nase geschwenkt. Er hat versucht, ihm Arznei zu verabreichen, aber Pa konnte nicht richtig schlucken. Ich habe ihm Wasser auf die Zunge getropft, aber das war alles. »Sie schüttelte den Kopf. »Er ist am nächsten Tag gestorben, gegen Mittag.«

»Ah. Er hat ... nichts gesagt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Er konnte nicht mehr sprechen. Er hat nur hin und wieder den Mund bewegt und leise gegurgelt.« Ihr Kinn verzog sich ein wenig vor Schmerz bei dieser Erinnerung, doch sie presste die Lippen zusammen. »Kurz vor dem Ende habe ich gemerkt, wie er versucht hat zu sprechen. Sein Mund hat versucht, die Worte zu bilden,

und er hat mich angesehen und versucht, sich mir verständlich zu machen.« Sie sah ihn an.

»Einmal hat er ›Jamie‹ gesagt, das weiß ich mit Sicherheit. Ich dachte, er wollte nach dir fragen, und ich habe ihm gesagt, dass Dougal gesagt hatte, du wärest am Leben, und dass er versprochen hatte, dass dir nichts zustoßen würde. Das schien ihn ein bisschen zu trösten, und kurz danach ist er gestorben.«

Er schluckte krampfhaft, und es klang ihm laut in den Ohren. Es hatte wieder schwach zu regnen begonnen, und über ihnen prasselten Tröpfchen auf die Blätter.

»*Taing*«, sagte er schließlich leise. »Ich habe mich immer gefragt, wie es war. Ich wünschte, ich hätte ihm sagen können, dass es mir leidgetan hat.«

»Das hättest du nicht gebraucht«, erwiderte sie genauso leise. »Er hätte es auch so gewusst.«

Er nickte, und im ersten Moment konnte er nicht sprechen. Dann jedoch sammelte er sich, griff erneut nach ihrer Hand und wandte sich ihr zu.

»Zu dir kann ich aber sagen, dass es mir leidtut, *a piùthar*, und das tue ich.«

»Was denn?«, fragte sie überrascht.

»Dass ich Dougal geglaubt habe, als er mir erzählt hat ... nun, als er gesagt hat, du wärest die Hure eines englischen Soldaten geworden. Ich war ein Narr.« Er richtete den Blick auf seine verstümmelte Hand, weil er ihr nicht in die Augen sehen wollte.

»Aye, nun ja«, sagte sie und legte ihre Hand auf die seine, leicht und kühl wie die frischen Blätter, die ringsum im Regen flatterten. »Du hattest Dougal nötig. Ich nicht.«

Sie saßen noch eine Weile da, friedvoll, während sie sich an den Händen hielten.

»Was glaubst du, wo er jetzt ist?«, fragte Jenny plötzlich.
»Ilan, meine ich.«

Er blickte zum Haus hinüber, dann zu dem wartenden Grab, doch das, was das Grab aufnehmen würde, war natürlich nicht mehr Ilan. Im ersten Moment stieg Panik in ihm auf, weil die Leere wieder da war. Doch dann wusste er es. Und mit großer Klarheit begriff er, was Ilan zu ihm gesagt hatte.

Zu deiner Rechten, Mann. Zu seiner Rechten. Um seine schwache Seite zu decken.

»Er ist genau hier«, sagte er zu Jenny und wies kopfnickend auf die Stelle zwischen ihnen. »Wo er hingehört.«

SIEBTER TEIL

... WIRD STURM ERNTEN

SOHN EINER HEXE

Als Roger und Buccleigh zum Haus gefahren kamen, lief ihnen Amanda entgegen, und als sie zu ihrer Mutter zurückrannte, schwenkte sie ein kleines blaues Plastikwindrad an einem Stöckchen.

»Mama! Guck, was ich habe, guck, was *ich* habe!«

»Oh, wie hübsch!« Brianna bückte sich, um das Spielzeug zu bewundern, und pustete, damit es sich drehte.

»Ich mach das, ich mach das!« Amanda holte es sich zurück und pustete fest entschlossen, ohne jedoch viel zu bewirken.

»Von der Seite, *a leannan*, von der Seite.« William Buccleigh kam um das Auto herum und hob Amanda auf, um ihre Hand sanft so zu drehen, dass das Windrad im Lot zu ihrem Gesicht stand. »Jetzt kannst du pusten.« Er hielt das Gesicht an ihre Wange und half mit, und das Windrad surrte wie ein Maikäfer.

»Aye, das ist schön, nicht wahr? Dann versuch es jetzt einmal selbst.« Er sah Brianna an, zuckte halb entschuldigend mit den Achseln und trug Amanda über den Weg, während sie fleißig puffte und pustete. Sie kamen an Jem vorbei, der das Windrad ebenfalls gebührend bewunderte. Roger stieg mit ein paar Plastiktüten aus dem Auto und blieb stehen, um kurz unter vier Augen mit Brianna zu sprechen.

»Wenn wir einen Hund hätten, ob er ihn wohl auch mögen würde?«, murmelte sie und wies kopfnickend hinter ihrem Gast her, der sich jetzt angeregt mit beiden Kindern unterhielt.

»Dass einer lächeln kann und lächeln und doch ein Schurke sein«, erwiderte Roger, der die Szene mit zusammengekniffenen Augen beobachtete. »Von unserem Instinkt einmal ganz abgesehen, glaube ich nicht, dass Hunde oder Kinder unbedingt gute Menschenkenner sind.«

»Mm. Hat er dir noch irgendetwas erzählt, als ihr unterwegs wart?« Roger war mit William Buccleigh in Inverness gewesen, um ihm etwas zum Anziehen zu kaufen, da er nicht mehr besaß als die Jeans, das T-Shirt und die geschenkte Jacke, in denen er gekommen war.

»Ein paar Dinge. Ich habe ihn gefragt, wie er hierhergekommen ist - nach Lallybroch, meine ich - und warum er sich hier herumgetrieben hat. Er sagt, er hätte mich in Inverness auf der Straße gesehen und mich erkannt, aber ich hätte schon im Auto gesessen und wäre losgefahren, bevor er sich dazu aufraffen konnte, mich anzusprechen. Er hat mich aber noch ein paarmal gesehen und sich vorsichtig erkundigt, wo ich wohne. Er -« Er hielt inne und sah sie mit dem Hauch eines Lächelns an. »Vergiss nicht, was er ist und wo er herkommt. Er dachte - und ich glaube nicht, dass er mir ein Märchen erzählt hatte - , dass ich einer vom Alten Volk sein musste.«

»Wirklich?«

»Aye, wirklich. Und oberflächlich betrachtet ... Nun, ich

habe das Hängen überlebt, was ja den wenigsten gelingt.« Sein Mund verzog sich ein wenig, als er die Narbe an seiner Kehle berührte. »Und ich bin ... wir sind offensichtlich unversehrt durch die Steine gereist. Ich meine ... Na ja, ich konnte ihn schon verstehen.«

Obwohl sie beunruhigt war, zog sie belustigt die Nase hoch.

»Tja. Du meinst, er hatte Angst vor dir?«

Roger zuckte hilflos mit den Achseln. »Ja. Und ich glaube ihm - obwohl ich sagen muss, dass er sich dafür ziemlich wacker schlägt.«

»Würdest du so *tun*, als hättest du Angst, wenn du einem mächtigen übernatürlichen Wesen gegenübertrittst? Oder würdest du den Abgebrühten spielen? Als männlicher Vertreter der Gattung, wie Mama es formulieren würde. Oder als richtiger Mann, wie Pa sagt. Du und Pa, ihr verhaltet euch doch beide wie John Wayne, wenn etwas im Busch ist, und dieser Kerl ist mit euch beiden verwandt.«

»Das stimmt«, sagte er, obwohl sein Mund bei dem »übernatürlichen Wesen« zuckte. Oder vielleicht bei dem Teil mit John Wayne. »Und er hat zugegeben, dass er vor Schreck noch ziemlich benommen war. *Das* konnte ich nachvollziehen.«

»Mm. Und er *wusste*, was mit uns ist. Mehr oder weniger. Er hat mir erzählt, was passiert ist, als er durch die Steine gekommen ist - hat er dir das auch erzählt?«

Sie waren zwar langsam gegangen, doch sie waren jetzt

fast an der Tür; Brianna konnte Annies Stimme im Flur hören, die eine Frage stellte, die plappernden Kinder zur Ordnung rief, dann William Buccleighs gebrummte Antwort.

»Aye, das hat er. Er wollte - er will, und zwar sehnlichst - in seine eigene Zeit zurück. Ich wüsste doch offensichtlich, wie es geht, hat er gesagt, und er hätte einfach herkommen und mich ansprechen müssen, um es herauszufinden. Aber nur ein Dummkopf würde einfach bei einem Fremden anklopfen, geschweige denn einem Fremden, den er schon einmal beinahe umgebracht hätte, erst recht zu schweigen von einem Fremden, der ihn auf der Stelle vernichten oder in eine Krähe verwandeln konnte.« Er zuckte noch einmal mit den Achseln.

»Also hat er seinem Aushilfsjob den Rücken gekehrt und angefangen, hier herumzulungern und uns zu beobachten. Wahrscheinlich, um zu sehen, ob wir Menschenknochen auf den Abfall werfen. Jem ist einmal am Turm mit ihm zusammengestoßen, und er hat ihm gesagt, er wäre ein *Nuckelavee* - einerseits, um Jem zu verjagen, anderseits, weil er dachte, wenn Jem mir erzählen würde, dass auf dem Hügel ein *Nuckelavee* wohnt, würde ich vielleicht hinaufsteigen und mich meiner Zauberkraft bedienen. Und dann ...« Er breitete die Hände aus.

»Und dann wärest du zwar gefährlich gewesen, aber er hätte auch gewusst, dass du die Macht hättest, ihn zurückzuschicken. Wie der Zauberer von Oz.«

Er musterte sie einen Moment.

»Wenn es jemanden gibt, der Judy Garland weniger

ähnlich sieht als er -«, begann er, wurde dann aber von Annie MacDonald unterbrochen, die wissen wollte, warum sie eigentlich hier draußen herumstanden, während das Essen auf dem Tisch stand. Sie entschuldigten sich und traten ein.

BRIANNA ASS, OHNE GROSS ZU BEMERKEN, WAS SIE AUF DEM TELLER HATTE. Jem würde heute Abend wieder bei Bobby schlafen und am Samstag mit Rob in Rothiemurchus angeln gehen. Das versetzte ihr einen leisen Stich; sie erinnerte sich daran, wie ihr Vater Jem geduldig beigebracht hatte, die Angel auszuwerfen - mit der selbst gebastelten Angel und dem Faden, der alles war, was sie hatten. Würde sich Jem noch daran erinnern?

Dennoch, gut, dass er aus dem Haus sein würde. Sie und Roger würden sich mit William Buccleigh zusammensetzen müssen, um zu entscheiden, wie sie ihn am besten in seine eigene Zeit zurückschickten, und es war besser, wenn Jem mit seinen großen Ohren nicht in der Nähe war, wenn sie ein solches Gespräch führten. Sollten sie Fiona um Rat bitten?, fragte sie sich plötzlich.

Fiona Graham war die Enkeltochter der alten Mrs. Graham, der Haushälterin Reverend Wakefields, der Rogers Adoptivvater gewesen war. Die sittsame, etwas ältere Mrs. Graham war außerdem die »Ruferin« gewesen - die Hüterin einer sehr alten Tradition. Am Feuerfest des Beltane trafen sich die Frauen, in deren Familien diese

Tradition weitergereicht wurde, in der Morgendämmerung und vollführten - in Weiß gekleidet - einen Tanz, von dem Roger sagte, es sei ein altnordischer Kreistanz. Und am Ende sang die Ruferin mit Worten, die keine von ihnen mehr verstand, die Sonne herbei, sodass ihr Lichtstrahl in dem Moment, in dem sie über den Horizont stieg, mitten durch den gespaltenen Stein hindurchfiel.

Mrs. Graham war vor Jahren friedlich im Schlaf gestorben - doch ihr Wissen und die Rolle der Ruferin hatte sie ihrer Enkeltochter Fiona vererbt.

Fiona hatte Roger geholfen, als er die Steine durchquert hatte, um Brianna zu suchen - und sogar ihren eigenen, mit einem Brillanten besetzten Verlobungsring beigesteuert, um ihm zu helfen, nachdem sein erster Versuch in etwa so geendet hatte wie William Buccleigh den seinen beschrieben hatte: in Flammen in der Mitte des Steinkreises.

An einen Edelstein würden sie ohne Probleme gelangen, dachte sie, während sie Roger mechanisch die Salatschüssel reichte. Nach allem, was sie bis jetzt wussten, musste es weder ein furchtbar teurer Stein sein noch ein besonders großer. Die Granatsteine im Amulett von Rogers Mutter hatten anscheinend schon ausgereicht, um zu verhindern, dass er bei seinem ersten, misslungenen Anlauf ums Leben kam.

Sie dachte plötzlich an die Brandverletzung auf William Buccleighs Brust, und dabei kam ihr zu Bewusstsein, dass sie ihn anstarrte - und er sie. Sie verschluckte sich an

einem Stück Gurke, und der folgende Aufruhr - Klopfen auf den Rücken, die Arme hoch, warte, wir holen Wasser - erklärte dann glücklicherweise ihr rotes Gesicht.

Dann aßen alle weiter, doch ihr war bewusst, dass Roger sie von der Seite ansah. Sie warf ihm einen verstohlenen Blick zu, mit einer knappen Kopfbewegung, die sagte: *Später. Oben.*, und er entspannte sich und unterhielt sich weiter mit »Onkel Buck« und Jemmy über Forellenköder.

Sie wollte so schnell wie möglich mit ihm über das reden, was Buccleigh ihnen erzählt hatte, und dann entscheiden, was sie mit ihm anfangen sollten. Sie würde ihm aber *nicht* erzählen, was William Buccleigh über Rob Cameron gesagt hatte.

ROGER LAG IM BETT UND BEOBACHTETE DAS MONDLICHT IN BRIANNAS schlafendem Gesicht. Es war ziemlich spät, doch er konnte nicht schlafen. Seltsam, denn normalerweise schlief er innerhalb von Sekunden ein, nachdem sie sich geliebt hatten. Ihr ging es glücklicherweise nicht anders; und auch heute hatte sie sich wie eine große, anhängliche Krabbe an ihn gekuschelt, um dann in seinen Armen in nackte, warme Reglosigkeit zu verfallen.

Es war herrlich gewesen - und doch ein wenig anders. Sie war fast immer bereit, begierig sogar, und das war heute nicht anders gewesen, obwohl sie besonderen Wert darauf gelegt hatte, die Schlafzimmertür zu verriegeln. Er

hatte den Riegel installiert, weil Jem mit sieben gelernt hatte, wie man Schlösser knackte. Auch jetzt war die Tür noch verriegelt, und als er es sah, schlüpfte er vorsichtig unter der Decke hervor, um den Riegel zu öffnen. Jem schlief zwar bei seinem neuen besten Freund Bobby, doch wenn Mandy sie in der Nacht brauchte, wollte er nicht, dass die Tür verschlossen war.

Im Zimmer war es angenehm kühl; sie hatten Sockelheizkörper eingebaut, die zwar den Wintertemperaturen in den Highlands kaum standhalten würden, für den Spätherbst aber reichten.

Brianna war selbst ein Heizkörper, wenn sie schlief; er hätte schwören können, dass ihre Körpertemperatur im Schlaf um ein oder zwei Grad anstieg, und oft warf sie die Bettdecke von sich. Auch jetzt lag sie bis zur Taille bloß, die Arme über den Kopf gehoben, und schnarchte sacht. Er fasste sich geistesabwesend unter die Hoden und fragte sich, ob sie es noch einmal tun sollten. Er glaubte zwar nicht, dass sie etwas dagegen haben würde, aber ...

Aber vielleicht sollte er es doch lassen. Er ließ sich meistens Zeit, wenn er sie liebte, und es erfüllte ihn am Ende stets mit barbarischem Vergnügen, wenn sie ihm den roten Haarschopf zwischen ihren Beinen überließ - bereitwillig, ohne Zweifel, doch immer mit einer Sekunde des Zögerns, einem letzten Atemhauch von etwas, das an Widerstand grenzte. Er glaubte, dass sie sich - wenn nicht gar ihn - auf diese Weise überzeigte, dass sie das Recht hatte, sich zu verweigern. Eine Festung, die einmal mit

Gewalt erobert und dann wiederhergestellt worden ist, hat stabilere Bollwerke. Er glaubte nicht, dass ihr bewusst war, dass sie das tat; er hatte sie noch nie darauf angesprochen, weil er nicht wollte, dass sich ein Gespenst zwischen ihnen erhob.

Heute Abend war es ein wenig anders gewesen. Sie war deutlicher zurückgeschreckt, um sich ihm dann geradezu mit Ingrimme hinzugeben, hatte ihn an sich gezogen, um ihm mit den Nägeln über den Rücken zu fahren. Und er ...

Er hatte diese eine Sekunde innegehalten, doch als er dann sicher in ihr war, hatte er das irrsinnige Bedürfnis verspürt, rücksichtslos zu plündern, sich - wenn nicht gar ihr - zu zeigen, dass sie wahrhaft die Seine war, nicht für sich und unberührt.

Und sie hatte ihn geradezu angefeuert.

Ihm fiel auf, dass er seine Hand nicht fortgezogen hatte und seine Frau jetzt betrachtete wie ein römischer Soldat, der eine der Sabinerinnen auf ihr Gewicht und ihre Transportfähigkeit einschätzte. *Raptio* war das lateinische Wort, das im Englischen mit *rape* übersetzt wurde, obwohl es eigentlich nicht Vergewaltigung bedeutete, sondern Entführung, Ergreifung. *Raptio*, *Raptor*, das Ergreifen der Beute, der Räuber. Er verstand beides ... und stellte jetzt fest, dass er die Hand *immer* noch auf seinen Genitalien liegen hatte, die in der Zwischenzeit einseitig beschlossen hatten, dass sie in der Tat nicht das Geringste dagegen haben würde.

Seine Großhirnrinde, die mit Höchstgeschwindigkeit von

etwas sehr viel Älterem - und sehr viel weiter unten Befindlichem - überwältigt wurde, versuchte es mit einem letzten schwachen Einwand, dass es etwas damit zu tun habe, dass ein Fremder im Haus sei - vor allem einer wie William Buccleigh MacKenzie.

»Nun, spätestens am Samhain ist er fort«, murmelte Roger, während er zum Bett zurückkehrte. Dann sollte das Portal in den Steinen weit offen stehen, und wenn sie ihm dann noch einen Edelstein mitgaben, würde der Kerl in null Komma nichts wieder bei seiner Frau ...

Er schlüpfte unter die Laken und zog seine Frau an sich, indem er ihr fest die Hand auf den ausgesprochen warmen Hintern legte.

Ihr Körper erbebt, und mit geschlossenen Augen streckte sie die Hand aus und zog ihm ihren Fingernagel über die Haut, wo sie am empfindlichsten war.

DANACH SCHLIEF ER SCHLIESSLICH EIN. ERWACHTE ABER ERNEUT, IRGENDWANN nach Mitternacht, und stellte zu seinem Ärger fest, dass er hellwach war.

Es muss an ihm liegen, dachte er und schlüpfte erneut aus dem Bett. Ich werde erst wieder ruhig schlafen, wenn wir ihn los sind. Er gab sich keine Mühe, leise zu sein; er konnte an Briannas leise rasselndem Schnarchen hören, dass selbst eine Bombe sie nicht aufgeweckt hätte. Er zog sich die Pyjamahose über und trat in den Flur, um zu

lauschen.

In der Nacht führte Lallybroch Selbstgespräche, wie es alle alten Häuser tun. Er war an das plötzliche Knacken gewöhnt, wenn die Holzbalken im Zimmer in der Nacht abkühlten, und selbst an das Knarren des Flurs in der oberen Etage, als ginge dort jemand im Eiltempo entlang. Das Klappern der Fenster bei Westwind erinnerte ihn angenehm an Briannas unregelmäßiges Schnarchen. Jetzt jedoch war es bemerkenswert still, eingehüllt in den Tiefschlaf der Nacht.

Sie hatten William Buccleigh am anderen Ende des Flurs untergebracht, nachdem sie wortlos zu derselben Entscheidung gekommen waren, nämlich dass sie ihn nicht oben auf einer Etage mit den Kindern haben wollten. Sie wollten ihn in der Nähe haben, ihn im Auge behalten.

Roger schritt leise durch den Flur und lauschte. Der Spalt unter Buccleighs Tür war dunkel, und im Inneren des Zimmers hörte er ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen, das kurz unterbrochen wurde, weil sich der Schläfer im Bett umdrehte, etwas Unverständliches murmelte und wieder in den Schlaf sank.

»Also gut«, murmelte Roger vor sich hin und wandte sich ab. Seine zuvor unterbrochene Großhirnrinde nahm nun geduldig ihren Gedankengang wieder auf. Natürlich hatte es etwas damit zu tun, dass sie einen Fremden im Haus hatten - noch dazu einen solchen Fremden. Sowohl Brianna als auch er fühlten sich auf obskure Weise von ihm bedroht.

In seinem eigenen Fall hatte der Argwohn ein solides

Fundament aus Wut, zu der sich außerdem gehörige Verwirrung gesellte. Er hatte William Buccleigh die Rolle verziehen, die er bei der Erhängung gespielt hatte, die Roger um seine Stimme gebracht hatte - aus schierer Notwendigkeit genauso wie aus religiöser Überzeugung. Schließlich hatte der Mann ja nicht versucht, ihn persönlich umzubringen, und er hatte nicht gewusst, was geschehen würde.

Doch es war um einiges einfacher, jemandem zu vergeben, von dem man wusste, dass er seit zweihundert Jahren tot war, als diese Vergebung aufrechtzuerhalten, während man den Bastard unter seinem Dach beherbergte, wo er die Mahlzeiten der Familie teilte und reizend zu Frau und Kindern war.

Nicht zu vergessen, dass er *tatsächlich* ein Bastard war, dachte Roger, während er im Dunkeln die Treppe hinunterstieg. Der Stammbaum, den er William Buccleigh MacKenzie gezeigt hatte, enthielt ihn als korrekten Eintrag, ordentlich eingeklammert von Eltern und Sohn. Doch die Tabelle war eine Lüge. William Buccleigh MacKenzie war ein Wechselbalg: der illegitime Nachwuchs eines gewissen Dougal MacKenzie, Kriegshäuptling des MacKenzie-Clans, und einer gewissen Geillis Duncan, Hexe. Und Roger ging davon aus, dass William Buccleigh dies nicht wusste.

Sicher am Fuß der Treppe angelangt, schaltete er das Licht im Flur ein und ging in die Küche, um sich zu vergewissern, dass die Hintertür abgeschlossen war.

Sie hatten darüber gesprochen, Brianna und er, doch sie waren zu keiner Einigung gelangt. Er war dafür, keine schlafenden Hunde zu wecken; was konnte es dem Mann nutzen, wenn er seine Herkunft kannte? Die Highlands, die diese beiden wilden Herzen hervorgebracht hatten, waren dahin, sowohl jetzt als auch in William Buccleighs angestammter Zeit.

Brianna hatte darauf bestanden, dass Buccleigh ein Recht darauf habe, die Wahrheit zu erfahren - obwohl sie, darauf angesprochen, nicht sagen konnte, was für ein Recht das war.

»Du bist der, für den du dich hältst, und bist es immer gewesen«, hatte sie schließlich noch einen frustrierten Erklärungsversuch unternommen. »Bei mir war das anders. Meinst du, es wäre besser gewesen, wenn ich nie erfahren hätte, wer mein richtiger Vater war?«

Ganz ehrlich gesagt, vielleicht, dachte er. Dieses Wissen hatte, einmal enthüllt, ihrer beider Leben in Trümmer gelegt, sie beide mit grauenvollen Dingen in Berührung gebracht. Es hatte ihn die Stimme gekostet, hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Hatte Brianna in Gefahr gebracht, war daran schuld, dass sie vergewaltigt worden war, war dafür verantwortlich, dass sie einen Menschen umgebracht hatte - darüber hatte er noch nicht mit ihr gesprochen; besser, wenn er es tat. Manchmal sah er das Gewicht dieser Tat in ihren Augen, und er wusste, was es bedeutete, weil er selbst dasselbe Gewicht mit sich herumtrug.

Und doch ... Würde er es vorziehen, nie erfahren zu

haben, was er jetzt wusste? Nie in der Vergangenheit gelebt zu haben, Jamie Fraser nie begegnet zu sein, jene Seite von Claire nie gesehen zu haben, die nur existierte, wenn sie bei Jamie Fraser war?

Schließlich hatte im Garten Eden nicht der Baum des Guten und des Bösen gestanden; es war der Baum des *Wissens* um Gut und Böse gewesen. Wissen mochte ja ein vergiftetes Geschenk sein - doch es war ein Geschenk, und die wenigsten Menschen hätten es freiwillig zurückgegeben. Was wohl auch gut so war, da sie es ja gar nicht zurückgeben *konnten*. Und das war das Argument gewesen, das er in diesem Gespräch angeführt hatte.

»Wir haben doch keine Ahnung, welchen Schaden es anrichten könnte«, hatte er gesagt. »Aber wir können nicht *ausschließen*, dass es Schaden anrichten könnte, und zwar ernsthaften Schaden. Und was würde es dem Mann nützen zu wissen, dass seine Mutter eine Verrückte war, eine Zauberin oder beides, mit Sicherheit eine mehrfache Mörderin, und dass sein Vater ein Ehebrecher war, auf dessen Konto zumindest versuchter Mord ging? *Ich* war ja schon schockiert genug, als deine Mutter mir von Geillis Duncan erzählt hat, und zwischen ihr und mir liegen acht Generationen. Und bevor du fragst, ja, ich hätte gut ohne dieses Wissen auskommen können.«

An diesem Punkt hatte sie sich auf die Lippe gebissen und widerstrebend genickt.

»Es ist nur - ich muss ständig an Willie denken«, hatte Brianna schließlich resigniert gesagt. »Ich meine nicht

William Buccleigh - sondern meinen Bruder.« Wie immer errötete sie ein wenig, weil es sie befangen machte, dieses Wort auszusprechen. »Ich hätte so gern gehabt, dass er es weiß. Aber Pa und Lord John ... sie haben so darauf *bestanden*, dass er es nicht erfuhr, und vielleicht hatten sie ja recht. Er hat sein Leben, ein gutes Leben. Und sie haben gesagt, er könnte es nicht weiterführen, wenn ich es ihm erzähle.«

»Da hatten sie recht«, hatte Roger unverblümt gesagt. »Es ihm zu erzählen, hätte ihn - wenn er es denn geglaubt hätte - gezwungen, von da an entweder eine Lüge zu leben, die ihn lebendig aufgefressen hätte, oder offen anzuerkennen, dass er der außereheliche Sohn eines schottischen Kriminellen ist. Was einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist. Zumindest in der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.«

»Sie hätten ihm den Titel nicht abgenommen«, hatte Brianna eingewandt. »Pa sagt, nach britischem Gesetz ist ein ehelich geborenes Kind der legale Nachkomme des Ehemanns, ganz gleich, ob dieser der tatsächliche Vater war oder nicht.«

»Nein, aber stell dir vor, mit einem Titel zu leben, von dem du glaubst, dass du keinen Anspruch darauf hast, zu wissen, dass das Blut in deinen Adern gar nicht so blau ist, wie du immer dachtest. Von den Leuten ›Lord Soundso‹ genannt zu werden, während du genau weißt, wie sie dich nennen würden, wenn sie es wüssten.« Er hatte sie sanft geschüttelt, um sie zur Einsicht zu bewegen.

»So oder so hätte es das Leben, das er führt, mit derselben Sicherheit zerstört, als ob du ihn auf ein Pulverfass gesetzt und die Lunte angezündet hättest. Man wüsste zwar nicht, wann es geknallt hätte, doch geknallt hätte es mit Sicherheit.«

»Mmpfm«, hatte sie gesagt, und damit war das Gespräch beendet gewesen. Doch seine Argumente waren nicht überzeugend gewesen, und er wusste, dass das Thema noch nicht erledigt war.

Inzwischen hatte er sämtliche Türen und Fenster im Parterre überprüft und war zum Schluss in sein Studierzimmer getreten.

Er schaltete das Licht ein und trat in das Zimmer. Er war hellwach, und seine Nerven lagen blank. Warum?, fragte er sich. Versuchte das Haus etwa, ihm etwas mitzuteilen? Er prustete schwach. Schwierig, sich so etwas nicht einzubilden, wenn mitten in der Nacht der Wind an den Fenstern rüttelte. Und doch fühlte er sich normalerweise in diesem Zimmer völlig zu Hause. Was war nur los?

Er warf einen raschen Blick auf den Schreibtisch, auf die tiefe Fensterbank und den kleinen Topf mit gelben Chrysanthemen, die Brianna dorthin gestellt hatte, die Bücherborde -

Er erstarrte, und sein Herz hämmerte wild drauflos. Die Schlange war nicht mehr da. Doch, doch, da war sie - jetzt fiel sein wandernder Blick darauf. Aber sie lag an der falschen Stelle. Sie lag nicht vor der Holzkiste mit Claires und Jamies Briefen, sondern zwei Bretter tiefer vor den

Büchern.

Er nahm sie in die Hand und strich automatisch mit dem Daumen über das blanke Kirschholz. Vielleicht hatte Annie MacDonald sie verlegt? Nein. Sie staubte zwar im Studierzimmer ab und wischte den Boden, doch sie räumte nie etwas vom Fleck. Eigentlich räumte sie überhaupt nie etwas weg; er hatte zwar schon einmal gesehen, wie sie ein Paar Gummischeuhe aufgehoben hatte, die jemand achtlos mitten in der Waschküche hatte stehen lassen, vorsichtig darunter den Boden gewischt und sie dann mitsamt ihren Schlammgespritzern wieder an dieselbe Stelle gestellt hatte. Doch die Schlange hätte sie niemals wegggesetzt.

Brianna hätte sie noch weniger weggenommen. Ohne zu wissen, woher, wusste er, dass die Schlange für sie dieselbe Bedeutung hatte wie für ihn; Willie Frasers Schlange hütete den Schatz seines Bruders.

Er hob die Kiste vom Regal, noch bevor sein Gedankengang bewusst zu seinem logischen Schluss gelangt war.

Sämtliche Alarmglocken schrillten. Der Inhalt der Kiste war angerührt worden; die kleinen Bücher lagen oben auf den Briefen, nicht darunter. Er holte die Briefe heraus und verfluchte sich, weil er sie nie gezählt hatte. Woran sollte er nun erkennen, ob einer fehlte?

Er sortierte sie eilig in gelesene und ungelesene Briefe, und er *glaubte*, dass der Stapel der ungelesenen Briefe unverändert war; wer auch immer sich an der Kiste

vergriffen hatte, hatte sie nicht geöffnet; das war immerhin etwas. Doch wahrscheinlich hatte er ja verhindern wollen, dass man ihm auf die Schliche kam.

Hastig blätterte er die geöffneten Briefe durch und merkte sofort, dass einer fehlte: der Brief auf Briannas handgeschöpftem Papier mit den Blumen. Der erste. Himmel, was hatte darin gestanden? *Wir leben noch*. So viel wusste er noch. Und dann hatte ihnen Claire die Explosion und den Brand des Hauses geschildert. Hatte sie da schon gesagt, dass sie nach Schottland fahren würden? Aber warum zum Teufel sollte -

Zwei Etagen über ihm fuhr Mandy im Bett auf und brüllte wie eine *ban-sidhe*.

ER WAR EINEN HALBEN SCHRITT VOR BRIANNA IN AMANDAS ZIMMER UND HOB das Kind aus dem Bett, um es an seinem hämmernden Herzen zu wiegen.

»Jemmy, Jemmy!«, schluchzte sie. »Er ist weg, er ist weg. Er ist WEG!!!« Das letzte Wort war ein Aufschrei, und sie bäumte sich in Rogers Armen auf und bohrte ihm die Füße fest in den Bauch.

»Hey, hey«, sagte er tröstend und versuchte, sie wieder auf seinen Arm zu setzen und sie streichelnd zu beruhigen. »Ist ja gut, Jemmy geht es gut. Es geht ihm *gut*, er schläft nur bei Bobby. Morgen ist er wieder da.«

»Er ist *WEG*!« Sie wand sich wie ein Aal, nicht, weil sie fortwollte, sondern weil sie von panischem Schmerz

geschüttelt wurde. »Er ist nicht hier, er ist nicht hier!«

»Aye, ich sage doch, er ist bei Bobby, er -«

»Nicht *hier*«, sagte sie drängend und hieb sich immer wieder mit der Handfläche vor die Stirn. »Nicht hier bei mir!«

»Komm, Schätzchen, komm her«, sagte Brianna und nahm ihm das tränenüberströmte Kind aus dem Arm.

»Mama, Mama! Jemmy ist *WEG*!« Verzweifelt klammerte sie sich an Brianna und schlug sich immer noch vor den Kopf. »Er ist nicht bei mir!«

Brianna betrachtete Mandy stirnrunzelnd und verwundert, tastete sie mit der Hand ab, um zu überprüfen, ob sie Temperatur hatte, geschwollene Mandeln, Bauchschmerzen...

»Nicht bei dir«, wiederholte sie eindringlich und versuchte, Mandy aus ihrer Panik zu holen. »Sag Mami, was du meinst, Schätzchen.«

»Nicht *hier*!« Völlig verzweifelt senkte Mandy den Kopf und rammte ihn ihrer Mutter vor die Brust.

»Uff!«

Die Treppen knarzten, und William Buccleigh kam in Rogers wollenem Morgenmantel herbei.

»Was im Namen der Heiligen Jungfrau soll denn dieser Lärm?«, erkundigte er sich verschlafen.

»Er hat ihn, er hat ihn!«, kreischte Mandy und vergrub den Kopf an Briannas Schulter.

Roger ließ sich unwillkürlich von Amandas Angst anstecken und war plötzlich selbst überzeugt, dass etwas Furchtbares passiert war.

»Wissen Sie, wo Jem ist?«, herrschte er Buccleigh an.

»Nein.« Buccleigh sah ihn stirnrunzelnd an. »Ist er denn nicht im Bett?«

»Nein, das ist er nicht!«, fauchte ihn Brianna an. »Sie haben doch gesehen, wie er gefahren ist, zum Kuckuck.« Sie schob sich zwischen die beiden Männer. »Schluss damit, ihr zwei! Roger, nimm Mandy. Ich rufe Martina Hurragh an.« Sie gab ihm Amanda, die mit dem Daumen im Mund weiterjammerte, und lief zur Treppe. Ihr hastig angelegter Schlafanzug raschelte wie Laub.

Er wiegte Amanda, geistesabwesend, alarmiert, beinahe überwältigt von ihrer Panik. Sie strahlte Angst und Schmerz aus wie ein Radioturm, und auch ihm verschlug es den Atem, und seine Hände klammerten sich verschwitzt an ihr Winnie-Puh-Nachthemd.

»Ruhig, *a chuisle*«, sagte er, so gefasst er konnte. »Ganz ruhig. Wir bringen das in Ordnung. Du erzählst Papa, was dich aufgeweckt hat, und ich bringe es in Ordnung, versprochen.«

Gehorsam versuchte sie, das Schluchzen zu unterdrücken, und rieb sich mit den Fäustchen die Augen.

»Jemmy«, jammerte sie. »Ich will Jemmy!«

»Wir holen ihn sofort zurück«, versprach Roger. »Sag, was hat dich denn aufgeweckt? Hattest du einen bösen

Traum?«

»Ah-hah.« Angsterfüllt klammerte sie sich fester an ihn.
»Teine, *goße* Teine. Haben mich angeschwien!«

Eiswasser schoss ihm durch die Adern. Himmel, o Himmel. Vielleicht konnte sie sich ja doch an den Weg durch die Steine erinnern.

»Aye, ich verstehe«, sagte er und tätschelte sie, so tröstend er konnte, um den Aufruhr in seiner eigenen Brust zu beruhigen. Er verstand sie tatsächlich. Im Geiste sah er diese Steine, spürte und hörte er sie wieder. Und als er sich zur Seite wandte, sah er William Bucchleighs blasses Gesicht und wusste, dass auch er den Unterton der Wahrheit in Mandys Stimme hörte.

»Was ist denn passiert, *a leannan*? Bist du zu nah an die großen Steine gekommen?«

»Nicht ich, Jem! Der Mann hat ihn hingefahn, die Teine ham ihn *verschluckt*!« Damit brach sie wieder in Tränen aus und schluchzte untröstlich vor sich hin.

»Der Mann«, sagte Roger langsam und drehte sich noch ein Stück weiter, sodass sie William Bucchleigh sehen konnte. »Meinst du *diesen* Mann, Schätzchen? Onkel Buck?«

»Nein, neineineineineineinein, ein *ander* Mann!« Sie richtete sich auf und starrte ihn mit großen, tränengefüllten Augen an, versuchte verzweifelt, ihn dazu zu bringen, dass er sie verstand. »Bobbys Papi!«

Er hört Brianna die Treppe heraufkommen. Schnell, aber

unregelmäßig, als stieße sie gegen die Wände des Treppenhauses, weil sie vor lauter Eile das Gleichgewicht verlor.

Oben kam sie in sein Blickfeld gestolpert, und Roger spürte, wie sich einzelne Haare an seinem Körper aufrichteten, als er ihr weißes Gesicht sah, das ihn anstarrte.

»Er ist fort«, sagte sie heiser. »Martina sagt, bei Bobby ist er nicht; sie hat ihn heute Abend auch gar nicht erwartet. Ich habe sie gebeten, draußen nachzusehen - Rob wohnt drei Häuser weiter. Sie sagt, sein Laster ist weg.«

ROGERS HÄNDE WAREN TAUB VOR KÄLTE, UND GLEICHZEITIG WAREN SIE SO verschwitzt, dass sie auf dem Lenkrad abrutschten. Er bog so schnell von der Landstraße ab, dass sich die Räder auf einer Seite leicht von der Straße hoben und der Wagen in Schräglage geriet. William Buccleigh stieß sich den Kopf am Fenster.

»Tut mir leid«, murmelte Roger mechanisch und bekam einen Grunzlaut zur Antwort.

»Aufpassen«, sagte Buccleigh und rieb sich die Schläfe. »Was, wenn wir im Graben landen?«

Ja, was dann? Mit äußerster Anstrengung nahm er den Fuß vom Gas. Es war kurz vor Monduntergang, und der abnehmende Viertelmond erhellte die pechschwarze Landschaft ringsum ohnehin nur spärlich. Die Scheinwerfer des kleinen Morris kratzten die Dunkelheit kaum an; ihr

schwacher Strahl schwankte hin und her, während sie wie trunken über den Feldweg rumpelten, der zum Craigh na Dun führte.

»Warum zum Teufel sollte dieser *trusdair* denn Ihren Sohn entführen?« Buccleigh kurbelte sein Fenster herunter und steckte den Kopf hinaus, ein vergeblicher Versuch, mehr zu sehen als die verstaubte Windschutzscheibe preisgab. »Und warum, bei allem, was heilig ist, sollte er ihn *hierher* bringen?«

»Woher soll ich das wissen?«, sagte Roger mit zusammengebrochenen Zähnen. »Vielleicht glaubt er ja, dass er Blut braucht, um die Steine zu öffnen. *Himmel*, warum habe ich das nur geschrieben?« Frustriert hämmerte er mit der Faust auf das Lenkrad.

Buckleigh blinzelte völlig verblüfft, doch sein Blick wurde sofort schärfer.

»Ist es das?«, drängte er. »Geht es so? Mit Blut?«

»Nein, verdammt!«, schnauzte Roger. »Es liegt an der Jahreszeit, und man braucht Edelsteine. Glauben wir.«

»Aber Sie haben Blut aufgeschrieben, mit einem Fragezeichen daneben.«

»Ja, aber - wie meinen Sie das? Haben Sie etwa mein Notizbuch auch gelesen, Sie Mistkerl?«

»Gemach, gemak«, sagte William Buccleigh grimmig, aber kühl. »Natürlich habe ich das. Ich habe alles in Ihrem Studierzimmer gelesen, was ich in die Finger bekommen konnte - Sie hätten es an meiner Stelle doch genauso

gemacht.«

Roger erstickte die Panik, die ihn packte, so weit, dass er ein knappes Nicken zuwege brachte.

»Aye, vielleicht. Und wenn *Sie* Jem mitgenommen hätten - würde ich Sie umbringen, sobald ich Sie finde, aber ich würde vielleicht Ihren Grund verstehen. Aber *dieser* Scheißkerl! Was glaubt er denn, was er tut, zum Kuckuck?«

»Beruhigen Sie sich«, riet ihm Buccleigh knapp. »Es wird Ihrem Sohn nichts nützen, wenn Sie den Kopf verlieren. Dieser Cameron - ist er einer von uns?«

»Ich weiß es nicht. Ich ~~weiß~~ es nicht, verflucht.«

»Aber es gibt noch andere? Es ist nicht nur unsere Familie?«

»Ich weiß es nicht - ich glaube, dass es noch andere gibt, aber ich weiß es nicht genau.« Roger versuchte zu überlegen, versuchte, den Wagen wenigstens so zu fahren, dass er unbeschädigt die Kurven nehmen konnte, die halb mit Ginster überwuchert waren.

Er versuchte zu beten, brachte aber nichts weiter zuwege als ein angsterfülltes, unzusammenhängendes *Bitte, Herr!* Er wünschte, Brianna wäre bei ihm, doch sie hätten mit Mandy nicht in die Nähe der Steine gehen können. Und wenn sie noch rechtzeitig kamen, um Cameron zu erwischen - wenn Cameron überhaupt hier war ... Buccleigh würde ihm helfen, da war er sich hinreichend sicher.

Ganz im Hinterkopf hegte er die einsame Hoffnung, dass

das Ganze ein Missverständnis war, dass Cameron das Datum verwechselt hatte und mit Jem auf dem Heimweg war, während Roger und sein verflixter Ur-ur-ur-ur-großvater im Dunkeln über ein felsiges Moor bretterten, geradewegs auf das Schrecklichste zu, was sie beide je erlebt hatten.

»Cameron - er hat das Notizbuch auch gelesen«, entfuhr es Roger, der seine eigenen Gedanken nicht ertragen konnte. »Durch einen dummen Zufall. Er hat so getan, als dächte er, es wäre alles ein - eine - Geschichte, etwas, das ich zum Spaß erfunden hätte. Himmel, was habe ich *getan*?«

»Vorsicht!« Buccleigh schleuderte die Arme hoch, und Roger stand auf der Bremse, sodass er von der Straße abkam und gegen einen großen Felsen prallte - und den alten blauen Laster, der dunkel und verlassen an der Straße stand, knapp verfehlte.

ER KLETTERTE DEN HÜGEL IM LAUFSCHRITT HINAUF, SUCHTE IM DUNKELN mit den Händen Halt, stach sich an den Ginsterdornen, die sich ihm hin und wieder unter die Nägel bohrten, sodass er fluchte. Weit unter sich konnte er hören, wie ihm William Buccleigh folgte. Langsam zwar - doch er folgte ihm.

Er begann, sie zu hören, lange bevor er den Kamm erreichte. Es war drei Tage vor Samhain, und die Steine wussten es. Der Klang, der gar kein Klang war, fuhr ihm

vibrierend durch Mark und Bein, sodass ihm der Schädel brummte und ihn die Zähne schmerzten. Er biss die Zähne zusammen und kämpfte sich weiter. Als er die Steine erreichte, fand er sich auf Händen und Knien wieder, weil er nicht mehr stehen konnte.

Lieber Gott, dachte er, Gott, bewahre mich! Lass mich so lange am Leben, bis ich ihn gefunden habe!

Er konnte kaum noch denken, doch an die Taschenlampe erinnerte er sich noch. Er hatte sie aus dem Auto mitgenommen und zog sie jetzt mit zitternden Fingern aus der Tasche, ließ sie kraftlos fallen, musste panisch im kurzen Gras danach tasten, fand sie schließlich wieder und rutschte viermal mit dem Finger ab, bevor es ihm schließlich gelang, sie einzuschalten.

Plötzlich erhob sich der Lichtstrahl, und hinter sich in der Dunkelheit hörte er einen unterdrückten Ausruf des Erstaunens. Natürlich, dachte er benommen, William Buccleigh hatte noch nie eine Taschenlampe gesehen. Der flackernde Strahl wanderte langsam durch den Kreis und wieder zurück. Wonach suchte er? Fußabdrücke? Irgendetwas, das Jem verloren hatte, das ihm zeigte, dass er hier gewesen war?

Nichts.

Nichts als die Steine. Es wurde schlimmer, und er ließ die Taschenlampe fallen und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Er musste los ... musste gehen ... musste Jem zurückholen ...

Er schleppte sich über das Gras, geblendet vor Schmerz und fast von Sinnen, als ihn kräftige Hände an den Knöcheln packten und ihn zurückschleiften. Er glaubte, vielleicht eine Stimme gehört zu haben, doch falls ja, ging sie unter in dem durchdringenden Kreischen, das in seinem Kopf widerhallte, in seiner Seele, und er rief den Namen seines Sohnes, so laut er konnte, um irgendetwas außer diesem Lärm zu hören, spürte, wie ihm die Anstrengung die Kehle zerfetzte, hörte aber nichts.

Dann bewegte sich die Erde unter ihm, und die Welt fiel von ihm ab.

FIEL, BUCHSTÄBLICH. ALS ER EINIGE ZEIT SPÄTER ZU SICH KAM, STELLTE ER fest, dass er und William Buccleigh in einer flachen Mulde am Hang des Hügels lagen, fünfzehn Meter unterhalb des Steinkreises. Sie waren gefallen und hinuntergerollt; das konnte er daran ablesen, wie er sich fühlte und wie Buccleigh aussah. Am Himmel zog die Dämmerung herauf, und er konnte Buccleigh voller Kratzer und Schrammen vornübergebeugt neben sich sitzen sehen, als ob er Bauchschmerzen hätte.

»Was ...?«, flüsterte Roger. Er räusperte sich und versuchte erneut zu fragen, was geschehen war, brachte aber nicht mehr als ein Flüstern hervor - und selbst dabei brannte seine Kehle wie Feuer.

William Buccleigh murmelte etwas vor sich hin, und Roger begriff, dass er betete. Er versuchte sich

hinzusetzen, und es gelang ihm auch, obwohl sich alles um ihn drehte.

»Haben Sie mich herausgezogen?«, wollte er in diesem schroffen Flüsterton wissen. Buccleigh hatte die Augen geschlossen, und er verharrte so, bis er sein Gebet beendet hatte. Dann öffnete er sie und blickte von Roger zum Gipfel des Hügels hinauf, wo die unsichtbaren Steine immer noch ihr grausiges Lied vom Riss in den Zeiten sangen - von hier aus zum Glück nicht mehr als ein gespenstisches Jaulen, das ihm die Nerven blank legte.

»Ja«, sagte Buccleigh. »Ich hatte nicht das Gefühl, dass Sie es allein schaffen würden.«

»Das hätte ich auch nicht.« Roger ließ sich wieder zu Boden sinken, benommen und schmerz erfüllt. »Danke«, fügte er einen Moment später hinzu. In seinem Inneren herrschte große Leere, so weit wie der ergrauende Himmel.

»Aye, nun ja. Vielleicht hilft es mir ja wiedergutzumachen, dass man Sie gehängt hat«, sagte Buccleigh in beiläufigem Ton. »Und jetzt?«

Roger blinzelte zum Himmel auf, der sich langsam über ihm drehte. Davon nahm sein Schwindel zu, also schloss er die Augen und streckte die Hand aus.

»Jetzt gehen wir heim«, krächzte er. »Und denken nach. Helfen Sie mir auf.«

VALLEY FORGE

William war in Uniform. Das war unumgänglich, sagte er zu seinem Vater. »Denzell Hunter ist ein Mann, der großen Wert auf sein Gewissen und seine Prinzipien legt. Ich darf nicht versuchen, ihn ohne die offizielle Erlaubnis seines Offiziers aus dem Lager zu locken. Ich glaube nicht, dass er dann kommen würde. Doch wenn ich diese Erlaubnis erwirken kann - und ich glaube, das kann ich -, dann, glaube ich, wird er kommen.«

Um die offizielle Genehmigung zur Inanspruchnahme der Dienste eines kontinentalen Heeresarztes zu erwirken, musste er natürlich offiziell anfragen. Was bedeutete, dass er mit seinem roten Rock in Washingtons neues Winterquartier in Valley Forge hineinreiten musste, ganz gleich, was geschah.

Lord John schloss kurz die Augen und malte sich anscheinend gerade aus, was geschehen *könnte*, doch dann öffnete er sie wieder und sagte knapp: »Also schön. Wirst du denn einen Bediensteten mitnehmen?«

»Nein«, sagte William überrascht. »Wozu sollte ich denn einen Bediensteten brauchen?«

»Damit er sich um die Pferde kümmert und um deine Ausrüstung - und anstelle der Augen in deinem Hinterkopf«, sagte sein Vater mit einem Blick, der besagte, dass er darauf gut selbst hätte kommen können. Daher verknipte er

es sich zu fragen: Pferde?, oder: Welche Ausrüstung?, sondern er nickte nur und sagte: »Danke, Papa. Kannst du so jemanden für mich auftreiben?«

»So jemand« entpuppte sich als ein gewisser Colenso Baragwanath, ein junger Mann aus Cornwall, der als Stallknecht mit Howes Truppen gekommen war. Mit Pferden kannte er sich aus, das musste William ihm lassen.

Sie hatten vier Pferde dabei und ein Packmuli, das mit einer Schweinehälfte und vier oder fünf fetten Truthähnen beladen war, mit einem Sack Kartoffeln, einem Sack Rübchen und einem großen Fass Cidre.

»Wenn die Bedingungen dort nur halb so schlecht sind, wie ich es glaube«, hatte sein Vater ihm erklärt, während er das Beladen des Mulis beaufsichtigte, »wird dir der Kommandeur im Austausch für all dies die Dienste eines halben Bataillons zur Verfügung stellen, von einem Arzt ganz zu schweigen.«

»Danke, Papa«, sagte er erneut und schwang sich in den Sattel, die neue Hauptmannshalsberge um den Hals und eine ordentlich zusammengefaltete weiße Flagge in der Satteltasche.

Valley Forge sah aus wie ein gigantisches Lager voll der Hölle geweihter Köhler. Im Prinzip war es ein Waldstück, zumindest war es das gewesen, bevor Washingtons Soldaten damit begonnen hatten, alles in Sichtweite abzuholzen. Überall standen abgehackte Baumstümpfe, und der Boden war mit abgebrochenen Zweigen übersät.

Hier und dort brannten große Lagerfeuer, und überall lagen aufeinandergestapelte Baumstämme. Sie bauten sich Hütten, so schnell sie konnten - und es war keinen Tag zu früh, denn es hatte vor drei oder vier Stunden zu schneien begonnen, und schon war das Lager in eine weiße Decke gehüllt.

William hoffte, dass sie die weiße Flagge überhaupt *sehen* würden.

»Schön, dann steig also auf und reite vor mir her«, sagte er zu Colenso und reichte dem Jungen den langen Stock, an dem er die Flagge festgebunden hatte. Der Junge riss vor Schreck die Augen auf.

»Was, ich?«

»Ja, genau«, sagte William ungeduldig. »Los, sonst gibt es einen Tritt.«

Es juckte William zwischen den Schulterblättern, als sie das Lager betraten, und Colenso, der wie ein Äffchen auf seinem Pferd hockte, hielt die Flagge, so tief er es wagte, und murmelte seltsame Flüche in seinem Dialekt. Williams linke Hand juckte ebenfalls, denn sie hätte gern nach seinem Schwertknauf gegriffen oder dem Kolben seiner Pistole. Doch er war unbewaffnet gekommen. Wenn sie auf ihn schießen wollten, würden sie auf ihn schießen, ob er bewaffnet war oder nicht, und keine Waffen zu tragen, war ein Zeichen des vertrauensvollen Entgegenkommens. Also schlug er trotz des Schnees seinen Umhang zurück, um seinen Mangel an Waffen zu demonstrieren, und ritt langsam in den Sturm hinein.

DIE PRÄLIMINARIEN VERLIEFEN GUT. NIEMAND SCHOSS AUF IHN, UND MAN verwies ihn an einen gewissen Oberst Preston, einen hochgewachsenen Mann in den zerlumpten Überresten der Kontinentaluniform, der ihn zwar schief ansah, seiner Frage aber überraschend höflich Gehör schenkte. Die Erlaubnis wurde ihm gewährt - doch da dies die *amerikanische* Armee war, handelte es sich dabei nicht um die Genehmigung, den Arzt mitzunehmen, sondern um die Genehmigung, den Arzt zu *fragen*, ob er mitgehen würde.

Willie ließ Colenso bei den Pferden und dem Maultier zurück und erteilte ihm die strikte Anweisung, die Augen offen zu halten. Dann stieg er den kleinen Hügel hinauf, auf dem sich Denzell Hunter wahrscheinlich aufhielt, wie man ihm mitgeteilt hatte. Sein Herz schlug schnell, und das nicht nur vor Anstrengung. In Philadelphia war er sich noch sicher gewesen, dass Hunter auf seine Bitte hin mitkommen würde. Jetzt war er sich da nicht mehr ganz so sicher.

Er hatte gegen die Amerikaner gekämpft, kannte viele von ihnen - Männer, die sich in keiner Weise von den Engländern unterschieden, die sie bis vor zwei Jahren noch gewesen waren. Doch nie zuvor war er in einem amerikanischen Feldlager gewesen.

Es erschien ihm chaotisch, das war normal für ein Lager im Anfangsstadium, und er konnte die grobe Ordnung erkennen, die in der Tat inmitten der Trümmerhaufen und

der zerhackten Baumstämme herrschte. Doch etwas in diesem Lager fühlte sich anders an, etwas, das ihm beinahe wie Überschwang vorkam. Die Männer, an denen er vorüberkam, waren extrem zerlumpt, trotz des Wetters hatte nicht einmal jeder Zehnte Schuhe, und sie hockten in Gruppen wie Bettler um die Lagerfeuer, in Decken, Schultertücher, die Überreste von Leinenzelten und Jutesäcke gehüllt. Und doch hockten sie nicht in trostlosem Schweigen zusammen. Sie redeten.

Unterhielten sich kameradschaftlich, erzählten sich Witze, standen auf, um in den Schnee zu pinkeln, oder stapften im Kreis, um das Blut in Fluss zu bringen. Er wusste, wie ein demoralisiertes Feldlager aussah, und dieses hier war keines. Was alles in allem erstaunlich war. Er ging davon aus, dass auch Denzell Hunter diese Stimmung teilen musste. Und wenn das so war, würde er sich dann einverstanden erklären, seine Kameraden zu verlassen? Unmöglich, es zu sagen, wenn man ihn nicht fragte.

Es gab keine Tür zum Anklopfen. Er umrundete einen Hain blattloser Eichenschösslinge, die der Axt bis jetzt entronnen waren, und fand Hunter am Boden hockend, wo er eine Wunde im Bein eines Mannes nähte, der vor ihm auf einer Decke lag. Rachel Hunter hielt den Mann an den Schultern fest, und ihr Kopf mit dem Häubchen war über ihn gebeugt, während sie ihm Mut zusprach.

»Habe ich dir nicht gesagt, dass es schnell geht?«, sagte sie gerade. »Nicht mehr als dreißig Sekunden, habe

ich angekündigt, und so war es. Ich habe mitgezählt, nicht wahr?«

»Du zählst aber sehr langsam, Rachel«, sagte der Arzt und lächelte, während er nach seiner Schere griff und den Faden abschnitt. »Man könnte in einer deiner Minuten dreimal die Paulskathedrale umrunden.«

»Quatsch«, sagte sie nachsichtig. »Jedenfalls ist es ja vorbei. Hier, setz dich und trink einen Schluck Wasser. Du kannst nicht -« Sie hatte sich dem Eimer zugewandt, der neben ihr stand, und jetzt sah sie William dort stehen. Erschrocken öffnete sie den Mund, dann flog sie über die Lichtung, um ihn zu umarmen.

Damit hatte er nicht gerechnet, doch es freute ihn, und er erwiderte ihre Umarmung mit großer Herzlichkeit. Sie roch nach sich selbst und nach Rauch, und sein Blut begann, schneller zu fließen.

»Freund William! Ich dachte, ich sehe dich nie wieder«, sagte sie und trat mit leuchtendem Gesicht zurück. »Was tust du denn hier? Denn ich glaube ja nicht, dass du hier bist, um der Armee beizutreten«, fügte sie hinzu, während sie ihn von oben bis unten betrachtete.

»Nein«, sagte er ziemlich schroff. »Ich bin hier, um einen Gefallen zu erbitten. Von Eurem Bruder«, fügte er etwas verspätet hinzu.

»Oh? Dann komm mit, er ist fast fertig.« Sie führte ihn zu Denny, während sie weiter mit großem Interesse zu ihm aufblickte.

»Dann bist du also in der Tat ein britischer Soldat«, stellte sie fest. »Das haben wir uns schon gedacht, obwohl wir Angst hatten, du könntest ein Deserteur sein. Es freut mich zu sehen, dass dies nicht so ist.«

»Ach ja?«, fragte er nun lächelnd. »Aber es wäre Euch doch gewiss lieber, wenn ich aus dem Militärdienst abdanke und Frieden suche?«

»Natürlich hätte ich gern, dass du Frieden suchst - und ihn auch findest«, sagte sie nüchtern. »Doch du kannst keinen Frieden finden als Eidbrecher und in gesetzloser Flucht, wenn du weißt, dass deine Seele in Lug und Trug ertrinkt, und du um dein Leben fürchten musst. Denny, sieh nur, wer hier ist!«

»Ja, ich habe es schon gesehen. Freund William, schön, dich zu sehen!« Dr. Hunter half seinem frisch verbundenen Patienten auf die Beine und kam dann lächelnd auf William zu. »Habe ich richtig gehört, dass du mich um einen Gefallen bitten möchtest? Wenn es in meiner Macht steht, sei er dir gewährt.«

»Darauf werde ich Euch nicht festnageln«, sagte William grinsend und spürte, wie sich in seinem Nacken ein Knoten löste. »Doch hört mich an, und dann hoffe ich, dass Ihr Euch entschließen werdet zu kommen.«

Wie er schon halb erwartet hatte, widerstrebte es Hunter zunächst, das Feldlager zu verlassen. Es gab nicht viele Feldärzte, und angesichts so vieler Krankheiten durch die Kälte und Überfüllung ... Es konnte schließlich eine Woche oder länger dauern, bis er ins Lager zurückkehren konnte

... Doch William war so klug zu schweigen. Einmal nur sah er Rachel an, dann blickte er Denzell geradewegs in die Augen.

Wollt ihr wirklich, dass sie den Winter hier verbringt?

»Du möchtest, dass Rachel mit mir kommt?«, fragte Hunter, der auf der Stelle begriff.

»Ich werde mit dir gehen, ob du es wünschst oder nicht«, mischte Rachel sich ein. »Und das wisst ihr beide sehr gut.«

»Ja«, sagte Denzell gelassen, »aber es erschien mir nur höflich zu fragen. Außerdem sprechen wir hier ja nicht nur von dir. Es -«

William hörte das Ende seines Satzes nicht, denn plötzlich schob sich von hinten etwas Großes zwischen seine Beine, und er stieß einen unmännlichen Heuler aus und sprang vor, um dann herumzufahren und nachzusehen, wer ihn auf diese feige Art und Weise angegriffen hatte.

»Ja, den Hund hatte ich vergessen«, stellte Rachel ungerührt fest. »Er kann zwar inzwischen laufen, doch ich bezweifle, dass er es zu Fuß bis nach Philadelphia schafft. Glaubst du, du kannst seinen Transport arrangieren?«

Er erkannte den Hund sofort. Von dieser Sorte konnte es unmöglich einen zweiten geben.

»Das ist doch Ian Murrays Hund?«, fragte er und hielt dem Hund zögernd die Faust hin, um ihn daran schnüffeln zu lassen. »Wo ist denn sein Herr?«

Die Hunters wechselten einen kurzen Blick, doch Rachel

antwortete ihm bereitwillig.

»Schottland. Er hatte mit seinem Onkel Jamie Fraser etwas Dringendes in Schottland zu erledigen. Kennt Ihr Mr. Fraser?« William hatte das Gefühl, dass ihn beide Hunters extrem gebannt anstarrten, doch er nickte nur und sagte: »Ich bin ihm vor Jahren einmal begegnet. Warum ist der Hund denn nicht mit seinem Herrn nach Schottland gefahren?«

Wieder dieser Blickwechsel zwischen ihnen. Ging es um Murray?, fragte er sich.

»Der Hund ist verletzt worden, kurz bevor sie abgefahren sind. Freund Ian war so gütig, seinen Begleiter in meiner Obhut zurückzulassen«, antwortete Rachel ruhig. »Kannst du vielleicht einen Wagen besorgen? Ich glaube, dein Pferd würde Rollo nicht mögen.«

LORD JOHN KLEMMTE HENRY DAS LEDERSTÜCK ZWISCHEN DIE ZÄHNE. DER Junge war halb bewusstlos, weil sie ihm Laudanum verabreicht hatten, doch er nahm immer noch genug von seiner Umgebung wahr, um seinen Onkel schwach anzugrinsen. Grey konnte die Angst spüren, die Henry durchströmte - und er teilte sie. Er hatte ein Gewirr aus Giftschlangen im Bauch, ein beständiges Gefühl, dass sich sein Inneres wand, unterbrochen von plötzlichen Stichen der Panik.

Hunter hatte darauf bestanden, Henrys Arme und Beine am Bett festzubinden, damit sich dieser während der

Operation nicht bewegte. Der Tag war leuchtend hell, Sonne funkelte auf dem gefrorenen Schnee, der die Fenster einrahmte, und sie hatten das Bett so zurechtgeschoben, dass er den größtmöglichen Nutzen aus dieser Lichtquelle zog.

Sie hatten Dr. Hunter von dem Rutengänger erzählt, doch er hatte es höflich abgelehnt, den Mann noch einmal kommen zu lassen. Er meinte, dass dies nach Hexenkunst röche, und wenn er bei diesem Unterfangen Gottes Beistand wünschte, könne er nur aufrichtig darum bitten, wenn solche Künste fernbleiben. Das hatte Mercy Woodcock zwar sehr gekränkt, und sie hatte sich ein wenig aufgeplustert, doch sie hatte dann geschwiegen, zu froh - und zu nervös -, um zu widersprechen.

Grey war zwar nicht abergläubisch, doch er *war* praktisch veranlagt und hatte sich sorgfältigst gemerkt, wo der Rutengänger die Kugel gefunden hatte. Dies erklärte er Hunter, der widerstrebend zustimmte. Grey holte ein kleines Lineal zum Abmessen hervor und markierte die Stelle mit ein wenig Kerzenruß auf Henrys Bauch.

»Ich denke, wir sind bereit«, sagte Denzell und trat ans Bett, wo er Henry die Hände auf den Kopf legte und kurz um Beistand für sich selbst betete, um Ausdauer und Heilung für Henry und dann endete, indem er Gott für seine Anwesenheit dankte. Trotz seiner rein rationalen Einstellung spürte Grey, wie die Anspannung im Zimmer ein wenig nachließ, und setzte sich dem Arzt gegenüber nieder. Auch die Schlangen in seinem Bauch gaben vorerst

Ruhe.

Er ergriff die schlaffe Hand seines Neffen und sagte ruhig: »Halte dich fest, Henry. Ich lasse dich nicht los.«

ES GING SCHNELL. GREY HATTE SCHON VIELE FELDÄRZTE BEI DER ARBEIT gesehen und kannte ihre Eile, doch selbst an diesen Maßstäben gemessen waren Denzell Hunters Geschwindigkeit und Geschicklichkeit bemerkenswert. Grey hatte jedes Zeitgefühl verloren, weil er sich ganz auf die zuckende Umklammerung von Henrys Fingern konzentrierte, auf die Schrille seiner Schreie, die durch den Lederknebel drangen, und auf die Bewegungen des Arztes, flink und brutal und schließlich vorsichtig, während er das Metallstück herauspickte, die Wunde säuberte und sie schließlich vernähte.

Als er die letzten Stiche tat, holte Grey tief Luft, und es schien ihm das erste Mal innerhalb von Stunden zu sein. Und stellte dank der Kaminuhr fest, dass kaum eine Viertelstunde verstrichen war. William und Rachel standen am Kamin, wo sie nicht im Weg waren, und er sah mit Interesse, dass sie sich an den Händen hielten, ihre Fingerknöchel so weiß wie ihre Gesichter.

Hunter prüfte Henrys Atmung, hob seine Augenlider, um einen Blick auf seine Pupillen zu werfen, wischte ihm die Tränen und den Rotz aus dem Gesicht und fasste an den Puls unter seinem Kinn. Grey konnte ihn sehen, schwach und unregelmäßig, doch immer noch da, ein schmaler

blauer Faden unter der wächsernen Haut.

»Nicht schlecht, nicht schlecht, dem Herrn sei Dank, dass er mir Kraft geschenkt hat«, murmelte Hunter. »Rachel, bringst du mir das Verbandszeug?«

Rachel löste sich augenblicklich von William und holte die ordentlichen Stapel der Gazebüsche und Leinenbandagen herbei, zusammen mit einer klebrigen Masse, die grün aus einem Stoffumschlag hervordrang.

»Was ist denn *das*?«, fragte Grey und zeigte mit dem Finger darauf.

»Ein Umschlag, den mir eine Kollegin empfohlen hat, eine gewisse Mrs. Fraser. Ich habe ihn schon bei Verletzungen aller Art Wunder wirken sehen«, versicherte ihm der Arzt.

»Mrs. Fraser?«, sagte Grey sichtlich überrascht. »Mrs. James Fraser? Wo zum Teufel, ich meine, wo seid Ihr der Dame denn begegnet?«

»In Fort Ticonderoga«, lautete die überraschende Antwort. »Sie und ihr Mann waren während der Schlachten von Saratoga bei der Kontinentalarmee.«

Die Schlangen in Greys Bauch erwachten abrupt.

»Wollt Ihr damit sagen, dass sich Mrs. Fraser jetzt in Valley Forge aufhält?«

»Oh, nein.« Hunter schüttelte den Kopf, ganz auf seinen Wundverband konzentriert. »Wenn du ihn bitte etwas anheben würdest, Freund Grey? Ich muss den Verband unter ihm hinwegführen - ah, genau so, danke. Nein«, fuhr

er dann fort, während er sich aufrichtete und sich über die Stirn wischte, denn dank der vielen Menschen und des lodernden Feuers im Kamin war es sehr warm im Zimmer. »Nein, die Frasers sind nach Schottland gereist. Obwohl der Neffe der Frasers so gütig war, uns seinen Hund dazulassen«, fügte er hinzu, als sich Rollo jetzt, durch den Blutgeruch neugierig geworden, aus seiner Ecke erhob und Grey die Nase unter den Ellbogen schob. Er schnüffelte interessiert an den blutbefleckten Laken und dann an Henrys nacktem Körper. Dann nieste er heftig, schüttelte den Kopf und tappte zu seinem Liegeplatz zurück, wo er sich genüsslich auf den Rücken drehte und die Pfoten in die Luft streckte.

»Irgendjemand muss im Lauf der nächsten Tage ständig bei ihm sein«, sagte Hunter unterdessen und wischte sich die Hände an einem Tuch ab. »Er darf auf keinen Fall allein bleiben, für den Fall, dass er aufhört zu atmen. Freund William«, sagte er, an Willie gewandt, »wäre es wohl möglich, eine Bleibe für uns zu finden? Ich würde gern noch ein paar Tage in der Nähe bleiben, um ihn regelmäßig zu besuchen und mich von seinen Fortschritten überzeugen zu können.«

William versicherte ihm, dass man sich darum bereits gekümmert habe: ein höchst respektables Gasthaus und - bei diesen Worten fiel sein Blick auf Rachel - ganz in der Nähe. Ob er die Hunters dorthin begleiten dürfe? Oder Miss Rachel, falls ihr Bruder hier noch nicht ganz fertig sei?

Grey war klar, dass Willie nichts lieber gewesen wäre,

als allein mit dieser hübschen Quäkerin durch die schneeglitzernde Stadt zu reiten. Doch Mrs. Woodcock machte ihm einen Strich durch die Rechnung, indem sie anmerkte, dass doch Weihnachten sei; sie hätte zwar weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, ein großartiges Mahl zuzubereiten, doch würden der Herr und die Dame ihr nicht die Ehre erweisen, ein Glas Wein auf Leutnant Greys Genesung zu trinken?

Das hielten alle für eine fabelhafte Idee, und Grey erklärte sich bereit, bei seinem Neffen sitzen zu bleiben, während man Wein und Gläser holte.

Ohne all diese Menschen fühlte es sich plötzlich kälter im Zimmer an. Eigentlich sogar geradezu kalt, und Grey zog Henry sowohl das Laken als auch die Bettdecke vorsichtig über den einbandagierten Bauch.

»Es wird alles gut, Henry«, flüsterte er, obwohl sein Neffe die Augen geschlossen hatte und er glaubte, dass der junge Mann schlief - hoffte, dass er es tat.

Doch er schlief nicht. Henrys Augen öffneten sich langsam, und seinen Pupillen war die Wirkung des Opiums noch anzusehen, während seine verzerrten Augenwinkel von dem Schmerz kündeten, den das Opium nicht überdecken konnte.

»Nein, das wird es nicht«, sagte er mit schwacher, klarer Stimme. »Er hat nur eine erwischt. Die zweite Kugel wird mich umbringen.«

Seine Augen schlossen sich wieder, und weihnachtliche

Fröhlichkeit drang die Treppe herauf. Der Hund seufzte.

RACHEL HUNTER LEGTE EINE HAND AUF IHREN BAUCH, HOB SICH DIE ANDERE an den Mund und unterdrückte den Rülps, der in ihr aufstieg.

»Völlerei ist eine Sünde«, sagte sie. »Aber sie bringt ihre eigene Strafe mit sich. Ich glaube, ich muss mich übergeben.«

»Alle Sünden tun das«, erwiderte ihr Bruder geistesabwesend und tauchte seinen Federkiel ein. »Aber du bist kein Vielfraß. Ich habe dich essen sehen.«

»Aber ich platze gleich!«, protestierte sie. »Und außerdem muss ich immerzu daran denken, was für ein armseliges Weihnachtsfest die Männer erleben, die wir in Valley Forge zurückgelassen haben, verglichen mit der ... der ... *Dekadenz* unserer heutigen Mahlzeit.«

»Nun, das ist ein schlechtes Gewissen, keine Völlerei, und noch dazu ist es unangebracht. Du hast nicht mehr gegessen, als eine normale Mahlzeit ausmacht; nur, dass du seit Monaten keine mehr gegessen hast. Und ich glaube, Gänsebraten ist im Übrigen noch nicht der Gipfel der Dekadenz, selbst wenn er mit Austern und Kastanien gefüllt war. Wäre es natürlich ein mit Trüffeln gefüllter Fasan gewesen oder ein Wildschwein mit einem goldenen Apfel im Maul ...« Er lächelte ihr über seine Papiere hinweg zu.

»Du hast solche Dinge gesehen?«, fragte sie neugierig.

»Das habe ich, ja. Als ich in London bei John Hunter studiert habe. Er hat sich viel in der feinen Gesellschaft bewegt und hat mich manchmal zu einem Patienten mitgenommen. Oder ich habe ihn und seine Frau zu einem gesellschaftlichen Ereignis begleitet - sehr gütig von ihm. Doch wie du weißt, dürfen wir die Menschen nicht nur nach ihrer Erscheinung beurteilen. Selbst ein Mensch, der uns frivol, verschwenderisch oder töricht erscheint, hat eine Seele und besitzt für Gott einen Wert.«

»Ja«, sagte sie vage, ohne ihm wirklich zuzuhören. Sie zog den Vorhang vom Fenster zurück und sah die Straße als weiße Masse unter sich. Eine Laterne an der Tür des Gasthauses warf zwar einen kleinen Lichtkreis, doch es schneite immer noch. Rachels Gesicht schwebte über die Fensterscheibe hinweg, schmal und mit großen Augen, und sie betrachtete es stirnrunzelnd und schob eine schwarze Locke unter ihre Haube zurück.

»Glaubst du, er weiß es?«, fragte sie abrupt. »Freund William?«

»Er weiß was?«

»Wie auffallend ähnlich er James Fraser sieht«, sagte sie und ließ den Vorhang wieder sinken. »Du glaubst doch nicht, dass das Zufall ist?«

»Ich glaube, dass es uns nichts angeht.« Denny kratzte weiter mit seinem Federkiel über das Papier.

Sie stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. Er hatte recht, doch das bedeutete ja nicht, dass sie nicht beobachten und

sich wundern durfte. Es hatte sie mehr als nur gefreut, William wiederzusehen, und obwohl sie ja schon vermutet hatte, dass er ein britischer Soldat war, hatte es sie überrascht festzustellen, dass er ein hochrangiger Offizier war. Und war mehr als überrascht, von der Ordonnanz mit dem schurkischen Aussehen zu erfahren, dass er ein Adelige war, obwohl das zwergenhafte Geschöpf nicht sagen konnte, welcher Art.

Es konnte doch nicht möglich sein, dass zwei Männer, die einander so ähnlich sahen, nicht auch irgendwelche engen Blutsbande miteinander teilten. Sie hatte James Fraser ja oft gesehen und seine hochgewachsene, aufrechte Würde bewundert, war ein wenig vor der Heftigkeit in seiner Miene erbebt, und hatte immer das nagende Gefühl gehabt, ihn irgendwoher zu kennen - doch erst als William plötzlich im Feldlager vor ihr aufgetaucht war, hatte sie begriffen, *warum*. Doch wie konnte ein englischer Lord irgendwie mit einem schottischen Jakobiten verwandt sein, einem begnadigten Kriminellen? Denn Ian hatte ihr ein wenig von der Geschichte seiner Familie erzählt - wenn auch nicht genug; nicht annähernd genug.

»Du denkst ja schon wieder an Ian Murray«, stellte ihr Bruder fest, ohne von seinem Papier aufzublicken. Er klang resigniert.

»Ich dachte, du hast der Hexenkunst abgeschworen«, sagte sie schnippisch. »Oder zählt das Gedankenlesen für dich nicht dazu?«

»Wie ich feststelle, leugnest du es nicht.« Jetzt hob er den Kopf und schob sich die Brille auf der Nase hoch, um Rachel besser ansehen zu können.

»Nein, ich leugne es nicht«, gestand sie. »Woran hast du es denn erkannt?«

»Du hast den Hund angesehen und auf eine Weise geseufzt, die ein Gefühl verraten hat, das üblicherweise nicht zwischen einer Frau und einem Hund existiert.«

»Hmpf!«, sagte sie bestürzt. »Nun, und was, *wenn* ich an ihn denke? Ist das nicht meine eigene Angelegenheit? Mich zu fragen, wie es ihm wohl geht, was seine Familie in Schottland zu ihm sagt? Ob er das Gefühl hat, dorthin heimgekehrt zu sein?«

»Ob er zurückkommen wird?« Denny setzte die Brille ab und rieb sich das Gesicht. Er war müde; sie konnte ihm den langen Tag ansehen.

»Er wird zurückkommen«, sagte sie gleichmütig. »Er würde seinen Hund doch nicht im Stich lassen.«

Das brachte ihren Bruder zum Lachen, was sie sehr verärgerte.

»Ja, wahrscheinlich kommt er zurück, um den Hund zu holen«, pflichtete er ihr grinsend bei. »Und wenn er mit einer Frau zurückkommt, Schwesterchen?« Seine Stimme war jetzt sanft, und sie drehte sich zum Fenster um, damit er nicht sehen konnte, dass diese Frage sie verstörte. Nicht dass er es sehen musste, um es zu wissen.

»Vielleicht wäre es ja das Beste für dich, wenn er das

täte, Rachel.« Dennys Stimme war immer noch sanft, doch sie hatte einen warnenden Unterton. »Du weißt ja, dass er ein Mann der Gewalt ist.«

»Was soll ich denn deiner Meinung nach tun?«, fuhr sie ihn an, ohne sich umzudrehen. »William heiraten?«

Aus der Richtung des Schreibtischs kam kurzes Schweigen.

»William«, echote Denny, und er klang verblüfft. »Empfindest du denn etwas für ihn?«

»Ich - natürlich empfinde ich Freundschaft für ihn. Und Dankbarkeit«, fügte sie hastig hinzu.

»Das tue ich auch«, stellte ihr Bruder fest, »doch auf die Idee, ihn zu heiraten, bin ich noch nicht gekommen.«

»Du bist eine völlig unmögliche Person«, sagte sie gereizt. Sie wandte sich um und funkelte ihn an. »Kannst du nicht wenigstens einmal einen Tag darauf verzichten, dich über mich lustig zu machen?«

Er öffnete dem Mund, um zu antworten, doch ein Geräusch von draußen lenkte sie ab, und sie drehte sich wieder zum Fenster um und zog den schweren Vorhang beiseite. Ihr Atem vernebelte die dunkle Scheibe, und sie rieb ungeduldig mit dem Ärmel darüber - und sah, wie unten eine Sänfte hielt. Ihre Tür öffnete sich, und eine Frau trat in den wirbelnden Schnee hinaus. Sie war in Pelze gekleidet und hatte es eilig; sie reichte einem der Sänftenträger eine Geldbörse und huschte in das Gasthaus.

»Das ist aber seltsam«, staunte Rachel, die sich umwandte, um ihre Augen zuerst auf ihren Bruder und dann auf die kleine Uhr zu richten, die im Zimmer hing. »Wer geht denn am Weihnachtsabend um neun Uhr jemanden besuchen? Das kann doch keiner von den Freunden sein?« Denn die Quäker feierten zwar das Weihnachtsfest nicht, und es würde sie daher nicht von einer Reise abhalten, doch die Hunters hatten keine Verbindungen - noch nicht - zu irgendwelchen Freunden aus Philadelphia.

Hastige Schritte auf der Treppe hielten Denzell von einer Antwort ab, und in der nächsten Sekunde flog die Tür des Zimmers auf. Die Frau mit dem Umhang stand auf der Schwelle, so weiß wie ihre Pelze.

»Denny?«, sagte sie mit erstickter Stimme.

Ihr Bruder sprang auf, als hätte ihm jemand eine glühende Kohle an den Hosenboden gehalten, und warf die Tinte um.

»Dorothea!«, rief er, und mit einem Satz hatte er das Zimmer durchquert und die pelzgekleidete Frau leidenschaftlich in die Arme geschlossen.

Rachel stand da wie gebannt. Die Tinte tropfte vom Tisch auf den bemalten Segeltuchteppich, und sie hatte das Gefühl, etwas dagegen tun zu sollen. Ihr Mund stand vor lauter Verblüffung offen, und sie hatte das Gefühl, ihn schließen zu sollen, und das tat sie auch. Die Tinte jedoch tropfte weiter auf den Teppich.

Und ganz plötzlich verstand sie den Impuls, der die Leute

zu gotteslästerlichen Flüchen verleitete.

RACHEL HOB DIE BRILLE IHRES BRUDERS VOM BODEN AUF UND BEHIELT SIE IN der Hand, während sie darauf wartete, dass er sich von der Frau löste. Dorothea, dachte sie. Das ist also die Frau - aber ist das nicht Williams Cousine? Denn William hatte seine Cousine auf dem Ritt nach Philadelphia erwähnt. Die Frau war sogar im Haus gewesen, als Denny seine Operation durchführte - aber dann musste Henry Grey ja der Bruder dieser Frau sein! Sie hatte sich in der Küche versteckt, als Rachel und Denny heute Nachmittag in ihrem Haus gewesen waren. Warum ...? Natürlich; es war weder Zimperlichkeit noch Angst, sondern der Wunsch, Denny lieber nicht gegenüberzutreten, während er sich auf dem Weg zu einer gefährlichen Operation befand.

Das verbesserte ihre Meinung von der Frau, obwohl ihr noch nicht danach war, sie ebenfalls an ihren Busen zu drücken und sie Schwester zu rufen. Sie bezweifelte außerdem, dass die Frau ihr gegenüber so empfand - obwohl es gut möglich war, dass sie Rachel noch gar nicht bemerkt, geschweige denn irgendwelche Schlüsse über sie gezogen hatte.

Denny ließ die Frau los und trat zurück, obwohl er es der Miene seines leuchtenden Gesichtes nach kaum ertragen konnte, sie nicht zu berühren.

»Dorothea«, sagte er. »Was in aller Welt willst du -«

Doch er wurde unterbrochen; die junge Frau - sie war sehr hübsch, wie Rachel jetzt sah - trat einen Schritt zurück und ließ ihren eleganten Hermelinumhang zu Boden fallen. Rachel blinzelte. Die junge Frau trug einen Sack. Es gab keine andere Bezeichnung dafür, obwohl sie beim näheren Hinsehen feststellte, dass er Ärmel hatte. Doch er bestand aus einem groben grauen Stoff und hing der jungen Frau so von den Schultern, dass er ihren Körper kaum an einer anderen Stelle berührte.

»Ich werde Quäkerin werden, Denny«, sagte sie und hob das Kinn. »Ich habe es mir überlegt.«

Dennys Gesicht zuckte, und Rachel glaubte, dass er sich selbst nicht entscheiden konnte, ob er lachen, weinen oder seine Geliebte wieder in ihren Umhang hüllen sollte. Da es ihr missfiel, etwas so Schönes achtlos auf dem Boden liegen zu sehen, bückte sich Rachel und hob den Umgang eigenhändig auf.

»Du - Dorothea?«, begann er hilflos von Neuem. »Bist du dir da sicher? Ich glaube nicht, dass du etwas von den Freunden verstehst.«

»Gewiss tue ich das. Du - ihr seht Gott in jedem Menschen, sucht Frieden in Gott, habt der Gewalt abgeschworen und tragt unansehnliche Kleider, um euch nicht mit den Eitelkeiten der Welt abzulenken. Ist das nicht richtig?«, erkundigte sich Dorothea nervös. *Lady* Dorothea, verbesserte sich Rachel. William hatte gesagt, sein Onkel sei Herzog.

»Nun ... mehr oder weniger, ja«, sagte Denny, und seine

Lippen zuckten, während er sie von oben bis unten betrachtete. »Hast du ... dieses Gewand selbst genäht?«

»Ja, natürlich. Stimmt etwas nicht damit?«

»Oh, nein«, sagte er, und es klang ein wenig erstickt. Dorothea sah ihn scharf an und richtete den Blick dann auf Rachel, die sie endlich zu bemerken schien.

»Was habe ich falsch gemacht?«, wandte sie sich flehend an Rachel, und Rachel sah den Puls in ihrem glatten weißen Hals schlagen.

»Nichts«, sagte sie und kämpfte ihrerseits mit dem Bedürfnis zu lachen. »Doch es ist den Freunden durchaus gestattet, Kleider zu tragen, die ihnen passen. Du brauchst dich nicht mit Absicht zu verunstalten, meine ich.«

»Oh, ich verstehe.« Lady Dorothea warf einen nachdenklichen Blick auf Rachels adrettes Ensemble aus Rock und Jäckchen, das zwar aus nussbraunem grobem Leinen bestand, ihr aber zweifellos gut passte - und ihr auch genauso gut stand, wenn sie das sagen durfte.

»Nun, dann ist es ja gut«, sagte Lady Dorothea. »Ich werde es hier und da einfach ein bisschen abnähen.« Ohne weiter darüber nachzudenken, trat sie wieder vor und nahm Denny bei den Händen.

»Denny«, sagte sie leise. »Oh, Denny. Ich dachte schon, ich würde dich nie wiedersehen.«

»Das dachte ich auch«, sagte er, und Rachel sah, wie in seinem Gesicht ein erneutes Ringen vonstatten ging - zwischen Pflichtgefühl und Sehnsucht, und ihr Herz

schmerzte um seinen Willen. »Dorothea ... du kannst hier nicht bleiben. Dein Onkel -«

»Er weiß nicht, dass ich aus dem Haus gegangen bin. Ich gehe ja zurück«, versicherte ihm Dorothea. »Sobald zwischen uns alles abgesprochen ist.«

»Abgesprochen«, wiederholte er und entzog ihr mit sichtlicher Überwindung seine Hände. »Du meinst -«

»Möchtest du einen Schluck Wein?«, mischte sich Rachel ein und griff nach der Karaffe, die der Bedienstete für sie hatte stehen lassen.

»Ja, danke. Er auch«, sagte Dorothea und lächelte Rachel an.

»Ich vermute, er wird ihn dringend brauchen«, murmelte Rachel mit einem Blick auf ihren Bruder.

»Dorothea«, sagte Denny hilflos und fuhr sich mit der Hand durch das Haar. »Ich weiß, was du meinst. Aber es geht ja nicht nur darum, dass du den Freunden beitretest - falls das überhaupt ... möglich ist.«

Sie richtete sich auf, stolz wie eine Herzogin.

»Zweifelt du etwa an meiner Aufrichtigkeit, Denzell Hunter?«

»Äh ... eigentlich nicht. Ich glaube nur, dass du die Angelegenheit vielleicht nicht hinreichend bedacht hast.«

»Das glaubst du also!« Die Röte stieg Lady Dorothea in die Wangen, und sie funkelte Denny an. »Dann lasse ich dich hiermit wissen, dass ich nichts anderes *getan* habe, als zu denken, seit du London verlassen hast. Wie zum

Teufel glaubst du denn, dass ich hierhergekommen bin?»

»Du hast veranlasst, dass man deinen Bruder in den Bauch schießt?«, erkundigte sich Denny. »Das erscheint mir doch ein wenig gewissenlos und nicht unbedingt erfolgversprechend.«

Lady Dorothea holte ein paarmal durch die Nase Luft und betrachtete ihn.

»Also, weißt du«, sagte sie in ganz vernünftigem Ton, »wäre ich nicht die perfekte Quäkerin, würde ich dich jetzt ohrfeigen. Doch das habe ich nicht getan, oder? Danke, meine Liebe«, sagte sie zu Rachel und nahm den Wein entgegen. »Du bist also seine Schwester?«

»Nein, das hast du nicht«, räumte Denzell argwöhnisch ein, ohne Rachel zu beachten. »Doch selbst wenn wir einmal - der Form halber«, fügte er mit einem Hauch seines üblichen Humors hinzu, »davon ausgehen, dass Gott in der Tat zu dir gesprochen und gesagt hat, dass du dich uns anschließen sollst, bleibt immer noch deine Familie.«

»Es gibt nichts in euren Glaubenssätzen, das vorschreibt, dass mein Vater meiner Hochzeit zustimmt«, fuhr sie ihn an. »Ich habe mich erkundigt.«

Denny blinzelte.

»Bei wem denn?«

»Priscilla Unwin. Sie ist ein Quäkerin aus London, die ich kenne. Du kennst sie auch; sie hat gesagt, du hättest einen Abszess am Hintern ihres kleinen Bruders geöffnet.«

An diesem Punkt kam Denny zu Bewusstsein - vielleicht weil ihm die Augen aus dem Kopf quollen, während er Lady Dorothea ansah, dachte Rachel nicht unbedingt belustigt -, dass er keine Brille trug. Er hob den Finger, um sie höher zu schieben, dann hielt er inne und sah sich blinzelnd um. Mit einem Seufzer trat Rachel vor und setzte sie ihm auf. Dann ergriff sie das zweite Weinglas und reichte es ihm.

»Sie hat recht«, sagte sie zu ihm. »Du kannst den Wein wirklich dringend brauchen.«

»DAS GANZE«, SAGTE LADY DOROTHEA, »FÜHRT JA OFFENSICHTLICH ZU nichts.« Sie sah aus wie eine Frau, die es nicht gewohnt war, dass die Dinge zu nichts führten, dachte Rachel, doch sie behielt die Beherrschung. Andererseits war sie nicht einmal annähernd so weit, dass sie Dennys Drängen nachgegeben und nach Hause gegangen wäre.

»Ich gehe nicht zurück«, sagte sie in völlig vernünftigem Ton, »denn wenn ich es tue, schleichst du dich wieder zur Kontinentalarmee, weil du glaubst, dass ich dir dorthin nicht folgen werde.«

»Das würdest du doch wohl nicht im Ernst tun?«, sagte Denny, und Rachel glaubte, eine Spur von Hoffnung in dieser Frage wahrzunehmen, war sich aber nicht sicher, was für eine Art von Hoffnung.

Lady Dorothea betrachtete ihn mit großen blauen Augen.

»Ich bin dir über den ganzen vermaledeiten Ozean

gefolgt. Du glaubst, eine verdamnte Armee könnte mich aufhalten?«

Denny rieb sich den Nasenrücken.

»Nein«, räumte er ein. »Das glaube ich nicht. Deshalb bin ich ja auch noch hier. Ich würde nicht wollen, dass du mir folgst.«

Lady Dorothea schluckte hörbar, hielt das Kinn aber tapfer erhoben.

»Warum«, sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig, »warum würdest du nicht wollen, dass ich dir folge?«

»Dorothea«, sagte er so sanft wie möglich. »Abgesehen von der Tatsache, dass es dich mit deiner Familie in Konflikt bringen würde, wenn du mich begleitest - ist es eine Armee. Außerdem ist es eine sehr arme Armee, der es an jedem denkbaren Komfort mangelt - Kleider, Betten, Schuhe und Nahrung. Darüber hinaus ist es eine Armee an der Schwelle der vernichtenden Niederlage. Es ist kein Ort für dich.«

»Ach - und es ist ein Ort für deine Schwester?«

»Nein, das ist es nicht«, sagte er. »Aber -« Er hielt inne, weil er offenbar bemerkte, dass er im Begriff war, in eine Falle zu laufen.

»Aber mich kannst du nicht daran hindern, mit dir zu gehen.« Ganz liebenswürdig ließ Rachel die Falle zuschnappen. Sie war sich nicht ganz sicher, ob sie dieser Fremden helfen sollte, doch sie bewunderte Lady Dorotheas Kampfgeist.

»Und mich auch nicht«, sagte Dorothea entschlossen.

Denny rieb sich mit drei Fingern die Stelle zwischen den Augenbrauen und schloss die Augen, als hätte er Schmerzen.

»Dorothea«, sagte er. Er ließ die Hand sinken und richtete sich auf. »Ich bin zu meinem Tun berufen, und das geht nur den Herrn und mich etwas an. Rachel begleitet mich nicht nur deshalb, weil sie so stur ist, sondern auch, weil ich für sie verantwortlich bin; sie kann sonst nirgendwohin.«

»O doch«, sagte Rachel hitzig. »Du hast gesagt, du sorgst dafür, dass ich bei Freunden unterkomme, wenn ich das möchte. Ich möchte es aber nicht.«

Bevor Denny sich noch etwas anderes einfallen lassen konnte, streckte Lady Dorothea die Hand zu einer dramatischen Geste aus.

»Ich habe eine Idee«, verkündete sie.

»Ich habe große Angst zu fragen, was es ist«, sagte Denny, und das klang aufrichtig.

»Ich nicht«, sagte Rachel. »Was denn?«

Dorothea blickte vom einen zur anderen. »Ich war bei einer Quäkerzusammenkunft. Zwei sogar. Ich weiß, wie es geht. Lasst uns eine Zusammenkunft abhalten und den Herrn darum bitten, uns zu lenken.«

Denny klappte der Mund auf, sehr zu Rachels Belustigung. Ihr gelang es nur selten, ihren Bruder so zu verblüffen, dass es ihm die Sprache verschlug. Allmählich

bekam sie Freude daran, Dorothea dabei zu beobachten.

»Das -«, begann er und klang verdattert.

»Ist eine hervorragende Idee«, führte Rachel seinen Satz zu Ende und rückte bereits einen weiteren Stuhl vor den Kamin.

Denny konnte ihnen kaum widersprechen. Mit bemerkenswert fassungsloser Miene nahm er Platz, wobei Rachel nicht entging, dass er sich gegenüber von Dorothea setzte. Sie war sich nicht sicher, ob er Angst davor hatte, zu dicht bei ihr zu sitzen - und womöglich von ihrer bloßen Gegenwart überwältigt zu werden -, oder ob er einfach nur die bessere Aussicht hatte, wenn er ihr gegenüber saß.

Allmählich kamen sie zur Ruhe, machten es sich bequem und verstummten. Rachel schloss die Augen, sah die warme Röte des Feuers auf der Innenseite ihrer Augenlider, spürte die Wärme an Händen und Füßen. Sie bedankte sich wortlos dafür, denn sie hatte die immerwährende beißende Kälte des Feldlagers nicht vergessen, die ihr die Finger- und Zehennägel in Brand setzte, und das fortwährende Zittern, das zwar nachließ, aber nicht ganz aufhörte, wenn sie sich nachts in ihre Decken hüllte, sodass ihre Muskeln vor Erschöpfung schmerzten. Es war kein Wunder, dass Denny nicht wollte, dass Dorothea ihm folgte. Sie selbst wollte nicht zurück, hätte fast alles gegeben, um nicht zurückzugehen - alles außer Dennys Wohlergehen. Sie hasste es zu hungern und zu frieren, doch es wäre schlimmer, warm und satt zu sein und zu wissen, dass er allein litt.

Hatte Lady Dorothea die geringste Ahnung, wie es sein würde?, fragte sie sich und öffnete die Augen. Dorothea saß still, aber aufrecht da, die eleganten Hände auf dem Schoß gefaltet. Wahrscheinlich stellte sich Denny ja gerade diese Hände rot gefroren und voller Blasen vor, wie es Rachel tat, das hübsche Gesicht eingefallen vor Hunger und fleckig vor Schmutz und Kälte.

Dorotheas Augen wurden von ihren Lidern überschattet, doch Rachel war sich sicher, dass sie Denny ansah. Sie war hier ein beträchtliches Risiko eingegangen, dachte Rachel. Denn was, wenn der Herr zu Denny sprach und ihm sagte, dass es unmöglich war, dass er sie fortschicken sollte? Was, wenn der Herr gerade zu Dorothea sprach, dachte sie plötzlich, oder wenn Er es bereits getan hatte? Dieser Gedanke bestürzte Rachel sehr. Nicht dass die Freunde der Meinung waren, der Herr würde ausschließlich zu ihnen sprechen; sie waren sich nur nicht sicher, dass andere ihm besonders oft zuhörten.

Hatte sie selbst denn zugehört? Wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass sie es nicht getan hatte. Und sie wusste auch, warum: weil sie nicht hören wollte, wovon sie befürchtete, dass sie es unweigerlich hören würde - dass sie sich von Ian Murray abwenden und die Gedanken an ihn aufgeben musste, die ihr in der Kälte des Waldes den Körper wärmten und die Träume erhitzen, so sehr, dass sie manchmal erwachte und sich sicher war, dass der Schnee auf ihrer Handfläche verdampfen würde, wenn sie die Hand ins Freie streckte.

Sie schluckte krampfhaft und schloss die Augen, während sie versuchte, sich der Wahrheit zu öffnen, auch wenn sie aus Angst davor zitterte.

Doch alles, was sie hörte, war ein beständiges Hecheln, und ihm nächsten Moment stieß ihr Rollo seine feuchte Nase in die Hand. Bestürzt kratzte sie ihm die Ohren. Es schickte sich zwar gewiss nicht, das bei einer Zusammenkunft zu tun, doch er würde nicht aufhören, sie anzustupsen, bis sie nachgab, das wusste sie. Er schloss wohligh die gelben Augen und legte ihr seinen schweren Kopf auf das Knie.

Der Hund liebt ihn, dachte sie und strich ihm sanft durch den dichten, drahtigen Pelz. Kann er denn ein schlechter Mensch sein, wenn das so ist? Es war nicht Gott, dessen Antwort sie hörte, sondern ihr Bruder, der gewiss sagen würde: *Hunde sind zwar wunderbare Geschöpfe, doch ich glaube nicht, dass sie besonders gute Menschenkenner sind.*

Ich aber schon, dachte sie. Ich weiß, was er ist - und ich weiß, was er sein könnte. Sie richtete den Blick auf Dorothea, die reglos in ihrem grauen Sackkleid dasaß. Lady Dorothea war bereit, ihr früheres Leben und sehr wahrscheinlich auch ihre Familie aufzugeben, um sich um Dennys willen den Freunden anzuschließen. War es nicht möglich, fragte sie sich, dass sich Ian Murray um ihretwillen von der Gewalt abwandte?

Nun, was für ein stolzer Gedanke, tadelte sie sich. Was glaubst du denn, welche Macht du besitzt, Rachel Mary

Hunter? Niemand besitzt solche Macht außer dem Herrn.

Doch der Herr besaß sie. Und wenn der Herr es wollte, war alles möglich. Rollos Rute bewegte sich sacht und klopfte dreimal auf den Boden.

Denzell Hunter richtete sich im Sitzen ein wenig auf. Es war eine kaum merkliche Bewegung, doch da sie der völligen Reglosigkeit entsprang, überraschte sie die beiden Frauen, die wie aufgeschreckte Vögel die Köpfe hoben.

»Ich liebe dich, Dorothea«, sagte er. Er sprach sehr leise, doch seine sanften Augen brannten hinter den Brillengläsern, und Rachel spürte einen Schmerz in ihrer Brust. »Willst du mich heiraten?«

TRENNUNG UND WIEDERSEHEN

20. April 1778

Für eine Atlantiküberquerung - und nach unseren Abenteuern mit den Kapitänen Roberts, Hickman und Stebbings betrachtete ich mich als Expertin in Schiffskatastrophen - fiel die Reise nach Amerika extrem langweilig aus. Einmal kamen wir in die Nähe eines englischen Kriegsschiffs, das wir aber glücklicherweise abhängen konnten; wir gerieten in zwei Gewitter und einen gewaltigen Sturm, zum Glück jedoch, ohne zu sinken. Und das Essen war zwar grauenhaft, doch ich war viel zu sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, um mehr als die Maden aus dem Zwieback zu schütteln, bevor ich ihn aß.

Meine Gedanken galten zur Hälfte der Zukunft: Marsalis und Fergus' heikler Situation, Henri-Christians lebensgefährlichem Zustand und den praktischen Voraussetzungen für seine Behebung. Die andere Hälfte - nun ja, sieben Achtel, um ehrlich zu sein - war noch in Lallybroch bei Jamie.

Ich fühlte mich wund und angeschlagen. An einer lebensgefährlichen Stelle abgeschnitten, wie immer, wenn ich länger von Jamie getrennt war, doch gleichzeitig auch, als wäre ich mit Gewalt von daheim vertrieben worden wie eine Seepocke, die man von ihrem Felsen gerissen und

achtlos in die kochende Brandung geworfen hatte.

Zum Großteil jedoch lag es an Ians bevorstehendem Tod. Ian war so sehr Teil von Lallybroch, seine Anwesenheit dort eine solche Konstante - und jahrein, jahraus ein solcher Trost für Jamie gewesen -, dass sein Verlust in gewisser Weise dem Verlust Lallybrochs gleichkam. Merkwürdigerweise machte ich mir kaum Gedanken über Jennys Worte, so verletzend diese auch gewesen waren; zu gut kannte ich diesen panischen Schmerz, diese Verzweiflung, die man in Wut verwandelte, weil man nur so am Leben bleiben konnte. Und eigentlich verstand ich ihre Gefühle auch, weil ich sie teilte: irrational oder nicht, ich fühlte mich, als wäre es meine Pflicht gewesen, Ian zu helfen. Was nützte all mein Wissen, all mein Können, wenn ich nicht helfen konnte, wo Hilfe wirklich vonnöten war?

Dieses Gefühl des Verlustes - und der nagenden Schuld - wurde noch verstärkt durch die Tatsache, dass ich nicht dabei sein konnte, als Ian starb, dass ich bei unserem letzten Abschied genau gewusst hatte, dass ich ihn nicht wiedersehen würde ... dass ich nicht in der Lage gewesen war, ihm Trost oder Erleichterung zu bringen oder bei Jamie oder seiner Familie zu sein, als der Schlag fiel - oder einfach nur bei seinem Tod zugegen zu sein.

Auch der jüngere Ian spürte dies, sogar noch stärker. Ich traf ihn oft am Heck an, wo er voll Kummer in das Kielwasser des Schiffes starrte.

»Glaubst du, er ist schon tot?«, fragte er mich einmal

abrupt, als ich mich dort zu ihm setzte. »Pa?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich aufrichtig. »Eigentlich würde ich es annehmen, aber manche Menschen halten erstaunlich lange durch. Wann hat er Geburtstag, weißt du das?«

Er sah mich verblüfft an. »Irgendwann im Mai, ungefähr zur gleichen Zeit wie Onkel Jamie. Warum?«

Ich zuckte mit den Achseln und zog das Schultertuch fester um mich, denn der Wind war kalt.

»Oft scheinen Menschen, die sehr krank sind, aber bald Geburtstag haben, mit dem Sterben zu warten, bis er vorüber ist. Ich habe einmal eine Studie darüber gelesen. Aus irgendeinem Grund ist es noch wahrscheinlicher, wenn es sich um eine Berühmtheit handelt.«

Das brachte ihn zum Lachen, wenn auch schmerzerfüllt.

»Das ist Pa natürlich nie gewesen.« Er seufzte. »Ich wünschte nur, ich wäre bei ihm geblieben. Ich weiß, dass er gesagt hat, ich soll gehen - und ich wollte auch gehen«, fügte er aufrichtig hinzu. »Aber ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich es getan habe.«

Ich seufzte ebenfalls. »Ich genauso.«

»Aber du musstest doch gehen«, protestierte er. »Du konntest doch nicht zulassen, dass der arme kleine Henri-Christian erstickt. Pa hat das verstanden, das weiß ich ganz bestimmt.«

Ich lächelte über diesen gut gemeinten Versuch, mich aufzumuntern.

»Er hat auch verstanden, warum du gehen musstest.«

»Aye, ich weiß.« Er schwieg eine Weile und sah der Furche des Kielwassers zu; es war ein windiger Tag, und das Schiff kam gut voran, obwohl die See aufgewühlt war und voller weißer Häubchen. »Ich wünschte -«, sagte er plötzlich, dann hielt er inne und schluckte. »Ich wünschte, Pa hätte Rachel kennenlernen können«, sagte er leise. »Ich wünschte, sie könnte ihn kennenlernen.«

Ich stieß einen mitfühlenden Laut aus. Zu gut erinnerte ich mich an die Jahre, in deren Verlauf ich zugesehen hatte, wie Brianna heranwuchs, und es mich geschmerzt hatte, dass sie ihrem Vater nie begegnen würde. Und dann war ein Wunder geschehen - doch für Ian würde es kein Wunder geben.

»Ich weiß, dass du deinem Pa von Rachel erzählt hast - er hat es mir wiederum erzählt, und er war so glücklich, von ihr zu hören.« Das brachte ihn zum Lächeln. »Hast du Rachel von deinem Vater erzählt? Von deiner Familie?«

»Nein.« Er klang verblüfft. »Nein, das habe ich nie getan.«

»Nun, du brauchst ja nur - was ist?« Seine Stirn hatte sich verfinstert, und sein Mund hatte sich nach unten verzogen.

»Ich ... Eigentlich nichts. Mir ist nur gerade eingefallen - Ich habe ihr überhaupt nichts erzählt. Ich meine, wir ... Eigentlich haben wir uns gar nicht unterhalten, aye? Ich habe hin und wieder mit ihr gesprochen und sie mit mir,

aber das waren nur Alltäglichkeiten. Und dann haben wir - habe ich sie geküsst, und ... Nun, das war mehr oder weniger alles.« Er machte eine hilflose Handbewegung. »Aber ich habe sie nie gefragt. Ich war mir einfach nur sicher.«

»Und jetzt bist du es nicht mehr?«

Er schüttelte den Kopf, und seine braunen Haare wehten im Wind.

»Oh, nein, Tante Claire; ich bin mir dessen, was zwischen uns ist, so sicher wie ... wie ...« Er sah sich auf dem schwankenden Deck nach einem Symbol der Beständigkeit um, doch dann gab er auf. »Nun, ich bin mir dessen, was ich fühle, sicherer als ich mir bin, dass morgen die Sonne aufgeht.«

»Ich bin mir sicher, dass sie das weiß.«

»Aye, das tut sie«, sagte er, leiser jetzt. »Das weiß ich genau.«

Eine Weile saßen wir schweigend da. Dann stand ich auf und sagte: »Nun in diesem Fall ... solltest du vielleicht ein Gebet für deinen Vater sprechen und dich dann an den Bug setzen.«

ICH WAR IM ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERT EIN- ODER ZWEIMALALS TEILNEHMERIN an medizinischen Konferenzen in Philadelphia gewesen. Ich hatte die Stadt nie gemocht, weil ich sie schmutzig und unfreundlich fand.

Jetzt war sie zwar anders, aber an Attraktion hatte sie auch nicht gewonnen. Die Straßen, die nicht gepflastert waren, waren Schlammwüsten, und an Straßen, die später einmal von schäbigen Reihenhäusern mit Gärten voller Müll, von kaputtem Plastikspielzeug und Motorradteilen gesäumt sein würden, standen jetzt baufällige Hütten mit Gärten voller Abfälle, Muschelschalen und angebundener Ziegen. Natürlich gab es keine barbarischen schwarzen Polizisten, doch die Kleinkriminellen waren schon ähnlich, und sie waren nicht zu übersehen, trotz der Allgegenwart der britischen Armee; in der Nähe der Wirtshäuser wimmelte es von Rotröcken, und sie marschierten in Kolonnen an unserem Wagen vorbei, die Musketen auf den Schultern.

Es war Frühling. Das musste ich der Stadt lassen. Überall standen Bäume, dank der von William Penn erlassenen Vorschrift, dass mindestens ein Fünftel der Fläche bewaldet bleiben sollte - selbst den profitgierigen Politikern des zwanzigsten Jahrhunderts war der Kahlschlag nicht völlig gelungen, auch wenn es vielleicht nur daran lag, dass sie noch nicht herausgefunden hatten, wie sich daraus Kapital schlagen ließ, ohne dass man sie erwischte -, und viele der Bäume standen in voller Blüte, sodass sich weiße Blütenblätter wie Konfetti über die Pferde ergossen, als der Wagen jetzt in den Stadtkern vordrang.

Auf der Hauptstraße in die Stadt trafen wir auf eine Armeepatrouille; sie hatten uns angehalten und wollten die Pässe des Fahrers und seiner beiden männlichen

Passagiere sehen. Ich hatte eine anständige Haube aufgesetzt, sah niemanden direkt an und murmelte, dass ich auf dem Weg in die Stadt war, um meiner Tochter zu helfen, die ein Kind erwartete. Die Soldaten warfen einen kurzen Blick in den Lebensmittelkorb auf meinem Schoß, sahen mir jedoch nicht einmal ins Gesicht, bevor sie den Wagen weiterwinkten. Respektables Aussehen hatte durchaus seine Vorteile. Ich fragte mich, wie viele Geheimdienste wohl schon auf die Idee gekommen waren, sich älterer Damen zu bedienen? Man hörte zwar nicht oft von betagten weiblichen Spionen - aber das konnte ja durchaus der Beweis dafür sein, wie gut sie waren.

Fergus' Druckerei befand sich nicht im elegantesten Viertel, aber nicht weit davon entfernt, und ich stellte erfreut fest, dass sie in einem ordentlichen roten Ziegelbau untergebracht war, der in einer Reihe ganz ähnlicher, solider, freundlich aussehender Häuser stand. Wir hatten nicht im Voraus geschrieben, dass ich kommen würde; der Brief wäre ohnehin nicht eher angekommen als ich. Guten Mutes öffnete ich die Tür.

Marsali stand an der Ladentheke und war damit beschäftigt, einige Papierstapel zu sortieren. Beim Klang der Glocke über der Tür blickte sie auf, blinzelte - und glotzte mich sprachlos an.

»Wie geht es dir, meine Liebe?«, sagte ich fröhlich und stellte den Korb hin, um rasch die Klappe in der Theke zu öffnen und Marsali in die Arme zu nehmen.

Sie sah halb tot aus, obwohl bei meinem Erscheinen

pure Erleichterung in ihren Augen aufleuchtete. Sie fiel mir geradezu in die Arme und brach in Schluchzen aus, ein Gefühlsausbruch, den ich sonst nicht von ihr kannte. Unter beruhigenden Lauten tätschelte ich ihr den Rücken und war höchst alarmiert. Die Kleider hingen ihr lose auf den Knochen, und sie roch ungepflegt, weil sie sich das Haar schon zu lange nicht mehr gewaschen hatte.

»Alles wird gut«, wiederholte ich entschlossen zum dutzendsten Mal, und sie hörte auf zu weinen und trat einen Schritt zurück, während sie ein schmutziges Taschentuch aus ihrer Tasche holte. Zu meinem Schrecken sah ich, dass sie wieder schwanger war.

»Wo ist Fergus?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

»Er hat dich verlassen?«, platzte ich entsetzt heraus.

»Oh, dieser miese kleine -«

»Nein, nein«, sagte sie hastig und hätte bei allen Tränen fast gelacht. »Er hat mich nicht verlassen, ganz und gar nicht. Er ist nur untergetaucht - er wechselt alle paar Tage das Versteck, und ich weiß nicht, wo er sich gerade aufhält. Aber die Kinder können ihn finden.«

»Warum ist er denn untergetaucht? Nicht dass ich fragen muss, nehme ich an«, sagte ich mit einem Seitenblick auf die mächtige schwarze Druckerpresse, die hinter der Ladentheke stand. »Aber was war es im Besonderen?«

»Ein kleines Pamphlet für Mr. Paine. Er veröffentlicht eine ganze Serie, weißt du, unter dem Titel ›Die

amerikanische Krise.«

»Mr. Paine - der mit dem *Common Sense*?«

»Aye, das ist er«, sagte sie und putzte sich die Nase.
»Er ist ein netter Mann, aber Fergus sagt, man sollte nicht mit ihm trinken. Du weißt bestimmt, wie rührselig manche Männer werden, wenn sie betrunken sind, und wie unbeherrscht andere?«

»Oh, einer von dieser Sorte. Ja, das weiß ich. Wie weit bist du?«, widmete ich mich wieder einem Thema, das von allgemeinerem Interesse war. »Solltest du dich nicht hinsetzen? Du solltest nicht so lange stehen.«

»Wie weit ...?« Ihre Miene war überrascht, und ihre Hand folgte unwillkürlich meiner Blickrichtung auf ihren leicht vorgewölbten Bauch. »Ach das.« Sie wühlte unter ihrer Schürze und zog einen dicken Lederbeutel hervor, den sie sich um die Taille gebunden hatte.

»Falls wir fliehen müssen«, erklärte sie. »Falls sie uns das Haus anzünden und ich mit den Kindern Hals über Kopf fort muss.«

Ich nahm ihr den Beutel ab und stellte fest, dass er überraschend schwer war. Unter den Schichten aus Papieren und kleinen Spielzeugen hörte ich ein leises metallisches Klirren.

»Caslon 24 Punkt kursiv?«, fragte ich, und sie lächelte und wurde auf der Stelle mindestens zehn Jahre jünger.

»Alles außer dem ›X‹. Das musste ich wieder zu einem Klumpen zurechthämmern, den ich beim Goldschmied

gegen Geld für Essen eingetauscht habe, nachdem Fergus gegangen war. Es ist natürlich immer noch ein ›X‹ da«, sagte sie und nahm die Tasche wieder an sich, »aber es ist tatsächlich aus Blei.«

»Musstest du denn die Garamond schon benutzen?« Jamie und Fergus hatten zwei komplette Typensätze in Gold gegossen und sie mit Ruß und Druckerschwärze verschmiert, bis sie nicht mehr von den vielen anderen Bleisatztypen in dem Setzkasten zu unterscheiden waren, der bescheiden hinter der Presse an der Wand stand.

Sie schüttelte den Kopf.

»Die hat Fergus mitgenommen. Er wollte sie vorsichtshalber an einem sicheren Ort vergraben. Du siehst müde aus von der Reise, Mutter Claire«, fuhr sie fort und beugte sich vor, um mich zu inspizieren. »Soll ich Joanie zum Wirtshaus schicken, damit sie uns einen Krug Cidre holt?«

»Das wäre herrlich«, sagte ich, immer noch ein wenig benommen von den Enthüllungen der letzten Minuten. »Aber was ist mit Henri-Christian - wie geht es ihm? Ist er hier?«

»Im Garten mit seinem Freund, glaube ich«, sagte sie. »Ich rufe ihn. Er ist immer ein bisschen müde, der Arme, weil er nicht gut schläft, und sein Hals ist so entzündet, dass er sich anhört wie ein Ochsenfrosch mit Verstopfung. Seiner Laune tut es aber keinen großen Abbruch, das sage ich dir.« Sie lächelte trotz ihrer Müdigkeit und lief durch die Tür in den Wohnbereich. »Henri-Christian!«, rief sie im

Gehen.

Falls sie uns das Haus anzünden. Wer denn?, fragte ich mich, und mich schauderte. Die britische Armee? Loyalisten? Und wie schaffte sie das nur, allein die Werkstatt zu betreiben und sich um ihre Familie zu kümmern, mit einem Mann, der untergetaucht war, und einem kranken Kind, das man beim Schlafen nicht allein lassen konnte? *Der Schrecken unserer Lage*, hatte sie in ihrem Brief an Laoghaire geschrieben. Und das war vor Monaten gewesen, als Fergus noch zu Hause war.

Nun, jetzt war sie ja nicht mehr allein. Zum ersten Mal, seit ich in Schottland Abschied von Jamie genommen hatte, sah ich mehr in meiner Situation als eine Frage grimmiger Notwendigkeit. Ich würde ihm heute Abend schreiben, beschloss ich. Möglich - und das hoffte ich -, dass er Lallybroch verließ, bevor ihn mein Brief erreichte, doch in diesem Fall würden sich Jenny und der Rest der Familie ebenfalls freuen zu hören, was hier vor sich ging. Und falls Ian durch Zufall noch am Leben war ... Doch daran wollte ich nicht denken; das Bewusstsein, dass Jamie bei seinem Tod frei sein würde, zu mir zu kommen, gab mir ein Gefühl der Leichenfledderei, als wünschte ich mir seinen möglichst baldigen Tod. Obwohl ich, wenn ich ehrlich war, glaubte, dass sich Ian den Tod vielleicht selbst so schnell wie möglich herbeiwünschte.

Diese morbiden Gedanken wurden durch Marsalis Rückkehr unterbrochen; Henri-Christan hüpfte neben ihr her.

»Grandmère!«, rief er, als er mich sah, und sprang mir in die Arme, sodass ich beinahe hintenübergefallen wäre. Er war wirklich ein kräftiger kleiner Junge.

Er rieb mir liebevoll mit der Nase durch das Gesicht, und ich empfand eine bemerkenswerte Freude bei seinem Anblick. Ich küsste ihn und drückte ihn und spürte, wie sich das Loch, das Mandy und Jems Abschied in meinem Herzen hinterlassen hatte, ein wenig füllte. In Schottland, von Marsalis Familie getrennt, hatte ich fast vergessen, dass mir ja immer noch vier wunderbare Enkelkinder geblieben waren, und ich war froh, daran erinnert zu werden.

»Willst du ein Kunststück sehen, *Grandmère*?«, krächzte Henri-Christian eifrig. Marsali hatte recht; er klang wirklich wie ein Ochsenfrosch mit Verstopfung. Doch ich nickte, und er hüpfte mir vom Schoß, zog drei mit Kleie gefüllte Ledersäckchen aus der Tasche und begann sofort, erstaunlich geschickt damit zu jonglieren.

»Das hat ihm sein Pa beigebracht«, sagte Marsali nicht ohne Stolz.

»Wenn ich so groß bin wie Germain, bringt mir Pa auch bei, wie man Taschendieb wird!«

Marsali schnappte nach Luft und hielt ihm eine Hand vor den Mund.

»Henri-Christian, darüber darfst du nie sprechen«, sagte sie streng. »Mit niemandem. Hörst du?«

Er sah mich verwirrt an, nickte aber.

Der Schauder von vorhin meldete sich zurück. Betätigte sich Germain etwa - sozusagen - als professioneller Taschendieb? Ich sah Marsali an, doch sie schüttelte sacht den Kopf; wir würden uns später darüber unterhalten.

»Mach den Mund auf, und streck mir die Zunge heraus, Schätzchen«, sagte ich zu Henri-Christian. »Lass Omi in deinen Hals schauen - das hört sich ja schlimm an.«

»Aug-aug-aug«, sagte er und grinste breit, öffnete aber gehorsam den Mund. Schwacher Eitergeruch kam mir aus seinem weit geöffneten Mund entgegen, und selbst ohne beleuchtetes Laryngoskop konnte ich sehen, dass seine geschwellenen Mandeln ihm fast den gesamten Hals blockierten.

»Ach, du liebe Güte«, sagte ich und drehte seinen Kopf hin und her, um besser sehen zu können. »Ich bin erstaunt, dass er überhaupt essen kann, vom Schlafen ganz zu schweigen.«

»Manchmal kann er das auch nicht«, sagte Marsali, und ich hörte die Anspannung in ihrer Stimme. »Oft bekommt er nichts herunter außer einem bisschen Milch, und selbst die brennt ihm in der Kehle wie ein Messer. Armer Kleiner.« Sie hockte sich neben mich und strich Henri-Christian das feine dunkle Haar aus dem erröteten Gesicht. »Meinst du, du kannst ihm helfen, Mutter Claire?«

»Oh, ja«, sagte ich mit sehr viel mehr Zuversicht, als ich empfand. »Absolut.«

Ich spürte, wie die Anspannung mit einem Schlag von ihr

abfiel, und die Tränen begannen, ihr lautlos über das Gesicht zu laufen. Sie zog Henri-Christians Kopf an ihre Brust, damit er sie nicht weinen sah, und ich nahm sie beide in die Arme, legte ihr die Wange an das Häubchen auf dem Haar und roch den abgestandenen Geruch ihrer Angst und ihrer Erschöpfung.

»Jetzt ist es gut«, sagte ich leise und rieb ihr den schmalen Rücken. »Ich bin hier. Jetzt kannst du schlafen.«

MARSALI VERSCHLIEF DEN REST DES TAGES UND DIE GANZE NACHT. ICH WAR müde von der Reise, konnte aber auf dem großen Sessel am Feuer in der Küche dösen. Henri-Christian schnarchte zusammengerollt auf meinem Schoß. Zweimal hörte er im Lauf der Nacht auf zu atmen, und ich bekam seine Atmung zwar ohne Probleme wieder in Gang, doch ich konnte sehen, dass sofort etwas unternommen werden musste. Daher machte ich am Morgen ein kurzes Nickerchen, und nachdem ich mir das Gesicht gewaschen und etwas gegessen hatte, begab ich mich auf die Suche nach den Dingen, die ich brauchen würde.

Ich hatte zwar nur die einfachsten medizinischen Instrumente dabei, doch zur Entfernung der Mandeln oder Polypen brauchte man glücklicherweise auch kein kompliziertes Instrumentarium.

Ich wünschte, Ian wäre mit mir in die Stadt gekommen; ich hätte seine Hilfe gut gebrauchen können, genau wie

Marsali. Doch es war gefährlich für einen Mann in seinem Alter; er konnte die Stadt nicht offen betreten, ohne von den britischen Patrouillen angehalten und ausgefragt und womöglich als verdächtige Gestalt festgenommen zu werden - die er ja mit Sicherheit war. Darüber hinaus ... hatte er darauf gebrannt, sich auf die Suche nach Rachel Hunter zu machen.

Die Aufgabe, zwei Menschen - und einen Hund - zu finden, die sich von Kanada bis Charleston beinahe überall aufhalten konnten, und dies ohne Kommunikationsmöglichkeiten außer den eigenen Beinen und dem gesprochenen Wort, hätte jeden abgeschreckt, der weniger stur war als die Fraser-Männer. Doch so liebenswürdig er sein mochte - wenn es darauf ankam, war Ian genauso gut wie Jamie in der Lage, seinen Kurs zu verfolgen, ganz gleich was geschah.

Einen Anhaltspunkt hatte er immerhin. Denny Hunter war wahrscheinlich nach wie vor Armeearzt. Wenn ja, hielt er sich natürlich bei der Kontinentalarmee auf - irgendeinem Teil der Kontinentalarmee. Also hatte Ian vor, das nächstgelegene Lager dieser Armee ausfindig zu machen und dort mit seinen Erkundigungen zu beginnen. Zu diesem Zweck hatte er vor, sich durch die Wirthäuser und Spelunken am Stadtrand von Philadelphia vorzuarbeiten und mit Hilfe der örtlichen Gerüchteküche herauszufinden, wo sich die Armee aufhalten mochte.

Immerhin hatte ich ihn überreden können, eine Nachricht in die Druckerei zu übersenden und uns wissen zu lassen,

wohin er unterwegs war, sobald er etwas herausfand, das ihm eine mögliche Richtung vorgab.

Alles, was ich unterdessen tun konnte, war, ein rasches Gebet an seinen Schutzengel zu richten - ein hoffnungslos überarbeitetes Wesen - und dann ein Wörtchen mit dem meinen zu wechseln (den ich mir als großmütterliche Gestalt mit sorgenvoller Miene vorstellte) und mich dann ans Werk zu begeben.

Jetzt war ich auf den schlammigen Straßen unterwegs und dachte über das Prozedere nach. Ich hatte in den letzten zehn Jahren nur eine Mandeloperation durchgeführt - zwei, wenn man die Beardsley-Zwillinge separat betrachten wollte. Normalerweise war es eine schnelle, unkomplizierte Operation - doch normalerweise wurde sie ja auch nicht in einer halbdunklen Druckerei an einem Zwerg mit einer Atemwegsblockade, einer Schleimhautentzündung und einem Kehlkopfabszess durchgeführt.

Nun, ich brauchte es ja nicht in der Druckerei zu tun, wenn ich einen besser beleuchteten Ort finden konnte. Wo konnte der aber sein?, fragte ich mich. Am wahrscheinlichsten im Haus einer reichen Person, wo kein Mangel an Kerzenwachs herrschte. Ich war schon oft in solchen Häusern gewesen, vor allem während unseres Aufenthalts in Paris, doch hier kannte ich niemanden, der auch nur ein bescheidenes Vermögen besaß. Marsali ebenfalls nicht; ich hatte sie gefragt.

Nun, eins nach dem anderen. Bevor ich mir Gedanken

über den Operationssaal machte, musste ich einen Schmied finden, der zu Feinarbeiten in der Lage war und mir die Drahtschlinge anfertigen konnte, die ich benötigte. Die Mandeln konnte ich natürlich problemlos mit einem Skalpell entfernen, doch es würde mehr als schwierig werden, die Polypen oberhalb des Gaumensegels auf die gleiche Weise zu entfernen. Und das Letzte, was ich wollte, war, im Halbdunkel mit einem scharfen Instrument in Henri-Christians entzündetem Hals herumzustochern. Die Drahtschlinge würde zwar scharf genug sein, doch es war nicht damit zu rechnen, dass sie Schaden anrichtete, wenn ich irgendwo damit anstieß; nur ihre Innenkante würde schneiden und auch das nur, wenn ich sie ruckartig bewegte, um die Mandel oder den Polypen sauber abzutrennen.

Ich fragte mich beklommen, ob er wohl eine bakterielle Infektion hatte. Sein Hals war flammend rot, doch das konnte ebenso durch eine andere Infektion hervorgerufen werden.

Nein, wir würden es darauf ankommen lassen, dachte ich. Ich hatte einige Penizillinschalen angesetzt, kaum dass ich angekommen war. Es war zwar nicht zu sagen, ob der Extrakt, den ich in ein paar Tagen daraus gewinnen würde, wirksam war oder nicht - oder falls ja, wie wirksam. Doch es war auf jeden Fall besser als nichts - genau wie ich selbst.

Über eine unleugbar nützliche Errungenschaft verfügte ich auf jeden Fall - oder ich würde es tun, wenn mein

nachmittäglicher Streifzug von Erfolg gekrönt wurde. Vor fast fünf Jahren hatte mir Lord John Grey eine Glasflasche mit Vitriol und den Pelikanapparat übersandt, der zur Destillation von Äther notwendig war. Ich *meinte*, dass er diese Utensilien bei einem Apotheker in Philadelphia erstanden hatte, auch wenn ich mich nicht mehr an den Namen erinnern konnte. Doch so viele Apotheker konnte es in Philadelphia ja nicht geben, und ich hatte vor, sie alle aufzusuchen, bis ich den richtigen fand.

Marsali hatte gesagt, es gäbe zwei große Apotheken in der Stadt, und nur die größere der beiden würde die Dinge führen, die ich zur Herstellung von Äther brauchte. Wie war nur der Name des Mannes, bei dem Lord John meinen Pelikanapparat erworben hatte? War es überhaupt in Philadelphia gewesen? Mein Kopf war leer, entweder vor Erschöpfung oder schlicht aus Vergesslichkeit; die Zeiten, in denen ich in meinem Sprechzimmer in Fraser's Ridge Äther hergestellt hatte, schienen mir so weit zurückzuliegen wie die Sintflut.

Ich fand die erste Apotheke und erwarb dort einige nützliche Dinge, darunter auch ein Gefäß mit Blutegeln - obwohl mir bei dem Gedanken, Henri-Christian einen davon in den Mund zu setzen, ein wenig mulmig wurde; was, wenn er es fertigbrachte, das Tier zu verschlucken.

Andererseits, so dachte ich, war er ein vierjähriger Junge mit einem höchst fantasievollen älteren Bruder. Er hatte wahrscheinlich schon viel Schlimmeres verschluckt als Blutegel. Doch mit etwas Glück würde ich die Egel ja gar

nicht brauchen. Außerdem hatte ich zwei sehr kleine Kautereisen gekauft. Es war eine primitive, schmerzhaft Art, Blutungen zu stoppen - aber sie war sehr wirksam.

Doch Vitriol hatte der Apotheker nicht. Er hatte sich dafür entschuldigt und gesagt, derartige Dinge müssten aus England importiert werden, und durch den Krieg ... Ich dankte ihm und begab mich in die zweite Apotheke. Wo man mir mitteilte, dass man zwar etwas Vitriol gehabt hätte, dieses aber vor einiger Zeit an einen englischen Lord verkauft hätte, obwohl sich der Mann hinter der Ladentheke überhaupt nicht vorstellen konnte, was er damit wollte.

»Ein englischer Lord?«, sagte ich überrascht. Es konnte doch wohl nicht Lord John sein? Andererseits war es ja nicht so, dass die englische Aristokratie derzeit in Scharen nach Philadelphia strömte, es sei denn, die Mitglieder derselben waren Soldaten. Und der Mann hatte »Lord« gesagt, nicht Major oder Hauptmann.

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt; ich fragte, und man teilte mir pflichtschuldigst mit, dass es sich um einen gewissen Lord John Grey handelte und er sich das Vitriol in sein Haus an der Chestnut Street hatte liefern lassen.

Mit einem Gefühl wie Alice im Kaninchenbau - ich fühlte mich immer noch ein wenig benommen vom Schlafmangel und der anstrengenden Seereise - fragte ich nach dem Weg zur Chestnut Street.

Die Tür des Hauses wurde von einer außerordentlich schönen jungen Frau geöffnete, deren Kleidung keinen

Zweifel daran ließ, dass sie nicht zum Personal gehörte. Wir blinzelten einander überrascht an; sie konnte mich eindeutig nicht einordnen, doch als ich mich nach Lord John erkundigte und sagte, er sei ein alter Bekannter, bat sie mich bereitwillig herein und sagte, ihr Onkel würde gleich zurück sein, er hätte nur ein Pferd zum Beschlagen gebracht.

»Man sollte ja meinen, dass er den Stalljungen schickt«, sagte die junge Frau - die sich als Lady Dorothea Grey vorstellte - entschuldigend. »Oder meinen Vetter. Aber Onkel John ist sehr eigen, wenn es um seine Pferde geht.«

»Euer Vetter?«, fragte ich, während sich mein behäbiger Verstand die möglichen Familienverbindungen ausmalte. »Ihr meint aber nicht William Ransom, oder?«

»Ellesmere, ja«, sagte sie mit überraschter, aber erfreuter Miene. »Kennt Ihr ihn etwa?«

»Wir sind uns ein- oder zweimal begegnet«, sagte ich. »Wenn Ihr mir die Frage gestattet - wie kommt es denn, dass er in Philadelphia ist? Ich ... äh ... hatte gedacht, er wäre mit dem Rest von Burgoynes Armee nach Boston gegangen, um von dort nach England zu fahren.«

»Oh, so ist es auch«, erwiderte sie. »Doch er ist zuerst hierhergekommen, um seinen Vater zu sehen - das ist Lord John - und meinen Bruder.« Ihre großen blauen Augen verfinsterten sich ein wenig, als sie ihn erwähnte. »Henry ist leider schwer krank.«

»Es tut mir sehr leid, das zu hören«, sagte ich aufrichtig,

aber kurz angebunden. Ich war viel mehr an Williams Anwesenheit interessiert, doch bevor ich die nächste Frage stellen konnte, erschollen leichtfüßige, rasche Schritte auf der Veranda, und die Eingangstür öffnete sich.

»Dottie?«, sagte eine vertraute Stimme. »Weißt du vielleicht, wo - Oh, ich bitte um Verzeihung.« Lord John war in den Salon getreten und stehen geblieben, als er mich sah. Dann *sah* er mich tatsächlich, und ihm fiel die Kinnlade herunter.

»Wie schön, Euch wiederzusehen«, sagte ich freundlich. »Obwohl ich es bedaure zu hören, dass Euer Neffe krank ist.«

»Danke«, sagte er. Mit einem außerordentlich argwöhnischen Blick beugte er sich über meine Hand und küsste sie. »Ich bin entzückt, Euch wiederzusehen, Mrs. Fraser«, fügte er hinzu, und es klang so, als wäre es ernst gemeint. Dann zögerte er einen Moment, doch natürlich musste er fragen: »Euer Mann ...?«

»Er ist in Schottland«, sagte ich und fühlte mich geradezu gemein, weil ich ihn enttäuschen musste. Doch das Flackern in seinem Gesicht verschwand auf der Stelle wieder - er war ein Gentleman und ein Soldat. Er trug sogar tatsächlich eine Armeeuniform, was mich sehr überraschte.

»Ihr seid doch nicht in den aktiven Dienst zurückgekehrt, oder?«, fragte ich und zog die Augenbrauen hoch.

»Eigentlich nicht. Dottie, hast du denn noch nicht nach Mrs. Figg gerufen? Mrs. Fraser möchte doch sicher eine

Erfrischung.«

»Ich bin gerade erst gekommen«, sagte ich hastig, als Dottie aufsprang und verschwand.

»Ist das so«, sagte er und verkniff sich höflich das *Warum?*, das seinem Gesicht so deutlich anzusehen war. Er wies mir einen Sessel zu und setzte sich seinerseits hin. Seine Miene war ausgesprochen merkwürdig, so als überlegte er, wie er etwas Peinliches aussprechen könnte.

»Ich bin entzückt, Euch zu sehen«, wiederholte er langsam. »Seid Ihr - Ich möchte auf keinen Fall unhöflich erscheinen, Mrs. Fraser, Ihr müsst mir verzeihen, aber ... seid Ihr vielleicht hier, um mir eine Nachricht von Eurem Mann zu überbringen?«

Er konnte das kleine Licht nicht unterdrücken, das in seinen Augen aufleuchte, und ich empfand beinahe Bedauern, als ich den Kopf schüttelte.

»Es tut mir leid«, sagte ich und stellte zu meiner Überraschung fest, dass es mir ernst war. »Ich bin hier, um Euch um einen Gefallen zu bitten. Nicht für mich - für meinen Enkel.«

Er blinzelte.

»Euren Enkel«, wiederholte er verständnislos. »Ich dachte, Eure Tochter ... Oh! Natürlich, ich hatte ganz vergessen, dass der Adoptivsohn Eures Mannes - Seine Familie ist hier? Ist es eines seiner Kinder?«

»Ja, ganz recht.« Ohne Umschweife erklärte ich ihm die Situation, beschrieb ihm Henri-Christians Zustand und

erinnerte ihn daran, wie großzügig er mir damals das Vitriol und den Glasapparat übersandt hatte.

»Mr. Sholto - der Apotheker an der Walnut Street? - hat mir erzählt, er hätte Euch vor einigen Monaten eine große Flasche Vitriol verkauft. Ich habe mich gefragt - ob Ihr es wohl zufälligerweise noch habt?« Ich versuchte erst gar nicht, einen Hehl aus meiner Hoffnung zu machen, und seine Miene wurde sanft.

»Ja, das habe ich«, sagte er, und zu meiner Überraschung lächelte er, als käme die Sonne hinter einer Wolke hervor. »Ich habe es für Euch gekauft, Mrs. Fraser.«

WIR SCHLOSSEN AUF DER STELLE EINE ABMACHUNG. ER WÜRDTE MIR NICHT nur das Vitriol geben, sondern auch den Rest der medizinischen Ausrüstung erwerben, die ich benötigte, wenn ich mich bereit erklärte, seinen Neffen zu operieren.

»Dr. Hunter hat Weihnachten eine der Kugeln entfernt«, sagte er, »und dadurch hat sich Henrys Zustand ein wenig gebessert. Doch die andere ist immer noch in seinen Körper eingebettet, und -«

»Dr. Hunter?«, unterbrach ich ihn. »Ihr meint aber nicht Denzell Hunter, oder?«

»Doch«, sagte er und runzelte überrascht die Stirn. »Ihr wollt doch nicht sagen, dass Ihr ihn kennt?«

»Doch, genau das will ich sagen«, sagte ich und

lächelte. »Wir haben schon mehrfach zusammengearbeitet, in Ticonderoga und in Gates' Armee vor Saratoga. Aber was macht er denn in Philadelphia?«

»Er -«, begann er, wurde aber von Schritten unterbrochen, die leichtfüßig die Treppe herunterkamen. Während wir uns unterhielten, hatte ich vage Geräusche über uns wahrgenommen, aber nicht darauf geachtet. Jetzt jedoch blickte ich zur Tür, und mein Herz tat einen Freudensprung beim Anblick Rachel Hunters, die dort stehen geblieben war und mich anstarrte, den Mund zu einem perfekten, erstaunten »O« geformt.

Im nächsten Moment lag sie mir in den Armen und drückte mich so fest, dass ich um meine Rippen fürchtete.

»Freundin Claire!«, sagte sie, als sie mich schließlich losließ. »Ich hätte nie gedacht, dass ich dich hier sehen ... Das heißt, ich bin so froh - Oh, Claire! Ian. Ist er mit dir zurückgekommen?« Ihre Miene war voller Sehnsucht und Angst, und Hoffnung und Argwohn jagten wie dahinrasende Wolken über ihre Gesichtszüge.

»Ja«, sagte ich. »Er ist aber nicht hier.« Schatten fiel auf ihr Gesicht.

»Oh«, sagte sie kleinlaut. »Wo -«

»Er ist auf der Suche nach dir«, sagte ich sanft und ergriff ihre Hände.

Die Freude flammte in ihren Augen auf wie ein Waldbrand.

»Oh!«, sagte sie in völlig verändertem Ton. »Oh!«

Lord John hüstelte höflich.

»Vielleicht wäre es ja unklug, wenn ich genauer wüsste, wo sich Euer Neffe aufhält, Mrs. Fraser«, merkte er an. »Da ich davon ausgehe, dass er die Prinzipien Eures Mannes teilt. Nun denn. Wenn Ihr mich entschuldigen würdet, dann berichte ich Henry von Eurem Eintreffen. Ich nehme an, Ihr würdet ihn gern untersuchen?«

»Oh«, sagte ich, plötzlich wieder an den Grund meines Hierseins erinnert. »Ja. Ja, natürlich. Wenn es Euch nichts ausmacht ...«

Er lächelte und sah Rachel an, deren Gesicht bei meinem Anblick weiß geworden war, jetzt aber vor Aufregung die Farbe eines roten Apfels angenommen hatte.

»Nicht im Geringsten«, sagte er. »Kommt nach oben, wenn Ihr so weit seid, Mrs. Fraser. Ich erwarte Euch dort.«

ZIEMLICH UNSCHÖN

Brianna fehlte mir tagaus, tagein, den Umständen entsprechend mehr oder weniger. Jetzt jedoch hätte ich sie besonders brauchen können. Sie hätte das Problem lösen können, wie man Henri-Christians Hals beleuchtete, da war ich mir sicher.

Ich hatte ihn im Vorderteil der Druckerei auf einen Tisch gelegt, um jeden Lichtstrahl zu nutzen, der zu uns hereindrang. Doch dies war Philadelphia, nicht New Bern. Wenn der Himmel nicht mit Wolken überzogen war, war er vom Rauch der Schornsteine vernebelt. Und die Straße war eng, die Gebäude auf der anderen Seite nahmen uns den Großteil des Lichtes.

Nicht dass es eine allzu große Rolle gespielt hätte. Denn das Zimmer hätte von flammendem Sonnenschein erfüllt sein können, und ich hätte in Henri-Christians Rachen immer noch nichts sehen können. Marsali hatte einen kleinen Spiegel, mit dem sie das Licht umlenken konnte, und das würde bei den Mandeln vielleicht helfen - die Polypen jedoch würde ich mit Hilfe des Tastsinns entfernen müssen.

Ich konnte die weiche, schwammige Kante eines Polypen just hinter dem Gaumensegel fühlen; vor meinem inneren Auge nahm sie Form an, während ich die Drahtschlinge vorsichtig darüberzog. Ich ging mit äußerster

Sorgfalt vor, damit die Drahtkante nicht in meine Fingerspitze schnitt oder in den eigentlichen Körper des geschwollenen Polypen. Ein Blutstrom würde folgen, wenn ich ihn abschnitt.

Ich hatte Henri-Christian schräg hingelegt; Marsali hielt seinen reglosen Körper fest auf der Seite. Denzell Hunter stützte seinen Kopf und drückte ihm den mit Äther getränkten Bausch fest auf die Nase. Die einzige Methode, die ich zum Absaugen hatte, war mein eigener Mund; ich würde den Jungen rasch drehen müssen, nachdem ich geschnitten hatte, damit ihm das Blut aus dem Mund laufen konnte, bevor es ihm in den Hals strömte und ihn erstickte. Das kleine Kautereisen lag mit dem breiten Ende in einem Becken mit heißen Kohlen. Das würde wahrscheinlich das Kniffligste sein, dachte ich und hielt inne, um mich zu sammeln und Marsali mit einem Kopfnicken zu beruhigen. Ich wollte ihm ja nicht die Zunge oder den Mund ansengen, und es würde alles glitschig sein ...

Ich zog ruckartig am Griff der Schlinge, und der kleine Körper zuckte unter meiner Hand.

»Festhalten«, sagte ich ruhig. »Etwas mehr Äther, bitte.«

Marsali atmete angestrengt, und ihre Fingerknöchel waren so weiß wie ihr Gesicht. Ich spürte, wie sich der Polyp sauber ablöste, wie er davonglitt, und zog ihn mit zwei Fingern aus seinem Hals, bevor er ihm in die Speiseröhre flutschen konnte. Drehte den Kopf des Jungen rasch zur Seite und roch den metallischen Geruch des frischen Blutes. Ich ließ das abgetrennte Gewebe in ein

Schälchen fallen und nickte Rachel zu, die das Kautereisen aus den Kohlen holte und es mir vorsichtig in die Hand gab.

Die andere Hand hatte ich noch in seinem Mund, schob Zunge und Gaumenzäpfchen beiseite, einen Finger auf der Stelle, wo der Polyp gewesen war, um mein Ziel zu markieren. Das Kautereisen fuhr mit weiß glühendem Schmerz an meinem Finger entlang durch seinen Hals, und ich stieß einen kleinen Zischlaut aus, doch meinen Finger bewegte ich nicht. Es roch versengt nach brennendem Blut und Gewebe, und Marsali stieß ein leises, panisches Geräusch aus, doch sie ließ den Körper ihres Sohnes nicht los.

»Es ist gut, Freundin Marsali«, flüsterte Rachel ihr zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Er atmet gut; er hat keine Schmerzen. Ihm leuchtet das Licht, es wird alles gut.«

»Ja, das wird es«, sagte ich. »Könntest du bitte das Eisen wieder nehmen, Rachel? Und bitte die Schlinge in den Whisky tauchen? Einen haben wir geschafft; drei müssen wir noch.«

»SO ETWAS HABE ICH NOCH NIE ERLEBT«, SAGTE DENZELL HUNTER ETWA ZUM fünften Mal. Er ließ die Augen von dem Stoffbausch in seiner Hand zu Henri-Christian wandern, der jetzt in den Armen seiner Mutter zu erwachen - und zu wimmern begann. »Ich hätte es niemals geglaubt, Claire, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte!«

»Nun, ich dachte, es wäre gut, wenn du es siehst«, sagte

ich und wischte mir mit einem Taschentuch den Schweiß aus dem Gesicht. Ich war von einem tiefen Wohlgefühl erfüllt. Die Operation war rasch vonstattengegangen - nicht mehr als fünf oder sechs Minuten, und schon kam Henri-Christian hustend und weinend wieder zu sich. Germain, Joanie und Félicité schauten mit gespannten Gesichtern von der Tür aus in die Küche, und Germain hielt seine Schwestern fest an den Händen. »Wenn du es möchtest, lehre ich dich, ihn herzustellen.«

Sein Gesicht, das ohnehin schon vor Freude über die gelungene Operation strahlte, begann zu leuchten.

»Oh, Claire! Welch ein Geschenk! Schneiden zu können, ohne dass es schmerzt; einen Patienten völlig reglos zu halten, ohne ihn festzubinden. Es - es ist unvorstellbar.«

»Nun, es ist alles andere als perfekt«, warnte ich ihn. »Und Äther ist sehr gefährlich - sowohl herzustellen, als auch zu benutzen.« Ich hatte den Äther tags zuvor im Holzschuppen destilliert; er war eine hochgradig flüchtige Substanz, und es wäre allzu gut möglich gewesen, dass er explodierte, den Schuppen in Brand setzte und mich dabei umbrachte. Alles war gut gegangen, obwohl mir bei der Vorstellung, es noch einmal zu tun, der Magen hohl wurde und die Hände zu schwitzen begannen.

Ich ergriff die Tropfflasche und schüttelte sie sacht; mehr als drei Viertel voll, und ich hatte noch eine zweite, etwas größere Flasche.

»Glaubst du, es wird reichen?«, fragte Denny, als er begriff, worüber ich nachdachte.

»Das kommt ganz darauf an, was wir vorfinden.« Trotz der technischen Probleme war Henri-Christians Operation sehr einfach gewesen. Henry Greys Operation würde komplizierter werden. Ich hatte ihn untersucht, und Denzell hatte neben mir gestanden, um mir zu erklären, was er bei der vorhergehenden Operation gesehen und getan hatte, in deren Verlauf er eine Kugel entfernt hatte, die direkt unterhalb der Bauchspeicheldrüse saß. Sie hatte eine lokale Reizung ausgelöst und Narbengewebe erzeugt, doch sie hatte keine wichtigen Organe verletzt. Die andere Kugel hatte er nicht finden können, da sie sehr tief im Körper festsaß, irgendwo unter der Leber. Er fürchtete, dass sie in der Nähe der Pfortader steckte, und hatte daher nicht gewagt, mit allzu viel Druck danach zu suchen, da eine Blutung mit großer Sicherheit zum Tode geführt hätte.

Ich war mir jedoch einigermaßen sicher, dass die Kugel Henrys Gallenblase und seinen Gallengang nicht verletzt hatte. Angesichts seiner allgemeinen Symptomatik vermutete ich, dass die Kugel den Dünndarm durchbohrt hatte, die Eintrittswunde aber gleich wieder zugesengt hatte, denn sonst wäre der Junge innerhalb von Tagen an der Peritonitis gestorben.

Möglich, dass sie sich in der Darmwand verkapselt hatte; das wäre das beste Szenario. Möglich, dass sie im Darm selbst steckte, und das wäre gar nicht gut, obwohl ich erst sagen konnte, wie schlimm, wenn ich es sah.

Doch wir hatten Äther. Und die schärfsten Skalpelle, die mit Lord Johns Geld zu kaufen waren.

NACH EINER DISKUSSION ZWISCHEN DEN BEIDEN
ÄRZTEN, DIE LORD JOHN quälend lang erschien, blieb das Fenster zum Teil offen stehen. Dr. Hunter beharrte auf der wohltuenden Wirkung frischer Luft, und Mrs. Fraser pflichtete ihm wegen der Ätherdämpfe bei, doch sie sprach fortwährend von etwas, das sie Keime nannte, weil sie sich sorgte, dass diese zum Fenster hereinkommen und ihr »Operationsfeld« kontaminieren könnten. Sie redet, als betrachtete sie dies wie ein Schlachtfeld, dachte er, doch dann warf er einen Blick auf ihr Gesicht und begriff, dass es in der Tat genauso war.

Er hatte noch nie eine Frau erlebt, die so aussah, dachte er, trotz seiner Sorge um Henry fasziniert. Sie hatte sich ihr empörendes Haar nach hinten gebunden und ihren Kopf sorgfältig in ein Tuch gewickelt wie eine Negersklavin. Jetzt, da ihr Gesicht so bloßlag, dass die zierlichen Knochen hervortraten, mit ihrer gebannten Miene, den gelben Falken Augen, die unablässig hin und her huschten, war sie die unweiblichste Frau, die ihm je begegnet war. Sie hatte das Aussehen eines Generals, der seine Männer vor der Schlacht auf ihre Posten wies, und er spürte, wie sich das Knäuel der Schlangen in seinem Bauch ein wenig löste.

Sie weiß, was sie tut, dachte er.

Da heftete sie ihre Augen auf ihn, und er richtete sich auf, weil er instinktiv Befehle erwartete - zu seinem äußersten

Erstaunen.

»Möchtet Ihr bleiben?«, fragte sie.

»Ja, natürlich.« Er fühlte sich ein wenig kurzatmig, doch seiner Stimme war kein Zweifel anzuhören. Sie hatte ihm offen gesagt, wie Henrys Chancen standen - nicht gut, doch es *gab* eine Chance -, und er war fest entschlossen, bei seinem Neffen zu bleiben, ganz gleich, was geschah. Falls Henry starb, würde zumindest jemand bei ihm sein, der ihn liebte. Obwohl er eigentlich fest entschlossen war, nicht zuzulassen, dass Henry starb.

»Dann setzt Euch dort drüben hin.« Sie wies kopfnickend auf einen Hocker auf der anderen Seite des Bettes, und er setzte sich und lächelte Henry ermutigend zu. Henry sah zu Tode verängstigt, aber entschlossen aus.

Ich kann so nicht mehr leben, hatte er am Abend zuvor gesagt und sich endlich entschlossen, der Operation zuzustimmen. *Ich kann es einfach nicht*.

Mrs. Woodcock hatte ebenfalls darauf beharrt, zugegen zu sein, und nach kurzer Unterweisung hatte Mrs. Fraser erklärt, sie könne Henry den Äther verabreichen. Diese mysteriöse Substanz stand nun auf der Kommode, und ein schwacher, widerlicher Geruch stieg von ihr auf.

Mrs. Fraser reichte Dr. Hunter etwas, das wie ein Taschentuch aussah, und hob sich ein weiteres an das Gesicht. Es *war* ein Taschentuch, wie Grey sah, doch an seinen Ecken waren Fäden befestigt. Diese band sie sich hinter dem Kopf zusammen, und Hunter folgte

pflichtschuldigt ihrem Beispiel.

Da Grey an die zügige Brutalität der Armeechirurgen gewöhnt war, erschienen ihm Mrs. Frasers Vorbereitungen extrem umständlich: Sie wischte Henry mehrfach mit einer Alkohollösung über den Bauch, die sie angemischt hatte, und redete mit leiser, beruhigender Stimme durch ihre Räubermaske auf ihn ein. Sie spülte sich die Hände ab - und ließ Hunter und Mrs. Woodcock das Gleiche tun - und die Instrumente, sodass das ganze Zimmer zu riechen begann wie eine billige Destillerie.

Doch ihre eigentlichen Bewegungen waren durchaus zügig, begriff er im nächsten Moment. Gleichzeitig bewegten sich ihre Hände mit solcher Sicherheit und - ja, Anmut, das war das einzige Wort -, dass sie wie ein Möwenpärchen durch die Luft zu gleiten schienen. Kein hektisches Flügelklatschen, nur eine zielsichere, gelassene und beinahe mystische Bewegung. Er stellte fest, dass er ruhiger wurde, während er sie beobachtete, dass er in Trance geriet und den eigentlichen Zweck dieses lautlosen Tanzes der Hände nahezu vergaß.

Sie trat an das Kopfende des Bettes und beugte sich dicht über Henry, um mit ihm zu sprechen, ihm das Haar aus der Stirn zu streichen, und Grey sah, wie die Falkenaugen kurz einen sanften goldenen Schimmer annahmen. Henrys Körper entspannte sich langsam unter ihrer Berührung; Grey sah, wie sich seine gekrümmten, starren Finger allmählich entfalteten. Sie hatte noch eine dritte Maske, beobachtete er, diese ein starres Körbchen,

das mit weicher Baumwolle ausgekleidet war. Das setzte sie Henry nun sanft auf das Gesicht, sagte etwas Unhörbares zu ihm und ergriff ihre Tropfflasche.

Auf der Stelle erfüllte sich die Luft mit dem durchdringenden, süßen Aroma, das Grey im Hals kleben blieb und ihn mit leisem Schwindel erfüllte. Er blinzelte, schüttelte den Kopf, um die Benommenheit zu zerstreuen, und begriff, dass Mrs. Fraser etwas zu ihm gesagt hatte.

»Verzeihung?« Er blickte zu ihr auf, zu diesem großen weißen Vogel mit den gelben Augen - und einer gleißenden Kralle, die ihr plötzlich aus der Hand ragte.

»Ich sagte«, wiederholte sie ruhig durch ihre Maske, »dass Ihr Euch besser ein Stück weiter weg setzen solltet. Das wird ziemlich unschön.«

WILLIAM, RACHEL UND DOROTHEA SASSEN AUF DER KANTE DER VERANDA WIE Vögel auf einem Zaunbalken. Rollo lag zu ihren Füßen auf dem gepflasterten Weg und genoss die Frühlingssonne.

»Es ist so verdammt still dort oben«, sagte William und blickte beklommen zum Fenster über ihnen hinauf, hinter dem Henrys Zimmer lag. »Glaubt ihr, sie haben schon angefangen?« Er dachte, wollte es aber nicht laut sagen, dass er erwartet hätte, dass Henry eine gewisse Menge Lärm machen würde, wenn sie schon angefangen hätten, trotz Rachels Beschreibung der Segnungen von Mrs. Frasers Äther. Ein Mann sollte ruhig daliegen und schlafen,

während ihm jemand den Bauch mit einem Messer aufschnitt? Alles Quatsch, hätte Denzell früher gesagt. Doch Denzell Hunter war kein Mann, der sich einfach so betören ließ - obwohl es Dottie anscheinend irgendwie gelungen war. Er warf seiner Cousine einen Seitenblick zu.

»Hast du Onkel Hal schon geschrieben? Von dir und Denny, meine ich?« Er wusste zwar, dass sie es noch nicht getan hatte - sie hatte es Lord John erzählt, gezwungenermaßen, aber sie hatte ihn überredet, ihrem Vater die Neuigkeit selbst mitteilen zu dürfen -, doch er hätte sie gern abgelenkt. Sie war weiß um die Lippen, und ihre Hände hatten den Stoff über ihren Knien zu faltigen Nestern geknetet. Er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, sie in Taubenblau und Crèmetönen zu sehen statt ihres üblichen bunten Gefieders - obwohl er fand, dass ihr die ruhigen Töne gut standen. Rachel hatte ihr versichert, dass sie ruhig Seide und Musselin tragen konnte, wenn sie es wollte, statt in Sackleinen herumzulaufen.

»Nein«, sagte Dottie und warf ihm einen Blick zu, der ihm für die Ablenkung dankte, auch wenn er gleichzeitig ausdrückte, dass ihr bewusst war, was er tat. »Oder, ja, aber ich habe den Brief noch nicht abgeschickt. Wenn mit Henry alles gut geht, schreibe ich ihm das sofort und füge das mit mir und Denny unten als Postscriptum hinzu. Sie werden so überglücklich wegen Henry sein, dass es ihnen vielleicht gar nicht so sehr auffällt - oder es sie zumindest nicht so bestürzen wird.«

»Ich glaube schon, dass es ihnen auffallen wird«, wandte

William ein. »Papa ist es ja auch aufgefallen.« Lord John war gefährlich still geworden, als sie es ihm sagten, und er hatte Denzell Hunter einen Blick zugeworfen, der von Schwertern im Morgengrauen zu künden schien. Doch es war nicht zu leugnen, dass Denny Henry bereits einmal das Leben gerettet hatte und gerade - mit etwas Glück und Mrs. Frasers Können - dabei mithalf, es erneut zu retten. Und Lord John war vor allem ein Ehrenmann. Außerdem glaubte William, dass sein Vater erleichtert war, endlich zu wissen, was er und Dottie im Schilde geführt hatten. Noch hatte er William nicht auf die Rolle angesprochen, die er bei diesem Abenteuer gespielt hatte. Doch das würde noch kommen.

»Möge der Herr deinen Bruder in Seiner Hand halten«, sagte Rachel, ohne Williams Bemerkung zu beachten. »Und in meiner und in Mrs. Frasers. Doch was, wenn nicht alles so verläuft, wie wir es uns wünschen? Dann wirst du es deinen Eltern immer noch mitteilen müssen, und sie werden die Nachricht von deiner bevorstehenden Heirat vielleicht als zusätzlichen Schlag empfinden.«

»Ihr seid wirklich die taktloseste, direkteste Kreatur, die ich kenne«, schnaubte William gereizt, als er sah, wie Dottie bei der Andeutung, dass Henry in den nächsten Minuten, Stunden oder Tagen sterben könnte, noch weißer wurde. »Henry wird es schaffen. Das weiß ich. Denny ist ein großartiger Arzt, und Mrs. Fraser ... Sie ist ... äh ...« Wenn er ehrlich war, wusste er nicht, was Mrs. Fraser war, doch sie machte ihm ein wenig Angst. »Denny sagt, sie

weiß, was sie tut«, endete er wenig überzeugend.

»Wenn Henry stirbt, wird alles andere gleichgültig«, sagte Dottie leise und betrachtete die Spitzen ihrer Schuhe. »Für uns alle.«

Rachel stieß einen kleinen, mitfühlenden Laut aus und legte Dottie den Arm um die Schulter. William stimmte mit einem schroffen Räuspern ein, und im ersten Moment dachte er, der Hund hätte sich ihm angeschlossen.

Rollos Absichten waren jedoch alles andere als mitfühlend. Er hatte plötzlich den Kopf gehoben, und seine Nackenhaare sträubten sich, während ihm ein tiefes Knurren aus der Brust drang. William folgte automatisch der Blickrichtung des Hundes und spürte, wie er erstarrte.

»Miss Hunter«, sagte er beiläufig. »Kennt Ihr diesen Mann? Der dort unten fast am Ende der Straße steht und sich mit der Eierfrau unterhält?«

Rachel hielt sich die Hand über die Augen und spähte in die Richtung, in die sein Nicken wies, schüttelte dann aber den Kopf.

»Nein. Warum? Meinst du, er ist es, der den Hund so aufregt?« Sie stieß Rollo ihre Zehe in die Seite. »Was ist denn nur, Freund Rollo?«

»Ich weiß es nicht«, sagte William wahrheitsgemäß. »Es könnte die Katze sein, die gerade hinter der Frau über die Straße gelaufen ist. Aber dieser Mann ist mir schon einmal begegnet, ich bin mir ganz sicher. Ich habe ihn irgendwo in New Jersey an der Straße stehen sehen. Er hat mich

gefragt, ob ich Ian Murray kenne - und wo er sein könnte.«

Rachel keuchte leise auf, sodass William sie überrascht von der Seite ansah.

»Was?«, sagte er. »Wisst Ihr, wo Murray ist?«

»Nein«, sagte sie scharf. »Ich habe ihn seit dem Herbst in Saratoga nicht mehr gesehen, und ich habe keine Ahnung, wo er ist. Kennst du den Namen dieses Mannes?«, fügte sie stirnrunzelnd hinzu. Der Mann war jetzt in einer Seitenstraße verschwunden. »Und bist du dir sicher, dass es derselbe ist?«

»Nein«, gab William zu. »Ich glaube es aber. Er hatte einen Wanderstab dabei, genau wie dieser Mann. Und irgendetwas ist mit der Art, wie er steht - ein wenig gebückt. Der Mann aus New Jersey war sehr alt, und dieser hier geht genauso wie er.« Von den fehlenden Fingern sagte er nichts; er brauchte Dottie jetzt nicht an Gewalt und Verstümmelung zu erinnern, und aus dieser Entfernung hatte er die Hand des Mannes ohnehin nicht sehen können.

Rollo hatte aufgehört zu knurren und sich mit einem kurzen Grunzlaut niedergelegt, doch seine gelben Augen blieben wachsam.

»Wann willst du denn heiraten, Dottie?«, fragte William, der sie gern beschäftigt halten wollte. Ein seltsamer Geruch drang über ihnen aus dem Fenster; der Hund zog die Nase kraus und schüttelte verwirrt den Kopf, und William konnte ihm das gut nachempfinden. Es war ein übler, widerlicher

Geruch - dazu konnte er deutlich Blut riechen und den schwachen Gestank von Scheiße. Es war der Geruch eines Schlachtfeldes, und seine Innereien verkrampften sich beklommen.

»Ich möchte heiraten, bevor die Kämpfe wieder losbrechen«, antwortete seine Cousine ernst und wandte sich ihm zu, »damit ich mit Denny gehen kann - und mit Rachel«, fügte sie hinzu und nahm lächelnd die Hand ihrer zukünftigen Schwägerin.

Rachel erwiderte ihr Lächeln, wenn auch nur kurz.

»Wie merkwürdig das ist«, sagte sie zu ihnen beiden, doch ihre Haselaugen waren auf William gerichtet, sanft und bekümmert. »Sehr bald werden wir wieder Feinde sein.«

»Ich habe mich noch nie als Euer Feind gefühlt, Miss Hunter«, erwiderte er genauso leise. »Und ich werde stets Euer Freund sein.«

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, doch der Kummer in ihren Augen blieb.

»Du weißt, was ich meine.« Ihr Blick glitt von William zu Dottie hinüber, die auf ihrer andere Seite saß, und mit einem Mal begriff William, dass seine Cousine im Begriff war, einen Rebellen zu heiraten - sogar selbst zur Rebellin zu werden. Dass er sich also bald schon im Krieg mit einem Teil seiner eigenen Familie befinden würde. Die Tatsache, dass sich Denny Hunter weigerte, zur Waffe zu greifen, würde ihn nicht schützen - oder Dottie. Oder

Rachel. Alle drei waren sie des Hochverrats schuldig. Jeder Einzelne von ihnen konnte getötet, gefangen genommen, eingekerkert werden. Was würde er tun, dachte er plötzlich entsetzt, wenn er eines Tages mit ansehen musste, wie man Denny hängte? Oder sogar Dottie?

»Ich weiß, was Ihr meint«, sagte er leise. Doch er nahm Rachels Hand, und sie gab sie ihm, und zu dritt saßen sie da, miteinander verbunden, und erwarteten den Urteilsspruch der Zukunft.

DER TINTENBEFLECKTE KRÜPPEL

Ich befand mich todmüde auf dem Rückweg in die Druckerei, in jenem Zustand, in dem man sich wie betrunken fühlt - euphorisch und unkoordiniert. Tatsächlich war ich obendrein körperlich ein wenig betrunken; Lord John hatte darauf bestanden, sowohl Denzell als auch mich mit seinem besten Brandy aufzupäppeln, als er sah, wie erschöpft wir nach der Operation waren. Ich hatte nicht nein gesagt.

Es war eine der haarsträubendsten Operationen, die ich je im achtzehnten Jahrhundert durchgeführt hatte. Ich hatte nur zwei weitere Bauchoperationen durchgeführt: Aidan McCallums erfolgreiche Blinddarmentfernung unter dem Einfluss von Äther - und den erfolglosen Kaiserschnitt, den ich mit einem Gartenmesser an der ermordeten Malva Christie versucht hatte. Die Erinnerung daran versetzte mir den üblichen Stich der Trauer und des Bedauerns, doch diesmal war er seltsam gedämpft. Das, woran ich mich vor allem erinnerte, als ich in der Abendkühle heimwanderte, war das Gefühl des Lebens, das ich in der Hand gehalten hatte - so kurz, so flüchtig -, doch *da*, unverwechselbar und berauschend, eine kleine blaue Flamme.

Vor zwei Stunden hatte ich Henry Greys Leben in den Händen gehalten und dieses Auflodern erneut gespürt. Einmal mehr hatte ich diese Flamme mit meiner ganzen Willenskraft am Brennen gehalten, doch diesmal hatte ich

gefühlt, wie sie in meinen Handflächen Fuß fasste und wuchs wie eine Kerzenflamme, die den Docht ergreift.

Die Kugel war in seinen Darm eingedrungen, hatte sich aber nicht verkapselt. Stattdessen verharrte sie eingeschlossen, aber beweglich, unfähig, aus dem Körper auszutreten, doch beweglich genug, um die Darmschleimhaut zu reizen, die sich mit Geschwüren überzogen hatte. Nach kurzer Diskussion mit Denzell Hunter - der so fasziniert war von der neuen Erfahrung, das funktionierende Innere einer Person zu untersuchen, während diese bewusstlos war, dass er sich kaum auf unsere Aufgabe konzentrieren konnte und sich stattdessen lauthals von den kräftigen Farben und dem Pulsieren der lebendigen Organe beeindruckt gezeigt hatte - hatte ich beschlossen, dass die Wucherungen zu weit um sich gegriffen hatten. Sie herauszuschneiden, hätte den Dünndarm dramatisch verengt und das Risiko beträchtlicher Narbenbildung mit sich gebracht, die den Darm noch weiter verschmälert und möglicherweise ganz blockiert hätte.

Also hatten wir eine bescheidene Verkürzung vorgenommen, und noch jetzt spürte ich etwas zwischen Gelächter und Bestürzung, wenn ich an Lord Johns Gesicht dachte, als ich den zugewucherten Darmabschnitt herausgetrennt und ihn mit einem *Platsch* zu seinen Füßen auf den Boden fallen gelassen hatte. Ich hatte es nicht mit Absicht getan; ich hatte einfach nur beide Hände gebraucht, und Denzell hatte die Blutung stoppen müssen.

Wir hatten halt keine OP-Schwester, die uns helfen konnte.

Der Junge war noch lange nicht über dem Berg. Ich wusste nicht, ob mein Penizillin wirken würde oder ob sich trotzdem irgendeine grauenhafte Entzündung entwickeln würde. Doch er *war* wach, und Atmung, Puls und Temperatur waren überraschend gut - vielleicht, so dachte ich, wegen Mrs. Woodcock, die seine Hand gehalten und sein Gesicht gestreichelt hatte und ihn mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit zum Aufwachen gedrängt hatte, die keinen Zweifel an den Gefühlen ließ, die sie für ihn empfand.

Ich fragte mich flüchtig, was die Zukunft wohl für sie bereithalten mochte. Durch ihren ungewöhnlichen Namen aufmerksam geworden, hatte ich sie vorsichtig nach ihrem Mann gefragt, und ich war mir sicher, dass er es war, dessen amputiertes Bein ich auf dem Rückzug aus Ticonderoga versorgt hatte. Ich hielt es für sehr wahrscheinlich, dass er tot war; wenn ja, was würde wohl zwischen Mercy Woodcock und Henry Grey geschehen? Sie war eine freie Frau, keine Sklavin. Eine Heirat war nicht undenkbar - nicht halb so undenkbar, wie es eine solche Beziehung zweihundert Jahre in der Zukunft in den Vereinigten Staaten sein würde: Auf den Westindischen Inseln waren Eheschließungen zwischen schwarzen oder Mulattenfrauen aus guter Familie und weißen Männern zwar nicht unbedingt an der Tagesordnung, doch sie waren auch nicht der Gegenstand öffentlicher Skandale. Aber Philadelphia war nicht die Westindischen Inseln, und nach

allem, was mir Dottie über ihren Vater erzählt hatte ...

Ich war einfach viel zu müde, um darüber nachzudenken, und das brauchte ich auch nicht. Denny Hunter hatte sich bereit erklärt, während der Nacht bei Henry zu bleiben. Ich verdrängte das ungleiche Pärchen aus meinen Gedanken, während ich leicht unsicher über die Straße wanderte. Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen, und es war jetzt fast dunkel; der Brandy war direkt durch die Wände meines leeren Magens in meinen Blutkreislauf übergegangen, und ich summte im Gehen leise vor mich hin. Es war die Stunde des Zwilichts, in der die rundlichen Pflastersteine transparent zu werden schienen und das Laub der Bäume so schwer wie Smaragde an den Zweigen hing, grün und leuchtend und von betörendem Duft.

Ich sollte schneller gehen; es gab eine Sperrstunde. Doch wer sollte mich schon festnehmen? Ich war zu alt, um von patrouillierenden Soldaten belästigt zu werden, wie sie es vielleicht mit einem jungen Mädchen getan hätten, und ich hatte das falsche Geschlecht, um Verdacht zu erregen. Falls ich einer Patrouille begegnete, würden sie mich höchstens beschimpfen und mir sagen, ich sollte heimgehen - was ich ja ohnehin tat.

Plötzlich kam mir der Gedanke, dass ich ja die Dokumente transportieren konnte, die Marsali umsichtig als »Mr. Smiths Papiere« bezeichnete: die Briefe, die von den Söhnen der Freiheit in Umlauf gebracht wurden und zwischen den Dörfern und Städten die Runde machten, die

durch die Kolonien wirbelten wie Blätter im Frühjahrssturm, die kopiert und weiterverbreitet wurden, die manchmal gedruckt und in den Städten verteilt wurden, wenn sich ein Drucker fand, der den Mut besaß, diese Aufgabe zu übernehmen.

Es gab ein loses Netzwerk, mit dessen Hilfe diese Dinge in Umlauf kamen, doch es war ständig in Gefahr aufzufliegen, und seine Mitglieder wurden häufig verhaftet und eingekerkert. Germain hatte oft solche Papiere dabei, und das Herz rutschte mir in die Hose, wenn ich daran dachte. Ein verspielter Junge war zwar weniger auffällig als ein junger Mann oder ein Händler - doch die Briten waren keine Dummköpfe, und gewiss würden sie ihn anhalten, sobald auch nur ein Haar an ihm verdächtig wirkte. Ich dagegen ...

Während ich noch im Kopf die Möglichkeiten wälzte, erreichte ich die Druckerei und trat ein. Dort empfingen mich der Duft eines herzhaften Abendessens, die Begrüßungen der aufgeregten Kinder und etwas, das jeden Gedanken an meine mögliche neue Laufbahn als Spionin aus meinem Kopf verdrängte: zwei Briefe von Jamie.

20. März A.D. 1778 Lallybroch

Meine liebste Claire,

Ian ist tot. Es ist jetzt zehn Tage her, und ich dachte, ich könnte jetzt ruhig schreiben. Doch die bloßen Worte auf

der Seite zu sehen, hat mich gerade unerwartet mit Schmerz erfüllt: Mir laufen die Tränen über die Nase, und ich war gezwungen, innezuhalten und mir das Gesicht mit einem Taschentuch abzuwischen, bevor ich fortfahren konnte. Es war kein leichter Tod, und ich sollte erleichtert sein, dass Ian jetzt in Frieden ruht, und froh über sein Übersetzen in den Himmel. Das bin ich auch. Gleichzeitig bin ich untröstlich auf eine Weise, die ich noch nie zuvor erlebt habe. Allein der Gedanke, dass ich mich Dir anvertrauen kann, meine Seele, spendet mir Trost.

Der junge Jamie hat den Hof bekommen, so wie es sein sollte; Ians Testament ist verlesen worden, und Mr. Gowan wird dafür sorgen, dass es erfüllt wird. Es ist nicht viel außer dem Land und den Gebäuden; nur unbedeutende Hinterlassenschaften für die anderen Kinder, weitgehend in Form persönlicher Gegenstände. Meine Schwester wurde in meine Obhut gegeben (er hatte sich vor seinem Tod erkundigt, ob ich dazu bereit wäre. Ich habe ihm gesagt, er müsse doch wissen, dass er danach nicht zu fragen braucht. Er hat gesagt, das wisse er natürlich, er habe sich nur erkundigen wollen, ob ich mich der Aufgabe auch gewachsen fühle, und hat dann gelacht wie ein Irrer. Lieber Gott, er wird mir fehlen).

Es waren einige unbedeutende Schulden zu bezahlen; ich habe mich ihrer angenommen, wie wir es besprochen hatten.

Jenny macht mir Sorgen. Ich weiß, dass sie aus tiefstem Herzen um Ian trauert, doch sie weint nicht viel,

sondern sitzt oft nur lange da und hat den Blick auf etwas gerichtet, das nur sie allein sehen kann. Sie hat eine Ruhe an sich, die beinahe gespenstisch ist, als wäre ihre Seele mit Iai geflogen und hätte nur die Hülle ihres Körpers zurückgelassen. Wobei, wenn ich von leeren Hüllen spreche, kommt mir der Gedanke, dass sie ja vielleicht so ist wie der Nautilus-Tintenfisch, den uns Lawrence Sterne auf den Westindischen Inseln gezeigt hat. Eine große wunderschöne Schale, die aus vielen Kammern besteht, alle jedoch leer bis auf die eine tief im Inneren, in der sich das Tierchen sicher verborgen hält.

Da ich jedoch von ihr spreche - sie bittet mich, Dir ihr Bedauern über die Dinge mitzuteilen, die sie zu Dir gesagt hat. Ich habe ihr gesagt, dass wir beide schon darüber gesprochen haben und dass Deine mitfühlende Seele es ihr nicht übelnimmt, weil Du die verzweifelten Umstände erkannt hast, unter denen die Worte gesprochen wurden.

Am Morgen nach Iais Tod hat sie - anscheinend in aller Vernunft - mit mir gesprochen und gesagt, sie meint, sie wird Lallybroch vielleicht verlassen, da sie nach seinem Tod nichts mehr hier hält. Ich war, wie Du Dir vorstellen kannst, sehr erstaunt, dies zu hören, habe aber nicht versucht, es ihr auszureden, weil ich davon ausging, dass dies nur die Worte eines Verstandes waren, der durch Schlaflosigkeit und Trauer aus dem Lot geraten war.

Doch unterdessen hat sie wiederholt zu mir von diesem

Vorhaben gesprochen und mir entschlossen versichert, dass sie in der Tat bei Sinnen ist. Ich werde für eine kurze Weile nach Frankreich reisen - sowohl, um einige Privatangelegenheiten zu erledigen, von denen ich hier nicht schreiben werde, als auch, um mich vor der Abreise nach Amerika zu vergewissern, dass Michael und Joan gut untergebracht sind, nachdem sie am Tag nach dem Begräbnis gemeinsam aufgebrochen waren. Ich habe zu Jenny gesagt, sie möge während meiner Abwesenheit sorgfältig nachdenken - doch dass ich sie, wenn sie tatsächlich überzeugt ist, dass dies ihr Wunsch ist, nach Amerika mitnehmen werde. Nicht um bei uns zu leben (ich lächele, während ich mir Dein Gesicht vorstelle, das selbst in meinem Kopf noch transparent ist).

Doch sie könnte ihren Platz bei Fergus und Marsali finden, wo sie sich nützlich machen könnte, ohne täglich an ihren Verlust erinnert zu werden - und wo sie imstande wäre, unserem Ian zur Seite zu stehen, falls er der Hilfe bedarf (oder zumindest zu wissen, wie es ihm geht, wenn er ihrer nicht bedarf).

(Zudem begreife ich gerade - ebenso wie gewiss auch sie -, dass Jamies Frau jetzt die Herrin auf Lallybroch ist und dass kein Platz ist für zwei davon. Sie ist klug genug zu wissen, welche Schwierigkeiten aus einer solchen Situation erwachsen können, und gütig genug, um sie vermeiden zu wollen, um ihres Sohnes und seiner Frau willen.)

So oder so gedenke ich, Ende des Monats nach

Amerika aufzubrechen, oder so schnell, wie ich dann die Überfahrt arrangieren kann. Die Aussicht, wieder mit Dir vereint zu sein, erhellt mir das Herz, und ich bleibe für immer

Dein Dir ergebener Ehemann Jamie

Paris 1. April

Meine liebste Frau,

ich bin heute Abend sehr spät in meine neue Pariser Unterkunft zurückgekehrt. So spät, dass ich bei meiner Rückkehr die Tür verriegelt vorgefunden habe und daher gezwungen war, nach der Wirtsfrau zu rufen, die es sehr übel gelaunt aufgenommen hat, dass sie aus dem Bett geholt wurde. Noch übler gelaunt war ich jedoch, als ich feststellen musste, dass man kein Feuer gemacht, kein Essen warm gehalten und mir nichts auf das Bett gelegt hatte als eine tote Zecke und eine zerschlissene Decke, die dem ärmsten Bettler keinen Schutz mehr gewährt hätte.

Weitere Rufe haben mir nichts weiter eingebracht als Beschimpfungen (hinter sicher verschlossener Tür), und mein Stolz hat es nicht zugelassen, dass ich versuchte, sie zu bestechen, selbst wenn mein Geldbeutel es zugelassen hätte. So verharre ich also frierend und hungrig in meiner kahlen Dachkammer (dieses mitleiderregende Bild zeichne ich hier allein zu dem

durchtriebenen Zweck, Dein Bedauern zu erregen und Dich davon zu überzeugen, wie erbärmlich es mir ohne Dich geht).

Ich bin fest entschlossen, dieses Haus zu verlassen, sobald es hell wird, und zuzusehen, ob ich eine bessere Bleibe finden kann, ohne dass mein Geldbeutel übertriebenen Schaden nimmt. Unterdessen werde ich versuchen, Kälte und Hunger im vergnüglichen Zwiegespräch mit Dir zu vergessen in der Hoffnung, dass mir die Mühe des Schreibens Dein Bild vor Augen rufen und mir zu der Illusion verhelfen wird, dass Du bei mir bist.

(Ich habe mir übrigens das nötige Licht verschafft, indem ich mich auf Strümpfen nach unten gestohlen und dort zwei silberne Kerzenleuchter aus dem vorderen Salon entführt habe, dessen trügerischer Luxus mich dazu verleitet hat, hier Quartier zu beziehen. Ich werde die Kerzenständer morgen zurückgeben - wenn mir Madame den Wucherpreis für dieses elende Quartier zurückbezahlt.)

Gehen wir zu angenehmeren Themen über: Ich habe Joan besucht, die nun im Kloster ist und sehr zufrieden zu sein scheint (nein, da Du fragst, ich war nicht bei der Hochzeit ihrer Mutter mit Joseph Murray, der, wie sich herausstellt, l'ans Vetter zweiten Grades ist. Ich habe ihnen ein schönes Geschenk geschickt und meine besten Wünsche, welche aufrichtig sind). Morgen besuche ich Michael; ich freue mich darauf, Jared

wiederzusehen, und werde ihn herzlich von Dir grüßen.

Unterdessen habe ich heute Morgen in einem Kaffeehaus am Montmartre gespeist, wo ich das Glück hatte, Mr. Lyle zu begegnen, den ich schon aus Edinburgh kannte. Er hat mich sehr freundlich begrüßt und sich nach meinem Wohlergehen erkundigt. Und nach ein paar persönlichen Worten hat er mich eingeladen, der Zusammenkunft einer gewissen Vereinigung beizuwohnen, zu deren Mitgliedern Voltaire, Diderot und andere zählen, deren Meinung in jenen Kreisen, die ich zu beeinflussen hoffe, gern gehört wird.

Daher habe ich mich um zwei Uhr zu einem Haus begeben, wo man mich einließ und ich mich alsbald aufs Gastlichste aufgenommen fand, da es sich um Monsieur Beaumarchais' Pariser Residenz handelt.

Die dort versammelte Gesellschaft war bunt gemischt; sie reichte vom schäbigsten Kaffeehausphilosophen bis hin zu den elegantesten Schmuckstücken der Pariser Gesellschaft, und das Einzige, was sie alle verband, war die Freude am Reden. Gewiss gab der eine oder andere vor, Vernunft und Intellekt zu besitzen, doch darauf wurde nicht beharrt. Ich konnte mir keinen günstigeren Wind für meine Jungfernfahrt als politischer Provokateur wünschen, und wie Du sehen wirst, ist Wind auch ein höchst zutreffendes Bild für die Ereignisse des Tages.

Nach einigem belanglosem Geplänkel an den Erfrischungstischen (hätte man mich auf die hier üblichen Sitten und Gebräuche vorbereitet, hätte auch ich mir die

Taschen unauffällig mit Kuchen vollgestopft, wie ich es bei einigen der anderen Gäste beobachtet habe) zog sich die Gesellschaft in einen großen Saal zurück und nahm Platz, um dann einer formellen Debatte zwischen zwei Parteien beizuwohnen.

Thema der Debatte war jene populäre These, dass die Feder mächtiger sei als das Schwert, wobei Mr. Lyle und seine Anhänger diese Position verteidigten, während Mr. Beaumarchais und seine Freunde hartnäckig für das Gegenteil eintraten. Die Debatte war lebhaft, unter zahlreichen Anspielungen auf die Werke Rousseaus und Montaignes (und nicht wenigen abfälligen Bemerkungen über den Ersteren, dank seiner unmoralischen Ansichten über die Ehe), doch schließlich siegte Mr. Lyles Partei mit ihren Argumenten. Ich habe mit dem Gedanken gespielt, der Versammlung meine rechte Hand als Beispiel für die Gegenposition zu zeigen (einige Zeilen in meiner Handschrift hätten mit Sicherheit alle überzeugt), verzichtete jedoch darauf, da ich nur ein Beobachter war.

Später bot sich mir die Gelegenheit, an Monsieur Beaumarchais heranzutreten und eine solche Anmerkung im Scherz auszusprechen, um mir seine Aufmerksamkeit zu sichern. Er war höchst beeindruckt von meinem fehlenden Finger, und als ich ihm von der Situation berichtete, bei der es dazu gekommen war (oder vielmehr das, was ich ihm mitzuteilen beschloss), beharrte er darauf, dass ich seine Anhänger zum Haus der Herzogin des Chaulnes begleitete, wo er zum Essen

erwartet wurde, da der Herzog dafür bekannt ist, sich sehr für die ursprünglichen Einwohner der Kolonien zu interessieren.

Du wirst Dich zweifellos fragen, welche Verbindung zwischen den Wilden und Deiner höchst eleganten Amputation besteht? Hab bitte noch einige Zeilen Geduld.

Die herzogliche Residenz befindet sich an einer Straße mit einer großzügigen Auffahrt, auf welcher ich vor M. Beaumarchais' Kutsche noch weitere kostbare Gefährte wahrnahm. Stell Dir nur mein Entzücken vor, als man mir berichtete, dass der Herr, der gerade vor uns ausstieg, kein anderer war als M. Vergennes, der Außenminister.

Ich habe mich zu der Fügung des Schicksals beglückwünscht, so schnell so vielen Personen zu begegnen, die meinen Zielen dienlich sind, und mir alle Mühe gegeben, mich bei ihnen anzubiedern - und habe zu diesem Zweck von meinen Reisen in Amerika erzählt und mir dazu nicht wenige Geschichten aus dem Fundus unseres guten Freundes Myers ausgeborgt.

Die Runde zeigte sich auf höchst zufriedenstellende Weise erstaunt. Mit besonderer Aufmerksamkeit lauschten sie der Geschichte unserer Begegnung mit dem Bären und mit Nacognaweto und seinen Freunden. Ich habe Deine tapferen Bemühungen mit dem Fisch lebhaft beschrieben, was die Anwesenden sehr belustigt hat, obwohl die Damen höchst schockiert über meine Beschreibung Deiner indianischen Aufmachung waren.

Lyle hingegen konnte gar nicht genug von Deiner Erscheinung in Lederhosen hören - woraus ich geschlossen habe, dass er ein stadtbekannter Lüstling ist, eine Vermutung, die sich im weiteren Verlauf des Abends bestätigte, als ich ihn im Korridor mit Mademoiselle Erlande beobachtet habe, ihrerseits eine höchst liederliche Person.

Jedenfalls brachte diese Erzählung Lyle dazu, die Aufmerksamkeit auf meine Hand zu lenken und mich zu drängen, die Geschichte zu wiederholen, die ich bereits am Nachmittag erzählt hatte, wie es dazu kam, dass ich den Finger verlor.

Angesichts der Tatsache, dass die Mitglieder der Runde auf einem solchen Gipfel des Vergnügens angelangt waren - und von Champagner, Gin und großen Mengen Punsch derart beflügelt waren -, dass sie mir jedes Wort von den Lippen ablasen, habe ich keine Mühen gescheut, ihnen eine Horrorgeschichte zu erzählen, die sie noch in ihren Betten erzittern lassen dürfte.

Ich war (so sagte ich) auf der Reise von Trenton nach Albany in die Gefangenschaft der furchterregenden Irokesen geraten. Ich habe ihnen die grausige Erscheinung und die blutrünstigen Gebräuche der Wilden bis ins Detail ausgeschmückt - was ja auch kaum großer Übertreibung bedurfte - und mich ausgiebig mit den schrecklichen Folterqualen befasst, welche die Irokesen ihren unschuldigen Opfern angedeihen lassen. La

Comtesse Poutonde ist bei meiner Schilderung des furchtbaren Todes von Vater Alexandre in Ohnmacht gefallen, und auch der Rest der Runde war sehr mitgenommen.

Ich habe ihnen von Two Spears erzählt, der hoffentlich nichts dagegen hat, dass ich seinen Charakter für einen guten Zweck beschmutze, umso mehr, als er ja nie davon erfahren wird. Dieser Häuptling, so sagte ich, habe mich foltern wollen und mich dazu nackt ausziehen und auf grausame Weise auspeitschen lassen. Im Gedenken an unseren guten Freund Daniel, der ja ein ähnliches Unglück zu seinem Vorteil gewendet hat, habe ich mein Hemd gehoben und meine Narben zur Schau gestellt. (Ich kam mir dabei zwar wie eine Hure vor, doch ich weiß ja, dass die meisten Huren ihrem Beruf aus reiner Notwendigkeit nachgehen, und ich tröste mich damit, dass es hier ähnlich ist.) Die Reaktion meiner Zuhörer ließ nichts zu wünschen übrig, und ich konnte getrost in dem Bewusstsein fortfahren, dass sie mir von diesem Punkt an alles glauben würden.

Daraufhin (so sagte ich) hätten mich zwei der indianischen Krieger halb ohnmächtig vor den Häuptling geführt und mich flach auf einen großen Stein gelegt, dessen Oberfläche unheilvolle Spuren vorhergehender Opferrituale aufwies.

Dann habe sich mir ein heidnischer Priester oder Schamane genähert, welcher grauenvolle Schreie ausstieß und einen Stab schüttelte, der mit vielen Skalps

geschmückt war, was in mir die Furcht auslöste, mein eigenes Haar könnte ihn aufgrund seiner ungewöhnlichen Farbe dazu verlocken, es seiner Sammlung einzuverleiben (ich hatte mir das Haar nicht gepudert, allerdings nur, weil ich keinen Puder hatte, nicht in weiser Voraussicht). Diese Angst nahm noch zu, als der Schamane ein großes Messer zog und mit vor Bosheit glitzernden Augen näher kam.

An diesem Punkt glitzerten auch die Augen meiner genannten Zuhörer, die inzwischen die Größe von Untertassen angenommen hatten. Viele der Damen stießen Ausrufe des Mitleids mit meiner verzweiferten Lage aus, und die Herren äußerten leidenschaftliche Beschimpfungen der verbrecherischen Wilden, die die Schuld an meinem Leiden trugen.

Dann habe ich ihnen erzählt, wie der Schamane sein Messer geradewegs durch meine Hand getrieben habe, woraufhin ich vor lauter Angst und Schmerz das Bewusstsein verlor. Als ich erwachte (fuhr ich fort), stellte ich fest, dass mir der Ringfinger vollständig abgetrennt worden war und mir das Blut aus der verletzten Hand lief.

Doch das Grauerregendste war der Anblick des Irokesenhäuptlings, der auf dem behauenen Stamm eines gigantischen Baums saß und mit den Zähnen das Fleisch von dem abgetrennten Finger riss, so wie man vielleicht das Fleisch eines gebratenen Hühnerbeins verspeiste.

An diesem Punkt in der Erzählung ist La Comtesse

erneut in Ohnmacht gefallen, und die Ehrenwerte Miss Elliott, die nicht in ihrem Schatten stehen wollte, hat einen ausgewachsenen hysterischen Anfall bekommen, der mich zum Glück davor bewahrt hat, mir ausdenken zu müssen, auf welchem Weg mir die Flucht vor den Wilden gelang. Indem ich mich durch die Erinnerung an mein Leiden erschöpft gab, nahm ich ein Glas Wein entgegen (ich war jetzt auch ziemlich verschwitzt) und entfloh stattdessen der Gesellschaft, nicht ohne mit Einladungen überhäuft zu werden.

Ich bin sehr zufrieden mit der Wirkung meines ersten Anlaufs. Weiterhin ermutigt mich das Bewusstsein, dass ich mich jederzeit als Romanschriftsteller nützlich machen könnte, falls fortschreitendes Alter oder Verletzungen verhindern sollten, dass ich mir meinen Lebensunterhalt mit dem Schwert, dem Pflug oder der Druckerpresse verdiene.

Marsali wird gewiss genau hören wollen, was für Kleider die anwesenden Damen trugen, doch ich muss sie vorerst um Geduld bitten. Ich will nicht behaupten, dass mir diesbezüglich nichts aufgefallen sei (obwohl ich dies ja einwenden könnte, wenn ich glauben würde, ich könnte Dich damit von etwaigen Ängsten in Bezug auf meine Empfänglichkeit gegenüber den Reizen der Damenwelt befreien. Angesichts Deiner argwöhnischen und irrationalen Natur, Sassenach, versuche ich dies aber erst gar nicht), doch meine Hand ist der Anstrengung solcher Beschreibungen jetzt nicht mehr gewachsen.

Daher soll es vorerst genügen zu sagen, dass die Kleider aus den herrlichsten Stoffen waren und die Reize der Damen durch ihren Schnitt ins beste Licht rückten.

Meine gestohlenen Kerzen brennen allmählich herunter, und sowohl meine Hand als auch meine Augen sind so erschöpft, dass es mir Schwierigkeiten bereitet, meine eigenen Worte zu entziffern, geschweige denn, sie zu formen - ich kann nur hoffen, dass Du in der Lage sein wirst, den letzten Teil dieser unleserlichen Epistel zu verstehen. Dennoch ziehe ich mich nun bei bester Laune in mein ungastliches Bett zurück, ermutigt durch die Ereignisse des heutigen Tages.

Daher wünsche ich Dir eine gute Nacht, versichere Dich meiner zärtlichsten Gedanken und vertraue auf Deine Geduld und Deine fortwährende Zuneigung zu

Deinem tintenbefleckten Krüppel und Dir ergebenen
Ehemann, James Fraser

Postscriptum: Tintenbefleckter Krüppel, buchstäblich, da ich sehe, dass ich sowohl das Papier als auch meine Person mit unansehnlichen Klecksen bedeckt habe. Ich schmeichle mir damit, dass das Papier schlimmer entstellt ist.

Postscriptum 2: Ich bin so in die Komposition dieses Briefes vertieft gewesen, dass ich meine ursprüngliche

Absicht ganz vergessen habe: Dir zu sagen, dass ich die Überfahrt auf der Euterpe gebucht habe, welche in zwei Wochen von Brest aus in See sticht. Sollte dies irgendwie verhindert werden, schreibe ich Dir wieder.

Postscriptum 3: Ich sehne mich danach, wieder an Deiner Seite zu liegen und Deinen Körper mit dem meinen im Einklang zu wissen.

GEWAPPNET MIT DIAMANTEN UND MIT STAHL

Mit ruhiger Hand und einer Küchenschere schnitt Brianna die Brosche entzwei. Sie war zwar antik, aber nicht sehr wertvoll - ein hässliches viktorianisches Teil in Form einer ausladenden Silberblüte inmitten gewundener Ranken, dessen einziger Wert in der Handvoll kleiner Diamanten lag, die die Blätter wie Tautropfen verzierten.

»Ich hoffe, sie sind groß genug«, sagte sie und war überrascht über den gelassenen Klang ihrer Stimme. Seit sechsunddreißig Stunden brüllte sie im Inneren ihres Kopfes - so lange hatten sie gebraucht, um ihre Planungen und Vorbereitungen abzuschließen.

»Ich glaube, sie sind okay«, sagte Roger, und Brianna spürte die Anspannung unter der Ruhe seiner Worte. Er stand hinter ihr, eine Hand auf ihrer Schulter, und die Wärme seiner Finger war ihr Trost und Folterqual zugleich. Eine Stunde noch, und er würde fort sein. Vielleicht für immer.

Doch ihnen blieb keine andere Wahl, und sie befasste sich trockenen Auges und besonnen mit den Notwendigkeiten.

Amanda war höchst merkwürdigerweise ganz plötzlich eingeschlafen, nachdem Roger und William Buccleigh losgefahren waren, um Rob Cameron nachzusetzen.

Brianna hatte sie in ihr Bett gelegt und ihr dann voll Sorge beim Schlafen zugehört, bis die Männer im Morgengrauen mit den schrecklichen Neuigkeiten zurückgekehrt waren. Doch Amanda war aufgewacht wie immer, mit sonniger Laune und anscheinend ohne jede Erinnerung an ihren Traum von den schreienden Steinen. Auch Jems Abwesenheit schien sie nicht mehr zu beunruhigen; sie hatte einmal beiläufig gefragt, wann er denn nach Hause kommen würde, und sich dann mit einem unverbindlichen »bald« dem Aussehen nach zufrieden wieder ihrem Spiel gewidmet.

Jetzt war sie mit Annie unterwegs; sie waren nach Inverness gefahren, um groß einzukaufen, und sie hatten ihr ein Spielzeug versprochen. Die beiden würden erst heute Nachmittag nach Hause kommen, und bis dahin würden die Männer fort sein.

»Warum?«, hatte William Buccleigh gefragt. »Warum sollte er Ihren Jungen mitnehmen?«

Genau diese Frage stellten sie und Roger sich seit der Sekunde, in der sie Jems Verschwinden bemerkt hatten - nicht dass es wahrscheinlich war, dass ihnen die Antwort helfen würde.

»Es gibt nur zwei Möglichkeiten«, hatte Roger mit belegter, heiserer Stimme geantwortet. »Eine Zeitreise - oder Gold.«

»Gold?« Buccleighs dunkelgrüne Augen hatten sich verwundert auf Brianna gerichtet. »Was denn für Gold?«

»Der fehlende Brief«, hatte sie erklärt, zu müde, um sich Gedanken darum zu machen, ob es wohl gefährlich war, es ihm zu erzählen. Es gab ohnehin nichts mehr, was ungefährlich war, und nichts war mehr wichtig. »Das Postskriptum, das mein Vater geschrieben hat. Roger sagt, Sie haben die Briefe gelesen. Der Besitz des Herrn aus Italien - erinnern Sie sich?«

»Ich habe nicht sonderlich darauf geachtet«, gestand Buccleigh. »Das ist also Gold, ja? Wer ist denn der Herr aus Italien?«

»Charles Stuart.« Und so hatten sie ihm stockend von dem Gold erzählt, das in den letzten Tagen des Jakobitenaufstandes an Land gebracht worden war - Buccleigh musste damals in Mandys Alter gewesen sein, dachte Brianna verblüfft - und zur sicheren Aufbewahrung auf drei schottische Clanvertreter verteilt worden war: Dougal MacKenzie, Hector Cameron und Arch Bug im Namen der Grants. Sie beobachtete ihn genau, doch nichts ließ darauf schließen, dass ihm der Name Dougal MacKenzie irgendetwas sagte. Nein, dachte sie, er weiß es nicht. Doch das war jetzt auch nicht wichtig.

Niemand wusste, was aus den beiden Dritteln geworden war, die von den MacKenzies oder den Grants verwahrt wurden - doch Hector Cameron war in den letzten Tagen des Aufstandes aus Schottland geflohen, die Truhe mit dem Gold unter der Sitzbank seiner Kutsche versteckt, und er hatte sie in die Neue Welt mitgenommen, wo er einen Teil dazu verwendet hatte, seine Plantage zu kaufen, River

Run. Der Rest ...

»Der Spanier bewacht es?«, sagte Buccleigh mit heftig gerunzelter Stirn. »Was zum Teufel soll das heißen?«

»Wir wissen es nicht«, sagte Roger. Er saß am Tisch, den Kopf auf die Hände gesenkt, den Blick auf das Holz gerichtet. »Nur Jem weiß es.« Dann hob er plötzlich den Kopf und sah Brianna an.

»Die Orkneys«, sagte er. »Callahan.«

»Was?«

»Rob Cameron«, sagte er drängend. »Was glaubst du, wie alt er ist?«

»Ich weiß es nicht«, hatte sie verwirrt gesagt. »Mitte, Ende dreißig vielleicht. Warum?«

»Callahan hat gesagt, Rob hat ihn öfter zu Ausgrabungen begleitet, als er Anfang zwanzig war. Liegt das weit genug zurück - ich meine, mir ist nur gerade eingefallen -« Er musste innehalten, um sich mit aller Gewalt zu räuspern, ehe er fortfuhr. »Wenn er sich vor fünfzehn, achtzehn Jahren für das ganze antike Zeugs interessiert hat - ist es möglich, dass er Geillies Duncan kannte? Oder damals war sie wohl noch Gillian Edgars.«

»O nein«, sagte Brianna, doch ihr Tonfall war aufgebracht, nicht ungläubig. »O nein. Nicht noch ein jakobitischer Spinner!«

Diesmal hätte Roger fast gelächelt.

»Das bezweifle ich«, hatte er trocken gesagt. »Ich glaube nicht, dass der Mann verrückt ist, von einem

politischen Idealisten ganz zu schweigen. Aber er ist Mitglied der SNP. Das sind ebenfalls keine Verrückten - aber wie wahrscheinlich ist es, dass Gillian Edgars bei ihnen mitgemischt hat?«

Das war nicht zu sagen, nicht ohne sich genauer mit Camerons Bekanntenkreis und mit seiner Vergangenheit zu befassen, und dazu blieb ihnen keine Zeit. Möglich war es jedoch. Gillian - die später den Namen einer berühmten schottischen Hexe angenommen hatte - hatte sich mit Sicherheit sowohl brennend für schottische Antiquitäten als auch für die schottische Politik interessiert. Es war gut möglich, dass sich ihre Wege mit Rob Camerons gekreuzt hatten. Und wenn es so war ...

»Wenn«, sagte Roger grimmig. »Weiß der Himmel, was sie ihm erzählt haben mag, mit was für Eindrücken sie ihn zurückgelassen hat.« Ein paar von Geillis' Notizbüchern lagen in seinem Studierzimmer; wenn Rob die Frau gekannt hatte, hatte er die Bücher garantiert ebenso erkannt.

»Und wir wissen verdammt noch mal, dass er das Postskriptum deines Vaters gelesen hat«, fügte er hinzu. Er rieb sich die Stirn - er hatte einen blauen Fleck am Haaransatz - und seufzte. »Es ist nicht wichtig, nicht wahr? Das Einzige, was jetzt wichtig ist, ist Jem.«

Und so gab Brianna jedem von ihnen ein Stück diamantenbesetztes Silber und zwei Erdnussbutterbrote. »Für unterwegs«, sagte sie, um Galgenhumor bemüht. Warme Kleider und feste Schuhe. Sie gab Roger ihr

Schweizer Taschenmesser; Buccleigh nahm sich ein rostfreies Stahlmesser aus der Küche. Für viel mehr blieb ihnen keine Zeit.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als der blaue Mustang über den Feldweg am Fuß des Craigh na Dun rumpelte; sie musste zurück sein, bevor Mandy nach Hause kam. Rob Camerons blauer Laster stand unverändert da; bei seinem Anblick durchfuhr sie ein Schauer.

»Gehen Sie schon vor«, sagte Roger schroff zu Buccleigh, als sie parkte. »Ich komme sofort.«

William Buccleigh hatte Brianna einen raschen Blick zugeworfen - verstörend direkt mit diesen Augen, die Rogers so ähnlich waren -, hatte sie kurz an der Hand berührt und war ausgestiegen. Roger zögerte nicht; er hatte unterwegs Zeit gehabt, sich zu überlegen, was er sagen wollte - und es gab ohnehin nur das eine zu sagen.

»Ich liebe dich«, sagte er leise und nahm sie bei den Schultern und hielt sie so lange, wie es dauerte, auch den Rest zu sagen. »Ich bringe ihn zurück. Glaube mir, Brianna - ich werde dich wiedersehen. In *dieser* Welt.«

»Ich liebe dich«, hatte sie gesagt - oder es zumindest versucht. Es entwich ihr als tonloses Flüstern an seinem Mund. Doch er nahm es in sich auf, mit ihrem Atem, lächelte, klammerte seine Hände so fest um ihre Schultern, dass sie dort später blaue Flecken fand - und öffnete die Tür.

Sie hatte ihnen nachgesehen - hatte es nicht lassen

können -, als sie zum Kamm des Hügels hinaufstiegen, auf die unsichtbaren Steine zu, bis sie aus ihrem Blickfeld verschwanden. Vielleicht war es Einbildung, vielleicht konnte sie die Steine dort oben auch wirklich hören: ein seltsamer, summender Gesang, der tief in ihrem Inneren lebte, eine Erinnerung, die für immer dort leben würde. Zitternd und tränenblind fuhr sie nach Hause. Vorsichtig, vorsichtig. Denn jetzt war sie alles, was Mandy noch hatte.

SCHRITTE

Spät in derselben Nacht ging sie in Rogers Studierzimmer. Sie fühlte sich dumpf und schwer, die Schrecken des Tages von der Erschöpfung abgestumpft. Sie setzte sich an seinen Schreibtisch und versuchte, seine Gegenwart zu spüren, doch das Zimmer war leer.

Mandy schlief, überraschend unbesorgt im Chaos der Gefühle ihrer Eltern. Natürlich, sie war es ja gewohnt, dass Roger hin und wieder nicht da war, weil er nach London oder Oxford fuhr oder spät aus Inverness von der Loge zurückkam. Würde sie sich noch an ihn erinnern, falls er je zurückkam?, fragte sich Brianna mit einem schmerzhaften Stich.

Weil sie diesen Gedanken nicht ertragen konnte, stand sie auf und tigerte rastlos durch das Zimmer, suchte etwas, das sie nicht definieren konnte. Sie hatte nichts essen können und fühlte sich mulmig.

Sie ergriff die kleine Schlange und fand einen Hauch von Trost in ihren glatten Kurven, dem freundlichen Gesicht. Sie blickte zu der Kiste auf, fragte sich, ob sie Geborgenheit in der Nähe ihrer Eltern suchen sollte - doch der Gedanke, Briefe zu lesen, die Roger womöglich niemals mit ihr lesen würde ... Sie setzte die Schlange ab und starrte blind auf die Bücher im unteren Teil des Regals.

Neben den Büchern, die Roger neulich bestellt hatte,

standen die Bücher ihres Vaters, die Exemplare aus seinem alten Büro. *Franklin W. Randall* stand auf den diversen Buchrücken. Sie zog eines hervor, setzte sich hin und drückte es an ihre Brust.

Sie hatte ihn schon einmal um Hilfe gebeten - auf ihre verlorene Tochter acht zugeben. Gewiss würde er auch auf Jem achtgeben.

Sie blätterte die Seiten durch, ein wenig getröstet durch die Reibung des Papiers.

Papa, dachte sie plötzlich und fand sonst keine Worte mehr, denn mehr brauchte sie auch nicht. Das zusammengefaltete Stück Papier, das vorn zwischen den Seiten steckte, überraschte sie nicht im Mindesten.

Der Brief war ein Entwurf - das sah sie auf den ersten Blick an den durchgestrichenen Wörtern, den Randbemerkungen, den mit Fragezeichen versehenen, eingekreisten Wörtern. Da es ein Entwurf war, trug er weder Datum noch Anrede, doch es war klar, dass er ihr gegolten hatte.

Du bist gerade gegangen, mein liebes Falkenauge, nach unserem herrlichen Nachmittag bei Sherman's (beim Tontaubenschießen - wird ihr der Name noch etwas sagen?). In meinen Ohren klingelt es immer noch. Immer, wenn wir schießen gehen, bin ich hin und her gerissen zwischen immensem Stolz auf Dein Talent, Neid und Angst. Ich weiß natürlich nicht, wann Du dies hier lesen wirst und ob überhaupt. Vielleicht werde ich ja den Mut haben, es Dir vor meinem Tod zu sagen (oder ich werde

etwas derart Unverzeihliches anstellen, dass Deine Mutter es tut - nein, das wird sie nicht. Trotz allem habe ich noch nie einen ehrenwerteren Menschen getroffen als Claire. Sie wird ihr Wort halten).

Was für ein merkwürdiges Gefühl es ist, dies zu schreiben. Ich weiß, dass Du irgendwann erfahren wirst, wer - und vielleicht auch was - Du bist. Aber ich habe keine Ahnung, wie Du an dieses Wissen gelangen wirst. Bin ich im Begriff, Dir eine Enthüllung zu machen, oder wird dies ein alter Hut sein, wenn Du meinen Brief findest? Ich kann nur hoffen, dass es mir so oder so gelungen sein wird, Dir das Leben zu retten. Und dass Du ihn früher oder später finden wirst.

Tut mir leid, Schatz, das ist alles furchtbar melodramatisch von mir. Und das Letzte, was ich im Sinn habe, ist, Dich nervös zu machen. Ich setze alle Zuversicht der Welt in Dich. Aber ich bin Dein Vater und damit das Opfer der Ängste, die alle Eltern kennen - dass ihrem Kind etwas Schreckliches, Unausweichliches zustoßen wird und sie nicht die Macht haben, es zu beschützen. Und die Wahrheit ist - Du bist, obwohl Du selbst nichts dazu kannst ...

Hier hatte er es sich ein paarmal anders überlegt und geschrieben, *ein gefährlicher Mensch*, dies zu *immer in Gefahr* verbessert, das wiederum durchgestrichen und *in einer gefährlichen Lage* hinzugefügt, dies auch wiederum durchgestrichen und schließlich *ein gefährlicher Mensch* eingekreist, wenn auch mit einem Fragezeichen.

»Ich hab's verstanden, Papa«, murmelte sie. »Wovon redest du? Ich -«

Sie hörte ein Geräusch, und die Worte blieben ihr im Hals stecken. Schritte kamen durch den Flur. Männerschritte. Jedes Haar an ihrem Körper stellte sich senkrecht.

Das Licht im Flur brannte; es verdunkelte sich kurz, als der Umriss in der Tür zum Studierzimmer Gestalt annahm.

Sie starrte ihn wie betäubt an.

»Was machen Sie denn hier?« Noch als sie das sagte, erhob sie sich aus dem Sessel, tastete nach irgendetwas, das sich als Waffe benutzen ließ, ihr Hirn viel langsamer als ihr Körper, immer noch nicht in der Lage, den Nebel des Grauens zu durchdringen, das sie gepackt hatte.

»Ich bin lhretwegen hier«, sagte er lächelnd. »Und des Goldes wegen.« Er legte etwas auf den Tisch: den ersten Brief ihrer Eltern. »Sag Jem, der Spanier bewacht es«, zitierte Rob Cameron und tippte auf den Brief. »Ich dachte, vielleicht ist es besser, wenn Sie Jem das sagen. Und ihm sagen, dass er mir zeigen soll, wo dieser Spanier ist. Wenn Sie möchten, dass er am Leben bleibt, meine ich. Ihre Entscheidung.« Das Lächeln wurde breiter. »Boss.«

UNABHÄNGIGKEITSTAG II

Brest

Zuzusehen, wie Jenny mit alldem fertig wurde, erschütterte seine Geistesgegenwart beträchtlich. Er konnte sehen, wie ihr das Herz bis zum Halse schlug, als sie zum ersten Mal mit einem richtigen Franzosen Französisch sprach; ihr Puls flatterte in ihrer Halsbeuge wie ein gefangener Kolibri. Doch der *boulangier* verstand sie - Brest war voller Fremder, und ihr seltsamer Akzent löste kein besonderes Interesse aus -, und das schiere Entzücken in ihrem Gesicht, als der Mann ihr Geldstück entgegennahm und ihr ein mit Käse und Oliven gefülltes Baguette reichte, weckte in Jamie das Gefühl, zur selben Zeit lachen und weinen zu müssen.

»Er hat mich verstanden!«, jauchzte sie und klammerte sich an seinen Arm, als sie gingen. »Jamie, er hat mich verstanden! Ich habe *Französisch* mit ihm gesprochen, und er wusste genau, was ich gesagt habe!«

»Genauer, als er es getan hätte, wenn du auf Gälisch mit ihm gesprochen hättest«, versicherte er ihr. Er lächelte über ihre Aufregung und tätschelte ihr die Hand. »Gut gemacht, *a nighean*.«

Sie hörte ihm gar nicht zu. Ihr Kopf wandte sich hin und

her, während sie die riesige Anzahl der Läden und Straßenhändler betrachtete, die die krumme Straße anfüllten, und die Möglichkeiten erwog, die ihr jetzt offenstanden. Butter, Käse, Bohnen, Wurst, Stoffe, Schuhe, Knöpfe ... Ihre Finger gruben sich in seinen Arm.

»Jamie, ich kann mir alles kaufen! Ganz allein!«

Er musste ihre Freude über ihre neu entdeckte Unabhängigkeit einfach teilen, obwohl sie ihm auch einen leisen Stich versetzte. Gerade noch hatte er das völlig neue Gefühl genossen, dass sie von ihm abhängig war.

»Ja, das kannst du«, pflichtete er ihr bei und nahm ihr das Baguette ab. »Kauf aber lieber kein dressiertes Eichhörnchen oder eine Standuhr. Das wäre auf dem Schiff ein bisschen schwierig zu handhaben.«

»Schiff«, wiederholte sie und schluckte. Der Puls an ihrem Hals, der kurzfristig zur Ruhe gekommen war, begann wieder zu flattern. »Wann gehen wir denn ... auf das Schiff?«

»Noch nicht, *a nighean*«, sagte er sanft. »Erst gehen wir einen Bissen essen, aye?«

DIE EUTERPE SOLLTE MIT DER ABENDLICHEN EBBE IN SEE STECHEN, UND SIE begaben sich am Nachmittag zum Hafen, um an Bord zu gehen und ihr Gepäck zu verstauen. Doch der Anlegeplatz, an dem die *Euterpe* tags zuvor noch gelegen hatte, war leer.

»Wo zum Teufel ist das Schiff, das hier gestern noch gelegen hat?«, wollte er von einem Jungen wissen, den er im Vorübergehen am Arm packte.

»Was, die *Euterpe*?« Der Junge blickte ungerührt in die Richtung, in die er zeigte, und zuckte mit den Achseln. »Abgefahren, denke ich.«

»*Denkst* du?« Sein Ton alarmierte den Jungen, der seinen Arm befreite und zurückwich.

»Woher soll ich das wissen, *Monsieur*?« Als er Jamies Miene sah, fügte er hastig hinzu: »Ihr Besitzer ist vor ein paar Stunden in das Amüsierviertel gegangen; wahrscheinlich ist er ja noch dort.«

Jamie sah, wie seine Schwester das Kinn verzog, und begriff, dass sie der Panik nahe war. Er war selbst nicht weit davon entfernt, dachte er.

»So, ist er das?«, sagte er ausgesprochen ruhig. »Aye, dann werde ich ihn wohl holen gehen. Welches Haus besucht er denn?«

Der Junge zuckte hilflos mit den Schultern. »Alle, *Monsieur*.«

Er ließ Jenny auf dem Dock zurück, um ihr Gepäck zu hüten, und begab sich in das Viertel, das sich an den Hafen anschloss. Ein Kupferpenny sicherte ihm die Dienste eines der Straßenjungen, die an den Verkaufsständen herumlungerten, um vielleicht einen halb verfaulten Apfel oder eine unbewachte Geldbörse zu ergattern, und er folgte seinem Führer grimmig durch die schmutzigen Gassen,

eine Hand an seiner Geldbörse, die andere am Knauf seines Dolches.

Brest war eine Hafenstadt, und es war ein sehr geschäftiger Hafen. Was bedeutete, so rechnete er sich aus, dass etwa ein Drittel der weiblichen Bevölkerung als Prostituierte arbeitete. Mehrere unabhängige Huren hatten ihn schon im Vorübergehen angesprochen.

Es kostete ihn drei Stunden und mehrere Shillinge, doch am Ende fand er den Besitzer der *Euterpe* stockbesoffen in einem Freudenhaus. Er stieß die Hure, die an seiner Seite schlief, unwirsch beiseite und holte den Mann mit einigen Ohrfeigen ansatzweise ins Bewusstsein zurück.

»Das Schiff?« Der Mann starrte ihn trübe an und wischte sich mit der Hand über die Bartstoppeln. »Mist. Wen interessiert das?«

»Mich«, sagte Jamie mit zusammengebißenem Zähnen. »Und dich auch, du mieser Schuft. Wo ist es und warum bist du nicht an Bord?«

»Der Kapitän hat mich von Bord geworfen«, sagte der Mann düster. »Wir haben Streit bekommen. Wo es ist? Auf dem Weg nach Boston, nehme ich an.« Er grinste unangenehm. »Vielleicht holt Ihr es ja noch ein, wenn Ihr schnell genug schwimmt.«

ES KOSTETE IHN DEN REST SEINES GOLDES UND EINE WOHL KALKULIERTE Mischung aus Drohungen und Überredungskunst, doch er fand ein anderes Schiff. Es

fuhr zwar weiter nach Süden, nach Charleston, doch im Moment reichte es ihm schon, erst einmal auf dem richtigen Kontinent zu sein. Wenn sie in Amerika waren, würde er weitersehen.

Seine grimmige Wut begann schließlich nachzulassen, als die *Philomene* das offene Meer erreichte. Jenny stand neben ihm, klein und still, die Hände auf die Reling gestützt.

»Was, a *piuthar*?« Er legte ihr die Hand ins Kreuz und massierte sie sacht mit den Fingerknöcheln. »Trauerst du um Ian?«

Einen Moment schloss sie die Augen und lehnte sich dankbar für seine Berührung gegen ihn, dann öffnete sie sie wieder und betrachtete ihn stirnrunzelnd.

»Nein, ich mache mir Sorgen, wenn ich an deine Frau denke. Sie wird böse mit mir sein - wegen Laoghaire.«

Bei dem Gedanken an Laoghaire konnte er sich ein ironisches Lächeln nicht verkneifen.

»Laoghaire? Warum denn?«

»Was ich getan habe - als du Claire heim nach Lallybroch gebracht hast, aus Edinburgh. Ich habe mich nie dafür bei dir entschuldigt«, fügte sie hinzu und blickte ernst zu ihm auf.

Er lachte.

»Ich habe mich doch auch nie bei dir entschuldigt, oder? Dafür, dass ich Claire heimgebracht habe und zu feige war, ihr vorher von Laoghaire zu erzählen.«

Ihr Stirnrunzeln glättete sich, und ein flackerndes

Leuchten kehrte in ihre Augen zurück.

»Nun, nein«, sagte sie. »Du hast dich nicht dafür entschuldigt. Dann sind wir also quitt, ja?«

Das hatte er aus ihrem Mund nicht mehr gehört, seit er Lallybroch mit vierzehn verlassen hatte, um als Ziehsohn nach Leoch zu gehen.

»Wir sind quitt«, bestätigte er. Er legte ihr den Arm um die Schultern, und sie ließ den ihren um seine Taille gleiten, und so standen sie dicht beieinander und sahen zu, wie Frankreich endgültig im Meer versank.

ERDSTÖSSE

Ich stand in Marsalis Küche und flocht Félicité die Haare, während ich mit einem Auge auf den Porridge über dem Feuer achtete, als die Glocke der Druckereitür klingelte. Rasch befestigte ich ein Bändchen am Ende des Zopfes, ermahnte die Mädchen, auf den Porridge zu achten, und ging nach vorn, um den Kunden zu begrüßen

Zu meiner Überraschung war es Lord John. Doch ein Lord John, den ich noch nie gesehen hatte. Er sah weniger mitgenommen aus als vielmehr am Boden zerstört, alles picobello bis auf sein Gesicht.

»Was?«, sagte ich zutiefst alarmiert. »Was ist geschehen. Ist Henry -?«

»Nicht Henry«, sagte er heiser. Er legte eine Hand flach auf die Ladentheke, wie um sich zu stützen. »Ich habe - schlimme Neuigkeiten.«

»Das kann ich sehen«, sagte ich ein wenig schnippisch. »Setzt Euch doch, um Gottes willen, bevor Ihr umfallt.«

Er schüttelte den Kopf wie ein Pferd, das versucht, sich von den Fliegen zu befreien, und sah mich an. Sein Gesicht sah gespenstisch aus, schockiert und weiß, und seine Augen waren rot gerändert. Doch wenn es nicht Henry war

...

»O Gott«, sagte ich, und in meiner Brust ballte sich eine Faust. »Dottie? Was ist mit ihr geschehen?«

»*Euterpe*«, entfuhr es ihm, und ich erstarrte bis ins Mark erschüttert.

»Was?«, flüsterte ich. »*Was?*«

»Verloren«, sagte er mit einer Stimme, die nicht die seine war. »Verloren. Mit Mann und Maus.«

»Nein«, sagte ich, um Vernunft bemüht. »Nein, das ist sie nicht.«

Da sah er mich zum ersten Mal direkt an und packte mich am Unterarm.

»Hört mir zu«, sagte er, und der Druck seiner Finger machte mir Angst. Ich versuchte, mich ihm zu entziehen, konnte es aber nicht.

»Hört zu«, sagte er erneut. »Ich habe es heute Morgen von einem Marinekapitän aus meiner Bekanntschaft erfahren. Ich bin ihm im Kaffeehaus begegnet, und er erzählte gerade von der Tragödie. Er hat es mit angesehen.« Seine Stimme bebte, und er hielt einen Moment inne und biss die Zähne zusammen. »Ein Sturm. Der Marinekapitän war dem Schiff auf den Fersen und wollte es anhalten und entern, als der Sturm sie beide überrascht hat. Sein eigenes Schiff ist davongekommen und schwer beschädigt in den Hafen gedümpelt, aber er hat gesehen, wie die *Euterpe* unter eine Weiße Wand geraten ist, hat er gesagt - ich habe keine Ahnung, was das ist -« Mit einer verärgerten Geste tat er seine abschweifenden Worte ab. »Sie ist vor seinen Augen untergegangen. Die *Roberts* - sein Schiff - ist noch in der

Nähe geblieben, um vielleicht Überlebende aufzunehmen.«
Er schluckte. »Es gab keine.«

»Keine«, sagte ich ausdruckslos. Ich hörte zwar, was er sagte, doch die Bedeutung seiner Worte drang nicht bis zu mir durch.

In der Küche roch es nach angebranntem Porridge.

JOHN GREY HIELT INNE, WEIL ER DAS ENDE DER STRASSE ERREICHT HATTE. ER ging schon den ganzen Tag die State Street auf und ab. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel; schweißnasse Staubkörner kratzten ihn im Nacken, seine Strümpfe waren voller Schlamm- und Dungspritzer, und jeder Schritt schien ihm die Nägel seiner Schuhsohlen in die Fußsohle zu treiben. Es kümmerte ihn nicht.

Der Delaware River floss quer durch sein Blickfeld. Er war schlammig und roch nach Fisch. Die Leute drängten sich an ihm vorbei und strömten auf das Ende des Docks zu, um die Fähre zu erwischen, die vom anderen Ufer her auf sie zukam. Kleine Wellen schlugen mit einem nervösen Geräusch an die Pier, das die Wartenden aufzustacheln schien, denn sie begannen zu drängeln. Einer der Soldaten auf dem Dock nahm sich daraufhin die Muskete von der Schulter und benutzte sie, um eine Frau zurückzuschubsen.

Sie stolperte und kreischte auf, und ihr Mann, ein wahrer Kampfhahn, stürzte mit geballten Fäusten vor. Der Soldat sagte etwas, entblößte die Zähne und machte eine

abwehrende Bewegung mit der Muskete. Sein Kamerad, der jetzt auf die Störung aufmerksam wurde, wandte sich um, und mehr brauchte es nicht, um die Menge am Ende des Docks in ein wogendes Knäuel zu verwandeln. In der restlichen Menge breiteten sich Rufe und Schreie aus, als die Leute weiter hinten versuchten, vor dem Gewaltausbruch zu flüchten, die Männer in der Traube versuchten, sich darauf zuzudrängen, als jemand ins Wasser geschubst wurde.

Grey trat drei Schritte zurück und beobachtete, wie sich zwei kleine Jungen mit angsterfüllten Gesichtern aus der Menge lösten und über die Straße davonliefen. Irgendwo inmitten der Menge hört er den schrillen, bestürzten Ausruf einer Frau: »Ethan! Johnny! *Jooooohnnny!*«

Ein dumpfer Instinkt sagte ihm, dass er vortreten sollte, seinerseits die Stimme erheben sollte, die Lage kraft seiner Autorität unter Kontrolle bringen sollte. Er machte kehrt und ging davon.

Er trug ja keine Uniform, verteidigte er sein Tun. Sie würden ihm nicht zuhören; er würde nur Verwirrung stiften, mehr Schaden anrichten, als zu helfen. Doch er neigte nicht dazu, sich selbst etwas vorzumachen, und so beendete er diese stille Argumentation, kaum dass sie begonnen hatte.

Es war nicht das erste Mal, dass er jemanden verlor. Den einen oder anderen hatte er sehr geliebt, mehr als das Leben selbst. Doch jetzt hatte er sich selbst verloren.

Benommen machte er sich langsam auf den Rückweg zu seinem Haus. Er hatte nicht mehr geschlafen, seit er die

Nachricht erhalten hatte, außer in den Klauen der völligen körperlichen Erschöpfung, zusammengesunken auf dem Sessel auf Mercy Woodcocks Veranda, um dann orientierungslos aufzuwachen, verklebt vom Saft der Platanen in ihrem Garten, überall mit den kleinen grünen Räupchen behängt, die sich an unsichtbaren Seidenfäden von den Bäumen schwangen.

»Lord John.« Er wurde sich nun einer beharrlichen Stimme bewusst und begriff, dass der Sprecher ihn bereits mehrmals beim Namen gerufen hatte. Er blieb stehen, drehte sich um und sah sich Hauptmann Richardson gegenüber. Sein Kopf war plötzlich leer. Sein Gesicht wahrscheinlich auch, denn Richardson nahm ihn höchst vertraulich beim Arm und zog ihn in ein Wirtshaus.

»Kommt mit mir«, sagte Richardson leise und ließ seinen Arm los, wies jedoch mit einem Ruck seines Kopfes zur Treppe. Inmitten des Nebels, der ihn einhüllte, regten sich schwache Neugier und leiser Argwohn, doch er folgte dem Mann, und das Echo seiner Schuhe klang hohl auf der hölzernen Treppe wider.

Richardson schloss die Zimmertür hinter ihm, und bevor sich Grey so weit sammeln konnte, dass er ihn nach den höchst merkwürdigen Umständen befragte, von denen ihm William berichtet hatte, begann er zu sprechen.

»Mrs. Fraser«, sagte Richardson ohne Umschweife.
»Wie gut kennt Ihr sie?«

»Sie ist die Frau - die Witwe -«, verbesserte er sich mit dem Gefühl, sich eine Nadel in eine frische Wunde

gestochen zu haben, »- eines guten Freundes.«

»Eines guten Freundes«, wiederholte Richardson ohne besondere Betonung. Der Mann hätte kaum unauffälliger aussehen können, dachte Grey, und plötzlich stand ihm Hubert Bowles unangenehm vor dem inneren Auge. Die gefährlichsten Spione waren Männer, die niemand eines zweiten Blickes würdigen würde.

»Eines guten Freundes«, wiederholte Grey entschlossen. »Seine politischen Sympathien sind wohl nicht länger von Bedeutung, oder?«

»Nicht wenn er tatsächlich tot ist, nein«, pflichtete Richardson ihm bei. »Glaubt Ihr das?«

»Ich bin mir vollkommen sicher. Was ist es, das Ihr zu wissen wünscht, Sir? Ich habe zu tun.«

Richardson lächelte angesichts dieser unverhohlenen Lüge.

»Ich habe vor, die Dame als Spionin zu verhaften, Lord John, und wünschte mich zu vergewissern, dass es Eurerseits keine - persönlichen Bindungen gibt, bevor ich es tue.«

Grey setzte sich abrupt nieder und stützte die Hände auf den Tisch.

»Ich - Sie - Warum denn, zum Teufel?«

Richardson setzte sich höflich ihm gegenüber.

»Sie hat während der vergangenen drei Monate - möglicherweise sogar länger - in ganz Philadelphia

aufwieglerische Schriften weitergeleitet. Und bevor Ihr fragt, ja, ich bin mir sicher. Einer meiner Männer hat einige der Materialien abgefangen; seht sie Euch an, wenn Ihr möchtet.« Er griff in seinen Rock und zog ein Bündel abgegriffener Papiere hervor, die anscheinend schon durch mehrere Hände gegangen waren. Grey glaubte zwar nicht, dass sich Richardson einen Scherz mit ihm erlaubte, doch er ließ sich Zeit bei der Betrachtung der Papiere. Dann legte er sie hin und fühlte sich völlig blutleer.

»Ich habe gehört, dass die Dame bei Euch empfangen worden ist und dass sie sich oft in dem Haus aufhält, in dem Euer Neffe untergebracht ist«, sagte Richardson. Sein Blick ruhte gebannt auf Greys Gesicht. »Doch sie ist keine ... Freundin?«

»Sie ist Ärztin«, sagte Grey und genoss die leise Genugtuung, Richardsons Augenbrauen in die Höhe fahren zu sehen. »Sie ist für mich und meinen Neffen von - von größtem Nutzen gewesen.« Ihm kam der Gedanke, dass es wahrscheinlich besser war, wenn Richardson nicht wusste, wie sehr er Mrs. Fraser schätzte, denn wenn er glaubte, es *bestünde* ein persönliches Interesse, würde Grey von ihm keine Informationen mehr bekommen. »Doch das ist vorbei«, fügte er so beiläufig wie möglich hinzu. »Ich respektiere die Dame natürlich, doch es gibt keinerlei Bindung, nein.« Dann erhob er sich entschlossen und verabschiedete sich, denn weitere Fragen zu stellen, hätte den Eindruck der Indifferenz gefährdet.

Er steuerte auf die Chestnut Street zu, nicht länger

betäubt. Er fühlte sich wieder wie er selbst, stark und entschlossen. Es gab also doch noch einen Dienst, den er Jamie Fraser erweisen konnte.

»IHR MÜSST MICH HEIRATEN«, WIEDERHOLTE ER.

Ich hatte ihn schon beim ersten Mal verstanden, doch beim zweiten Mal ergab es immer noch genauso wenig Sinn wie beim ersten. Ich steckte mir einen Finger ins Ohr und wackelte damit, dann wiederholte ich den Vorgang auf der anderen Seite.

»Ihr könnt unmöglich das gesagt haben, was ich glaube.«

»Doch, das habe ich«, sagte er und fand allmählich zu seiner üblichen Ironie zurück.

Die Betäubung des Schocks ließ allmählich nach, und etwas Grauens kroch langsam aus einem kleinen Loch in meinem Herzen hervor. Ich konnte es mir naturgemäß nicht ansehen und suchte mein Heil darin, Lord John anzustarren.

»Ich weiß ja, dass ich unter Schock stehe«, sagte ich, »doch ich bin mir sicher, dass ich weder Halluzinationen habe noch Gespenster höre. Warum zum Teufel sagt Ihr das, in Gottes Namen?« Ich erhob mich, denn am liebsten hätte ich ihn geohrfeigt. Er merkte es und war so klug, einen Schritt zurückzutreten.

»Ihr werdet mich heiraten«, sagte er mit einem Unterton

der Heftigkeit. »Ist Euch bewusst, dass Ihr im Begriff steht, als Spionin verhaftet zu werden?«

»Ich - Nein.« So plötzlich, wie ich aufgestanden war, setzte ich mich wieder hin. »Was ... Warum denn?«

»Das dürftet Ihr wohl besser wissen als ich«, antwortete er kühl.

Da hatte er recht. Ich unterdrückte den Anflug von Panik, der mich zu überwältigen drohte, als ich an die Papiere dachte, die ich in meinem Korb versteckt von Hand zu Hand weitergereicht hatte, um das geheime Netzwerk der Söhne der Freiheit zu speisen.

»Selbst wenn das wahr wäre«, sagte ich und kämpfte um einen neutralen Ton, »warum zum Teufel sollte ich Euch heiraten? Ganz zu schweigen davon, warum Ihr den Wunsch haben solltet, *mich* zu heiraten, was ich keine Sekunde lang glaube.«

»Glaubt es ruhig«, riet er mir knapp. »Ich werde es tun, weil es der letzte Dienst ist, den ich Jamie Fraser erweisen kann. Wenn Ihr meine Frau seid, kann ich Euch schützen, und niemand kann Euch anrühren. Und *Ihr* werdet es tun, weil ...« Er warf einen trostlosen Blick hinter mich und hob sein Kinn, und als ich mich umsah, entdeckte ich alle vier Kinder, die in der Türöffnung kauerten. Die Mädchen und Henri-Christian beobachteten mich mit großen runden Augen. Germain hatte den Blick direkt auf Lord John gerichtet, und Angst und Trotz standen ihm deutlich in das längliche, hübsche Gesicht geschrieben.

»Sie auch?«, fragte ich. Ich holte tief Luft und wandte mich von den Kindern ab, um ihn zu fixieren. »Sie könnt Ihr auch schützen?«

»Ja.«

»Ich - Ja. Gut.« Ich legte beide Hände flach auf die Ladentheke, als könnte ich so irgendwie verhindern, dass ich ins All davonstrudelte. »Wann denn?«

»Sofort«, sagte er und ergriff meinen Ellbogen. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

ICH ERINNERTE MICH NICHT AN DIE KURZE ZEREMONIE, DIE IM SALON VON Lord Johns Haus stattfand. Das Einzige, was mir von diesem Tag im Gedächtnis blieb, war William, der nüchtern als Trauzeuge neben seinem Vater - seinem Stiefvater - stand. Hochgewachsen, kerzengerade, mit einer langen Nase und schrägen Katzenaugen, die unsicher und mitfühlend auf mir ruhten.

Er kann gar nicht tot sein. Mit ungewöhnlicher Klarheit fiel mir ein, dass ich das gedacht hatte. *Da steht er doch.*

Ich sagte die Worte, die man mir zu sagen auftrug, und wurde nach oben geleitet, um mich hinzulegen. Ich schlief auf der Stelle ein und erwachte erst am nächsten Nachmittag.

Unglücklicherweise blieb es die Wirklichkeit.

DOROTHEA WAR BEI MIR UND BETRACHTETE MICH BESORGT. SIE VERBRACHTE den Tag an meiner Seite, versuchte, mich dazu zu bewegen, etwas zu essen, und bot mir Whisky und Brandy an. Ihre Anwesenheit war mir zwar kein Trost - das war auch gar nicht möglich -, doch immerhin bildete sie eine harmlose Ablenkung, und ich ließ sie reden, ließ ihre Worte über mich hinwegspülen wie fließendes Wasser.

Gegen Abend kehrten die Männer zurück - Lord John und Willie. Ich konnte sie unten hören. Dottie ging zu ihnen hinunter, und ich hörte, wie sie sich unterhielten, hörte, wie sich Interesse in Dotties Stimme stahl, und dann ihre Schritte auf der Treppe, rasch und leichtfüßig.

»Tante Claire«, sagte sie atemlos. »Glaubst du, du fühlst dich so gut, dass du herunterkommen kannst?«

»Ich - Ja, ich denke schon.« Etwas verblüfft, dass sie mich »Tante« nannte, stand ich auf und begann vage, mich ein wenig zurechtzumachen. Sie nahm mir die Bürste aus der Hand, drehte mir das Haar zu einem Knoten und steckte ihn liebevoll unter ein mit Bändern verziertes Häubchen, das sie irgendwo hervorzauberte. Ich ließ es zu, und dann führte sie mich vorsichtig nach unten, wo ich Lord John und William etwas errötet im Salon vorfand.

»Mutter Claire.« William ergriff meine Hand und küsste sie sacht. »Komm und sieh. Papa hat etwas gefunden, das dir vielleicht gefallen wird. Komm und sieh es dir an«, wiederholte er und zog mich sanft auf den Tisch zu.

Besagtes »Etwas« war eine große Holzkiste, die aus einem kostbaren Holz gefertigt war und goldene Beschläge hatte. Ich betrachtete sie stirnrunzelnd und berührte sie mit der Hand. Sie sah aus wie ein Besteckkasten, nur viel größer.

»Was ...?« Als ich aufblickte, sah ich Lord John an meiner Seite stehen. Seine Miene war ein wenig verlegen.

»Ein, ähm, Geschenk«, sagte er, ausnahmsweise um seine eleganten Manieren gebracht. »Ich dachte - Ich meine, ich hatte das Gefühl, dass es Euch ein wenig an ... Material mangelt. Ich wünsche ja nicht, dass Ihr Eure Profession aufgibt«, fügte er leise hinzu.

»Meine Profession.« Ein Schauer begann sich über meinen Rücken zu breiten, bis er meinen Kiefer erreichte. Mit unsicheren Bewegungen versuchte ich, den Deckel der Kiste anzuheben, doch meine Finger schwitzten; sie rutschten ab und ließen eine glänzende Spur auf dem Holz zurück.

»Nein, nicht so.« Lord John bückte sich, um es mir zu zeigen, und drehte die Kiste zu sich um. Er öffnete den versenkten Verschluss, klappte den Deckel auf und zog an den Türchen, dann trat er mit der Aura eines Magiers zurück.

Auf meiner Kopfhaut prickelte der kalte Schweiß, und in meinen Augenwinkeln begannen schwarze Flecken zu tanzen.

Zwei Dutzend leere Flaschen mit Goldverschlüssen.

Darunter zwei flache Schubladen. Und darüber glänzten die Einzelteile eines in Messing gefassten Mikroskops in ihrem Bett aus Samt.

Meine Knie gaben nach, und ich fiel in Ohnmacht. Ich begrüßte die Kühle des Holzbodens unter meiner Wange.

DIE PFADE DES TODES

In der Nacht lag ich in der zerwühlten Hölle meines Bettes und suchte nach dem Weg in den Tod. Mit jeder Faser meines Seins sehnte ich mich danach, aus der Gegenwart zu scheiden. Ob das, was auf der anderen Seite des Lebens lag, nun unerträumte Herrlichkeiten waren oder nur das gnadenvolle Nichts - auf jeden Fall war die Ungewissheit meinem gegenwärtigen, unausweichlichen Elend vorzuziehen.

Ich kann nicht sagen, was mich davon abhielt, schlicht und brutal die Flucht zu ergreifen. Die Mittel standen mir ja jederzeit zur Verfügung. Ich hatte die freie Wahl zwischen Pistolenkugel oder Messers Schneide, zwischen Giften, die einen Menschen sofort fällten, oder solchen, die ihn hinwegdämmern ließen.

Wie verrückt kramte ich zwischen den Fläschchen und Behältern meiner Arzneitruhe, ließ Schubladen und Türen offen stehen, durchwühlte mein Wissen und meine Erinnerungen genauso hastig wie die Truhe und schleuderte Fläschchen und Dosen und Bruchstücke der Vergangenheit zu einem Haufen auf den Boden.

Schließlich glaubte ich, alles zu haben, und stellte sie nacheinander vor mir auf der Tischplatte auf.

Aconit. Arsen ...

So viele Todesarten, zwischen denen ich wählen konnte.

Wie also?

Der Äther. Das würde die einfachste Methode sein, wenn auch nicht unbedingt die sicherste. Mich hinzulegen, einen dicken Stoffbausch mit der Flüssigkeit zu tränken, mir die Maske über Mund und Nase zu legen und schmerzlos davonzutreiben. Doch es war stets möglich, dass mich jemand fand. Oder dass mein Kopf in der Bewusstlosigkeit zur Seite fiel oder ich Krämpfe erlitt, die den Bausch wieder lösten, sodass ich doch wieder in der schmerzenden Leere erwachte, die mein Dasein war.

Einen Moment lang saß ich still. Wie im Traum streckte ich dann die Hand nach dem Messer aus, das noch auf dem Tisch lag, wo ich es vergessen hatte, nachdem ich Flachsstängel damit geschnitten hatte. Das Messer, das Jamie mir gegeben hatte. Es war scharf; seine Kante glänzte roh und silbern.

Es würde sicher sein, und es würde schnell gehen.

JAMIE FRASERSTAND AN DECK DER PHILOMENE UND SAH DEM ENDLOSEN Dahinströmen des Wassers zu, während er über den Tod nachdachte. Immerhin hatten diese Gedanken jetzt keinen persönlichen Bezug mehr, nachdem die Seekrankheit - endlich, endlich - nachgelassen hatte. Jetzt waren seine Gedankengänge eher abstrakter Natur.

In Claires Augen, so dachte er, war der Tod stets der Feind. Etwas, das man unablässig bekämpfte, dem man

sich nie ergab. Ihm war der Tod genauso vertraut wie ihr, doch er hatte gezwungenermaßen seinen Frieden damit geschlossen. Zumindest glaubte er das. Wie die Vergebung war dies keine Kunst, die man sich einmal aneignete und dann bequem beiseitelegte, sondern es bedurfte der ständigen Übung. Den Gedanken an die eigene Sterblichkeit zu akzeptieren und das Leben dennoch auszuschöpfen, war ein nahezu sokratisches Paradox. Und der weise Athener hatte genau jenes Paradox mit dem Hauch eines Lächelns gelebt.

Er hatte dem Tod schon oft genug von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden - und erinnerte sich noch lebhaft genug an all diese Begegnungen -, um zu begreifen, dass es in der Tat Schlimmeres gab. Wie viel besser zu sterben, als trauernd zurückzubleiben.

Er empfand immer noch etwas, das schlimmer war als Schmerz, wenn er seine Schwester ansah, zierlich und einsam, und dann im Kopf das Wort »Witwe« hörte. Es passte nicht zu ihr. Das konnte sie nicht sein, sie konnte nicht auf diese brutale Weise abgetrennt sein. Es war so, als sähe er zu, wie sie in Stücke geschnitten wurde, ohne dass er etwas tun konnte.

Nach diesem Gedanken wandte er sich seinen Erinnerungen an Claire zu, seiner Sehnsucht nach ihr, ihrer Flamme, die im Dunkeln seine Kerze war. Ihre Berührung Trost und Wärme, die über das rein Körperliche hinausgingen. Er erinnerte sich an den letzten Abend vor ihrem Aufbruch. Sie hatten sich auf der Bank vor dem Turm

an den Händen gehalten; er hatte den Herzschlag in ihren Fingern gespürt, und der seine hatte sich ihrem warmen, eiligen Puls angepasst.

Seltsam, wie die Gegenwart des Todes so viele Begleiter mit sich zu bringen schien, längst vergessene Umrisse, die kurz im zunehmenden Schatten auftauchten. Der Gedanke an Claire und an seinen Schwur, sie für immer zu beschützen, brachte ihn wieder auf das namenlose Mädchen.

Sie war in Frankreich gestorben, auf der anderen Seite der Leere in seinem Kopf, die durch einen Axthieb entstanden war. Er hatte seit Jahren nicht mehr an sie gedacht, doch plötzlich war sie wieder da. Sie war es, an die er gedacht hatte, als er Claire in Leoch auf dem Schoß gehalten hatte, und er hatte gehofft, seine Ehe könnte eine kleine Wiedergutmachung sein. Er hatte - langsam - gelernt, sich ein Ereignis zu verzeihen, das nicht seine Schuld gewesen war, und er hoffte, dass seine Liebe zu Claire dem Schatten des Mädchens Frieden schenken würde.

Er hatte das obskure Gefühl gehabt, Gott ein Leben schuldig zu sein, und er hatte diese Schuld bezahlt, indem er Claire zur Frau nahm - obwohl er sie weiß Gott auch so genommen hätte, dachte er, und er lächelte ironisch. Doch er hatte sich an das Versprechen gehalten, sie zu beschützen. *Den Schutz meines Namens, meines Clans - und den Schutz meines Körpers*, hatte er gesagt.

Den Schutz meines Körpers. Es lag eine Ironie in

diesen Worten, bei der er sich winden musste, und er erblickte noch ein Gesicht in der Schattenwelt. Schmal, spöttisch, mit langen Wimpern - so jung.

Geneva. Noch eine junge Frau, die durch seine Lust umgekommen war. Nicht *nur* seine Schuld - das hatte er durchgefochten an den langen Tagen und in den langen Nächten, die auf ihren Tod folgten, allein in seinem kalten Bett über dem Stall, wo er sich an der Gegenwart der Pferde getröstet hatte, die sich unter ihm in ihren Boxen bewegten. Doch hätte er ihr nicht beigewohnt, wäre sie nicht gestorben; daran führte kein Weg vorbei.

War er Gott jetzt noch ein Leben schuldig?, fragte er sich. Er hatte gedacht, es wäre Willie gewesen, das Leben, das ihm anvertraut worden war, damit er es mit dem seinen schützte, im Austausch für Genevas Leben. Doch dieses Gut war einem anderen anvertraut.

Nun, jetzt hatte er seine Schwester, und er versicherte ihr schweigend, dass er auf sie aufpassen würde. Solange ich lebe, dachte er. Und das würde hoffentlich noch eine Weile sein. Seiner Meinung nach hatte er erst fünf von den Toden verbraucht, die ihm die Wahrsagerin in Paris versprochen hatte,

Neun Tode wirst du sterben, bevor du im Grab zur Ruhe kommst, hatte sie gesagt. Brauchte man wirklich so viele Anläufe, um es richtig zu machen?, fragte er sich.

ICH LIESS MEINE HAND ZURÜCKSINKEN,

ENTBLOSSTE MEIN HANDGELENK und drückte die Spitze des Messers auf die Mitte meines Unterarms. Ich hatte schon viele erfolglose Selbstmörder gesehen, die sich die Handgelenke quer aufschlitzten, die Wunden kleine Mündel, die um Hilfe riefen. Und ich hatte solche gesehen, die es ernst meinten. Die richtige Methode war, die Venen der Länge nach aufzuschlitzen, tiefe, gezielte Schnitte, durch die mir das Blut in Minutenschnelle auslaufen würde, die mir in Sekundenschnelle die Bewusstlosigkeit versprachen.

Die Narbe an meiner Daumenwurzel war immer noch zu sehen. Ein blasses weißes »J«, das Zeichen, das er am Vorabend von Culloden auf mir zurückgelassen hatte, als wir zum ersten Mal mit der trostlosen Gewissheit von Tod und Trennung konfrontiert worden waren.

Ich zeichnete die schmale weiße Linie mit der Messerspitze nach und spürte das verführerische Flüstern des Metalls auf meiner Haut. Ich hatte damals mit ihm sterben wollen, und er hatte mich mit sicherer Hand davongeschickt. Ich trug sein Kind unter dem Herzen; ich konnte nicht sterben.

Ich trug sie zwar nicht länger unter dem Herzen - doch sie war noch da. Vielleicht für mich erreichbar. Ich saß reglos da, und es kam mir vor wie eine sehr lange Zeit. Dann seufzte ich und legte das Messer vorsichtig wieder auf den Tisch.

Vielleicht war es jahrelange Gewohnheit, eine Geisteshaltung, der das Leben um seiner selbst willen

heilig war, oder eine argwöhnische Zurückhaltung vor dem Auslöschen einer Flamme, die ich nicht selbst entzündet hatte. Vielleicht war es ein Gefühl der Verpflichtung. Es gab Menschen, die mich brauchten - oder denen ich zumindest nützlich sein konnte. Vielleicht war es auch die Sturheit des Körpers, der darauf beharrt, dass alles ewig weitergeht.

Ich konnte mein Herz so weit verlangsamen, dass ich die Schläge zählen konnte Konnte den Fluss meines Blutes verlangsamen, bis mir das Herz mit dem Ruf der Trommel in den Ohren widerhallte.

Es gab Pfade in der Dunkelheit. Das wusste ich; ich hatte schon viele Menschen sterben sehen. Allem körperlichen Verfall zum Trotz kam der Tod erst dann, wenn der Pfad gefunden war. Und ich konnte meinen - noch - nicht finden.

BETÄUBUNG

Die neue Arzttruhe stand auf dem Tisch in meinem Zimmer und glänzte schwach im Kerzenschein. Sie war umringt von den Gazebeuteln mit getrockneten Kräutern, die ich am Morgen gekauft hatte, und den Fläschchen mit den frischen Tinkturen, die ich am Nachmittag gekocht hatte - sehr zu Mrs. Figgs Missvergnügen darüber, dass ihre unschuldige Küche so missbraucht wurde. Ihre Schlitzaugen hatten mich wissen lassen, dass sie mich als Rebellen durchschaut hatte und glaubte, dass ich eine Hexe war. Sie hatte sich in den Eingang der Küche zurückgezogen, während ich arbeitete, doch sie weigerte sich, ganz zu gehen, und wachte stattdessen wortlos und argwöhnisch über mich und meinen Kessel.

Eine große Karaffe Pflaumenschnaps leistete mir Gesellschaft. Im Verlauf der letzten Woche hatte ich festgestellt, dass mir ein abendliches Gläschen dabei half, im Schlaf Erlösung zu finden, zumindest für eine Weile. Heute Abend arbeitete ich nicht. Ich hörte, wie unten die Kaminuhr einmal schlug.

Ich bückte mich, um eine Schachtel mit getrockneter Kamille aufzuheben, die mir umgefallen war, und schob die verstreuten Blüten vorsichtig wieder in ihren Behälter. Ein Fläschchen mit Mohnsirup war ebenfalls umgestürzt. Es lag auf der Seite, und die aromatische Flüssigkeit quoll rings um den Korken heraus. Ich stellte es wieder hin, wischte mit

meinem Tuch die goldenen Tröpfchen vom Hals und tupfte die kleine Pfütze vom Boden auf. Eine Wurzel, ein Stein, ein Blatt. Nacheinander hob ich sie auf, rückte sie zurecht, verstaute sie, die Werkzeuge meiner Berufung, die Bestandteile meines Schicksals.

Das kühle Glas schien mir weit entfernt zu sein, das glänzende Holz Illusion. Langsam und unstedt schlagenden Herzens legte ich meine Hand flach auf die Truhe, um mich zu stützen, meine Peilung in Raum und Zeit zu finden. Es wurde mit jedem Tag schwieriger.

Mit plötzlicher, schmerzhafter Lebhaftigkeit erinnerte ich mich an einen Tag auf dem Rückzug aus Ticonderoga. Wir waren auf ein Dorf gestoßen, hatten vorübergehend in einer Scheune Zuflucht gefunden. Ich hatte den ganzen Tag gearbeitet, getan, was ich tun konnte, ohne Hilfsmittel, ohne Arznei, ohne Instrument, ohne Verbandszeug außer dem, was ich aus den durchgeschwitzten, schmutzigen Kleidern der Verwundeten herstellen konnte. Ich hatte das Gefühl gehabt, dass die Welt weiter und weiter zurückwich, während ich arbeitete, hatte meine Stimme gehört, als sei sie die einer anderen. Hatte die Körper unter meiner Hand gesehen, nichts als Körper. Gliedmaßen. Wunden. Hatte den Kontakt verloren.

Es wurde dunkel. Jemand kam, zog mich auf die Beine hoch und schickte mich aus der Scheune in das kleine Wirtshaus hinüber. Es war überfüllt, von Menschen überwältigt. Dann ... Irgendjemand - Ian? - hatte gesagt, Jamie hätte draußen etwas zu essen für mich.

Er war allein dort in dem kleinen Holzschuppen, in den von irgendwo das dumpfe Licht einer Laterne fiel.

Ich hatte schwankend in der Tür gestanden. Oder vielleicht war es der Raum, der schwankte.

Ich konnte meine Finger sehen, die sich so fest in den Türpfosten bohrten, dass die Nägel weiß geworden waren.

Eine Bewegung im Halbdunkel. Er erhob sich rasch, als er mich sah, kam auf mich zu. Was war sein -

»Jamie.« Ich hatte mich vage erleichtert gefühlt, als mir sein Name einfiel.

Er hatte mich an die Hand genommen, mich in den Schuppen gezogen, und im ersten Moment fragte ich mich, ob ich lief oder ob er mich trug; ich hörte den festgetretenen Boden unter mir flüstern, spürte aber nicht, wie ich ihn berührte.

Er sprach mit mir, ein beruhigender Klang. Furchtbar anstrengend, die Worte auszumachen. Doch ich wusste auch so, was er sagte, und es gelang mir zu sagen: »Alles ... gut. Nur ... müde«, während ich mich fragte, ob diese Töne überhaupt Worte waren, ganz zu schweigen davon, ob es die richtigen waren.

»Möchtest du dann lieber schlafen, Herz?«, hatte er gefragt und den Blick besorgt auf mich gerichtet. »Oder schaffst du es, zuerst etwas zu essen?« Er hatte mich losgelassen, um nach dem Brot zu greifen, und ich hatte die Hand nach der Wand ausgestreckt, um mich zu stützen, überrascht, dass sie tatsächlich da war.

Das kalte Gefühl der Betäubung war zurückgekehrt.

»Bett«, sagte ich. Meine Lippen fühlten sich blau und blutleer an. »Mit dir. Sofort.«

Er hatte die Hand um meine Wange gelegt, und seine schwielige Handfläche hatte mir die Haut gewärmt. Kräftige Hand. Tatsächlich da. Vor allem tatsächlich da.

»Bist du sicher, *a nighean?*«, hatte er gesagt, und seine Stimme hatte überrascht geklungen. »Du siehst aus, als ob -«

Ich hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und halb befürchtet, dass sie durch seine Haut hindurchgleiten würde.

»Fest«, hatte ich geflüstert. »Bis es wehtut.«

Mein Glas war leer, die Karaffe halb voll. Ich schenkte mir nach und griff vorsichtig nach dem Glas. Ich wollte nichts verschütten, denn ich war fest entschlossen, das Vergessen zu finden, ganz gleich, wie vorübergehend.

Konnte ich den Kontakt ganz verlieren?, fragte ich mich. Konnte meine Seele tatsächlich meinen Körper verlassen, ohne dass ich starb? Oder hatte sie das bereits getan?

Langsam trank ich das Glas leer, Schluck für Schluck. Holte mir mehr. Schluck für Schluck.

Irgendein Geräusch musste mich bewogen haben aufzublicken, obwohl ich mich nicht erinnern konnte, den Kopf gehoben zu haben. John Grey stand in der Tür zu meinem Zimmer. Sein Halstuch fehlte, und er hatte sich Wein über das Hemd geschüttet, das ihm lose von den

Schultern hing. Sein Haar war wirr und seine Augen so rot, wie die meinen sein mussten.

Langsam stand ich auf, als wäre ich unter Wasser. »Ich werde heute Nacht nicht allein um ihn trauern«, sagte er rau und schloss die Tür.

ICH WAR ÜBERRASCHT DARÜBER AUFZUWACHEN. EIGENTLICH HATTE ICH nicht damit gerechnet, und eine Weile lag ich da und versuchte, die Realität ringsum wieder einrasten zu lassen. Ich hatte nur sehr schwache Kopfschmerzen, was beinahe noch überraschender war als die Tatsache, dass ich noch lebte.

Doch beides verblasste angesichts der Person des Mannes neben mir im Bett.

»Wie lange ist es her, dass Ihr zuletzt mit einer Frau geschlafen habt, wenn Ihr mir die Frage verzeiht?«

Er schien sie mir zu verzeihen. Er zog die Stirn in kleine Falten und kratzte sich nachdenklich an der Brust.

»Oh, fünfzehn Jahre? Mindestens.« Er sah mich an, und sein Gesicht nahm eine fürsorgliche Miene an. »Oh. Ich entschuldige mich.«

»Ihr entschuldigt Euch? Wofür denn?« Ich zog eine Augenbraue hoch. Ich konnte mir eine ganze Reihe von Dingen vorstellen, für die er sich möglicherweise entschuldigen wollte, doch wahrscheinlich zählte keines davon zu dem, was ihm vorschwebte.

»Ich fürchte, ich habe mich vielleicht nicht verhalten«, er zögerte - »wie ein Gentleman.«

»Oh, das stimmt!«, sagte ich bissig. »Aber ich versichere Euch, dass ich auch überhaupt nicht damenhaft gewesen bin.«

Er sah mich an, und sein Mund bewegte sich, als versuchte er, sich eine Antwort darauf zurechtzulegen, doch nach ein oder zwei Sekunden schüttelte er den Kopf und gab es auf.

»Außerdem war ich es ja nicht, die Ihr da geliebt habt«, sagte ich, »und das wissen wir beide.«

Er blickte verblüfft auf, und seine Augen waren sehr blau. Dann huschte der Hauch eines Lächelns über sein Gesicht, und er senkte den Blick auf die Bettdecke.

»Nein«, sagte er leise. »Und ich glaube genauso wenig, dass Ihr *mich* geliebt habt. Oder?«

»Nein«, sagte ich. Der Schmerz der vergangenen Nacht war jetzt gedämpfter, doch sein Gewicht war unvermindert da. Meine Stimme war leise und heiser; auch jetzt schnürte mir die Umklammerung der Trauer ohne Vorwarnung die Kehle zu.

John setzte sich und griff zum Tisch hinüber, auf dem eine Karaffe mit einer Flasche und einem Glas stand. Er goss etwas aus der Flasche in das Glas und reichte es mir.

»Danke«, sagte ich und hob es mir an die Lippen. »Grundgütiger, ist das *Bier*?«

»Ja, und zwar ziemlich gutes Bier«, sagte er und setzte

sich die Flasche an den Mund. Mit halb geschlossenen Augen trank er einige herzhafte Schlucke und ließ die Flasche dann mit einem zufriedenen Seufzer sinken. »Reinigt den Gaumen, erfrischt den Atem und bereitet den Magen auf die Verdauung vor.«

Unwillkürlich empfand ich Belustigung - und war zugleich schockiert.

»Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr die Angewohnheit habt, jeden Morgen zum Frühstück Bier zu trinken?«

»Natürlich nicht. Ich esse dazu etwas.«

»Ich bin erstaunt, dass Ihr auch nur einen einzigen Zahn in Euren Kiefern habt«, sagte ich ernst - riskierte aber ungeachtet dessen einen kleinen Schluck. Es *war* gutes Bier, kräftig und süß mit genau dem richtigen Hauch von Säure.

An diesem Punkt fiel mir auf, dass er sich auf eine Weise steif hielt, die nichts mit unserem Gespräch zu tun haben konnte. Langsam, wie ich nun einmal war, brauchte ich einen Moment, um zu begreifen, was nicht stimmte.

»Oh. Wenn Ihr furzen müsst«, sagte ich, »macht Euch meinerwegen keine Gedanken. Nur zu.«

Diese Beobachtung verblüffte ihn so sehr, dass er es tat.

»Ich bitte um Verzeihung, Madam!«, sagte er, und seine helle Haut wurde bis zum Haaransatz rot.

Ich versuchte, mir das Lachen zu verkneifen, doch meine unterdrückte Belustigung ließ das Bett erbeben, und er wurde noch röter.

»Hättet Ihr auch gezögert, wenn Ihr mit einem Mann im Bett wärt?«, fragte ich aus reiner Neugier.

Er rieb sich mit den Fingerknöcheln über den Mund, und seine Wangen erblassten wieder.

»Ah. Nun, das würde davon abhängen, mit welchem Mann. Im Großen und Ganzen jedoch nein.«

Mit welchem Mann. Ich wusste, dass Jamie der Mann war, den er im Sinn hatte - genau wie ich ihn im Sinn hatte. Im Moment war mir nicht danach, es ihm übel zu nehmen.

Er wusste ebenfalls, was ich dachte.

»Er hat mir einmal angeboten, sich mir hinzugeben. Wusstest Ihr das?« Seine Stimme war trocken.

»Ich gehe davon aus, dass Ihr verzichtet habt?« Ich wusste, dass er das getan hatte, doch ich war mehr als neugierig darauf, aus seiner Sicht von dieser Begegnung zu hören.

»Ja. Was ich von ihm wollte, war nicht das - zumindest nicht nur das«, fügte er aufrichtig hinzu. »Ich wollte ihn ganz - und ich war jung und stolz genug zu denken, dass ich mich nicht mit weniger zufriedengeben würde, wenn ich das nicht haben konnte. Und das konnte er mir natürlich nicht geben.«

Ich überlegte eine Weile und schwieg. Das Fenster stand offen, und die langen Musselinvorhänge bewegten sich im Wind.

»Habt Ihr es bedauert?«, fragte ich. »Dass Ihr nicht auf sein Angebot eingegangen seid?«

»Mindestens zehntausendmal«, versicherte er mir mit einem reumütigen Grinsen. »Gleichzeitig ... war es eine der wenigen wirklich noblen Taten in meinem Leben, dies abzulehnen. Es stimmt nämlich, wisst Ihr«, fügte er hinzu, »dass sich die Selbstlosigkeit selbst belohnt - denn wenn ich darauf eingegangen wäre, hätte ich für immer alles zerstört, was zwischen uns war. Ihm stattdessen mein Verständnis geschenkt zu haben - so sauer es auch verdient war«, fügte er ironisch hinzu, »hat *mir* seine Freundschaft geschenkt. Also stehe ich einerseits mit einem Moment des Bedauerns da, andererseits aber mit Genugtuung. Und am Ende war es seine Freundschaft, die mir am wichtigsten war.«

Nach kurzem Schweigen wandte er sich mir zu.

»Darf ich ... Ihr werdet mich für merkwürdig halten.«

»Nun ja, Ihr *seid* ja auch ein wenig merkwürdig, nicht wahr?«, sagte ich geduldig. »Das stört mich aber eigentlich nicht. Was ist denn?«

Er warf mir einen Blick zu, der mit Nachdruck besagte, dass er nicht glaubte, dass *er* der Merkwürdige von uns beiden war. Doch der Instinkt des Gentlemans verbot ihm jede diesbezügliche Bemerkung.

»Würdet Ihr gestatten, dass ich Euch sehe? Äh... nackt?«

Ich schloss ein Auge und peilte ihn mit dem anderen an.

»Das war aber doch gewiss nicht das erste Mal, dass Ihr mit einer Frau geschlafen habt?«, fragte ich. Er *war*

schließlich verheiratet gewesen, auch wenn ich mich zu erinnern glaubte, dass er einen Großteil der Zeit von seiner Frau getrennt gelebt hatte.

Er spitzte nachdenklich die Lippen, als versuchte er, sich zu erinnern.

»Nun, nein, Ich glaube aber, es könnte das erste Mal gewesen sein, dass ich es vollständig aus freien Stücken getan habe.«

»Oh, ich bin geschmeichelt.«

Er sah mich an und lächelte schwach.

»Das solltet Ihr auch sein«, sagte er leise.

Ich war schließlich in einem Alter, in dem ... Nun, andererseits verfügte er wahrscheinlich aber auch nicht über dieselben instinktiven Reaktionen wie die meisten anderen Männer, wenn es um weibliche Reize ging. Womit sich dann die Frage aufdrängte ...

»Warum?«

Ein schüchternes Lächeln umspielte seine Mundwinkel, und er lehnte sich an sein Kissen.

»Ich ... bin mir nicht ganz sicher, um ehrlich zu sein. Vielleicht ist es ja nur der Versuch, meine Erinnerungen an die vergangene Nacht mit dem ... äh ...eigentlichen Erlebnis in Einklang zu bringen?«

Das versetzte mir einen Stoß, als hätte er mir vor die Brust geboxt. Er konnte ja nicht wissen, was ich beim Aufwachen gedacht hatte, als ich ihn sah - dieses verwirrende Aufblitzen, als ich ihn für Jamie gehalten hatte,

mich so akut an Jamies warmen Körper erinnert hatte und mir so sehr gewünscht hatte, er wäre Jamie, dass ich mir im ersten Moment hatte einreden können, dass er es war, nur um angesichts der Erkenntnis, dass er es nicht war, zerquetscht zu werden wie eine Weintraube, deren saftiges Inneres ins Freie spritzt.

Hatte er Ähnliches empfunden oder gedacht, als er mich beim Aufwachen an seiner Seite fand?

»Vielleicht ist es ja auch Neugier«, sagte er, und sein Lächeln wurde breiter. »Ich habe schon lange keine nackte Frau mehr gesehen, abgesehen von den Negersklavinnen auf den Docks in Charleston.«

»Wie lang ist denn ›schon lange‹? Hattet Ihr fünfzehn Jahre gesagt?«

»Oh, einiges länger. Isobel -« Er hielt abrupt inne, und das Lächeln verschwand. Es war das erste Mal, dass er seine verstorbene Frau erwähnte.

»Ihr habt sie niemals nackt gesehen?«, fragte ich, etwas mehr als nur neugierig. Er wandte das Gesicht ein wenig ab und senkte die Lider.

»Äh ... nein. Es war nicht ... Sie wollte nicht ... Nein.« Er räusperte sich, dann hob er die Lider und sah mich mit solch durchdringender Aufrichtigkeit an, dass ich am liebsten meine Augen abgewandt hätte.

»Ich bin nackt für Euch«, sagte er schlicht und zog sein Laken zurück.

Nach dieser Einladung konnte ich kaum dankend

ablehnen. Und wenn ich ehrlich war, wollte ich ihn sehen, schon aus Neugier. Er war schlank und schmal, aber muskulös und fest. Etwas nachgiebig an der Taille, aber kein Fett - und mit einem dichten blonden Pelz bewachsen, der sich zwischen seinen Beinen zu Braun verdunkelte. Es war der Körper eines Kriegers; solche Körper waren mir vertraut. Eine Seite seiner Brust war mit zahlreichen Narben gezeichnet, die sich kreuzten, und er hatte noch mehr - ein tiefer Wulst hoch auf dem einen Oberschenkel, eine gezackte Narbe, die an einen Blitz erinnerte, am linken Unterarm.

Wenigstens waren meine Narben nicht zu sehen, dachte ich, und bevor ich noch länger zögern konnte, zog ich mir ebenfalls das Laken vom Körper. Er betrachtete mich mit tiefer Neugier und lächelte schwach.

»Ihr seid sehr schön«, sagte er höflich.

»Für eine Frau in meinem Alter?«

Sein Blick wanderte leidenschaftslos über mich hinweg, nicht kritisch, sondern wie der Blick eines gebildeten Mannes, der das, was er sah, im Licht seiner jahrelangen Erfahrung betrachtete.

»Nein«, sagte er schließlich. »Nicht für eine Frau in Eurem Alter, gar nicht für eine Frau, glaube ich.«

»Sondern?«, fragte ich fasziniert. »Ein Kunstgegenstand? Eine Skulptur?« Das konnte ich mir irgendwie sogar vorstellen. Wie in einem Museum vielleicht: verwitterte Statuen, Überreste untergegangener

Kulturen, die jedoch noch einen Hauch der ursprünglichen Inspiration in sich trugen, der auf seltsame Weise durch die Lupe des Alters betont wurde, durch seine lange Geschichte zu etwas Heiligem wurde. Ich hatte mich zwar selbst noch nie in einem solchen Licht gesehen, doch ich konnte mir nicht vorstellen, was er sonst meinen könnte.

»Als meine Freundin«, sagte er schlicht.

»Oh«, sagte ich gerührt. »Danke.«

Ich wartete kurz, dann zog ich das Laken über uns beide.

»Da wir Freunde sind«, sagte ich ermutigt.

»Ja?«

»Ich habe mich nur gefragt ... Seid Ihr ... die ganze Zeit allein gewesen? Seit Eure Frau gestorben ist?«

Er seufzte, ließ mich aber durch sein Lächeln wissen, dass ihm die Frage nichts ausmachte.

»Wenn Ihr es wirklich wissen müsst, erfreue ich mich seit Jahren einer körperlichen Beziehung mit meinem Koch. Auf Mount Josiah, in Virginia. Sein Name ist Manoke.«

»Ma - Oh!« Ich erinnerte mich, dass uns Bobby Higgins erzählt hatte, dass Lord John einen indianischen Koch namens Manoke hatte.

»Es ist nicht nur die Befriedigung unausweichlicher Bedürfnisse«, fügte er hinzu und wandte den Kopf, um mich anzusehen. »Wir haben uns wirklich gern.«

»Es freut mich, das zu hören«, murmelte ich. »Er, äh, ist er ...«

»Ich habe keine Ahnung, ob seine Vorlieben einzig Männern gelten, doch ich bezweifle es sehr. Ich war hinreichend überrascht, als er mir sein Begehren offenbart hat - aber ich kann mich nicht beklagen, ganz gleich, welche Vorlieben er hegt.«

Ich rieb mir mit dem Fingerknöchel über die Lippe, denn ich wollte nicht, dass ihm meine Neugier vulgär erschien - doch gleichzeitig war meine Neugier schlicht vulgär.

»Es stört Euch nicht, wenn er ... sich andere Liebhaber nimmt? Oder ihn, wenn Ihr das tut?« Mir wurde plötzlich beklommen zumute. Ich hatte nicht vor zuzulassen, dass das, was letzte Nacht geschah, sich *je* wiederholte. Eigentlich versuchte ich sogar immer noch, mir einzureden, dass es auch diesmal gar nicht geschehen war. Auch hatte ich nicht vor, mit ihm nach Virginia zu ziehen. Doch was, wenn ich es tat, und Lord Johns Haushalt dann davon ausging ... Schlagartig kamen mir Visionen von einem aufgetragenen indianischen Koch, der mir die Suppe vergiftete oder mir hinter dem Abort mit dem Tomahawk auflauerte.

Doch John schien darüber nachzudenken. Ich sah, dass er kräftigen Bartwuchs hatte; die blonden Stoppeln ließen seine Gesichtszüge sanfter erscheinen, und gleichzeitig sah er seltsam wie ein Fremder aus - ich hatte ihn nur ganz selten anders als perfekt rasiert und frisiert gesehen.

»Nein. Es hat nichts ... Besitzergreifendes an sich«, sagte er schließlich.

Ich sah ihn unverhohlen ungläubig an.

»Ich versichere es Euch«, sagte er mit einem kleinen Lächeln. »Nun ja, möglicherweise kann ich es am besten mit einer Analogie beschreiben. Auf meiner Plantage - sie gehört natürlich William; ich bezeichne sie nur als die meine, weil ich dort wohne -«

Ich stieß einen kleinen, höflichen Kehllaut aus, um ihm anzudeuten, dass er sein Bedürfnis nach absoluter Genauigkeit ruhig im Interesse der eigentlichen Pointe zügeln könne.

»Auf der Plantage«, sagte er, ohne mich zu beachten, »gibt es eine große freie Fläche an der Rückseite des Hauses. Erst war es nur eine kleine Lichtung, doch im Lauf der Jahre habe ich sie vergrößert und schließlich Rasen gesät. Am Rand verläuft sich die Lichtung im Wald. Abends kommen oft Rehe aus dem Wald, um am Rand des Rasens zu fressen. Doch hin und wieder sehe ich ein ganz bestimmtes Reh. Ich nehme an, es ist weiß, aber es sieht aus, als wäre es aus Silber. Ich weiß nicht, ob es nur bei Mondschein kommt oder ob ich es nur bei Mondschein sehen kann - aber es ist ein selten schöner Anblick.«

Sein Gesichtsausdruck war sanft geworden, und ich konnte sehen, dass er nicht die Stuckdecke über uns sah, sondern das weiße Reh, das im Mondlicht schimmerte.

»Es kommt für zwei Nächte, drei - selten vier -, und dann ist es wieder fort, und ich sehe es wochen-, manchmal monatelang nicht wieder. Und dann kommt es wieder, und ich bin von Neuem verzaubert.«

Die Bettwäsche raschelte, als er sich auf die Seite drehte, um mich anzusehen.

»Versteht Ihr? Ich besitze dieses Tier nicht - würde es auch nicht besitzen wollen, wenn ich es könnte. Sein Kommen ist ein Geschenk, das ich voll Dankbarkeit annehme, doch wenn es fort ist, fühle ich mich nicht verlassen oder beraubt. Ich bin nur froh, dass ich es hatte, solange es bleiben wollte.«

»Und Ihr wollt sagen, dass Eure Beziehung mit Manoke genauso ist. Glaubt Ihr, er empfindet es ebenso?«, fragte ich fasziniert. Er musterte mich, und seine Verblüffung war nicht zu übersehen.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ihr, äh ... unterhaltet Euch nicht im Bett?«, versuchte ich, es diplomatisch zu formulieren.

Sein Mund zuckte, und er wandte den Blick ab.

»Nein.«

Eine Weile lagen wir schweigend da und betrachteten die Zimmerdecke.

»Hattet Ihr das je?«, entfuhr es mir.

»Hatte ich was?«

»Einen Geliebten, mit dem Ihr geredet habt?«

Er räusperte sich kurz.

»Ja. Vielleicht nicht ganz so offen, wie ich feststelle, dass ich mit *Euch* spreche, aber, ja.« Er öffnete den Mund, als wollte er noch etwas sagen oder fragen, doch stattdessen

holte er Luft, schloss den Mund und atmete langsam aus.

Ich wusste - unvermeidlicherweise -, dass er gern gewusst hätte, wie Jamie im Bett war, über das hinaus, was ich ihm unbeabsichtigterweise letzte Nacht gezeigt hatte. Und ich musste zugeben, dass die Versuchung groß war, es ihm zu erzählen, wenn auch nur, um Jamie für einige Minuten wieder zum Leben zu erwecken, während wir uns unterhielten. Doch ich wusste, dass solche Enthüllungen ihren Preis haben würden und ich später nicht nur das Gefühl haben würde, Jamie verraten zu haben, sondern auch, John schamlos benutzt zu haben - selbst wenn dies auf seinen Wunsch geschah. Doch auch wenn nun niemand mehr meine Erinnerungen an das teilte, was in unseren intimen Momenten zwischen Jamie und mir vorging - sie waren Teil dieser Intimität, und es stand mir nicht zu, sie zu verschenken.

Viel zu spät, wie es in diesen Tagen so häufig geschah, verstand ich, dass auch Johns intime Erinnerungen allein ihm gehörten.

»Ich wollte nicht in Euch dringen«, sagte ich entschuldigend.

Er lächelte schwach, aber mit aufrichtigem Humor.

»Ich fühle mich geschmeichelt, Madam, dass Ihr Euch so für mich interessiert. Ich kenne viel ... konventionellere Ehen, in denen es die Partner vorziehen, freiwillig nichts über den anderen zu erfahren.«

Mit beträchtlicher Verblüffung begriff ich, dass auch

zwischen John und mir jetzt Intimität bestand - für uns beide unerwartet und ungebeten, aber unleugbar da.

Diese Erkenntnis machte mich schüchtern, und ihr folgte eine weitere, praktischere Erkenntnis auf dem Fuße: dass nämlich eine Person mit funktionierenden Nieren nicht ewig im Bett liegen und Bier trinken kann.

Er bemerkte meine kleine Bewegung, und kommentarlos stand er auf und zog seinen Morgenrock an, bevor er mir den meinen holte - den, wie ich ein wenig beklommen feststellte, eine freundliche Seele über einen Stuhl am Feuer gehängt hatte, damit er warm wurde.

»Wo kommt das denn her?«, fragte ich und wies kopfnickend auf die Seidenrobe, die er für mich aufhielt.

»Aus Eurem Schlafzimmer, vermute ich.« Er sah mich einen Moment stirnrunzelnd an, bevor er begriff, was ich meinte. »Oh. Mrs. Figg hat ihn mitgebracht, als sie Feuer gemacht hat.«

»Oh«, sagte ich schwach. Die Vorstellung, dass mich Mrs. Figg in Lord Johns Bett sah - wahrscheinlich im Tiefschlaf, zerwühlt und schnarchend, wenn nicht sogar sabbernd -, war mir furchtbar peinlich. Andererseits war ja die bloße *Tatsache*, dass ich in seinem Bett war, schon furchtbar peinlich, ganz gleich, wie ich ausgesehen hatte.

»Wir *sind* verheiratet«, sagte er mit einem leisen, gereizten Unterton.

»Äh ... ja ... aber ...« Mir kam noch ein weiterer Gedanke; womöglich war dies ja gar nicht so ungewöhnlich

für Mrs. Figg, wie ich dachte - holte er sich hin und wieder andere Frauen ins Bett?

»Schlafft Ihr auch mit Frauen? Äh ... ich meine nicht schlafen, sondern ...«

Er war gerade dabei, seine Haare zu entwirren. Jetzt hielt er inne und starrte mich an.

»Nicht aus freien Stücken«, sagte er. Er hielt inne, dann legte er seinen Silberkamm beiseite. »Gibt es sonst noch etwas, was Ihr mich gern fragen würdet«, erkundigte er sich mit ausgesuchter Höflichkeit, »bevor ich den Schuhputzerjungen hereinbitte?«

Trotz des Feuers war es kühl im Zimmer, doch auf meinen Wangen brannte die Wärme. Ich zog den Morgenrock fester um mich.

»Da Ihr es anbietet ... Ich weiß, dass Euch Brianna erzählt hat, was - was wir sind. Glaubt Ihr es?«

Eine Weile betrachtete er mich wortlos. Er verfügte nicht über Jamies Gabe, seine Gefühle zu verbergen, und ich konnte sehen, wie sein schwacher Ärger über meine vorletzte Frage in Belustigung überging. Er verneigte sich knapp.

»Nein«, sagte er, »doch ich gebe Euch mein Wort, dass ich mich selbstverständlich in jeder Hinsicht verhalten werde, als ob ich es täte.«

Ich starrte ihn an, bis mir bewusst wurde, dass mir der Mund offen stand. Ich klappte ihn zu.

»Das reicht vorerst«, sagte ich.

Die merkwürdige kleine Blase der Intimität, in der wir die vergangene halbe Stunde verbracht hatten, war geplatzt, und obwohl ich es gewesen war, die neugierige Fragen stellte, fühlte ich mich wie eine Schnecke, die sich plötzlich ihres Hauses beraubt sieht - nicht nur nackt, sondern gefährlich bloßgestellt an Leib und Seele. Durch und durch erschüttert, verabschiedete ich mich murmelnd und steuerte auf die Tür zu.

»Claire?«, sagte er mit fragender Stimme.

Ich blieb stehen, die Hand auf dem Türknauf, und fühlte mich sehr merkwürdig; er hatte mich noch nie bei meinem Namen gerufen. Es kostete mich einige Anstrengung, noch einmal zu ihm zurückzublicken, doch als ich es tat, sah ich, dass er lächelte.

»Denk an das Reh«, sagte er sanft. »Meine Liebe.«

Ich nickte wortlos und ergriff die Flucht. Erst später, als ich mich - heftig schrubbend - gewaschen und angezogen hatte sowie eine stärkende Tasse Tee mit Brandy getrunken hatte, wurde mir klar, was er mit seiner letzten Bemerkung gemeint hatte.

Sein Kommen ist ein Geschenk, hatte er über das weiße Reh gesagt, *das ich voll Dankbarkeit annehme*.

Ich atmete den duftenden Teedampf ein und beobachtete die winzigen Teeblättchen, die am Boden der Tasse dahintrieben. Zum ersten Mal seit Wochen fragte ich mich, was mir die Zukunft wohl bringen mochte.

»Das reicht vorerst«, flüsterte ich und leerte die Tasse,

die Reste der Teeblätter kräftig und bitter auf meiner Zunge.

GLÜHWÜRMCHEN

Es war dunkel. Dunkler als überall, wo er sonst je gewesen war. Draußen war es nachts eigentlich nie richtig dunkel, selbst wenn der Himmel bewölkt war, aber hier war es dunkler als hinten in Mandys Kleiderschrank, wenn sie Verstecken spielten. Zwischen den Toren war eine Ritze, er konnte sie zwar mit den Fingern spüren, doch es drang kein Licht hindurch. Es musste immer noch Nacht sein. Vielleicht würde ja Licht durch die Ritze fallen, wenn es Morgen wurde.

Aber vielleicht würde Mr. Cameron ja auch zurückkommen, wenn es Morgen wurde. Bei diesem Gedanken trat Jem ein Stückchen von der Tür zurück. Eigentlich glaubte er zwar nicht, dass ihm Mr. Cameron etwas tun wollte - zumindest hatte er das *gesagt* -, aber vielleicht würde er ja versuchen, noch einmal mit ihm zu den Steinen zu fahren, und *dort* würde Jem nicht mehr hingehen, um keinen Preis.

Es tat weh, an die Steine zu denken. Zwar nicht so, wie es wehgetan hatte, als ihn Mr. Cameron gegen den Stein geschubst hatte und der Stein ... angefangen aber es tat weh. Er hatte eine Schramme am Ellbogen, weil er sich gewehrt und sich dabei gestoßen hatte, und er rieb sich jetzt an der Stelle, weil das besser war, als an die Steine zu denken. Nein, sagte er sich, Mr. Cameron *würde* ihm nichts tun, denn er hatte ihn ja aus dem Stein gezogen, als der

versuchte hatte ... Er schluckte krampfhaft und versuchte, an etwas anderes zu denken.

Er glaubte, dass er vielleicht wusste, wo er war, weil er noch wusste, wie Mama Pa von dem Streich erzählt hatte, den ihr Mr. Cameron gespielt hatte, als er sie im Tunnel eingesperrt hatte. Und sie hatte gesagt, wenn sich die Tore schlossen, hörten sich die Räder an, als würde jemand an einem Knochen nagen, und genauso hatte es sich angehört, als Mr. Cameron ihn hier hineingeschubst und dann die Tore zugemacht hatte.

Er zitterte irgendwie. Es war kalt hier, obwohl er seine Jacke anhatte. Er zog die Nase hoch und versuchte zu riechen, was los war, so wie es Opa und Onkel Ian konnten. Er konnte Steine riechen - aber das waren einfach nur Steine, nicht ... *die* Steine. Und Metall und Ölgeruch wie auf einer Tankstelle. Ein scharfer Geruch, vielleicht Elektrizität. In der Luft war noch etwas, das gar kein Geruch war, sondern wie ein Summen klang. Das war Strom, das erkannte er. Zwar nicht so wie in der großen Halle, die Mama ihm und Jimmy Glasscock gezeigt hatte, wo die Turbinen wohnten, aber so ähnlich. Also Maschinen. Es ging ihm schon ein bisschen besser. Maschinen waren seine Freunde.

Die Maschinen erinnerten ihn daran, dass Mama gesagt hatte, dass es hier eine Bahn gab, eine kleine Eisenbahn, und jetzt ging es ihm schon *viel* besser. Wenn es hier eine Eisenbahn gab, war nicht nur alles schwarz und leer. Vielleicht gehörte das Summen ja zu dem Zug.

Er streckte die Hände aus und ging vorsichtig los, bis er an eine Wand stieß. Dann fühlte er überall um sich und ging los, mit einer Hand an der Wand, merkte, dass er in die falsche Richtung ging, als er mit dem Gesicht vor das Tor lief und »Au!« sagte.

Seine Stimme brachte ihn zum Lachen, doch das Lachen klang komisch in der großen Höhle, und er hörte auf und ging andersherum und steuerte mit der anderen Hand an der Wand entlang.

Wo war Mr. Cameron jetzt? Er hatte nicht gesagt, wo er hinwollte. Hatte nur zu Jem gesagt, er sollte warten, und er würde ihm etwas zu essen holen.

Seine Hand berührte etwas Rundes, Glattes, und er zog sie schnell zurück. Aber es bewegte sich nicht, und er legte die Hand darauf. Stromkabel, die an der Wand entlangliefen. Dicke Kabel. Er konnte sie ein bisschen summen spüren, so wie wenn Pa den Wagen anspringen ließ. Das erinnerte ihn an Mandy. Sie summte auch so, wenn sie schlief, und lauter, wenn sie wach war.

Er fragte sich plötzlich, ob Mr. Cameron gegangen war, um Mandy zu holen. Und bei diesem Gedanken bekam er Angst. Mr. Cameron wollte wissen, wie man durch die Steine kam, und Jem konnte es ihm nicht sagen - aber Mandy konnte es ihm doch erst recht nicht sagen, sie war schließlich noch ein Baby. Aber bei diesem Gedanken fühlte er sich ganz leer, und er konzentrierte sich erschrocken auf sie.

Aber da war sie ja. So etwas wie ein kleines warmes

Licht in seinem Kopf, und er holte Luft. Mit Mandy war alles okay. Er fand es interessant, dass er das so genau wusste, obwohl sie weit weg war. Er hatte noch nie daran gedacht, es zu versuchen, weil sie ja normalerweise immer bei ihm war und ihn ärgerte. Und wenn er mit seinen Freunden unterwegs war, dachte er nicht an sie.

Sein Fuß stieß irgendwo an, und er blieb stehen. Er fand aber nichts, und nach einer Minute nahm er seinen Mut zusammen und ließ die Wand los, um die Hände weiter auszustrecken und sich sogar ein bisschen in die Dunkelheit vorzuwagen. Sein Herz klopfte laut, und er fing an zu schwitzen, obwohl ihm immer noch kalt war. Seine Finger stießen sich an Metall, und sein Herz hüpfte. Die Eisenbahn!

Er fand den Eingang und tastete sich auf Händen und Knien vor, und dann stieß er sich beim Aufstehen an der Kiste mit den Schaltern. Er sah bunte Sterne, und er sagte laut: »*frinn!*« Es klang komisch, aber im Zug nicht mehr so wie ein Echo, und er kicherte.

Er tastete sich an den Schaltern entlang. Es war genauso, wie Mama es gesagt hatte, nur ein Schalter und ein kleiner Hebel, und er drückte auf den Schalter. Ein rotes Licht ging an, und er erschrak sich. Aber es ging ihm schon besser, nur weil er es sah. Er konnte spüren, wie die Elektrizität durch den Wagen strömte, und dabei ging es ihm immer besser. Er zog an dem Hebel, nur ein bisschen, und fand es ganz aufregend, als der Wagen losfuhr.

Wohin fuhr er wohl? Er zog noch ein bisschen mehr an

dem Hebel, und die Luft wehte ihm am Gesicht vorbei. Er schnüffelte, aber die Luft verriet ihm nichts. Aber er bewegte sich von den großen Toren weg - und von Mr. Cameron.

Vielleicht würde Mr. Cameron ja zu Mama oder Pa gehen und sie nach den Steinen fragen? Jemmy hoffte es sehr. Pa würde Mr. Cameron schon zur Ruhe bringen, und der Gedanke wärmte ihn. Dann würden sie kommen und ihn finden, und es würde okay sein. Er fragte sich, ob Mandy ihnen sagen konnte, wo er war. Sie kannte ihn genauso wie er sie, und er sah auf das kleine rote Licht in seinem Zug. Es leuchtete wie Mandy, immer gleich, und es sah warm aus, und es fühlte sich gut an, wenn er es ansah. Er zog den Hebel noch etwas weiter vor, und der Zug fuhr schneller in die Dunkelheit.

NEXUS

Rachel bohrte argwöhnisch den Finger in das Ende des Brotes. Die Brotfrau, die das sah, fuhr fauchend zu ihr herum.

»Nicht anfassen! Wenn Ihr es wollt, kostet es einen Penny. Wenn nicht, fort mit Euch.«

»Wie alt ist dieses Brot?«, sagte Rachel, ohne die finstere Miene der jungen Frau zu beachten. »Es riecht alt, und wenn es so alt ist, wie es aussieht, gebe ich Euch nicht mehr als einen halben Penny für den Laib.«

»Es ist nicht älter als einen Tag!« Die junge Frau zog entrüstet ihr Tablett mit den Brotlaiben zurück. »Bis Mittwoch gibt es kein frisches Brot mehr, weil mein Herr erst dann wieder Mehl bekommt. Also, wollt Ihr das Brot oder nicht?«

»Hmm«, sagte Rachel und täuschte Skepsis vor. Denny würde wütend werden, wenn er das Gefühl bekam, dass sie versuchte, die Frau zu übervorteilen. Doch es gab definitiv einen Unterschied, einen fairen Preis zu bezahlen oder unter die Räuber zu fallen. Und warum sollte die Frau sie übervorteilen dürfen?

Waren das Krümel auf dem Tablett? Und Zahnabdrücke am Ende des Brotes? Stirnrunzelnd beugte sie sich dichter über das Tablett, und Rollo jaulte plötzlich auf.

»Glaubst du, das sind vielleicht Mäuse gewesen,

Hund?«, sagte sie zu ihm. »Ich auch.«

Doch Rollo interessierte sich nicht für Mäuse. Er ignorierte sowohl Rachels Frage als auch die entrüstete Antwort der Brotfrau, um stattdessen mit Feuereifer auf dem Boden herumzuschnüffeln und dabei ein merkwürdiges, schrilles Geräusch auszustoßen.

»Was hast du denn nur, Hund?«, fragte Rachel, während sie seine Darbietung bestürzt beobachtete. Sie legte ihm die Hand in den Nacken und stellte erschrocken fest, dass sein ganzer haariger Körper vibrierte.

Rollo schenkte ihrer Berührung genauso wenig Beachtung wie ihrer Stimme. Er bewegte sich - beinahe im Laufschrift - jaulend im Kreis auf der Stelle.

»Der Hund ist doch nicht verrückt geworden, oder?«, fragte die Bäckersfrau, während sie ihn stirnrunzelnd beobachtete.

»Natürlich nicht«, sagte Rachel geistesabwesend. »Rollo ... *Rollo!*«

Der Hund war plötzlich mit der Nase am Boden aus der Bäckerei geschossen und rannte jetzt die Straße entlang.

Missmutig ergriff Rachel ihren Marktkorb und setzte ihm nach.

Zu ihrem Schrecken war er bereits an der nächsten Straße angelangt und verschwand vor ihren Augen um die Ecke. Laut rufend eilte sie ihm nach, sodass ihr der Korb gegen die Beine stieß und die Waren zu verstreuen drohte, die sie bereits gekauft hatte.

»Böser Hund«, keuchte sie. »Geschieht dir recht, wenn ich dich laufen lasse!« Und doch hetzte sie ihm hinterher und rief seinen Namen. Es war eine Sache, wenn Rollo das Gasthaus allein verließ, um auf die Jagd zu gehen - er kehrte immer zurück. Doch die andere war, dass das Gasthaus nicht in der Nähe war, und sie fürchtete, dass er sich verlief.

»Wenn deine Nase allerdings so gut ist, wie es den Anschein hat, könntest du mich gewiss auch zurückverfolgen!«, keuchte sie, und dann erstarrte sie, weil ihr ein Gedanke kam.

Er folgte einer Fährte, so viel stand fest. Doch was für ein Geruch konnte den Hund dazu bewegen? Gewiss keine Katze, kein Eichhörnchen ...

»lan«, flüsterte sie. »lan.«

Sie raffte ihre Röcke und rannte dem Hund mit hämmerndem Herzen hinterher, während sie noch versuchte, die wilde Hoffnung zu bändigen, die sie empfand. Der Hund war wieder in Sichtweite, die Nase am Boden, die Rute gesenkt, ganz auf seine Fährte konzentriert. Er bog in eine schmale Gasse ein, und sie folgte ihm, ohne zu zögern. Hüpfend und schwankend versuchte sie, den schlüpfrigen, widerlichen Hindernissen auf ihrem Weg auszuweichen.

Jedes einzelne davon hätte normalerweise jeden Hund fasziniert, Rollo eingeschlossen - und doch schenkte er ihnen keinerlei Beachtung und folgte allein seiner Fährte.

Konnte es lan sein? Gewiss war es Torheit von ihr, dies zu denken; ihre Hoffnung würde zunichtegemacht werden, und doch kam sie nicht gegen die Überzeugung an, die sich gemeinsam mit der Möglichkeit in ihr geregt hatte. Rollos Rute verschwand um eine Ecke, und sie schoss ihm atemlos hinterher.

Wenn es lan war, was mochte er tun? Die Fährte führte sie auf den Stadtrand zu - nicht entlang der Hauptstraße, sondern abseits des gepflegten, wohlhabenden Teils der Stadt in eine Gegend mit baufälligen Häusern und den improvisierten Lagern des britischen Trosses. Eine Hühnerschar zerstob gackernd, als Rollo ihnen näher kam, doch er hielt nicht inne. Jetzt beschrieb er einen Halbkreis und bog hinter einem Schuppen in eine enge, ungepflasterte Straße ein, die sich wie eine Zunge zwischen zwei Reihen dicht stehender, nachlässig gebauter Häuser hindurchschlängelte.

Sie hatte Seitenstiche, und der Schweiß rann ihr über das Gesicht, doch sie lief hartnäckig weiter. Aber der Vorsprung des Hundes wurde immer größer; sie würde ihn jeden Moment aus den Augen verlieren - ihr rechter Schuh hatte ihr die Haut von der Ferse gescheuert, und sie fühlte sich, als füllte sich ihr Schuh mit Blut, auch wenn das wahrscheinlich nur Einbildung war. Sie hatte schon Männer mit den Schuhen voller Blut gesehen ...

Rollo verschwand am Ende der Straße, und sie flitzte wie wild hinter ihm her. Ihre Strümpfe rutschten herunter, und ihr Unterrock löste sich, sodass sie sich auf den Saum trat und

ihn zerriss. Wenn sie Ian fand, würde sie ein Wörtchen mit ihm zu reden haben, dachte sie. Falls sie bis dahin wieder reden konnte.

Am Ende der Straße war keine Spur von dem Hund zu sehen. Hektisch sah sie sich um. Sie befand sich an der Rückseite eines Wirtshauses; sie konnte den Hopfen in den Brauereikesseln riechen und den Gestank der Abfallgrube, auf der anderen Seite des Gebäudes waren Stimmen auf der Straße zu hören. Soldatenstimmen - die Art, wie sich Soldaten unterhielten, war nicht zu verwechseln, selbst wenn sie die Worte nicht ausmachen konnte -, und sie blieb stehen, das Herz in der Kehle.

Doch sie hatten niemanden festgenommen; es war nur ein normales, beiläufiges Gespräch unter Männern kurz vor dem Aufbruch. Sie hörte das Klirren ihrer Ausrüstung, die Schritte ihrer Stiefel auf dem Pflaster.

Eine Hand packte ihren Arm, und sie schluckte ihren Aufschrei herunter, bevor er ihrer Kehle entweichen konnte, denn sie hatte Todesangst, Ian zu verraten. Doch es war nicht Ian, der sie gepackt hatte. Harte Finger bohrten sich in ihren Oberarm, und ein hochgewachsener weißhaariger alter Mann blickte mit brennenden Augen auf sie hinunter.

IAN WAR AUSGEHUNGERT. ER HATTE SEIT ÜBER VIERUNDZWANZIG STUNDEN nichts mehr gegessen, denn er wollte keine Zeit damit verlieren, entweder zu jagen oder sich eine Farm zu suchen, wo man ihm vielleicht etwas zu essen geben würde. Er hatte die zwanzig Meilen von Valley Forge nach Philadelphia wie im Nebel

zurückgelegt und den weiten Weg kaum wahrgenommen.

Rachel war hier. Durch ein Wunder *hier* in Philadelphia. Er hatte eine Weile gebraucht, um den Argwohn der amerikanischen Soldaten zu zerstreuen, doch schließlich hatte sich ein ziemlich kräftiger deutscher Offizier mit einer großen Nase und einem neugierigen Wesen für Ians Bogen interessiert. Eine kurze Demonstration seiner Künste als Bogenschütze und eine Unterhaltung auf Französisch - denn der deutsche Offizier sprach so gut wie kein Englisch -, und dann hatte er sich endlich nach dem Aufenthaltsort eines Chirurgen namens Hunter erkundigen können.

Die Frage hatte ihm zunächst nur verständnislose Blicke eingebracht, doch von Steuben schien Ian zu mögen, und so hatte dieser jemanden fortgeschickt, um nachzufragen, während er ein Stück Brot für Ian auftrieb. Schließlich war besagter Jemand zurückgekehrt und hatte berichtet, es *gäbe* zwar einen Armeearzt namens Hunter, der sich normalerweise auch im Lager aufhielt, der sich jedoch hin und wieder nach Philadelphia begab, um sich um einen persönlichen Patienten zu kümmern. Hunters Schwester? Der Jemand hatte mit den Achseln gezuckt.

Doch Ian kannte die Hunters: Wo Denzell war, dort war auch Rachel. Es wusste zwar niemand, *wo* in Philadelphia Hunters persönlicher Patient sein könnte - hier nahm Ian eine geradezu feindselige Zurückhaltung wahr, die er zwar nicht verstand, der er aber in seiner Ungeduld auch nicht auf den Grund gehen wollte -, doch sie waren auf jeden Fall in Philadelphia.

Genau wie Ian jetzt. Er hatte sich kurz vor dem Morgengrauen in die Stadt geschlichen und sich lautlos zwischen den heruntergebrannten, stinkenden Lagerfeuern und den in Decken gewickelten, schlafenden Gestalten in den Lagern hindurchgeschlängelt, die die Stadt umringten.

In der Stadt gab es Essen, Essen in Hülle und Fülle, und einen erwartungsvollen Moment lang blieb er am Rand des Marktplatzes stehen, um sich zwischen frittiertem Fisch im Teigmantel oder einen Fleischpastetchen zu entscheiden. Gerade steuerte er den Stand der Pastetenverkäuferin an, sein Geld in der Hand, als er sah, wie die Frau über ihn hinwegblickte und ihr Gesicht eine entsetzte Miene annahm. Er fuhr herum und wurde zu Boden geworfen. Es erschollen Schreie und Rufe, doch diese gingen im wilden Schlabbern von Rollos Zunge unter, die ihm jeden Zentimeter seines Gesichtes ableckte, einschließlich der Innenseite seiner Nase.

Er stieß einen Jauchzer aus und kämpfte sich zum Sitzen hoch, während er den ekstatischen Hund abwehrte.

»A cú!«, sagte er und umarmte das riesige, sich windende Tier entzückt. Er griff dem Hund mit beiden Händen in das Nackenfell und lachte über seine Hängezunge.

»Aye, ich bin auch froh, dich zu sehen«, sagte er zu Rollo. »Aber was hast du mit Rachel gemacht?«

FERGUS JUCKTE DIE FEHLENDE HAND. DIES WAR

SCHON SEIT EINIGER ZEIT nicht mehr vorgekommen, und er wünschte, es wäre auch jetzt nicht so. Statt seines nützlichen Hakens, mit dem er viel zu auffällig war, trug er einen mit Kleie gefüllten Handschuh an den Ärmel geheftet, und es war ihm unmöglich, für Abhilfe zu sorgen, indem er sich an seinem Stumpf kratzte.

Auf der Suche nach Ablenkung kam er aus der Scheune, in der er geschlafen hatte, und schlenderte beiläufig zu einem Lagerfeuer hinüber. Mrs. Hempstead nickte ihm zu, ergriff einen Blechbecher, in den sie ihm etwas dünnflüssigen Porridge schöpfte, und reichte ihn ihm herüber. Aye, nun gut, dachte er, der Handschuh hatte auch Vorteile; er konnte zwar den Becher damit nicht ergreifen, doch er konnte ihn benutzen, um sich das heiße Gefäß an die Brust zu halten, ohne sich zu verbrennen. Und wie er freudig feststellte, setzte die Hitze dem Juckreiz ein Ende.

»*Bon jour, Madame*«, sagte er mit einem höflichen Kopfnicken, und Mrs. Hempstead nickte trotz ihrer Müdigkeit. Ihr Mann war in Paoli ums Leben gekommen, und nun hielt sie sich und ihre drei Kinder als Wäscherin für die englischen Offiziere über Wasser. Fergus trug das Seine zu ihrem Einkommen bei, indem er sie für den Unterschlupf und etwas zu essen bezahlte. Der Bruder ihres Mannes hatte das Haus an sich genommen, es ihr und ihrer Familie jedoch großzügigerweise gestattet, in der Scheune zu schlafen - eines von drei oder vier Schlupflöchern, die Fergus abwechselnd aufsuchte.

»Ein Mann hat nach Euch gesucht, Sir«, sagte sie leise,

als sie ihm einen Becher Wasser brachte.

»Aye?« Er verkniff es sich, sich umzusehen; wenn der Mann noch hier gewesen wäre, hätte sie es ihm gesagt.
»Habt Ihr diesen Mann gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, Sir. Es war Mr. Jessop, mit dem er gesprochen hat, und Jessop hat es Mrs. Wilkins' Jüngstem erzählt, der vorbeigekommen ist und es meiner Mary gesagt hat. Jessop sagt, es war ein Schotte, ein hochgewachsener, gut aussehender Mann. Er meint, er ist vielleicht einmal Soldat gewesen.«

In Fergus' Brust machte sich Aufregung breit, heiß wie der Porridge.

»Hatte er rote Haare?«, fragte er, und Mrs. Hempstead zog ein überraschtes Gesicht.

»Nun, ich weiß nicht, ob der Junge etwas davon gesagt hat. Aber lasst mich Mary fragen.«

»Macht Euch keine Umstände, Madame. Ich frage sie selbst.« Er schluckte den Rest seines Haferbreis herunter und verbrannte sich dabei fast den Hals. Dann reichte er ihr den Becher zurück.

Trotz sorgfältiger Fragen konnte ihm die kleine Mary nicht sagen, ob der hochgewachsene Schotte rote Haare hatte; sie hatte ihn ja nicht gesehen, und Tommy Wilkins hatte nichts davon gesagt. Allerdings hatte er ihr erzählt, wo Mr. Jessop den Mann gesehen hatte, und nachdem er sich mit ausgewählter gallischer Höflichkeit bei Mary bedankt

hatte - die bei seinen Worten rot wurde -, begab er sich klopfenden Herzens in die Stadt.

RACHEL RISS DEN ARMZURÜCK, DOCH DER ALTE MANN UMKLAMMETERTE SIE nur fester, und sein Daumen bohrte sich brutal in den Muskel unter ihrer Schulter.

»Lass mich los, Freund«, sagte sie ruhig. »Du musst mich verwechseln.«

»Oh, ich glaube nicht«, sagte er höflich, und sie hörte, dass er Schotte war. »Das ist doch Euer Hund, oder?«

»Nein«, sagte sie verwundert, und allmählich wurde sie nervös. »Ich kümmere mich nur für einen Freund um ihn. Warum? Hat er eins Eurer Hühner gefressen? Ich bezahle es Euch gern ...« Sie tastete mit der freien Hand nach ihrem Geldbeutel, während sie versuchte, ihre Möglichkeiten zur Flucht einzuschätzen.

»Ian Murray ist der Name Eures Freundes«, sagte er, und sie war nun ernsthaft alarmiert, weil er es nicht als Frage formulierte.

»Lasst mich los«, wiederholte sie mit Nachdruck. »Ihr habt kein Recht, mich festzuhalten.«

Er schenkte ihren Worten keine Beachtung, sondern sah ihr gebannt ins Gesicht. Seine Augen waren uralte, rot gerändert und feucht - doch so scharf wie Rasiermesser.

»Wo ist er?«

»In Schottland«, sagte sie zu ihm und sah ihn überrascht

aufblinzeln. Er bückte sich ein wenig, um ihr direkt in die Augen zu sehen.

»Liebt Ihr ihn?«, fragte der alte Mann leise - doch es war nichts Sanftes an seiner Frage.

»Lasst mich los!« Sie trat nach seinem Schienbein, doch er wich ihr mit einem Geschick aus, das sie überraschte. Sein Umhang schwang zur Seite, als er sich bewegte, und sie sah Metall an seinem Gürtel aufblitzen. Es war eine kleine Axt, und weil sie sich plötzlich wieder an dieses grauenhafte Haus in New Jersey erinnern musste, fuhr sie zurück und kreischte laut auf.

»Ruhig!«, fuhr der alte Mann sie an. »Kommt mit, Kleine.« Er legte ihr seine große, schmutzige Hand vor den Mund und versuchte, sie hinter sich herzuschleifen, doch sie trat aus Leibeskräften um sich und konnte den Mund lange genug befreien, um noch einmal aufzuschreien, so laut sie konnte.

Verblüffte Ausrufe und die Geräusche schwerer Stiefel kamen rasch auf sie zu.

»Rachel!« Ein vertrauter Aufschrei drang in ihre Ohren, und ihr Herz tat einen Satz.

»William! Hilfe!«

William kam auf sie zugelaufen, und in geringem Abstand folgten ihm drei oder vier britische Soldaten, die Musketen in den Händen. Der alte Mann sagte etwas auf Gälisch, und der Ton seiner Worte war absolut erstaunt. Dann ließ er sie so plötzlich los, dass sie

rückwärtsstolperte, über den Saum ihres zerrissenen Unterrocks fiel und hart auf der Straße landete.

Der alte Mann wich zurück, doch William war außer sich; er ging geduckt auf ihn los und hatte eindeutig vor, ihn umzurammen. Doch der Alte hatte die Hand an seiner Axt, und Rachel schrie »William«, so laut sie konnte. Doch es nützte nichts. Licht blitzte auf Metall auf, und sie hörte einen dumpfen Aufprall. William schwankte zur Seite, machte zwei vergebliche Schritte und fiel.

»William, William! O Herr, o Herr ...« Sie konnte sich nicht aufrappeln, sondern kroch stöhnend auf ihn zu, so schnell sie konnte. Die Soldaten liefen mit Gebrüll hinter dem alten Mann her, doch sie beachtete sie nicht. Alles, was sie sah, war Williams Gesicht, leichenblass, die Augen so verdreht, dass nur das Weiße zu sehen war, und das dunkle Blut, das ihm in die Haare lief.

TROTZ SEINER EINWÄNDE STECKTE ICH WILLIAM INS BETT UND BEFAHL IHM, dort zu bleiben. Ich war mir hinreichend sicher, dass seine Einwände nur um Rachels willen erfolgten, denn sobald ich sie zur Tür hinausgeschoben hatte, ließ er sich von mir auf die Kissen zurücklegen, das Gesicht schmal und wächsern unter dem Verband, den ich ihm um die Stirn gewickelt hatte.

»Schlaf«, ordnete ich an. »Morgen früh wirst du dich furchtbar fühlen, aber du wirst nicht sterben.«

»Danke, Mutter Claire«, murmelte er mit dem Hauch

eines Lächelns. »Deine Worte sind immer so tröstlich. Doch bevor du gehst ...« Obwohl es ihm sichtlich schlecht ging, legte sich seine Hand fest auf meinen Arm.

»Was?«, fragte ich argwöhnisch.

»Der Mann, der Rachel angegriffen hat. Weißt du zufällig, wer er sein könnte?«

»Ja«, sagte ich widerstrebend. »Ihrer Beschreibung nach ist der Mann Arch Bug. Er hat in North Carolina bei uns gelebt.«

»Ah.« Sein Gesicht mochte blass sein, doch die tiefblauen Augen begannen neugierig zu leuchten. »Ist er verrückt?«

»Ja, ich glaube schon. Er ... Er hat unter tragischen Umständen seine Frau verloren, und ich glaube, das hat ihn um den Verstand gebracht.« Das glaubte ich tatsächlich, und dazu kamen die langen Monate seit jener Winternacht in Fraser's Ridge, die er allein im Wald verbracht hatte, auf dem endlosen Marsch, während er der verschollenen Stimme seiner Frau lauschte ... Wenn er nicht schon von Anfang an verrückt gewesen war, so glaubte ich, dass er es jetzt auf jeden Fall war. Allerdings hatte ich nicht vor, William die ganze Geschichte zu erzählen. Jetzt nicht, und möglicherweise nie.

»Ich werde mit jemandem sprechen«, sagte er und gähnte plötzlich herzhaft. »Entschuldigung. Ich bin furchtbar müde.«

»Du hast eine Gehirnerschütterung«, sagte ich zu ihm.

»Ich werde dich stündlich wecken kommen. Mit wem willst du sprechen?«

»Offizier«, sagte er undeutlich, und seine Augen schlossen sich. »Sie sollen nach ihm Ausschau halten. Können nicht zulassen, dass er ... Rachel.« Ihr Name entfuhr ihm als Seufzer, und sein kräftiger junger Körper erschlaffte. Ich beobachtete ihn noch einen Moment, bis ich sicher war, dass er fest schlief. Dann küsste ich ihn sanft auf die Stirn und dachte - mit demselben Stich im Herzen, mit dem ich seine Schwester geküsst hatte, als sie in seinem Alter war -, *Gott, du bist ihm so ähnlich.*

Rachel selbst wartete auf dem Treppenabsatz. Sie war nervös und zerzaust, obwohl sie versucht hatte, ihr Haar und ihre Haube zu ordnen.

»Wird er gesund?«

»Ja, ich glaube schon. Er hat eine schwache Gehirnerschütterung - weißt du, was das ist? Ja, natürlich weißt du es. Das, und ich habe ihm den Kopf mit drei Stichen genäht. Er wird morgen zwar grauenvolle Kopfschmerzen haben, aber die Wunde war nur oberflächlich, und sie ist nicht ernst.«

Sie seufzte, und ihre schmalen Schultern sanken plötzlich in sich zusammen, als sich ihre Anspannung löste.

»Dem Herrn sei Dank«, sagte sie, und dann sah sie mich an und lächelte. »Und dir auch, Freundin Claire.«

»Es war mir ein Vergnügen«, sagte ich aufrichtig. »Bist du denn sicher, dass dir nichts fehlt? Du solltest dich

hinsetzen und etwas trinken.« Sie war zwar nicht verletzt, doch der Schock des Erlebnisses war ihr deutlich anzusehen. Ich wusste zwar, dass sie aus Prinzip keinen Alkohol trank, doch ein Schluck Brandy mit Wasser ...

»Es geht mir gut. Besser als gut.« Von der Sorge um William befreit, sah sie mich jetzt an, und ihr Gesicht leuchtete. »Claire - er ist hier! Ian!«

»Was? Wo?«

»Ich weiß es nicht!« Sie blickte zu Williams Zimmertür hinüber und zog mich ein wenig beiseite. Dann senkte sie die Stimme. »Der Hund - Rollo. Er hat irgendetwas gewittert und ist wie aus der Pistole geschossen der Fährte hinterhergejagt. Ich bin ihm nachgelaufen, und dabei bin ich mit diesem armen Verrückten zusammengestoßen. Ich weiß, dass du jetzt sagen wirst, dass er doch allem und jedem hinterherjagt - aber, Claire, er ist nicht zurückgekommen! Wenn er Ian nicht gefunden hätte, wäre er zurückgekommen.«

Ich spürte ihre Aufregung, obwohl ich mich davor fürchtete, dieselben Hoffnungen zu hegen wie sie. Es gab auch noch andere Dinge, die verhindert haben konnten, dass der Hund zurückkam, und sie waren alle nicht gut. Eines davon war Arch Bug.

Die Art, wie sie ihn beschrieben hatte, hatte mich verblüfft - und doch begriff ich, dass sie recht hatte. Seit wir Mrs. Bug in Fraser's Ridge zu Grabe getragen hatten, hatte ich Arch Bug nur noch als Bedrohung für Ian wahrgenommen - und doch sah ich bei Rachels Worten

bildhaft, wie seine verstümmelten, arthritischen Hände darum kämpften, dem Leichentuch seiner geliebten Frau eine Brosche in Form eines Vogels anzuheften. Der arme Verrückte, in der Tat.

Und zwar ein verdammt gefährlicher Verrückter.

»Komm mit nach unten«, sagte ich zu ihr und warf einen letzten Blick auf Williams Zimmertür. »Ich muss dir von Mr. Bug erzählen.«

»OH, IAN«, FLÜSTERTE SIE, ALS ICH MEINEN BERICHT BEENDET HATTE. »OH, DER arme Mann.« Ich wusste zwar nicht, ob sich Letzteres auf Mr. Bug oder auf Ian bezog, doch es stimmte so oder so. Sie weinte nicht, aber ihr Gesicht war blass und still geworden.

»Beide«, pflichtete ich ihr bei. »Alle drei, wenn man Mrs. Bug mitzählt.«

Sie schüttelte den Kopf, jedoch bestürzt, nicht, um zu widersprechen.

»Dann ist das der Grund -«, sagte sie, verstummte dann aber.

»Warum was?«

Sie verzog ein wenig das Gesicht, doch dann sah sie mich achselzuckend an.

»Warum er zu mir gesagt hat, er hätte Angst, ich könnte umkommen, weil ich ihn liebe.«

»Ja, das nehme ich an.«

Einen Moment saßen wir vor unserem dampfenden Zitronenmelissentee und dachten über die Situation nach. Schließlich blickte sie auf und schluckte.

»Glaubst du, Ian hat vor, ihn umzubringen?«

»Ich - Nun, ich weiß es nicht«, sagte ich. »Er täte es gewiss nicht gern; er hat sich nach Mrs. Bugs Tod ja schon schrecklich gefühlt -«

»Weil er sie umgebracht hatte, meinst du.« Sie sah mich direkt an; bei Rachel Hunter gab es keine bequemen Ausreden.

»Ja. Doch wenn ihm klar wird, dass Arch Bug weiß, wer du bist und was du Ian bedeutest und dass er dir etwas antun will - und täusche dich nicht, Rachel, er *will* dir etwas antun ...« Ich trank einen Schluck Tee und holte tief Luft. »Ja, ich glaube, dass Ian versuchen würde, ihn umzubringen.«

Sie erstarrte vollkommen, und nur der Dampf auf ihrer Tasse bewegte sich.

»Das darf er nicht«, sagte sie.

»Wie willst du ihn denn davon abhalten?«, fragte ich aus reiner Neugier.

Sie atmete langsam aus und hielt den Blick fest auf die sanft kreisende Oberfläche ihres Tees gerichtet.

»Indem ich bete«, verkündete sie.

MISCHIANZA

18. Mai 1778 Walnut Grove, Pennsylvania

Das letzte Mal, dass ich einen vergoldeten, gebratenen Pfau gesehen hatte, war ziemlich lange her, und eigentlich hatte ich nicht damit gerechnet, so etwas noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Gewiss nicht in Philadelphia. Nicht dass ich hätte überrascht sein sollen, dachte ich, während ich mich über den Tisch beugte, um ihn näher zu betrachten - ja, er *hatte* Augen, die aus Diamanten bestanden. Nicht nach der Regatta auf dem Delaware, den drei schwimmenden Musikkapellen und dem Salut aus den siebzehn Kanonen der Kriegsschiffe auf dem Fluss. Der Abend stand unter dem Motto »Mischianza«. Auf Italienisch bedeutete dieses Wort »bunte Mischung« - sagte man mir -, und im vorliegenden Fall schien man es dahingehend interpretiert zu haben, dass man den kreativsten Köpfen in der britischen Armee und unter den Loyalisten freie Hand bei der Gestaltung eines Ballabends zu Ehren General Howes ließ, der als Oberkommandeur zurückgetreten war und seinen Platz Sir Henry Clinton überließ.

»Es tut mir leid, meine Liebe«, murmelte John an meiner Seite.

»Was denn?«, fragte ich überrascht.

Jetzt war die Überraschung ganz auf seiner Seite, und seine Augenbrauen fuhren in die Höhe.

»Nun, da ich weiß, wo deine Sympathien liegen, muss es dich doch schmerzen mit anzusehen, wie so viel ...« Mit einer diskreten Bewegung seines Handgelenks zeigte er auf die Demonstrationen des Überflusses rings um uns, die sich beileibe nicht auf den vergoldeten Pfau beschränkten. »... dass solcher Pomp und solche Kosten aufgewendet werden, um - um -«

»Sich hämisch in die Brust zu werfen?«, schloss ich trocken. »Nun, das wäre möglich - doch es ist nicht so. Ich weiß ja, was geschehen wird.«

Bei diesen Worten blinzelte er außerordentlich verblüfft.

»Was geschehen wird? Mit wem?«

Meine prophetischen Kräfte waren nur selten eine willkommene Gabe, doch unter diesen Umständen bereitete es mir ein gewisses grimmiges Vergnügen, es ihm zu sagen.

»Mit euch. Der britischen Armee, meine ich. In drei Jahren werden sie den Krieg verlieren, und was nützen ihnen dann die vergoldeten Pfauen?«

Sein Gesicht zuckte, und er verkniff sich ein Lächeln.

»Ist das so?«

»Ja, so ist es«, erwiderte ich freundlich. »*Fuirich agus chi thu.*«

»Was?« Er starrte mich an.

»Gälisch«, sagte ich und empfand einen leisen, tiefen Stich. »Es bedeutet so viel wie ›abwarten und Tee trinken‹.«

»Oh, das werde ich«, versicherte er mir. »Unterdessen erlaube mir, dich mit Oberstleutnant Banastre Tarleton von der britischen Legion bekannt zu machen.« Er verneigte sich vor einem kurz gewachsenen, drahtigen jungen Herrn, der auf uns zugetreten war, ein Offizier in der flaschengrünen Uniform der Dragoner. »Oberst Tarleton, meine Frau.«

»Lady John.« Der junge Mann beugte sich über meine Hand und streifte sie mit seinen sehr roten, sehr sinnlichen Lippen. Ich hätte mir die Hand am liebsten an meinem Rock abgewischt, tat dies aber nicht. »Gefallen Euch die Festivitäten?«

»Ich freue mich auf das Feuerwerk.« Er hatte schlaue Fuchsaugen, denen nichts entging, und sein sinnlicher roter Mund verzog sich bei meinen Worten, doch er lächelte nur und ließ es dabei bewenden, um sich dann Lord John zu widmen. »Mein Vetter Richard lässt Euch grüßen, Sir.«

Bei diesen Worten verwandelte sich Johns unverbindliche Höflichkeit in aufrichtiges Vergnügen.

»Richard Tarleton war in Crefeld mein Fähnrich«, erklärte er mir, bevor er seine Aufmerksamkeit wieder auf den grünen Dragoner richtete. »Wie geht es ihm dieser Tage, Sir?«

Augenblicklich begannen sie eine detaillierte

Konversation über Patente, Beförderungen, Feldzüge, Truppenbewegungen und politische Diplomatie, und ich entfernte mich. Nicht aus Langeweile, sondern vielmehr aus Taktgefühl. Ich hatte John nicht versprochen, dass ich darauf verzichten würde, nützliche Informationen weiterzugeben; er hatte mich nicht darum gebeten. Doch der Takt sowie ein gewisses Pflichtgefühl geboten es mir, dass ich zumindest nicht durch ihn oder direkt vor seiner Nase an solche Informationen gelangte.

Ich ließ mich langsam durch die Menge im Ballsaal treiben und bestaunte die Kleider der Damen, von denen viele aus Europa importiert worden waren, während der Rest vor Ort nach ihrem Vorbild angefertigt worden war. Die leuchtenden Seidenstoffe und die glitzernden Stickereien standen in solchem Kontrast zu den nüchternen Leinen- und Musselinstoffen, mit denen ich gewöhnlich umgeben war, dass es mir geradezu surreal erschien - so als würde ich mich plötzlich im Traum wiederfinden. Dieser Eindruck wurde dadurch noch verstärkt, dass sich unter den Anwesenden auch einige Ritter befanden, die mit Wappenröcken bekleidet waren und ihre Helme unter dem Arm trugen - auf dem nachmittäglichen Programm hatten unter anderem Ritterspiele gestanden -, dazu eine Reihe von Menschen in fantastischen Masken und extravaganten Kostümen, von denen ich vermutete, dass sie später ein Theaterstück aufführen würden.

Meine Aufmerksamkeit wanderte zu dem Tisch zurück, auf dem die prunkvollsten Viktualien ausgestellt waren: Der

Pfau, dessen Schwanzfedern sich zu einem riesigen Rad ausbreiteten, nahm den Ehrenplatz in der Mitte ein, doch er wurde von einem ganzen Wildschwein auf einem Kohlbett flankiert - bei dessen Duft mein Magen laut zu knurren begann - und von drei enormen Wildpasteten, die mit gefüllten Singvögeln dekoriert waren. Diese erinnerten mich plötzlich an die gefüllten Nachtigallen beim Dinner des Königs von Frankreich, und mein Appetit löste sich schlagartig in einer Wolke aus Übelkeit und Trauer auf.

Schluckend richtete ich den Blick hastig wieder auf den Pfau. Ich fragte mich, wie schwierig es wohl sein mochte, die Diamantenaugen zu stehlen, und ob es wohl jemanden gab, der auf sie achtete. Mit ziemlicher Sicherheit; ich sah mich nach ihm um. Ja, da war er, ein uniformierter Soldat, der mit wachsamem Blick in einer Nische zwischen dem Buffet und dem gigantischen Kamin stand.

Doch ich brauchte keine Diamanten zu stehlen, dachte ich, und mein Magen verkrampfte sich ein wenig. Ich hatte welche. John hatte mir ein Paar Diamantohrringe geschenkt. Wenn die Zeit kam zu gehen ...

»Mutter Claire!«

Ich hatte mich angenehm unsichtbar gefühlt. Aus dieser Illusion aufgeschreckt, fiel mein Blick nun durch den Saal auf Willie, dessen zerzauster Kopf aus dem rot bekreuzten Wappenrock eines Tempelritters ragte und der mir heftig zuwinkte.

»Ich wünschte, du würdest dir eine andere Bezeichnung für mich einfallen lassen«, sagte ich, als ich neben ihn trat.

»Ich habe das Gefühl, als sollte ich in Nonnentracht herumlaufen mit einem Rosenkranz am Gürtel.«

Er lachte, und dann stellte er mir die junge Dame, die ihn unverhohlen anschmachtete, als Miss Chew vor, und bot sich an, uns beiden ein Eis zu holen. Die Temperatur im Ballsaal musste auf die dreißig Grad zugehen, und nicht wenige der leuchtenden Seidenstoffe hatten dunkle Schweißflecken.

»Was für ein elegantes Kleid«, sagte Miss Chew höflich.
»Ist es aus England?«

»Oh«, sagte ich ziemlich verblüfft. »Ich weiß es nicht. Aber danke«, fügte ich hinzu und blickte zum ersten Mal an mir hinunter. Eigentlich war mir das Kleid - abgesehen von der mechanischen Notwendigkeit hineinzusteigen - gar nicht aufgefallen; das tägliche Ankleiden war mir höchstens vage lästig, und solange es mich nirgendwo drückte oder scheuerte, war es mir gleichgültig, was ich trug.

John hatte mir das Kleid heute Morgen geschenkt und einen Friseur gerufen, der mich vom Hals aufwärts bearbeiten sollte. Ich hatte die Augen geschlossen und war schockiert gewesen, wie herrlich sich die Finger des Mannes in meinem Haar anfühlten - noch schockierter jedoch, als er mir einen Spiegel reichte und ich eine hoch aufgetürmte Komposition aus Locken und Puder erblickte, in der ein kleines Schiff befestigt war. Unter vollem Segel.

Ich hatte gewartet, bis er ging, und dann hastig alles wieder ausgebürstet und mir die Haare so schlicht wie möglich hochgesteckt. John hatte mir zwar einen

vielsagenden Blick zugeworfen, aber nichts gesagt. Da ich jedoch ganz mit meinem Kopf beschäftigt gewesen war, hatte ich mir nicht die Zeit genommen, mich auch unterhalb des Halses zu betrachten, und jetzt war ich angenehm überrascht zu sehen, wie gut mir die kakaofarbene Seide passte. Der Stoff war außerdem so dunkel, dass man darauf wahrscheinlich keine Schweißflecken sah.

Miss Chew beobachtete William wie eine Katze, die eine schöne fette Maus beäugt, und runzelte ein wenig die Stirn, als er unterwegs anhielt, um mit zwei anderen jungen Damen zu flirten.

»Bleibt Lord Ellesmere noch lange in Philadelphia?«, fragte sie, ohne den Blick von ihm abzuwenden. »Ich meine, jemand hätte mir gesagt, dass er nicht mit dem General gehen wird. Ich hoffe, das stimmt!«

»Das stimmt«, sagte ich. »Er hat mit General Burgoyne kapituliert; diese Soldaten gelten alle als entlassen und sollen nach England zurückfahren, doch es gibt irgendeinen organisatorischen Grund, warum sie noch nicht fahren können.« Ich wusste, dass William auf einen Austausch hoffte, um erneut in den Krieg ziehen zu können, doch davon sagte ich nichts.

»Wirklich«, sagte sie und begann zu strahlen. »Was für herrliche Neuigkeiten! Vielleicht ist er ja dann hier, wenn ich nächsten Monat meinen Ball gebe. Er wird natürlich nicht ganz so großartig werden wie dieser hier ...« Sie neigte den Kopf in Richtung der Musiker, die jetzt am anderen Ende des Saals zu spielen begonnen hatten. »Doch Major

André sagt, er wird mir sein Können als Kulissenmaler zur Verfügung stellen, und so wird es -«

»Entschuldigung«, unterbrach ich sie, »habt Ihr Major André gesagt? Major ... John André?«

Überrascht sah sie mich an, etwas verärgert über die Unterbrechung. »Natürlich. Er hat die Kostüme für die heutigen Ritterspiele entworfen und das Stück geschrieben, das sie später aufführen werden. Dort drüben steht er, neben Lady Clinton.«

Ich folgte der Richtung, in die sie mit ihrem Fächer zeigte, und spürte, wie mich trotz der Hitze des Ballsaals ein kalter Schauer durchfuhr.

Major André bildete den Mittelpunkt einer Gruppe von Männern und Frauen. Er gestikulierte lachend und stand eindeutig im Zentrum der Aufmerksamkeit. Er war ein gut aussehender Mann Ende zwanzig mit einer maßgeschneiderten Uniform und einem lebendigen Gesicht, das von der Hitze - und vor Vergnügen - errötet war.

»Er scheint ja ... sehr charmant zu sein«, murmelte ich und hätte gern den Blick von ihm abgewandt, konnte es aber nicht.

»Oh, ja!«, rief Miss Chew begeistert aus. »Er und ich und Peggy Shippen haben die Mischianza gemeinsam geplant - er ist ein Goldstück, hat stets die besten Ideen, und er kann wunderbar Flöte spielen. Es ist so traurig, dass Peggys Vater ihr nicht erlaubt hat zu kommen - wirklich

unfair!« Ich glaubte jedoch, bei diesen Worten einen Unterton der Genugtuung zu hören; sie war offensichtlich ganz zufrieden damit, das Rampenlicht nicht mit ihrer Freundin teilen zu müssen.

»Kommt, ich stelle ihn Euch vor«, sagte sie plötzlich. Sie klappte ihren Fächer zusammen und schob mir den Arm durch den Ellbogen. Ich war völlig überrumpelt und konnte mir keine Ausrede mehr ausdenken. Schon fand ich mich inmitten der Gruppe wieder, und Miss Chew plauderte fröhlich auf ihn ein und lachte ihn an, die Hand vertraulich auf seinem Arm. Er lächelte sie an, dann richtete er den Blick auf mich, und seine Augen strahlten warm und lebendig.

»Ich bin bezaubert, Lady John«, sagte er mit leiser, heiserer Stimme. »Euer Diener, Ma'am.«

»Ich - Ja«, sagte ich abrupt und vergaß die üblichen Manieren. »Ihr - Ja. Freut mich, Euch kennenzulernen!« Zu seiner Verwirrung zog ich meine Hand fort, bevor er sie küssen konnte, und wich zurück. Er blinzelte, doch Miss Chew beanspruchte seine Aufmerksamkeit sofort wieder für sich, und ich wandte mich ab und begab mich in die Nähe der Tür, wo die Luft zumindest ein wenig in Bewegung war. Ich war mit kaltem Schweiß bedeckt und zitterte am ganzen Körper.

»Oh, da bist du ja, Mutter Claire!« Willie tauchte völlig verschwitzt an meiner Seite auf, zwei halb geschmolzene Eisschälchen in den Händen. »Hier.«

»Danke.« Ich ergriff eines davon und stellte

geistesabwesend fest, dass meine Finger fast genauso kalt waren wie der feuchte Silberbecher.

»Fehlt dir etwas, Mutter Claire?« Er beugte sich zu mir, um mich besorgt zu betrachten. »Du bist ja ganz blass. Als hättest du ein Gespenst gesehen.« Er zuckte entschuldigend zusammen, weil er ungeschickterweise den Tod angesprochen hatte, doch ich bemühte mich, ihn anzulächeln. Der Versuch war nicht besonders erfolgreich, doch er hatte schließlich recht. Ich hatte gerade ein Gespenst gesehen.

Major John André war der britische Offizier, mit dem sich Benedict Arnold - der Held von Saratoga, derzeit noch ein legendärer Patriot - später verschwören würde. Und der Mann, der irgendwann im Lauf der nächsten drei Jahre für seine Rolle bei dieser Verschwörung am Galgen baumeln würde.

»Solltest du dich vielleicht ein wenig hinsetzen?« Willie hatte die Stirn besorgt gerunzelt, und ich versuchte, das kalte Grauen abzuschütteln. Ich wollte nicht, dass er mir anbot, den Ball zu verlassen, um mich nach Hause zu begleiten; offenbar amüsierte er sich ja prächtig. Ich lächelte ihn an, obwohl ich meine Lippen kaum spürte.

»Nein, schon gut«, sagte ich. »Ich glaube ... Ich gehe nur ins Freie und schnappe ein wenig Luft.«

SCHMETTERLING AUF DEM SCHLACHTHOF

Rollo lag unter einem Busch und verzehrte geräuschvoll die Überreste eines Eichhörnchens, das er gefangen hatte. Ian saß auf einem Felsbrocken und sah ihm zu.

Die Stadt Philadelphia lag gerade eben außer Sichtweite; er konnte den Rauch der Feuer riechen, den Gestank Tausender Menschen, die auf engstem Raum zusammengepfercht lebten. Konnte das Klappern und Scheppern von Menschen hören, die dorthin unterwegs waren, auf der Straße, die nur ein paar hundert Meter von ihm entfernt verlief. Und irgendwo, nicht mehr als eine Meile weit weg, versteckt in dieser Masse von Häusern und Menschen ... war Rachel Hunter.

Am liebsten hätte er sich auf die Straße begeben und wäre ihr bis ins Herz von Philadelphia gefolgt, um die Stadt dann Stein für Stein auseinanderzunehmen, bis er sie fand.

»Wo fangen wir an, *a cú?*«, sagte er zu Rollo.
»Wahrscheinlich in der Druckerei.«

Er war noch nie dort gewesen, vermutete aber, dass das Haus nicht schwer zu finden sein würde. Fergus und Marsali würden ihm Zuflucht gewähren - und ihm etwas zu essen geben, dachte er, während er spürte, wie sein Magen knurrte -, und vielleicht konnten ihm Germain und die Mädchen ja bei der Suche nach Rachel helfen.

Vielleicht konnte Tante Claire ... Nun, er wusste zwar, dass sie keine Hexe oder Fee war, doch er hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass sie etwas Besonderes war, und vielleicht konnte sie Rachel tatsächlich für ihn finden.

Er wartete, bis Rollo aufgefressen hatte, dann erhob er sich - und wurde von einer außerordentlichen Wärme durchströmt, obwohl der Himmel bedeckt und der Tag kühl war. Konnte er sie so finden?, fragte er sich. Indem er einfach durch die Straßen wanderte und wie die Kinder »Wärmer, kälter« spielte ... und es ihm selbst immer wärmer wurde, je näher er ihrem Quartier kam, um schließlich bei ihr anzukommen, kurz bevor er in Flammen aufgehen konnte?

»Du könntest ruhig mithelfen, weißt du?«, forderte er Rollo tadelnd auf. Er hatte sofort versucht, Rollo dazu zu bewegen, ihre Spur zurückzuverfolgen, als ihn der Hund gefunden hatte. Doch der Hund war so verrückt vor Freude über seine Rückkehr gewesen, dass mit ihm nicht zu verhandeln gewesen war. Doch das war keine schlechte Idee - falls sie irgendwo ihre Fährte kreuzten, konnte Rollo sie möglicherweise aufnehmen, jetzt, da er seine Freude abreagiert hatte.

Er lächelte schief bei diesem Gedanken; der Großteil der britischen Armee hatte sein Lager zwar in Germantown aufgeschlagen, doch Tausende von Soldaten waren zusätzlich in der Stadt selbst einquartiert. Genauso gut konnte er den Hund bitten, der Witterung eines Schmetterlings über einen Schlachthof zu folgen.

»Na gut, wenn wir hier weiter herumsitzen, finden wir sie gar nicht«, sagte er zu Rollo und stand auf. »Komm mit, Hund.«

WARTE, WARTE NUR EIN WEILCHEN ...

Ich wartete darauf, dass alles einen Sinn ergab. Doch nichts geschah. Seit fast einem Monat lebte ich jetzt in John Greys Haus mit seiner anmutigen Treppe, seinem Kristalllüster, den Orientteppichen und dem feinen Porzellan. Und doch erwachte ich jeden Tag, ohne zu wissen, wo ich war, und streckte über das leere Bett hinweg die Hand nach Jamie aus.

Ich konnte es nicht glauben, dass er tot war. Ich *konnte* es nicht. Wenn ich in der Nacht die Augen schloss, hörte ich ihn langsam und sacht an meiner Seite atmen. Ich spürte seinen Blick auf mir, humorvoll, lüstern, verärgert, leuchtend vor Liebe. Jeden Tag drehte ich mich ein halbes Dutzend Mal um, weil ich mir einbildete, hinter mir seinen Schritt zu hören: öffnete den Mund, um etwas zu ihm zu sagen - *hatte* ihn tatsächlich mehr als einmal angesprochen, und erst als ich die Worte in der Leere verhallen hörte, begriff ich, dass er nicht da war.

Jeder dieser Momente vernichtete mich erneut. Und doch brachte mich keiner davon mit seinem Tod in Einklang. Mit sinkendem Mut hatte ich mir seinen Tod vorgestellt. Er hätte es absolut gehasst zu ertrinken. Ausgerechnet! Ich konnte nur hoffen, dass das Schiff schlagartig untergegangen war und er bewusstlos im Wasser gelandet war. Denn sonst ... Er konnte doch nicht aufgeben, hätte es niemals getan. Er wäre geschwommen

und immer weitergeschwommen, endlose Meilen von jedem Ufer entfernt, allein in der leeren Tiefe, wäre stur immer weitergeschwommen, weil er nicht aufgeben und nicht kampflös ertrinken konnte. Er wäre geschwommen, bis sein kraftvoller Körper erschöpft war, bis er die Hand nicht mehr heben konnte, und dann ...

Ich drehte mich um und presste das Gesicht fest in mein Kissen, und das Grauen umklammerte mein Herz.

»Was für eine dumme, dumme *Verschwendung!*«, schluchzte ich tonlos in die Federn hinein und krallte die Fäuste in das Kissen, so fest ich konnte. Wenn er wenigstens in der Schlacht gestorben wäre ... Ich drehte mich wieder auf den Rücken und schloss die Augen, biss mir auf die Unterlippe, bis Blut kam.

Schließlich wurde mein Atem langsamer, und ich öffnete die Augen in der Dunkelheit und begann zu warten. Auf Jamie zu warten.

Etwas später öffnete sich die Tür, und aus dem Flur fiel ein Lichtstreifen in das Zimmer. John kam herein, stellte eine Kerze auf den Tisch an der Tür und kam zum Bett. Ich sah ihn nicht an, doch ich wusste, dass er auf mich hinunterblickte.

Ich lag auf dem Bett und starrte die Decke an. Oder blickte vielmehr durch die Decke hindurch in den Himmel. Dunkel, leer und voller Sterne. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, eine Kerze anzuzünden, doch ich verfluchte die Dunkelheit nicht. Starrte nur hinein. Und wartete.

»Du bist sehr einsam, meine Liebe«, sagte er sanft, »und ich weiß das. Soll ich dir nicht Gesellschaft leisten, wenigstens für eine kleine Weile?«

Ich sagte nichts, doch ich rückte ein wenig zur Seite und wehrte mich nicht, als er sich neben mich legte und mich vorsichtig in die Arme nahm.

Ich legte den Kopf auf seine Schulter, dankbar für den Trost der simplen Berührung und der menschlichen Wärme, auch wenn sie nicht bis in die Tiefen meiner Trostlosigkeit drang.

Versuche, nicht zu denken. Akzeptiere das, was da ist; denke nicht über das nach, was nicht da ist.

Ich lag still und hörte John beim Atmen zu. Er atmete anders als Jamie, flacher, schneller. Jedesmal mit einer kleinen Pause.

Langsam dämmerte mir, dass ich mit meiner Trostlosigkeit und meiner Einsamkeit nicht allein war. Und dass ich viel zu gut wusste, was beim letzten Mal geschehen war, als wir uns beide dieser Tatsache bewusst geworden waren. Diesmal waren wir zwar nicht betrunken, doch ich vermutete, dass er ebenfalls nicht umhinkonnte, sich daran zu erinnern.

»Möchtest du ... dich von mir ... trösten lassen?«, fragte er leise. »Ich weiß ja, wie es geht.« Und er streckte die Hand aus und legte mir den Finger mit solcher Langsamkeit und zärtlicher Leichtigkeit an eine solche Stelle, dass ich aufkeuchte und zur Seite fuhr.

»Das weiß ich.« Einen Moment lang fragte ich mich neugierig, wie er es wohl gelernt hatte, doch ich würde ihn nicht danach fragen. »Nicht dass ich den Gedanken nicht zu schätzen weiß - denn das tue ich«, versicherte ich ihm und spürte, wie mir die Hitze noch höher in die Wangen stieg. »Es ist - Es ist nur -«

»Dass du das Gefühl haben würdest, ihm untreu zu sein?«, riet er. Er lächelte ein wenig traurig. »Ich verstehe.«

Dann folgte langes Schweigen. Und das Gefühl eines wachsenden Gespürs für den anderen.

»Du denn nicht?«, fragte ich. Er lag ganz still, als schliefe er, doch das tat er nicht.

»So ein Ständer ist vollkommen blind, meine Liebe«, sagte er schließlich, die Augen immer noch geschlossen. »Du als Ärztin weißt das doch gewiss.«

»Ja«, sagte ich. »Ich weiß.« Und nahm ihn sanft, aber bestimmt in die Hand und befasste mich in zärtlichem Schweigen mit ihm, während ich jeden Gedanken daran vermied, wen er wohl vor seinem inneren Auge sah.

COLENSO BARAGWANATH RANNT, ALS STUNDEN SEINE SCHUHE IN FLAMMEN. Er stürzte durch die Tür von Fox' Wirtshaus am Ende der State Street und polterte durch den Schankraum in das Kartenzimmer an der Rückseite.

»Sie haben ihn gefunden«, keuchte er. »Den alten Mann.

Axt. Mit der Axt.«

Hauptmann Lord Ellesmere hatte sich schon halb erhoben. In Colensos Augen sah er aus, als wäre er fast drei Meter groß, und sein Anblick war furchteinflößend. Die Stelle, an der ihm die Ärztin den Kopf genäht hatte, war voller neuer Stoppelhaare, doch die schwarzen Stiche waren immer noch zu sehen. Seine Augen hätten Feuer speien können, doch Colenso wagte es nicht, zu genau hinzusehen. Seine Brust hob und senkte sich vom Rennen, und er bekam keine Luft, doch ihm wäre ohnehin nichts eingefallen, was er noch hätte sagen können.

»Wo?«, fragte der Hauptmann. Er sprach sehr leise, doch Colenso hörte ihn und zeigte mit dem Finger durch die Tür. Der Hauptmann ergriff die beiden Pistolen, die er beiseitegelegt hatte, schob sie in seinen Gürtel und kam auf ihn zu.

»Zeig es mir«, befahl er.

RACHEL SASS AUF DEM HOHEN HOCKER HINTER DER LADENTHEKE DER Druckerei, den Kopf in die Hand gestützt. Sie war mit einem Druckgefühl im Kopf erwacht, wahrscheinlich durch den kommenden Sturm, und es hatte sich zu dröhnenden Kopfschmerzen ausgewachsen. Gern wäre sie zu Freund Johns Haus gegangen, um zu sehen, ob Claire vielleicht einen Tee hatte, der ihr helfen würde. Doch sie hatte Marsali versprochen, für sie den Laden zu hüten, während ihre

Freundin mit den Kindern zum Schuster ging, um ihre Schuhe zu flicken und Henri-Christians Füße messen zu lassen. Er brauchte ein Paar Schuhe, denn seine Füße waren zu kurz und zu breit für die Schuhe, denen seine Schwestern entwachsen waren.

Immerhin war es still in der Druckerei. Es waren nur ein oder zwei Leute hereingekommen, und nur einer hatte sie angesprochen - um nach dem Weg zur Slip Alley fragen. Sie rieb sich den steifen Nacken, seufzte und ließ ihre Augen zufallen. Marsali würde bald wieder da sein. Dann konnte sie sich mit einem feuchten Tuch auf der Stirn hinlegen und -

Die Glocke über der Eingangstür machte *Ting!* Sie richtete sich auf, und ein freundliches Lächeln breitete sich über ihr Gesicht. Dann sah sie den Besucher, und das Lächeln erstarb.

»Geh!«, sagte sie und stieg von ihrem Hocker, maß die Entfernung zwischen ihr und der Tür, die ins Haus führte. »Geh, auf der Stelle!« Wenn es ihr gelang, ins Haus zu laufen und zur Hintertür hinaus -

»Bleib stehen«, knurrte Arch Bug mit einer Stimme wie rostiges Eisen.

»Ich weiß, was du tun willst«, sagte sie und wich einen Schritt zurück. »Und deinen Schmerz und deine Wut verübele ich dir nicht. Aber du musst doch wissen, dass es nicht recht ist, was du tust; der Herr kann nicht wünschen, dass du -«

»Sei still, Kleine«, sagte er, und sein Blick ruhte mit einer seltsamen Zärtlichkeit auf ihr. »Noch nicht. Wir werden auf ihn warten.«

»Auf ... ihn?«

»Aye, auf ihn.« Mit diesen Worten sprang er über die Ladentheke und packte ihren Arm. Sie schrie und schlug um sich, doch sie konnte sich nicht losreißen, und er öffnete die Klappe in der Theke und zerrte sie hindurch, um sie fest vor einen der Büchertische zu stoßen, sodass die Stapel wackelten und zusammenfielen.

»Du kannst doch nicht hoffen, dass -«

»Ich habe keine Hoffnung«, unterbrach er sie vollkommen ruhig. Die Axt steckte in seinem Gürtel; Rachel sah sie, blank und silbrig. »Ich brauche keine.«

»Du wirst gewiss sterben«, sagte sie und gab sich keine Mühe, das Zittern ihrer Stimme zu verbergen. »Die Soldaten werden dich festnehmen.«

»Oh, aye, das werden sie.« Zu ihrer Überraschung wurde sein Gesicht ein wenig sanfter. »Dann sehe ich meine Frau wieder.«

»Ich kann dir nicht zum Selbstmord raten«, sagte sie und hielt sich so weit wie möglich von ihm fern. »Doch wenn du ohnehin sterben willst, warum beharrst du dann darauf - darauf, deinen Tod und deine Seele mit dem Makel der Gewalt zu beflecken?«

»Du glaubst, die Rache ist ein Makel?« Er zog seine buschigen Käferbrauen hoch. »Sie ist glorreich, Kleine. Sie

ist meine glorreiche Pflicht gegenüber meiner Frau.«

»Nun, aber gewiss nicht mir gegenüber«, wandte sie aufgebracht ein. »Warum sollte ich gezwungen sein, deinem bösen Rachedurst zu dienen? Ich habe dir und den Deinen nichts getan!«

Er hörte nicht zu. Zumindest hörte er *ihr* nicht zu. Er hatte sich leicht zur Tür gedreht, die Hand an seine Axt gelegt, und lächelte beim Klang der laufenden Schritte.

»Ilan!«, kreischte sie. »Komm nicht herein!«

Natürlich kam er herein. Sie ergriff ein Buch und warf es dem Alten an den Kopf, doch er wich ihrem Wurf aus und packte sie erneut am Handgelenk, die Axt in der Hand.

»Lasst sie los«, sagte Ilan, heiser vom Rennen. Seine Brust hob und senkte sich, und der Schweiß rann ihm über das Gesicht; sie konnte ihn riechen, selbst durch den muffigen Gestank des Alten hindurch. Sprachlos vor Grauen entriss sie Arch Bug ihre Hand.

»Du darfst ihn nicht töten«, sagte sie, an beide Männer gewandt. Keiner von ihnen hörte auf sie.

»Ich habe es dir doch gesagt, nicht wahr?«, sagte Arch zu Ilan. Er klang ganz vernünftig, ein Lehrer beim Abschluss eines Beweises. *Quod erat demonstrandum. Q.E.D.*

»Lasst sie in Ruhe«, sagte Ilan.

Seine Hand schwebte über seinem Messer, und Rachel sagte erstickt: »Ilan, nicht! Das darfst du nicht. Bitte!«

Ilan warf ihr einen Blick voll wütender Verwirrung zu, doch sie sah ihn unverwandt an, und er ließ die Hand sinken.

Dann holte er tief Luft und trat rasch einen Schritt beiseite. Bug fuhr herum, um ihn in Reichweite seiner Axt zu behalten, und Ian ließ sich vor Rachel gleiten und schirmte sie mit seinem Körper ab.

»Dann tötet mich«, sagte er bedächtig zu Bug. »Macht schon.«

»Nein!«, rief Rachel. »Das ist es nicht, was ich - Nein!«

»Komm her, Kleine«, sagte Arch und winkte ihr mit seiner gesunden Hand. »Hab keine Angst. Es geht auch ganz schnell.«

Ian stieß sie von sich, sodass sie vor die Wand prallte und sich den Kopf stieß, hockte sich schützend vor sie und wartete. Unbewaffnet, weil es ihre Bitte gewesen war.

»Zuerst bringt Ihr mich um, verdammt«, sagte er im Konversationston.

»Nein«, entgegnete Arch Bug ebenso höflich. »Du wartest, bis du an der Reihe bist.« Die alten Augen maßen ihn, kalt und gewitzt, und die Axt bewegte sich ein bisschen - ungeduldig.

Rachel schloss die Augen und betete. Sie fand keine Worte, doch sie betete dennoch, panisch vor Angst. Da hörte sie ein Geräusch und öffnete die Augen.

Ein langer grauer Pfeil schoss durch die Luft, und im nächsten Moment lag Arch Bug am Boden. Rollo stand über ihm und schnappte dem Alten knurrend nach der Kehle. Doch er mochte ja alt sein, aber er war immer noch Herr seiner selbst, und er wurde von der Macht der

Verzweiflung getrieben. Seine gesunde Hand packte den Hund an der Kehle, schob ihn mit aller Kraft von sich, ließ die sabbernden Kiefer nicht an sich heran, und ein langer, sehniger Arm zuckte hervor, die Axt in der verstümmelten Faust, und hob sich.

»Nein!« Ian stürzte sich auf ihn, stieß Rollo beiseite und schnappte nach der Hand mit der Axt, doch es war zu spät; die Klinge senkte sich mit einem Geräusch, bei dem es Rachel weiß vor Augen wurde, und Ian schrie.

Sie war schon in Bewegung, bevor sie wieder etwas sehen konnte, und schrie ebenfalls, als sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte und sie rückwärtsschleuderte. Sie prallte gegen die Wand und glitt daran hinunter, bis sie mit offenem Mund am Boden landete. Vor ihr wand sich ein riesiger Ball aus Gliedmaßen, Fell, Kleidern und Blut. Ein Schuh traf sie am Knöchel, und sie kroch zur Seite wie ein Krebs und starrte weiter fassungslos vor sich hin.

Überall schien Blut zu sein. Auf der Theke und an der Wand verspritzt, auf dem Boden verschmiert. Der Rücken von Ians Hemd war rot durchtränkt und klebte ihm so am Körper, dass sie darunter die Anstrengung seiner Muskeln sah. Er kniete halb über dem strampelnden Bug und versuchte, mit der rechten Hand die Axt zu erreichen, während ihm sein linker Arm leblos am Körper hing. Arch hieb mit steifen Fingern nach seinem Gesicht, um ihn zu blenden, während Rollo wie ein Aal zwischen der Masse der Gliedmaßen umherschoss und knurrend zubiss. Ganz auf dieses Spektakel konzentriert, war ihr nur dumpf

bewusst, dass ein Mann hinter ihr stand. Sie blickte schließlich verständnislos auf, als sein Fuß sie nicht gerade zärtlich am Hintern berührte.

»Habt Ihr irgendetwas an Euch, das Männer mit Äxten anzieht?«, fragte William gereizt. Er zielte sorgfältig über den Lauf seiner Pistole hinweg und feuerte.

REDIVIVUS

Ich war dabei, mir das Haar für den Nachmittagstee hochzustecken, als es an der Schlafzimmertür kratzte.

»Herein«, rief John, der sich gerade die Schuhe anzog. Die Tür wurde vorsichtig geöffnet und gab den merkwürdigen Jungen aus Cornwall preis, der William hin und wieder als Ordonnanz diente. Er sagte etwas zu John, in einer Sprache, die vermutlich Englisch war, und überreichte ihm eine Note. John nickte freundlich und entließ ihn.

»Konntest du verstehen, was er gesagt hat?«, erkundigte ich mich neugierig, während er mit dem Daumen das Siegel aufbrach.

»Wer? Oh. Colenso? Nein, kein Wort«, antwortete er geistesabwesend und spitzte die Lippen angesichts seiner Lektüre zu einem tonlosen Pfeifen.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Eine Notiz von Oberst Graves«, erwiderte er und faltete das Blatt sorgfältig wieder zusammen. »Ich frage mich, ob -«

Es klopfte noch einmal an der Tür, und John runzelte die Stirn.

»Jetzt nicht«, sagte er. »Kommt später wieder.«

»Nun, das würde ich ja«, ertönte eine höfliche Stimme

mit schottischem Akzent. »Aber es ist dringend, aye?«

Die Tür öffnete sich, und Jamie trat ein und schloss sie behutsam hinter sich. Dann sah er mich, blieb wie angewurzelt stehen - und dann lag ich in seinen Armen, und seine überwältigende Wärme ließ auf der Stelle alles andere verblassen.

Ich wusste nicht, wohin mein Blut verschwunden war. Es hatte meinen Kopf bis auf den letzten Tropfen verlassen, und flackernde Lichter tanzten mir vor den Augen - doch meine Beine trug es auch nicht, denn diese hatten abrupt unter mir nachgegeben.

Jamie hielt mich aufrecht. Er überschüttete mich mit Küssen, wohin auch immer sie trafen; er schmeckte nach Bier, und seine Bartstoppeln kratzten mir über das Gesicht. Seine Finger waren in meinem Haar vergraben, und meine Brüste pressten sich warm an seinen Körper.

»Oh, da ist es ja«, murmelte ich.

»Was denn?«, fragte er und hielt einen Moment inne.

»Mein Blut«, sagte ich. Ich berührte meine kribbelnden Lippen. »Mach das noch einmal.«

»Oh, das werde ich«, versicherte er mir. »Doch es sind englische Soldaten in der Nachbarschaft, und ich glaube -«

Unten hämmerte es an der Tür, und die Realität schnellte an ihren Platz zurück wie ein Gummiband. Ich starrte ihn an und plumpste auf den glücklicherweise hinter mir stehenden Polsterstuhl. Mein Herz hämmerte wie eine Trommel.

»Warum zum Teufel bist du denn nicht tot?«

Er zuckte mit einer Schulter, und sein Mundwinkel verzog sich nach oben. Sein Gesicht war braun, und er war sehr dünn - und schmutzig; ich konnte seinen Schweiß riechen und den strengen Geruch lange getragener Kleider. Und einen Hauch von Erbrochenem - er war erst vor Kurzem von Bord eines Schiffes gegangen.

»Wenn du noch ein paar Sekunden trödelst, Fraser, kann es gut sein, dass du gleich endgültig tot bist.« John war ans Fenster getreten und spähte auf die Straße hinunter. Er wandte sich um, und ich sah, dass sein Gesicht zwar blass war, aber leuchtete wie eine Kerze.

»Aye? Dann waren sie ein bisschen schneller, als ich dachte«, sagte Jamie reumütig und trat zu ihm ans Fenster, um einen Blick hinauszuerwerfen. Er wandte sich wieder ab und lächelte. »Es ist schön, dich zu sehen, John - wenn auch nur kurz.«

In Johns Augen leuchtete ebenfalls ein Lächeln auf. Er streckte die Hand aus und berührte Jamie kurz am Arm, als wollte er sich vergewissern, dass er tatsächlich da war.

»Ja«, sagte er, und dann griff er nach dem Türknauf. »Doch komm. Die Hintertreppe hinunter. Oder ... es gibt eine Treppe zum Speicher - Wenn du über das Dach gehen kannst -«

Jamie sah mich an, und er hatte das Herz in seinen Augen stehen.

»Ich komme zurück«, versprach er. »Sobald ich kann.«

Er streckte die Hand nach mir aus, hielt jedoch mit einer Grimasse inne, wandte sich abrupt ab, um John zu folgen - und fort waren sie. Der Klang ihrer Schritte ging im Lärmen der Stimmen im Parterre unter. Ich hörte, wie sich die Haustür öffnete und eine raue Männerstimme Einlass begehrte. Mrs. Figg, die gute sture Seele, wollte jedoch nichts davon wissen.

Ich hatte dagesessen wie Lots Gemahlin, viel zu erschrocken, um mich zu bewegen, doch Mrs. Figgs reichhaltiger Schimpfwörterschatz setzte mich schlagartig in Bewegung.

Mein Verstand war über die Ereignisse der letzten fünf Minuten so erschüttert, dass er paradoxerweise völlig klar war. Es war einfach kein Platz darin für Gedanken, Spekulationen, Erleichterung, Freude oder sogar Sorge - die einzige geistige Fähigkeit, über die ich offenbar noch verfügte, war die Fähigkeit, auf einen Notfall zu reagieren. Ich packte meine Haube, rammte sie mir auf den Kopf und steuerte auf die Tür zu, während ich mir im Gehen die Haare hineinstopfte. Gewiss würde es mir gemeinsam mit Mrs. Figg gelingen, die Soldaten so lange aufzuhalten ...

Dieser Plan hätte möglicherweise sogar funktioniert, wäre ich nicht auf dem Treppenabsatz mit Willie zusammengestoßen - buchstäblich, da er gerade die Treppe hinaufgestürmt kam und heftig mit mir kollidierte.

»Mutter Claire! Wo ist Papa? Da unten sind -« Er hatte mich am Arm gepackt, als ich rückwärtsstolperte, doch seine Sorge um mich trat in den Hintergrund, als jetzt

jenseits der Treppe ein Geräusch im Flur erklang. Er blickte in die Richtung, aus der es kam - und ließ mich los, während ihm die Augen aus dem Kopf traten.

Jamie stand am Ende des Flurs, vielleicht drei Meter von uns entfernt; John stand neben ihm, weiß wie ein Leintuch, und seine Augen taten es Willies nach. Diese Ähnlichkeit mit Willie war zwar auffallend, doch angesichts der Ähnlichkeit, die Jamie mit dem neunten Grafen von Ellesmere hatte, ging sie völlig unter. Williams Gesicht hatte sich verhärtet, während er heranreifte. Es hatte jeden Babyspeck verloren, und zu beiden Enden des Flurs starrten mir die tiefblauen Katzenaugen der Frasers aus den kühnen, stabilen Knochen der MacKenzies entgegen. Und Willie war alt genug, um sich täglich zu rasieren; er *wusste*, wie er aussah.

Willies Mund bewegte sich, doch der Schock verschlug ihm die Sprache. Sein wilder Blick richtete sich auf mich, auf Jamie, dann wieder auf mich - und er sah die Wahrheit in meinem Gesicht.

»Wer seid Ihr?«, sagte er heiser, als er dann ganz zu Jamie herumfuhr.

Ich sah, wie sich Jamie langsam aufrichtete, ohne den Lärm in der unteren Etage zu beachten.

»James Fraser«, sagte er. Sein Blick war mit brennender Intensität auf William gerichtet, als wollte er sich jede Kleinigkeit eines Anblicks einverleiben, der sich ihm nie wieder bieten würde. »Früher hast du mich Alex MacKenzie genannt. In Helwater.«

William blinzelte, blinzelte erneut, und sein Blick wanderte vorübergehend zu John hinüber.

»Und wer - wer zum *Teufel* bin *ich*?«, wollte er wissen, und das Ende der Frage erhob sich zu einem Quäken.

John öffnete den Mund, doch es war Jamie, der antwortete.

»Du bist ein stinkiger Papist«, erklärte er überdeutlich, »und dein Taufname ist James.« Ein Hauch von Bedauern huschte über sein Gesicht, dann war es fort. »Es war der einzige Name, den ich dir geben durfte«, sagte er leise, die Augen auf seinen Sohn gerichtet. »Es tut mir leid.«

William fuhr sich mit der linken Hand an die Hüfte und suchte instinktiv nach einem Schwert. Da er keines fand, schlug er sich vor die Brust. Seine Hände zitterten so heftig, dass er mit den Knöpfen überfordert war. Also packte er den Stoff und riss sich das Hemd auf, griff hinein und suchte nach etwas. Er zog es sich über den Kopf und schleuderte es Jamie im selben Zug entgegen.

Jamie hob instinktiv die Hand, und der hölzerne Rosenkranz landete klatschend in seinen Fingern, die sich in der Perlenschnur verwickelten.

»Gott verdamme Euch, Sir«, sagte William mit bebender Stimme. »Möge er Euch zur Hölle schicken!« Er begann, blindlings kehrtzumachen, doch dann fuhr er wieder herum und richtete den Blick auf John. »Und du! Du hast es *gewusst*, nicht wahr? Gott verdamme dich auch!«

»William -« John streckte die Hand nach ihm aus, hilflos,

doch bevor er noch etwas sagen konnte, erklangen unten Stimmen, und laute Schritte kamen die Treppe herauf.

»Sassenach - halt ihn auf!« Jamies Stimme drang klar und deutlich durch den Tumult zu mir. Instinktiv leistete ich ihr Folge und packte William am Arm. Vollkommen fassungslos sah er mich mit offenem Mund an.

»Was -« Seine Stimme ging im Donner der Schritte auf der Treppe und dem triumphierenden Ausruf des vorderen Rotrocks unter.

»Da ist er!«

Plötzlich wimmelte es von Menschen, die sich auf dem Treppenabsatz drängten und versuchten, sich an William und mir vorbei in den Flur zu schieben. Trotz des Gewimmels - und trotz Williams verspäteter Versuche, sich zu befreien - klammerte ich mich aus Leibeskräften fest.

Auf einmal verstummte das Geschrei, und das Gedränge ließ ein wenig nach. Meine Haube war mir im Lauf des Handgemenges in die Augen gerutscht, und ich ließ Willies Arm mit einer Hand los, um sie mir vom Kopf zu ziehen und sie zu Boden fallen zu lassen. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass der Zustand der Respektabilität ohnehin bald jede Bedeutung für mich verlieren würde.

Nachdem ich mir mit dem Unterarm die zerzausten Haare aus der Stirn gestrichen hatte, klammerte ich mich erneut an Willie fest, obwohl dies mehr oder weniger unnötig war, da er dastand wie versteinert. Die Rotröcke wurden allmählich nervös. Sie waren eindeutig zum Angriff

bereit, wurden jedoch durch irgendetwas daran gehindert. Ich wandte mich ein wenig um und sah, dass Jamie John Grey den Arm um den Hals gelegt hatte und ihm eine Pistole an die Schläfe drückte.

»Noch ein Schritt«, sagte er ruhig, aber so laut, dass man ihn gut hören konnte, »und ich jage ihm eine Kugel in den Kopf. Glaubt Ihr, ich hätte irgendetwas zu verlieren?«

Angesichts der Tatsache, dass Willie und ich unmittelbar vor ihm standen, fand ich zwar durchaus, dass dies der Fall war - doch die Soldaten wussten ja nichts davon, und seiner Miene nach hätte sich Willie eher die Zunge herausgerissen, als mit der Wahrheit herauszuplatzen. Gleichzeitig dachte ich, dass es ihn im Moment herzlich wenig gekümmert hätte, wenn Jamie John tatsächlich umgebracht hätte und danach im Kugelhagel gestorben wäre. Sein Arm war wie Eisen unter meiner Hand; wenn er gekonnt hätte, hätte er sie beide persönlich umgebracht.

Drohendes Gemurmel erhob sich unter den Männern, und sie machten sich zum Handeln bereit - doch niemand bewegte sich.

Jamie sah mich kurz mit unergründlicher Miene an, dann bewegte er sich auf die Hintertreppe zu und zerrte John hinter sich her. Sie verschwanden aus unserem Blickfeld, und der Korporal, der neben mir stand, wurde lebendig und wandte sich seinen Männern auf der Treppe zu.

»Zur Hintertür! Schnell!«

»Halt!« Willie war abrupt aus der Erstarrung erwacht.

Nachdem er mir den Arm aus der mittlerweile erschlafften Hand gerissen hatte, wandte er sich an den Korporal. »Habt Ihr Männer an der Rückseite des Hauses postiert?«

Der Korporal, dem Williams Uniform jetzt erst auffiel, richtete sich auf und salutierte.

»Nein, Sir. Ich dachte nicht -«

»Idiot«, sagte Willie knapp.

»Ja, Sir. Aber wir können sie noch erwischen, wenn wir uns beeilen, Sir.« Er stand beim Sprechen zappelnd auf den Zehenspitzen, so sehr drängte es ihn loszuspurten.

Willie hatte die Hände zu Fäusten geballt und die Zähne zusammengebissen. Ich konnte seine Gedankengänge lesen, als hätte man sie ihm auf die Stirn geschrieben.

Er *glaubte* zwar nicht, dass Jamie Lord John erschießen würde, doch sicher war er sich nicht. Wenn er ihnen Männer hinterherschickte, war es gut möglich, dass die Soldaten sie einholen würden - was wiederum bedeutete, dass es gut möglich war, dass einer oder beide von ihnen ums Leben kamen. Und wenn keiner von ihnen starb, Jamie aber ergriffen wurde - konnte er nicht einschätzen, was dieser sagen würde und zu wem. Viel zu riskant.

Mit einem schwachen Déjà-vu-Gefühl beobachtete ich ihn bei diesen Überlegungen, dann wandte er sich an den Korporal.

»Kehrt zu Eurem Kommandeur zurück«, sagte er ruhig. »Teilt ihm mit, dass Oberst Grey von ... von den Rebellen als Geisel genommen worden ist, und bittet ihn, alle

Wachtposten davon zu benachrichtigen. Man soll mich unverzüglich in Kenntnis setzen, wenn es Neuigkeiten gibt.«

Unter den Soldaten auf dem Treppenabsatz erhob sich misstrauisches Gemurmel, das man jedoch kaum als Befehlsverweigerung bezeichnen konnte, und unter Williams funkelndem Blick erstarb es schnell. Der Korporal bohrte sich zwar kurz die Zähne in die Oberlippe, salutierte dann aber.

»Ja, Sir.« Er machte zackig auf dem Absatz kehrt und schickte seine Soldaten mit einer schroffen Geste wieder die Treppe hinunter.

William sah zu, wie sie gingen. Als ob sie ihm plötzlich ins Auge gefallen wäre, bückte er sich dann und hob meine Haube vom Boden auf. Er knetete sie mit den Fingern und warf mir einen langen, berechnenden Blick zu. Ich konnte sehen, dass die nächsten Minuten sehr interessant werden würden.

Es kümmerte mich nicht. Ich war mir zwar vollkommen sicher, dass Jamie John unter keinen Umständen erschießen würde, gab mich jedoch keinen Illusionen hin, was die Gefahr betraf, in der sie beide schwebten. Der Geruch von Schweiß und Schießpulver hing in einer dichten Wolke auf dem Treppenabsatz, und in meinen Fußsohlen hallte der Knall wider, mit dem sich die schwere Tür unter uns geschlossen hatte. Nichts davon spielte eine Rolle.

Er lebte noch.

Genau wie ich.

GREY WAR IMMER NOCH IN HEMDSÄRMELN; DER REGEN WAR IHM DURCH DEN Stoff bis auf die Haut gedrungen.

Jamie trat an die Wand des Schuppens und hielt sein Auge an einen Spalt zwischen den Brettern. Er hob die Hand, um sich Schweigen auszubitten, und John stand zitternd da und wartete, bis das Hufgetrappel und die Stimmen vorübergezogen waren. Die Geräusche wurden leiser, und Jamie kam zurück. Er runzelte die Stirn, denn erst jetzt fiel ihm auf, dass Grey völlig durchnässt war. Er nahm sich den Umhang von den Schultern und legte ihn Grey um.

Der Umhang war ebenfalls feucht, doch er bestand aus Wolle, die Jamies Körperwärme festgehalten hatte. Grey schloss einen Moment die Augen und fühlte sich umarmt.

»Darf ich erfahren, was du angestellt hast?«, erkundigte sich Grey und schlug die Augen wieder auf.

»Wann denn?«, fragte Jamie mit einem angedeuteten Lächeln. »Jetzt gerade, oder seit wir uns das letzte Mal begegnet sind?«

»Jetzt gerade.«

»Ah.« Jamie ließ sich auf einem Fass nieder und lehnte sich - vorsichtig - an die Wand.

Grey stellte mit Interesse fest, dass es fast wie »ach« klang, und schloss daraus, dass Fraser unlängst viel Zeit in der Gegenwart von Schotten verbracht hatte. Außerdem

bemerkte er, dass Fraser die Lippen nachdenklich gespitzt hatte. Dann fiel der Blick der blauen Schlitzaugen in seine Richtung.

»Bist du sicher, dass du das wissen willst? Wahrscheinlich wäre es besser, wenn du es nicht erfährst.«

»Ich setze beachtliches Vertrauen in dein Urteilsvermögen und deine Diskretion, Fraser«, sagte Grey höflich, »jedoch noch mehr in das meine. Ich bin mir sicher, dass du mir verzeihen wirst.«

Fraser schien das komisch zu finden; sein breiter Mund zuckte, doch er nickte und zog sich ein kleines, in Öltuch gewickeltes Päckchen aus dem Hemd.

»Ich wurde dabei beobachtet, wie ich dies von meinem Ziehsohn entgegengenommen habe«, sagte er. »Die Person, die mich gesehen hat, ist mir in ein Wirtshaus gefolgt und hat dann die nächste Soldatenkompanie herbeigeholt, während ich mich erfrischt habe. Das vermute ich zumindest. Ich habe sie über die Straße kommen sehen, angenommen, dass sie hinter mir her waren, und ... mich davongemacht.«

»Du bist doch wahrscheinlich mit dem Klischee vertraut, dass der Schuldige flieht, wo kein Verfolger ist? Woher wusstest du denn, dass sie es auf dich abgesehen hatten und ihr Interesse durch deinen abrupten Aufbruch nicht erst geweckt worden ist?«

Wieder flackerte das angedeutete Lächeln auf, diesmal mit einem Hauch von Bedauern. »Nennen wir es den

Instinkt des Gejagten.«

»Tatsächlich. Dann überrascht es mich allerdings, dass es ungeachtet deiner Instinkte überhaupt möglich war, dich so in die Ecke zu drängen.«

»Aye, nun ja, selbst ein Fuchs kommt irgendwann in die Jahre, nicht wahr?«, sagte Fraser trocken.

»Wieso zum Teufel bist du denn zu meinem Haus gelaufen?«, wollte Grey gereizt wissen. »Warum bist du nicht aus der Stadt geflüchtet?«

Fraser sah überrascht aus.

»Meine Frau«, sagte er schlicht, und Grey begriff mit einem kleinen Stich, dass es weder ein dummer Zufall noch mangelnde Vorsicht gewesen waren, die Jamie Fraser zu seinem Haus getrieben hatten, obwohl ihm die Soldaten auf den Fersen waren. Er war ihretwegen gekommen. Wegen Claire.

Himmel!, dachte er, von plötzlicher Panik erfüllt. *Claire!*

Doch es blieb keine Zeit, um etwas zu sagen, selbst wenn er gewusst hätte, was. Jamie erhob sich, zog sich die Pistole aus dem Gürtel und winkte ihm zu folgen.

Sie durcheilten eine kleine Gasse und überquerten den Hinterhof eines Wirtshauses, wo sie sich an einem offenen Braukessel vorbeizwängten, dessen Oberfläche im Regen zu kochen schien. Von schwachem Hopfenduft umweht, traten sie auf eine Straße hinaus und wurden langsamer. Jamie hatte auf dem ganzen Weg sein Handgelenk nicht losgelassen, und Lord John spürte allmählich, wie seine

Hand taub wurde, doch er schwieg. Ein- oder zweimal kamen sie an Gruppen von Soldaten vorbei, doch er ging weiter mit Jamie, Schritt für Schritt, Augen geradeaus. Hier gab es keinen Konflikt zwischen Herz und Pflicht: Jeder Hilferuf hätte Jamie das Leben gekostet; hätte mit großer Sicherheit mindestens einen Soldaten das Leben gekostet.

Jamie hielt die Pistole halb unter seinem Rock versteckt und schob sie erst wieder in seinen Gürtel zurück, als sie die Stelle erreichten, an der er sein Pferd zurückgelassen hatte. Es war ein privates Haus; er ließ Grey mit einem leisen »Bleib hier!« einen Moment allein auf der Veranda zurück, während er selbst im Haus verschwand.

Sein Selbsterhaltungstrieb drängte Lord John davonzulaufen, doch er blieb, und als Jamie wieder zum Vorschein kam, wurde er mit einem kleinen Lächeln belohnt. Du warst dir also nicht sicher, ob ich bleiben würde? Soso, dachte Grey. Er war sich schließlich selbst nicht sicher gewesen.

»Dann los«, sagte Jamie und wies Grey mit einem Ruck seines Kopfes an, ihm in den Stall zu folgen, wo er schnell ein zweites Pferd für ihn sattelte und Grey die Zügel reichte, bevor er selbst aufstieg.

»*Pro forma*«, sagte er nun höflich zu Grey, zog die Pistole und richtete sie auf ihn. »Falls hinterher jemand fragt. Du kommst mit, und ich *werde* dich erschießen, falls du versuchen solltest, mich zu verraten, bevor wir die Stadt verlassen haben. Ich hoffe, wir verstehen uns?«

»Ja«, erwiderte Grey kurz und schwang sich in den

Sattel.

Er ritt ein kleines Stück vor Jamie her und war sich eines kleinen runden Flecks zwischen seinen Schulterblättern bewusst. *Pro forma* oder nicht; er hatte es ernst gemeint.

Er fragte sich, ob ihn Jamie wohl in die Brust schießen würde oder ob er ihm einfach den Hals brechen würde, wenn er es herausfand. Bloße Hände wahrscheinlich, dachte er. Sex war schließlich reine Bauchsache.

Eigentlich war er überhaupt nicht auf die Idee gekommen, die Wahrheit zu verschleiern. Er kannte Claire Fraser nicht annähernd so gut, wie Jamie sie kannte - doch er wusste über jeden Zweifel erhaben, dass sie nicht in der Lage war, irgendetwas geheim zu halten. Vor niemandem. Ganz bestimmt nicht vor Jamie, der gerade von den Toten auferstanden war.

Natürlich war es möglich, dass es einige Zeit dauern würde, bis Jamie wieder dazukam, mit ihr zu sprechen. Doch er kannte Jamie Fraser unendlich viel besser, als er Claire kannte - und wenn er eines mit Sicherheit wusste, so war es, dass es auf der Welt nichts gab, was lange zwischen Jamie und seiner Frau stehen würde.

Der Regen war vorüber, und die Sonne schien auf die Pfützen, als sie nun durch die Straßen platschten. Überall lag Aufregung in der Luft. Das Armeelager befand sich in Germantown, doch es waren ständig Soldaten in der Stadt, und das Bewusstsein ihres bevorstehenden Aufbruchs, die Vorfreude auf die Fortsetzung des Feldzugs hatte die Stadt wie eine Seuche infiziert, ein Fieber, das unsichtbar von

einem Mann auf den nächsten übersprang.

Auf der Straße, die aus der Stadt führte, wurden sie von einer Patrouille angehalten, doch als Grey seinen Namen und Rang nannte, wurden sie durchgewunken. Seinen Begleiter stellte er als Alexander MacKenzie vor, und er hatte das Gefühl, besagten Begleiter belustigt erbeben zu sehen. Alex MacKenzie war der Name, den Jamie in Helwater benutzt hatte - als er Greys Gefangener war.

O Gott, dachte Grey plötzlich, während er vorausritt, bis sie außer Sichtweite der Patrouille waren. Im Schreck der Begegnung und des abrupten Aufbruchs war ihm keine Zeit zum Nachdenken geblieben. Wenn er, Grey, tot wäre, was würde William tun?

Seine Gedanken summten ihm durch den Kopf wie ein Schwarm von Bienen, die in einer tosenden Masse übereinander hinwegkrabbelten; unmöglich, sich länger als eine Sekunde auf ein einzelnes Exemplar zu konzentrieren, bevor es in ohrenbetäubendem Summen unterging. Denys Randall-Isaacs. Richardson. Nach Greys Verschwinden würde er Claire wahrscheinlich sofort festnehmen. Natürlich würde William versuchen, ihn daran zu hindern, wenn er Bescheid wüsste. Doch William wusste nicht, wer Richardson wirklich war ... Grey wusste es ja selbst nicht mit Sicherheit. Henry und seine schwarze Geliebte - Grey wusste, dass sie jetzt ein Paar waren, hatte es in beiden Gesichtern gesehen -, Dottie und ihr Quäker. Wenn der doppelte Schock Hal nicht gleich umbrachte, würde er auf das nächste Schiff nach Amerika steigen, und das würde

ihn mit Sicherheit umbringen. Percy. Oh, Himmel, Percy.

Jamie ritt jetzt voraus. Auf der Straße waren kleine Menschengruppen unterwegs; zum Großteil Farmer, deren Wagen Vorräte für die Armee herbeischafften. Sie warfen Jamie neugierige Blicke zu und Grey erst recht. Doch niemand hielt sie an, und eine Stunde später bog Jamie in einen Pfad ein, der von der Hauptstraße in einen kleinen Wald führte, der vom Regen immer noch triefte und dampfte. Dort gab es einen Bach; Jamie schwang sich vom Pferd und ließ es trinken, und Grey folgte seinem Beispiel; er fühlte sich seltsam unwirklich, als hätte er noch nie zuvor Sattelleder unter seinen Händen gespürt, als strömte ihm die regenkühle Luft durch Leib und Knochen statt um ihn herum.

»Danke, John«, sagte er. »Ich hatte bis jetzt keine Zeit, das zu sagen. Ich bin dir sehr dankbar.«

»Dankbar? Ich hatte doch kaum eine andere Wahl. Du hast mich mit vorgehaltener Pistole entführt.«

Jamie lächelte; die Anspannung der vergangenen Stunde hatte sich gelockert und mit ihr die Furchen in seinem Gesicht.

»Dafür doch nicht. Dafür, dass du dich um Claire gekümmert hast, meine ich.«

»Claire«, wieder holte er. »Ah. Ja, das.«

»Aye, das«, sagte Jamie geduldig und beugte sich vor, um ihm einen besorgten Blick zuzuwerfen. »Fehlt dir etwas, John? Du siehst ein bisschen mitgenommen aus.«

»Mitgenommen«, murmelte Grey. Sein Herz schlug ziemlich unregelmäßig; vielleicht tat es ihm ja den Gefallen und blieb einfach stehen. Er wartete einen Moment, um ihm dies zu ermöglichen, doch es hämmerte munter weiter vor sich hin. Es führte also kein Weg daran vorbei. Jamie sah ihn immer noch fragend an. Besser, wenn er es rasch hinter sich brachte.

Er holte tief Luft, schloss die Augen und legte seine Seele in Gottes Hand.

»Ich habe das Bett deiner Frau geteilt«, platzte er heraus.

Eigentlich hatte er in der Folge dieser Aussage mehr oder weniger mit seinem augenblicklichen Tod gerechnet, doch alles ging weiter seinen normalen Gang. Die Vögel zwitscherten weiter auf den Bäumen, und das Einzige, was neben dem Rauschen des Wassers zu hören war, war das Rupfen und Mampfen der Pferde im Gras. Er öffnete ein Auge und sah, dass Jamie Fraser vor ihm stand und ihn mit schief gelegtem Kopf betrachtete.

»Oh?«, sagte Jamie neugierig. »Und warum?«

BACK TO THE ROOTS

Wenn... äh... wenn du mich einen Moment entschuldigen würdest ...« Ich wich langsam zur Tür meines Zimmers zurück, ergriff die Klinke, fuhr hinein und schloss die Tür, um Willie Gelegenheit zu geben, unbeobachtet die Fassung wiederzufinden. Und nicht nur Willie.

Ich presste mich von innen an die Tür, als würde ich von Werwölfen verfolgt, und das Blut donnerte mir in den Ohren.

»Jesus H. Roosevelt Christ«, flüsterte ich. Etwas wie ein Geysir stieg in meinem Inneren auf und entlud sich in meinem Kopf, und die Gischt glitzerte wie Sonnenstrahlen und Diamanten. Mir war dumpf bewusst, dass es draußen zu regnen begonnen hatte und schmutzig graues Wasser über die Fensterscheiben lief, doch das änderte nicht das Geringste an dem Überschwang in meinem Inneren.

Ich stand minutenlang still, die Augen geschlossen, ohne zu denken, während ich einfach nur wieder und wieder drei tonlose Worte flüsterte. Gott sei Dank.

Ein zögerndes Pochen an der Tür riss mich aus dieser Trance, und ich wandte mich, um sie zu öffnen. William stand verlegen davor.

Sein zerrissenes Hemd konnte seine nackte Brust nicht mehr verdecken, und ich konnte den Puls in seiner Halsbeuge dahinrasen sehen. Er verbeugte sich steif vor mir und bemühte sich um ein Lächeln, das ihm jedoch nicht

gelingen wollte. Er gab es auf.

»Ich bin mir nicht sicher, wie ich dich nennen soll«, sagte er. »Unter den - den Umständen.«

»Oh«, sagte ich mit einem Anflug von Bestürzung. »Nun. Ich glaube nicht - Zumindest *hoffe* ich, dass sich an unserem Verhältnis nichts geändert hat.« Meine Euphorie ließ plötzlich nach, als ich begriff, dass es gut möglich war, dass dies nun geschah, und der Gedanke versetzte mir einen tiefen Stich. Ich hatte ihn sehr gern, um seiner selbst willen genauso wie um seines Vaters willen - oder seiner Väter, wie auch immer man das betrachten wollte.

»Glaubst du, du könntest dich überwinden, mich weiter ›Mutter Claire‹ zu nennen? Nur bis uns etwas ... Passenderes einfällt«, fügte ich hastig hinzu, als ich das Zögern in seinen Augen sah. »Ich bin ja wohl schließlich immer noch deine Stiefmutter. Ungeachtet der ... äh ... Situation.«

Darüber dachte er einen Moment nach, dann nickte er kurz.

»Darf ich eintreten? Ich würde gern mit dir sprechen.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen.«

Wenn ich seine Väter nicht beide gekannt hätte, wäre ich erstaunt gewesen über seine Fähigkeit, die Rage und Verwirrung zu unterdrücken, die er noch vor einer Viertelstunde so deutlich an den Tag gelegt hatte. Jamie tat es instinktiv, John aus Erfahrung - doch beide verfügten über einen eisernen Willen. Und ob dieser bei William nun

angeboren oder abgeschaut war, es stand außer Zweifel, dass er ihn ebenfalls besaß.

»Soll ich uns etwas holen lassen?«, fragte ich. »Brandy? Er hilft gegen den Schock.«

Er schüttelte den Kopf. Er wollte sich nicht setzen - wahrscheinlich hätte er auch gar nicht still sitzen können.

»Ich nehme an, du hast es gewusst? Die Ähnlichkeit kann dir ja wohl kaum entgangen sein«, fügte er bitter hinzu.

»Sie *ist* sehr ausgeprägt«, pflichtete ich ihm vorsichtig bei. »Ja, ich habe es gewusst. Mein Mann hat mir von« - ich suchte nach einer Möglichkeit, es diplomatisch auszudrücken -, »von den, äh, Umständen deiner Geburt erzählt.«

Und wie sollte *ich* ihm diese Umstände beschreiben?

Mir war natürlich nicht entgangen, dass hier einige heikle Erklärungen vonnöten waren - doch ich war so in den Freuden und Ängsten gefangen gewesen, die Jamies plötzliches Wiederauftauchen und seine Flucht in mir ausgelöst hatten, war dann so von meiner eigenen Euphorie überwältigt worden, dass ich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, dass es an mir sein würde, ihm diese Erklärungen zu liefern.

Ich hatte den kleinen Schrein gesehen, den er in seinem Zimmer hatte, das doppelte Porträt seiner beiden Mütter - beide so herzerweichend jung. Wenn das Alter überhaupt zu irgendetwas gut war, hätte es mir doch wohl die

Weisheit verleihen können, dies zu bewältigen?

Doch wie konnte ich ihm sagen, dass er das Ergebnis eines Akts der Erpressung seitens seiner impulsiven, freiheitsliebenden Mutter war? Ganz zu schweigen davon, dass er es war, der am Tod seiner beiden eigenen Eltern schuld war? Und *wenn* ihm jemand erzählte, welche Bedeutung seine Geburt für Jamie gehabt hatte, so konnte dies nur Jamie sein.

»Deine Mutter ...«, begann ich und zögerte. Jamie hätte die Schuld eher ganz auf sich genommen, als Genevas Gedenken zu beschmutzen. Das wusste ich. Es kam nicht in Frage.

»Sie war ein waghalsiger Mensch«, sagte William, der mich genau beobachtete. »Jeder sagt, was für ein waghalsiger Mensch sie war. Ist sie - Ich glaube, ich möchte einfach nur wissen, ob sie vergewaltigt worden ist.«

»Gott, nein!«, sagte ich entsetzt, und ich sah, wie sich seine geballten Fäuste ein wenig lösten.

»Dann ist es ja gut«, sagte er und atmete auf. »Bist du auch sicher, dass er dich nicht angelogen hat?«

»Ja.« Er und sein Vater mochten ja in der Lage sein, ihre Gefühle zu verbergen, doch ich war es ganz sicher nicht. Selbst wenn ich nie in der Lage sein würde, mir meinen Lebensunterhalt beim Kartenspiel zu verdienen, hatte mein Glasgesicht hin und wieder auch seine guten Seiten. Ich stand still und ließ ihn sehen, dass ich die Wahrheit sagte.

»Glaubst du - Hat er gesagt -« Er hielt inne und schluckte

krampfhaft. »Glaubst du, sie haben sich geliebt?«

»Soweit es ihnen möglich war, denke ich«, sagte ich leise. »Sie hatten ja nicht viel Zeit, nur diese eine Nacht.« Was er durchmachte, schmerzte mich, und wie gern hätte ich ihn in die Arme genommen und ihn getröstet. Aber er war ein Mann, wenn auch ein junger, der seinen Schmerz grimmig behütete. Er würde damit umgehen, so gut er es konnte, wobei ich überzeugt war, dass es Jahre dauern würde, bis er lernte, ihn mit jemandem zu teilen - falls überhaupt.

»Ja«, sagte er und presste die Lippen aufeinander, als hätte er eigentlich etwas anderes sagen wollen und es sich dann überlegt. »Ja, ich - ich verstehe.« Seinem Ton war deutlich anzuhören, dass das nicht stimmte, dass er aber unter dem Ansturm der Eindrücke nicht mehr wusste, was er als Nächstes fragen sollte, ganz zu schweigen davon, was er mit den Dingen anfangen sollte, die er schon wusste.

»Ich bin fast auf den Tag genau neun Monate nach der Hochzeit meiner Eltern zur Welt gekommen«, sagte er und sah mich durchdringend an. »Haben die beiden meinen Vater betrogen? Oder hat meine Mutter vor ihrer Hochzeit mit ihrem Stallknecht herumgehurt?«

»Das ist vielleicht ein wenig hart ausgedrückt«, begann ich.

»Nein, das ist es nicht«, fuhr er mich an. »Wie ist es gewesen?«

»Dein Va - Jamie. Er würde nie einen verheirateten Mann betrügen.« Außer Frank, dachte ich mit einem Stich im Herzen. Doch das hatte er natürlich anfangs nicht gewusst ...

»Mein Vater«, sagte er abrupt. »Pa - Lord John, meine ich. Er wusste - weiß Bescheid?«

»Ja.« Noch mehr dünnes Eis. Ich glaubte nicht, dass er die geringste Ahnung davon hatte, dass Lord John Isobel vor allem um seinetwillen geheiratet hatte - und um Jamies willen -, doch ich wollte nicht, dass er irgendwie auf die Idee kam, Lord Johns Motive zu hinterfragen.

»Sie alle«, sagte ich entschlossen, »alle vier; sie wollten nur das, was für dich das Beste war.«

»Für mich das Beste«, wiederholte er trostlos. »Ah.« Seine Fingerknöchel waren wieder weiß geworden, und mit zusammengekniffenen Augen warf er mir einen Blick zu, den ich nur allzu gut kannte: ein Fraser kurz vor der Explosion. Genauso gut wusste ich, dass es nicht möglich war, die Detonation zu verhindern, doch ich versuchte es dennoch und hielt ihm die Hand entgegen.

»William«, fing ich an. »Glaube mir -«

»Das tue ich«, sagte er mühsam beherrscht. »Ich will kein einziges verdammtes Wort mehr hören. *Gott*verdammte!« Damit fuhr er auf dem Absatz herum, hieb mit der Faust durch die hölzerne Wandverkleidung, riss die Hand aus dem Loch, das er hinterlassen hatte, und stürmte hinaus. Ich hörte es knirschen und bersten, als er stehen

blieb, um mehrere Pfosten aus dem Geländer des Treppenabsatzes zu treten und ein Stück des Handlaufs abzubrechen. Und ich schaffte es gerade rechtzeitig zur Tür, um zu sehen, wie er mit einem meterlangen Holzstück ausholte und den Kronleuchter zerschmetterte, der über der Treppe hing. Einen Moment blieb er an der offenen Kante des Treppenabsatzes stehen, und ich glaubte schon, er würde fallen oder sich hinunterstürzen, doch dann trat er von der Kante zurück, und mit einem heftigen Atemlaut, der genauso gut ein Grunzen wie ein Schluchzen hätte sein können, schleuderte er das Holzstück wie einen Speer auf die Überreste des Leuchters.

Dann rannte er Hals über Kopf die Treppe hinunter und hieb dabei in Abständen mit der verletzten Faust an die Wand, wo er blutige Flecken hinterließ. Er prallte mit der Schulter gegen die Haustür, fuhr zurück, riss sie auf und dampfte wie eine Lokomotive davon.

Erstarrt stand ich inmitten der Verwüstung auf dem Treppenabsatz und klammerte mich an den Rand der zerbrochenen Balustrade. Winzige Regenbogen tanzten über Decke und Wände - wie bunte Libellen, die den Kristallscherben entsprangen, mit denen der Fußboden übersät war.

Etwas bewegte sich; ein Schatten fiel unten im Flur auf den Boden. Eine zierliche dunkle Gestalt kam langsam zur offenen Tür herein. Während sie die Kapuze ihres Umhangs zurückschob, ließ Jenny Fraser den Blick über das Bild der Vernichtung hinwegwandern und hob ihn dann

zu mir empor. Im blassen Oval ihres Gesichtes schimmerte der Humor.

»Wie der Vater, so der Sohn, stelle ich fest«, sagte sie.
»Gott steh uns bei.«

DIE STUNDE DES WOLFS

Die britische Armee war dabei, aus Philadelphia abzuziehen. Auf dem Delaware stauten sich die Schiffe, und die Fähren vom Ende der State Street zum Cooper's Point waren unablässig unterwegs. Außerdem hatten dreitausend Tories beschlossen, Philadelphia zu verlassen, weil sie ohne den Schutz der Armee Angst davor hatten zu bleiben; General Clinton hatte ihnen versprochen, sie mitzunehmen, obwohl ihr Gepäck - das sich auf den Docks stapelte, mit auf die Fähren gestopft wurde und viel Platz an Bord der Schiffe einnahm - für fürchterliches Durcheinander sorgte. Ian und Rachel saßen im Schatten einer Platane am Ufer und sahen zu, wie in hundert Metern Entfernung eine Geschützstation in ihre Einzelteile zerlegt wurde.

Die Artilleriesoldaten hatten ihre blauen Röcke zusammengefaltet ins Gras gelegt und arbeiteten in Hemdsärmeln daran, die Kanonen, die die Stadt verteidigt hatten, für den Abtransport vorzubereiten. Sie hatten keine Eile und nahmen keine besondere Notiz von ihren Zuschauern; es spielte jetzt keine Rolle mehr.

»Weißt du, wohin sie gehen?«, fragte Rachel.

»Aye, das weiß ich. Fergus sagt, sie ziehen nach Norden als Verstärkung für New York.«

»Du hast ihn gesehen?« Sie wandte ihm neugierig den

Kopf zu, und der Schatten der Blätter tanzte in ihrem Gesicht.

»Aye, er ist gestern Abend nach Hause gekommen; jetzt, da die Armee abzieht und die Tories mitnimmt, droht ihm keine Gefahr mehr.«

»Keine Gefahr«, sagte sie, und ihre Skepsis war nicht zu überhören. »Soweit das in Zeiten wie diesen möglich ist, meinst du.« Sie hatte ihre Haube abgesetzt, weil es so heiß war, und strich sich die feuchten dunklen Haare von den Wangen.

Er lächelte, sagte aber nichts. Sie wusste so gut wie er, dass die Sicherheit nur eine Illusion war.

»Fergus sagt, die Briten haben vor, die Kolonien in zwei Hälften aufzuteilen«, sagte er. »Den Norden vom Süden zu trennen und sich separat darum zu kümmern.«

»Sagt er das? Woher weiß er das denn?«, fragte sie überrascht.

»Von einem britischen Offizier namens Randall-Isaacs, der öfter mit Fergus spricht.«

»Du willst damit sagen, er ist ein Spion? Für welche Seite denn?« Sie presste die Lippen ein wenig aufeinander. Er war sich nicht sicher, was die Philosophie der Quäker von der Spionage hielt, doch danach wollte er jetzt lieber nicht fragen. Ein heikles Thema, die Philosophie der Quäker.

»Darüber möchte ich nicht spekulieren«, sagte er. »Er gibt sich als amerikanischer Agent aus, doch das kann

alles nur Fassade sein. In Kriegszeiten kann man niemandem trauen, aye?«

Bei diesen Worten wandte sie sich ganz zu ihm um und betrachtete ihn, den Kopf leicht an den Baumstamm gelehnt.

»Nicht?«

»Ich traue dir«, verbesserte er. »Und deinem Bruder.«

»Und deinem Hund«, ergänzte sie mit einem Blick auf Rollo, der sich am Boden wand, um sich den Rücken zu kratzen. »Deiner Tante und deinem Onkel ebenfalls - und Fergus und seiner Frau? Das scheint mir eine ansehnliche Anzahl von Freunden zu sein.« Sie beugte sich zu ihm hinüber und blinzelte besorgt. »Schmerzt dich dein Arm?«

»Och, es geht schon.« Er zuckte mit der gesunden Schulter und lächelte. Sein Arm schmerzte ihn zwar, doch die Schlinge half. Um ein Haar hätte ihm der Axthieb den linken Arm abgetrennt; er war ihm durch die Haut gedrungen und hatte den Knochen zerschmettert. Seine Tante hatte gesagt, er hätte Glück gehabt, dass die Sehnen unversehrt geblieben waren. Der menschliche Körper ist flexibel, hatte sie gesagt. Die Muskeln würden heilen, genau wie die Knochen.

Rollos Knochen waren ebenfalls geheilt; die Schussverletzung hatte keine Steifheit hinterlassen, und obwohl seine Schnauze allmählich weiß wurde, glitt er wie ein Aal durch das Gebüsch und schnüffelte eifrig herum.

Rachel seufzte und sah ihn offen an.

»Ilan, du denkst an etwas, das dich schmerzt, und es wäre mir lieber, wenn du mir sagst, was es ist. Ist etwas geschehen?«

Es war so viel geschehen; es geschah ringsum, es würde noch geschehen. Wie konnte er ihr sagen ...? Und doch ging es nicht anders.

»Die Welt ist auf den Kopf gestellt«, entfuhr es ihm. »Und du bist das Einzige, das Bestand hat. Das Einzige, das ich - das mich auf der Erde festhält.«

Ihr Blick wurde sanft.

»Bin ich das?«

»Das weißt du ganz genau«, sagte er schroff. Er wandte den Blick ab, und sein Herz hämmerte. Zu spät, dachte er mit einer Mischung aus Bestürzung und Jubel. Jetzt hatte er angefangen zu reden; er konnte nicht aufhören, ganz gleich, wohin es führen würde.

»Ich weiß, was ich bin«, sagte er verlegen, aber entschlossen. »Ich würde ja für dich zum Quäker werden, Rachel, doch in meinem Herzen weiß ich, dass ich keiner bin; ich glaube, ich könnte es auch nie sein. Und ich glaube nicht, dass du möchtest, dass ich Worte sage, die ich nicht ernst meine, oder etwas zu sein vorgebe, das ich nicht bin.«

»Nein«, sagte sie leise. »Das möchte ich nicht.«

Er öffnete den Mund, fand aber keine Worte mehr. Er schluckte mit trockenem Mund und wartete. Sie schluckte ebenfalls; er sah die sachte Bewegung ihrer Kehle, sanft

und braun; wieder hatte die Sonne begonnen, ihre Haut zu berühren, und reifte die nussbraune Maid heran.

Die Artilleristen luden die letzte Kanone auf einen Wagen, spannten ihre Ochsen an und steuerten unter derben Scherzen und Gelächter auf die Anlegestelle der Fähre zu. Als sie schließlich fort waren, wurde es still. Es gab zwar immer noch Geräusche - das Rauschen des Flusses, das Rascheln der Platane und weit entfernt die Rufe und das Rumpeln einer Armee auf dem Marsch; der Klang der drohenden Gewalt. Doch zwischen ihnen herrschte Schweigen.

Ich habe verloren, dachte er, denn ihr Kopf war nach wie vor in Gedanken gesenkt. Betet sie vielleicht? Oder überlegt sie sich nur, wie sie mich fortschicken kann?

Was auch immer es war, sie hob den Kopf und stand auf, trat fort von der Platane. Sie zeigte auf Rollo, der sich wieder hingelegt hatte, reglos, aber hellwach, während seine gelben Augen den Bewegungen eines fetten Rotkehlchens folgten, das im Gras nach Futter suchte.

»Dieser Hund ist doch ein Wolf, oder nicht?«

»Aye, nun ja, zum größten Teil.«

Ein leises Aufblitzen ihrer Haselaugen befahl ihm, jetzt nicht kleinlich zu sein.

»Und doch ist er dein treuer Begleiter, ein Geschöpf von selten großem Mut, das dir zugeneigt ist, ein durch und durch ehrenwertes Wesen?«

»Oh, aye?«, sagte er schon zuversichtlicher. »Das ist

er.«

Sie sah ihn gleichmütig an.

»Du bist auch ein Wolf, und das ist mir bewusst. Doch du bist mein Wolf, und ich glaube, das solltest du wissen.«

Er begann zu brennen, als sie das sagte, entzündete sich schnell und heftig wie die Streichhölzer seiner Cousine. Er streckte ihr die Hand entgegen, vorsichtig, damit nicht auch sie in Flammen aufging.

»Was ich damals zu dir gesagt habe ... dass ich weiß, dass du mich liebst -« Sie trat auf ihn zu und legte die Hand in die seine, und ihre kleinen, kühlen Finger hielten ihn fest.

»Was *ich* jetzt zu dir sage, ist, ich liebe *dich*. Und jagst du auch in der Nacht, du kommst doch nach Hause zurück.«

Unter der Platane gähnte der Hund und legte die Schnauze auf seine Pfoten.

»Und schlafe zu deinen Füßen«, flüsterte Ian und zog sie mit dem gesunden Arm an sich. Und sie loderten beide wie der hellichte Tag.

DANKSAGUNG

Ich benötige jedes Mal gute drei Jahre, um eines dieser Bücher zu schreiben - ein Zeitraum, in dem ich ständig darauf angewiesen bin, anderen Fragen zu stellen ... und in dem mich hilfreiche Seelen mit faszinierenden Dingen beliefern, nach denen zu fragen mir niemals eingefallen wäre. Der eine oder andere mag hier vielleicht fehlen, doch ich denke mit großer Dankbarkeit an sie alle.

Außerdem möchte ich mich herzlich bedanken bei ...

... John Flicker und Bill Massey, den Lektoren der Originalausgabe, beides Gentlemen mit sehr viel Rückgrat, die sich tapfer mit einem Buch befasst haben, das stückweise geschrieben wurde (und es waren viele Stücke), und mit einer Autorin, die es gewohnt ist, gefährlich zu leben.

... Danny Baror und Russel Galen, meinen Agenten, zwei Herren, die ihr Gewicht buchstäblich in Gold wert sind - was in diesen Zeiten der Rezession einiges heißen will.

... dem Trio in Deutschland: Barbara Schnell, meiner Übersetzerin, die viele höchst zufriedenstellende Tränen über Ian Murrays Geschichte geweint hat; Silvia Kuttny-Walser, meiner Verlegerin, deren Begeisterung keine Grenzen kennt, auch wenn die Zeit knapp wird, und Petra Zimmermann, meiner Redakteurin, deren Adlerauge nur von ihrer Gabe übertroffen wird, anderen Mut zu spenden.

... Stephen Lopata für seine unvergessliche Erzählung, wie ihn eine Wassermokassinschlange an Land gejagt hat - sowie die poetische Beschreibung des Geruchs dieser Tiere (»eine Kombination dieses Schlangenhauseruchs aus dem Zoo mit verfaulenden Gurken«).

... Catherine MacGregor und Catherine-Ann MacPhee für ihre gälischen Übersetzungen und ihre Anmerkungen zu den Feinheiten der gälischen Sprache. Außerdem Katie Beggs sowie diversen ungenannten, aber geschätzten Mitgliedern der Internationalen Gälischen Mafia.

... Tess, der Krankenschwester, Dr. Amarilis Iscold, Sarah Meir, der Hebamme, und einer ganzen Reihe anderer hilfsbereiter medizinischer Fachleute für ihre Hilfe in Fragen medizinischer Prozeduren, grotesker Krankheiten und gruseliger chirurgischer Details.

... Janet McConnaughey für ihre Limericks sowie dafür, dass sie die Muse der Blutigen Äxte gewesen ist und mich auf explodierende Zypressen aufmerksam gemacht hat.

... Larry Tuohy (und anderen) für die Beschreibung der Jacke eines Spitfirepiloten.

... Ron Parker, Helen, Esmé und Lesley für den Orang-Utan.

... Beth und Matthew Shope sowie Jo Bourne für hilfreiche Informationen über die Religionsgemeinschaft der Freunde. Etwaige Schnitzer sind definitiv meine Schuld.

... Jari Backman für seine detaillierten Chronologien und Exzerptlisten und für seine Beschreibungen des Nachthimmels und der Sterne, die man von Inverness und Fraser's Ridge aus sehen kann.

... Katrina Stibohar für ihre detaillierten Auflistungen, wer wann geboren wurde und was zu diesem Zeitpunkt gerade bei den anderen vorging. Außerdem den Horden

begeisterter Sammler von Trivialwissen, die stets zur Stelle sind, wenn ich wissen muss, wie alt jemand ist oder ob Lord John Fergus begegnet ist, als er die Masern hatte.

... Pamela Patchet Hamilton (und Buddy) für ihre quälend realistische Beschreibung der Begegnung mit einem Stinktier.

... Karen Henry, der Großfürstin des Forumverkehrs, die meinen Folder der »CompuServe Books and Writers Community« in Ordnung hält und stets ein diplomatisches Auge auf seine Bewohner wirft.
(<http://community.compuserve.com/n/pfx/forum.aspx?nav=start&webtag=wsbooks>)

... Nikki Rowe und ihrer Tochter Caitlin für den wundervollen Kanal, den sie bei YouTube für mich eingerichtet haben.
(<http://www.youtube.com/user/voyagesoftheartemis> - für alle, die wissen möchten, ob ich mich beim Reden tatsächlich wie Donald Duck anhöre).

... Rosana Madrid Gatti, meiner Webmasterin, für die prompten und verlässlichen Aktualisierungen und das kreative Design.

... Susan Butler für die ständige logistische Unterstützung, dafür, dass meine Hunde bei ihr übernachten durften, dafür, dass mir niemals die Druckerpatronen ausgehen und für ihren brillanten Vorschlag in Bezug auf Jem.

... Allene Edwards, Catherine MacGregor und Susan Butler fürs Korrekturlesen und ihre extrem hilfreiche (wenn auch augenbetäubende) Genauigkeit.

... Shirley Williams für die Plätzchen und die Ansichten von New Bern.

... Becky Morgan für die historischen Kochbücher.

... meinem Urgroßvater Stanley Sykes für Jamies Spruch über die Fähigkeit zu zielen.

... Bev LaFrance, Carol Krenz und vielen anderen für die Französisch-Nachhilfe. Ebenso Florence, der Übersetzerin, Peter Berndt und Gilbert Sureau, die mich auf den Unterschied zwischen dem französischen Vaterunser von 1966 (*accorde-lui*) und der früheren, formelleren Version aufmerksam gemacht haben (*accordez-lui*).

... John S. Kruszka für die korrekte Schreibweise und Aussprache von »Kośćiuszko«. Das konnte schon zur Zeit der Revolution niemand aussprechen, und alle haben ihn tatsächlich »Kos« genannt.

... den *Ladies of Lallybroch* für ihre fortwährende Unterstützung und ihre hochinteressanten Geschenke.

... meinem Mann, weil er ebenfalls sehr gut weiß, was einen Mann ausmacht.

... Alex Krislov, Janet McConnaughey und Margaret Campbell, den Sysops der »CompuServe Books and Writers Community«, und den vielen, vielen, vielen hilfreichen Seelen, die täglich auf dieser Site unterwegs sind und ihre Beobachtungen und ihr Wissen beisteuern sowie zum allgemeinen Amüsement beitragen.

Diana Gabaldon November 2009

ANMERKUNGEN DER AUTORIN

ÜBER DIE LORD-JOHN-ROMANE

Die Romane und Kurzgeschichten um Lord John unterscheiden sich zwar von der Struktur und dem Tonfall der Romane der Highlandsaga, doch sie sind trotzdem *Teil* der eigentlichen Serie, nicht ihr Ableger oder ihr kleiner Bruder. Lord John ist Teil des Lebens von Jamie und Claire - und er lebt in derselben Zeit und unter denselben Umständen.

All meine Bücher - die der eigentlichen Serie *und* die der Lord-John-Serie - sind mit großer Sorgfalt so konstruiert, dass jedes Buch nötigenfalls für sich stehen kann, da ich ja nicht wissen kann, ob der jeweilige Leser die Bücher im Zusammenhang vorfindet oder ob ihm überhaupt bewusst ist, dass es sich um eine Serie handelt. Daher ist es natürlich auch möglich, die Highlandsaga zu lesen, ohne die Lord-John-Bücher zu kennen.

Andererseits jedoch *ist* es eine Serie; jedes einzelne Buch trägt seinen Teil zur Dichte, Tiefe und Komplexität des Ganzen bei. Also tragen auch die Lord-John-Bücher das Ihre zum Verständnis und zur Freude an der Highlandsaga bei, sowohl inhaltlich als auch stilistisch. Wenn man also DIE SÜNDE DER BRÜDER vor ECHO DER HOFFNUNG liest, werden einige Elemente des Letzteren um vieles bereichert.

Die Reihenfolge der bisherigen Lord-John-Geschichten

lautet:

- »*Lord John und die Flammen der Hölle*« (enthalten in: »Die Hand des Teufels«)
- »*Das Meer der Lügen*« (Roman)
- »*Lord John und der magische Pakt*« (enthalten in: »Die Hand des Teufels«)
- »*Die Sünde der Brüder*« (Roman)
- »*Lord John und der Geistersoldat*« (enthalten in: »Die Hand des Teufels«)

Zwei weitere Teile sind in Arbeit.

BRIGADIER SIMON FRASER

Wie die Leser meiner Bücher bereits wissen dürften, hat es im achtzehnten Jahrhundert eine ganze Reihe von Männern gegeben, die Simon Fraser hießen. Der Brigadier, der in Saratoga tapfer gekämpft und sein Leben verloren hat, gehört nicht zu den Frasers von Lovat, sondern er ist ein Fraser aus Balnain. Er ist also kein direkter Nachkomme des alten Fuchses, mit Sicherheit aber irgendwie mit ihm verwandt. Seine glänzende militärische Laufbahn umfasste auch die berühmte Einnahme Quebecs durch James Wolfe (eine Schlacht, die übrigens im Zentrum der nächsten Lord-John-Geschichte stehen wird).

Der Grund, warum ich den Brigadier hier erwähne, sind die interessanten Umstände seiner Beerdigung. Die meisten Augenzeugenberichte aus Saratoga, in denen er vorkommt, lauten dahingehend, dass er auf seine eigene Bitte hin noch am Abend seines Todes auf dem Terrain der Schanze beerdigt wurde (nicht die Breymanschanze, die Jamie mit Benedict Arnold erstürmt hat, sondern die größere der beiden Schanzen auf dem Feld). Einige Berichte steuern weitere Details bei, zum Beispiel die Anwesenheit von Balcarres' Waldläufern oder die Salve, die von den Amerikanern zu Frasers Ehren abgefeuert wurde, als ihnen klar wurde, was vor sich ging. Anderen Quellen zufolge sind diese Anekdoten von zweifelhafter, romantischer Natur, und die Beerdigung fand im engsten Kreis seiner Stabsoffiziere statt.

Nun ist es nicht immer möglich, einen Handlungsschauplatz persönlich aufzusuchen, und es ist auch nicht immer notwendig. Dennoch ist es meistens wünschenswert, und Saratoga ist glücklicherweise der Öffentlichkeit zugänglich, und das Schlachtfeld ist sehr gut erhalten. Seit meinem Entschluss, diese Schlacht zum Kernstück eines Buches zu machen (wenn auch nicht des Buches, das ich damals gerade in Arbeit hatte), bin ich im Lauf der Jahre dreimal dort gewesen. Bei einem dieser Besuche war ich ganz alleine dort; es waren keine anderen Touristen da, und ich hatte Gelegenheit, mich ausführlich mit einem der Parkangestellten zu unterhalten, der zeitgenössische Kleidung trug und am wiederhergestellten Standort von Bemis' Farm postiert war. Nachdem er mir geduldig auf eine Reihe aufdringlicher Fragen geantwortet hatte («Tragen Sie Unterwäsche?«, war eine davon, und die Antwort lautete »Nein«; »Lange Hemdschöße« lautete die weitere Erklärung auf die Frage hin, wie man es vermeidet, sich an einer Hose aus grobem Leinen wund zu scheuern) und er mir erlaubt hatte, seine Muskete in die Hand zu nehmen - es war eine »Brown Bess« -, sowie mir erklärt hatte, wie man sie lädt und abfeuert, haben wir angefangen, uns über die Schlacht und ihre Zentralfiguren zu unterhalten. Ich wusste ja inzwischen einiges darüber.

Zu diesem Zeitpunkt war General Frasers Grab zwar auf dem Plan des Schlachtfeldes eingetragen - jedoch nicht im Inneren der Schanze, sondern am Fluss. Dort war ich schon gewesen, hatte aber kein Grabkreuz gefunden, und so

habe ich mich erkundigt, wo es denn nun war - und warum nicht in der Schanze. Mir wurde mitgeteilt, dass die Parkleitung irgendwann - ich weiß nicht, wann, aber es ist noch nicht lange her - eine archäologische Untersuchung der Schanze veranlasst hatte, inklusive der vermeintlichen Grabstätte. Zur allgemeinen Überraschung war weder General Fraser noch sonst jemand dort beerdigt. Man konnte zwar sehen, dass dort einmal ein Grab geschaufelt worden war, und man fand einen Uniformknopf - aber keinerlei Hinweise auf eine Leiche. (Natürlich wäre die Leiche inzwischen längst verfallen gewesen, doch es hätte trotzdem Spuren geben müssen.) Es gab - so der Parkangestellte - Hinweise darauf, dass General Frasers Grab an eine andere Stelle am Flussufer verlegt worden war, doch die genaue Stelle war genauso wenig bekannt wie die Tatsache, ob sich der General tatsächlich dort befand - daher auch kein Grabkreuz.

Nun, Romanautoren sind ein gewissenloser Haufen. Autoren *historischer* Romane gehen mit belegten Fakten normalerweise sehr respektvoll um (wobei man nie vergessen darf, dass die Tatsache, dass man etwas schwarz auf weiß vor sich hat, nicht unbedingt bedeuten muss, dass es auch die Wahrheit ist). Doch wenn wir irgendwo ein Schlupfloch finden, eine Lücke in der Dokumentation, eines dieser Rätsel im Leben selbst der bekanntesten Persönlichkeiten ... Kurz gesagt, ist mir der Gedanke gekommen, dass man General Fraser ja nach Schottland heimgeschickt haben könnte. (Ja, auch im

achtzehnten Jahrhundert wurden hin und wieder Leichen verschifft. Irgendjemand hat den armen Tom Paine aus seinem Grab in Frankreich geholt, um ihn nach Amerika zu schicken und ihn dort in allen Ehren als Propheten der Revolution zu bestatten. Sein Sarg ist auf der Überfahrt verloren gegangen und nie gefunden worden. Wo wir gerade von interessanten Rätseln sprechen ...)

Nun denn. Zufällig war ich letztes Jahr in Schottland, und während ich dort umherspaziert bin und mich in der Nähe von Balnain nach einer geeigneten Ruhestätte für General Fraser umgesehen habe, bin ich (buchstäblich) über das große Hügelgrab von Corrimony gestolpert. Solche Fundorte sind stets außerordentlich inspirierend, und als ich dann auch noch auf einem Schild gelesen habe, dass in der Grabkammer einmal ein Toter gelegen hatte, der inzwischen jedoch in den Boden gesunken war (selbst nach über tausend Jahren hat man im Boden noch Knochenreste gefunden), *und* dass im neunzehnten Jahrhundert jemand in die Grabkammer eingebrochen war (womit erklärt wäre, warum man dort heute nichts mehr findet) ... tja, hey. (Schriftsteller werden ständig gefragt, woher sie ihre Ideen nehmen. Überall her!)

LOCH ERROCHTY UND DIE TUNNELTIGER

Während der 1950er und 60er Jahre hat man in Schottland ein gewaltiges Netzwerk von Wasserkraftwerken errichtet. Mit Hilfe der Arbeit zahlreicher »Tunneltiger« - Bergarbeiter, viele von ihnen aus Irland oder Polen - wurden Tunnel durch die Berge gegraben und Staudämme zur Erzeugung künstlicher Seen gebaut. Loch Errochty ist einer dieser künstlichen Seen. Tunnel wie den, mit dem ich es versehen habe (inklusive der kleinen Schienenbahn), gibt es zwar in vielen dieser Kraftwerke, doch ich weiß nicht, ob es am Loch Errochty einen gibt. Den Staudamm, die Turbinenhalle und das Aquarium in Pitlochry - sie alle gibt es jedoch tatsächlich. Genau wie die Angler.

Diana Gabaldon November 2009

Eure Mutter sagt - nun sie hat eine Menge gesagt, worin ich die Worte »Vereinheitlichte Feldtheorie« ausgemacht habe, die anscheinend noch nicht existiert, doch wenn sie es täte, würde sie einen Haufen Dinge erklären, darunter auch die Frage, warum ein Kreuzungspunkt geomagnetischer Linien genau dort zusätzlich Einfluss auf die Zeit nehmen sollte. Alles, was ich persönlich dieser Erklärung entnehmen konnte, ist die Annahme, dass Raum und Zeit gelegentlich dasselbe sind und dass dies irgendwie mit der Schwerkraft zu tun hat. Das erscheint mir so sinnvoll - oder auch nicht - wie alles andere im Zusammenhang mit diesem Phänomen.

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »An Echo in the Bone«
bei Delacorte Press, Random House, Inc., New York.

Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Diana Gabaldon Published in
arrangement with the author, c/o Baror International, Inc., Armonk, New
York, USA Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Blanvalet
Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

eISBN : 978-3-641-02994-4

www.blanvalet.de
www.randomhouse.de